HEITERE STUNDEN: BELLETRISTISCHES BEIBLATT ZUM LANDAUER TAGEBLATT "DER...





Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt

zum

Landauer Tageblatt: „Der Eilbote“.

Redigirt von Eduard Jost.

Erster Jahrgang.

Landau.
Druck und Verlag der L. Georges'schen Buchdruckerei und Lithographischen Anstalt.
1872.

Inhalt.

I. Gedichte.

II. Romane, Erzählungen, Novellen.

III. Biographisches.

IV. Verschiedene Aufsätze.

V. Mannigfaltiges,

enthaltend: Anecdoten, Humoristica, Gedankenblitze, Goldkörner, Räthsel u. s. w. befindet sich am Schlusse von fast jeder Nummer.

– 20

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 1. Donnerstag, den 4. Januar 1872.

Winternacht.

Verschneit liegt rings die ganze Welt,
Ich hab' nichts, was mich freuet,
Verlassen steht der Baum im Feld,
Hat längst sein Laub verstreuet.

Der Wind nur geht bei stiller Nacht
Und rüttelt an dem Baume,
Da rührt er seinen Wipfel sacht
Und redet wie im Traume.

Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,
Von Grün und Quellenrauschen,
Wo er im neuen Blüthenkleid
Zu Gottes Lob wird rauschen.

J. Fr. v. E.

Die Schneidemühle an der Klamm.*)

Erzählung aus den bayerischen Bergen.

Von Th. Messerer.

1.

„Ja, ja, da drunten liegt's, mein liebes, mein einziges Mittenwald! Dort zieht sich das Straßel hinüber zu unserer Schneidmühl, da drüben steht der Krotenkopf und dort der Kramer, und grad vor mir streckt sich der Karwendel in die Höh — hab Enk (Euch) lang nimmer gesehn, meine lieben, lieben Berg'! Sag Enk halt Grüß Gott mit betrübtem Herzen, heut hat Burgl kein' Juchzer für Enk, denn da drinn' ist fein gar viel Trübsal!"

Es war ein wohlgestaltetes, hochgewachsenes Kind der Berge, das bei den letzten Worten die Hände auf's Mieder preßte und feuchten Blickes hinabschaute in's Thal. Wohl hatte aus dem dunkeln Auge ein heller Freudenstrahl geblitzt beim ersten Anblick der lang entbehrten, trauten Heimath, die in aller Herrlichkeit und Sommerpracht ihr entgegenlachte; über das jugendfrische, liebliche Gesicht legte es sich aber bald wie ein Schatten stiller Wehmuth.

„Da ist der Fleck", gab sie ihren trüben Gedanken mit gepreßter Stimme weiteren Ausdruck, und sie überschaute die anmuthige Höhe, auf der sie stand — „bis daher hat mich die Mutter vor zwei Jahren begleitet, da hab ich von ihr Abschied genommen. Ich weiß noch Alles, als wär's erst gestern geschehen. „Burgl", hat sie gesagt und hat mich dabei angeschaut mit einem Blick, der mir bis in's Herz gedrungen ist — „Burgl, bleib brav, lern was, thu niemals Unrecht und hab jederzeit Gott vor Augen!"

„Wer hätt' damals 'glaubt, daß ich Dich nimmer sehen sollt' auf dieser Welt, Du gute, liebe Mutter! Wenn ich hätt' denken müssen, daß ich Dich nimmer finden thät, ich wär' nicht fort, ich hätt' Dich so treu verpflegt in Deiner Krankheit und Du wärst wohl noch bei uns geblieben. Die Burgl war halt nicht da — und vor zehn Tagen haben sie Dich hinausgetragen auf den Friedhof — und mir ist mein halbes Leben genommen. — — Wär' ja sonst lang den Bergweg hinuntergesprungen wie eine Gambs (Gemse) und hätt' einen Juchzer gethan, aber mir ist grad, als könnt' ich nicht vom Fleck, als wären mir die Füße abgebrochen."

Das Mädchen senkte das schöne betrübte Antlitz tiefer herab und Thräne auf Thräne rollte über die blühenden Wangen. Schwer athmend hob sich die Brust unter dem weichen seidenen Busentuch, und wie von Gram und Müdigkeit erschöpft, ließ sie sich neben der Landstraße auf erhöhtem Rasenplatze im Schatten eines Baumes nieder. Die dickbestaubten Schuhe und das erhitzte, hochgeröthete Gesicht verriethen, daß Burgl heute schon einen weiten

*) Aus der in neuem Gewande erscheinenden illustrirten Wochenschrift „Buch der Welt" — Stuttgart, C. Hoffmann's Verlag — die wir hiermit unsern Lesern bestens empfehlen. Die Red.

Weg zurückgelegt hatte. Sie war gekleidet, wie die Landmädchen der Umgegend zur Zeit unserer Erzählung, vor etwa vierzig Jahren, sich zu tragen pflegten, doch fehlte ihr der übliche niedrige Hut mit dem breiten grünen Bande. Statt desselben trug sie zum Schutze vor der Sonne ein großes weißes Tuch lose um das Haupt geschlungen. Als sie dieses nun im Schatten ablegte, kam ein schwarzseidenes Kopftuch zum Vorschein, unter dessen Falten dicke braune Zöpfe hervorquollen.

Burgl trocknete sich hastig die Thränen ab, dann öffnete sie das Bündel, das sie in der Hand getragen, und zog ein altes Gebetbuch daraus hervor. Das Wasser schoß ihr von Neuem in die Augen, als sie das Buch durchblätterte, das auf jeder Seite, bei jedem eingelegten Bilde trübe Erinnerungen weckte. Es hatte der Mutter gehört und war ihr von dieser bei der Abreise mitgegeben worden. Da stieß das junge Mädchen auf einen viel zerlesenen Brief, der sammt einem getrockneten Vergißmeinnicht zwischen den abgegriffenen Blättern des Gebetbuches lag.

Ein frohes Lächeln flog beim Anblick der theuren Gegenstände über das rosige Gesicht. Burgl entfaltete den Brief, und je mehr sie sich in den mit ungeübter Hand geschriebenen Inhalt vertiefte, desto sonniger glänzte es aus ihren Zügen und jede Spur von Trauer schien daraus verwischt. Sie nahm das kleine gepreßte Blümchen zwischen die Finger und betrachtete es lange wie in stillem Glücke, ehe sie es wieder neben den Brief legte.

Eifrig suchend blätterte sie weiter, und voll Freude leuchtete ihr schönes braunes Auge auf, als sie den Gegenstand ihres Forschens, ein kleines Porträt, fand. Es war eine Silhouette, deren schwarze Umrisse deutlich einen bayrischen Soldaten in Jägeruniform erkennen ließen. Im Anschauen des Bildchens versunken, schien sie von Glück und Hoffnung beseligt, bis sie aus dem schönen Traume plötzlich wieder zum Bewußtsein ihres Verlustes erwachte.

„O mein lieber Bub, wann wird die Stund schlagen, wo wir Zwei wieder zusammenkommen?“ hatte das Mädchen mit einem Seufzer kaum hervorgestoßen, als eine rauhe Stimme hinter ihr rief:

„Seh ich recht? Ja, meiner Seel', das ist die Müllerburgl! Wie hat's denn Dich auf einmal dahergeschneit?“

Dann saß der große starke Bursche, der so gesprochen, auch schon neben ihr im hohen Grase.

„Hab Dir grad nicht geschrien, Hauserlipp. Will Dich auch nicht aufhalten, wenn Du etwa einen Gang hast.“

Damit rückte das Mädchen unwillig von ihm weg und schlug hastig ihr Gebetbuch zu.

„Hoho!“ rief der Bursche. „Ist die Jungfer so stolz worden die paar Jahrl'n in der Stadt drinn', daß sie nimmer mit einem rechtschaffenen Buben reden mag?“

„Du — rechtschaffen?“ war Burgl's ganze Antwort, begleitet von einem Blick, in dem die vollste Verachtung lag.

„Ist freilich zuwider, wenn man grad gestört wird, wie man's Bildl vom Schatz so andächtig anschaut. Hab's schon gesehn 's selbige schwarze Bildl — die Muttergottes von Altötting war's gewiß nicht! Behüt Dich Gott, stolze Pris', ich muß nach Garmisch 'nüber. Wart nur, wirst bald anders reden mit dem Hauserlipp!“

Da sprang er auf und mit einem hämischen Lachen gegen Burgl wandte er sich dem Fußpfade zu; keinen Blick aber sandte ihm das junge Mädchen nach, auf das die Begegnung offenbar einen widerlichen Eindruck gemacht.

Obgleich er die schöne Tracht der Gebirgssöhne trug, fehlte dem Hauserlipp vor Allem das Offene und Freie des Bergländers in seinem ganzen Wesen. Unter dem spitzen, tief in die Stirn gedrückten Hut blitzten die kleinen grauen Augen stechend und lauernd hervor. Die langen Enden eines verwahrlosten Schnurrbarts hingen schlaff über die Winkel eines Mundes herab, dessen Lippen sich beständig, wie in verbissenem Grimme, eingezogen zeigten. Eine stark gekrümmte Nase verlieh dem häßlichen Gesichte etwas Unheimliches. Nicht aufrecht und frei, mit festem Tritt, sondern schleichend, als bewegte er sich auf verbotenem Pürschsteige oder auf verlegtem Schmugglerweg, eilte der Bursche dahin, verließ aber, als er sich außer Sehweite befand, die verfolgte Richtung und schlug den Weg nach Mittenwald ein.

(Fortsetzung folgt.)

* Die moderne Oper.

(Aus einem in Düsseldorf kürzlich gehaltenen Vortrag von Ph. Stein.)

„Gestatten Sie mir, Ihre Aufmerksamkeit auf einen Zweig der schönen Künste hinzulenken, der in unsern Tagen mehr als jeder andere Kunstzweig seinen Einfluß ausübt auf das sittliche Leben des Volkes, und der darum die Theilnahme einer Versammlung, wie die gegenwärtige ist, im höchsten Grade verdient. Der Kunstzweig, den ich im Auge habe, ist die Verbindung der dramatischen Poesie mit der Tonkunst. Mit einem Worte: die Oper. Welch großartige Verbreitung dieser Kunstzweig in unsern Tagen allenthalben gefunden, wie er die Gunst des Theater-Publikums in einem ganz unglaublichen Grade erworben, wie er alle andern Zweige der dramatischen Kunst, des gesprochenen Drama's, in den Hintergrund gedrängt hat, dies Alles, meine Herren, ist Ihnen hinlänglich bekannt.

Weniger dagegen dürften Sie über die Gründe einer solchen Erscheinung mit sich im Klaren sein. Diese überwiegende Vorliebe für die Oper bei dem theaterbesuchenden Publikum ist noch nicht sehr alt. Noch vor vierzig Jahren standen die Meisterwerke der dramatischen Poesie mit den Meisterwerken der dramatischen Musik bei dem theaterbesuchenden Publikum in ziemlich gleicher Gunst. Neben Mozart und Carl Maria von Weber standen Shakespeare und Schiller noch als gleich berechtigt, während dieselben heute vor Meyerbeer und Offenbach sich scheu zurückziehen müssen, und in unseren Theatern von den Brosamen leben, die von der reichbesetzten Tafel dieser Günstlinge des Publikums abfallen. Fragt man begeisterte Opernfreunde, wie dies zu erklären sei, dann wird man belehrt, daß in unseren Tagen die Oper einen so großartigen Aufschwung, eine so herrliche Ausbildung gefunden, und daß die musikalische Bildung im Volke so allgemein geworden sei, daß sich die Vorliebe des gebildeten Publikums für die Oper ganz von selbst verstehe. Von einem ungebildeten Publikum kann nämlich hier gar nicht die Rede sein. Wie sie wissen, ist Jeder, der das Theater besucht, von selbst ein gebildeter Mensch. (Heiterkeit.) Sie werden hoffentlich daran nicht zweifeln, daß das Theater die Hauptschule der Bildung ist. (Wiederholte Heiterkeit.) Die Galerie ist die Sexta und in den Sperrsitzen finden Sie die Primaner.

Also purer Kunstsinn und Liebe zur Musik soll es sein, was unser Theater-Publikum in hellen Haufen zu der modernen Oper führt! Das ist schwer zu glauben, wenn man bedenkt, daß auch vor vierzig Jahren schon die Meisterwerke dramatischer Musik von Mozart, Carl Maria von Weber und Andern von Kunstkennern und Kunstfreunden gehörig gewürdigt wurden, und dennoch eine solche Theilnahme beim Theater-Publikum nicht fanden, und auch jetzt nicht finden, wie die mod rnen Opern-Componisten sie finden. Oder sollten Donizetti und Verdi, Meyerbeer und Offenbach die Kunst besser verstehen, als Mozart und Weber, als Spohr und Spontini sie verstanden haben? Das ist schwer zu glauben. Der Grund muß anderswo zu suchen sein, und es wird uns sehr interessiren, meine Herren, diesem Grunde nachzuforschen.

Richard Wagner sagt in einer vor etwa zehn Jahren erschienenen Broschüre Folgendes: „Das wirkende Wesen der Kunst, wie sie jetzt die ganze Welt erfüllt, ist Industrie, — ihr moralischer Zweck der Geld-Erwerb, — ihr ästhetisches Vorgehen die Unterhaltung der Gelangweilten." Dieser hochbegabte Künstler hat hier seine Collegen im dramatischen Fach im Auge: die Opern-Componisten. Er kennt seine Leute ganz genau und er weiß auch selbst, wie es gemacht wird. (Heiterkeit.) In den angeführten Worten hat er den Zweck und die Tendenz der modernen Oper ganz genau und richtig bezeichnet. Dieser Zweck ist kein anderer als Geld-Erwerb, und als Mittel zu diesem Zweck wird der Effekt benutzt, der um jeden Preis und durch jedes Mittel erreicht werden muß. Der Industrialismus, dieser Tyrann unserer Zeit, hat auch die Oper jener Herrschaft unterworfen, und unter dieser Herrschaft muß die Kunst verschmachten, indem sie an das Triebrad der Kunst-Fabrik gespannt wird. (Bravo.) Nur Effekt machen, Ueberraschen, etwas noch nicht Dagewesenes bringen, ist der Zweck der gegenwärtigen dramatischen Musik, und diesem Zweck wird nicht blos die Kunst, sondern auch alles Andere zum Opfer gebracht, Religion und Politik, Sittlichkeit und Wahrheit. Diese verkehrte Richtung hat bei den Italienern ihren Ausgangspunkt gefunden. Donizetti und Verdi haben in ihren dramatischen Musikwerken nur

den Effekt, nur theatralische Wirkung im Auge gehabt, und haben diesem Zweck die dramatische Wahrheit vollständig zum Opfer gebracht. Dem Effekt zu Liebe haben sie sich über die Gesetze der Moral und selbst der Vernunft hinweggesetzt. Das Ueberwiegen des Sinnlichen über das Geistige ist der hervorstechende Charakter ihrer Werke und ihrer Musik überhaupt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

„Erst das Geschäft und dann — die Revanche!" denken die französischen Industriellen. Die Pariser speculiren auf den deutschen Patriotismus und haben namentlich zum Weihnachtsfeste eine Menge Artikel fabricirt, die eben nur im kaiserlichen Deutschland verkäuflich sind; sie haben Bonbonnièren, Damentaschen, Lederkästchen u. dgl. m. hergesandt, welche theils mit dem Wappen und den Farben des Reiches, theils mit den Portraits des Deutschen Kaisers, Bismarck's, Moltke's u. A. geschmückt sind. In der Conditorei von Schilling in Berlin war eine ganze Gallerie solcher französisch-patriotischen Arbeiten zu schauen.

(Beiderlei Geschlechts.) Wiener Blätter erzählen: Es war im Jahre des Heiles 1851, als dem in Mariahilf wohnhaften Gold- und Silberplattirer B. ein Töchterlein geboren wurde, welches in der Taufe den romantisch klingenden Namen Michaela erhielt. Das kleine Mädchen wuchs heran und ist zum hübschen Fräulein geworden, welches bereits in das Alter getreten, in welchem junge Damen so gerne unter die Haube gerathen. Dies sollte nun mit unserer hübschen Michaela geschehen. Dazu war nothwendig, das Beweismittel von der Existenz, nämlich der Taufschein, zu besorgen. Aus demselben ersah aber der staunende Vater, daß ihm im Jahre 1851 anstatt seiner liebenswürdigen Michaela ein Michel geboren worden sein sollte, der gleichzeitig zur Recrutirung einberufen wird, weil er in die erste Altersklasse gehört und die betreffenden Vorschriften genau zu befolgen hat, wenn er nicht als Recrutirungsflüchtling behandelt werden soll. In den Stellungslisten wird auch laut pfarramtlichen Taufprotokolls der Michael B. verzeichnet. Es erübrigte daher der Familie, welche ihr Töchterlein und dem Bräutigam, welcher seine Braut nicht als Markedenterin engagirt wissen wollte, nichts anderes, als das Einschreiten an die Statthalterei um Berichtigung des Taufprotokolls. Das ist nun geschehen, der Pfarrer erhielt den bezüglichen Auftrag, der Taufschein wurde neu ausgefertigt und das geängstigte Mädchen entgeht nun der Gefahr, für die Freuden des Ehestandes den anstrengenden Militärdienst einzutauschen.

Goldkörner.

Wer sich am Süßen der Liebe will laben
Ohne das Bittre genossen zu haben,
Will im Tempel zu Mekka ruh'n
Ohne das Pilgerkleid anzuthun.

Rückert.

Schilt nimmermehr die Stunde hart,
Die fort von dir was Theures reißt;
Sie schreitet durch die Gegenwart
Als ferner Zukunft dunkler Geist.
Sie will dich vorbereiten ernst
Auf das, was unabwendbar droht,
Damit du heut entbehren lernst,
Was morgen sicher raubt der Tod.

Fr. Hebbel.

Was man nicht kann hassen
Und noch weniger lassen,
O Herz! da ist kein Mittel geblieben
Als es von ganzer Seele zu lieben.

Rückert.

Was dich auch bekümmern mag,
Herz, du mußt darum nicht zagen:
Stets doch kommt ein gold'ner Tag
Und die Nachtigallen schlagen.

Feodor Wehl.

* Räthsel.

Aus mancher Stadt im deutschen Reiche
Die Erste ragt in's Himmelsblau;
An ihr bewunderst du die Zweite,
Die wohl von Alter bleich und grau.
Es klagen über meine Dritte
Die Menschen auf der ganzen Welt,
Ja, in Pallast und in der Hütte
Die Dritte selten recht gefällt.
Durch's Ganze hoffen wohl recht Viele
Zu nähern sich ersehntem Ziele.

C. J.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 2. Samstag, den 6. Januar 1872.

* Liebesnacht.

Du sprichst von Scheiden? O sag' es nicht,
Wie Abendroth verglüh' die Lust der Stunden; —
Schau, wie des Mondes sieggewohntes Licht
Die weite, stille Waldnacht überwunden!

Du sprichst von Scheiden? O sag' es nicht,
Ein Schmerz nur sei der Liebe kurz Genießen; —
Schau, wie der Glanz in jene Tiefen bricht
Und lächelnd sich die Blumen ihm erschließen!

Du sprichst von Scheiden? O sag' es nicht,
Wir seien all' nur flücht'ge Ephemeren;
Blick auf, ob nicht der Nacht geheiligt Licht,
Ob nicht die Sterne besser dich belehren!

Ruh' mir am Herzen! Es ist kein Spott,
Wenn jetzt die Hände gläubig sich erheben
Und leis' ich bete: „Gott, mein Gott,
Laß uns noch einmal solche Nacht erleben!“

* Die Schneidemühle an der Klamm.

Erzählung aus den bayerischen Bergen.
Von Th. Messerer.

(Fortsetzung.)

In Gedanken versunken, saß Burgl noch immer auf derselben Stelle. Dort unten winkte die Heimath so freundlich, und dennoch zögerte sie so lange hier oben und mit traurigem Auge schaute sie über die herrliche Gegend hin, wo die Sonne sich bereits dem Gipfel der Zugspitze zuneigte, um bald hinter dem hohen Bergrücken zu verschwinden. Wie aus einem Feuermeere stieg leuchtend die höchste Spitze empor, indeß die hohen Zacken, Hörner und Risse der gegenüberliegenden Berge sich immer größer und mächtiger von dem dunkelblauen Hintergrunde trennten. Mit gluthrothen Streifen umspannte, so weit das Auge reichte, die scheidende Sonne den Horizont und borgte ihre letzten Lichter den einzelnen weißen Wölkchen, die goldgerändert über dem Thalgrunde schwebten. Die langsam hereinbrechende Dämmerung entführte diesen letzten goldenen Schimmer, worauf sich tiefes Dunkel über die Bergwaldung legte. Nur der Karwendel erglänzte noch vom Wiederschein des in Purpur getauchten Westens; das wild zerklüftete Gestein mit seinen kahlen, baumlosen Felsenwänden, den tiefen Wasserrinnen und zerbröckelten Schrofen war mit purpurnem Duft übergossen und über die ewige Schneeplatte des gewaltigen Bergriesen breitete sich ein rosiger Schleier.

Tiefe, ernste Ruhe lag über den Alpenhäuptern, und auch Ruhe war wieder eingekehrt in der Brust des Mädchens, das eben einsam die Bergstraße herabschreitet. Wie selig das Gefühl sein mochte, das ihr bebendes Herz beschlich, je näher sie der lieben Heimath kam, wie froh das Lächeln war, das beim Anblick all' der wohlbekannten Häuschen Mittenwalds ihr Gesicht erhellte, wich Burgl doch fast ängstlich jeder Begegnung aus und hüllte das Haupt vorsichtig in ihr Tuch. Sie ging auch nicht die breite Straße durch den Markt, sondern bog rechts ein gegen die Pfarrkirche zu und stand bald beim Eingange des zu dieser Stunde völlig verödeten Friedhofs. Es zog sie zu ihr, die sie vor allen Andern zuerst heimsuchen und begrüßen mußte.

Mit zitterndem Herzen war sie durch das Gatterpförtchen getreten, ein einziger Blick hatte ihr ein frisch aufgeworfenes Grab gezeigt und die Inschrift auf dem schwarzen Kreuze belehrte sie, daß sie vor der letzten Ruhestätte ihrer Mutter stand. Laut schluchzend sank sie an dem Hügel nieder, klagte ihr, die darunter schlief, all' ihr Leid und ihre bittere Betrübniß, und weilte in stillem, heißem Gebete dort, bis die zunehmende Dunkelheit sie zur Heimkehr mahnte.

Der Hauserlipp hatte auf Umwegen längst schon das Ziel seiner Wanderung, die Sulz-

mühle bei Mittenwald, erreicht. Der Brunnsteinerkopf, der hier die Tyroler Grenze bildet, dacht sich in waldreichen Hügeln unter dem Namen „Sulzlewald“ gegen das Thal hin ab. Rechts umschließt den Platz ein niederer, schmaler Berggrat, die Lindlahne, links eine tiefe Schlucht, die Salzklamm. Das Ganze gleicht einem bewaldeten Kessel, der nach dem Flußbett der Isar hin offen ist. Ein schmaler Arm dieses Gebirgsstroms schlängelt sich, hell wie Bergkrystall, auf seinem felsigen Grunde durch die grüne Au, bis ihn in der Nähe des Sulzlewaldes wilde Sturzbäche zum rauschenden Mühlbach anschwellen. Dort stand die Schneidmühle des Sulzlmüllers.

Es war ein köstliches Fleckchen Erde, worauf Burgl's Vaterhaus stand, ein traulicher, versteckter Winkel zwischen hohen waldbedeckten Bergrücken. Rings umher waren alle Kuppen rosenroth angeglüht, der Abendwind rauschte in den Wipfeln der Bäume und die frischgemähten, saftgrünen Wiesen und Matten strömten einen erquickenden Duft aus. Der Hauserlipp aber hatte keinen Blick für die Schönheit und Großartigkeit der Natur und schritt mit finsterer Miene den Mühlbach entlang auf das freundliche Wohngebäude zu.

Ein niedliches, weißgetünchtes Häuschen, im Erdgeschosse gemauert, dessen oberer Stock aus Fachwerk bestand, war es im Gebirgsstyle erbaut. Unter dem weit vorspringenden Dache, dessen Schindeln große Steine beschwerten, zog sich auf drei Seiten eine Altane hin. Mit seinen grünen Laden, den blankgeputzten Fensterchen und dem jetzt wohl etwas verwilderten Vorgärtchen sammt der schattigen Laube darin konnte Einen das Häuschen ordentlich anheimeln. Alles verrieth Sauberkeit und Wohlstand. Rückwärts waren zwei hölzerne Schuppen angebaut; in dem einen arbeitete die Brettersäge, in dem andern waren vorräthige Holzarbeiten aufgespeichert. Bei dem Wassermangel, der hier im hohen Sommer immer eintritt, ruhte die Schneidsäge, und dann wurden aus Ahornstämmen die schönsten Mulden, Tröge und Schüsseln gezimmert. Eine Anzahl Baumstämme, die neben den fichtenen Sägeblöcken am Rande des Bächleins lagen, lieferten dazu das Material.

Die Sonne ist schon hinter den Bergen versunken, doch wird der Rest der Tageshelle in der Sulzlmühle noch zu manchem Geschäfte benutzt. Ein starker Stamm liegt noch auf dem Wagen vor dem Hause, und der Mann in der Joppe dort, der ihn, mit einer Hebestange bewaffnet, so schmunzelnd betrachtet, ist der Sulzlmüller. Eine kräftige, gedrungene Gestalt, scheint er tief in den Fünfzigen zu sein, denn das gelockte schwarze Haar ist schon stark mit Grau untermischt. Sein kurzer, militärisch zugestutzter Schnurrbart und die buschigen, pechschwarzen Brauen verleihen dem scharfgeschnittenen Gesichte etwas Finsteres und Strenges, wie auch sein bewegliches dunkles Auge ihm den Ausdruck der Verschmitztheit gibt.

Der Andere, der eben auch mit einem Hebel aus der Mühle tritt, ist Veit, der Sägeknecht.

„He, Veitl, da schaut her!“ rief ihm, auf den Stamm zeigend, der Müller zu.

„Ja, Herr, das ist ein sakrischer Ahorn und kerngesund. Lenz, geh' raus!“

Auf diesen Ruf des Sägeknechts erschien, gleichfalls mit einem Prügel versehen, ein hübscher junger Bursche. Es war unverkennbar der Sohn des Hauses, dieselbe starke sehnige Gestalt mit schwarz gelocktem Haar sammt demselben finstern Zug im Gesichte, das verjüngte Abbild des Müllers. Ob er auch schon am Anfang der Zwanziger stand, zeigte sich doch nur ein schwaches dunkles Schnurrbärtchen auf seiner schmalen Oberlippe.

Kaum war die väterliche Warnung erfolgt: „Lenz gieb Obacht, sonst schlagt's Dir d'Haxen ab!“ kollerte der schöne Stamm unter den vereinten Anstrengungen der drei Männer vom Wagen zur Erde. Der Hauserlipp sah von der Hausthür aus dieser Arbeit zu und machte sich erst jetzt durch einen leisen Pfiff dem Sulzlmüller bemerkbar.

„Ist was im Garn?“ lautete die Begrüßung des Müllers, der langsam auf ihn zukam.

Mit Kopfschütteln beantwortete der Hauserlipp die Frage.

„Geh' Müller,“ sagte er halblaut, geh'n wir 'nauf, ich hab Dir was zu sagen.“

Die Beiden traten in's Haus und stiegen hinter einander die zwei schmalen Treppen hinauf bis zur Bodenkammer. Dort horchte Lipp nochmal vorsichtig zurück und sperrte dann den Gattern an der obern Stiege ab.

(Fortsetzung folgt.)

* Die moderne Oper.

(Aus einem in Düsseldorf kürzlich gehaltenen Vortrag von Ph. Stein.)

(Fortsetzung.)

Ihre völlige Ausbildung aber hat diese verkehrte Richtung bei den Franzosen gefunden und bei denjenigen deutschen Opern-Componisten, die sich dem Effekt zu Liebe selbst französirt haben. Den Musikern, die um des lieben Geldes willen in diese verkehrte Richtung eingingen, kam hier der gewandteste Opern-Dichter der neuesten Zeit, Scribe, zu Hülfe. Dieser kannte das Pariser Publikum, für welches er arbeitete; er wußte, wie dieses Publikum am besten zu ködern sei, und er hat den Geschmack dieses Pariser Opern-Publikums maßgebend für das Opern-Publikum aller civilisirten Länder gemacht. In den Textbüchern, die von Scribe herrühren, ist Alles berechnet auf effektvolle Scenen, und jedes Mittel ist benutzt, was zu diesem Zwecke führen kann; jede Rücksicht auf dramatische Wahrheit, auf die Forderungen des gesunden Menschenverstandes sind dem Zweck des Effektes hier untergeordnet. Frivole Anspielungen unreiner Art, die einer unreinen Phantasie reichliche Nahrung bieten und eine noch reine Phantasie nothwendig beschmutzen müssen, zweideutige Scenen, die auf der Bühne abgespielt werden, wie z. B. in „Fra Diavola“, wo ein junges Mädchen sich auf der Bühne auskleidet und zu Bett legt, oder eine Badescene auf der Bühne, wie in den „Hugennotten,“ oder Verführungsscenen, wie in „Robert der Teufel,“ politische Anspielungen, Huldigungen für die revolutionären Leidenschaften, wie in der „Stummen von Portici,“ Schmeicheleien für gangbare irreligiöse Ansichten oder confessionelle Vorurtheile, endlich ganz besonders religiöse Scenen, die auf der Bühne aufgeführt werden, um lebhafte Contraste herbeizuführen, um einen ernsten dunkeln Hintergrund zu machen, auf welchem sich dann nachher andere üppige Bilder desto greller abheben sollen — das sind die Kunstmittel, deren dieser Opern-Dichter und die in seine Richtung eingegangenen Componisten sich bedienen um Effekt und durch Effekt Geld zu machen.

In Frankreich ist es, Dank diesen Industriellen, dahin gekommen, daß keine neue Oper Aussicht auf Erfolg hat, wenn sie nicht mit solchen Reizmitteln für die Leidenschaften reichlich ausgestattet ist. Und in Deutschland? Die deutsche Gutmüthigkeit machte Alles mit, was der Franzose vormachte; sie läßt sich bereden, dort Naivetät zu finden, wo nur offenbare oder verhüllte Liederlichkeit sich zeigt; sie glaubt sogar eine religiöse Haltung in einem solchen Werke zu erkennen, in welchem die Religion mißbraucht und herabgewürdigt wird; sie bildet sich endlich ein, durch jene französischen Kunstfabrikanten die dramatische Musik auf den Gipfel ihrer Ausbildung gebracht zu finden, während dieselbe in der That nur noch eine geschickte Fabrikarbeiterin, oft genug aber etwas viel Schlimmeres ist.

Wenn es nun nicht geleugnet werden kann, daß unser angeblich so kunstsinniges Opern-Publikum im Großen und Ganzen von dem Taumelkelch der modernen Oper nach französischem Geschmack berauscht ist, dann muß zugleich anerkannt werden, daß es bei uns in Deutschland auch noch viele kunstsinnige und kunstverständige Männer giebt, die vor diesem musikalischen Baal sich nicht beugen wollen und die auch in Beziehung auf die moderne Oper der Wahrheit immer das Zeugniß geben, unbekümmert um das Geschrei und den Spott der gedankenlosen Menge, die in der Kunst nur Sinnengenuß und Zeitvertreib sucht. (Zustimmung.)

Hier lassen Sie mich das Andenken eines edeln Mannes und großen Meisters der Tonkunst erneuern, den die Stadt Düsseldorf eine Zeit lang den Ihrigen zu nennen die Ehre hatte. Es ist Felix Mendelssohn-Bartholdy. Aus seinen hinterlassenen Briefen wissen wir, daß er während seiner ganzen künstlerischen Laufbahn das innige Verlangen hegte, seine bedeutenden Kräfte auch im dramatischen Fach an einer großen Oper zu versuchen, daß er aber dieses Ziel nicht erreicht hat, weil es ihm trotz aller Bemühungen nicht gelingen wollte, einen ihm zusagenden Operntext zu erlangen. Als er sich nun auf seiner Kunstreise längere Zeit in Paris aufhielt, schrieb sein Vater ihm dorthin, er möge sich bei Scribe ein Textbuch anfertigen lassen, diesen Text in Paris componiren und ihn in Paris zuerst zur Aufführung zu bringen suchen. Der Vater schrieb offenbar als sachkundiger Geschäftsmann. (Heiterkeit.) In seiner Antwort an den Vater schildert Mendelssohn zunächst die Schwierigkeiten, welche sich dem Fremden in Paris entgegenstellen, der dort versucht, ein eigenes

Werk zur Aufführung zu bringen, und dann schreibt er Folgendes: „Dazu kommt noch, daß „der Hauptpunkt bei ihnen (den Franzosen „nämlich) einer von denjenigen ist, in denen „man, wenn auch die Zeit sie verlangt, und „wenn ich auch vollkommen einsehe, daß man „im Ganzen genommen mit der Zeit, nicht „gegen die Zeit gehen müsse, sich ihr geradezu „entgegenstellen soll. Es ist der Punkt der „Unsittlichkeit. — Wenn in „Robert der Teufel" „die Nonnen Eine nach der Andern] kommen „und den Helden zu verführen suchen, bis es „der Aebtissin endlich gelingt, — wenn der „Held durch einen Zauber in das Schlafge- „mach seiner Geliebten kommt und sie zu Boden „wirft, in einer Gruppe, über die das Publi- „kum hier klatscht, und in ganz Deutschland „vielleicht nachklatschen wird, und wenn sie „ihn dann in einer Arie um Gnade bittet; „— wenn in einer andern Oper ein Mädchen „(auf der Bühne) sich auskleidet und dabei „ein Lied singt, wie sie morgen um diese Zeit „verheirathet sein werde, — es hat Effect ge- „macht, aber ich habe keine Musik dafür, denn „es ist gemein. Und wenn das heute die Zeit „verlangt und nothwendig findet, dann will „ich Kirchenmusik schreiben." (Bravo!)

Ehre dem braven Manne, dem deutschen Künstler, der so sich selbst geehrt hat, indem er verschmähte, Ruhm und Geld dadurch zu erwerben, daß er die ihm verliehene Gottesgabe der Kunst an die Gemeinheit verkauft hätte (Bravo!)

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Jck bin geschooten! — Wie wunderbar die Einbildungskraft auf den Menschen einwirkt, das bewies vor nicht langer Zeit ein Bauer im Hannover'schen, der nach der Stadt fahrend, auf seinem Wagensitze eingeschlafen und derart umgesunken war, daß er mit der Kehrseite nach oben auf dem Sitzbänkchen lag. Die Pferde gingen ruhig weiter. Ein Gensd'arm, der in Begleitung eines Gutsbesitzers dem Fuhrwerke begegnete, wollte den Bauern wecken, um ihn wegen seiner gesetzwidrigen Fahrlässigkeit zur Anzeige zu notiren, doch der Gutsbesitzer mahnte von so strammem Verfahren ab, und schlug ein gemüthlicheres vor. Er wollte dem Schläfer mit der Reitgerte tüchtig eins auf die Kehrseite geben und im selben Augenblicke sollte der Gensd'arm sein Pistol in die Luft feuern. Schuß und Schlag waren eins. Der Bauer fuhr mit lautem Angstrufe empor, hielt die sich geschlagene Stelle und schrie verzweifelt: „Jck bün geschooten!" Dann jagte er eilends davon, indem er seinen Weheruf beständig wiederholte. Die beiden Reiter konnten sich vor Lachen kaum auf den Pferden halten, doch nützte es ihnen nichts, daß sie ihm die Versicherung gaben, er sei nicht geschossen worden; er verblieb hierbei und fuhr schnurstracks zum nächsten Arzte, um sich verbinden zu lassen. Dort erst ließ er sich überzeugen, daß weder er noch sein Beinkleid eine Verwundung davon getragen habe.

Größenwahnsinn. — Der Graf von Chambord, der sich selber König Heinrich V. von Frankreich nennt, spielt diese Rolle mit größtem Ernste schon seit vielen Jahren. Das ihn umgebende Gesinde aus „hochgebornen" Herren hat er in Ministerien eingetheilt, als ob er an der Spitze eines Reiches stände, und seine Minister des Aeußern, des Innern 2c. spielen die ihnen übertragene Rolle nicht etwa wie einen Faschingsscherz, sondern mit angeborner — Würde.

Goldkörner.

Glück läßt sich nicht von Gott erbitten
Und nicht vom Himmel sich erfleh'n:
Es wird erkämpft nicht, nicht erstritten,
Und nie errungen kann man's seh'n.
Es kommt wie Licht, wie Sonnenstrahlen,
Wie Windeswehn, wie Wolkenflug,
Hier einmal, dort zu tausend Malen,
Und nie im Leben doch genug.

Feodor Wehl.

Je mehr du in der Jugend träumtest, Herz,
Um so gestrenger acht' auf deinen Schlag!
Man sagt: an jeden Nebeltag im März
Gemahn, ein grauer Sommerregentag
Dein Sommer auch führt trüb Gewölk heran
Und graue Tage ohne Sonnenschein;
Drum fass' in Zeiten dich, daß, wenn sie nah'n,
Es in dir selbst mag klar und heiter sein.

Julius Hammer.

Auflösung des Räthsels in der vorigen Nr.: Dombauloos.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 3. Dienstag, den 9. Januar 1872.

* Die Schneidemühle an der Klamm.

Erzählung aus den bayerischen Bergen.

Von Th. Messerer.

(Fortsetzung.)

„Nu, was ist's Lipp?“ leitete der Müller die Unterredung ein und setzte sich halb auf eine Tischecke in der Kammer.

„Burgl ist da!“ war die zornige Entgegnung.

„So, ist s'schon da? sagte gelassen der Alte.

„Mir scheint gar, Du hast sie kommen lassen?“ fuhr Lipp unangenehm überrascht auf.

„Ja, freilich, Lipp,“ bestätigte der Müller, „ich hab's jetzt drei Wochen so probirt, aber es geht seitdem Alles drunter und drüber im Hauswesen. Die Mirl gehört in den Stall, die Rothburg ist zu alt, hört nicht und sieht nicht recht, und ein fremdes Leut kann ich doch nicht wohl in's Haus nehmen.“

Unmuthig ging Lipp im Stübchen auf und ab und zerbiß sich die Unterlippe, bis er plötzlich den Müller barsch anfuhr:

„Hättest auch leicht was Gescheidteres thun können! Ich will Dir's nur einmal sagen, Müller, der einzige Richtige bei Dir im Haus, das ist der Lenz. Dem Sagknecht trau ich nicht nagelsgroß, und der kleine Bub, der Hausl, wird mir auch schon bald zu schlau. Der und die Burgl sind Deiner Alten nachgerathen, die hat auch überall d'Nasen d'rin haben müssen.“

„Aber g'sagt hat s'doch nichts, gelt, Lipp?“ warf der Müller gleichmüthig dazwischen.

„Glaub's schon, weil sie Dich g'fürcht hat. Ist aber einmal das Diendl da, werden bald Kammeradinnen in's Haus kommen, nachher wird's Fensterl'n angehen, daß man Nachts ungesehn nicht mehr zum Haus her kann, ohne daß man auf einen Gasselbuben tritt.“

„Dassel' werd' ich ihr austreiben, Lipp,“ brummte der Müller und zog die buschigen Brauen zusammen.

„Aber den Schlüssel zum Keller mußt ihr ja doch geben, der neuen Hauserin“, fuhr Lipp mit spöttischem Seitenblick auf den Müller fort, „und dasselbige Thürl hinten in der Holzschupfen, das in den Berg hineinführt, wird sie auch bald ausgabelt haben. — Müller, da hast einen dummen Streich gemacht.“

„Mach Dir kein' Kummer, Lipp, ich hab's wohl überlegt und werd's auch darnach einrichten,“ beschwichtigte der Alte.

„Ja, hätt'st Du sie nur jetzt nicht kommen lassen,“ murrte der Bursche. „Grad jetzt sind so schöne Nächt', stockfinster, sieh'st die Hand nicht vor'm Gesicht. In ein paar Tagen geht das erste Viertel ein, da kann ein Anderer über's Brunnsteinerköpfel und über die Karwendelwand gehen — ich nicht!“

Unwillig wandte der Hauserlipp sich zum Gehen nach der Thür. Auf halbem Wege blieb er wieder stehen.

„Halt, Müller, noch was! Auf der Mittenwaldnerstraßen hab' ich sie 'troffen, die Burgl, hat grad ein Bildl, einen Soldaten angeschaut. Ich glaub, es ist ihr Schatz, denn wie ich sie angered't hab, hätt' sie mich bald aufgefressen, so wild war sie. Da hab ich schöne Aussichten, Müller!“ setzte er lauernd hinzu.

„Ach was, einen Schatz, larifari!“ sagte geringschätzig der Müller. „Da soll sich die Burgl muckſen, und ich mein', Du könntest mich kennen, daß bei mir im Haus geschieht, was ich haben will. Da hast meine Hand d'rauf, geht das Geschäft noch ein Jahr, wie's die Zeit her 'gangen ist, so kauf ich dem Lenz den Fichtenhof droben, Du wirst Sulzlmüller mit der Burgl und ich zieh' mit dem Hausl auf dem Grubhof hinüber. Jetzt mach' aber,

daß Du weiter kommst, und laß Dir kein graues Haar wachsen wegen der Dummheit."

Der Hauserlipp nickte befriedigt und verließ die Thüre.

Von der nahen grünen Waldblöße, auf die sich schon ein dichter Nebelschleier von den Bergen herabgesenkt, tönte jetzt aus frischer Knabenbrust ein ländlicher Gesang durch die Abendstille.

„Dort steht a' Häusl ganz alloani,
Wie schö' ist dees in' Abendschei'!
Da treib i' meine Goaß'n abi,
Dees schöni Häusli is ja mei'!

Und sitz i' in mein Stübei drin,
Und steh i' auf der höchsten Schneid,
Und hüat i' Goaß'n, wo i' mag,
I' schaug um mi' ganz voller Freud!

Sich hochi Gamsberg um und um,
Gar frischi Alma, greani Baam —
Wo triffst wohl auf der ganzen Welt
So schö' und liabli Alles z'amm?"

Der kleine Sänger, ein kernfrischer Bub von kaum zehn Jahren in hirschledernen Kniehosen und den grünen Hut sammt Spielhahnfeder und Gemsbart auf den schwarzen krausen Lockenkopf gestülpt, wandte sich singend einem Bestande von Stangenholz zu, durch den man immer deutlicher das Schellengeläute seiner muntern kleinen Ziegenheerde vernahm. Mit lustigem Peitschenknallen begleitete er noch den hellen, kräftigen Jodler, mit dem er sein Liedchen schloß, als er jetzt an der Spitze seiner Thiere auf das Sträßchen heraus trat.

„Geh', Schwarze, geh, Alte!" sprach er gutmüthig seiner Lieblingsziege zu, die am Straßenrande noch die saftigen Gräser beschnupperte. Da hörte er er plötzlich hinter sich den Ruf: „Haus! Hausl!" *) Die eingetretene Dämmerung gestattete ihm nicht sogleich, den Rufer zu erkennen, doch die Stimme bewegte ihm freudig das Herz, und kaum hatte er durch das Dämmerlicht die Umrisse einer weiblichen Gestalt erkannt, als er hell aufjubelnd mit dem Schrei: „Burgl, grüß Gott!" auf sie zusprang.

Mit lauter Freude begrüßte Burgl den kleinen Hausl, ihren jüngsten Bruder, und Hand in Hand schritten die Geschwister hinter den Ziegen her die Straße entlang. Was hatten sie sich so viel und Wichtiges zu erzählen! Mit leuchtenden Augen schaute der kleine barfüßige Bursche, der mit seinem treuherzigen runden Gesicht der Burgl sprechend ähnlich sah, zu der Schwester auf. Er fühlte klar, daß sie für ihn, den mutterlosen Knaben, jetzt das einzige Wesen sei, dem er vertrauen und sein junges Herz öffnen durfte. Bei der Erzählung von der Erkrankung und dem schnellen Hingang der guten Mutter fuhr der kleine Hausl mit dem Hemdärmel ein paarmal rasch über die Augen, die indeß in der Freude des Wiedersehens bald wieder lachend funkelten.

Vor der Mühle kam ihnen der Vater mit Lenz entgegen. Von weitem schon streckte er der Tochter die sehnige Hand hin mit den Worten: „Burgl, grüß Dich Gott in der Heimath! Hast die Mutter heimgesucht, Madel," setzte er gedrückt hinzu, „weil Du so spät d'ran bist? Hat's schnell gemacht, die Mutter! — Wie geht's der Basen in der Stadt d'rin?" brach er dann kurz ab.

Während das Mädchen von dort und den Verwandten erzählte, betrachtete der Müller wohlgefällig seine Tochter, ein freudiger Stolz zog über das ernste Gesicht, als er die schlank gewachsene, anmuthige Mädchengestalt neben sich herschreiten sah. Nochmals schüttelte er ihr lebhaft die Hand.

„Burgl, mich freut's," sagte er, „daß Du da bist, aber noch besser freut's mich, daß Du nicht so herrisch worden bist in der Stadt d'rin, wie ich allweil gefürcht't hab. Bist aber ein sakrisches Diendl worden!"

Auch Lenz begrüßte seine Schwester, und als sie in die durch ein Oellicht erhellte Wohnstube traten, versammelte das auf dem mächtigen Eichentische bereits aufgetragene Abendmahl alle Hausgenossen um die heimgekehrte Tochter. Alle schienen sich ihrer Ankunft zu freuen, die alte Muhme Rothburg, der Sägeknecht, die Mirl, und Burgl hatte für Jedes ein paar freundliche Worte, doch kämpfte sie immer noch vergeblich gegen ihre Wehmuth an. Es war die alte traute Häuslichkeit nicht mehr, die Liebste und Beste im Kreise fehlte, und daß außer Hausl Keines ihr Gefühl begriff, that Burgl in der Seele weh, und bald suchte sie ihr Kämmerlin auf.

Lange lehnte sie am offenen Fenster und schaute hinaus in die Berge. Der Mond stand schon hoch am wolkenlosen Himmel, die höchsten Gipfel erglänzten im Silberschein des klaren Lichtes, das sich in langen Streifen über Wälder und Matten hinzog, bis ein

*) Hausl = Balthasar.

ein Bergriese seinen mächtigen Schatten darüber warf. Die tiefe Stille rings umher wurde nur unterbrochen durch das Rauschen des Mühlbaches oder das Durchbrechen eines Hirsches, der hier zur Tränke herabstieg.

„Es ist halt doch blos schön in der Heimath, in den lieben, alten Bergen!" dachte Burgl. „Aber schöner wär's, wenn sie noch lebte und — wenn der Toni auch da wär!" flüsterte ihr Herz, während sie das Fenster schloß.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die moderne Oper.

(Aus einem in Düsseldorf kürzlich gehaltenen Vortrag von Ph. Stein.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Wie hier Mendelssohn schon andeutet, ist es ganz besonders Meyerbeer gewesen, der in diese verkehrte, zweideutige Richtung eingegangen ist. Dieser sehr begabte Tonkünstler hatte in seinen frühern Jahren viele Opern componirt, die kein Glück machten. Er hatte es versucht, im deutschen und italienischen Stil; es wollte nicht ziehen. Da hat er sich nun zum Geschäftsstil gewandt, und nun ging es glänzend. (Heiterkeit.) Jetzt ließ er sich seine Textbücher hauptsächlich von Scribe zurecht machen und diese beiden schönen Seelen verstanden einander vortrefflich. Der Eine sorgte für pikante Scenen, ohne es mit Forderungen der Vernunft und Moral strenge zu nehmen; er warf reichlichen Köder aus für jegliche Leidenschaft; er bot alle Wunder der Decoration auf. Der Andere illustrirte das Alles mit einer blendenden Musik, die überall nur nach Effect hascht und es mit der dramatischen Wahrheit nicht genau nimmt. So ist Meyerbeer der berühmteste und, was die Hauptsache war, der reichste Musiker der ganzen Welt geworden. Er verstand das Geschäft wie keiner vor ihm; er wußte, wie's gemacht wird. Ganz besonders ist bei Meyerbeer die Vorliebe für religiöse Scenen auf der Bühne hervorzuheben. Er benutzte solche Scenen immer sehr geschickt, um grelle Contraste hervorzubringen und dadurch Effekt zu machen. Keine seiner letzten Opern entbehrt dieser scharfen Würze. Aber als Jude steht er zwischen den christlichen Confessionen ziemlich unparteiisch; er mißhandelt und verhöhnt die eine wie die andere. Hat ihm in Robert der Teufel vornehmlich der Katholicismus das Material zu religiösen Scenen bieten müssen, dann mißbraucht er in den Hugenotten den Protestantismus zu gleichem Zwecke. Hier fährt Marcell, eine wunderliche, bornirte Figur, ein fanatischer Hugenotte, überall mit einem bekannten protestantischen Kirchenliede in die Handlung hinein, immer ganz unpassend und widersinnig, aber durch den Contrast immer effectvoll. Es ist die Melodie des Luther'schen Chorals: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Auf den durch dieses Kirchenlied hervorgerufenen Contrasten beruht größtentheils die Wirksamkeit dieser so beliebten Oper. Gleich im ersten Akt sitzt eine lustige Gesellschaft von Rittern zusammen bei einem Zechgelage; sie singen ein lustiges Lied. Marcell, der Wunderliche, brüllt dazwischen unter Pauken- und Trompeten-Begleitung: „O höre mich, Du starker Gott, an Dich mein Ruf ergeht!" Dieses Lied, mitten in's Saufgelage hinein, mitten in ein frivoles Lied hineingesungen, meine Herren, das muß Effect machen! Im zweiten Act kommt eine sehr heftige Scene vor. Der Graf Saint-Bris hat auf Antrieb der Königin Margaretha dem Ritter Raoul seine Tochter angeboten; dieser verschmäht sie; Valentine, die verschmähte Tochter, jammert; die Königin Margaretha predigt Frieden; Alles schreit und wüthet durcheinander und Marcell brüllt seinen Chor dazu: „O Gott, Du Schirm und Hort, erhöre unser Flehen!" Heißt das nicht mit der Religion schnöden Mißbrauch treiben? Aber es macht Effect und unser feinfühlendes Opern-Publikum ist ganz entzückt darüber und hält die durch solche Contraste hervorgerufene Gemüthserschütterung für religiöse Erbauung.

In der Afrikanerin, dem neuesten und letzten Produkt seiner Muse, führt Meierbeer uns gleich im ersten Act in eine Sitzung des geheimen Rathes des Königs von Portugal. Natürlich spielt hier der Großinquisitor und mit ihm eine Anzahl von Cardinälen die Hauptrolle. Vasco de Gama wird schließlich verurtheilt, in Ketten geschlagen, um in den tiefsten Kerker geworfen zu werden. Warum? Weil er das Dasein noch unbekannter ferner Länder behauptet hat, von denen die heilige Schrift nichts weiß. Bekanntlich haben das die geistlichen Herren immer so an sich gehabt, daß sie wissenschaftliche Forschungen und neue Ideen mit Ketten und Kerker zu widerlegen suchten! Wenigstens wird das hier dem Pu-

blikum unter Pauken- und Trompeten-Begleitung plausibel gemacht. Dazu kommt nun in dieser so berühmten und beliebten Oper eine sehr pikante Liebesgeschichte, es kommen verschiedene Gebetchöre hinein, endlich ein großes Schiff mitten auf der Bühne und schließlich der todtbringende Manzanillabaum. Wer kann da widerstehen? Es wird Alles gemacht, was gemacht werden kann.

Indessen, m. H., Maestro Meyerbeer hat die musikalische Industrie noch nicht bis auf's Aeußerste getrieben; Monsieur Offenbach ist noch einen bedeutenden Schritt weiter gegangen. Wenn Jener in seinen Werken hauptsächlich auf die Schaulust der gedankenlosen Menge speculirt, und da, wo er seine Kunst der Frivolität dienstbar macht, wenigstens den äußeren Anstand ziemlich zu wahren sucht, dann hat Offenbach alle Scham und alle Rücksicht abgeworfen und hat in seinen komischen Opern die Kunst der frechsten und nacktesten Frivolität dienstbar gemacht. Das christliche Publikum aber läuft hin in dichten Haufen und bejubelt und beklatscht die musikalischen Zoten, die ihm der industrielle Jude von der Bühne herab vorträgt! „Orpheus in der Unterwelt", „Die schöne Helena", „Pariser Leben" und andere Offenbach'sche Schmutzartikel, das waren in den letzten Jahren die Lieblingsgerichte unseres kunstsinnigen, gebildeten Opern-Publikums. Diese Opern konnte man wochenlang Tag für Tag an den Straßenecken auf den Theaterzetteln angekündigt sehen, und mitunter riß man sich um ein Billet zu solchen Aufführungen, — natürlich bloß um der schönen Musik willen.

Da, m. H., hat die dramatische Musik die äußerste Grenze der Herabwürdigung erreicht. Nachdem die Muse der Tonkunst durch Meyerbeer und die neueren französischen und italienischen Opern-Componisten zur Kunstreiterin herabgewürdigt war, die in einem eleganten Costüm sich producirt und zum Amüsement eines hohen Adels und verehrlichen Publikums ihre Kunststücke macht, hat Offenbach die Muse unter die Demi-Monde geschickt! tiefer kann sie nicht mehr sinken. (Bravo!)"

Mannichfaltiges.

Der jetzige Kaiser der Deutschen ist wohl am häufigsten von allen regierenden Häuptern am Leben bedroht worden, nicht bloß daß die Kugel des Kriegers und die des Menchelmörders ihn gesucht hat, auch ein für toll gehaltener Kettenhund hat ihn gebissen. Es geschah dies im Schlosse Pawlowsk bei St. Petersburg, als er sich dort im Sommer 1817 bei seiner eben mit dem Großfürsten und späteren Kaiser Nikolaus vermählten Schwester aufhielt. Der Unfall erregte großen Schrecken und man glaubte, die möglichen schlimmen Folgen des Bisses nur durch Ausbrennen der Wunden verhindern zu können. Der junge Prinz unterzog sich dieser schmerzhaften Kur mit einem Gleichmuthe, daß die domals noch lebende Mutter des Kaisers Alexander voll Anerkennung ausrief: „Kein Wunder! Er ist ja ein preußischer Prinz!"

Immer widerkehrende Vergeßlichkeit. — Fast für jeden Menschen gibt es etwas Alltägliches, das er nie seinem Gedächtniß fest einprägen kann. Der eine vermag eine gewisse Hausnummer nicht zu behalten, obwohl er das betreffende Haus ganz genau kennt; ein anderer irrt sich stets in einem bestimmten Datum, welches Bedeutung für ihn hat; wieder einer vergißt beständig den Namen eines gewissen Menschen seiner Bekanntschaft oder verwechselt hartnäckig zwei seiner Gehülfen, Zuhörer oder Bekannten mit einander. Im Allgemeinen geschieht dadurch kein Unglück oder es wird nur Heiterkeit erregt, doch hat diese Vergeßlichkeit bei hochstehenden Leuten schon oft für Andere unangenehme Folgen gehabt.

Komische Inserate. — Das amtliche Organ für den Kreis und die Stadt Halberstadt: „Halberstädter Intelligenzblatt und Zeitung enthält folgendes Inserat:

Geübte

Handschuhnäherinen

sucht fortwährend und zahlt pro Dutzend 1 Thaler.

C. W. Böckel, Lichtwerstraße 5.

— Die „Volks-Ztg." vom 8. Dezember 1871 enthält folgende Annonce:

Eine Coulissen-Zusammenhängerin, welche auch anschmieren kann, findet gute dauernde Beschäftigung bei

R. Lochbaum, Dresdenerstr. 38.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 4. Donnerstag, den 11. Januar 1872.

* Der beste Freund.

Der müßt' mein bester Freund wohl sein,
So hab' ich oft gedacht,
Der mit mir bei dem Glase Wein
Von Herzen oft gelacht. —

Nun fühl' ich: von der großen Zahl
Ist der mein bester Freund,
Der mit mir nur ein einzig Mal
Von Herzen hat geweint! —

* Die Schneidemühle an der Klamm.

Erzählung aus den bayerischen Bergen.
Von Th. Messerer.

II.

Im Winkel zweier der größten Berge im Umkreise, des Scharfreiters und des Karwendels, liegt auf der Tyroler Seite ein weites, wildromantisches Thal, die Riß. Der Besucher desselben hätte zur Zeit, da unsere Geschichte spielt, dort noch manches Stück Urwald finden können, denn es war nicht lohnend genug, aus all' seinen Schluchten und Klammen das Holz zu fördern. Fällte der Blitz oder der Sturmwind auch zuweilen einen der mächtigen Waldbäume und er riß in seinem Sturme auch noch andere mit sich, waren sie bald von wildem Schlingwerk umstrickt und faulten im Laufe der Jahre zusammen, aus ihrem Moder aber sproßte wieder junger Nachwuchs, frisches grünes Leben rings umher. Keine Axt ertönte in diesen finstern schwarzen Wäldern, und selten einmal rollte ein Schuß durch das Thal. Nur des Nachts konnte man oft weithin den wilden Ruf eines Achtzehnenders vernehmen, der zur Brunstzeit herabstieg und seinen Gegner suchte.

Hier in dieser Wildniß trafen etwa vier Wochen nach Burgl's Heimkehr zu später Stunde drei Männer zusammen, die sich in rabenschwarzer stürmischer Nacht durch das Dickicht zwängten. Dann schritten sie, Einer hinter dem Andern, neben dem ausgespülten Rinnsal eines Gebirgsbaches behutsam in dem weichen Moose fort. Ihre Gesichter waren bis zur Unkenntlichkeit angeschwärzt, obgleich Jeder einen alten verwitterten Filz tief in das Gesicht gedrückt hatte. Eine grobwollene Kotze, in der Form eines Poncho's getragen, fiel bis über den Gürtel herab, und obschon sich auch die derben Bergschuhe mit großen Hackennägeln beschlagen zeigten, hatte Jeder noch ein Paar scharfe Steigeisen angeschnallt. Eine schwere Last schien in ihren großen hölzernen, auf den Rücken geschnallten Kraxen geborgen, denn sie stützten sich beim Vorwärtsschreiten fest auf einen starken, eisenbeschlagenen Gebirgsstock, und auch kostbar mußte die Bürde sein, da sie so wohl bewehrt waren. Ein Jeder trug, über die Schulter hängend, den wohlbekannten Tyrolerstutzen.

In tiefstem Schweigen und mit äußerster Vorsicht stiegen die Männer hinter einander in der Richtung nach der Rohnspitze immer höher und höher bergauf. Keuchend unter ihrer Last, hatten sie endlich die Höhe erreicht und lugten scharf und aufmerksam um sich. Auf der Plattform dieser Bergspitze streckte sich ein kleiner grün beraster Wiesfleck hin. Darauf stand ein alter, roh zusammengefügter Bau, die Enzianhütte, auf die sie hauptsächlich ihr Augenmerk richteten.

Die Mondsichel erglänzte wohl manchmal hell über der herrlichen Landschaft, doch schnell verdunkelte sie sich wieder, wenn schwarze Gewitterwolken, vom Winde gepeitscht, darüber hinzogen. Im Westen thürmte sich eine finstere Wand auf, die einzelne Blitze herübersandte und, vom Sturme getragen, immer näher und drohender heranrückte.

Unsere nächtlichen Wanderer hatten vor der Plattform Halt gemacht. Jeder trocknete sich den Schweiß von der Stirn, doch Keiner trat aus dem Waldesdunkel heraus in die Lichtung. Da ertönte ein Pfiff, so schrill, wie von einer wachthabenden Gemse, und im Moment flammte in der Hütte ein Licht auf, das eben so schnell wieder verschwand. Auf dieses Zeichen rückten die drei Vermummten dem alten Bau zu.

„Grüß Gott, Wurzelsepp! Ist Alles sauber heroben?" war die erste gedämpfte Anrede eines der Männer an den Hüttenbewohner, der bei ihrer Annäherung unter der Thür erschien.

„Wohl, wohl!" erwiederte dieser halblaut in Tyroler Mundart. „Seid ja der Lipp, wie ich seh. Geht nur herein, hab seit acht Tagen keinen Grünrock nimmer gesehen da heroben."

Auf diese Einladung traten die Drei in die Hütte, deren innere Einrichtung vollkommen mit ihrem äußeren Ansehen harmonirte. Auf der einen Seite lief eine rohgezimmerte Bank die Wand entlang, vor der ein breites Brett, auf vier Pfosten ruhend, den Tisch bildete. Rechts in der Ecke war zwischen Felsbrocken und Lehm ein Kessel eingemauert, der zum Schnapsbrennen diente, während auf der andern Seite ein Sack mit Streu lag, der diesem naturwüchsigen Destillirer ein Lager bot. Unter dem Kessel glimmten noch einige Kohlen und der Rauch suchte sich in Ermangelung eines Kamins seinen Ausgang zwischen den Fugen des schwarzgeräucherten Bretterdaches.

Die Männer machten sich's bequem. Frei athmete ein Jeder auf, als er sich seiner schweren Bürde entledigt hatte, und schmunzelte wohlgefällig nach der Flasche, die der Wurzelsepp nebst einigen Gläschen auf den Tisch stellte.

„So, Sepp, jetzt geh und steh Wacht draußen!" ordnete der Erste des verdächtigen Kleeblatts, der uns schon bekannte Hauserlipp, an.

„Wohl, wohl, Lipp", sagte der alte Tyroler, aus dessen jovialem Gesicht ein paar listige Augen zwinkerten — „aber vorerst will ich Enk was verzählen. Gestern war ich im Steinbruch drunt' — Ihr wißt, mein Enzian ist gar viel fein, und da drunt' wollen sie manchmal auch einen guten Tropfen. Da hab ich gehört, daß ein neuer Grenzjäger in Mittenwald angestellt ist — soll sakrisch scharf sein!"

„Bis ihm Einer Eins 'naufbrennt!" fuhr der Zweite mit einer Stimme dazwischen, die unverkennbar dem jungen Lenz, dem Sohne des Sulzlmüllers, gehörte.

„Ja", fuhr der Wurzelsepp fort, „der schelchhaxel Franzl behauptet gar, es wär' der Toni vom Grubhof."

„Was sagst da, Sepp?" rief der Dritte im Bunde, der Müller selber, und fuhr erschrocken in die Höhe. An einer Tischecke sich stützend, konnte er kaum seine Aufregung bemeistern, als er den Wurzelsepp wiederholt aufforderte, weiter zu erzählen.

„Glaubs nicht, Müller", brach der Hauserlipp das Gespräch ab, „glaub's nicht und setz Dich nieder, und Du, Sepp, gehst 'naus!"

Bald saßen alle Drei um die Flasche und dampften aus ihren kurzen Stummelpfeifen. Nur dem alten Müller ging die seinige mehrmals aus. Er schien nach immer nachzugrübeln über die Neuigkeit des Wurzelsepp, und erst die Aufforderung Lipps: „Müller, schau, wie viel Uhr als es ist!" lenkte den Gang seiner Gedanken wieder auf seine Spießgesellen. Er schälte hastig eine dickbauchige Uhr aus ein Paar Horngehäusen und brummte: „Halb zwölf Uhr ist's." —

Lipp bedeckte nun mit seinem alten Hute vorsichtig das Kerzenlicht auf dem Tische, öffnete die Fensterlucke und spähte hinaus in die Nacht. Sein scharfes Auge war nicht im Stande, die Finsterniß draußen nur ein paar Schritte weit zu durchdringen. Gleich schwarzen Wänden starrten ihn die Wälder an, über deren Wipfeln die Gewitterwolken auf Sturmesschwingen dahinflogen.

„Ist doch ein guter Mann, unser Herrgott," bemerkte Lipp, indem er die Lucke schloß und sich seinen Gefährten wieder zuwandte — „denkt auch an einen armen Pascher. Ist ein Wetter drauß', könnt's selber nicht besser machen. Häng' nur den Kopf nicht so, Müller! Noch ein Dutzend solche Frachten, wie heut, nachher zieh ich bald ein zu der Burgl auf der Sulzlmühl. Geh, stoß an, auf gute Fahrt!" ermunterte er und stieß mit seinem Gläschen an das des schweigsamen Alten.

„Wenn die Pfeifen ausgebrannt sind", fuhr er fort, „nachher brechen wir auf. Wir gehen heut den alten Weg gegen die Mitterkahr, und sind wir einmal unter'm Predigerstuhl, haben wir nichts mehr zu fürchten."

(Fortsetzung folgt.)

* Die Mitternachtssonne.

Von J. Voges.*)

Spät des Abends kamen wir an Bord unseres Dampfschiffes am 27. Juni in Trömsödsund an, lichteten die Anker und verließen kurz vor Mitternacht den Hafen, die Richtung nach Nord zu nehmend.

Am nördlichen Theile des Himmels stand die Sonne mild und klar und die Mitternachtsstunde war vorübergezogen, ohne daß wir im entferntesten gemerkt hatten, daß es Abend geworden sei. Welch' ein großartiges Schauspiel! Die Sonnenscheibe ergoß einen gewaltigen Lichtschimmer auf die spiegelblanke See, beleuchtete die gigantischen Küsten und vergoldete die ewig schneebedeckten Berge. Es liegt eine wunderbare Poesie im Sonnenlichte, die man wohl am lebhaftesten im stillen Norden des Mitternachts fühlen kann. Hier im Norden hat der wunderbare Sonnenglanz während des kurzen Sommers wohl denselben Reiz für das vereinsamte arme Volk, den Einer aus dem Süden haben mag, wenn er nach langer Verbannung seinen schönen dunkelblauen Himmel wiedersieht.

Alles ist ruhig, denn oft Tage lang zieht das Schiff dahin, ohne etwas Anderem, als den kleinen, kecken Fischerböten zu begegnen und es war mir dann, als schlummere die ganze Welt mit ihrem Hader und ihren Feindseligkeiten und habe einen ewigen Frieden geschlossen.

So strahlt die Mitternachtssonne bis zwei Uhr des Morgens in ihrem lichten Glanze, dann steigt sie höher und höher, nimmt einen matteren Schein an, Dünste steigen empor, lagern sich über die Berge, und ziehen nach allen Richtungen über das dampfende Meer, bis ein leichter Morgenwind sich erhebt, alle Dünste verjagt und der Erde neues Leben giebt.

Bis zum 26., höchstens 28. Juli kann man die Mitternachtssonne bewundern, dann aber nimmt sie an Glanz ab, bis der Winter den ganzen Norden in eine lange, tiefe Nacht hüllt.

Ich schätze mich glücklich, daß ich die Mitternachtssonne unterm 72° nördlicher Breite beobachten konnte, wo sie vom Juni bis Schluß Juli in ihrem schönsten Glanze am Himmel strahlte, dann aber vom November bis 21. Febr. verschwand. Bis Ende Januar ist z. B. in Tromsö, wie in Hammerfest Nacht, und höchstens um Mittag lichtet es sich etwas, so daß man gröbere Arbeiten ohne Licht eine bis zwei Stunden lang verrichten kann. Anfangs Februar wird's schon lichter, aber erst den 21. Februar hebt sich die Sonne zum erstenmale wieder über den Horizont, wo es dann an Festlichkeiten in der 5000 Einwohner zählenden Stadt Tromsö sowohl, als in Hammerfest, mit 2000 Einwohnern, nicht fehlen darf.

Die Mitternachtssonne, stark genug, daß man mit einem Brennglase seine Cigarre anzünden oder in Briefe oder Rockärmel — ein Lieblingsvergnügen der langweiligen Engländer — Löcher brennen kann, machte auf mich zuerst den störendsten Eindruck, denn gewohnt, des Abends zeitig mein Lager aufzusuchen, mußte ich mich oft noch lange Zeit auf dem Lager herumwälzen, ehe ich die Wohlthat eines erquickenden Schlummers genießen konnte. Landeten wir des Morgens an irgend einem bewohnten Punkte, so trafen wir die Leute vor ihren Hütten oder Zelten arbeitend oder singend, als bedürften sie keiner nächtlichen Ruhe.

Am Schlusse dieser kleinen Skizze wage ich zu behaupten, daß die Mitternachtssonne wohl das größte und schönste Naturwunder ist, was das Menschenauge sehen kann, denn ihr Anblick dürfte mehr imponiren, als der Niagarafall, der mächtige Dom der Fingalsgrotte und der glühende Lava-Ofen am Aetna. So wunderbar im Winter das Nordlicht, so ist's des Sommers die Mitternachtssonne und jeder Mensch, der dieses Wunder sieht, wird mit Andacht, Ehrfurcht, Bewunderung und hohem Entzücken erfüllt werden.

*) „Die Neuzeit", der wir Vorstehendes entnehmen, bemerkt hiezu: Der Herr Verfasser ist soeben erst — nach einem mehr, den zwölfjährigen Aufenthalte in scandinavischen Landen — nach Deutschland zurückgekehrt.

Mannichfaltiges.

Die Goldmünzen des Deutschen Reiches. — Das 20 Markstück nimmt sich sehr stattlich aus. Es ist, seinem Werthe entsprechend (= 6⅔ Thlr.), größer und stärker als der Louisdor oder Friedrichsdor. Das uns vorliegende Exemplar zeigt auf der Vorderseite den Kopf des Königs von Preußen ohne alle Zuthaten mit folgender Umschrift: Wilhelm

Deutscher Kaiser König v. Preussen. Unter dem Bilde des Kaisers steht A, als Bezeichnung der Münzstätte Berlin. Die in andern Münzstätten geprägten Stücke werden, wie bekannt, einen andern Buchstaben, ferner die außerhalb Preußens geprägten das Bild des betr. deutschen Landesherrn bezw. das Wappen der betr. Freien Stadt führen. Da übrigens Preußen die weitaus größere Anzahl der Goldmünzen ausprägt (monatl. 1,650,000 Stück, während die übrigen deutschen Staaten zusammen nur 570,000 in derselben Zeit prägen), so wird die Mehrzahl derselben doch das Bildniß des Deutschen Kaisers tragen. Die Rückseite der Münze (die auf allen Stücken, wo auch immer geprägt, gleich sein wird) trägt in der Mitte das Reichswappen, als Umschrift desselben die Worte Deutsches Reich und zwar so, daß Deutsches links, Reichs rechts steht, während der Zwischenraum zwischen beiden Worten durch die über dem Kopfe des Adlers schwebende Krone ausgefüllt wird. Da aber das Wort Reich weniger Buchstaben hat als das Wort Deutsches, so entstand hinter demselben ein kleiner leerer Raum, der in zweckmäßiger Weise durch einen Eichenzweig ausgefüllt ist. Unter dem Reichswappen steht: 20 M., durch die untere Spitze des Wappens getrennt; und auf einer zweiten Zeile: 1871. Der mit glattem Rande geprägte Ring trägt die vertiefte Inschrift „Gott mit uns."

Der Kanzler Bacon wurde einst von Jacob I., König von England, gefragt, was er von einem französischen Gesandten, einem Manne von sehr hohem Wuchse, der eben Audienz gehabt hatte, halte. Er antwortete: „Sire, Leute von solchem Wuchs gleichen oft Häusern von fünf Stockwerken, deren oberstes gewöhnlich das am schlechtesten eingerichtete ist."

Ein Memento mori. Als sich einmal die Königin Victoria, nach einem Aufenthalte zu Blair-Athole in Schottland, in Dundee nach London eingeschifft hatt, berieth später die städtische, mit Leitung der bei dieser Gelegenheit veranstalteten Feierlichkeiten betraute Commission u. A. auch darüber, was mit einem eigens dazu angeschafften kostbaren Teppiche geschehen sollte. Mehrere Stimmen entschieden sich dafür, daß, wenn keiner von den Anwesenden ihn um den Einkaufspreis erwerben wolle, er zum Besten des aus dem Mehrertrage der zur Deckung der Kosten veranstalteten Subscriptionen gebildeten Fonds öffentlich versteigert werden möchte; da aber erhob sich der Loyalste der Loyalen und rief: „Nein, meine Herren, das darf nicht sein, das würde Dundee zu unauslöschlicher Schmach gereichen. Lassen Sie uns den Teppich aufbewahren als ein ewig denkwürdiges Memento mori des glücklichen Ereignisses seiner Benutzung!"

Goldkörner.

Wenn heimlich dich ein Glück umfängt,
So reich an Freuden, himmlischklaren,
Daß dir der Wunsch den Busen sprengt,
Es aller Welt zu offenbaren:
Dann schweige, wie der Nekromant,
Wenn ihn umrauschen Geisterchöre,
Das laute Wort weit von sich bannt,
Daß nichts den heil'gen Zauber störe.

Ist das Leben schnell zerflossen,
Flieht dich heut', was gestern du genossen,
Ob die Winde deine Thränen trinken,
Ob in's Meer der Welt Gefühle sinken,
Ruhig doch auf wandelbarem Grunde
Steht das klare Lied aus Dichtermunde.

G. Kinkel.

---

* Zweisilbige Charade.

Ein triumphirend Wort!
Die Erste ruft es laut,
Wenn sie nach Streit und Kampf,
Den Feind vernichtet schaut.

Die Zweite folgt sogleich
Der Ersten Jubelspur.
Doch zeigt sie ruhig sich
Von sanfter Frohnatur.

Die Erste schmückt die Stirn
Mit frischem Lorbeer kühn;
Die Zweite lehnet still
In schatt'ger Palmen Grün.

Ein Held verscholl'ner Zeit,
Den hoch die Sage preist,
Begrüßt das Ganze Dich,
Wenn Du zu rathen weißt.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 5. Samstag, den 13. Januar 1872.

* Im Wein.

Das war der Wirth zum Wassermann,
Der füllt in seine Fässer
Zum Wein ein Schöpplein dann und wann —
So, meint er, sei es besser!
Am Ufer wächst der goldene Wein,
Tief unten rauscht der kühle Rhein —
Herr Wirth zum Wassermanne,
Was ist in eurer Kanne?

Das war der Herr vom hohen Stein,
Der ließ sich gar nicht lumpen:
Er trank so gern vom besten Wein
Und trank in vollen Humpen.
„Tragt auf mir, daß die Tafel bricht,
Ihr wißt, das Knausern lieb' ich nicht;
Herr Wirth zum Wassermanne,
Vom besten Wein die Kanne!"

Da lief der Wirth, da sprang die Magd,
Da stand auch schon der Braten,
Und was zum Imbiß sonst behagt,
War alles wohl gerathen;
Beschwert mit Speisen war der Tisch,
So lecker lockten Fleisch und Fisch,
Nun füllt auch die Susanne,
Vom besten Wein die Kanne.

Der Ritter trinkt, was hält er jetzt
Den Becher vor die Nase?
„Herr Wirth an meinem Weine letzt
Ein Fischlein sich im Glase.
Bringt einzeln beides, Fisch und Naß,
Was schwimmt der Gründling mir im Glas?
Herr Wirth zum Wassermanne,
Was habt ihr in der Kanne?

Da zieht der Wirth ein schlau Gesicht:
„Herr Ritter 's ist ein Wunder,
Doch was geschieht denn Alles nicht
In Zeiten wie jetzunder!"
Der Ritter lacht: „O nein doch, nein,
Der Fisch kommt gradweg aus dem Rhein,
Der Wirth zum Wassermanne
Goß Wasser in die Kanne!"

H. Kletke.

---

* Die Schneidemühle an der Klamm.

Erzählung aus den bayerischen Bergen.
Von Th. Messerer.

(Fortsetzung.)

Der Müller setzte dem Hauserlipp nur finsteres Schweigen entgegen, während der junge Lenz ihm auf jede seiner Weisungen pfiffig zublinzte. Es war kaum eine weitere halbe Stunde verstrichen, da gab Lipp das Zeichen zum Aufbruch und rief den Tyroler von seinem Posten ab. Die Schmuggler, als die sie der Leser wohl schon längst erkannt hat, schnallten wieder ihre Last auf den Rücken und machten sich marschfertig, doch bevor sie aus der Hütte traten, untersuchte erst noch Jeder mit Kenner-auge seinen Stutzen.

„Kommt's gut heim und kehrt's bald wieder ein!" flüsterte ihnen der Wurzelsepp zu, während er vergnügt die Zeche einstrich.

Ein trotziger Muth und eiserne Entschlossenheit sprach aus jedem der geschwärzten Gesichter, als sie wieder, Einer hinter dem Andern, in die schwarze Nacht hinausschritten. Bald hatten sie ganz nahe an der Grenze eine Waldblöße erreicht, und ob auch tiefe Nacht auf dem Wiesengrunde lag und das Ueberschreiten desselben ihren Weg bedeutend abgekürzt hätte, es trat doch Keiner auf die Lichtung heraus. Einen weiten Bogen beschreibend, umgingen sie dieselbe, um immer im Schutze des Waldes geborgen zu sein.

So erreichten sie den niederen Gebirgskamm, der hier Tyrol von Bayern scheidet, und der Hauserlipp, der das Commando führte, schritt auch hier voraus, dann folgte Lenz, die Nachhut bildete der Müller. Vorsichtig zogen sie eine Zeit lang an dem Kamme hin, als Lipp plötzlich anhielt und mit der Hand an den Felsen herumtastete, um ein nur ihm bekanntes

Merkmal zu finden, das ihm die Richtung angab, die er einzuschlagen hatte. Es war richtig die Stelle, wo der Kamm überstiegen werden mußte. Langsam kletterte er, von Lenz gefolgt, um das vorspringende Felsstück. Die Beiden hatten es glücklich hinter sich, und auch der Müller war schon fast über, da riß ein Steigeisen einen Stein los, der polternd in die Tiefe rollte.

Im Moment standen alle Drei wie festgebannt auf dem Platze. Ohne eine Muskel zu bewegen, horchten sie angestrengt und lange hinaus in die Nacht, ob nicht dieser rollende Stein an ihnen zum Verräther würde. Doch nichts als das Stöhnen und Aechzen der Bäume oder das Rascheln eines dürren Astes, den der Sturmwind vor sich herjagte, drang zu ihrem Ohre, und mit gewohnter Vorsicht schritten sie weiter.

Ihr Weg führte sie nun an die Leite eines ziemlich steil abfallenden Berges hin, und nur mit dem Aufgebote ihrer Riesenkraft und gestützt auf ihre tüchtigen Bergstöcke, konnten die starken, gewandten Kletterer sich hier im Gleichgewicht erhalten. Glücklich unten angelangt, suchte Jeder durch Zeichen dem Andern verständlich zu machen, daß sie den gefährlichsten Weg schon überstanden hätten, und Lipp machte ihnen pantominisch begreiflich, wie nur eine kleine schwierige Stelle am Damm noch komme, dann sei alle Gefahr vorüber.

Nach etwa einstündigem Marsche waren sie an dem bezeichneten Puncte angelangt. Eine kurze Strecke weit bildete dort ein niederer Bergrücken eine so ebene schmale Fläche, als wäre sie gleich einem Damme künstlich aufgeführt. Diesseits war sein Abhang dicht bewaldet, jenseits bedeckte ihn nur lockeres Kiesgeröll, das ein paar hundert Fuß tiefer eine Bank aufgeworfen, worauf verkrüppelte Föhren standen.

Ehe die Schmuggler, den Hauserlipp an ihrer Spitze, den schmalen ungedeckten Pfad betraten, lauschten sie nochmals scharf hinaus in die stille Nacht, dann begannen sie im Schnellschritt den gefährlichen Gang. Doch noch waren sie kaum zehn Schritte weit auf dem Damme gekommen, da ertönte es plötzlich von unten herauf mit mächtiger Stimme: „Halt! Und rühr' sich Keiner!"

Blitzschnell rissen alle Drei ihre Stutzen von der Schulter und man konnte deutlich das Knacken ihrer Gewehrhahnen vernehmen, als eine zweite Stimme drohend rief: „Steht still oder Ihr seid hin!" und ein Grenzjäger, mit dem Gewehre in Anschlag, brach durch das Dickicht. Noch ehe er abdrücken konnte, zuckte ein Blitz durch die Nacht und ein Schuß rollte, gebrochen in vielfältigem Echo, donnernd durch das wilde Thal. Dem getroffenen Grenzer entsank das Gewehr und mit der linken Hand faßte er schnell nach einem Tannenast, um einen Halt zu gewinnen.

Das Aufblitzen des Stutzens hatte seinem Begleiter, der zuerst die Schmuggler angerufen und sich am Saume der Waldregion zwischen den Bäumen geschützt hielt, genau die Stellung derselben gezeigt. Es dröhnte ein zweiter Knall durch die Berge, dann folgte ein dumpfer Schrei und der Fall zweier Körper, die auf schiefer Bahn fortrollten und Steine und Geröll mit sich rissen.

Von dem Schusse des aus seinem Hinterhalte feuernden Jägers getroffen, stürzte der alte Müller und riß seinen Sohn, der ihn stützen wollte, mit sich in die Tiefe. Lipp aber ergriff, als er plötzlich die Bahn hinter sich frei sah, eiligst die Flucht und entkam ungefährdet in den finstern Wald.

Im Vorwärtsdringen lud der Grenzer zu weiterer Verfolgung nochmals sein Gewehr, als ihm sein verwundeter Kamerad mit flehender Stimme zurief: „Toni, Toni, ich bitt' Dich um Gottes Barmherzigkeit willen, verlaß mich nur jetzt nicht!"

Einen Augenblick im Kampfe zwischen seiner Dienstpflicht und dem Mitgefühl für seinen vielleicht zum Tode getroffenen Gefährten, siegte letzteres und er kehrte zu demselben zurück. Wie Toni sich bald überzeugte, war wohl die Verwundung nicht bedenklich und zum Glück nur ein Streifschuß am rechten Oberarm, der starke Blutverlust schwächte jedoch den Geschossenen so sehr, daß er, geführt von seinem Kameraden, nur mit äußerster Anstrengung eine Quelle in der Nähe zu erreichen vermochte.

Toni wusch hier die Wunde sorgfältig aus und legte einen Nothverband an. Darüber vergingen aber immer ein paar Stunden, und als er mit dem verwundeten Grenzer die Richtung gegen Mittenwald nahm, begann der Tag bereits zu grauen und allmälig ließ sich schon der Morgenruf des einen oder andern Haushahns von den nahe gelegenen Gehöften vernehmen.

Inzwischen waren aber auch die Freunde des Sulzlmüllers nicht unthätig geblieben, und nicht gering war die Zahl seiner Anhänger und Gesinnungsgenossen. Wie fast jede Zollschranke nur demoralisirend auf die Grenzbewohner wirkt, wurde auch in dortiger Gegend der Schleichhandel fast allgemein betrieben und gebilligt. Nicht Alle trieben das Schmuggeln des Gewinnes halber, gar Manchen machte der bloße Hang nach Abenteuerlichem und Geheimnißvollem und der Reiz der Gefahr zum Schwärzer. Beinahe alle Grenzbauern und Waldbewohner bildeten dort eine geschlossene Kette, die in fortgesetzter Fehde mit den Wächtern des Gesetzes lag. Galt es, einen Grenzjäger irre zu leiten oder ihm sonst einen Schabernack zu spielen, scheute Keiner die Mühe, und wo es sich darum handelte, geschmuggelte Waaren oder verfolgte Schwärzer sicher zu bergen, war ihnen kein Opfer zu groß.

So hatten die zwei Schüsse, die in der Nacht gefallen, die Bergbewohner fast sämmtlich von ihrem Lager aufgescheucht. Jeder hatte sogleich erkannt, daß das Feuern nicht einem Rehbocke oder Hirsche gegolten, er wußte gewiß, daß hier Menschenleben bedroht waren, und vielleicht nur um eines Packes seidener Tücher willen.

Der Wurzelsepp war der Erste, der auf der Unglücksstätte anlangte und den beiden Schwärzern, die er zwischen den Föhren unterhalb des Dammes fand, seine Hülfe anbot. Von der andern Seite kam aber auch schon der Hauserlipp, nachdem er in der Zwischenzeit seine Waaren versteckt hatte, mit einigen Bauern wieder herbei.

Trotz der Dunkelheit erkannte man, wie arg zerschunden im Gesicht und an allen Gliedern die Beiden von dem Sturze waren, doch hatte Lenz keine Verletzung von Bedeutung erlitten. Der Müller aber wimmerte vor Schmerz, während der Wurzelsepp sich bemühte, sein durchschossenes Bein zu verbinden. Lipp, als alter Praktikus, übersah indeß sogleich, daß hier der Platz nicht dazu sei. Schnell hatte er ein Paar Fichtenstämmchen umgehauen, deren Zweige eben so geschickt als flink mit Zwergföhren verbunden und verflochten und damit eine treffliche Tragbahre hergestellt. Vier kräftige Männer trugen nun rasch den Verunglückten und die schweren Waarenbündel thalabwärts, denn Lipp drängte unausgesetzt zur Eile. Der Boden brannte ihm unter den Füßen und er schien den Schauplatz der That nicht schnell genug verlassen zu können.

Ein Pechler, der im Gefolge Lipps gekommen war und dem der Sulzlmüller schon manchen Rehbock heimlich abgehandelt hatte, bot dem Verwundeten aus Dankbarkeit ein gutes Versteck in seiner Pechlerhütte. Die Kugel, die noch in seinem Beine steckte, und die zerschundenen Glieder verursachten dem Müller furchtbare Schmerzen, trotzdem glitt ein verschmitztes Lächeln über das starre Gesicht, als er sich überzeugt hatte, daß er geborgen und den Grenzern ein tüchtiger Fang entgangen sei. Lenz aber schleppte sich mit haßerfülltem Herzen neben der Tragbahre her, drohte mit der Faust gegen den Wald hin und murmelte etwas wie einen Racheschwur zwischen den Zähnen.

Denselben Morgen noch durchstreifte eine starke Streifwache von Grenzaufsehern unter Toni's Führung die Gegend. Bald waren sie am Orte der That, doch nur das abgerissene Kiesgeröll zeigte ihnen die Stelle, wo die Schmuggler vom Damme gestürzt, sonst war trotz aller Nachforschungen keine Spur zu finden, wohin die Verunglückten entkommen sein könnten.

Alle angestellten Verhöre mit den im Umkreise Wohnenden führten zu keinem Aufschluß, und der Wurzelsepp besonders spielte mit ächt bäuerlicher Verschlagenheit den Unschuldigen. Die Patrouille vertheilte sich nun, um einzeln die ganze Umgegend zu durchstreifen.

III.

Die Sonne, die nach dieser schlimmen Nacht herrlich hinter den Bergen heraufstieg, warf ihre goldenen Strahlen längst in die freundliche Wohnstube auf der Sulzlmühle. Die Morgensuppe dampfte auf dem Tische, und der kleine Hansl, der noch immer allein vor der mächtigen braunen Schüssel saß, trommelte schon lange ungeduldig mit dem Hornlöffel auf seinem Teller.

„Wo bleibt denn der Vater und Lenz heut gar so lang?"

Mit diesem Rufe durcheilte Burgl Scheune, Stall und Schuppen, doch umsonst, nirgends war Einer zu finden. Die ausweichenden Antworten und das heimliche Lächeln der Dienstboten auf all' ihre Fragen weckten den ersten

bestimmten Verdacht in ihrer Seele, und als sie in den oberen Stuben nachsah und die Betten der Vermißten gänzlich unberührt fand, prallte sie betroffen zurück. Endlich gewahrte sie auch, daß die beiden Stutzen und Kugeltaschen nicht mehr, wie sonst, an den Hirschgeweihen in der guten Kammer hingen. Da sank sie erschrocken auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit der Schürze und schluchzte: „Ach Gott, es sind Wilderer!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Eine Weissagung Ludwig Börne's und was wir ihm schulden. „Der Bau des deutschen Vaterlandes wird einst vollendet werden und dann wird es, auf Jahrtausende gegründet, alle Staaten überdauern. Einst hatten die Deuschen das Weltreich Rom zerstört; einst werden sie ein sch[illegible]neres aufrichten. Sie werden den ewigen Frieden stiften, den edle Fürsten gehofft und von dem Andere geträumt, er sei nur ein Traum gewesen, und dann wird man die guten Ahnen solcher guten Enkel segnen.“

Armer, edler, vielgeliebter, vielgehaßter Ludwig Börne! Nachdem die deutschen Stämme durch eine gemeinsame Gefahr geeint worden ihren Erbfeind niedergeschlagen und sich einen friedliebenden Kaiser gegeben haben, scheint endlich die Zeit der Erfüllung Deiner prophetischen Worte zu nahen. Damit wäre es aber auch an der Zeit, Deine Asche der vaterländischen Erde zu übergeben und auf Deinem deutschen Grabe ein Volksdenkmal zu errichten, auf dem in goldener Schrift die Worte stehen müßten:

„Ruhe sanft, Du kühner Streiter für des Lebens höchste Güter:
Wahrheit, Recht und Freiheit!“

H. S.

Cabale. — Unter König Karl II bestand von 1670—1674 das englische Cabinet aus fünf Personen, deren Namen durch ihre Anfangsbuchstaben das Wort „Cabal“ bildeten; es waren die Minister Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley und Lauderdale. Mehrere Jahre hindurch wurde daher das Wort im Volksmunde als gleichbedeutend mit Cabinet gebraucht, die Minister machten jedoch die Benennung bald zu einer so infamirenden, daß dieselbe seit jener Zeit nur als ein Ausdruck des Tadels gilt.

— Einen sehr komischen Druckfehler brachte kürzlich das „Berl. Intell.-Bl.“ in einer Anzeige. Dieselbe lautete:

„Morgen früh werde ich mit einem leeren Magen, in dem 6 Personen Platz haben, nach Oranienburg abfahren. Wer mit will, kann sich melden rc.“

Goldkörner.

Willst dir ein Röslein ersehen
So merke zweierlei,
Daß es zu früh nicht am Tage,
Daß es zu spät nicht sei.
Es färbt die Morgenröthe
Jedwede Rose roth,
Und Abends siehst du den Dorn nicht,
Der deine Hand bedroht.

Julius Hammer.

Die Tugend hab' ich nie gelobt
Die nimmer sich im Sturm erprobt.
Die Weisheit hab' ich nie gepriesen,
Die nie im Leben sich erwiesen.

Fr. Bodenstedt.

* Räthsel.

(Dreisilbig.)

Gewaltig stand durch manches Säkulum
Wohl vor der Welt mein erstes Silbenpaar;
Ein mächtig Volk, ein herrliches, fürwahr
Bis schwere Schuld verdunkelt seinen Ruhm. —
Vom Bergesgipfel hast du wohl schon Grüße
Der dritten Silbe jubelnd zugeschickt,
Zumal wenn dort mit Treue dich beglückt
Ein holdes Lieb! — Wie eilen dann die Füße!
Das Ganze ist ein Städtchen schmuck und fein
Und liegt nicht allzuweit vom deutschen Rhein.

L.   E. J.

Auflösung der zweisilbigen Charade in der vorigen Nummer:

Siegfried.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 6. Dienstag, den 16. Januar 1872.

* Leben ohne Liebe.

Wenn dich die böse Welt verkannt
Und dich erfüllt mit bitterm Harm,
Daß scheu du dich von ihr gewandt
Und floh'st der Menschen frohen Schwarm:

O hüte dich und gib nicht Raum
Dem tödtenden, dem finstern Haß;
Die Wunde heilt, du merkst es kaum,
O liebe ohne Unterlaß.

Wahr' deine Liebe fromm und treu,
Daß nicht verlodert ihre Gluth,
Und aus dem Herzen immer neu
Wird blühen dir ein freud'ger Muth.

Und kränkt dich heut auch Trug und Hohn,
Wer weiß, wie es sich morgen fügt,
Ob nicht ein Freund, ein trauter, schon
Dich tröstend an sein Herze schmiegt.

Dann segnest du den Augenblick,
Der dir ein Herz erschlossen warm,
Denn Lieb' ist Leben; Lieb ist Glück
Und ohne Lieb' das Leben arm.

Drum hüte dich und gib nicht Raum
Dem tödtenden, dem finstern Haß;
Die Wunde heilt, du merkst es kaum,
O liebe ohne Unterlaß. J.

---

* Die Schneidemühle an der Klamm.

Erzählung aus den bayerischen Bergen.
Von Th. Messerer.

(Fortsetzung.)

Der Gedanke, daß der Vater oder Lenz, vielleicht verwundet von der Kugel eines Jägers, hülflos im Gebüsche liege, versetzte sie in die quälendste Unruhe. Vom Sägeknecht, der offenbar mehr zu wissen schien, als er verrathen wollte, erfuhr sie, daß die Beiden jedenfalls nicht weit von der Grenze, in der vordern Riß, zu finden wären. Da stürmte sie ohne weitere Ueberlegung hinaus in den Wald. Sie wußte gar wohl, daß es in diesen wilden Bergen nicht leicht sei, Jemand aufzufinden, doch hoffte sie mit kindlichem Vertrauen, der Herr werde sich ihrer Noth erbarmen und sie auf die rechte Spur leiten. Zu Hause hätte sie in der Pein der Ungewißheit doch nicht bleiben können.

Des Weges ziemlich kundig bergauf, bergab eilend, kam sie der Grenze immer näher. Wo nicht der Waldesschatten sie aufnahm, brannte die Sonne schon heiß auf sie herab. Vom raschen Laufe ermattet und von Angst gefoltert, ließ sie sich endlich an einer Quelle nieder, die silberhell an einer Felsenspalte sprudelte, um ihre brennende Stirne zu kühlen.

Schon wollte sie, erfrischt und gestärkt, ihre Wanderung fortsetzen, da vernahm sie in der Nähe den Tritte eines Menschen. Halb ängstlich, halb froh bewegt und nur im Zweifel, ob Lenz ob der Vater ihr hier entgegenkomme, hob sie den Blick nach jener Richtung, schnell wandte sie sich aber ab, als sie von dort einen Grenzjäger auf sich zukommen sah. Und doch — wie geschah ihr denn? doch fühlte sie sich mächtig angezogen. Sie schaute wieder und wieder nach dem jungen stattlichen Jäger, und höher klopfte ihr das Herz in der Brust, bis sie, über und über erglühend, mit dem Ausruf: „Ja ist's denn möglich, kann's denn sein?" ihm entgegenstürzte.

„Burgl, mei Burgl!" tönte es ihr wie jauchzend entgegen, und fest umschlungen lag sie in den Armen des Grenzers.

Schmerz und Freude stürmten in so raschem Wechsel auf das Mädchen ein, daß es, wie übermannt von so viel Glück, vergeblich nach Worten rang.

„Ach, Toni!„ stammelte sie und verbarg das freudeleuchtende, rosige Gesicht an seiner Brust, doch dauerte es nicht lange, bis sie ihre Bewegung bekämpft und ihm selig lächelnd in das ehrliche Auge blickte. Fest hielt sie ihn bei der Hand, als sie sich neben ihn auf einen Felsblock setzte, und ließ es erröthend geschehen, daß der Jäger seinen Arm um sie legte.

Lange saßen sie so beisammen, Brust an Brust geschmiegt und stumm vor Glück, das schöne frische Mädchen und der schlanke junge Jägersmann. Was brauchten sie's einander noch zu sagen, wie heiß die Herzen schlugen und wie sie einander gehörten für's ganze Leben?

Toni's prächtige, kräftige Gestalt, noch gehoben durch die schmucke Uniform des Grenzers, verrieth den Sohn der Berge auf den ersten Blick. Faßte man das Profil des hübschen Jäger's in's Auge, so war es unverkennbar das Original der Silhouette, die Burgl damals so voll Liebe betrachtet. Hätte auch nicht so viel gutmüthige Offenheit aus dem von der Sonne stark gebräunten Antlitz gesprochen, das helle blaue Auge, das entzückt auf dem geliebten Mädchen ruhte, war der Ausdruck einer treuen Seele. So frei und offen, so kühn und fest konnte nur ein ganzer, ein tüchtiger Mensch blicken.

„Burgl, sag, mei' allerliebste Burgl, wie kommst denn Du daher?“ war die erste Frage, die der junge Mann an das Mädchen richtete.

„Wenn Du's noch nicht erfahren hast, Toni, die Mutter ist gestorben,“ sagte Burgl und drängte die hervorquellende Thräne zurück.

„Die Müllerin,“ rief der Jäger, „die brave stille Frau! Jetzt wird mir freilich Alles klar.“

„Aber“, forschte das Mädchen, „wie kommst denn Du selber her und in die Uniform?“

„Das erzähl' ich Dir Alles noch. Sag mir nur zuvor, was Dich jetzt so mutterseelen allein in die Riß hereinführt.“

Wie gern hätte Burgl ihrem bedrückten Herzen Luft gemacht, wie gern mit dem einzigen wiedergefundenen Freunde ihren Kummer getheilt! Wohl war es ihr braver treuer Toni, vor dem sie kein Geheimniß zu haben brauchte, aber der Anblick seiner Uniform und der Gedanke, daß der Geliebte nun auch Wächter des Gesetzes sei, das von ihrem Vater oder Bruder vielleicht eben jetzt auf gröbliche Weise übertreten worden, versiegelte ihr den Mund. Sie hätte durch ihr Vertrauen einen Verrath am eigenen Blute zu begehen geglaubt und verschwieg ihm den wahren Grund ihres Hierseins, für das sie vielleicht einen Vorwand fand.

„So gern hätt' ich Dir von München aus noch geschrieben,“ sagte sie, „aber Du hast ja beim Ausmarsch mit Deinem Bataillon selber noch nicht gewußt, in welche Garnison als Ihr kommt. Du hast mir auch beim Abschied versprochen, daß Du mir von dort aus gleich schreibst, und die Base hätte mir den Brief gewiß zugeschickt. Du warst noch keine zwei Wochen fort von München, da hat mir der Vater Post thun lassen, so schnell wie möglich heimzukommen, um ihm die Wirthschaft zu führen.“

„Ich hab's abwarten wollen, Burgl, bis ich Dir etwas ganz Bestimmtes schreiben und Dir etwas Gutes melden könnte. Daß Du nicht mehr in der Stadt bleiben möchtest, wenn ich wieder da bin, wußte ich vorher. Ich hab den Brief für Dich auch schon fix und fertig im Kopf gehabt und bin nur noch nicht dazu gekommen, jetzt brauchen wir aber die ganze Schreiberei nicht mehr.“

„Freilich ist es mir jetzt lieber,“ bestätigte Burgl, „daß Du selber da bist, muß Dir aber sagen,“ fügte sie mit besorgtem Ausdruck bei, „noch größer wär' meine Freud', wenn Du mir in einem andern Gewand begegnet wärst. Du weißt es recht gut, wie die Grenzer hier herum überall verhaßt sind, und so dürftest Du Dich nie auf der Mühl' blicken lassen, lieber Toni.“

„Der Mühl' bin ich, seit ich hier bin, schon selber aus dem Weg gegangen,“ murmelte der Jäger und seine Miene verfinsterte sich. Ein Blick auf das Mädchen, das betroffen zu ihm aufschaute, verscheuchte die Wolke schnell wieder und er fuhr herzlich fort:

„Ich glaub Dir's, Burgl, daß Dich die Uniform erschreckt, und doch hab ich diesen Schritt nur wegen Deiner allein gethan. Hör mir nur zu, Burgl. Dort drüben, eine Viertelstund von Eurer Mühl', ist der alte Grubhof gestanden, wo wir Zwei schon als Kinder einander kennen gelernt und uns so lieb gehabt haben. Du denkst es noch gut, wie er abgebrannt ist und wie wir dabei um Alles gekommen sind. Deine Mutter hat uns liebreich aufgenommen, Dein Vater hat uns Holz und Geld gegeben zum neuen Aufbau, und das Alles aus lauter Freundschaft wie er damals sagte; doch bald hat sich herausgestellt,

was für Pläne er gegen uns geschmiedet und wie wir hintergangen waren. Ein Stück Wald um das andere hat uns der Sulzlmüller weggenommen, wenn wir die Zahlungstermine nicht einhalten konnten, und als ein Jahr später bei uns der Schauer geschlagen, schien es Deinem Vater der rechte Zeitpunkt zu sein, und das Gütl ganz und gar abzunehmen."

Nach einer kurzen Pause, während welcher der Jäger schwer athmete vor tiefer innerer Bewegung, ergriff er wieder das Wort:

„Die Versteigerung war schon angesetzt, da kam der Müller den Abend zuvor ganz in Verzweiflung dahergerannt. Dein Bruder, der Lenz, hat sich mit den Geißen an der Karwendelwand verstiegen und ist bloß noch an ein paar Latschen über dem Abgrund gehangen. Da mußte schnell geholfen werden. Mich haben sie an einem Seil hinuntergelassen und mit großer Anstrengung und eigener Lebensgefahr hab ich ihn heraufgeholt. Dein Vater hat bei allen Heiligen gelobt, uns das Gütl zu lassen und uns nicht mehr zu drängen. Doch seine Habsucht war zu groß, und nach einem Jahr schon hat er alle seine Betheuerungen vergessen. Auf das Zureden Deiner braven Mutter hat der harte Mann nicht geachtet, wir wurden vom Grubhof verjagt und mein armer alter Vater hat die Schmach und das Elend nur ein paar Monate noch überlebt. Die Mutter war zum Glück schon lange todt, mir selber blieb nichts übrig, als mich als Holzknecht zu verdingen. Da mußte ich zum Militär."

„Armer Toni!" flüsterte Burgl mit erstickter Stimme. Toni's Eröffnung hatte sie im innersten Herzen getroffen. Sie drückte sich fester an seine Seite und schaute ihm innig, und wie um Vergebung für das Unrecht des Vaters bittend, in das treue blaue Auge.

„Hab' aber keine Sorge, Mädel", fuhr der Jäger fort und küßte ihr die heißen Tropfen von der glühenden Wange — „ich hab nicht den mindesten Groll mehr gegen Deinen Vater, Alles ist vergessen, weil nur Du die Meine bist. Wie könnte ich auch jetzt noch dem Vater meiner lieben herzigen Burgl böse sein! Glaub mir, Mädel, aus dem Grubhof-Toni ist ein ganz anderer Mensch jetzt geworden, der die alten vergangenen Geschichtchen ruhen lassen und mit frohem Muthe auf die Zukunft bauen will. Bittern Zorn und wilde Gedanken im Herzen, bin ich fort, aber ich hab das Alles bald verwunden und mich in mein Schicksal gefügt. Dort in der Stadt hab ich erst einsehen gelernt, was mir Alles noch fehlt, und zu was es der Mensch mit rechtem Ernst und festem Willen bringen kann. Da hab ich denn mit redlichem Eifer das Meinige gethan und immer nur ein Ziel vor Augen gehabt, Dich mein zu nennen, einzig liebes Mädel. Ja, ich kann Dir nicht sagen, Burgl, wie weh mir um's Herz war, wenn ich von der Sendlingerhöhe hereinschaute in unsere liebe Heimath, in die schönen blauen Berge, und wie mir's unter dem Soldatenrock hämmerte, wenn ich an meine Burgl dachte. Ich weiß nicht, war es mehr die Sehnsucht nach Dir oder mehr das Heimweh — wie mit tausend Ketten zog es mich wieder hierher und ich habe mir im Stillen gelobt, nach abgelaufener Dienstzeit zurückzukehren, aber nicht mehr als Knecht. Es sollte Keiner auf den Grubhof-Toni mitleidig oder gar hochmüthig herabschauen.

„Damals war's, wo ich Dir jenen Brief geschrieben und mein ganzes Herz erschlossen hab. Wie hat mich schon Dein Gruß gefreut, den mir ein Landsmann überbracht, wie glücklich hat es mich aber erst gemacht, als ich Dich vor zwei Jahren ganz unvermuthet in der Stadt getroffen und die Base mir erlaubte, bei ihr mit Dir zusammen zu kommen! Deine Nähe und Deine Liebe, an der ich nie gezweifelt und die Du mir jetzt offen gestanden, hat mir den besten Ansporn zu neuem Lernen und zur muthigen Ausdauer gegeben. Mein braver Hauptmann, bei dem ich Bedienter war, und dem meine Pünktlichkeit und mein Diensteifer gar wohl gefielen, hat mich in Allem unterstützt, und daß ich meinen Wunsch erreicht und jetzt hier bin als Grenzjäger, verdanke ich nur seinem Fürwort bei seinem Bruder, der Oberzollrath ist. Sieh, Burgl, liebstes Mädel, laß den Muth nicht sinken und halt Dich fest zu mir. Giebt auch Dein Vater seine Tochter keinem Grenzer, dem Oberaufseher oder Controleur wird er sie schon geben. Wir sind ja jetzt wieder beisammen, sehen uns öfters und so können wir die Zeit leichter erwarten — und sie wird gewiß noch kommen! — wo ich Dich als mein liebes Weiberl heimführen darf."

(Fortsetzung folgt.)

Goldkörner.

Wir wissen's all: Ein großer Baum
Die kleinen stets in Schatten stellt,
Drum ist es zum Verwundern kaum
Wenn Großes trifft den Haß der Welt.
Ein Jeder glaubt, auf ihn gefallen
Sei vorzugsweise Licht und Geist
Und zwar die Kleinsten unter Allen,
Die glauben das zu allermeist.

E. Ritterhaus.

Bau' nur auf Weltgunst recht
Und paff' auf jeden Wink und Gruß,
Wirst dabei nimmer fröhlich werden!
Es hat's kein Hund so schlecht,
Der hinter seinen Herren muß,
Nicht frei spazieren kann auf Erden.

Unser Leben — sagte treffend Seneca — ist von Natur nicht kurz, aber wir machen es kurz!

Man macht sich selbst das Leben immer schwerer je weniger man es Anderen erleichtert.

* Preisräthsel.

I.

Mein Wort ist stets des Kaufmanns höchstes Ziel;
Es strebt nach ihm der Mensch in vielen Dingen,
Man sieht danach so Manchen kämpfen, ringen,
In Ernst und Scherz, in Leid und Lust und Spiel.
Doch änderst du das letzte Zeichen nur,
So hast du auch von mir nicht mehr die Spur.
Du siehst alsdann ein anderes Wort vor dir;
Mit Schönheit, Anmuth ist es eng verbunden;
Und hast du in Vollendung es gefunden
Erschaut dein Blick des Kopfes hohe Zier.

L. E. Z.

II.

(Buchstaben-Räthsel.)

1, 2, 3, 4 nebst 5 und 6
Saß jüngst vor seinem Haus
Und trank vergnügt ein Schoppenglas
Voll „Oberländer“ aus.
Da trat 1, 5, 6, 6 und 2,
Sein zänkisch Weib, hinzu,
Die keifte ihm die Ohren voll
Und ließ ihm keine Ruh'.
Bald riß dem Hausherrn die Geduld,
Voll Aerger rief er aus
„Du 6, 2, 3, 3! — Sei doch still,
Sonst treibst du mich hinaus!“ —
„Das,“ rief die Gattin zornig drauf
Ist wohl die 2, 3, 4,
Die so ein rechter Sausaus hat,
Den Kopf voll Wein und Bier.
Im 1, 2, 5 hast du gesagt —
Es war am Kirchweihfest —
Vom Saufen laß ich fernerhin,
Was du nun doch nicht läß'st!“ —
„Geh', Alte, hör' doch auf,“ so spricht
Der Hausherr, „meiner Treu,
Ich trink' nicht viel, und „Brände“ sind
Bei mir ganz 3, 2, 3.
O liebes Weibchen glaube mir,
Ich trink' mit Maaß und Ziel,
Ich trinke stets zur rechten Zeit
Und trinke nie zuviel!
Ist auch der „Neue“ nicht sehr gut
Er 3, 5, 6, 6, 4
Ja, ja, hinab und löscht den Durst.
Ja, Alte, glaub' es nur.
Geh' laß das stete Keifen doch,
Komm her und trink' mein Schatz,
Trink' herzhaft! — So! — Und nun darauf
Auch einen tücht'gen Schmatz!“
Die Hausfrau schaute bittersüß
Nach Trunk und Kuß wohl drein;
Der Alte aber schenkte sich
Vergnügt gleich wieder ein.

L. E. Z.

Auf die richtige Lösung der vorstehenden beiden Räthsel haben wir ein sehr elegant gebundenes Exemplar der „Lieder zu Schutz und Trutz“, (auf dem vorderen Deckel das Bildniß Kaiser Wilhelms in Golddruck) als Preis gesetzt. Nur wer beide Räthsel richtig löst hat Anspruch auf die Prämie. Die Lösungen sind in geschlossenem Couvert an die Redaction des Eilboten zu richten, und müssen bis spätestens Dienstag, den 23. d. M. eingetroffen sein. Später eingehende Lösungen können nicht mehr berücksichtigt werden. Bei mehreren richtigen Lösungen entscheidet das Loos.

Die Redaction.

Auflösung der dreisilbigen Charade in der vorigen Nummer:
Frankenthal.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 7. Donnerstag, den 18. Januar 1872.

* Die Schildwacht.

1.

Im Walde, geschmückt mit Eiskrystall,
Ertönet lustig der Aexte Schall.
Die Bauern holen zur Weihnachtszeit
Den Tannenbaum mit dem grünen Kleid.

Wie rühren sich ihre Hände flink,
Als folgten sie Alle einem Wink,
Nur Einer will so recht nicht fort,
Empfängt d'rum manches scheltende Wort.

Jüngst lagen im Dorfe im Quartier
Gar viele Husaren und Grenadier',
Der Säbel, die Flinte, der schmucke Helm
Gefielen zu sehr dem armen Schelm.

Der Bursche denkt: „Wär' ich Grenadier,
„Braucht' ich nicht Bäume zu fällen hier,
„Dann hättet Ihr, die Ihr mich heute neckt,
„Vor mir gewiß den größ'ten Respect!"

2.

Schneeflocken fallen, der Nachtwind weht,
Die Schildwacht auf und nieder geht,
Das Haar ist bereift, der Bart voll Eis,
Die Minuten schleichen fast stundenweis'.

Da — aus der Ecke im stolzen Haus'
Tönt plötzlich Jubelgeschrei heraus,
Die Kinder singen und lachen laut, —
Zum Weihnachtsfest ist dort aufgebaut.

Der Baum in Silber und Golde strahlt,
Die Lichter sind alle ganz bunt gemalt,
Kaum trägt der so beschwerte Ast
Der vielen Confecte süße Last!

Der Posten tritt an das Fenster heran,
Wo er die Herrlichkeit sehen kann,
Er schaut, wie Alles sich herzt und küßt,
In Liebe und Freude sich froh begrüßt.

Da denkt er an sein Dörfchen zurück,
Wo er gelassen sein ganzes Glück,
Wo er geschwelget im stolzen Traum
Als er einst fällte den Tannenbaum.

Was er dort wünschte, jetzt ist's erfüllt,
Doch wird sein Auge mit Schmerz umhüllt,
Er denkt, was wohl in dieser Nacht
In seinem Dörfchen die Liebste macht!

Und wie sie jubeln im Zimmer so laut,
Da hat er nicht länger hineingeschaut,
Da fiel eine Thräne glühendheiß
Hernieder auf seinen Bart voll Eis.

Hagendorff.

---

* Die Schneidemühle an der Klamm.

Erzählung aus den bayerischen Bergen.
Von Th. Messerer.

(Fortsetzung.)

Die Hände im Schooße gefaltet, saß das Mädchen an seiner Seite und lauschte selig jedem Worte aus seinem Munde. So lange sie denken konnte, hatte sie den Toni im Herzen getragen, und die Kluft, die der eigene Vater zwischen ihr und ihm aufgethan, die spätere jahrelange Entfernung hatte ihre stille Liebe nur gefestigt. Und jetzt sah sie, wie ein nach banger finsterer Nacht aufsteigendes Morgenroth, die frohe Möglichkeit vor sich, ihm dereinst anzugehören und das Glück des Lebens an seiner Hand zu finden. Es war ihr zu Muthe, als könnte sie durch ihn einem schweren Geschick entrinnen, von dem Rande eines Abgrunds in seinen starken Arm flüchten und fortan sicher dahin wandeln auf ebener Bahn. Sie fühlte sich geborgen in seinem Schutze und es überkam sie, als ob der Geist ihrer seligen Mutter sie umschwebe und ihr Bündniß segne.

„Ich will's nicht leugnen, Burgl", begann nach kurzem Schweigen der Jäger wieder, „ich hab mir keinen leichten Stand erwählt. Es ist ein schwerer Dienst bei der Zollschutzwache, und schwerer noch, will man ein freies Gewissen bewahren. In mir empört sich Alles, soll ich wegen ein paar Fetzen Seidenwaaren mein Gewehr auf einen Menschen abdrücken. Nie hab ich es gethan, nur im Fall der Nothwehr hab ich mich vertheidigt, und auch heute Nacht erst gefeuert, nachdem mein Kamerad schon verwundet und eine Kugel mir am Ohr vorbeigepfiffen war."

„Heute Nacht?" frug Burgl hastig und ihre Stimme bebte.

„Ja, weißt Du's denn nicht? Das hat ja Alles in Allarm gebracht. Hinten auf dem Damm haben wir drei Schwärzer überrascht. Auf den ersten Anruf gaben sie schon Feuer, und als ich selber schoß, muß ich leider Einen davon schwer getroffen haben, denn er hat im Fallen einen Andern mit hinabgerissen."

Mit mühsam verhehlter Angst folgte Burgl Toni's Worten und zwang sich, recht unbefangen zu fragen:

„Und kennt man sie nicht?"

„Nein", war Toni's Antwort. „Nur Einen hab ich beim Sturze dem Dritten, der uns entkam, nachrufen hören: „Lipp!" Das ist Alles!"

Mit einem dumpfen Schrei schnellte Burgl in die Höhe und fuhr mit beiden Händen nach dem Herzen, dessen ungestümes Klopfen ihr die Brust zersprengen wollte. Aber auch Toni zuckte erschrocken zusammen, da er in das leichenblasse Gesicht des Mädchens schaute.

„Um Gotteswillen, Burgl, was ist Dir?" hatte er kaum ausgesprochen, da war das Mädchen, flüchtig wie ein gescheuchtes Reh, schon im Walde verschwunden.

„Burgl, Burgl!" rief der junge Mann beängstigt hinter ihr her, und sich durch Gestrüpp und Dickicht arbeitend, folgte er der Fliehenden athemlos nach, konnte sie aber nicht mehr einholen und kehrte endlich ganz verstört zurück, um sein Gewehr zu holen.

Während er sich vergeblich den Kopf zerbrach über das räthselhafte Gebahren seines Mädchens, eilte Burgl rastlos über Berg und Thal der Mühle zu. Mehr als eine Stunde war sie schon unterwegs, bis sie, der Ermattung erliegend, auf einen Hügel sank. Tief aufseufzend stützte sie den Kopf in die Hände und murmelte: „Das ist's also, was sie auf der Sulzmühle treiben, das ist's, was die gute Mutter unter die Erde gebracht und ihre Tochter schon an einen Spießgesellen verschachert hat! Ja, ja, das ist's!" wiederholte sie und nickte langsam und schmerzlich dazu. „Und jetzt kommt die Vergeltung, jetzt muß mein armer unschuldiger Bub", flüsterte sie mit brechender Stimme, „mir vielleicht den Vater, der ihn von Haus und Hof in's Elend getrieben, um's Leben bringen."

Es war ihr plötzlich wie ein Schleier von den Augen gefallen. Die Verbindung mit dem Hauserlipp, den sie fast täglich auf der Mühle in heimlicher Vertraulichkeit mit Bruder und Vater sah, hatte das Unglück herbeigeführt. Sie hatte gegen den tückischen, abstoßenden Menschen, der allerlei verdächtige Geschäfte, nur kein ehrliches Gewerbe trieb, immer einen heftigen Widerwillen empfunden und erinnerte sich jetzt gar wohl, daß ihre Mutter schon vor etwa vier Jahren, da er zuerst in's Haus gekommen, in Kümmerniß darüber war, und wie es damals seinetwillen zu heftigen Auftritten zwischen den Eltern sowohl als zwischen der Mutter und Lenz gekommen sei. Die Müllerin hatte seitdem auch immer einen stillen nagenden Gram mit sich herumgetragen und sich nur noch froh und zufrieden im Verkehr mit ihren jüngeren Kindern gezeigt. Als streng rechtliche, für das Wohl der Ihrigen wahrhaft besorgte Frau hatte sie gegen ihren gewinnsüchtigen und nicht allzu gewissenhaften Mann schon früher manchen harten Kampf bestanden, seit Lipps Erscheinen auf der Mühle jedoch war es zwischen den Gatten mehr und mehr zu traurigen Zerwürfnissen gekommen. Die Müllerin war von da an immer ängstlich bemüht gewesen, ihren Hansl, wie klein er auch noch war, von allem Umgang mit Lipp und sogar auch von seinem Bruder Lenz ferne zu halten. Später, als Burgl schon jungfräulich herangeblüht war und der Hauserlipp sein lüsternes Auge auf das schöne Mädchen geworfen, das ihm die nicht minder lockende Schneidmühle zubringen sollte, hatte die scharfsichtige Frau nicht geruht, bis sie den Müller dazu gebracht, die Tochter auf längere Zeit zur Base in die Stadt zu geben, angeblich, um dort noch Manches zu lernen, in Wahrheit aber, um sie vom Hause zu entfernen. Dem schlauen Burschen selber, der wohl fühlen mochte, daß er bei dem ernsten Mädchen auf

unbesieglichen Widerstand stoßen würde, wenn sie, wie ihre Mutter, sein Treiben durchschaute, kam ihre vorläufige Entfernung gerade erwünscht. Der Begünstigung seiner Pläne auf sie war er bei dem Müller ja sicher, und war sie nur erst einmal sein Weib, wollte er sie nach seiner Weise schon zur Vernunft bringen.

Das Alles hatte die junge Burgl immer nur halb unbewußt gefühlt. Jetzt erst wurde es klar darüber in ihr, und sie fand den Grund der bangen Scheu, die sie bei der Heimkehr zu den Ihrigen befallen, nicht im Verlust der Mutter allein. Es war die beklemmende Ahnung, daß auf der Mühle nicht Alles stand, wie es sollte, welche das Mädchen mit einer Sorge erfüllt, von der sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte, die ihr aber das Herz in doppeltem Weh zusammengepreßt hatte. Und sie, es war klar, sie sollte mit in das Verderben gezogen werden! Sie sollte der Preis für ihn sein, der Vater und Bruder durch die Aussicht auf großen Gewinn in sein Netz gelockt und zu unrechtmäßigem Erwerbe verleitet hatte. Wie oft schauerte sie unter dem frechen Blick des verhaßten Menschen wie vor dem Biß einer Viper zusammen! Das war der Abgrund, der sie zu verschlingen drohte, vor dem Toni's Hand sie schützen sollte. Er hatte ihren Vater hart und habsüchtig genannt, er hatte wahr gesprochen. Sie empfand es in tiefster Seele, wenn ihr auch jene Vorgänge mehr oder minder unbekannt geblieben waren. Die Mutter wollte das Herz der Kinder dem Vater nicht entfremden, ihm ihre kindliche Achtung nicht schmälern — darum hatte sie geschwiegen und den Kummer in sich verschlossen.

Der Nachmittag war schon weit vorgerückt, als Burgl sich der Mühle näherte und, im Innersten erschüttert, vor der Gewißheit bangte, die ihr im nächsten Augenblick vielleicht über das hereingebrochene Unglück werden sollte. Jetzt mußte man den Verwundeten, ob Vater oder Bruder, ob lebend oder todt, wohl lange schon nach Hause geschafft haben.

„Hast Du den Vater gefunden, Burgl?" rief es ihr plötzlich entgegen, und der kleine Hansl sprang über die Umzäumung des Gärtchens auf sie zu.

Die Vermißten fehlten also noch! Statt aller Antwort nahm Burgl den Knaben an der Hand, trat mit ihm in die Stube, zog ihn auf ihren Schooß und drückte ihn schweigend an sich. Das Herz des armen Mädchens war so voll Jammer, sie sehnte sich nach Theilnahme, nach einer freundlichen Seele — was sollte sie dem Kinde sagen, das ihr mit stummer Frage ängstlich in die Augen schaute? Sollte sie seiner Unschuld ihre schreckliche Befürchtung anvertrauen? Dort nur, dort drüben über den schwarzen Kreuzen konnte sie ihr ganzes Herz ausschütten und ungestört weinen. Es drängte sie hinaus zum Grabe der Mutter.

„Laß's nur gut sein, Hausl," sagte sie und strich ihm liebkosend über das krause Haar, „der Vater und der Lenz kommen schon, sie werden ein Geschäft haben. Ich muß selber noch nach Mittenwald hinein, bin aber bald wieder da."

Der kleine Bursche schaute sie bekümmert an, er glaubte ihrer Versicherung nicht. Er hatte von den Aeußerungen der Dienstboten schon zu viel begriffen, um nicht zu wissen, daß etwas Außergewöhnliches geschehen war. Burgl redete ihm beruhigend zu und ging, nachdem sie sich von ihrer Ermüdung etwas erholt, noch zum Grabe der Mutter.

„Du arme, arme Mutter!" schluchzte sie und warf sich auf den grünen Hügel nieder. „Jetzt weiß ich erst, was Du um uns gelitten, und wie Dir in schlaflosen Nächten das Herz gezittert hat um den Vater, um den Sohn, wenn sie auf so schlimmem Wege waren. Du hast's allein getragen, Dein schweres Leid, und so hat's Dich hinabgedrückt vor der Zeit. Du hast den Vater nicht anklagen wollen, ich versteh Dich! Wenn Du aber jetzt, wo Dein seliger Geist vom Himmel auf mich herabschaut, was vermagst beim lieben Gott, laß es nicht zu, daß der Vater von der Hand meines Toni stirbt, laß es nicht zu! Hilf mir's erbitten, daß ich ihn und den Bruder noch am Leben find'! Steh mir bei mit Deinem Segen und ich will unternehmen, was Du nicht zuwege gebracht, ich will den Vater auf den rechten Weg zurückführen, daß Du im Frieden ruhest und wir Alle wieder glücklich werden."

Wunderbar beruhigt und innerlich gehoben stand das Mädchen vom Grabe auf. Eine feste Zuversicht war über sie gekommen, und wer sie jetzt leichten, jugendkräftigen Schrittes heimwärtseilen sah, hätte kaum geahnt, was sie heute schon durchgekämpft.

Herrlich verglühte der Abend, eine erquickende Kühle stieg aus der grünen Fluth des munteren Gebirgsbaches empor, neben dem das

Mädchen hinging. Das schöne ernste Gesicht, von dem breitrandigen Hute mit dem goldbefransten Bande überschattet, leuchtete von einem festen Entschluß. Sie schien einig mit sich über den Weg, den sie sich vorgezeichnet, und als sie auf der Mühle angelangt, waltete sie zur Verwunderung der Hausgenossen in gewohnter Weise und ging ihren Geschäften so ruhig und besonnen nach, als wäre nicht das Mindeste vorgefallen. Sie hatte ihre ganze Fassung wiedergewonnen und sah stark und muthig dem entgegen, was nun kommen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Der Lebensretter. — „Ich kann Dich in der That nicht begreifen, wie Du Deinen schäbigen Hund noch fortwährend um Dich haben kannst." — „Ja weißt Du, der Hund hat sein Gnadenbrod bei mir, denn er ist mein Lebensretter." — „Wie so denn? Hat er Dich vielleicht einmal aus dem Wasser gezogen oder aus einer Räuberbande herausgebissen?" — „Warum nicht gar. War nur einmal auf den Tod krank. Der Hund ist vor meinem Bette gelegen, und als der Doktor gekommen ist, hat er ihn nicht an mich herankommen lassen." (Flg. Bl.)

Gerechte Klage. — Zwei Handelsleute kommen an einem Jahrmarkte in ein Wirthshaus, nicht um etwas zu verzehren, sondern nur, um sich zu wärmen. Beim Fortgehen lassen sie die Thüre offen stehen. Wirthin: „Wenn ihr nichts verzehrt, so könnt' Ihr doch wenigstens die Thüre zumachen!" — Fremder: „Gott, ist die Frau grob, bei der kehr'n mer aach nimmer ein."

Der rechte Glaube. — Münchhausen: „Donnerwetter, da war ich gestern beim Baron draußen auf der Jagd, was glauben Sie wohl, daß ich da Alles geschossen habe?" — Der Freund: „Nur die Hälfte."

Probate List. — Der Herr Landrichter, wenn er ungestört auf seiner Kanzlei arbeiten will, hat dafür ein gutes Mittel. Er läßt einfach eine Anzahl Bauernhüte und Stöcke, deren er in verschiedener Façon vorräthig hat, vor seiner Amtsstube aufstellen. Kommen dann die Bauern und sehen die vielen Hüte und Stöcke, so kehren sie gleich um und denken: Da kann ich schon noch zwei Stunden im Wirthshaus warten, bis der Herr Landrichter mit der großen Partei fertig wird.

Das Malefiz-Pech. — Zwei Herren fahren zusammen von Wiesbaden nach Mainz und kommen auf die Chancen des Spiels zu sprechen, wozu ja Wiesbaden viel Veranlassung geben mag. „Schau'n S'," sagt der Eine, „da will ich Ihnen einen ganz eclatanten Fall von einem Malefiz-Pech erzählen. Da hab' i jetzt in acht Tagen hintereinander die neue Opera gesehen, worin der Baron Arthur und der Graf Hippolyt um die schöne Baronesse werben. Einer von den Beiden kann aber die schöne Mathilde nur freien, und da beschließen sie zu losen; Einer soll dann freien und der Andere muß sich erschießen. Nun schau'n S', mein Herr, achtmal hintereinander hab' i das Stückerl g'seh'n und all' die achtmal hat der Baron Arthur das Malefiz-Pech, den Todesnummero zu ziehen."

Zur Weltkenntniß.

Wenn eine Frau mit Lächeln geizt,
Und blicket ernst und trocken,
Dann wirst Du alsobald gereizt,
Ihr eines zu entlocken;
Und wenn Du emsig Dich bemühst,
Und sie sich doch nichts d'raus macht,
Dann glaub' mir, daß Du sicher bist,
Daß innerlich sie Dich auslacht.

Goldkörner.

Durch Sanftmuth wirst du mehr gewinnen
Als durch Gewalt und Ungestüm.
Lafontaine.

Ein zornig Weib ist gleich getrübter Quelle
Unrein und sumpfig, niedrig, ohne Schönheit:
Und ist sie so, wird keiner, noch so durstig,
Sie würd'gen, einen Tropfen draus zu schlürfen.
Shakspeare.

Es sollen im Gebet die Worte nicht allein,
Es sollen im Gebet auch die Gedanken sein.
Rückert.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 8. Samstag, den 20. Januar 1872.

* Auf der Wanderung.

Herrlich ist's im Freien draußen,
Wenn gleich mächt'gem Geisterhauch
Ueber's Feld die Stürme brausen,
Schüttelnd Baum und Busch und Strauch.

O dann juble ich und singe
Wanderlust'ge Melodei;
In der Hand den Hut ich schwinge,
Geb' mein Haar dem Winde frei.

Wehet der auch rauh und rauher
Stirne mir und Wange an,
Mich erfaßt ein Wonneschauer,
Und ich schreite rasch voran.

Wenn ich [illegible]
Und mein Liebchen sing' dabei,
Trägt der Sturm es in die Weite
Und mein Herz schlägt frisch und frei.

Also wand're durch das Leben
Sonder Scheu, du junges Blut!
Willst dein Ziel du leicht erstreben,
So erprobe früh den Muth.

J. Jung.

* Die Schneidemühle an der Klamm.

Erzählung aus den bayerischen Bergen.
Von Th. Messerer.

IV.

Das Geräusch des Mühlwerkes und der Brettersäge war längst verstummt. Jedes hatte schon, um auszuruhen von des Tages Mühe, sein Lager aufgesucht, und tiefe Stille herrschte in allen Räumen des Hauses.

Diese Stunde schien Burgl, die allein noch wachte, ungeduldig erwartet zu haben, denn sie hatte mehrmals zur Kammerthür hinausgehorcht, und als sie keinen Laut mehr vernahm, schlich sie in die Schlafstube des Vaters. Ein Wandkästchen daselbst schien ihre ganze Aufmerksamkeit zu fesseln. Lange durchsuchte sie in demselben alle Fächer und Winkel, und das eifrig Gesuchte mußte ein kleiner Bund Schlüssel sein, den sie endlich in einem Schubfach entdeckte. Nachdem sie diesen zu sich gesteckt, verließ sie hastig die Stube.

Eine kleine Blendlaterne in der Hand, stieg sie gleich darauf bis in den Kellerraum hinab und versuchte, sich Eingang zu verschaffen. Alle Schlüssel hatte sie schon probirt, endlich gab die schwere Eichenthür nach, doch wie war sie betroffen, als der Lichtschein in die inneren Räume fiel! Eine Reihe hölzerner Kraxen stand hier noch [illegible] thürmt und die Art der Verpackung ließ auf werthvolle Stoffe schließen.

„So ist es also wahr!“ flüsterte das Mädchen wehmüthig vor sich hin und verließ mit schmerzlicher Bestürzung diesen unheimlichen Ort. Die Laterne mit der Schürze verhüllend, wanderte sie nun durch Haus und Scheune jenem Thürchen zu, das in den Berg hineinführte, und zu dem der Vater, wie zur Kellerthür, den Schlüssel immer sorgfältig verwahrte. Es mußte schon lange nicht mehr geöffnet worden sein, denn das Schloß war stark verrostet. Burgl, die sich vergeblich abmühte, wollte schon wieder umkehren, da gab mit schrillem Ruck der Riegel nach und das niedere Thürchen drehte sich knarrend in seinen Angeln.

Sie trat in das feuchte kleine Gewölbe, das offenbar nur als Versteck hier in den Berg gehauen war. Hier lag eine Menge kleiner Fäßchen aufgestapelt, die leicht erkennen ließen, daß sie Ungarwein enthielten. Auf der andern Seite verrieth der starke Geruch einen Haufen Tabakblätter.

Burgl war auf die Existenz dieses Schlupfwinkels nur durch gelegentliche halbe Andeutungen des Sägeknechts geführt worden, auf die sie früher kaum geachtet, die ihr aber jetzt alle verständlich wieder in den Sinn kamen. Sie hatte nun die volle Ueberzeugung gewonnen, daß das Schmugglergewerbe hier im größten Maßstab betrieben wurde, und daß hier im väterlichen Hause der Sammelpunkt der Schwärzer und das wohlgeborgene Waarenlager der ganzen Horde sei. Jetzt, da sie den ganzen Umfang des verbotenen heimlichen Treibens kannte, war sie über ihre Pflicht im Klaren und mehr als je entschlossen zum Handeln.

Sie fühlte die Kraft in sich, ihre schwere Aufgabe zu lösen, und festen Schrittes kehrte sie zu ihrem Stübchen zurück. Lange schaute sie hinaus in die Nacht und unruhig schlug ihr das Herz, wie sehr sie sich auch zu ermannen suchte. Bald war es der Gedanke an die Gefahr für den Geliebten, der die Rache der Schmuggler auf sich geladen, was sie erbeben ließ, bald die Angst um den abwesenden alten Vater.

Das leise freundliche Winseln des Hofhundes weckte sie aus ihrem trüben Sinnen und lenkte [illegible] zu erkennen [illegible] die Dunkelheit, doch zweifelte sie nicht, daß ein dem Hause Angehöriger sich nähere. Endlich bewegte sich etwas an der der Mühle zunächst gelegenen Waldspitze. Es kam näher und näher, und als sie deutlich zwei Männer erkannte, die eine Tragbahre trugen, fuhr sie vom Fenster zurück und stieg mit der Laterne leise hinab in den Hausgang.

Die Angst der Erwartung schärfte ihr Gehör, und ihren Bruder Lenz, der den Hofhund beruhigte, erkannte sie sogleich an der Stimme. Jetzt wurde die Hausthür geräuschlos geöffnet und die Bahre in den Hausgang gesetzt. Das Mädchen kam entschlossen näher und hob die Laterne gegen die Ankommenden. Betroffen prallten die zwei Träger, der Hauserlipp und Lenz, vor dem plötzlichen Lichtscheine und vor Burgls unerwartetem Anblick zurück. Als das volle Licht auf das von Schmerz entstellte bleiche Gesicht ihres Vaters fiel, der auf der Bahre lag, durchzuckte ein Zittern die Gestalt des Mädchens, aber nur einen Augenblick; dann richtete sie sich hoch auf, und den Burschen mit ihren großen dunkeln Augen zornig anblitzend, trat sie fest auf Lipp zu.

Ohne ein Wort zu sprechen, faßte sie ihn kräftig beim Arme, führte den willenlos Folgenden zur Thür, drängte ihn hinaus und schob von innen den Riegel vor. Der trotzige verwegene Bursche versuchte nicht den leisesten Widerstand, er hatte nicht einmal gewagt, zu dem Mädchen aufzublicken. Wie unter dem Druck einer höheren Gewalt ließ er sich hinausstoßen aus dem Hause, dem er nur Verderben gebracht.

Eine Weile noch stand er verblüfft draußen vor der Thür, als wisse er nicht, wie er so mit einem Male dorthin gekommen, dann zog er sich langsam zurück, und mit den von einem tückischen Blick begleiteten grimmigen Worten: „Das sollst Du mir büßen, hoffärtige Dirn!" verlor er sich in der finsteren Nacht.

Lenz wollte Einwendungen machen gegen das seltsame Auftreten und die unberufene Einmischung seiner Schwester, aber die Sprache, die er nie von ihr gehört, und der Ton, der keine Widerrede gestattete, brachten ihn schnell zum Schweigen. Willig folgte er, als das Mädchen ihm mit energischer Handbewegung zurief: „Schnell hier angepackt und hinauf mit dem Vater in die Stube!"

[illegible] mochte der junge Bursche schon getragen haben, so geschickt lud er sich den schweren Mann auf den Rücken. Burgl hatte die Füße des Kranken rasch in eine wollene Decke gewickelt und half dem Bruder mit ihm die Treppe hinauf. Aechzend und stöhnend ließ sich der alte Mann auf sein Bett legen, dann fragte Burgl mit strengem Tone den Lenz:

„Was habt Ihr für einen Bader?"

„Der Vater will keinen," entgegnete finster der Bursche, „wenn's aber sein muß, nur den Bader von Reitel."

Während Burgl den Bruder, den es schon in Verwirrung gebracht, daß sie dem Geheimniß auf den Grund gekommen schien und den ihr entschiedenes Wesen sichtlich einschüchterte, zur Stubenthür hinauswies, sagte sie noch zu ihm: „In der Küch' drunten findest Du warmes Wasser, Du kannst es brauchen" — damit zeigte sie auf sein zerschundenes, zum Theil noch geschwärztes Gesicht — „dann gehst Du in's Bett."

Jetzt erst wandte sich Burgl zu ihrem verwundeten Vater und der Ausdruck von Ent-

schlossenheit in ihrem Gesichte ging in den Zug einer tiefen schmerzlichen Bewegung über. Mit der zärtlichsten Sorgfalt hob sie dem Alten den Kopf in die Höhe und reichte ihm ein Glas Wasser mit Wein vermischt. Die brennend heiße Stirn kühlte sie ihm mit nassen Tüchern und bettete das verwundete Bein auf die weichsten Kissen, die sie finden konnte. Heftig erschrack das Mädchen, als sie behutsam den Verband löste und das hochgeröthete, dickgeschwollene Knie erblickte. Sie verbarg ihre Besorgniß, um den Kranken nicht zu beunruhigen, und mit leinenen Tüchern, in frisches Quellwasser getaucht, umhüllte sie das entzündete Bein. In unermüdlicher Sorge fuhr sie mit den kühlenden Umschlägen fort und hatte bald die Freude, die gute Wirkung derselben erprobt zu finden. Der stechende Schmerz verließ allmälig den Verwundeten und vor Erschöpfung sank er bald auch in Schlaf.

Aengstlich bewachte das Mädchen seinen unruhigen Schlummer und in frommer Erhebung richtete sie den Blick nach Oben, als erwarte sie von dort die beste Hülfe für den Vater. So vergingen die Nachtstunden, und als kaum der erste Tagesschimmer sich durch's Fenster stahl, schlich Burgl zu dem Lager des kleinen Hausl. Erst nach anhaltendem Rütteln brachte sie den kernfrischen Buben aus seinem gesunden Schlafe, und sie hatte ihn schon halb angekleidet, ehe er nur zum klaren Bewußtsein kam.

„Hausl, weißt Du den Weg nach Reidel?“ fragte sie den schlaftrunkenen Kleinen.

„Ja, Burgl, ich bin schon oft drüben gewesen“, bestätigte er noch gähnend.

„Und willst Du schnell hinüber laufen und den Zettel dem Bader dort bringen? Der Vater ist wieder da, Hausl, und hat einen bösen Fuß.“

„Gern, recht gern, Burgl,“ erbot sich der Kleine eifrig und schüttelte den letzten Rest seiner Schläfrigkeit von sich.

Lächelnd drückte ihm die Schwester den schmucken Berghut auf die ungekämmten Lockenringel und steckte ihm den Zettel und ein großes Butterbrod in die Hand.

Munter trabte der Junge auf dem Sträßchen fort und verschwand bald in dem dichten Morgennebel. Er gelangte auch an die richtige Adresse, traf mit guter Botschaft wieder auf der Sulzlmühle ein, und schon ein paar Stunden später, als das Gesinde eben aus der Stube trat, um nach eingenommenem Mittagbrod wieder an seine Arbeit zu gehen, näherte sichs ein kleiner, halb städtisch, halb ländlich gekleideter Mann mit kurzen geschäftigen Schritten dem Häuschen.

„Das muß er sein!“ sagte sich Burgl, die schon lange nach ihm ausgeschaut. Dann flog sie die Stiege hinab, dem Chirurgen entgegen, um ihm schnell Einiges zuzuflüstern.

Bei seinem Erscheinen in der Krankenstube warf der Müller seiner Tochter einen vorwurfsvollen Blick zu und wollte sich unwillig gegen die Wand kehren, doch schon bei der ersten Bewegung zuckte er schmerzlich zusammen. Mit warmem Blick und in treuherzigem Tone sagte Burgl:

„Vater ich bitt' Dich um Alles, laß Deinen Fuß untersuchen! Ist keine Gefahr, so kennt es der Bader gleich, dann erst kann ich wieder ruhig sein. Ich fürcht' aber, es ist nicht so,“ setzte sie betrübt hinzu und strich sanft die grauen Locken aus der Stirn des Kranken.

„Es ist nichts, Bader,“ herrschte der Alte den kleinen Mann an, aus dessen klugem Gesichte ein paar lebhafte Augen ungläubig auf ihn schauten — „ich bin nur gefallen und hab mir's Knie aufgeschlagen“ Damit lüpfte er die Bettdecke und entblößte den linken Fuß.

Der Landarzt erkannte augenblicklich die Art der Verwundung. Mit Kennermiene untersuchte er das hochgeschwollene Bein und manch leiser Druck preßte dem starken Manne einen Schmerzensschrei aus, während Burgl mit liebreichem Wort dem Vater zusprach, so lange der Chirug sich mit dem kranken Gliede beschäftigte. Endlich hüllte dieser den Fuß wieder ein und wandte sich mit ernster Miene zu dem Kranken.

„Müller,“ hub er an, „ich bin nicht Dein Beichtvater, will auch Deine Geheimnisse nicht wissen, aber da d'rin sitzt eine Kugel und das hart am Knochen. Vielleicht hat sie ihn auch verletzt, und wird die nicht bis morgen herausgeschnitten und setzt sie sich hinunter bis auf's Gelenk, dann kannst den Fuß, vielleicht auch 's Leben verlieren.“

Da er nun aber das Erbleichen des Müllers gewahrte, setzte der Bader beschwichtigend hinzu: „Mit Gottes Hülf' und solch' einer Wärterin“ — hier klopfte er das Mädchen auf die Wange — „kann Alles noch gut werden. Gieb Dich also d'rein, Müller, und Du, Mädel, mach' die kalten Umschläg' fleißig

fort.] Morgen früh komm ich nachher bei Zeiten und bring' noch Einen mit. Und jetzt behüt' Enk Gott!"

Vertrauensvoll blickte Burgl zu dem wackern kleinen Manne auf und begleitete ihn mit lebhaften Danksagungen vor die Thür.

Ruhig und gefaßt traf sie den Kranken, als sie zu ihm zurückkehrte. Er hatte seit seiner Ankunft fast nichts gesprochen, am allerwenigsten aber eine Sylbe über die wahre Ursache seiner Verletzung geäußert. Nun gab er ihr mehrere Aufträge für Haus und Mühle, die sie gleich zu besorgen ging, denn Lenz, nachdem er sein zerrissenes Gesicht einmal im Spiegel besehen, wagte sich nicht mehr hervor und verkroch sich in seiner Kammer. Bald darauf saß Burgl wieder am Bette des Vaters. Sie hatte seine Wunde frisch gekühlt und wußte, um ihn von trüben Befürchtungen abzulenken, gar viel zu erzählen von ihrem Aufenthalte in der Stadt. Ruhig lag die Hand des Kranken in der ihrigen, immer eifriger wurde sie im Erzählen und berichtete zuletzt auch, wie unverhofft sie vor zwei Jahren den Grubhof-Toni in der Stadt getroffen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Eine gute Antwort. — Der ebenso freisinnige und staatskluge, wie gelehrte und milde Papst Clemens XIV., der bekanntlich die Gesellschaft Jesu „aus Rücksicht für den Frieden der Kirche, für alle Zeit" aufhob, war aus dem Orden der Franziscaner. Als daher die Nachricht von seinem Tode nach Deutschland gelangte, sagte ein Erz-Jesuit zu einem Franziscaner: „Nun ist doch endlich Euer großes Kirchenlicht ausgelöscht!" „Ja," versetzte der Franziscaner, „nachdem es Euch zuvor heimgeleuchtet hat." — Beiläufig erwähnt, rührt das berüchtigte „Non possumus" der Jesuitenpartei von einem gleichnamigen Vorgänger her: Clemens VII. war es, der diesen Ausspruch anwandte, als König Heinrich VIII. von England mit seinen Ländern von Rom abzufallen drohte, falls seine Scheidung von Katharina von Aragonien vom Papste verweigert wurde.

Geschäftspraxis. — Vater Moses: „Sarche mein Juwel, Du bist e glückliche Braut!" — Tochter Rebekka: „Vater, mit wem?" — Vater Moses: „Was geht's Dich an?"

Chinesisch-deutsch. — Ameier: „Nun, was ist's, kommen Sie heute Abend in die Gesellschaft?" Bemeier: „Wenn mein Commis nit kimmt, kimm i nit, wenn aber mein Commis kimmt, kimm i."

Idealistisches Juste-milieu.

Nicht zu jung und nicht zu alt,
Nicht zu hitzig, nicht zu kalt,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Nicht zu grob und nicht zu fein,
Nicht zu klug und nicht zu dumm,
Nicht zu laut und nicht zu stumm,
Nicht zu zahm und nicht zu wild,
Nicht zu hart und nicht zu mild,
Nicht zu blond, nicht zu brünet,
Nicht zu einfach, nicht coquet,
Nicht zu schläfrig, nicht zu vif,
Nicht zu grad' und nicht zu schief,
Nicht zu stark, nicht invalid,
Nicht zu karg, nicht zu splendid,
So muß, will ich einstens frei'n,
Meine Frau beschaffen sein.

Goldkörner.

Der irret sehr,
Der glaubt, er herrsche sicher durch Gewalt,
Als durch ein mildes liebevolles Wesen.
Terent.

Ein Tropfen Haß, der in dem Freudenbecher
Zurückbleibt, macht den Siegestrank zu Gift.
Schiller.

Durch Thaten schwingt der Mann sich auf zum Ruhme,
Das Weib durch Leiden — ach und oft und immer
Ist Leiden mehr als Thun.
Kotzebue.

Es gibt
Kaum eine Tugend, die man durch Vertrauen
Im Menschen nicht erwecken könnte, zeigt
Ihm Zuversicht, das ehrt und hebt ihn und
Er strebt mit Kräften, die er selbst nicht kannte,
Das schmeichelnde Vertrauen zu bewähren.
Kotzebue.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 9. Dienstag, den 23. Januar 1872.

* Meine Mutter.

Längst haben sie dich geschlagen
In's weiße Leichentuch,
Du, deren Schooß mich getragen,
Du, die mich im Herzen trug.

Liegst selber im Mutterschooße,
Das Moos wächst über den Stein;
Die Welt, die verwandelte große,
Hat lange vergessen dein.

Die dein gedachten mit Danken
Die reden längst nicht mehr;
Es waren die Armen und Kranken,
Sie schlafen rings um dich her.

Wie haben so früh begrabend
Sie dich hinunter gebracht!
Mein Frühroth war dein Abend,
Mein Morgen deine Nacht.

Voll Lieb' und Dankes küssen
Wollt' ich die Hände dein,
Da hab' ich dich suchen müssen
Tief unter dem kalten Stein.

O könnt' ich dich umschlingen!
Wie wird meine Liebe so neu!
O Mutter, was kann ich dir bringen
Für all' deine Liebe und Treu'?

Deine Enkel, die will ich führen
Einst an den moosigen Stein;
Da soll dein Hauch sie berühren,
Dein frommer Geist sie weih'n.

V. Fr. Strauß.

---

* Die Schneidemühle an der Klamm.

Erzählung aus den bayerischen Bergen.

Von Th. Messerer.

(Fortsetzung.)

Rasch aber entzog ihr der Müller die Hand und wandte sein Gesicht ab. Das Mädchen erschrak, sie wußte selber kaum, wie sie dazu gekommen, darüber mit dem Vater zu sprechen, aber ihr Herz und ihre Gedanken weilten seit gestern immer und immer wieder bei dem Geliebten. Was mußte er denken, als sie ihn in der Verwirrung des ersten Schreckens so plötzlich verlassen? Hatte er den Grund errathen, wußte er, daß seine Mittheilung sie zuerst auf die traurige Entdeckung gebracht? Kannte er das Verbrechen der Ihrigen? Neben der Sorge um den Zustand des Vaters peinigten diese Zweifel sie unaufhörlich.

Auch der Grenzjäger hatte seit Burgl's räthselhaften Verschwinden keine ruhige Stunde gehabt. Wohl drängte sich ihm bald die naheliegende Vermuthung auf, ob nicht etwa doch ihr Bruder oder gar der Vater selber mit den Schmugglern im Bunde sei; mit Gewalt entschlug er sich indeß solcher Gedanken. Er hätte es für eine Sünde an seinem Mädchen gehalten, ihnen nachzuhängen. Doch wollte er um jeden Preis Aufklärung, und noch denselben Abend und am folgenden Tage lauerte er auf allen Wegen um die Mühle und durchstreifte nach allen Richtungen das Wäldchen, von welchen aus man die Besitzung übersehen konnte, immer in der stillen Hoffnung, dem Mädchen endlich irgendwo zu begegnen.

Der Hauserlipp trug dasselbe Verlangen, mit der Sulzlmühle und ihren Insassen wieder in Berührung zu kommen, und hoffte Stunde um Stunde, den Lenz zu treffen. Auch er strich schon den ganzen Tag über in der Nähe umher. Dabei war er bereits zweimal auf den Jäger gestoßen und es regte sich in ihm der Verdacht, daß wohl gar das ganze Häuschen umstellt sei und beobachtet würde, und er so in die Falle gehen könnte. Eiligst hatte er sich dann auch jedes Mal aus dem Staube gemacht. —

Nach einer auf der Mühle bange durchwachten Nacht betrat der Chirurg in Begleitung eines Gehülfen die Krankenstube wieder.

So lange schon gepeinigt von furchtbaren Schmerzen, fügte sich der Verwundete willig in Alles, und dem geschickten Arzte gelang es auch bald, die Kugel zum Vorschein zu bringen. Nun erforderte aber das kranke Glied die sorgsamste Pflege, und der Bader gab der aufmerksamen Burgl die genauesten Anweisungen hierüber. Trotz der liebevollsten Pflege aber lag der Alte bald im wildesten Fieber und sein Leben war schwer bedroht. Das waren harte Tage für das arme Mädchen, der keine hülfreiche Hand, außer etwa die des kleinen Bruders, zu Gebote stand. Scheu vermied Lenz noch immer des Vaters Stube und ging der Schwester trotzig aus dem Wege, die Neugier der Dienstboten aber, sowie die geschwätzige alte Muhme Rothburg wußte Burgl aus guten Gründen ferne zu halten.

Der Müller war ein harter, schweigsamer Mann, der nicht leicht sein Inneres herauskehrte, während seines Wundfiebers aber sollte die treue Pflegerin manchen Blick in die verschlossene Brust thun. In seinen wilden Phantasien, wie wirr und unzusammenhängend das auch war, was er mit heiserer Stimme murmelte, beschäftigte sich sein Geist am meisten mit den Vorgängen auf dem Grubhof, die ihm schwer auf dem Herzen lasten mußten. Er klagte sich selbst des Wortbruchs und der Härte an, und daß er von Toni's Kugel an's Schmerzensbett gefesselt lag, erschien ihm als die verdiente Strafe Gottes. Dann wieder trat das Bild der verstorbenen Gattin vor seine Seele, er bejammerte laut sein Unrecht gegen sie und rief sie mit flehender Stimme zurück von dort, von wo Niemand wiederkehrt. Aus seinen abgerissenen Worten erkannte Burgl, die während seines Deliriums meist angstvoll lauschend über ihn geneigt war, daß die Seele der Genesung nahe, daß der Stoß, der den Körper gebrochen, auch den starren Geist erschüttert und mahnend an sein Gewissen geschlagen habe.

Wie heiß und innig stieg nach solcher Erkenntniß das Gebet der Tochter zum Himmel empor! Wie zuversichtlich hoffte sie nun auch auf das Gesunden des Körpers! Sie hoffte nicht vergeblich. Nach manchen kummervollen Tagen und schweren Nächten wich das Fieber, die gesunkenen Kräfte hoben sich und der theilnehmende Arzt konnte dem Mädchen endlich die frohe Eröffnung machen, daß das Schwerste glücklich überstanden sei.

Es war Abend. Die Sonne spielte mit ihren letzten Strahlen auf der Decke des Genesenden, der sein Gesicht der Tochter zugekehrt hatte, die auf dem Stuhle neben ihm eingeschlafen war. All' die Aufregung der letzten Tage und der Mangel an Schlaf hatten endlich auch ihre frische Jugendkraft übermannt, und die feinen schönen Züge des jungen Mädchens, vor Kurzem noch ein Bild des blühendsten Lebens, erschienen bleich und abgespannt. Ein Sonnenstrahl beleuchtete das liebe blasse Antlitz, und mit gerührtem Blick hing der Alte an dem treuen Kinde, dessen Aufopferung er wohl begriff. Je länger er hinschaute, desto tiefer wurde die Rührung, die sein hartes Gesicht durchzuckte.

„Ganz wie ihre Mutter selig," sagte er leise, „ganz ihr Ebenbild und grad das nämliche Gemüth."

Der alte Mann streckte den Arm aus und legte die zitternde Hand auf Burgl's Haupt. So leicht die Berührung war, das Mädchen erwachte davon und blickte zusammenschreckend auf den Vater. Sie sah seinen guten freundlichen Blick, den weichen Ausdruck in seiner Miene, sie lächelte ihm voll Innigkeit zu. Das griff ihm an's Herz, sein Athem ging schneller, er zog die Tochter an sich und plötzlich erleichterte ein heftiges Schluchzen die gepreßte Brust. Burgl mochte errathen, was in ihm vorging. Sie streichelte ihm zärtlich Stirn und Wange, und es war, als schließe sich unter der reinen weichen Hand seines Kindes die Wunde in seinem Innern, als stickte sie den Sturm in der Seele.

„Vater", sagte Burgl, wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, und dabei schaute sie ihm mit kindlicher Bitte in's Auge — „Vater, wenn Du gesund bist, gehst Du mit mir zu der Mutter und machst ein Verlobniß. Versprich mir's, Vater!"

„Was für ein Verlobniß, Burgl?" fragte in zitternder Ahnung der Alte.

„Daß Du's nicht mehr mit dem Lipp halten willst und auch mit keinem von den Andern!" sagte das Mädchen fest, ob ihr auch das Herz bebte vor angstvoller Spannung.

„Madel", stammelte er nach einer langen schweren Pause, während welcher sich seine Brust unter stürmischen Schlägen gehoben, der Müller — „Madel, ich weiß, was Du sagen willst. Mir ist der Tod nah' gestanden, und ohne Dich wär' ich wohl schon draußen bei

der Mutter. Du hast den alten Vater nicht verlassen — Du hast mir keinen Vorwurf gemacht — da ist meine Hand, der Sulzlmüller soll sich vor seinen Kindern nimmer schamen müssen. Bevor wir aber zu der Mutter gehen, muß das 'runter, was mich schon lang auf dem Gewissen brennt — ich will mich mit dem Grubhof-Toni aussöhnen — ich hab ein Unrecht begangen an ihm und an seinem Vater. Gelt, Burgl, nachher verzeiht mir mein gutes braves Weib dort droben auch wieder?"

Thränen erstickten seine Stimme, Burgl aber warf sich laut schluchzend vor innerer Seligkeit über ihn und küßte in kindlicher Ehrfurcht die grauen Locken, die gefurchten Wangen des theuern wiedergefundenen Vaters. Jetzt erst hatte sie ihn wiedergewonnen, gerettet an Leib und Seele, und als sie im Drang des Herzens hinknieete vor dem Bild des Heilands in der Stubenecke und ihren Dank aus jubelnder Brust flüsterte, saß der alte Mann mit gefalteten Händen auf seinem Bette und vereinte demüthigen Sinnes und in tiefer Zerknirschung sein Gebet mit dem seines Kindes.

V.

Schon hatte sich die Dämmerung über Wald und Flur gelegt. Der kleine Hausl zog auch schon mit seinen Geißen zum Hofe herein, und kaum waren sie im Stalle untergebracht, eilte er in vollem Laufe dem Wohnhaus zu und die Treppe zur Krankenstube hinauf. Geräuschlos öffnete er die Thür und mit einem Blick nach dem schlafenden Vater schlich er auf den Zehenspitzen zur Schwester, die in glücklichen Träumereien vertieft, am Tische saß.

„Da, das soll ich Dir bringen", wisperte er mit wichtiger Miene und überreichte ihr einen schönen frischen Alpenrosenstrauß.

„Von wem denn, Hausl?" fragte ahnungsvoll das Mädchen.

„Ein Grenzer hat ihn mir gegeben und gesagt: „Da, Bub, gieb ihn Deiner Schwester und richt' einen schönen Gruß vom Toni aus."

Eine tiefe Röthe überzog das Gesicht des Mädchen. Sie zog den kleinen Buben aus der Stube und bestürmte ihn mit Fragen.

„Wann hat er Dir den Strauß gegeben? Wo ist er hin? Sag, Hausl, welchen Weg hat er gemacht?"

„Drunt' auf der Wiesen hat er mir den Strauß grad gegeben", berichtete eifrig der kleine Liebesbote, „ist nachher am Straßel fort, hinten aber bei der großen Eichen hat er das Straßel rechts liegen lassen und ist in den Sulzlwald hinein. Weißt ja selber, Burgl, daß das der nächste Weg an die Grenz' ist."

„Bist ein braver Bub, Hausl," sagte das Mädchen, indem sie ihm freundlich lächelnd zunickte. „Setz Dich jetzt ruhig zum Vater an's Bett, gieb ja Acht, daß Du ihn nicht aufweckst, und bleib da, bis ich wieder komm'."

Damit führte sie ihn in die Stube und rückte ihm den ledergepolsterten Schlafstuhl zurecht, in dem sich der kleine Bursch, stolz auf seinen neuen Posten als Krankenwärter, ganz behaglich niederließ.

Burgl schlug dann rasch ein dunkles Tuch um den Kopf und eilte durch das hintere Gatterthor hinaus dem Walde zu. Die Nacht brach schon herein, als die ersten Holzbestände sie aufnahmen, doch unerschrocken eilte sie auf dem Fahrwege fort und nur selten hielt sie an, um Athem zu schöpfen. Dabei lauschte sie immer aufmerksam in den stillen Wald hinein. Horch! Waren das nicht Fußtritte, die dort in der Ferne hallten? Niedergetretene Gräser leiteten sie bei ihrem Forschen auf einen Fußweg und rastlos vorwärts eilend, kam sie dem Schall der Tritte immer näher.

„Dort vorne steigt Einer über einen Baumstamm, der muß es sein, ja gewiß, er ist es!" jubelte es in Burgl's Seele, und im nächsten Augenblick hatte das Mädchen den Geliebten erreicht.

„Toni, ach, Toni, mir möcht' das Herz zerspringen vor lauter Freud', weil ich nur Dich wieder hab!" stieß sie ganz außer Athem hervor und zog ihn zu sich nieder auf den Baumstamm.

„Burgl, Burgl, Du bist's!" rief in froher Ueberraschung der Jäger. „Jetzt kommst Du mir so bald nicht wieder fort," setzte er hastig bei. „Was hab ich ausgestanden um Dich! Nicht eine ruhige Minute hab' ich gehabt und meine ganze freie Zeit hab ich bei der Sulzlmühl' verpaßt, Dich konnt' ich aber nie zu Gesicht bekommen. Endlich hab ich herausgebracht, daß der Geisbub auf der hintern Alm der kleine Hausl ist — hätt' ihn nicht mehr gekannt, so hat er sich verwachsen — und von dem hab ich erfahren, daß der Müller am hitzigen Fieber liegt. Da ist mir wieder leichter worden und es ist mir eingefallen, Dich.

ein wenig an den Toni erinnern zu lassen. Jetzt sag mir nur gleich, Mädel, warum bist Du damals so schnell fort?"

„Frag mich nur jetzt nicht aus, Toni, ich kann, ich darf Dir noch nicht Alles sagen", erwiederte Burgl rasch und eilig. „Sei aber nicht bös, Du sollst noch Alles erfahren, wann's Zeit ist. Hab für jetzt nur Geduld, Toni, ich muß gleich wieder zurück. Ich kann Dir nur geschwind sagen, daß der Vater die letzten Tag' auf den Tod krank war, und mir hat er heut anvertraut, daß ihm Alles, was er Dir und Deinen Leuten gethan hat, schwer auf dem Gewissen liegt, und er kann nicht zur Ruh' kommen, bis er sich mit Dir ausgesöhnt hat. Toni, Du mußt zu uns kommen, zum Vater, und das so bald es sein kann, aber" — da stockte sie — „nicht so, mein lieber Bub!" Damit zeigte sie bedenklich auf seinen grünen Rock.

„Zu Deinem Vater soll ich kommen?" rief Toni außer sich vor freudigem Erstaunen. „Von Herzen gern, Burgl, ist ja mein einziger Wunsch, mich mit Deinem Vater gut zu stellen, und wer weiß, bin ich einmal auf der Sulzlmühl', darf ich auch öfter kommen. Burgl, die Nachricht macht mich ganz glücklich! Aber jetzt," fügte er, sich plötzlich besinnend, hinzu, „jetzt behüt Dich Gott, Burgl, komm gut heim, ich muß fort, ich muß zu rechter Zeit am Treffpunkt sein."

„Ja, geh nur, Toni, daß Dich nicht versäumst, ich begleit' Dich noch ein kleines Stück Weg." Und Burgl trieb eilig zum Aufbruch.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges

Amtliches. — In einem badischen Orte wurde vor nicht gar langer Zeit vom Ausscheller bekannt gemacht: „Alle Diejenigen, welche Klauenseuche haben, dürfen ihr Vieh nicht mehr in den Bach treiben." Das erinnert an jene andere Verkündung: „Diejenigen, welche Hunde haben, müssen Maulkörbe tragen, und wer mit brennender Pfeife das Vieh füttert, wird bestraft." Besser machte es ein badischer Bürgermeister im Murgthale an der württembergischen Grenze. Auf dessen Befehl mußte der Büttel ausschellen: „Wer einen wüthigen Hund trifft, soll ihn in's Württembergische jagen, daß kein Unglück geschieht." In einem nassauischen Dorfe that der Ausscheller den Einwohnern zu wissen: „Der Dr— soll gleich von den Gassen weggeschafft werden, sonst mengt sich die Polizei hinein." Der Amtsstyl ist manchmal wunderlich.

Ehemann und Hagestolz. — Eine Frau haben — meinte in einem Londoner Blatte neulich ein Humorist — heißt so viel als: neugebackenes Frühstück, dampfender Kaffee, runde Arme, rothe Lippen, freundliches Geplauder, ein Hemd, an dem die Knöpfe nicht fehlen, bereitstehender Stiefelknecht, Glück, Wohlbefinden u. s. w.; keine Frau haben bedeutet: Matratzen mit gesprungenen Federn, blaue Nase, ungeheizter Ofen, Eisstückchen im Waschbecken, die Wäsche nicht zurechtgelegt, Strümpfe ohne Ferse, der Morgen-Imbiß zäh wie Guttapercha, Hühneraugen, Rheuma, Husten und Schnupfen, kaltgewordenes Mittagessen, Kolik, Rhabarber, kurz jedes nur erdenkliche „kleine Leiden" des menschlichen Lebens.

Goldkörner.

Es ist ein altes Wort, nicht minder alt als wahr,
Wer Treu' bewahren will, der fliehe die Gefahr.

Hammer-Purgstall.

Willst das Große du erreichen,
Fange mit dem Kleinen an;
Deine Tadler werden schweigen,
Ist das Kleine groß gethan.

Hornfeck.

Gibt es eine Freude auf Erden, derjenigen zu vergleichen, welche aus dem Gefühle entspringt, Andere glücklich gemacht zu haben? Kann diese Freude dich je verlassen oder jemals aufhören? Begleitet sie dich nicht fortwährend? Legt sie sich nicht mit dir schlafen? Steht sie nicht wieder mit dir auf? Lebt sie nicht, so lange du selber lebst? Wird sie dir nicht Trost gewähren in der Todesstunde, dir nicht treu bleiben, wenn alles Andere dich verlassen will, oder wenn du von allem Andern dich trennen mußt? — — Wer einsieht, daß eine Handlung recht ist, das heißt, daß sie naturgemäß zum Guten führt, und wer deßwegen die Handlung begeht, der allein ist ein moralischer Mensch; und der allein ist jenes steten, dauernden und unveränderlichen Heils fähig.

Benjamin Franklin.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 10. Donnerstag, den 25. Januar 1872.

* Die Schneidemühle an der Klamm.

Erzählung aus den bayerischen Bergen.

Von Th. Messerer.

(Fortsetzung.)

Zärtlich umschlungen und Jedes mit seinen eigenen frohen Gedanken beschäftigt, schritten sie durch den einsamen Wald, durch den das Mondlicht nur spärlich brach. Einige hundert Schritte waren sie so fortgewandert, da betraten sie eine kleine Lichtung im Gehölze. Trotz der Dunkelheit konnte man auf dem Platze einen ausgebrannten Kohlenmeiler erblicken, hinter welchem in einiger Entfernung ein Dach auf vier Pfählen ruhte, um den Köhler vor Regen zu schützen. Kaum waren die Beiden aus der Lichtung getreten, entstand dort an der offenen Hütte eine leise Bewegung. Des Grenzers Auge, an das Dunkel der Nacht gewöhnt und scharf blickend, erkannte sogleich etwas Verdächtiges. Er machte sich von Burgl los und sprang einige Schritte vorwärts. In demselben Augenblick standen auch schon zwei vermummte Männer mit geschwärzten Gesichtern hoch aufgerichtet ihm gegenüber.

„Du, jetzt haben wir ihn einmal!" drang die gedämpfte Stimme des Müller-Lenz vernehmlich durch das nächtliche Schweigen, und zu gleicher Zeit riß der Kleinere den Stutzen von der Schulter.

Mit einem Schrei, als hätte eine Kugel ihr Herz getroffen, fuhr Burgl in die Höhe und mit dem Ausruf: „Heilige Mutter Gottes!" stürzte sie auf den Jäger zu. Mit Riesenkraft umklammerte sie seine Arme, so daß er unfähig war, sich zu bewegen.

„Teufel, das ist Burgl!" hörte man Lenz dem Größeren zuflüstern, nachdem er rasch das Gewehr gesenkt.

„Was, die Burgl, und das ist ihr Liebhaber!" schrie, aller Vorsicht vergessend, der Hauserlipp und ein höhnisches Lachen schallte durch den Wald. „Wart, hochnasig's Diendl, jetzt ist die schönste Gelegenheit, Deinem Schatz das Licht auszublasen! Kamerad, ich druck' ab," rief er wild, „trifft's, wen's trifft!"

Lenz aber sprang wie der Blitz auf seinen Gefährten los und schlug ihm das Gewehr aus dem Anschlag. „Fort, schnell fort!" drängte er, und rasch rafften Beide schwere Päcke vom Boden auf und entsprangen damit in den Wald.

Zwischen Toni und Burgl hatte während des kurzen unheimlichen Vorgangs ein förmliches Ringen statt [illegible] Kraft der Verzweiflung konnte es dem kühnen Mädchen gelingen, den Grenzer zurückzuhalten, bis die Beiden verschwunden waren. Endlich riß er sich los, doch Burgl warf sich ihm zu Füßen und umklammerte seine Kniee. Sie kannte die wilde Leidenschaft der Männer und wußte, vermochte sie Toni an der Ausübung seiner Pflicht nicht zu hindern, daß entweder er verloren war oder der Bruder, den sie, wie seinen Begleiter, zu ihrem Entsetzen beim ersten Laut erkannt.

Der Jäger selber glaubte, das Mädchen halte ihn von der Verfolgung der verdächtigen Burschen, von denen sich ihm der Kleinere durch die Stimme als Einen der Schmuggler am Damm verrathen, nur aus Angst um sein eigenes bedrohtes Leben ab; daß sie noch um ein zweites zitterte, ahnte er nicht, und daß die Schwärzer die Müllertochter kannten, konnte ihm nicht auffallen. Erst als die Männer schon weit entfernt sein mußten, trennte sich Burgl von ihm, nachdem sie ihn noch mit flehender Bitte beschworen, ihnen ja nicht mehr zu folgen.

Zu Hause angelangt, traf sie den kleinen Hausl fest eingeschlafen vor dem Bette des

sanft schlummernden Vaters. Ermattet suchte auch sie ihr Lager auf, doch konnte sie vor Aufregung lange keine Ruhe finden, und erst mit Tagesgrauen umfing sie der erquickende Schlaf.

Der Müller schaute, als er am frühen Morgen erwachte, lange in die unschuldsvollen kindlichen Züge des Knaben neben ihm. Er wollte ihn nicht wecken und wandte unwillig den Blick nach der Thür, als dieselbe plötzlich geräuschvoll geöffnet wurde.

Es war Lenz, der eintrat, zum ersten Mal, seit sie den Müller verwundet heimgebracht. Ein Augenblick schien er betroffen, da er das eingefallene abgehärmte Gesicht des alten Vaters sah, den schmerzlichen Zug jedoch, der sich bei seinem Eintritt wie eine Wolke darüber legte, bemerkte der trotzige verwilderte Bursche nicht. Er schüttelte den kleinen Buben aus dem Schlafe und führte ihn an der Hand zur Thür hinaus. Nachdem er wieder an das Bett zurückgekehrt war, rief er in heftigem gereizten Tone:

„Vater, Burgl muß wieder fort, und das so bald als 's nur sein kann! So lang die Dirn' im Haus ist, geht's Unglück nicht aus. Das sind saubere Geschichten — heut Nacht [illegible]

Ruhig ließ der Kranke ihn reden und schaute mit wehmüthiger Miene zu dem Sohne auf.

„Heut Nacht“, fuhr Lenz erbittert fort, „hab ich die Waaren vom letzten Gang mit dem Hauserlipp in's Haus schaffen wollen. Wir waren schon lang versteckt beim Martl sein' Kohlenmeiler und haben nur gewartet, bis der Mond 'nunter ist. Wer kommt auf einmal daher? Der Toni! Ich kenn ihn gut, den Duckmäuser, wenn schon er mich nimmer kennt bei der Nacht. Ich hab mich schon gefreut, daß ich's ihm jetzt heimzahlen kann vom letzten Mal — kein Anderer hat auf Dich geschossen, Vater, das weißt selber vom Pechlerfranzl. Wie ich aber anschlag', hängt mit einem Mal ihm ein Madel am Hals und deckt ihn so, daß kein Zipfel vom Toni mehr zu sehen ist. Und wer meinst, Vater, wer das Madel war? Meine saubere Schwester Burgl ist's gewesen!“

Ein eigenes stilles Lächeln glitt über das abgemagerte Gesicht des Alten. Mit gefalteten Händen, den Blick zum Himmel gekehrt, murmelte er leise: „Wunderbar, wunderbar!“ Es kam ihm der Lieblingswunsch seines seligen Weibes in den Sinn. Mehr als einmal hatte sie zu ihm gesagt: „Statt den Tone um das Seinige zu bringen, solltest Du ihm helfen, sich auf dem Grubhof zu behaupten. Verdient hat er's tausendfach um uns, und der brave Bursch wär' mir einmal der liebste Mann für unsere Burgl.“

Lenz hub zornig wieder an:

„Hätt' je ein Mensch 'glaubt, das zu erleben, daß die Sulzlmüllertochter einen Grenzer zum Schatz hat! Das ist ja grad, wie wenn Du einen Marder in den Taubenschlag hineinsperrst! Vater, für denselbigen Schuß in Deinem Fuß, glaub ich alleweil, darfst Dich auch bloß bei dem Diendl bedanken.“

Mühsam richtete sich der Kranke im Bette auf und mit tiefer Bewegung wandte er sich an seinen Sohn.

„Lenz,“ sagte er und seine Stimme bebte, „hätt' damals der Toni Dich auch so gut 'troffen, wie mich, ich thät's heut noch unserem Herrgott danken. Der Schuß hat inwendig den rechten Fleck bei mir 'troffen und eine solche Wunden ist gar heilsam für einen verstockten Sinn. Burgl, sagst Du, soll aus dem Haus! Ich aber sage Dir, Burgl hat mich an Leib und Seel errettet, mit dem Madel ist auch ein guter Engel wieder in's Haus kommen!

„Bleib nur da, Lenz,“ gebot der Alte ernst, als dieser sich finster entfernen wollte, „ich hab Dir noch viel zu sagen. Du bist ein fleißiger tüchtiger Bursch, ich sprech Dir's nicht ab; kannst Du aber so ehrlich, so aufrichtig Jedem in's Gesicht sehen, wie Burgl? Kannst so offen zu unserm Herrgott aufschauen, wie sie? Hat Dich Alles so gern und folgt Dir auf den Wink, wie der Burgl — sag's, Lenz? Kannst Du so von inwendig froh und lustig ein Lied singen, wie Dein Bruder Hansl, und die Händ' so fromm zum Beten aufheben, wie der kleine Bub? Gelt, das kannst nicht, und warum? Weil Dich das böse Gewissen wie mit einer Eisenfaust niederdruckt!

„Ich will Dir's sagen, Lenz, damals, wie der Lipp und Du mich Nachts auf der Tragen in's Haus 'bracht habt, da hat mich die Burgl ruhig angeschaut mit ihren hellen unschuldigen Augen — Lenz, der Blick ist mir bis in's tiefste Herz 'gangen und hat mir selber die Augen aufgemacht über unser Leben. Warum hat sich dort Keins von uns was zu sagen getraut, warum hat ihr Jedes und sogar der

kecke Lipp auf's Wort gefolgt? Das böse Gewissen hat's gemacht, daß wir Alle die Augen niedergeschlagen haben vor dem jungen braven Madel. In mancher Nacht, wo ich vor Schmerz aufgewacht bin, wenn Burgl an meinem Bett eingeschlafen war, hab ich sie oft lang betrachtet und mich an dem Anblick gefreut. So friedlich, so sanft kann nur die Unschuld schlafen. O, Lenz, Du bist mein Aeltester, geh in Dich, laß ab von dem schlechten Handel und mach Deinen Vater in seinen alten Tagen noch zu einem glücklichen Menschen. Ich will Dir das Anwesen, will Dir Geld und Alles geben, was Dein Herz verlangt, ich will nur bei meinen Kindern noch in Ruhe leben und sie glücklich versorgt sehen.

„Schau' mich nicht so an, Lenz, mach' mir keine Vorwürf' — das Schwerste, was mir selber auf dem Gewissen liegt, ist, daß ich Dich durch mein Beispiel auf die schlechte Bahn 'bracht hab. Nur der Umgang mit dem Hauserlipp hat uns verführt, ich hätt' aber der Gescheidtere sein und Dich abhalten sollen, statt selber mitzumachen. Zuerst reizt einen jungen Burschen das Heimlichthun bei dem Handel, nachher ist's die Freud', wenn man einen Grenzer überlisten kann, so geht's immer weiter und weiter in's Verderben, und wenn erst Geld und wieder Geld in's Haus kommt, hat einen alten Kerl, wie mich, auch schon der Satan in den Krallen. Mich hat nur die Habsucht verblend't, und so wird Einer zum Schwärzer, bringt Leid und Schand' über seine Familie und — merk Dir's, Lenz — ein einziger Fingerdruck kann ihn, eh' er's überlegt, zum Mörder machen."

Den Blick starr auf das Bett gerichtet, hatte Lenz stumm zugehorcht. Das hübsche trotzige Gesicht zeigte sich mit dunkler Gluth übergossen und heftig athmend hob sich die breite Brust.

„Lenz," fuhr der alte Vater im Tone des Schmerzes eindringlich fort, „wenn Du glaubst, daß uns draußen im schwarzen Wald bei finsterer Nacht Niemand gesehen hat — der da droben hat uns gewiß gesehen, und glaub mir's, der hat einen Arm, lang genug, um Jeden zu erreichen. Du hast einen bittern Haß auf den Toni, und warum? Blos weil er als Grenzer seine Pflicht und Schuldigkeit thut. Thu Du auch die Deine und söhn' Dich aus mit ihm und mit der Burgl. Dank ihr's von Herzen, daß sie Dich heut Nacht abgehalten hat, zum Mörder zu werden an Deinem eigenen braven Lebensretter. Der Toni war's, Lenz," rief der Müller mit erhobener Stimme, „der Dich mit schwerer Lebensgefahr heraufgeholt hat, wie Du an einer einzigen Latschen über den Abgrund gehängt bist! Denk an Deine brave Mutter im Grab, Bub, die Dir das oft und oft zu Gemüth geführt hat. Zeig's dem Toni, daß er dies nie bereuen darf, daß er Dich errettet hat für die Welt und nicht für's Zuchthaus, sonst wär's besser, er hätt' Dich damals über die Karwendelwand' 'nunterstürzen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die beiden Preisräthsel

in Nummero 6 der „Heitern Stunden" haben in den ersten Tagen eine wahre Fluth von Zuschriften hervorgerufen. Wenn da dem Räthselfabrikanten der Ausruf entschlüpfte: „O Herr halt' ein mit deinem Segen!" wird's den freundlichen Leser gerade nicht Wunder nehmen. Einhundert und zwei und neunzig Briefe, die sich auf die Räthsel beziehen, liegen nun heute vor uns und die alle zu sichten und zu sondern ist fürwahr keine Kleinigkeit. — Nach sorgfältiger Durchsicht und Vertheilung der 192 Zuschriften ergab sich, daß 125 derselben die richtige Lösung beider Räthsel enthielten; 76 Einsender hatten's nur bei dem zweiten getroffen und Einer hatte bei beiden fehlgeschlossen. Die erste Nuß, deren Kern die Worte **„Profit"** und **„Profil"** waren, scheint im Hinblick auf die große Zahl unrichtige Auslegungen, Schwierigkeiten verursacht zu haben. Sehr viele Bewerber riethen auf „Gewinn und Gewind'", andere auf „Güter" und „Güte", „Hab'" und „Haar", „Reich" und „Reiz", „Ruhm" und „Ruß" u. s. w., was natürlich Alles nicht mit den Bedingungen des Räthsels in Einklang zu bringen ist. An ganz widersinnigen Lösungen wie „Kronenthaler", „Helm" und „Held", „Reichsmarke", „Grammgewichte" u. s. w. fehlte es auch nicht. — Das zweite Räthsel, in welchem der Name **„Martin"** und 6 andere Worte steckten, hat kein Kopfzerbrechen gekostet. Der Räthselmacher hat mit Fleiß der schwereren Aufgabe eine leichte zugesellt. — Bei der vorgenommenen Ausloosung fiel der ausgesetzte Preis: „Lieder

zu Schutz und Trutz" dem Herrn

Andreas Schwartz, Wirth in Birkweiler

zu, welcher das Buch in der Ed. Jost'schen Buchhandlung in Empfang nehmen wolle. — In Anbetracht der überaus zahlreichen, für die „Heiteren Stunden" sehr schmeichelhaften Concurrenz entschloß sich die Redaction zur Ausgabe eines zweiten Preises. Sie wählte hierzu Goethe's „Herrmann und Dorothea" mit Illustrationen, in elegantem Einband. Das Loos wies diesen Preis dem

Fräulein Anna Wechinger in Landau

zu, welche die Prämie durch die erwähnte Buchhandlung empfangen wird.

Die Namen der 125 Bewerber, welche richtige Lösungen beider Räthsel einsandten, sind folgende: Aus Landau: Frl. Rosa Lehmann, Hr. Rischmann, Hr. Jung, Artillerie-Korporal, Hr. J. L. Baumann, Frl. Lina Neuert, Frau Rösel Jung, Hr. C. Eissenhardt, Hr. Chr. Kohlhepp, Hr. Friedr. Vogel, Hr. J. B. Feldbausch jun., Hr. Joh. Bapt. Schimpff, Frl. Rosa Keßler, Frl. Josephine Schultz, Hr. Exped.-Gehülfe Scheidter, Frl. Anna Wechinger, Hr. A. Stöpel, K. O. — Ein Anonymus, Hr. F. S. mit folgender launigen Reimlösung des ersten Räthsels:

„Von vielen Kaufherrn in der Welt
Ist mancher oft so knapp bestellt
Daß, wenn er einmal macht „Profit"
Er gar nicht weiß, wohin damit.
Kommt er jedoch nah an das Ziel
Verändert stracks sich sein „Profil",
Er bläßt sich auf, als wüßt' man nit,
Daß er oft nahm zu viel „Profit."

Hr. A. H., Hr. D. Wehner, Frl. Nettchen Dahl, Frau Direktor Denemy, Frl. Mathilde Mayer, Hr. Dr. Lobstein, Hr. S. Frick, pens. Lehrer, Hr. F. Geropp, Hr. Strauß, Zeugwart, Hr. Wilh. Unger, Schriftsetzer, Frau Hauptmann Weißenbach, L. K. — Frl. Elise Meyerhuber, Frl. Auguste Naab, Hr. Michel Scherrer, Hr. Kaufmann Ludw. König, Hr. Friedr. Antz, Fr Wb. A. Köhler, Frl. Babette Rehm, Fr. Wtb. Philippine Krauß, Frl. Louise Trauth, Hr. Karl Gander, Hr. F. Beutner, Hr. Gg. Littig, Hr. H. Schmitt, Fr. Wtb. Schulab, Hr. L. Schlegel. ....g mit versificirter Lösung, Hr. Ph. Peter Römer, Hr. Häuser, Hr. Ph. Kiefer, Hr. J. Schaller, Hr. Bahnbeamter Pfeffer, Hr. J. Seitz, Frl. Sophie Bergmann, Hr. C. Dannheisser, Hr. Fr. Lutz, Hr. Wm. Dilg. — Aus Herxheim: Hr. J. Altschul und Hr. Einnehmer Scharf. — Aus Offenbach: Hr. K. Stark und Hr. Stöhsel (Neumühle). — Aus Queichsheim: Hr. Ludwig Beyer. — Aus Gleisweiler: Frl. Käth. Becker. — Aus Burrweiler: Frl. Amanda Baader. — Aus Essingen: Hr. Michel Frech, Metzger, und Hr. Georg Jäger. — Aus Minfeld: Frl. Emilie Adam. — Aus Impflingen: Hr. H. Kuhn. — Aus Ingenheim: Hr. Phillipp Wirth, Th. Marx, Frl. Melanie Moritz. Aus Billigheim: Hr. Ph. Roth, Hr Vollmar, das erste Räthsel mit folgenden Zeilen:

„Ob „Profit" des Menschen höchstes Ziel,
Das verräth nicht selten sein Profil."

Hr. Not.-Clerc Ad. Dörr. — Aus Edesheim: Frl. Franziska Kämmerer, Frl. A. H. mit folgenden Reimlösungen:

I.

„Auf fremdem Boden eine Nuß zu knacken
Bringt sicher dir „Profit", wenn auch nicht viel,
Doch einzubeißen dich mit vollen Backen
Entstellet selbst das reizendste „Profil."

II.

„Wenn „Martin" läßt den Oberländer „rinnen"
Nach seiner Art im Juni oder „Mai"
Kommt „Minna" dann zuweilen fast von Sinnen,
Erobert sich den Titel „Narr" dabei.
Ereignet sich dies öfter, ist's nicht „rar":
Die Nüsse sind geknackt und zum Verspeisen gar."

Hr. J. H. löste das erste Räthsel folgendermaßen:

„Gern' möcht' ich schöne Verse machen,
Doch hab' ich hierzu kein Geschick,
Drum wend' ich mich nach andern Sachen
Und spekulire auf „Profit."
Wenn ich mich einst verleg' auf's Frei'n
Verfolg ich fest ein Doppelziel;
Nicht Reichthum such' ich mir allein
Ich liebe auch ein schön „Profil."

Aus Knöringen: Hr. Lehrer Sulzbacher und Hr. Schuhmacher. — Aus Frankweiler: Hr. Winderroll, Hr. Gustav Bach, Hr. G. Laugel.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 11. Samstag, den 27. Januar 1872.

* Der junge Maler.

Ich saß mit Pinsel und Palette
Und blickte mein Gemälde an,
Nicht, daß es mir gefallen hätte,
Ach nein, mir schien's nur halb gethan;
Da kam der Meister nachzusehen
Und still betrachtend blieb er stehen.

„Seht, Meister, wie ich mich hier quäle,
O sagt mir offen, wo ich fehle."

„Mein Lieber," sprach er ernst und milde,
„Dein' Fleiß zwar lob' ich an dem Bilde,
Doch fehlt das Beste noch, die Seele!"

„So sprecht, wie kann ich's nur erjagen,
Daß sich das Todte mir belebe
Und Geist mit Farben sich verwebe?"

„Das kann ich nicht, daß kann Dir Keiner sagen
Such' erst in Dir das Leben zu entzünden,
Dann bringt es vor, es wird sich selbst entbinden;
Und laß nur nie von Schwätzern Dich bethören,
Das Höchste, Freund, das kann uns Niemand lehren."

---

* Die Schneidemühle an der Klamm.

Erzählung aus den bayerischen Bergen.
Von Th. Messerer.

(Fortsetzung.)

„Aber der Lipp, was soll's mit dem werden?" vermochte der junge Bursche, mächtig ergriffen, nur dumpf und heiser hervorzubringen.

„Dafür laß mich sorgen, Bub," sagte aufathmend der Müller. „Was er von meinem Eigenthum in Händen hat, die ganze letzte Ladung schenk ich ihm mit der Bedingung, daß er mir nicht mehr unter's Gesicht kommt, und wie ich den habgierigen, feigherzigen Burschen kenn', wird er sich auch bei Keinem von uns mehr blicken lassen. Daß ihn das Madel nie genommen hätt', hat er so schon kennt. Die Geschicht' muß auch mit den Andern in's Reine 'bracht werden, das schlicht' ich Alles, verlaß Dich d'rauf. Und jetzt spann' mich nicht länger auf die Folter — schlag ein, Lenz, es ist zu Deinem Glück!"

Lange schon stürmte und kämpfte es in der Brust des jungen Menschen. Das bewegte Vaterwort hatte nicht umsonst daran gepocht. Das bessere Gefühl rang sich allmälig durch die Kruste, die sein Gemüth verhärtet, und er drängte mit Mühe die hervorbrechenden Thränen zurück. Lenz war nicht böse von Natur, und der Anblick des in Schmerz und Reue um das Geschehene gebrochenen alten Vaters, der ihm bittend die magere Rechte entgegenhielt und wie eine vom Sturm gefällte Eiche vor ihm lag, beschleunigte seine eigene innere Umwandlung.

Ein heißer zitternder Händedruck sagte dem alten Manne, daß der schwerste Kummer von ihm genommen, weil der irregeleitete Sohn zurückkehren wollte auf den rechten Weg. Mit niedergeschlagenen Augen reichte Lenz auch seiner Schwester, die jetzt in die Stube trat, die Hand. Mit der anderen verbarg er die Tropfen, die unaufhaltsam über die wettergebräunten Wangen rollten. Mit lebhafter Freude ergriff Burgl die friedlich dargebotene, arbeitsharte Bruderhand, die noch vor wenigen Stunden sich zum blutigen Kampfe erhoben.

„O, Lenz, mein lieber Lenz!" konnte sie ihm nur zurufen, da entwand er sich ihr und stürmte hinaus, um sich in seiner Kammer auszuweinen.

VI.

Burgl hatte nicht geahnt, was zwischen Vater und Sohn vorging. Sie wollte nur durch das Fenster ausschauen nach jener wohlbekannten lieben Gestalt, die sie schon vom Hofe aus über den Wiesenweg auf die Mühle zuschreiten gesehen, und deren Erscheinen ihr Herz höher schlagen ließ.

Der Müller hatte kaum Zeit, der Tochter seine Freude über des Sohnes Sinnesänderung mitzutheilen, als auch schon feste eilige Fußtritte auf der knarrenden Treppe laut wurden.

„Er ist's!" frohlockte es in ihr, dennoch drückte sie beklommen die Hand auf's Mieder und fast ängstlich klang das „Herein!" mit dem sie das rasche Klopfen an die Thür erwiederte. Doch wie strahlte ihr Auge auf, als die prächtige Gestalt des Erwarteten jetzt in Gebirgstracht auf der Schwelle erschien!

Es war eine stattliche Erscheinung. Die bequeme graue Joppe ließ Toni noch höher und kräftiger erscheinen, die offene freie Brust, von dem grünen Hosenträger auf blendend weißem Hemde umspannt, trat breiter und männlicher hervor. Kniehose und Wadenstrümpfe verriethen den muskelstarken Bau der Glieder und das lose um den Hals geschlungene Tuch kleidete ihn vortheilhafter, als der hohe steife Uniformskragen. Die innere Erregung hatte sein Gesicht frischer gefärbt und rasch schritt er auf den Kranken zu, stülpte den mit ein paar Reiherfedern geschmückten spitzen Hut auf den Bettpfosten und reichte dem Müller herzlich die Hand.

„Grüß Euch Gott, Sulzlmüller, wie geht's?" sagte er mit unterdrückter Bewegung. „Man sieht's Euch an, daß Ihr viel habt leiden müssen, aber tröstet Euch, mit Gottes Hülf' werdet Ihr bald wieder in der Höhe sein."

Der Müller blieb regungslos und warf einen fragenden Blick auf Burgl.

„Der Grubhof-Toni ist's, Vater," flüsterte das Mädchen mit gesenktem Blick.

Was, Toni, Du bist's!" stammelte der Alte mit zitternden Lippen und umklammerte mit beiden Händen des Grenzjägers Rechte.

„Ei," rief Toni lächelnd, „bei Euch ist's so weit nicht gefehlt, Müller, Ihr drückt mir ja fast die Hand zusammen."

„Toni," fuhr der Müller fort, während er mit tiefer Rührung sein Auge auf dem schmucken jungen Manne ruhen ließ — „Toni, Du bist es also wirklich! Du hast Dich in den fünf oder sechs Jahren gar viel verändert, ich hätt' Dich nimmer kennt, wenn Du mir auch Tag und Nacht im Geist vorgehst, wenn ich auch manche Nacht nicht hab ruhen können wegen Deiner. Du kommst jetzt zu mir, giebst mir freundlich die Hand und wünschest mir nichts Böses, ich seh Dir's an den Augen an. Denkst Du's denn nimmer, was ich an Deinem Vater und an Dir verschuldet hab?"

„Müller," sagte Toni ergriffen und machte eine abwehrende Bewegung, „laßt die alten Geschichten ruhen. Alles soll vergessen und vergeben sein! Und wenn es Euch ein Trost ist, so sag ich Euch, könntet Ihr mir in's Herz schauen, Ihr würdet dort keinen Groll gegen Euch entdecken, und kann mein guter Vater aus der andern Welt auf Euch herabschauen, thut er's gewiß auch nur in Lieb und Frieden. Ich wünsch' Euch von Herzen das Beste und vor Allem, daß Ihr bald gesund werdet."

„Toni, Dir glaub ich's auf's Wort, solche Augen können nicht lügen!" rief sichtlich erleichtert der alte Mann und betrachtete mit wachsendem Wohlgefallen die einnehmende Gestalt des Jägers. Er erkannte mit richtigem Gefühl die tüchtige Natur des jungen Mannes. Wie wohlthuend war ihm dieser offene redliche Blick, dies freie feste Auftreten im Vergleich zu dem scheuen gedrückten Wesen seines Sohnes Lenz. Ihm schien es, als sehe er durch diese Augen bis hinab auf den Grund der Seele. Die Erinnerung an den Hauserlipp aber, dem er sein schönes unschuldiges Kind bestimmt, preßte ihm das Herz zusammen.

„Daß Du mir verziehen hast," fuhr er froh bewegt fort, „dafür sag ich Dir tausendfachen Dank, damit ist's aber noch lang nicht abgethan. Was ich noch gut machen kann, das soll geschehen, ich hab's in meiner Krankheit heilig gelobt. Toni, den Grubhof drüben hab ich wieder eingerichtet bis auf den Viehstand, und auch den schaff' ich her, sowie ich wieder auf kann. Sag's aufrichtig, Toni, kannst Dich trennen von der Grenzjägerei? Ich weiß, Du bist nicht aus Liebhaberei dazu gegangen, Du bist durch meine Schuld dazu 'bracht worden, um Dein Fortkommen zu finden. Der Grubhof soll vom heutigen Tag an Dein Eigenthum sein. Keine Wiederred! Ich seh's schon, Du g'fallst Dir in der Joppen besser, als im Soldatenrock, und was ich versprochen hab, das halt ich."

„Müller, ist das Euer Ernst?" fragte Toni in zitternder Freude und warf seinem Mädchen, das erglühend dabei stand, einen seligen Seitenblick zu.

„Ja, Toni, mein voller Ernst," bestätigte der Müller mit tiefem Nachdruck. „Du g'fallst mir gar zu gut," sagte er dann mit einem Anflug gemüthlicher Laune, „bist ein sakrischer Bursch worden in der Stadt d'rin. Schau ihn nur einmal recht an, Burgl!" Damit richtete sich der Alte sitzend im Bette auf. Die sonst so starren, strengen Züge zeigten sich von einem warmen, herzlichen Lächeln erhellt und immer leichter und heiterer wurde seine Stimmung. „Und wenn der Toni am Grubhof einzieht," richtete er mit schlauem Augenzwinkern das Wort an das junge Mädchen, „braucht er wohl auch eine Hauserin. Wo wird er da wohl die richtige finden, he, Burgl? weißt ihm kein' Rath?" und der alte Mann weidete sein Herz an der Verwirrung der jungen Leute. „Schau ihn nur einmal an, den bildsaubern Buben, ich glaub, dem könnt' ein Madel wohl gut sein," setzte er schmunzelnd bei.

Das war zu viel für das übervolle Herz des Mädchens. Mit dem Ausruf: „O, mein guter Vater!" flog sie auf ihn zu und fiel ihm um den Hals.

„Ich versteh Dich schon, Kind, ich weiß Alles," sagte der Müller weich. „Solche Herzen müssen sich finden, und was der Herr so wunderbar zusammengeführt hat, soll der Mensch nicht trennen. Ich spür's an dem Frieden in meiner Brust, daß Ihr's glücklich trefft, daß 's Enk wohlergehen wird, und geb mit tausend Freuden meinen Segen dazu."

Die beiden überglücklichen Menschen waren niedergesunken vor dem Bette und feierlich legte ihnen der alte Mann die zitternde Hand auf's Haupt. Wie brünstig stieg der Vatersegen aus seinem Herzen empor, wie dankbar schaute er nach Oben, daß ihm vergönnt war, zu sühnen, was er an dem jungen Paare verbrochen.

„Jetzt, Kinder, steht auf," sagte er, nachdem er sich gesammelt, „und Du, Burgl, hol den Lenz, daß er sich auch mit dem Toni aussöhnt."

„Vater, der Lenz hat mir nichts zu leid gethan," hatte Toni kaum erwiedert, als der Genannte schon mit Burgl in der Thür erschien. (Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

Was ist lächerlich? — Die Antwort darauf ist nicht so leicht, und noch von keinem Aesthetiker ausreichend gegeben worden. Der rohe ungebildete Mensch lacht über Manches, das dem feineren Gefühl des Gebildeten Eckel und Abscheu einflößt. Man darf nur an die Volksbelustigungen früherer Jahrhunderte denken. Der betrunkene Mann und noch mehr die betrunkene Frau erregen dem Gebildeten einen sittlichen Widerwillen, der Pöbel sieht das entwürdigende Schauspiel nur von der lächerlichen Seite. Es ist ein großer Fehler der Erziehung, das Herz der Kinder nicht frühzeitig so zu bilden, daß ihnen das Gemeine, Unsittliche nie ein Gegenstand des Gelächters wird. Frühe Gewöhnung übt ihren Einfluß für's ganze Leben in gutem und bösem Sinne. Das wirklich Lächerliche wirkt wie der Blitz schlagartig durch überraschende Gegensätze. Der Gebildete lacht nicht über das Unglück eines Andern, wohl aber über einen harmlosen Zwischenfall, wenn etwa einem gravitätisch einherschreitenden Manne ein Windstoß die Perrücke in die Luft höbe und er ängstlich danach griffe.

Schiller als Ultramontaner. — An's „Vaterland", an's theure schließ dich an, Das halte . . .!

Ein poetischer Prediger. — In Görlitz wurde ein Prediger von dem heiligen Geist der Poesie derartig erfüllt, daß er in lauter Hexametern (sechsfüßigen Versen) sprach, ein Seitenstück zu dem Zwiegespräch des alten Voß (Uebersetzer Homers) mit dem Nachtwächter:

„Wächter der Nacht, sag an, in Bezug auf das Feuer, wo ist es?" —
— Mann, im Rocke des Schlafs, selber noch weiß ich es nicht."

Was heißt studiren? — Gevattersmann, mein Jung' ist schon zwei Jahre confirmiret; ich muß nun einen Entschluß fassen und ihn 'was Rechtes auch lernen lassen. Drum sagt: Was lernt denn Euer Sohn? — „Ei gar nichts — er studiret."

Goldkörner.

Je mehr Gottes- und Nächstenliebe, desto weniger Selbstliebe.

Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitte. Göthe.

Erzähl' dein Glück dem Unglück nicht,
Dein Unglück nicht dem Glück,
Dort klingt dir Leid auf deine Lust,
Hier Lust auf Leid zurück. Rückert.

Geographisches Scherzräthsel.

Welchen Städte-Namen lernt das Kind zuerst aussprechen?

---

* Die beiden Preisräthsel
(Schluß.)

Wir fahren in dem Verzeichniß der Bewerber fort, welche richtige Lösungen beider Räthsel einsandten: Hr. Arnold in Niederhochstadt, Frl. Mathilde Deppisch in Maximiliansau, Hr. Lehrer März in Iggelheim, Hr. C. Heilmann, Telegraphist in Ludwigshafen, Frl. E. F. in Leimersheim, und zwar mit folgenden heiteren Reimen:

I.

„Die „Heitere Stunden" hewwe letscht
Zwee Räthselcher gebrocht,
Do hatb ich gleich mich hingesetzt
Unn hatb dodran gepocht.
Das ene wor schnell uffgemacht,
Das annere koscht Müh,
Doch glaab' ich, des ich's hingebrocht,
Nur weeß ich noch nit wie.
Was isch des Kaufmanns höchstes Ziel?
Wann er macht oft Profit.
Unn nebenbei dovun recht viel
Denn uhne den geht's nit.
En scheen Profit isch ganz beschtimmt
Ene acceptabli Sach,
Unn daß es zum enn Kopp gehört
Der scheen sein will, schtimmt aach.

II.

Des zweete des war nit so schwer,
1, 2, 3, 4, 5, 6.
Der „Martin" trinkt sein Schoppe leer,
Sein „Minna" isch e Hex.
Daß er zu ihr gesagt hot „Narr",
Isch zwar nit in der „Art"
Doch solche Männer sinn nit rar,
Sinn merschtentheils nit zart.
Unn wann ihm hot geschmeckt der Neu
So isch er nit verschleckt,
Der „rinnt" enunner wie im Mai
Des Schwefelwasser schmeckt.

Ungenannt in Oberotterbach, Frl. Selma Kern in Nußdorf, Hr. Rebholz in Siebeldingen, Hr. Carl Keyser in Albersweiler, Hr. August Zwißler in Ottersheim, Hr. Jak. Steigner, Ackersmann in Klingen, Frl. Käthchen Schwartz in Oberhochstadt, Frau Dr. Weiß in Kandel, welche das zweite Räthsel in launigen Versen löste. — Hr. B. S. in Weiher, Frl. Jettchen Graf in Kandel, Frl. Elise Grieß in Pirmasens, Hr. And. Schwartz, Wirth in Birkweiler, Hr. Lehrer Gabel in Theisbergstegen, Hr. J. B. Frohnheiser in Neupfotz, Hr. G. H. Grube, Musiker in Gangloff, Hr. Jos. Dreyer, Lehrer in Jockgrim, Hr. Louis Nägele auf der Ziegelei bei Albersweiler, Hr. Ph. Hoffmann in Schweighofen — Hr. —s in Weißenburg. Frl. P. und J. K. in Straßburg. Frau Regina Nürk in Rohrbach (Deutsch-Lothringen), Hr. Heinrich Lery in Dreisen, Hr. J. J. Born in Siebeldingen, Hr. Lehrer Reber in Freckenfeld, Frl. Louise Ferner in Oberhochstadt, Hr. Fried. Wagner in Appenhofen (Reimlösung), Frau Anna Piton in Mittelbrunn (bei Landstuhl), Frl. Babette Eßlinger in Haßloch, Hr. J. J. Niederer IV., Krämer in Büchelberg, Hr. Mr. in Stwlr., Hr. E. Müller in Bellheim, Frl. Anna Ruscher in Zinsweiler (bei Niederbronn), Hr. P. W—hl— in Hagenau, Hr. Michel Boos in Böchingen, Hr. Bat.-Quartiermeister L. Schubert in München, Hr. N. J. in Trier, Hr. Herrmann Brünings in Bettweiler, Hr. Heinrich Bouquet in Mörlheim, Hr. Lehrer Pfleger in Rodt und Herr John in Bellheim.

Berichtigung. In der Publikation des Resultates der Preisräthsel in voriger Nummer der „Heit. Stunden" ist der Druckfehler 76 zu berichten, es soll: „66 Einsender u. s. w." heißen. D. R.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 12. Dienstag, den 30. Januar 1872.

* Trost.

Wenn Alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar Nichts nähme,
Und gäb' dir keine Last,
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt!

Nun fällt eins nach dem andern,
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Zum Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft: —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

Fouqué.

---

* Die Schneidemühle an der Klamm.

Erzählung aus den bayerischen Bergen.
Von Th. Messerer.

(Schluß.)

Eine große Veränderung mußte mit dem jungen Burschen vorgegangen sein. Aller Trotz schien aus seinem Gesicht verschwunden, die früher kaum merkbare Aehnlichkeit mit den jüngeren Geschwistern trat jetzt deutlicher hervor, und mit befangener, aber freundlicher Miene ging er auf das Krankenbett zu. Als er aber an Toni vorüber kam und ihm plötzlich in's Gesicht sah, zuckte er zusammen, wie von einem Messerstich getroffen, und mit den Worten: „Das ist ja der Toni!" wich er erblassend einen Schritt zurück.

„Herrgott, diese Stimme!" rief gleichzeitig Toni. „Jetzt kenn' ich Dich, Schwärzer!" schrie er wild auffahrend, und starr vor Staunen bohrten sich seine Augen in das Antlitz des jungen Mannes.

Kein Zweifel, das war der Müller-Lenz! Er erkannte ihn jetzt Zug um Zug und die Stimme hatte genau wie die des frechen Schmugglers geklungen, der ihm schon zweimal entronnen. Jetzt durchschaute, jetzt begriff er Alles, die Veranlassung zur Krankheit des Vaters, Burgls plötzliche Flucht in der Riß, ihre Todesangst in dieser Nacht. Jetzt wußte er, wie nahe er der Wahrheit mit seinen Vermuthungen schon einmal gekommen. Er legte wie träumend die Hand vor die Stirn, dann schaute er auf den Müller, der in athemloser Spannung mit starrem Auge an ihm hing, auf den alten Mann mit dem grauen Haar, den der Schuß aus **seinem** Rohr auf's Schmerzenslager hingestreckt. Er schaute auf Burgl, die er mehr liebte als sein Leben, und die in großer Unruhe ihr Auge von Einem zum Andern schweifen ließ, dann wieder voll Zuversicht auf ihren Toni blickte. Er schaute auf den jungen Burschen, dem er einst das Leben gerettet und den er jetzt in's Unglück stürzen sollte.

Lenz hatte sich zuerst wieder zusammengerafft. Mit seiner Umwandlung schien auch der rechte Muth wieder über ihn gekommen. Er ergriff den Grenzer bei der Hand.

„Es ist nimmer der Lenz vom Damm oben," sagte er fest, als Toni vor seiner Berührung zurückfuhr, „und auch nicht der vom Kohlenmeiler — mein armer Vater dort hat aus ihm einen Andern gemacht und Du darfst ihm wohl die Hand geben. Du giebst sie jetzt einem rechtschaffenen Burschen."

Toni regte sich noch immer nicht, er stand im heftigsten Kampfe mit sich selbst. Da berührte Burgl leise seine Schulter und legte seine Hand in die des Bruders.

„Vergessen und vergeben! sagte sie kaum hörbar mit tiefer Bedeutung.

Da durfte er nicht länger zaudern. Wie streng ihn auch die Pflicht zur Entscheidung drängte — sein Herz gebot laut, was er thun mußte.

„Ja, ja, so soll es sein!" rief er mit raschem Entschluß und schüttelte wie mit Einem Ruck alle Zweifel von sich. „Ich seh' Dir's an, Lenz, es ist Dir Ernst. Wir werden so nimmer zusammentreffen und Du wirst den Weg nimmer gehen." Und er drückte ihm brüderlich die Hand.

Die letzte Wolke war verscheucht, die dem jungen Glück des Hauses gedroht, und dem alten Vater war zu Muthe, als habe der Himmel nie so blau und friedlich auf die Schneidmühle an der Klamm herabgeschaut, als nickten die Waldberge draußen ihm ihren Glückwunsch zum Fenster herein.

„Ich spür's inwendig," sagte er, als Toni und Burgl, Lenz und der kleine Hans einträchtig sein Bett umstanden, „daß es bald ganz gut geht mit mir. Der Freudentag hat mich schier gesund gemacht und ich kann unserm Hergott nicht genug danken, daß er mir olche Kinder schenkt."

Es war ein heiterer klarer Herbstmorgen. Die herrliche Landschaft, über der die Sonne leuchtete, und um die herum mächtige Berge ihre Häupter in die Wolken streckten, war von sonntäglich geputzten Kirchgängern belebt. Die Glocken hallten feierlich von Mittenwald her durch die Morgenstille, und Jung und Alt eilte auf Wiesenwegen und über Berg und Wald der dortigen Pfarrkirche zu.

Eine Gruppe bewegte sich an der offenen Kirchenthüre vorüber dem Friedhof zu. Langsam und im Gehen sichtlich behindert, schritt das Haupt derselben, ein alter, noch immer stattlicher Mann einher, von zwei hochgewachsenen, jugendkräftigen Männern geführt. Der Jüngere war unverkennbar sein Sohn, der Aeltere, auf den er sich fester stützte und auf dessen Rede er wohlgefällig hörte, schien ihm nicht weniger nahe zu stehen. Er mußte zur Familie gehören. Aus seinen lichten Augen strahlte die innere Fröhlichkeit, und wie eifrig er mit dem Alten sprach, oft suchte sein Blick das schöne Mädchen, das den Männern mit einem jungen frischen Knaben folgte.

Das Mädchen blühte wie eine Rose, und es konnte Keiner an ihr vorübergehen, der ihr nicht freundlich nachschaute. Der dunkle gestreifte Rock, den eine reiche Seidenschürze umgab, fiel bis auf die tief ausgeschnittenen Schuhe herab und umfloß faltig die schlanken Glieder. Das schwarzseidene schmucke Corsett mit den weiten, nach vorne eng anliegenden Aermeln umspannte knapp den wohlgeformten Leib, und ein helles buntseidenes Tuch bedeckte Hals und Brust. Die schweren dunklen Flechten, auf die der breitkrämpige Hut mit dem flatterden Bande gedrückt war, umrahmten das blühende Antlitz, in dem jeder Zug das innere Glück verkündete. Es war hell in ihr und um sie herum, doch wie sie jetzt mit ihrer Begleitung durch das Friedhofpförtchen getreten war, legte sich ein ernster Ausdruck über das liebliche Gesicht.

Sie drängte sanft die jungen Männer bei Seite, faßte den Alten unter dem Arm und stützte ihn, bis sie vor einem blumengeschückten Grabhügel standen. Hier sank sie auf's Knie und sagte in leisem herzinnigem Tone:

„Mutter, ich hab mein Versprechen gehalten — da bring' ich Dir den Vater und alle Deine Kinder! Schau auf uns herab aus Deinem Frieden und freue Dich an unserm Glück!"

Die jungen Männer sammt dem Knaben knieten mit entblößten Häuptern neben dem Mädchen nieder, der alte Mann aber neigte den grauen Kopf und bewegte betend die Lippen.

---

* Franz Grillparzer.

Deutschösterreich, ja wir können sagen Deutschland, betrauert den Tod eines seiner besten Dichter. Grillparzer ist nicht mehr. Er starb zu Anfang der vorigen Woche. Grillparzer war am 18. Jan 1791 zu Wien als Sohn eines Advocaten geboren, von dem er für die juristische Laufbahn bestimmt wurde. Nachdem er seine Studien auf dem Gymnasium und der Universität seiner Vaterstadt 1811 vollendet hatte, war er bis 1813 Hauslehrer bei einer gräflichen Familie. In diesem Jahre trat er bei der allgemeinen Hofkammer in den Staatsdienst, in welchem er 1824 zum Hofconcipisten, 1833 zum Archivdirector bei der Hofkammer aufrückte. 1856 wurde er unter

Verleihung des Hofrathstitels auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt und 1861 erfolgte seine Ernennung zum lebenslänglichen Reichsrath. Bereits 1847 war er von der Wiener Akademie als Mitglied aufgenommen worden. Als dramatischer Dichter trat er zum ersten Male 1817 mit der „Ahnfrau" auf, welche bei ihrer Darstellung einen gewaltigen Erfolg, wie später kein zweites Stück des Dichters wieder errang. 1819 folgte „Die Sappho", 1822 das „Goldne Vließ". Beide Stücke fanden bei ihrem Erscheinen nicht entfernt den Beifall, welcher der „Ahnfrau" zu Theil geworden. Grillparzer wandte sich jetzt Stoffen aus der österreichischen Geschichte zu: er schrieb 1825 „König Ottokars Glück und Ende", dem fünf Jahre später „Ein treuer Diener seines Herrn" folgte. Mit „Des Meeres und der Liebe Wellen" (1840) kehrte er wieder zu dem Hellenenthum zurück. Auch im Lustspiel versuchte er sich, doch hatte das 1838 aufgeführte „Wehe dem, der lügt", keinen Erfolg. Erwähnt sei von seinen Werken noch das dramatische Märchen „Der Traum ein Leben", das Fragment „Esther" und die Novelle „Ein Spielmann". Sein literarischer Nachlaß soll ein sehr bedeutender sein. Man betrachtet es als eine abgemachte Sache, daß Laube die Ordnung und Redigirung desselben übernehmen wird. Daß eine der drei hinterlassenen Dramen, „Libussa," hatte Laube noch als Director des Burgtheaters von Grillparzer bekommen, der ihm das Stück mit den Worten übergab: „Ich habe das Vertrauen auf Sie, daß Sie es nur aufführen werden, wenn Sie einen Erfolg voraussehen, daß Sie es aber sonst liegen lassen. Ich begehre freilich nach keinem Erfolge mehr, denn ich bin zu alt, um dadurch bewegt zu werden. Aber einen Mißerfolg möchte ich doch nicht, denn darüber würde ich mich ärgern." Und Laube ließ die „Libussa" im Pulte. Das Stück schließt nämlich mit einer Art Apotheose der slavischen Zukunft; es war das poetisch und organisch so geworden, und ein also an sich ganz berechtigter Abschluß. Allein Grillparzer fand doch hinterher, und Laube stimmte ihm bei, daß man dies falsch aufnehmen und beurtheilen werde, und er wollte gerade in diesem Puncte nicht mißdeutet werden. Den Hauptgrund freilich, warum er sich gegen die Aufführung der in seinem literarischen Nachlasse enthaltenen vollendeten Dramen aussprach, faßte er selbst in den Worten zusammen: „Es ist möglich, daß sie gefallen, aber gerade so ist das Gegentheil möglich, und dieser Gefahr will ich mich nicht aussetzen. Ich ziehe vor, nicht mehr dabei zu sein." Von Grillparzers äußerem Leben ist wenig zu melden. „Es war, sagt Karl v. Thaler, einförmig und einfach, ein stilles Beamtendasein, durch die Poesie verklärt. Seine Biographie ließe sich in dem Satze wiedergeben: Er ward geboren, dichtete und starb. Kein Wechsel der Verhältnisse, keine Leidenschaften, keine erschütternden Erlebnisse unterbrachen die Ruhe dieser Seele, die sich in ein selbstgewobenes Netz einspann und von der Außenwelt zurückzog. Daß das Netz aus schimmernden, leuchtenden Goldfäden bestand, hat Mancher nicht begriffen, der störend daran rührte. Wer den Grillparzer nicht aus seinen Werken kannte, hätte auch bei einer flüchtigen Begegnung den großen Dichter nicht in ihm vermuthet! In eine unscheinbarere Hülle konnte der Genius kaum gebannt werden, als in seinen Körper. Schmächtigen, unansehnlichen Wuchses, mit gewöhnlichen Zügen, die selbst in der Jugend schwerlich hübsch oder einnehmend waren, den Kopf leicht zur Seite geneigt — so schritt er täglich durch unsere Straßen. Tausende gingen achtlos an ihm vorüber, ohne auch nur einen Blick nach dem kleinen alten Herrn zu werfen, welcher der Stolz seiner Vaterstadt war. Wer mit ihm sprach und in sein helles blaues Auge sah, wer ihn betrachtete, wenn ein flüchtiges Lächeln das sonst verdrießliche Gesicht glättete, der ahnte wohl den inneren Reichthum des Mannes." — Charakteristisch für den Verstorbenen ist das Testament, welches er hinterlassen und das seinem ganzen Inhalte nach lautet: „Mein Testament. Zur alleinigen Erbin meines gesammten Nachlasses mit Einschluß meiner schriftstellerischen Arbeiten, bereits gedruckten und noch nicht veröffentlichten, ernenne ich Fräulein Katharina Fröhlich, jüngere Schwester der vormaligen Gesanglehrerin am Wiener Conservatorium. In ihrer treuen Anhänglichkeit, ihren vortrefflichen Charaktereigenschaften habe ich, besonders in der letzten Zeit, meinen einzigen Anhaltspunkt in all dem Kummer gefunden, den mir meine Anverwandten von Brudersseite so reichlich und unablässig bereitet haben. Zugleich bin ich überzeugt, daß sie — ohne sie zu verpflichten — und blos nach ihrem eigenen Ermessen und

Gutdünken auch meine Stelle bei denjenigen meiner Anverwandten vertreten wird, die einer Unterstützung bedürftig und würdig sein sollten. Wien, 26. Mai 1866. Franz Grillparzer, k. k. Hofrath."

Mannichfaltiges.

(Friedrich Wilhelm I. von Preußen) war bekanntlich ein gründlicher „Hasser französischen Wesens;" dessen ungeachtet konnte er sich der damals zur Mode gewordenen und auch ihm anerzogenen Vermengung des Deutschen mit französischen Brocken so wenig entschlagen, daß er z. B. bei der Zusammenkunft mit seinem Sohne in Küstrin unmittelbar, nachdem er gesagt hatte „er habe keine französischen Manieren, er sei ein deutscher Fürst und welle als solcher leben und sterben," sich in dem folgenden Kauderwelsch gegen den Kronprinzen erging: „Wenn ein junger Mensch Sottisen thut im Courtisiren, selches kann man ihm als Jugendfehler pardonniren; aber mit Vorsatz Laebeteten und dergleichen garstige Action zu thun, ist impardonable."

(Fanny Elßler) besaß ein sehr großes Ankleidezimmer, an dessen Eingange zwei große Lakaien in Livrée Wache hielten; aber man sah darin keine weichen Teppiche, sondern nur — Kreide, Kreide auf dem Tische, Kreide auf dem Fußboden, auf der Toilette, denn die Kreide ist das unentbehrlichste Hülfsmittel jeder Tänzerin, die sich die Sohlen ihrer Schuhe damit reibt, um keinen — Fehltritt zu thun. Eintrat ein Bühnendichter, Bural, zu Fanny die ihm mit den Worten entgegen kam: „ich bin außer mir; ich soll sogleich auftreten und man hat mir meine Kreide gestohlen. Ich habe Alles schon um Kreide ersuchen lassen, aber Niemand will etwas davon haben, man hat sich gegen mich verschworen um mich zu hindern, gut zu tanzen. Sie schaffen mir Kreide nicht wahr?" — „Aber theueres Fräulein, ich weiß nicht, wo ich sie finden soll." „Gehen Sie, ich zahle jeden Preis; Sie haben nur noch kurze Zeit, ehe der Vorhang aufgeht; ich erwarte Sie." Es war 11 Uhr Abends und jedes Gewölbe geschlossen. Hr. Bural wußte nicht, wo er die ersehnte Kreide finden sollte. Er ging jedoch fort, kam schweißtriefend zurück und brachte 20 Stückchen Kreide mit. „Wie viel bin ich Ihnen schuldig?" fragte Fanny. „Zehn Gläser Zuckerwasser," antwortete der Dichter, „denn ich mußte in zehn Kaffeehäuser gehen um diese Kreide zu stehlen."

(Die auferstandenen Gänse.) Die Pächterin F. zu L. fand neulich Abends sechs ihrer besten Gänse krepirt im Stalle. Betrübt über diesen Verlust, hieß sie augenblicklich die todten Gänse rupfen und auf den Düngerhaufen werfen. Aber, o Wunder, am anderen Morgen watschelten sechs nackte Gänse im Meierhofe umher. Man erkannte sie sofort für die Verschiedenen und erfuhr nun, daß sie Tags zuvor in die Branntweinbrennerei gerathen waren und hier aus einem Kübel Branntwein bis zur Erstarrung gesoffen hatten.

Goldkörner.

Weibern ist Alles leichter zu verdecken, sogar der Haß, als das Gegentheil. Jean Paul.

Jedes Jetzt hat Flügel
Die Erinnerung hält den Zügel,
Jeder Augenblick enteilt —
Süßes Angedenken weilt. Herder.

Wo der Antheil sich verliert, verliert sich auch das Gedächtniß. Göthe.

Nur ein Glück, nur eines gibt's hienieden
Fast für diese Welt zu gut und groß:
Häuslichkeit! — In deines Glückes Frieden
Liegt allein der Menschheit großes Loos.
M. Engel.

* Räthsel.

(Dreisilbig.)

Des Weltalls Wunder und der Schöpfung Pracht
Die saugen ein der Ersten theures Paar;
Sie sind entzückt, wenn rings die Sonne lacht,
Und zeigen stets uns Alles treu und klar.
Die Dritte ist ein gar zerbrechlich Ding,
Das dennoch uns gar viel des Nutzens beut;
Vielleicht das Ganze schon an deinem Halse hing
Und du es nahmst in Stutzerseligkeit.
L. E. J.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 13. | Donnerstag, den 1. Februar | 1872.

* Verrechnet.

Der Kaufmann im Comptoir allein,
Der rechnet: „Wem geb' ich mein Töchterlein?
Es macht mir schon lange Sorge und Qual,
Zwei Freier hab' ich zu meiner Wahl.
Der Arthur ist 'n recht hübscher Junge,
Hat ein glattes Gesicht, eine flinke Zunge,
Allein seine Mittel und sein Fleiß
Sind nicht bedeutend, wie ich weiß.
Der Fritz ist nun gerade kein Apoll',
Doch sind seine Speicher und Kassen voll,
Ich schätz' ihn wenigstens zehnmal höher
Als den schönen Arthur, den Müßiggeher,
Drum führe der Fritz sie als Weib nach Haus
Den Arthur weis' ich zur Thür' hinaus.“ —
Gerechnet hat auch das Töchterlein
Mit weinenden Augen im Kämmerlein:
„Ist Arthur an Gold zehnmal ärmer als Fritz,
Ist er hundertmal reicher an Anmuth und Witz,
Und tausendmal voller ist sein Haar,
Zehntausendmal heller sein Augenpaar,
Hunderttausendmal süßer seiner Stimme Schall
Und ich habe ihn lieber millionenmal.“ —
Mit gleichen Faktoren rechneten Beid',
Und die Resultate variirten so weit!
Der Kaufmann, der sich nie verzählt,
Hat diesmal am Schlusse der Rechnung gefehlt.
Als Fritz kam, zu werben voll Verlangen,
War die Braut schon mit Arthur — durchgegangen.

---

* Stolz und Demuth. *)

Erzählung aus der Gegenwart.
Von Gustav Nieritz.

Flora von Schönfeld, die Generalstochter, saß am Fenster ihrer Beletage, mit einer jener Frauenarbeiten beschäftigt, wie sie die vornehmen Damen mehr zur Unterhaltung als zum nützlichen Gebrauch zu fertigen pflegen. Flora führte ihren Namen in der That, denn sie war wirklich eine Blume und schön. Das wußte sie auch ohne die hohen Spiegel, die ihr reizendes Bild vielfach wiedergaben. Oefter, als der Häkelarbeit förderlich war, blickte Flora von derselben auf und in die belebte Straße hinab. Es war ja um die Stunde, wo mehr wie ein junger, schöner Reiteroffizier vorüber zu reiten und, sein Pferd zum Emporbäumen nöthigend, einen ehrerbietigen Gruß zur viel vergötterten Tochter seines Generals hinauf zu senden pflegte. Jetzt trat Flora's um zwei Jahre jüngere Schwester Sidonie in's Zimmer. Jene war brünett, diese blond und, wiewohl nicht häßlich, lange nicht so schön wie Flora. „Weißt Du es schon —“ hob Sidonie an — „daß wir einen neuen Hausgenossen, und noch dazu einen Cousin, bekommen? Eben holt ihn Friedrich vom Bahnhofe ab. Sieh, da kommt schon Friedrich, beladen wie ein Esel, und der junge Mann, mit der großen Reisetasche neben ihm, ist jedenfalls unser erwarteter Herr Cousin.“

„Er ist ja wie ein Bauer gekleidet und ähnelt auch sonst einem solchen —“ entgegnete Flora, die Nase rümpfend. „Mir soll der liebe Cousin weit vom Leibe bleiben.“

„Das wird er auch —“ erwiderte Sidonie. „Papa hat ihm das kleine, düstere Hinterstübchen zugetheilt und zur Bedingung seiner Aufnahme gemacht, daß er in keiner Weise seine Verwandtschaft mit uns geltend machen soll. Außerdem hätte Mama gar nicht ihre Einwilligung gegeben. Sie hat sich lange dagegen gesperrt, allein Papa setzte diesmal seinen Kopf auf und durch. Er sagte daß seine Schwester, die Pfarrerswittwe Fröhlich, kurz vor ihrem Tode einen rührenden Brief an ihn geschrieben und darin ihr einziges Kind ihm an's Herz gelegt habe.“

„Weiter hat es das hochwohlgeborene Fräulein von Schönfeld nicht gebracht, als bis zur Pfarreswittwe?“ fragte Flora geringschätzig.

Sidonie zuckte die Achseln. „Papa hat mir erzählt —“ sagte sie — „daß seine Familie

---

*) Aus dem Nieritz'schen Volkskalender für 1872, der auch in diesem Jahre der alte gemüthliche Erzähler ist.

zwar von altem Adel, aber im Laufe der Zeit verarmt sei. Seine Schwester Johanna verliebte sich in einen Candidaten des Predigamts und wurde seine Gattin, nachdem er eine Landpfarrei erhalten hatte. Als armes, eben nicht schönes Fräulein konnte sie keine größeren Ansprüche machen und fühlte sich auch als Frau Pfarrerin ganz glücklich, bis der Tod ihres Mannes dieses stille Glück zerstörte."

„Und was soll der Pfarrerssohn hier in der Residenz?" fragte Flora spitz. „Sich etwa zum Cavalier ausbilden?"

„Das ist seine Sache —„ erwiderte Sidonie. „Papa sagt, daß Cousin Fröhlich ein bescheidener junger Mann und von Lernlust erfüllt sei. Papa hat ihm ein kleines Monatsgeld bestimmt, das er gelegentlich in der Regimentskanzlei abarbeiten soll. Wie er seine übrige Zeit verwendet, darum kümmert sich Papa nicht. Von uns bekommt der bürgerliche Cousin noch den Tafelabhub, den er in seinem Hinterstübchen verzehren darf. Mama wollte ihn erst mit der Dienerschaft zusammen speisen lassen, allein Papa gab es nicht zu, weil der Cousin sich sonst leicht zu vertraut mit dem gemeinen Volke machen und dessen ungeschliffene Manieren annehmen könne. Ueberhaupt tritt Papa, seitdem er General geworden, entschiedener gegen Mama auf, obgleich unser ganzer Reichthum von ihr herrührt. Noch vorhin hörte ich ihn streng zu Mama sagen: „Du bist ja auch eine Bürgerliche gewesen und ist der Abstand von einer Kaufmannstochter bis zu einem Pfarrerssohne so ungeheuer groß keineswegs."

Flora's verfinstertes Gesicht klärte sich jetzt plötzlich auf und ein bezauberndes Lächeln überflog ihre schönen Züge. Ursache hiervon war der junge, reizende Oberlieutenant, Graf von Boxdorf, welcher im Vorüberreiten wiederholt heraufgrüßte und dabei sein edles, theures Roß Männchen machen ließ. Ihm nach in kleinen Zwischenräumen folgten noch mehrere Officiere, die insgesammt gleiche Huldigungen darbrachten und hierdurch den bäuerischen, bürgerlichen Cousin gänzlich vergessen ließen. — —

Dieser lebte still und unbemerkt seit Monaten schon im Hause und wurde seiner von des Generals Familie gar nicht erwähnt. Einmal nur hob der General zu seiner Frau lobend an:

„Unser Bruno Fröhlich ist ein ganz kapitaler Kerl. Er hat eine Hand, die wie in Kupfer gestochen und dabei ohne orthographische Schnitzer schreibt. Ich könnte ihn wirklich zu einer Fourierstelle empfehlen."

„Das gemeine Sprüchwort sagt: „neue Besen kehren gut", entgegnete die Generalin verächtlich.

Obwohl sich die Generalin, wie deren Töchter, geflissentlich hütete, mit Bruno zusammenzutreffen, so konnten sie doch nicht vermeiden, zuweilen ihm in der Hausflur, auf der Treppe, im Vorzimmer zu begegnen. Die stumme, ehrfurchtsvolle Verbeugung des jungen Mannes wurde dann mit einem nachlässigen Kopfnicken beantwortet. Einmal geschah es, daß Sidonie, im Begriffe, die vor der Hausthür haltende Kutsche zu besteigen, ihrem in's Haus schlüpfenden Cousin befehlend zurief: „Sagen Sie es doch meinem Mädchen, daß es mir das vergessene Umschlagetuch und den Muff herabbringe."

Bruno sprang hinauf und kehrte mit den beiden verlangten Gegenständen zurück; Friedrich, der am Wagenschlage stehende Diener, nahm sie in Empfang und reichte sie ihrer Besitzerin in den Wagen. Diese sagte zu Bruno, leicht mit dem Haupte nickend: „Ich danke!" weshalb sie sich von ihrer Schwester einen Verweis gefallen lassen mußte.

„Wer wird solche Umstände mit einem Menschen machen —" sprach sie — „der unser Brod ißt und von unserm Almosen lebt? Er ist nichts weiter als ein nur zu sehr bevorzugter Diener."

Einige Tage später traf Fräulein Flora auf ihr hübsches Stubenmädchen, als diese aus Bruno's Stube kam. „Ich glaube gar, Du bist bei dem jungen Manne gewesen?" fragte jene sträflich. „Es ist ja Dir, so wie den übrigen weiblichen Dienstleuten, streng untersagt worden, sein Zimmer zu betreten, wenn er darin anwesend ist."

„Ich habe ihm das Mittagsessen zugetragen" — entschuldigte sich Lisette.

„Dafür ist Friedrich da" — sprach das Fräulein — „oder der Kutscher."

„Friedrich ist von der Excellenz auf die Post geschickt worden —" entgegnete das Mädchen, „und der Kutscher auf dem Heuboden."

„Das ist gar keine Ausrede —" versetzte das Fräulein — „und richtest Du Dich ein andermal nach dem Befehle."

Schmollend entfernte sich Lisette. Bei dem gemeinschaftlichen Mittagsmahl, welches des Generals Dienstleute in der Gesindestube verzehrten, hob Lisette an: „Denkt Euch, Fräulein Flora hat mich vorhin ausgezankt, weil ich Herrn Fröhlich das Essen in sein Zimmer trug. Als wenn das eine Sünde oder Herr Fröhlich ein Gefangener wäre, dem sich nur der Kerkermeister nahen darf. Er hat mir noch kein verfängliches Wort gesagt und thut so verschämt wie manche Jungfer nicht. Fräulein Flora möchte sich lieber um ihren Galan, den Herrn Grafen von Bordorf, kümmern, vor dessen Zudringlichkeiten ich mich kaum zu retten weiß."

„Auch ich lasse nichts auf den lieben Herrn Fröhlich kommen —" sagte die Köchin. „Als er sich neulich warmes Wasser zum Rasiren in der Küche holte, stand ich im Begriff, zwei Karpfen zu schlachten. Das ist mir stets eine schreckliche Aufgabe gewesen und klagte ich dies Herrn Fröhlich. Gleich erbot dieser sich, mir die Arbeit abzunehmen, und führte solche mit allem Geschicke, trotz einem gelernten Koche oder Fischhändler, aus."

„Mich hat er eine Schuhwichse bereiten gelehrt —" sprach Friedrich — „die an Glanz und Schwärze Alles übertrifft."

„Meinem Handpferde —" erzählte Johann, der Kutscher — „das mit der Kolik geplagt ist, hat Herr Fröhlich ein Mittel verordnet, das auf der Stelle anschlug."

„Als ich neulich in großer Geldverlegenheit war —" fuhr Wilhelm, der Reitknecht, fort — „hat er mir drei Thaler vorgeschossen und mich mit der Wiederbezahlung nicht gedrängelt, obgleich ihn unsere Excellenz eben nicht reichlich mit Gelde versieht."

„Unsere Herrschaften denken —" hob Lisette wieder an — „wir wüßten nicht, daß der arme Herr Fröhlich der leibliche Schwestersohn des Herrn Generals ist. Von ihm selbst haben wir es freilich nicht erfahren. Einen so nahen Verwandten aber wie eine weggesetzte Katze zu behandeln, ist doch unverantwortlich."

„Solcher hochmüthigen Blase —" meinte der Reitknecht — „muß auch noch einmal der Zips gerissen werden."

Ach, wenn die hohen Herrschaften wüßten, in welcher Weise sie oftmals von ihren Dienstleuten bekrittelt und beredet würden!

Eines Abends war die Generalin mit ihren beiden Töchtern ausgefahren und der General allein in seinem Rauchzimmer. Was bei den jungen Kriegern das brennende Streben, ihre Freude, ihr Glück, ihr Stolz, der fast stets treffende Angelhaken bei dem schönen Geschlechte ist: die Officiersuniform mit ihren Anhängseln, hat in den Augen eines Stabsofficiers schon etwas an ihrem Werthe verloren; der General von Schönfeld dagegen nannte jene nur sein glänzendes Elend. Er war nur Generalmajor, hatte und machte daher auch keinen Anspruch auf den Excellenztitel. Aber seine Frau ließ sich, wie ihren Gatten, von den Dienstleuten dieses Prädikat beilegen und sah es gern, wenn auch andere Leute es thaten. Der General hatte jetzt seine goldgestickte Uniform mit den schweren silbernen Epauletten, den Generalsdegen mit dem blitzenden Portepee, den schweren Helm, die hohen Reiterstiefeln mit den klirrenden Sporen mit einem bequemen Schlafrocke, einem Sammetkäppchen und weiten Hausschuhen vertauscht. Er saß in einem weichgepolsterten Lehnstuhle und rauchte eine Havanna-Cigarre. In seinen Gedanken ging er durch, ob sein Regiment bei dem heutigen Manövriren seine Schuldigkeit gethan und bei dem Höchstkommandirenden Ehre eingelegt, ob Letzterer mürrisch oder freundlich ausgesehen und durch einige Worte seine Zufriedenheit ausgesprochen habe. Die Untersuchung fiel günstig aus und versetzte ihn in heitere Laune. Er klingelte daher dem Diener und befahl ihm, sofern Herr Fröhlich daheim sei, denselben herbeizurufen.

„Bruno —" sprach er zu dem unter einer tiefen Verbeugung in's Zimmer Tretenden — „setzen wir jetzt die leidige Etiquette aus den aus den Augen. Wir sind allein und ungestört. Ich bin jetzt Dein Onkel und Du mein Neffe. Zünde Dir eine Cigarre an und plaudern wir zusammen."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Adolph Trendelenburg.

Die deutsche Wissenschaft und insbesondere die Berliner Universität hat am 24. Januar d. J. einen schweren und schmerzlichen Verlust erlitten. Am Morgen dieses Tages ist Professor Friedrich Adolf Trendelenburg in Berlin gestorben. Der Verewigte war am 30. October 1802 in Eutin geboren, war nach Beendigung seiner academischen Studien lange Jahre Erzieher im Hause des

Generalpostmeisters Nagler und habilitirte sich während dieser Zeit als Privatdocent für Philosophie an der Berliner Universität, an welcher er 1837 ordentlicher Professor wurde. In die dortige Academie der Wissenschaften 1846 eingetreten, war er seit 1847 ständiger Secretär der historisch-philosophischen Classe. Die Bewegungen des Jahres 1848 riefen auch ihn vorübergehend in den politischen Wirkungskreis: von 1849 bis 1851 vertrat Trendelenburg einen Berliner Wahlkreis in der zweiten Kammer und verfolgte hier eine gemäßigt conservative Richtung. Langjähriges Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission für Gymnasiallehrer trat er aus derselben vor etwa 4 Jahren aus, um noch in der Literatur das philosophische System, welches er selbst gegründet, weiter auszubauen. Nicht lange mehr aber war ihm, wissenschaftlichen Arbeiten zu leben, vergönnt. Vor mehr als Jahresfrist traf ihn ein Schlaganfall, welcher die academische Wirksamkeit Trendelenburg's fast vollständig abschloß. Eine vor wenigen Tagen eingetretene Wiederholung des Anfalles hatte so schlimme Folgen, daß der Tod nur als Wohlthäter und Erlöser erschien. In Trendelenburg erlischt ein feiner und reichbegabter Geist, welcher in einer Zeit, da die Hegel'sche Philosophie nicht nur das philosophische Gebiet, sondern auch alle übrigen Wissenschaften beherrschte, ein eigenes und der Anerkennung nicht entbehrendes logisch-metaphysisches System aufstellte. In der Literatur haben vorzugsweise die Abhandlungen über aristotelische Schriften und Philosophie, die zweibändigen „Beiträge zur Geschichte der Philosophie," die „logischen Untersuchungen" und das „Naturrecht auf der Grundlage der Ethik" (die beiden letzten Werke haben je 2 Auflagen erlebt) ihrem Verfasser den Anspruch auf einen hervorragenden Platz in der Geschichte der Philosophie gesichert. Als Lehrer wirkte der Verstorbene im hohen Maße anregend; viele philosophische Lehrstühle sind heute mit seinen Schülern besetzt, zahllosen ehemaligen Angehörigen der Berliner Universität werden die immer in früher Morgenstunde gehaltenen Vorlesungen Trendelenburg's in lebendiger Erinnerung bleiben. Wie ein in hohem Maß zur Versöhnung wirkender Geist und ein tactvolles und sicheres Auftreten dem Verstorbenen eine einflußreiche Stellung innerhalb der academischen Lehrerschaft erwarben, so wußte er auch im gesellschaftlichen Verkehr, indem er academischen geselligen Festlichkeiten selten fern blieb, durch ein für Scherz und Ernst gleich empfängliches Gemüth sich zahlreiche Freunde und Verehrer zu erwerben, und verstand er es endlich, die academische Jugend durch ein freundliches Wohlwollen von seltenster Herzlichkeit zu gewinnen. Am Geburtstage Friedrichs des Großen, demjenigen Tage, welchen Trendelenburg so oft in der Berliner Academie der Wissenschaften durch gehaltvolle und dauernd werthvolle Reden über das so vielseitige reiche Geistesleben des großen Königs gefeiert hat, endete das segens- und arbeitsvolle Leben. Der zur Feier dieses Geburtstages dem Verstorbenen ertheilten Orden pour le mérite konnte nur einen Sarg schmücken.

* Räthsel.

Du hast als Kind in schöner Jahreszeit
Dich über mich gewiß recht oft gefreut.
Du siehst mich groß, sieh'st klein mich und gering,
Und meistens bin ich dir ein nützlich Ding.
Hängst du an mich ein kleines Zeichen nur,
Bin ich was and'res gleich. — Auf winterlicher Flur
Biet' ich dir wohl der Lust und Freude viel,
Und Jung und Alt dien' ich zum frohen Ziel.
Fügst du dem Kopf ein neues Zeichen zu,
Hast eine Speise du vor dir im Nu.
Doch deutet dir dasselbe Wörtchen an,
Was man am Baum, am Strauche sehen kann.
Jetzt füge noch dem Kopf ein Zeichen bei,
Siehst du ein Wort, das dir beschieden sei!
Mög' man das Wort auch einstens spenden mir;
Jetzt, lieber Leser, nenne mir die Vier.

L. E. J.

Auflösung des geographischen Scherzräthsels in Nr. 11 der „Heiteren Stunden":

Papa.

(Stadt in Ungarn im veszprimer Comitate, 12,000 Einwohner.)

Auflösung des Räthsels in der vorigen Nr.:

Augenglas.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 14. Samstag, den 3. Februar **1872.**

* Sonett.

Von Th. Florentin.

Beglückte Jugend, selig im Verschwenden!
Was sie verliert, ersetzt das Leben gleich,
Ja ihr Verschwenden macht sie doppelt reich,
Die Quelle fließt und schwillt und kann nicht enden.

Wie muß im Alter nun sich alles wenden!
Ihm hängen Früchte spärlich nur am Zweig,
Und bleibt das Mark im harten Holze weich,
Was will ein volles Herz mit leeren Händen?

Jedoch, wenn ihm ein Strahl der Liebe leuchtet,
Ihm Sehnsucht ihre Morgenröthe leiht,
Mit Wonnethau die Augen überfeuchtet,

Kann selbst Natur nicht seine Freuden rauben,
Es spottet aller Tyrannei der Zeit,
Entflieht sich selbst und muß an Wunder glauben.

(„Salon.")

* Stolz und Demuth.

Erzählung aus der Gegenwart.

Von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung.)

„Ich danke, Herr Onkel", entgegnete Bruno ungezwungen, „ich rauche nicht."

„Das nimmt mich von einem jungen Manne Wunder", erwiderte der General. „Meine Reiter und mit ihnen sämmtliche Soldaten missen lieber das Commisbrod als das Rauchen. Nun, chacun à son goût. Das heißt auf Deutsch: Jeder —".

„Ich weiß, Herr Onkel!" erlaubte sich Bruno zu bemerken.

„Wie? verstehst, sprichst Du französisch", fragte der General verwundert.

„Ein Wenig! Ich verdanke es hauptsächlich meinem seligen Vater, der noch als Mann und Pfarrer diese Sprache erlernte, um mich darin zu unterrichten. Bei dieser Gelegenheit erneuerte auch meine selige Mutter ihre Kenntniß der französischen Sprache, so daß ich mit ihr darin verkehren konnte."

„Sage mir: fühlte sich meine arme Schwester nicht ganz elend in ihrer beschränkten Lage, die ich gern verbessert hätte, wenn mir früher nicht die Mittel dazu gefehlt hätten?"

„O nein!" betheuerte Bruno mit Feuer — „Sie lebte höchst glücklich und völlig zufrieden mit ihrem Schicksale, so wie mit meinem Vater. Nur dessen Tod zerstörte unser Glück."

„Wie kam's, daß Dein Vater so frühzeitig starb?"

[illegible] aus der Gefahr des Ertrinkens gerettet und, da er etwas erhitzt gewesen, durch heftige Erkältung ein Lungenübel sich zugezogen, das sich durch das anstrengende Predigen und Sprechen in eine Auszehrung verwandelte."

„Wer war — wie hieß der von Deinem Vater Gerettete?"

„Er soll ein vornehmer und sehr reicher Mann gewesen sein, dessen Namen und Wohnort mein Vater niemals nannte. Wozu auch? sagte er. „Wir bedürfen, Gott Lob, seiner Unterstützung nicht, und wenn ich an ihn schreiben wollte, so könnte das einer eigennützigen Absicht zugeschrieben werden. Vor seinem Ende hat er den Namen meiner Mutter entdeckt und diese mir ihn gleichfalls verschwiegen, damit ich bei ihm nicht das Verdienst meines Vaters geltend machen könne."

„Ja, darin erkenne ich meine Schwester wieder —" sagte der General. „Hat sie doch als Wittwe beharrlich mir ihr sorgen- und arbeitsvolles Leben verheimlicht, bis sie auf ihrem Todbette jenen Brief an mich schrieb, in welchem sie Dich meinen Händen empfahl. Von etwas Anderem zu sprechen: es ist nicht Stolz oder Lieblosigkeit meinerseits, daß Du

in meinem Hause und in meiner Familie eine untergeordnete Stellung einnimmst. Ich habe allerlei Rücksichten, namentlich gegen meine Frau und Töchter, zu nehmen und kann, bei Gott, nicht anders. Sollte aber irgend wer Dir unwürdig begegnen, so klage es mir dreist und werde ich denjenigen strafen, wer er auch sei."

Bruno küßte und drückte die väterlich ihm dargereichte Hand sein Onkels und ging. Er kleidete sich sorgfältiger als gewöhnlich an und verließ mit schnellen Schritten das Haus.

Bei dem Präsidenten von Rosenau war eine nicht große, aber auserwählte Damengesellschaft, unter welchen sich auch die Generalin von Schönfeld mit ihren Töchtern befand. Das Plauderwasser, der Thee, hatte zwei Kreise der älteren und jüngeren Damen vereinigt, in welchen die Unterhaltung eine lebhafte war. Da trat ein Diener ein und machte der Frau vom Hause eine leise Mittheilung. „Meine Damen und lieben Gäste" — hob jetzt die Präsidentin launig an — „lassen wir zur Abwechselung die Muse Polyhymnia sprechen. So eben ist unser [illegible] eingetroffen und kann die Vorstellung sofort beginnen. Folgen Sie uns gefälligst in die Musenhalle." Die Flügelthüren des angrenzenden Saales wurden geöffnet und die Anwesenden ergossen sich in denselben.

„Wie schön, daß Sie pünktlich gekommen sind, lieber Herr Fröhlich —" sprach Aline, die 15jährige Tochter des Hauses, indem sie dem jungen Manne entgegeneilte und ihm freundlich die Hand reichte. „Wir spielen zusammen Secundo, Wanda und Elvira Primo. Wie sehr ich mich auf das achthändige Spiel freue!"

Die Generalin und ihre Töchter trauten ihren Ohren und Augen nicht, als sie diese Worte vernahmen und wirklich ihren jungen Hausgenossen erblickten, der die Grüße der sämmtlichen Clavierspielerinnen mit ehrerbietiger Freundlichkeit zurückgab.

Zwei herrlich tönende Concertflügel waren bereits geöffnet, die Notenhefte aufgeschlagen und die nöthigen Stühle an ihrer Stelle. Die drei jungen Damen setzten sich, so auch Bruno, nachdem er mit leiser Stimme eine kurze Weisung ertheilt hatte. Der Vortrag einer achthändigen Sinfonie von Beethoven begann und wurde mit tadelloser Vollkommenheit ausgeführt. Es versteht sich von selbst, daß am Schlusse des Musikstückes ein allgemeiner Beifall erfolgte, der natürlich den drei Spielerinnen galt und auch bei minderer Gelegenheit nicht ausgeblieben wäre. An die Stelle der Sinfonie wurden nun die Notenhefte der Ouvertüre aus dem Freischütz aufgelegt. Da sprang Aline zu Flore hin, erfaßte deren Rechte, zog sie mit Gewalt nach dem Flügel und rief dabei aus:

„Liebe, liebe Flora! Sie müssen jetzt mein Partner werden und Herrn Fröhlichs Platz einnehmen. Ihm verdanke ich's, daß ich nunmehr mit Ihnen fortzukommen mir getraue. O, bitte, bitte schön."

Die Generalin winkte ihrer Tochter beifällig zu und auch die übrigen Damen vereinten ihre Bitten mit denen Alinen's. Flora selbst hegte den ehrgeizigen Wunsch, ihre Kunst ebenfalls, sogar in den Augen des mißgeachteten Cousins, zur Anerkennung zu bringen, und gab daher den Bitten nach. Bruno war aufgestanden und abseits getreten. Flora näherte sich dem Instrumente, beugte sich zu dem Notenhefte nieder und schob dabei wie unabsichtlich den von ihrem Cousin benutzten Stuhl zurück und holte dann einen andern, in der [illegible] stehenden herbei. Sich setzend, blätterte sie mit der rechten Hand das Notenheft durch, während sie mit der linken ihr Taschentuch hervorzog und mit demselben die untere Hälfte der Testatur überfuhr. Das Zusammenspiel begann und endete unter erneutem Beifall.

„Wo ist denn Herr Fröhlich geblieben?" fragte nach dem Schlusse Aline, im Saale umherschauend.

„Ja, wo ist er?" riefen mehrere Stimmen.

„Er läßt, wie mir eben der Diener meldet, seine Abwesenheit durch einen heftigen Schwindelanfall entschuldigen," entgegnete die Präsidentin, „der ihn nöthigt, in die freie Luft zu eilen."

„Ist der junge, bescheidene Mann wirklich schon Concertmeister?" fragte eine Dame.

„Bewahre!" lächelte die Präsidentin. „Es war nur mein Spaß. Unsere Aline bedurfte eines Mitspielers, der sie namentlich im Takthalten fest mache. Mein Mann erließ deßhalb im Tageblatte eine Aufforderung, die mehrere Bewerber, Männer und Frauen herbeizog. Unter allen gefiel meinem Manne der Herr Fröhlich am meisten und eine kleine von meinem Manne mit ihm vorgenommene Musikprobe erwies auch seine Tüchtigkeit, daher

auf ihn die Wahl fiel. Wir haben sie nicht zu bereuen gehabt."

„Wie hoch läßt er sich für seine Mühewaltung honoriren?" hob eine andere Dame an.

„Herr Fröhlich schlug jedes Honorar beharrlich aus," antwortete die Präsidentin. „Er sagte, daß ihm selbst das Zusammenspielen das größte Vergnügen bereite und längst schon sein innigster Wunsch gewesen sei. Nun, wir werden auf eine zarte Weise dem jungen Manne unsere Dankbarkeit zu erkennen geben."

„Irre ich mich nicht", sprach Aline zu Flora, „so wohnt Herr Fröhlich in Ihrem Hause."

Flora zuckte mit den Achseln. „Wer kann sich um alle bekümmern, die in unserm großen Hause wohnen?" erwiderte sie.

„Den Schwindelanfall unsers theuern Herrn Fröhlich hast Du auf dem Gewissen," sprach Sidonie zu ihrer Schwester, als sie später allein waren. „Wie Du seinen Stuhl von dem Instrumente wegschobst und mit Deinem Tuche die von seinen Händen berührten Tasten abwischtest, wurde er blutroth, dann kreideweiß im Gesichte. Gleich darauf verschwand er."

„Meinetwegen!" entgegnete Flora. „Ich setze mich nicht gern auf einen warmen Stuhl und eben so wenig mag ich auf schweißfeuchten Tasten spielen." (Fortsetzung folgt.)

---

* Der Jäger aus Kurpfalz.

Aquarelle von E. Diethoff.*)

Der Jäger aus Kurpfalz
Der reitet durch den grünen Wald
Und schießt das Wildpret all
Gleich wie es ihm gefallt.
Ja ja, ja ja!
Ja lustig ist die Jägerei,
Allhier auf grüner Haid,
Allhier auf grüner Haid.

So sang halb zwischen den Zähnen ein Mann, welcher fest in seinen Mantel gehüllt durch den mit schimmernden Carossen, Sänften und Fakelträgern erfüllten Schloßhof zu Mannheim sich einen Weg bahnte.

Es war der 13. Januar 1742, ein lang' erwarteter, viel ersehnter und besprochener und jetzt hoch gefeierter Tag. Die beiden Enkelinnen des Kurfürsten von der Pfalz, Elisabeth Auguste und Maria Anna von Pfalz-Sulzbach, waren an diesem Tage den Vettern ihres Hauses, Karl Theodor von Sulzbach und Clemens von Bayern vermählt worden. Ganz Mannheim im Jubel, im officiellen Jubel der Illuminationen, Kanonensalven und prunkenden Alexandrinern, und im naturwüchsigen des Volkes, welches sich auf dem Marktplatz um das vergoldete Faß balgte, dessen vier Oeffnungen weißen und rothen Wein im Ueberfluß ausgoßen. Denn Seine Kurfürstlichen Gnaden waren nicht umsonst Besitzer des großen Fasses zu Heidelberg, und nicht umsonst hatte die Sonne so hell auf die Weinberge der Pfalz geschienen. Auch hat es dort nie an durstigen Kehlen gefehlt, noch an fröhlichen Herzen, und Kehle und Herz waren stets Beide zum Jubeln bereit, wenn's an sie kam; d'rum sagt ein altes Sprichwort:

„Fröhlich Pfalz,
Gott erhalt's!"

Es waren gar viele hohe und allerhöchste Herrschaften zu der Doppelvermählung nach Mannheim gekommen. Der Kurfürst Clemens August von Köln hatte die Einsegnung der Ehe vollzogen, die große Cour war vorüber und ebenso die italienische Oper in dem neugebauten Opernhause. Was von erlauchten und durchlauchtigen Gästen geladen war, begab sich jetzt zur Toilette und zum Ball.

Unser Sänger im Mantel hatte sich endlich durch das wogende Gedränge bis zu der Colonnade des linken Schloßflügels hindurch gearbeitet. „Ich will doch sehen, ob ich Karoline vor dem Balle noch einen Augenblick sprechen kann", murmelte er, indem er die teppichbelegte, lampenhelle Treppe hinanstieg. Ein reichgalonirter Diener eilte ihm entgegen — „Das Fräulein von Venningen?" fragte kurz der im Mantel.

„Der Herr Oberjägermeister von Hakh", sprach der Diener sich tief verbeugend, „die Baronesse sind — — der Herr Abbate —"

„Was will ich von dem welschen Abbate! Ist das Fräulein zurück aus der Oper?"

„In diesem Augenblick zurückgekommen," antwortete der Diener.

„Es ist gut!" rief der Oberjägermeister und schritt rasch an dem Bedienten vorbei zu den Zimmern der Hofdame. Die Thür war nur

*) Aus einem Novellenbuche der beliebten Schriftstellerin E. Diethoff, welches unter dem Titel: „Rheinkiesel, Geschichten aus alt' und neuer Zeit", mit Illustrationen von Bantier, Camphausen, Hoff, Bauer ꝛc. kürzlich im Verlage von A. H. Payne in Leipzig erschien.

angelehnt und auf sein Klopfen hörte er das fröhliche Lachen einer hellen, weiblichen Stimme erschallen. Ungeduldig trat der Oberjägermeister ein.

„Ah, Vetter Karl!“ rief ihm die Dame entgegen, welche in dem duftenden, von Spiegeln und Vergoldungen blitzenden Gemache in einer Bergère ruhte. Das blaßrothe Atlaskleid, mit Spitzen und Rosenguirlanden besetzt, stand gar wohl zu dem blühenden Gesichtchen der Dame. Ihr linker Arm ruhte auf einem von bronzenen Ziegenfüßen getragenen Gueridon, zwischen den Fingern der Linken wirbelte sie ein zierliches Billetchen, die Rechte streckte sie grüßend dem Eingetretenen entgegen, welcher, den Mantel abwerfend, rasch auf sie zueilte. Den Hut hatte er schon vor der Thüre abgenommen und so zeigte Karl von Hakh ein schönes männliches Angesicht voll Offenheit und Geradheit. Schlecht stand zu der etwas zu frischen und wettergebräunten Gesichtsfabe, zu dem schwarzen Schnurrbart der weiße Puder des Haares; aber um so besser paßte dem jungen Manne die reichgestickte Jagduniform von grünem Sammet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Unliebe Verwechslung. — „Ich möchte um drei Tage Urlaub in meine Heimath bitten.“ — „Was wollen Sie denn schon wieder zu Hause?“ — Wir haben Kindtaufe und Sauschlachten.“ — „Ach was, zum Kindschlachten und Sautaufen gebe ich keinen Urlaub!“

(Ein Concert-Zettel). Bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien ist auch ein alter kulturhistorischer Concertzettel aufgetaucht. Im 34 Concert am 3. April 1781 wurde ein Symphonie von W. Amadeus Mozart vorgeführt. Der Orginalzettel enthält folgende Bemerkung: — „Dann wird sich Herr Ritter W. A. Mozart ganz allein auf einem Pianoforte hören lassen; er war selber bereits als ein Knabe von 7 Jahren hiere und hat sich schon dreimal, in Absicht auf die Composition, als auch in Ansehung der Kunst überhaupt und der besonderen Fertigkeit im „Schlagen“ — den allgemeinen Beifall des Publikums erworben.“

(Anredeformen.) Der Wiener sagt: „Schauns“; der Tyroler „Guck emol!“ der Frankfurter am Main: „Wisse Se“; der Leipziger: „Sehn Sie mal“; der Berliner: „Erlauben Sie mal“; der Hesse: „Mit Permiß.“

Goldkörner.

Soll sich der Geist erheben, soll der Muth,
Soll jede Kraft der Seelen höher steigen;
So braucht der Mensch ein Feuer, das ihn treibe,
Das Göttlichste von allen ist die Liebe,
Die edle Liebe, die die Kraft beflügelt.
Ch. Westphalen.

Nichts Gutes ist zu klein,
Man kann nicht immer Held, doch immer nützlich sein.
Uz.

Nichts kann liebenswürdiger am Weibe gefunden werden, als auf eine gute Haushaltung zu sinnen, und die nöthigen Werke ihres Gatten zu fördern.
Milton.

* Räthsel.

(Viersilbig.)

Ein Imp'rativ von schönem Worte
Zeigt Dir das erste Silbenpaar,
Ein Wort, das Roma's lust'gem Völkchen
Wohl überall Parole war.
Du hast es sicher conjugiret
Vor eines Lehrers strengem Blick;
Vielleicht denkst Du, care amice,
An seine tempora zurück —
Ein Gürtel sind die beiden letzten:
„Doch wie? Wozu?“ — Ja lieber Freund,
Mehr sag' ich nicht! Du sollst ergründen,
Was mit dem Gürtel ist gemeint.
„Legt er um einen schlanken Körper
Sich wohl zum Schmuck, zu schöner Zier?“
O nein! — Er ist schier unermeßlich,
Nicht sichtbar, nicht ergreifbar Dir. —
Ein Weib mit männlich kühnem Sinne
Und fürchterlich in ihrer Wuth,
Nennt Dir mein Ganzes, lieber Leser;
Nun rathe Du und mach' es gut.
L. E. J.

Auflösung des Räthsels in der vorigen Nr.:
Ei, Eis, Reis, Preis.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 15. Dienstag, den 6. Februar 1872.

* Das Flämmchen.

Es lodert ein Flämmlein in unserer Brust,
Es lodert so still und klar,
Es zündet die Regungen heiliger Lust
Und machet das Glück oft wahr.

Doch wehen die Stürme das Flämmchen an
Und löschen's gewaltig aus:
Dann ist es auf ewig um uns gethan,
Es stehet dann öd' das Haus.

Drum schone das Flämmchen nur immer fein
Und laß es stets ruhig glüh'n;
Dem Reinen blos brennt es im Herzen rein,
Versüßt ihm des Lebens Müh'n.

C. Rößler.

* Stolz und Demuth.

Erzählung aus der Gegenwart.

Von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung.)

Sidonie hatte wahr gesprochen. Als Bruno des Präsidenten Haus verließ, sprach er zornig vor sich hin: „Und wenn Du schön wärest wie die griechische Helene und reich wie Krösus: ich möchte Dich nicht zum Weibe. Und wenn Du Dich selbst mir als solches antrügest!“

Früher wurde das eben so angenehme wie gesunde Schlittschuhfahren nur von der Männerwelt geübt. Jetzt ist es auch für das schöne Geschlecht zur Mode und Lust geworden. Natürlich, daß auch Flora und Sidonie die Kunst des Schlittschuhfahrens sich aneigneten, welche die Reize der Schönheit in einem neuen Lichte sehen läßt. Beide nahmen Unterricht bei einem, des Fahrens sehr kundigen Fischer und zwar zu einer Stunde, wo die Eisbahn noch wenig besucht war. Da bekanntlich aller Anfang schwer ist, so erwecken auch das Schwanken; Taumeln, ja wohl Fallen, das langsame Vorwärtskrebsen, die possierlichen Körper- und Armbewegungen des Neulings im Schlittschuhlaufen sowohl die Lachlust als auch das Mitleid des Zuschauers. Das Schwesterpaar machte hiervon keine Ausnahme, und es war dessen Trost nur die geringe Zuschauerzahl. Eines Tages sahen sich die an den Händen ihres Lehrmeisters langsam vorwärts balancirenden Schwestern von einem mit staunenswerther Schnelligkeit, Anmuth und Geschicklichkeit fahrenden Schlittschuhläufer überholt.

„Der fährt famos“, sagte der Fischer bewundernd, „von dem könnte ich selbst noch lernen. Donnerwetter! welche weite Bogen er macht, ohne die Balance zu verlieren. Sehen Sie, gnädige Fräuleins, ganz schief liegt er, daß man glaubt, er müsse hinpurzeln. Solche Fahrer sieht man jetzt sehr selten.“

Der Bewunderte hatte die Bahn durchmessen und kehrte jetzt zurück. Trotzdem er im Fluge bei den Generalstöchtern vorbeischoß, erkannten ihn diese doch. Es war Bruno Fröhlich, ihr Cousin

„Mir vergeht alle Lust zum längeren Fahren,“ grollte Flora auf Französisch. „Ich mag mich von dem unausstehlichen Menschen nicht auslachen lassen. Es ist schon zum zweiten Male, daß er uns in die Quere kommt, und zwar als Vogel Phönix, den man anstaunen soll.“

„Sieh, er schnallt seine Schlittschuhe ab und verläßt die Bahn,“ sagte Sidonie zurückblickend. „Er scheint wenigstens soviel Tact zu haben, daß er uns das Feld räumt.“

„Das ist seine infame Schuldigkeit“, erwiderte Flora. „Wenn er aber morgen und die andern Tage um diese Stunde wiederkäme, so stelle ich das Schlittschuhfahren ein.“

„Wir dürften ja nur den Papa bitten“, meinte Sidonie, „daß er Bruno zur Zeit unsrer

Lehrstunde hier in seiner Kanzlei beschäftigt und festhält."

„Ach, der Papa ist es ja, der unsern Dorn im Auge verhätschelt und daß er sich so viel herausnehmen darf", sprach Flora.

Bruno aber ließ sich nicht wieder auf der Schlittschuhbahn blicken, daher das Schwesternpaar seinen Lerncursus durchmachen konnte.

Mit dem Herannahen des Frühlings sollte das Zusammenspiel Bruno's mit der Tochter des Präsidenten von Resenau sein Ende nehmen. Kurz vor demselben fand Bruno, von einem Spaziergange heimkehrend, einen neuen vollständigen Anzug in seinem Stübchen vor. „Ein Schneider habe ihn gebracht," berichtete Friedrich lächelnd, und gesadt, daß Alles berichtigt sei. Jedes Stück des feinen Anzugs paßte wie angegossen, selbst der seidene Cylinderhut, die Atlasbinde, das schwarze Sammetgilet, die glänzenden Lackstiefeln. Wer aber war der Geber des kostbaren Geschenks? Der General in keinem Falle, der nicht so zartfühlend war, seine Großmuth zu verheimlichen. Ja, es konnte niemand sonst sein, als der Präsident. In dieser Vermuthung sah sich Bruno durch dessen Töchterchen bestärkt, das ihn, als er zum letztenmale zur musikalischen Abendunterhaltung sich einfand, mit freudig leuchtenden Blicken empfing, der sich aber, bei dem raschen Mustern von Bruno's Kleidung, schnell in einen betrübten, getäuschten, umwandelte. Ungewöhnlich einsilbig und in sich gekehrt verharrte Bruno diesen Abend. Desto herzlicher und freundlicher bewiesen sich der Präsident und dessen Gattin. Sie dankten ihm für die ihnen bereitete Freude und die ihrer Tochter beigebrachte Vervollkommnung im Pianofortespiele. Dabei sprachen sie zugleich die frohe Hoffnung aus, daß der Herbst Bruno in gleicher Weise in ihr Haus führen, so wie, daß er dieses als ein ihm befreundetes ansehen und besuchen werde. Vater, Mutter und Tochter nahmen unter biederem Händedruck von ihm Abschied und in den Abschied und in den Augen des Letzteren sah Bruno zwei volle Thränentropfen blinken. Schwer niedergedrückt verließ er das Haus. Sollte er ein Geschenk annehmen, das ihm wie ein Almosen vorkam? Hatte man Anstoß oder Aergerniß an seiner unmodisch zugeschnittenen Kleidung von starkem Tuch genommen, weil man dieselbe mit einer vollkommneren vertauscht zu sehen wünschte? Bruno haßte den Stolz, den er durch seines Vaters Unterricht als eine üble Leidenschaft und als ein Zeichen von innewohnender Geistesbeschränktheit kennen gelernt hatte. Aber sein Ehrgefühl sträubte sich dagegen, von einem Unbekannten und Ungenannten eine Gabe anzunehmen. Nach längerem Ueberlegen ließ er in dem Tageblatte einen Aufsatz abdrucken, in welchem er sagte, daß er ein ihm zugegangenes, werthvolles Geschenk nicht annehmen könne, sondern an die Armenbehörde abgeben werde, sobald sich der Geber ihm nicht nenne. Gleich darauf sah Bruno zu seiner großen Verwunderung den Präsidenten selbst in sein Stübchen treten. „Ich komme", hob dieser nach dem Gruße an, „mich Ihnen als den Sünder darzustellen und zu nennen, der Ihnen den fraglichen Anzug übersendet hat. Wir hatten uns eingebildet, Ihnen eine kleine, freudige Ueberraschung zu machen, wie solche gute Freunde einander zu Weihnachten zu bereiten pflegen. Sie haben die Sache anders aufgefaßt. Ich tadle Sie deswegen nicht. Aber Sie können mir und den Meinen nicht zumuthen, daß wir Ihr großes Geschenk, das Sie uns durch Ihr Spiel machten, ganz unerwiedert lassen, daß wir Ihre Schuldner bleiben sollten. Daher bitte ich Sie, unsere kleine Gabe behalten und gebrauchen zu wollen. Denken Sie denn, daß ich blos eine Probe über Ihr Pianofortespiel mit Ihnen abgehalten habe? Das wäre von mir als gewissenhafter Vater höchst unklug gewesen. Nein, ich erkundigte mich genau nach Ihrem Wandel und Ihrem Rufe. Da ich hierüber nur Erfreuliches vernahm, erwählte ich Sie aus der Zahl der übrigen Bewerber. Hierzu gesellte sich noch ein andrer, zufälliger Umstand. Ihr Gesicht, noch mehr aber Ihr Name, erinnerte mich an einen theuren Universitätsfreund, der mir einst das Leben rettete. Ich habe nie wieder etwas von ihm gehört und halte ihn um so mehr für todt, weil er von dem Sprunge in die kalten Fluthen ein bedenkliches Brustleiden davon trug."

Die sichtbare Betroffenheit, in welche diese unerwartete Mittheilung den jungen Mann versetzte, deutete der Präsident falsch. „Wie ich bemerke", sprach er, „sind Sie noch immer nicht einig mit sich selbst, ob Sie uns die Freude machen und den Anzug behalten sollen. Thun Sie es unserer Kleinen, Ihrer Schülerin, zu Liebe, die sich sonst gar nicht trösten könnte."

„Ich nehme Ihr großes Geschenk jetzt mit Freude und innigem Danke an", versetzte Bruno gedankenvoll, „indeß aber", er kämpfte mit sich selbst, ob er dem Präsidenten es mittheilen sollte oder nicht, daß er der Sohn von dessen Retter sei.

„Kein Aber! die Sache ist abgemacht. Adieu, auf Wiedersehen!" sprach der Präsident eilig und ging.

„Es könnte mir doch als Eigennutz ausgelegt werden, sagte Bruno zu sich selbst, „wenn ich es ihm sagte."

Draußen an der Treppe stieß der Präsident auf Fräulein Flora.

„Kommen Sie von meinem Papa?" fragte diese erstaunt.

„Nein! erwiderte der Präsident, „sondern von Ihrem Hausgenossen, von Herrn Fröhlich. Ich habe unserm Musikdirektor, seines Stolzes wegen, den Kopf gewaschen. Viele Grüße an Papa und Mama. Ich habe Eile, adieu."

„Mir bleibt der Verstand stehen," sprach Flora zu sich selbst. „Wie? der Präsident von Rosenau, um dessen Freundschaft die Höchsten des Landes sich bewerben, stattet einem jungen, bedeutungslosen Menschen seinen Besuch ab? Träume ich denn? Und daß ich allemal Zeuge seiner Verherrlichung werden muß!"

Wirklich trieb der Zufall ein neckisches Spiel mit Flora und ihrem bürgerlichen Cousin. Einige Wochen später unternahm die des Reitens kundige Flora in Begleitung des Grafen von Boxdorf, und zweier Engländer und deren Schwestern einen Spazierritt vor die Stadt. Das Reiten von Damen ist gegen sonst, wie das Schlittschuhfahren, mehr an der Tagesordnung, nur daß jenes Vergnügen weit kostspieliger ist als dieses, daher nur von reichen Damen betrieben werden kann. Der Stand des Reitergenerals und dessen Marstall erlaubten Flora, es den meistens langen, spindeldürren Engländerinnen nachzuthun. Im Freien angelangt, fiel das doppelte Reiterkleeblatt in einen mäßigen Galopp. Hierbei lachten und scherzten die Reiter über ihre Begleiterinnen, die nicht so fest im Sattel saßen wie sie und daher bei jedem Satze ihrer Rosse von jenen emporschnellten. Plötzlich flog ein Volk Rebhühner aus dem nächsten Felde auf. Dieser so furchtsame Vogel macht hierbei ein so eigenthümliches erschreckendes Geräusch, daß der harmlose Wandrer beinahe ebenso zusammenfährt, wie bei dem plötzlichen Geschrei des Esels. Hier aber war nicht die Reiterin, sondern das Roß der Erschrockene. Es machte einen hohen Sprung, dem noch andere nachfolgten. Flora wurde hinabgeschleudert und blieb ohnmächtig auf der Erde liegen. Bevor noch ihre Begleitung herbeieilen und von den Pferden springen konnte, lief ein in der Nähe beschäftigter Feldmesser herzu, faßte Flora unter die Arme und trug sie zu einem nahen Wegweiser hin, an dessen Pfahl er den Oberleib Flora's lehnte. Schnell war diese von Helfern und Helferinnen umringt, die der Bewußtlosen die Stirne und Schläfe mit kölnischem Wasser rieben, ihr Riechmittel unter die Nase hielten, ihr Reitkleid ordneten und vom Schmutze reinigten. Als Flora ihre schönen Augen wieder aufschlug, fiel ihr erster Blick auf den Feldmesser, welcher eben ihren entfallenen Cylinderhut nebst dem daranhangenden Chignon neben ihr niederlegte. Ach, sie starrte in ihres Cousins verhaßtes Angesicht! Eine hohe Röthe tiefster Entrüstung schoß in dem ihrigen auf, schnell wendete sie solches ab und dem Grafen zu, der sie angstvoll befragte: „Um Gotteswillen, Fräulein Flora, fühlen Sie sich verletzt?" (Fortsetzung folgt.)

---

* Der Jäger aus Kurpfalz.

Aquarelle von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

„Wir haben soeben von Ihnen gesprochen, Vetter Karl, und von der dringenden Einladung, welche Sie an mich ergehen ließen, Ihr Waldschloß einmal zu besuchen, und der Abbate meint ...", die Dame bewegte bei diesen Worten die Hand nach einem Manne, welcher bei dem Eintreten des Oberjägermeisters sich erhoben hatte und zur Seite an die Marmorconsole getreten war. Das ganze Aeußere des noch jungen Mannes, Wuchs, Haar und Gesichtsfarbe kennzeichneten den Italiener, und die schwarzseidene Soutane, die elegant darum geschlungene Schärpe und der große Hut den Schüler Loyola's, dessen Orden in Kurpfalz so mächtig war.

„Ich meine", unterbrach der Abbate mit stark italienischem Accente die Dame, „ich meine, es sei Hochverrath, die schönste Blume des Hofes uns, wenn auch nur für einen Tag, zu entführen und Verrath an der Dame

selbst. Santa Padrona, lassen Sie sich nicht in diese wilden, deutschen Wälder locken, Varenissa!"

„Sie wissen, Karoline, wie meine Einladung gemeint war", versetzte Karl von Hakh mit Ernst, „und ich komme, sie nochmals zu erneuern. Fürchten Sie nichts, es ist schön in der Kurpfalz; haben wir auch keine glatten Parquets und welsche Trillerkehlen, so haben wir dafür frische Wälder, grüne Wiesen und . . ."

„Den Jäger aus Kurpfalz", unterbrach ihn die Dame die fröhliche Melodie summend. „Das ist Poesie aus dem Westrich, Cousin. Sie haben das Jägerlied an den Hof gebracht und heißen deshalb heute noch: der Jäger aus Kurpfalz."

„Ich will's mir gern gefallen lassen, daß mein Leibstück mir zu Gevatter steht", sprach gutlaunig der Oberjägermeister, „zumal wenn ich's von solchen Lippen singen höre."

„Nun!" rief die Dame, „ich will Ihnen ein anderes Stück Poesie zu kosten geben — echte Hofpoesie, worin nichts, weder von Waldluft noch von Jägerei vorkommt: was meinen Sie, Cousin, der Abbate hat die rauhen Klänge unserer armen Sprache für würdig erachtet, seiner Muse zu dienen."

„Ah! viel Ehre für uns!" sprach gedehnt der Freiherr, indem er sich steif vor dem Abbate verneigte, durch dessen gelbes Gesicht es zuckte wie vorüberfliegende Röthe des Zornes, denn am wenigsten von allen Sterblichen hätte dieser deutsche Bär, dieser — Jäger aus Kurpfalz seine gedrechselten Verse hören sollen, und war es Spott was die schöne Karoline antrieb, sie diesem vorzulesen?

„Oh, Varenissa, ich bitte!" rief er.

Aber schon hatte Karoline dem Vetter das zierliche Briefchen hingereicht, mit welchem sie bei seinem Eintritt gespielt. „Lesen Sie laut, Cousin!"

„So wie das Eisen folget dem Magnete,
Fühl' ich mein Denken zu Dir hingezogen,
Und hab ich andachtsvoll das Knie gebogen,
Denk' ich nur Dein im flüsternden Gebete!

Des Weihrauchs Wolke meine Stirn umwehte
Gleich Engelsfittigen, die mich umflogen,
Da war es mir (hat mir ein Traum gelogen?)
Als ob ich hörte eines Gottes Rede:

„Sie, die Du liebst, in unverwelkter Schöne
„Zu meinem Himmel sei sie aufgetragen,
Nicht ist bestimmt sie für der Erde Söhne!"

Und doch! Kann ich dem heißen Herzen wehren
Und meiner Pulse ungestümem Schlagen,
Dich, Heißgeliebte, glühend zu begehren?"

So las Karl von Hakh und ließ mit einem dumpfen Ausruf des Unwillens das Blatt sinken.

„Ist das nicht eine süße Andacht, Cousin?" rief die Schöne, einen schalkhaft spottenden Blick aus ihren großen blauen Augen auf den Pater werfend, welcher sich dem Freiherrn gegenüber höchst unbehaglich wie in einem ihm fremden Elemente fühlte.

„Oder soll das heißen, die Güter des Fräuleins dem Kloster und das Fräulein selbst dem —", der Oberjägermeister verschluckte das Ende seines Satzes und die darin enthaltene bittere Vermuthung. „Was für ein Himmel soll das sein?" fuhr er gegen den Jesuiten auf, welcher verschmitzt lächelnd die große goldene, zu Ehren der Doppelvermählung geprägte Münze zwischen den Fingern drehte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Der König von gestern.) Herr von Tonnes, welcher bekanntlich seiner Zeit unter den wilden Völkerstämmen Araukaniens eine Rolle spielte, besuchte ein hervorragendes Mitglied der Pariser Presse. Der Journalist, welcher ihn bei der Herausgabe seiner Memoiren unterstützen sollte, war nicht zu Hause, deshalb ließ der Abenteurer seine Karte in den Händen des Dieners zurück, auf welcher er den stolzen Titel „König von Araukanien" beigelegt hatte. Tags darauf kam er wieder, und als der Diener ihn fragend anschaute, sagte er: „Ich war bereits gestern hier." Dem Domestiken ging plötzlich eine Leuchte auf; eifrig öffnete er die Thürflügel, verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Eintretenden und meldete mit Stentorstimme: „Der König von gestern!" Ob Herr von Tonnens seinen Memoiren diesen bezeichnenden Titel gab, wissen wir leider nicht!

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 16. Donnerstag, den 8. Februar 1872.

* Späte Reue.

O hüte Dich, ein Herz zu kränken,
Das warm Dir schlägt; — es kömmt die Zeit,
Wo reuig Du wirst sein gedenken
In liebeleerer Einsamkeit.

Kränk' Liebe nicht! Es kommen Tage,
Wo Dich erfaßt der Reu' Gewalt;
Es kömmt die Zeit, wo Deine Klage
An Gräbern ungehört verhallt.

Wohl möchtest Du mit eig'nen Händen
Ausgraben dann den Todtenschrein —
Wohl möchtest Du Dein Herzblut spenden,
Dem Todten Leben zu verleih'n; —

Wohl fleh'st Du dann: Nur einmal soll' er
Die Augen öffnen, treu und lieb,
Ein Wort nur hören, das in voller
Zerknirschung zu ihm fleht: Vergieb! —

Vergebens fließen Deine Thränen,
Sie waschen Deine Schuld nicht ab —
Und Deiner Reue klagend Sehnen
Prallt ab an dem geschloss'nen Grab! —

(Flg. Bl.)

* Stolz und Demuth.

Erzählung aus der Gegenwart.

Von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung.)

Flora schüttelte verneinend das Haupt und versuchte aufzustehen, wobei sie von mehreren Händen unterstützt wurde. Daß diejenigen Bruno's nicht dabei waren, bedarf kaum der Erwähnung. Er war bereits zu seinem Stativ mit dem darauf liegenden Zeichnenbrette zurückgekehrt. Sinnend blickte er der Reitergesellschaft nach, die im Schritt mit Flora nach der Stadt heimritt.

„Wunderbar!" sprach Bruno vor sich hin, dieselben Hände, welche meine schöne Cousine „als die eines Paria verabscheut, durften ihren schlanken, weichen Leib umfassen und tragen. Aber daß ich ihr die fremden Federn oder vielmehr die falschen Haarzöpfe, mit denen sie ihr Haupt schmückt — verunstaltet — überantwortete, vergibt sie mir sicher nicht. Der Haarputz ist nun einmal die schwache Seite bei dem schönen Geschlecht. Daß er gegenwärtig bei den meisten Damen ein erborgter ist, weiß jedermann. Sie aber wollen das Gegentheil glauben machen. O wie dumm!"

In der That machte sich Flora weit weniger aus ihrem Falle vom Pferde als aus dem Verluste ihres Chignon's, der die Ursache war, daß ihr eigenes Haar darunter so sehr gelitten hatte und dünn war.

Einige Zeit darauf hob der General zu seiner Gattin an: „Denke Dir, Amelie, was mir vorhin begegnet ist. Da kommt mein Wachtmeister Richter in Begleitung eines eleganten jungen Mannes mir entgegenritten, welcher letzterer einen wunderschönen Brandfuchs zügelte. Ich halte mein Pferd an und sage, dem Fuchs meine ganze Aufmerksamkeit zuwendend: Ein herrliches Thier! kostet wohl seine 150 Louisd'or? Ich fahre zusammen: als eine ganz bekannte Stimme mir antwortet, „Ich weiß es nicht, Herr General! Das Thier gehört nicht mir, sondern dem Herrn Baron von Streitberg, der es hier meinem Reitlehrer, dem Herrn Wachtmeister, zum Zureiten anvertraut hat. Wer war der Sprecher? unser Bruno Fröhlich! Der Junge saß auf dem Fuchse mit dem à plomb eines Cavaliers und in dem Anzuge eines reichen Dandy's. Zum Donnerwetter! rufe ich, Du reitest? Wie geht das zu? Der Herr Wachtmeister hier übt sich unter meiner Leitung im Schreiben und im Rechnen versetzte Bruno, und ertheilt

mir dafür Unterricht im Reiten. Hast Du Deiner Militairpflicht schon Genüge geleistet? frage ich, denn mir fuhr der Gedanke durch den Kopf, wie stattlich sich Bruno in meinem Regimente ausnehmen müßte. Ei freilich, sagte Bruno; ich habe meine 3 Jahre abgedient und vor anderthalb Jahren meinen Abschied als Sappeurunterofficier erhalten." Nun aber sage mir noch — fuhr ich fort — wie Du zu diesem feinen Anzug gekommen bist. Von dem kleinen Taschengelde, das ich Dir reiche, kannst Du ihn unmöglich angeschafft haben. „Er ist das Geschenk einer guten Fee —" versetzte Bruno — deren Namen ich nicht nennen darf." Also ein Schürzenstipendium! — lachte ich. Da aber wurde Bruno sehr ernst und lehnte diese Zumuthung entschieden ab. Was sagst Du hierzu, Amelie?"

„Gar nichts!" erwiderte die Generalin gleichgültig. „Mir wie unsern Töchtern wäre es nur erwünscht, wenn das malitiöse Gesicht Deines Neffen sich nicht mehr im Hause blicken ließe."

Dem General schwoll die Zornader auf der Stirne hoch an. Doch bezwang er sich und ging stumm in sein Zimmer.

Der Generalin und deren Töchter Wunsch erfüllte sich bald. Bruno Fröhlich verschwand, und es lief das Gerücht, daß er bei der zu bauenden Gebirg-Eisenbahn als Unteringenieur angestellt worden sei. Ein Jahr verging. In demselben wurde die Verlobung des Grafen von Boxdorf mit der schönen Flora gefeiert. Jener folgte die Trauung schnell nach, weil Napoleon III. dem Könige von Preußen den Krieg erklärte. Die Mobilisirung des norddeutschen Heeres wurde rasch angeordnet und ebenso rasch ausgeführt, dabei der Graf zum Rittmeister ernannt, der General, sein Schwiegervater dagegen in Disponibilität gestellt. Zwei Tage nach der Hochzeit ließ sich Bruno Fröhlich bei dem General, seinem Onkel, anmelden. Er war zu seiner Truppe einberufen worden und erschien jetzt in seiner Uniform als Sappeurunterofficier, um sich zu verabschieden. Der General empfing ihn freundlich und theilte ihm mit, daß seine Tochter Sidonie bereits seit 4 Monaten die Frau eines reichen Rittergutsbesitzers geworden, der, zwar ein Wittwer mit 3 Kindern, übrigens ein braver Mann, und Sidonie mit ihm glücklich sei. Die Unterredung wurde durch des Grafen Eintritt unterbochen. Er maß Bruno mit frostiger Miene und sagte dann zu ihm: „Er ist entlassen, mein Freund. Ich habe mit dem Herrn General unter vier Augen zu sprechen."

„Er ist mein Neffe, der einzige Sohn meiner seligen Schwester", sprach der General mit Nachdruck.

„Ach, ich höre zum erstenmale von dieser Verwandtschaft!" erwiderte der Graf. „Ich heiße Sie herzlich willkommen, liebster Cousin. Ihr Name?"

„Bruno Fröhlich", antwortete dieser unter einer Verbeugung.

„Von Fröhlich, jedenfalls", bemerkte der Graf scharf.

„Blos Fröhlich", lächelte Bruno.

„Ah! sehr wohl! Nun, Herr Unterofficier, Sie haben meinen Wunsch vernommen." Eine Handbewegung des Rittmeisters nach der Thür vervollständigte die Worte.

Bruno ging.

Die Unterredung zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn, gedämpft begonnen, wurde lauter und heftiger weiter geführt. Endlich verließ der Graf das Zimmer und der General begab sich in großer Aufregung zu seiner Frau.

„Theuer genug", hob er in gereiztem Tone an, „müssen wir die Ehre, einen Grafen ohne Grafschaft zum Schwiegersohne zu besitzen, bezahlen. Soeben hat mir derselbe mitgetheilt, daß seine angeblichen Läpperschulden, wie er sie vor der Heirath gegen uns nannte, blos die kleine Summe von 28,000 Thaler betragen, die Du zu bezahlen hast, wenn die jüdischen und christlichen Gläubiger ihren gräflichen Schuldner unbehindert in's Feld rücken lassen sollen. Was sagst Du dazu, die Du am meisten diese Heirath betrieben hast?"

„Wenn mein Kind glücklich ist und wird, so achte ich die Summe für nicht zu hoch!" entgegnete die Generalin.

„Ja, wenn!" sprach der General lakonisch.

Währenddem war Bruno zum Präsidenten von Rosenau gegangen. Er fand dort seine ehemalige Mitspielerin bedeutend herangewachsen und herrlich entwickelt. Die hellen Thränen perlten in ihren Augen, als sie, Bruno zum Abschiede die Hand reichend, innig sagte: „Unser Herrgott schütze Sie vor Tod und Wunden, vor Gefangenschaft und Fieber." Mit diesen Wünschen vereinigten sich auch die des Präsidenten und seiner Gattin.

(Fortsetzung folgt.)

* Der Jäger aus Kurpfalz.

Aquarelle von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

„Was für ein Himmel?“ wiederholte der Geängstigte nochmals.

„Der Abbate scheint den Himmel der kurfürstlichen Gnade zu meinen,“ lachte Karoline und ließ die Hörer im Ungewissen, ob sie im Spott oder im Ernst gesprochen.

„Karoline!“ rief der Oberjägermeister mit einem Tone, welcher die Angst des treuliebenden Männerherzens verrieth — „Karoline, wäre es möglich?“

Da trat aber die Zofe herein, ihre schöne Herrin mahnend, daß es an der Zeit sei, die Balltoilette zu beginnen.

„Meine Herren, Sie müssen mich entschuldigen,“ sprach die Schöne aufstehend, „ich darf nicht säumen — der Kurfürst eröffnet selbst den Tanz.“

„Der Kurfürst tanzt?„ rief der Freiherr mit dem Ausdruck so großen Erstaunens, daß es auf die beiden Andern seine komische Wirkung nicht verfehlte. Karoline lachte laut auf und der Jesuit kicherte leise.

Es war allerdings eine zum Lachen reizende Vorstellung, wenn man sich den achtzigjährigen gichtkranken Kurfürsten tanzend dachte.

„Oh, Seine kurfürstliche Durchlaucht haben noch ganz andere Dinge im Sinne, Cousin,“ sprach die Dame, indem sie sich zum Weggehen anschickte.

„Und das Geschenk Seiner Durchlaucht, Baronissa!“ rief der Abbate, ihr nacheilend und ein Perlenhalsband darbietend, welches von der Schönen unbeachtet auf dem Gueridon gelegen hatte.

„Die Tochter der Venningen trägt nur ihren eigenen Schmuck!“ rief Karl von Hakh dem Jesuiten zuvorkommend und nach dem Halsband greifend. Aber seine Hand, wohl gewöhnt Büchse und Waidmesser zu führen, war noch zu selten mit Frauenschmuck in Berührung gekommen; derb griff er zu, die seidenen Fäden zerrissen und die kostbaren Perlen rieselten ihm über die Finger und rollten umher auf dem Teppich.

„Maledotto!“ zischte der Jesuit. Und behend ließ Karoline von Venningen die schwere Portière hinter sich fallen.

„Sie werden mir Rede stehen,“ sprach der Oberjägermeister sich gegen den Italiener wendend, der aber, behend wie eine Katze, an ihm vorüber schlüpfte und die Thüre hinter sich schloß.

„Ich muß mit Karoline ins Reine kommen,“ flüsterte jetzt der Alleingelassene. „Sie ist wie ein neckischer Kobold und doch hängt mein Herz an ihr mit aller Macht! — — Oder wäre es wahr, was man sich in die Ohren raunt? — Dann schütze Gott sie und mich!“

Man hatte nämlich am Hofe gemunkelt, daß die schöne Hofdame von Venningen Gnade gefunden vor den Augen des achtzigjährigen Monarchen. Ja, man ging so weit zu behaupten, daß der Kurfürst, nachdem er drei Gemahlinnen begraben, nicht abgeneigt wäre, nochmals eine morganatische Ehe zu schließen, und der Tag der Vermählung seiner Enkelinnen sei der passend gewählte, dieses dem Hofe kundzuthun. Auch hieß es, die Gesellschaft Jesu stehe diesem Plane nicht fern.

Aber Karoline! war sie unter solchem Einfluß? Und wenn nicht, was sollte dann der Abbate bei ihr . . .?“

Dem Oberjägermeister stieg es heiß zu Kopfe, er stampfte heftig auf den Boden. „Ich muß ins Reine kommen! — ich muß! — ich muß!“

Da rauschte die Portière und sie selbst trat heraus im schweren Schleppkleide von drap d'argent; Juwelen blitzten an ihrer Brust, umfunkelten die schönen Arme und wiegten sich als vielfarbige Schmetterlinge zitternd auf den hochfrisirten Locken.

„Wie gefalle ich Ihnen, Karl?“ fragte die Schöne lächelnd und den Fächer auf- und zuklappend, dessen bunte Malerei den von den Grazien mit Rosen gegeißelten Amor darstellte.

Nachdem er einen langen tiefen Blick auf die Dame gerichtet, erwiderte der Freiherr: „Sie sind schön, Karoline, aber doch gefielen Sie mir damals weit besser, als Sie im leichten Leinwandkleidchen durch die Gänge des Venningerhofes in Heidelberg huschten. — Ich hoffte die Karoline von damals wieder zu finden; ich glaubte eine offene Antwort auf meine offene Frage zu vernehmen, und nun — lassen Sie es klar werden zwischen uns!“

Eine tiefe Röthe flog über das schöne Antlitz der Dame, sanft entzog sie dem Oberjägermeister die Hand, welcher dieser ergriffen hatte.

„Es wird klar werden, Herr von Hakh,“ beruhigte sie, „bleiben Sie in meiner Nähe!“

* * *

Ein Trompetenstoß gab das Zeichen zum Beginn des Balles. — Der italienische Kapellmeister hob das Stäbchen und die prächtigen Klänge eines Festmarsches brausten herab in den glanzvollen Saal.

Der Kurfürst Karl Philipp eröffnete den Tanz. In einem vergoldeten Rollstuhle, den zwei Kammerherren über das Parket schoben, ruhte er, bedeckt mit brillantenen Orden; die rechte Hand reichte er der ältesten Enkelin Elisabeth Auguste — seiner Tänzerin. Diese schritt stolz und mürrisch neben ihm her, kalt blitzten die Diamanten ihrer Krone wie die Eiskrystalle, die draußen im Schloßgarten von den Bärmen hängen, überglänzt von der aus den hohen Fenstern strömenden Lichtfluth. Mit einer widerwilligen hastigen Bewegung riß die Prinzessin die hellblaue Sammetschleppe von den verschnörkelten Verzierungen des Rollstuhles los und keinen Blick sandte sie nach der anderen Seite, wo zur Linken des Kurfürsten ihr neuvermählter Gemahl schritt, der kunstsinnige, aber weichliche Karl Theodor.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Altes und neues Leben.) Bekanntlich haben die Völker der ältesten Zeit, ehe noch das Pargament, geschweige denn unser Papier erfunden war, Felsen und Steine und selbstgebaute Riesendenkmäler als Schreibtafel benutzt, indem sie in denselben mit kunstlosem Griffel ihre Geschichte eingruben. Ein solcher, mit vielen Runenzeichen bedeckter Monolith, welcher zu den ältesten zählt, steht noch wohlerhalten zwei Stunden nordöstlich von Kairo, dort, wo einst die berühmte Sonnenstadt Heliopolis gelegen. In den tiefgemeißelten Schriftzeichen haben die Bienen ihre Zellen gebaut und die armen Bewohner der Umgegend, die Felahs, sammeln heute Honig und Wachs aus diesen viertausendjährigen Inschriften. Ein wundersames Zeugniß von der ewig jungen Schöpfungskraft der Natur.

(Friedrich Wilhelm I.) der fromme Soldatenkönig, las täglich den Seinen eine Predigt vor. Der Kammerdiener stimmte den Gesang an und der Hofstaat und die Dienerschaft mußten laut und kräftig mitsingen. Des Königs Demuth vor Gottes Wort war aufrichtig und groß. Abends las zuweilen ein Kammerdiener, wenn der König von Exercitien, Manövern, Jagden angegriffen war, einen kürzeren Abendsegen vor. So geschah es denn, daß ein Neuling, als die Schlußworte kamen: „Der Herr segne Dich!" aus Respect vor dem allergnädigsten Herrn sagte: „Der Herr segne Sie!" Der König fuhr zornig in die Höhe und rief: „Hundsfott, lies richtig! Vor dem lieben Gott bin ich ein Hundsfott wie Du!" Diese wahre Geschichte könnte sich mancher Hof- und Garnisonprediger ad notam nehmen!

Goldkörner.

Wenn auch der Held sich selbst genug ist,
Verbunden geht es doch geschwinder;
Und wenn der Ueberwund'ne klug ist,
Gesellt er sich zum Ueberwinder. Göthe.

Laß dich kein Unglück je bemeistern, denn
Nur stark es tragen, führt allein zum Tag
Des Glückes! Was den Menschen treffen kann,
Dazu hat er auch Kraft; wozu er Kraft hat
Das ziemt ihm auch zu tragen, liebe Seele.
Leopold Schefer. (Laienbrevier.)

Nur nicht verzagt im Unglück! Wenn Gott einen Baum umhauen läßt, so sorgt er dafür schon, daß seine Vögel auf einem andern nisten können.
Lavater.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt um's Vergangene dich bekümmern,
Und wäre dir auch was verloren,
Mußt immer thun wie neu geboren;
Was jeder Tag will, sollst du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen;
Mußt dich an eig'nem Thun ergötzen,
Was And're thun, das wirst du schätzen;
Besonders keinen Menschen hassen,
Und das Uebrige Gott überlassen. Göthe.

Auflösung des Räthsels in Nro. 14 der „Heiteren Stunden":

„Amozone."

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 17. Samstag, den 10. Februar 1872.

* Sonett.

Von Th. Florentin.

O redet nicht von öden Altersjahren,
Verschreit mir nicht die Uebermacht der Zeit!
Nur Schwäche fröhne der Vergänglichkeit;
Wer lieben kann, wird Besseres erfahren.

Schau her, wie schön in meinen grauen Haaren
Die Rose steht, schau her, verarmter Neid!
Sie lohnt der Liebe, nicht der Eitelkeit,
Und will dem Herbst noch ihre Zier bewahren.

Wenn ich mein holdes Kind am Herzen halte,
Ihr Kuß den Athem meiner Küsse fühlt,
Besorgt sie immer, daß mein Herz erkalte.

Der Strom der Zeit mag seine Wellen treiben,
Er hat uns noch kein Glück hinweggespült;
Ein Glück, das in uns lebt, muß unser bleiben.

(„Salon.")

* Stolz und Demuth.

Erzählung aus der Gegenwart.

Von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung.)

Das deutsche Bundesheer belagerte die Stadt Paris und hatte dasselbe gleichsam mit einem Eisengürtel, mit Batterieen, mit dreifachen Schanzreihen, mit tiefen Gräben, Barrikaden und anderen Vertheidigungsmitteln in einem weiten Umkreise umspannt. Das Morden, Schießen, Angreifen und Zurückwerfen wiederholte sich in bald längeren, bald kürzeren Zwischenräumen. Nach einem Ausfalle der Belagerten in der ersten Hälfte des Januars 1871, der wie die vorhergehenden tapfer abgewiesen worden, sollte ein zum Schweigen gebrachtes Fort des Feindes abgesucht und erforscht werden, ob es von den Franzosen verlassen sei oder nicht. Zu diesem gefahrvollen Unternehmen forderte man Freiwillige auf, zu welchen auch Bruno Fröhlich sich stellte. Derselbe mit noch zwei Kameraden trat in nächtlicher Dunkelheit seinen Gang an, nachdem er mit Genehmigung seiner Vorgesetzten folgende Sicherheitsmaßregeln angewendet hatte: über die dunkle Uniform war ein weißes Leinenhemde, über die Beinkleider ebenfalls weiße Unterhosen, über die Mütze ein weißes Tuch gezogen und selbst der obere Theil der Stiefeln mit weißer Kreide bemalt. So hofften sie auf der weißen Schneefläche weniger von den feindlichen Vorposten entdeckt und von deren Kugel getroffen zu werden. Zu ihrer Vertheidigung versah sich die kleine Patrouille je mit einem Revolver und mit dem Seitengewehr. Bei ihrem Vordringen kam jene wiederholt in die Nähe der französischen Vorposten, wo sie dann auf Händen und Füßen kriechend, ihren Weg fortsetzten. Einmal vernahmen sie sogar das halblaute Gespräch einer Feldwache, die in einem nahen Schießgraben ihren Posten genommen hatte. Unangefochten gelangten die drei muthigen Männer in das Fort. In demselben herrschte die Stille des Todes. Mehr durch das Gefühl als durch das Gesicht erkannten die Herumtappenden und oft Strauchelnden die Spuren der durch die deutschen Batterieen angerichtete Zerstörung und Verwüstung. Zerschossene Laffetten, Kugelkästen, Munitionskarren, leere Tornister, weggeworfene Waffen und eiskalt anzufühlende, halb entkleidete Leichname bedeckten das Innere des Fort, in welchem kein Geschütz mehr aufzufinden war. Zum Andenken an die kühne und bisher glücklich ausgeführte That steckte jeder der drei Krieger einen kleinen Gegenstand ein. Bruno ein Maroquinetui mit einem hübschen Fernglase. Hierauf traten sie befrie-

digt den Rückweg an. Bald gelangten sie auf das Schlachtfeld der vorigen Nacht. Im Begriff, dasselbe zu umgehen, drang ein leises Wimmern zu ihren Ohren Es tönte aus einer muldenartigen Vertiefung des Feldes und zwar in bald längeren, bald kürzeren Pausen. Sogleich winkte Bruno seinen Begleitern, daß sie ihm folgen möchten. „Ein vergessener oder nicht entdeckter Schwerverwundeter!“ lispelte Bruno. „Ist er ein Deutscher oder ein Franzose?“ fragte der eine Begleiter leise. „Das bleibt sich gleich“, antwortete Bruno. „In jedem Falle ist er ein Kamerad von uns, welcher unsrer Hilfe bedarf. Faßt den Aermsten behutsam bei den Beinen, indeß ich ihn bei den Schultern packe.“ „Wir wollen ihn also mitnehmen?“ fragte der Zweite im Tone der Verwunderung. „Was sonst?“ erwiederte Bruno bestimmt. „Wenn aber die Franzosen“, wendete jener ein, „uns mit dem dunkelgekleideten Manne spitz kriegen, so erheben sie einen Höllenlärm.“ „Ich dächte“, scherzte Bruno, „den müßten wir seit Monaten schon gewohnt sein. Also vorwärts!“

Indem die drei Krieger den Verwundeten anfaßten, stieß dieser einen lauten Schmerzensschrei aus.

Augenblicklich ertönte von vielen Seiten der gellende Anruf: „Qui vit?“ und der Flintenschüsse mehrere knallten nach der Richtung des vernommenen Schreies. In der nächsten Minute zischte aus einem noch besetzten Fort eine Leuchtkugel durch die Winternacht und erhellte mit einem blendenden Lichte die Gegend in weitem Umkreise. Die Franzosen erblickten einen Menschen in liegender Stellung, der wie von unsichtbaren Händen über die Schneefläche fortbewegt wurde. Bekanntlich haben die Franzosen in und vor Paris in unverantwortlicher Weise ihre Munition, oft wegen eines einzelnen Feindes, verschwendet. So auch jetzt. Aus Feldgeschützen, aus den stärksten Marinekanonen, aus Mitrailleusen und Chassepot-Gewehren schickten sie einen Eisenhagel nach der deutschen Patrouille, welche unbeirrt ihren Weg fortsetzte. „Sie heizen uns tüchtig ein,“ bemerkte einer von den Dreien, als vor, hinter und zu beiden Seiten die schweren Eisenstücke niederkrachten. „Viel Ehre für uns paar Mann!' versetzte der Zweite. Bruno dagegen schwieg tief erschüttert. Er hatte bei dem grellen Scheine der Leuchtkugel in dem Schwerverwundeten nicht nur den deutschen Krieger, sondern auch den Rittmeister, Grafen von Berdorf, erkannt.

Mit Jubel begrüßte man die Zurückkehrenden. Der Rittmeister, noch immer bewußtlos, wurde in das nächste Lazareth versetzt, wo es sich herausstellte, daß sein linkes Bein kurz über dem Knie durch ein Granatstück zerschmettert worden war, und ein Säbelhieb überdies vier Finger der rechten Hand abgelöst hatte. Ob der Graf, der fast 24 Stunden hilflos, unerquickt und in der Winterkälte zugebracht hatte, die schwere Amputation und das darauf folgende Wundfieber überstehen würde, war mehr wie zweifelhaft. „Gott, mein Gott!“ sprach Bruno ergriffen „wie gar wunderbar sind Deine Fügungen!“

Nach langen blutigen, viele Menschenopfer kostenden Kämpfen war endlich der Frieden errungen worden. Ein Theil der deutschen Armee durfte in die Hemath zurückkehren.

Der zum Oberlieutnant avancirte Bruno Fröhlich stand, die Brust mit zwei Ordenskreuzen geziert, vor seinem Onkel, dem General, der den schönen kraftvollen Mann mit wohlgefälligen Blicken betrachtete. „Junge“, sprach er „Du machst Deinen Eltern im Grabe noch Ehre. Was Du bist, verdankst Du Dir selbst. Wie lange, oder vielmehr wie kurz währt es, und Du wirst Hauptmann. Und wenn Du für 200 Thaler Dir den Adel kaufst, darfst Du keck in den höchsten Familienkreisen auftreten.“

„Ich bin und bleibe Fröhlich“ versetzte Bruno „und werde nimmer den Namen meines Vaters ablegen.“

„Das sollst Du auch nicht“ rief der General „geadelst nennst Du Dich z. B. Fröhlich von Freudenberg, oder Fröhlich von Goldstein, oder“ —

„Nein nein,“ unterbrach ihn Bruno lebhaft „ich bleibe Fröhlich und nichts weiter.“

„Dickkopf Du!“ schalt ihn der General. „Doch nun begleite mich zu meiner Tochter. Du mußt wissen, daß letztere mit ihrem Manne bei uns wohnt. Die werden große Augen machen, erkennen sie in Dir den einstigen Bewohner unseres Hinterstübchens.“

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Jäger aus Kurpfalz.

Aquarelle von E. Diethoff.

(Fortsetzung und Schluß.)

Doch hinter den Dreien schritt Hand in Hand, Auge in Auge das zweite Paar, der junge Herzog in Bayern und die glückstrahlende Maria Anna. Ihnen folgten paarweise die fürstlichen Gäste und Hofchargen in einem großen majestätischen Zuge.

Langsam bewegte sich der edelsteinfunkelnde Zug, gehalten tönten die Klänge des Orchesters. Einmal war die Runde gemacht und jetzt kam der Rollstuhl des fürstlichen Tänzers zu dem Platze, wo Karoline von Venningen an der Seite des Oberjägermeisters stand. Glatt und gewandt wie ein Aal hatte sich der Abbate an die andere Seite des Fräuleins durchgedrängt. Der Zug kam näher — das war der entscheidende Moment. Karl von Hakh fuhr mit der Hand nach seiner pochenden Stirn, er wollte die Haare zurückstreichen, wie es seine Gewohnheit war; da geriethen die hastigen Finger in die zierliche Frisur, daß der stäubende Puder sich wie ein Duft auf den grünen Sammet der Uniform legte.

Jetzt war der Zug zur Stelle; der Rollstuhl des Kurfürsten hielt. „Sieh da, das Fräulein von Venningen“, sprachen Seine Durchlaucht mit einer gnädigen Handbewegung und eifrig bemüht, sich aufrecht im Sessel zu halten.

Karl Philipp war einer der schönsten Männer seiner Zeit gewesen; einen wahren Apollokopf trugen noch die Münzen aus den ersten Jahren seiner Regierung. — Aber man kann für einen Apollo gegolten haben in der Jugend und doch mit achtzig Jahren wenig gefährlich sein für das Herz eines jungen Mädchens.

Karoline von Venningen trat vor und hielt die Hand des Oberjägermeisters so fest umklammert, daß dieser dadurch genöthigt war, ebenfalls vorzutreten.

„Unser Oberjägermeister von Hakh?“ sagte der Fürst mit einem etwas unwillig fragenden Ausdruck.

„Seit heute Abend mein Verlobter, welcher sich der Gnade Eurer kurfürstlichen Durchlaucht empfiehlt“, ergänzte Karoline sich tief verneigend.

Der Oberjägermeister wußte nicht wie ihm geschehen; er beugte sich mechanisch vor dem Fürsten und trat dabei einen Schritt zurück, wider Willen aber derb genug den hinter ihm stehenden Abbate auf den Fuß. Mit einem leisen Wehschrei zuckte der Italiener zusammen und schlich gebückt hinweg.

Der Kurfürst war indessen mit einem kleinen Räuspern seines sprachlosen Staunens Herr geworden; mit einem Bonmont half er sich noch weiter, obschon nicht völlig, über das bittere Gefühl der Enttäuschung hinweg, welches den ehemals stets Siegreichen beschleichen mochte.

„Da hat der Jäger von Kurpfalz einen Meisterschuß gethan und Amor zum Büchsenspanner gemacht!“ sprach er und eine kühle Handbewegung entließ das Paar.

Frostig hatte die Krone Elisabeth Augusten's auf die Scene geblitzt, gleichgültig blickte Karl Theodor drüber hinweg; aber die Zurückgetretenen traf ein warmer Strahl aus den glücklichen Augen Maria Anna's.

Der Oberjägermeister zog seine Braut in ein dämmeriges Cabinet, nur von fern her klangen gedämpft die Töne der Musik.

„Mein Mädchen! Karoline! Ist es wahr? Du bist die Meine?“ fragte er jubelnd.

„Ja“, entgegnete sie mit innigem Blick. „Und jene Karoline, welche Du gekannt im Venningerhofe zu Heidelberg, will mit Dir ziehen in den waldigen Westrich als Dein treues, liebendes Weib.“

„Aber warum so, Karoline? Zu was diese überraschende, seltsame Art?“

„Sie schnitt jede Kabale, jedes Wenn und Aber ab, mein Freund, und ich bleibe unangefochten die Deine.“

Der Freiherr zog die Geliebte in seinen Arm, seine Lippen berührten ihren Mund. „Mein bester Schatz!“ rief er, „ich will Dir's lohnen und danken wo und wie ich kann.“

Die Schöne bog sich in dem sie umfangenden Arme rückwärts; lächelnd blickte sie den Erregten an und schalkhaft fragte sie: „Wie heißt der letzte Vers des bewußten Liedes?“

„Hubertus auf der Jagd
Schoß einen Hirsch und einen Haas
Und traf ein Mägdelein,
Das unter'm Baume saß.
Ja ju! ja ju!
Die Jagd im grünen Wald
Und Lieben mir gefallt!“

„Und Lieben mir gefallt!“ wiederholte leise Karoline, „wir wollen unsere Welt mitnehmen und unserer Liebe eine bleibende Stätte grün-

den im stillen Walde, eine Liebeswelt und ein Liebesleben!"

Und so geschah es. — In das stattliche Schloß zu Trippstadt führte Karl die Geliebte. Fröhlich tönte die gute Weise vom Jäger aus Kurpfalz durch die Eichen und Tannen des Westrichs, und oft saß Karoline an dem Eingange der grünen Schlucht, durch welche die Wasserfälle rauschen, wo der See sich breitet, in welchem das Fräulein von Flörsheim den Tod suchte und fand, an der romantischen Schlucht, welche noch bis auf den heutigen Tag nach dem Oberjägermeister, der sie gangbar gemacht, „das Karlsthal" heißt; oft saß sie dort, gedachte der alten Zeit und erwartete den geliebten Mann, dessen Heimkehr von der Jagd sich verkündigte mit den weitschallenden Tönen des Waldhorns und der lustigen Weise des Jägers aus Kurpfalz. —

* * *

Am 16. Januar 1742 hatte der Kurfürst zum letzten Male getanzt. Sein Rollstuhl befand sich nicht mehr zwischen Elisabeth Auguste und Karl Theodor und doch ging das fürstliche Paar nichtsdestoweniger seinen getrennten Weg, kalt und theilnahmlos neben einander her, obschon jedes Fenster des kurfürstlichen Schlosses, jede Schabrake eines kurfürstlichen Cavalleristen die verschlungene Chiffre CTEA trug. Was den Abbate betrifft, so ward dem ungeschickten Unterhändler die Weisung, sich nach dem Ordenshause zurückzubegeben. — Vieles ist seitdem anders geworden, aber noch immer tönt durch Wald und Feld, in Stadt und Land das fröhliche Lied vom „Jäger aus Kurpfalz".

Mannichfaltiges

(Eine geistreiche Antwort.) Als Wilhelm I. noch Prinz von Preußen war, befand sich in seinem Gefolge ein hoher General, welcher die liebenswürdige Tochter eines reichen Berliner Kaufmanns zur Gemahlin erkoren hatte. Dieser Dame schien jedoch nicht das Glück zu Theil werden zu wollen, in den Hofcirkeln zu glänzen, wozu sie durch den Rang ihres Gemahls, wie durch ihre Schönheit und ihren Geist berechtigt war, denn was gibt es Härteres als das Herz einer stolzen Prinzessin? Nun waren aber zu jener Zeit am preußischen Hofe zwei solche, dem Rosenalter bereits entblühte hohe Damen, welche sich höchlichst indignirt fühlten, daß — eine Kaufmannstochter sie verdunkeln sollte, und darum ließen sie es nicht an Intriguen und selbst Demüthigungen aller Art fehlen, um der schönen Dame den Besuch der Hofcirkel zu verleiden. Und es gelang ihnen. Die Gemahlin des Generals zog sich in ihr Hotel zurück und ließ ihren Gemahl allein der Einladung zu den Hofcirkeln Folge leisten. Der Prinz von Preußen jedoch, von je her ein eifriger Bewunderer des schönen Geschlechts und ein besonderer Verehrer gerade dieser Dame, vermißte ihre Abwesenheit sehr, und bei einer Parade nahm er die Gelegenheit wahr, den General über deren Ursache zu befragen. Dieser glaubte der königlichen Hoheit die ganze Wahrheit sagen zu müssen. Darüber nicht wenig entrüstet, bat der Prinz den General, beim nächsten Hofcirkel seine Gemahlin doch wieder mitzubringen, und versprach seinen Schutz vor etwaigen neuen Unbilden. So erschien denn die schöne bürgerliche Dame wieder am Hofe, doch war sie dies Mal mit großem Muthe ausgerüstet, wußte sie doch, daß das Auge eines hohen Beschützers über sie wache, und das machte sie sicher und ruhig. Kaum hatte sie im Kreise anderer Damen ihren Platz eingenommen, so segelten schon, wie zwei Schwäne mit gebogenen Flügeln, die beiden Prinzessinnen heran und begannen die Neuangekommene zu lorgnettiren. Als aber diese sich erhob und ihre tiefe Verbeugung machte, da trat ihr die eine der Prinzessinnen näher und fragte sie in impertimentem Tone: „Womit handelte Ihr Vater?" — „Mit Sinn und Verstand, Königliche Hoheit!" lautete die Antwort der Dame. In demselben Augenblick trat auch schon der ritterliche Prinz, der Frage und Antwort vernommen hatte, zu den Damen und setzte hinzu: „Und es scheint, die Tochter führt das Geschäft ihres Vaters mit Erfolg fort!" Hierauf bot er der Gemahlin des Generals galant den Arm und führte sie, zum Aerger der verblüfften Prinzessinen, den Saal entlang. Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß von diesem Tage an die Gemahlin des Generals, die geistreiche Kaufmannstochter, die gefeiertste Dame in Berlin wurde.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

// Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 18. Dienstag, den 13. Februar 1872.

* Eine Thräne.

Unendlich mehr als tausend Worte
Die lang verhaltne Thräne spricht,
Die als Geständniß stiller Liebe
Hervor beim bitt'ren Scheiden bricht.

In diesem einen Thränentropfen,
Da spiegelt sich die Seligkeit
Die Liebe und zugleich des Abschieds
Unendlich tiefes Herzeleid.

Was zwischen Finden und Verlieren
Von Menschenherzen liegt an Glück,
Ist da gebannt in einem einz'gen
Und thränentrüben Scheideblick.

H. Freimann.

* Stolz und Demuth.

Erzählung aus der Gegenwart.
Von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Generalin empfing Bruno sehr freundlich und nannte ihn zum erstenmale ihren lieben Neffen. Flora nicht mehr so frisch und reizend, wurde von einer hohen Röthe übergossen und stand, keines Wortes mächtig hinter ihrer Mutter. Ihr Gatte saß auf dem Sopha und schien sich mit einer Flasche Weins zu unterhalten. Eine Krücke lehnte neben ihm.

„Vetter!" rief er Bruno entgegen, indem er den Weinrest im Glase leerte „eigentlich sollte ich Ihnen meinen Dank für die Rettung meines Lebens sagen. Aber hol' mich der Teufel! ich kann es nicht. Lieber wär' mir's gewesen, Sie hätten mich liegen und vollends krepiren lassen, als daß ich jetzt ein elender, hülfloser Krüppel bin, der sich selbst und Andern zur Last fällt. Für immer ist meine Carrière dahin. Mit dem verdammten Stelzbein vermag ich nicht auf das Pferd zu steigen, mit der verkrüppelten Hand nicht einmal die Karte zu mischen, zum Rasendwerden ist's. Flora, danke Du an meiner Statt dem Vetter, daß er Dich nicht hat zur Wittwe werden lassen."

In lautes Weinen ausbrechend, umfing Flora ihren Cousin mit ihren Armen und küßte ihn. „Schwer habe ich mich an Ihnen versündigt, guter Bruno," schluchzte sie „aber auch schwer dafür gebüßt. Können Sie mir verzeihen?"

Tief bewegt gab Bruno den Kuß zurück und wollte antworten. Da ging die Thüre auf und dem anmeldenden Diener auf dem Fuße folgte der Präsident von Rosenau. Freudig näherte er sich dem jungen Manne, drückte ihm herzlich die Hand und sagte: „Wie gewöhnlich komme ich hieher, um mich bei unserm General nach unserm lieben Freunde zu erkundigen. Da höre ich von dem Diener, daß er glücklich angelangt und hier sei. Wie sehr sich meine Frau und vollends unsere Aline hierüber freuen werden! Ihres Mitspielers wegen studirte Aline fleißig die Verlustlisten des Bundesheeres und war es hauptsächlich sie, die mich so oft hieher trieb, um Nachrichten über Ihren Neffen einzuziehen."

„Derselbe ist ein Glückspilz" versetzte der General. „Aus einem so mörderischen Kriege nicht einmal eine Schmarre, wohl aber zwei Ordenskreuze und die sichere Hoffnung davon zu tragen, nächstens zum Hauptmann zu avanciren."

„Nachdem das Vaterland gerettet worden," erwiderte Bruno, „kehre ich zu meinem vorigen Berufe zurück und habe deswegen meinen Abschied erbeten."

„Hör ich recht?" rief der General erstaunt,

„Wie? Du stößest Dein Glück mit Gewalt von Dir? Hast eben einen solchen Trotzkopf wie Dein Vater? Hören Sie, lieber Präsident. Dieses jungen Mannes Vater hatte als Student einen seiner Freunde mit eigener Lebensgefahr aus den Wasserfluthen gerettet und sich dabei den Keim eines frühzeitigen Todes zugezogen. Glauben Sie, daß mein Schwager, ein armer Dorfpfarrer, jemals mit irgend einer Bitte an seinen Freund, der sich zum vielgeltenden Beamten aufgeschwungen, gewendet oder auch nur bei ihm in Erinnerung sich gebracht hätte? Nein, erst auf dem Todbette nannte er seiner Frau den Namen jenes Freundes und diese, ob auf Geheiß ihres Mannes oder ebenfalls aus Eigensinn, verschwieg ihrem Sohn ebenfalls den Namen wie den Stand des Freundes."

„Dieser war ich!" sprach der Präsident, tief ergriffen. „Wohl erinnerte mich das Gesicht unsers jungen Freundes und noch mehr dessen Name an meinen unvergeßlichen Freund, den ich aber um so mehr als verschollen und längst todt erachtete, weil dessen Sohn mit keiner Sylbe der Rettungsgeschichte gedachte. Ach, daß es mir vergönnt sei, bei dem Sohne mich dankbar zu beweisen, da ich es bei dem Vater nicht vermochte!"

„Reden Sie ihm zu" versetzte der General, „daß er bei seinem jetzigen Metier bleibe, das ihm eine glänzende Carrière in Aussicht stellt. Vielleicht bewirkt Ihr Wort mehr als das meinige."

„Zu spät, theuerster Herr Onkel!" lächelte Bruno. „Ich habe die Taube in der Hand dem Sperling auf dem Dache vorgezogen und bereits mein Anstellungsdecret als Oberingenieur an der Gebirgsbahn mit jährlich 2500 Thalern Gehalt in der Tasche."

„Ja, das ist etwas Anderes," meinte der General. „Ich gratulire, Herr Oberlieutenant und Oberingenieur!

„Nun aber kommen Sie gleich mit mir, Herr Oberlieutenant" sprach der Präsident „damit ich meiner Frau und meiner Tochter mit der Freudenbotschaft zugleich den Freudenmann Fröhlich selbst mitbringe."

Als sich beide Männer verabschiedeten, verglich Flora im Stillen ihren schönen, kräftigen Cousin mit ihrem bleichen, abgezehrten, stelzfüßigen Gatten, der sich mit Hülfe der Krücke beim Abschiede erhoben hatte, wieder auf dem Sopha saß und seinen Kummer im Weine zu ertränken suchte. Ein leidiger Trost, der zum Zipperlein, zur Wassersucht, zum frühen Tode zu führen pflegt. Tief seufzte die junge Gräfin auf und hatte auch alle Ursache dazu.

„Frau! Aline!" rief der Präsident den Seinen zu „seid fröhlich und jubelt! Ich bringe den Fröhlich, den vormals achthändigen Pianoforte-Mitspieler, jetzigen Oberlieutenant und Ritter, auch zukünftigen Oberingenieur mit. Für mich, wie für Euch, ist er aber noch weit mehr. Ohne seinen Vater lebte ich nicht mehr, wäre ich nicht Dein Mann, liebe Therese, nicht Dein Vater, Aline, geworden. Unser Herr Fröhlich ist der Sohn meines Lebensretters Fröhlich und es ist an uns, ihm das Leben nach Kräften fröhlich zu machen. Aber sein Onkel, der General, klagt, daß unser Fröhlich hier ein Dickkopf sei, und leider muß ich das bestätigen. Denkt Euch, obgleich ich ihm einst erzählte, daß mir ein Fröhlich das Leben gerettet habe und sein Gesicht mich an diesen unvergeßlichen Freund erinnere, verschwieg er mir doch, daß er der Sohn meines Retters sei. Vielleicht fürchtete er meine Dankbarkeit, die ihm noch einen neuen Anzug aufdringen würde. Ich aber hätte ihm das Liebste, was ich besitze, nicht verweigert."

Aline erröthete vor Freude und ihr Auge blitzte in Seligkeit, als sie mit Herzlichkeit ihrem Mitspieler die Hand reichte. Dieser dagegen verschlang mit seinen Blicken die herrlich sich entfaltete Jungfrau, die längst schon im Stillen sein Herz erobert hatte.

„Unser Freund hier", fuhr der Präsident lächelnd fort „besitzt noch eine Eigenthümlichkeit. So tapfer er sich dem Feinde gegenüber benommen hat, so furchtsam ist er den Damen, absonderlich den jungen, gegenüber. Ich fürchte, daß er bei reichlichem Auskommen nicht heirathet, wenn nicht ein Vater selbst seine Tochter ihm zuführt und ihn befragt: willst Du sie oder nicht? Zum Beispiel, wenn ich es so mit unsrer Aline hier machte und hinzusetzte: Sie ist schon längst Dir herzlich gut und müßtest Du blind sein, wenn Du es nicht gemerkt hättest."

„Vater!" stammelte Aline erglühend.

„Um Gottes Willen, Herr Präsident!" rief Fröhlich außer sich. „Treiben Sie nur keinen unzeitigen Scherz mit meinen heiligsten, innersten Gefühlen?"

„Nein, nein" entgegnete der Präsident leb-

haft „es ist mein wahrer, obschon nicht bitterer Ernst. Meine Handlungsweise ist eine ungewöhnliche, doch nothwendige, wenn ich in Dir einen lieben Sohn gewinnen will. Da, nimm unser Liebstes auf Erden hin und unsern besten Segen dazu." Er führte die nicht widerstrebende, mit Purpur übergossene Jungfrau dem jungen Manne zu, der sie, vor Seligkeit trunken, liebend in seine Arme schloß.

Der Präsident erhob seinen Blick nach oben und sprach mit tief bewegter Stimme: „Bist Du mit mir zufrieden, verklärter Freund? Habe ich endlich einen kleinen Theil meiner Schuld bei Dir abgetragen?

---

* Bogumil Dawison.

Die deutsche dramatische Kunst hat einen ihrer bedeutendsten Jünger verloren. Bogumil Dawison ist im Alter von 54 Jahren am 1. Febr. in Dresden gestorben. Er hat sich den Todeskeim auf einer anstrengenden Gastspielreise geholt, die er vor vier Jahren durch America machte. Den ruhelosen, nervösen Mann litt es schon lange nicht an einem bestimmten Orte, meteorgleich tauchte er bald an dieser bald an jener deutschen Bühne auf. Dawison wurde am 15. Mai 1818 zu Warschau geboren, besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt und begann bereits im zwölften Jahre als Abschreiber bei einem Sequestrator sich selbstständig seinen Lebensunterhalt zu verdienen, daneben malte er Schilder und Aushängetafeln. Als Copist im Redactions-Bureau der „Gazeta" eignete er sich die Kenntniß der deutschen und französischen Sprache an, so daß er der Redaction bald als Uebersetzer Dienste leisten konnte. Seine Neigung wandte sich jedoch der Bühne zu; er besuchte die warschauer Theaterschule und debutirte 1837 auf dem dortigen polnischen Theater. Er mußte als Schauspieler für die Existenz seiner verarmten Eltern sorgen und zog mit dem sehr beschränkten Wirkungskreise, den ihm das Warschauer Theater bot, unzufrieden nach Wilna, wo er durch zwei Jahre erste Rollen aus den verschiedensten Fächern spielte. Von hier an das Theater in Lemberg berufen, wurde er von dem Grafen Skarbek zum Regisseur ernannt. Doch sein Ehrgeiz war von den bisher errungenen Erfolgen nicht befriedigt; er faßte den Entschluß, deutscher Schauspieler zu werden und machte, vom Grafen Skarbek unterstützt, eine Studienreise nach München, Berlin, Dresden und Paris. Am 9. August 1841 trat er zum ersten Male in Bauernfeld's Lustspiel: „Das letzte Abenteuer" auf der deutschen Bühne in Lemberg auf. 1846 begab er sich auf gut Glück nach Deutschland, um ein Engagement zu suchen. In Breslau, Stettin und anderen Orten abgewiesen, gelang es ihm endlich, im hamburger Thalia-Theater eine feste Stellung zu erringen, wo er am 15. Febr. 1847 zum ersten Male als Zelty und Hans Jürge auftrat. Doch erst, als sich ihm das classische Repertoire erschloß, das von jener Bühne ausgeschlossen war, konnte sich die ganze Bedeutsamkeit seiner Begabung entfalten. Einem Rufe Holbein's an das wiener Burgtheater folgend, betrat er am 17. Oct. 1849 zum ersten Male die wiener Hofbühne, wo er nach sechs Rollen engagirt wurde. Im Sommer 1852 gastirte Dawison in Dresden. Der Aufenthalt daselbst zog ihn weit mehr an, als jener in Wien, und er suchte daher sein Engagement mit der wiener Hofbühne zu lösen. Als alle gütlichen Versuche nicht zum Resultat führten, löste er den Contract in einer Weise, welche in der Geschichte des Theaters bis dahin unerhört war. Von 1854 an lebte er in Dresden und machte Gastspielreisen, bis er durch ein dauerndes Engagement an die dortige Hofbühne gefesselt wurde. Er war mehr Virtuose als ächter Künstler und hat dem deutschen Bühnenwesen vielleicht mehr geschadet als genutzt. Aber seine bedeutende Begabung hat Niemand gezweifelt.

Mannichfaltiges.

(Auf der höchsten Stufe. Lehrer: „Königliche Hoheit, wir haben grad' Naturgeschichte." — Herzogin: „Bitte, lassen Sie sich nicht stören. Thun Sie, als wenn ich gar nicht da wäre." — Lehrer: „Wir waren grad' mit den Säugethieren fertig und ich wollte eine kleine Wiederholung anstellen." — Herzogin: „Desto besser, da höre ich, was sich die Kinder gemerkt haben." — Lehrer: „Welches sind die Säugethiere, die auf niederster Entwickelungsstufe stehen, Franz?" — Franz: „Die im Wasser leben." — Lehrer: „Recht so. Hans, nenne mir solche!" — Hans: „Der Wallfisch, der Seehund, die Seekuh, das Seekalb." — Lehrer: „Recht. Welches ist

aber das Säugethier, welches auf höchster Entwickelungsstufe steht, Fritz?" — Fritz: „Das Säugethier, welches auf höchster — höchster Stufe — höchster Stufe —" — Lehrer: „Du siehst es ja hier in der Stube." Fritz: „Das Säugethier, welches auf höchster Stufe steht, ist — ist — ist — die Frau Herzogin."

(Schlimmer Verdacht.) Ein Herr vergaß im Theater den Hut abzunehmen, als eben der Vorhang in die Höhe ging. „Hut ab!" rief eine hinter ihm sitzende Dame grob und stieß ihn ziemlich unsanft gegen die Schulter. Diese Theaterbesucherin gehörte trotz der auffallendsten Toilette sicher nicht der gebildeten Klasse an. Der Gemaßregelte sah sich um und antwortete: „Madame, gestatten Sie, daß ich den Hut nur noch wenige Sekunden auf dem Kopf behalte, denn wenn ich ihn jetzt abnähme, so könnte es den schlimmen Anschein haben, als ob ich Sie begrüßte."

(Günstige Gelegenheit.) Ein Bauer kommt in die Kanzlei eines Advokaten, die neben dem Schlafzimmer liegt; die Thür zwischen beiden Zimmern ist offen. Da eben auch der Barbier eintritt, um den Advokaten zu rasiren, sagt dieser zum Bauer: „Wartet einen Augenblick, ich bin gleich fertig." Das Bäuerlein sieht ruhig zu, wie der Advokat eingeseift und rasirt wird. Als der Barbier fertig ist, setzt sich der Bauer ganz gemächlich auf den Sessel, bindet sich das Handtuch um und sagt. „No, weil i grod do bin, kinnen S' mi glei auch balbiren."

(Ehestands-Duettino.) Sie: „Ach, wüßtest Du doch, welch' ein Unterschied zwischen Dir ist und meinem verstorbenen Gatten!" — Er: „O ja. Er ist jetzt selig, weil er Dich los geworden, und ich war selig, ehe ich Dich gekriegt hab'."

(Maß für Maß.) „Aber Hannesbauer, die Butter wiegt ja statt 2½ nur 2 Kilo." — „Da seid Ihr selbst schuld, Meister Seifensieder; ich hab' die Butter mit der Seife gewogen, die ich letzten Samstag bei Euch gekauft hab'."

(Gescheidt.) „Haben Sie auch eine Ferienreise gemacht, lieber Herr Hofmeister?" — „Ich war in Thüringen, gnädige Frau, in Eisenach, auf der denkwürdigen Wartburg" — „Auf der Wartburg." — „Auf der Wartburg! Ei, ich erinnere mich, wo es die schönen Wartsäle gibt, nicht wahr?"

(Eine Perle.) „Aber, sag' mir doch, lieber Eduard, warum bist Du denn auf einmal so kalt gegen Eugenie! Sie ist doch so schön, so reich, so gescheidt — eine wahre Perle von einem Mädchen!" — „Du hast Recht, Karl, eine wahre Perle — ebenso kostbar, aber auch ebenso gefühllos."

Goldkörner.

Die Liebe giebt dem sanften Weibe Muth,
Was Männer schauern macht, mit Lächeln zu ertragen
Wieland.

Der wahren Schönheit bildende Schöpferin
Ist nur die Seele, läßt sie den Wiederstrahl
Von ihrem innern heil'gen Leben
Hell auf das spiegelnde Antlitz leuchten.
Heydenreich.

Wenn deine Kunst dem Kenner nicht gefällt,
Dann ist es schon ein schlimmes Zeichen,
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
Dann ist es Zeit, sie auszustreichen.
Gellert.

Zwei Kräfte sind es, die den Menschen lenken,
Sie lenken ihn bald süd-, bald nordwärts:
Natur gab ihm Verstand, um recht zu denken —
Um recht zu handeln, gab sie ihm das Herz.
Blumauer.

* Räthsel.

Ein Mann des Herrn und ein Verkünder
Von froher Botschaft ist mein Wort;
Fünf Zeichen hat es nur, zwei Silben bildend,
Und nimmst das Zeichen du der Mitte fort,
So steht, wenn rückwärts du das Wort wirst lesen,
Vor dir ein Mann, der König einst gewesen,
Ja, König einst des Volkes Israel,
Von dem du hörst im Buche Samuel.

L. E. J.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 19. Donnerstag, den 15. Februar 1872.

* Liebesandacht.

Mir war, als irrt' ich in der Fremde
Allein und fremd und unbekannt,
Da setzest du, o Geist der Liebe,
Mich träumend in mein Heimathland.

So heimisch war's in ihrer Nähe,
So traulich klang der Stimme Laut,
Es war ein fröhlich Wiedersehen,
Wir waren uns schon lang vertraut.

Ein lichter Engel war erschienen
Wie in der Kindheit Träumen mir;
Und daß ich wieder sie gefunden,
Nur dir verdank' ich es, nur dir!

Du einigest, die sich von selber
Nie fänden, zu dem heil'gen Bund;
Wie fänden ohne dich die Herzen
Sich auf dem weiten Erdenrund.

Du zeigst den Wolken ihre Bahnen,
Du führst im Herbst der Schwalben Schaar;
Du hast, nur du, den blöden Knaben
Zu ihr geleitet wunderbar.

Du machest, daß die Sonnenblume
Ihr Antlitz richtet sonnenwärts,
Du machest, daß mit jedem Pulse
Für sie voll Liebe klopft mein Herz.

Still dank' ich dir, du Geist der Liebe,
Der du mein Leben hold verklärt;
O mach' mich würdig ihrer Liebe,
Mach mich des Götterglückes werth!

Berthold Sigismund.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

Einleitung.

Zwei Novembertage.

Der Herbst mit seinen wechselnden Witterungslaunen war eingekehrt. Kaum hatte der October im vollen Sonnenglanze Abschied genommen, so trat Sturm und Regen mit verdoppelter Kraft auf, um die letzten Reste der sommerlichen Blätter- und Blüthenpracht zu zerstören. Drei Tage hatte es gestürmt. Als aber der Abend des vierten November nahete, da gingen die Geister des Sturmes zur Ruhe und die grauen Wolken hoben sich, zertheilten sich und flatterten endlich, wie leichte weiße Schleier am blauen Himmelsgewölbe dahin, eine nach der andern verschwindend, um den aufblitzenden Sternen dort oben Platz zu machen. Die Sternen aber begannen ihren Lauf mit einem so fröhlichen Funkeln, als wollten sie andeuten, daß sich die lieben Engelein im Himmel der frischen freien Aussicht auf die Erde freueten und daß sie die armen Sterblichen da unten nimmer vergessen würden, wenn auch rauhes, dumpfiges Gewölk sie umhülle und sie verschwunden schienen auf ewig.

Etwas Aehnliches dachte ein junger, in eleganter Hoftracht gekleideter Mann, der eilfertig aus dem Portale des Residenzschlosses zu Potsdam trat und prüfend seine Blicke zum Himmel sendete, um zu ergründen, was für Wetter er auf seinem kurzen Wege nach der Garnisonkirche zu erwarten habe.

Zufriedengestellt durch seine Wetterbeobachtung sprang er leichtfüßig die Stufen hinab, wickelte sich in seinen kurzen vorschriftsmäßig verzierten Mantel und schüttelte nur abwehrend mit dem Kopfe, als ein Lakai ihn fragte, ob er eine Sänfte befehle.

Es war ein schlanker, hochgewachsener, aber blutjunger Mann, der in gemüthlicher Eilfertigkeit seinen Weg verfolgte. Kaum die ersten Bartspitzen mochten ihm Mund und Kinn zieren; sie waren jedoch, der herrschenden Mode gemäß, spurlos abrasirt und das glatte weiche Gesicht zeigte noch wenig Charakter; man müßte denn die heitere aufgeweckte Miene, womit der junge Mann in alle unverhangenen Fenster blickte, als einen Grundzug seines Charakters gelten lassen.

Unweit der Garnisonkirche blieb er stehen, trat vorsichtig über einen breiten, wasserreichen Rinnstein und suchte etwas verdrießlich eine Stelle, die reinlich genug sei, ihn zu einem kleinen unansehnlichen Häuschen zu führen, das etwas abwärts von dem glatten, vom Segen abgewaschenen Straßendamme lag. Es gelang ihm, dies kleine Haus mit seinen verwitterten Fenstern zu erreichen, ohne seine feine Fußbekleidung zu beschmutzen. Er trat ganz dicht an das erste Fenster, blickte durch die kleinen mit Blei umrahmten Scheiben und klopfte dann leise dagegen.

Sogleich rasselte das Schiebfensterchen. Von schneeweißen Haaren umgeben, zeigte sich ein altes, gebräuntes, runzelvolles Männergesicht in der kleinen Oeffnung; düster und unbeweglich blickten ein Paar tiefliegende dunkle Augen auf den jungen Hofherrn, der lächelnd nickte und „Guten Abend, Fritsche!" sagte.

„Herr Gott im Himmel, sind Sie es denn wirklich Junker Thilo?" fragte der alte Mann mit dem Ausdrucke entschiedener Mißbilligung die Gestalt des Herrn musternd.

„Also dahin ist's nun gekommen? Kammerjunker? Was Ihr tapferer Herr Papa wohl sagen würde, wenn er Sie in diesem Costüme sähe!" Er lachte auf eigenthümliche Weise und verzog den Mund, daß sich die Runzeln um denselben in eine wellenförmige Bewegung setzten. „Seit wann sind denn der Herr Junker Thilo von Ettershaiden Hofjunker?"

„Seitdem Junker Thilo einsah, daß es thöricht sei, seine Talente und Wissenschaften nicht auf jede Weise zu verwerthen;" entgegnete der junge Herr leutselig. „Mein tapferer Papa hinterließ mir zwar einen tüchtig benutzten Degen, allein die Lust den Degen zu führen erbte ich sowohl, als mein Bruder, nicht mit demselben. Aber das gehört jetzt nicht hieher, alter Leibhusar! Ich bin nicht gekommen, um Ihm vorzudeclamiren, daß die Kinder Seines Obersten froh sein müssen, wenn sie Brod und Wohnung haben, sondern ich bin vom Oberhofmarschall beauftragt, die Veranstaltungen zu revidiren, die für den nächtlichen Besuch der kaiserlichen und königlichen Majestäten getroffen sind."

„Alles in Ordnung, Herr Junker," antwortete der alte Fritsche mit gedämpftem Tone.

„Ganz gut und Sein Wort in Ehren, aber ich muß mich durch den Augenschein belehren lassen, daß Alles nach Vorschrift geordnet ist."

„Sr. Gnaden der Oberhofmarschall kann sich doch wohl auf den alten Leibhusaren verlassen?" fragte der Alte verdrießlich. „Wozu eine Revision, die wieder Aufsehen macht, was doch, strenger Ordre zufolge, vermieden werden soll."

„Mache er kein Federlesens, alter Fritsche!" schalt der Junker gutmüthig „Schließe Er nur sacht das Pförtchen auf, wozu Er den Schlüssel hat. Allons! Je länger hier — je später dort. Es wird finster — nehm' Er nur eine Laterne mit!"

„Na — ich wasche meine Hände in Unschuld, Junker Thilo. Meine Instructionen lauten jedes Aufsehen zu vermeiden und über Alles zu schweigen, was geschehen soll —" murrte der Alte. „Ich red' schon lange kein Wort darüber. Wovon wüßten's denn die Leute, daß die Majestäten um Abendszeit meines großen Königs Sarg sehen wollen? Ich hab's nicht verrathen. Vorhin kostete es mir Mühe genug, die Weibsleute aus den Kirchstühlen drüben zu verjagen. — Wenn ich nun mit Ihnen in die Kirche gehe, so haben wir nachher den ganzen Spectakel vor den Kirchthüren, wenn die Majestäten kommen. Und das soll doch nicht sein. Lassen Sie die Revision bleiben, Junker!"

„Nichts da! Auf den ausdrücklichen Befehl der Königin hat mir der Hofmarschall den ausdrücklichen Befehl ertheilt, zu revidiren und es wird revidirt! Beeile Er sich, er hat doch sonst Ordre parirt! Red' Er morgen mehr, und komm' Er, ehe es vollends Nacht wird!"

Der alte Mann gab jetzt jeden Widerstand auf, brummte nur noch inwendig und nahm gehorsam seine Blendlaterne aus dem Schranke, der dicht am Fenster stand. Während er sie anzündete, schritt Junker Thilo von Ettershaiden wieder höchst vorsichtig nach dem Straßendamm zurück und folgte dann dem alten ehemaligen Leibhusaren Fritsche, der ein Kirchen-

amt untergeordneten Ranges bekleidete — für dies Mal aber speciell mit einem königlichen Auftrage betraut war — auf einem trockenen Seitenwege nach der Kirche. Leise schloß der Alte auf und winkte dem Junker, rasch einzutreten.

So lange sie auf der Straße waren, sprach keiner von ihnen ein Wort. Kaum aber hatte der Alte die Thür wieder in's Schloß gedrückt und mit so wenigem Geräusch, wie möglich, verschlossen, so fragte er murmelnd:

„Wann kommen die Majestäten, Junker Thilo?"

„Vor Mitternacht nicht, alter Leibhusar!"

„Kurioser Einfall! daß es der Königin nicht graut, um Mitternacht einen Gang in's Gewölbe zu machen."

„O, die Königin hat in allen Stücken mehr Courage als der König", flüsterte Thilo gedämpft und mit sprechender Geberde. „Der König schläft friedlich — aber die Königin tobt und kämpft selbst im Schlafe!"

„Ja, ja? So spricht man auch unter uns," murmelte der Veteran, indem er seine Blendlaterne öffnete und einen Lichtstrahl durch die Halle gleiten ließ, wohin sie sich wendeten.

Sie näherten sich alsbald der Kanzel, unter welcher die Gruft sich befand, wo Friedrich der Große neben seinem Vater seine Ruhestätte gefunden hatte. Der alte Mann steckte den Schlüssel in die Gitterthür, die zu dem niedrigen Gewölbe führte und der Junker betrachtete unterdessen zwei Figuren, die neben der Kanzel auf Postamenten standen und nur schwach vom letzten Tagesschimmer erhellt wurden.

„Wer hat den dem Mars und der Minerva, einem heidnischen Götterpaare, diesen Platz neben der christlichen Kanzel angewiesen?" fragte er leise lachend. Der Leibhusar sah ihn unwirsch an, antwortete jedoch nicht. „Gewiß der König Friedrich selbst, der nie einen Heiden von einem Christen unterscheiden konnte."

„Lassen Sie das Witzeln, Junker Thilo," warnte der Alte. „Der alte Fritz könnt's hören und könnte Sie mit seinem Zorn verfolgen. Sie sind überdies kein richtiges Preußenkind und haben nie viel von dem gehalten, was man Vaterland nennt. Ich weiß noch, wie der selige Herr Papa zeterte und wetterte, als Sie 'mal antworteten — na — wie hieß doch das Sprichwort?"

„Ubi bene ibi patria!" flüsterte Thilo fröhlich. „Auf deutsch — Wo es mir wohl geht, da ist mein Vaterland!"

„Richtig — so hieß es! Der selige Herr Papa konnte den Spruch nicht leiden! Aber Sie haben das leichte Blut von Ihrer Mama — aber nicht der Herr Bruder. Wo ist denn der junge Herr Arnulf jetzt, Junker?"

„Ich weiß nichts von ihm, alter Fritsche! Vor zehn Jahren habe ich ihn zum letzten Male gesehen Als ich kurz nach meines Vaters Tode auf die Ritterakademie gebracht wurde, weil ich mich entschieden gegen die militärische Erziehung im Cadettenhause sträubte, da trennten wir uns auf eine feierliche und rührende Weise. Nachher hat Arnulf noch einige Male an mich geschrieben. Seit neun Jahren ist er verschollen. Niemand weiß, wo und was er ist!"

Unter den letzten Worten war er in die niedrig gewölbte Gruft getreten, wo es schon ganz dunkel war. Fritsche mußte auf sein Geheiß die Wandleuchter, die eigens zu dem beabsichtigten Besuch der Majestäten angebracht und mit Wachskerzen besteckt worden waren, anzünden. Als der Junker sich überzeugt hatte, daß sie hinlänglich viel Licht verbreiteten, löschten sie Beide die Lichter wieder und verließen das Gewölbe. Während Fritsche das Gitter schloß, trat der Junker zum Altare, der zwischen der Kanzel und der königlichen Loge stand*) und prüfte die Aufstellung der Kerzen, die diese geweihte Stelle erleuchten sollten. Auf den Stufen des Altars stehend, glitt sein Blick über den weiten Raum hinweg und heftete sich, vollkommen aufmerksam, auf die Vorrichtungen, die zur Erleuchtung der Kirchenhalle dienen sollten. Es kam darauf an, daß die Lichteffecte richtig vertheilt wurden und da es keineswegs Absicht war, das mystische Dunkel der weiten Kirchenhallen zu bannen, so gehörte allerdings ein kunstgerechtes Vertheilen der Lichtflammen dazu, um einen ergreifenden Totaleindruck zu erzielen.

*) Der Altar stand früherhin dort, ist jedoch jetzt auf eine andere Stelle gebracht. Auch die Statuen des Mars und der Minerva sind als unpassende Verzierungen einer christlichen Kirche entfernt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Zwei Anekdoten über Alexander Dümas.) Der Tod dieses einst vielgelesenen Bücherfabrikanten, der ebenso schnell und leicht Millionen verdiente, als er sie wieder vergeudete, ist in eine Zeit gefallen, die sich um andern Hingang zu bekümmern hatte, als den eines Romanschreibers. So blieb das Ereigniß aus dem die Feuilletonisten sonst reiches Kapital geschlagen hätten, fast unbemerkt. Wir wollen hier Begebenheiten aus Dümas' Leben erzählen, die uns geeignet scheinen, diesen in manchem Betracht außerordentlichen Mann zu charakterisiren. Man weiß, daß es eine seiner Manien war, sich möglichst viele Orden zu verschaffen: so besaß er deren auch aus aller Herren Länder. An dem auf der linken Brust befestigten goldenen Kettchen trug er den einköpfigen österreichischen, den russischen Annaorden neben dem türkischen Nischau-Jstischar und wie alle diese Spielereien heißen, an denen sich oft die ernstesten Männer ergötzen. Im Ganzen hatte Alexander Dümas nicht weniger denn sieben und dreißig Kreuze und Sterne. Louis Philippe hatte lange gezögert, ihm das von allen Franzosen heißersehnte rothe Bändchen zu verleihen. Einmal traf der Bürgerkönig den Dichter, der einem reisenden Bandfabrikanten, welcher seine sämtliche Muster auf der Brust trägt, sehr ähnlich sah. „Sie sind ja mit Orden überlastet, lieber Dümas," meinte sarkastisch der Bürgerkönig. — „Vielleicht," versetzte der Dichter, „aber Ew. Majestät Gewissen kann Ihnen nicht vorwerfen, zu der Last, die ich zu tragen habe, etwas beigefügt zu haben!" Am andern Abend las man im Moniteur, Alexander Dümas sei zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

Einige Tage vor seinem Tode kam der alte Dümas, zu seinem Sohne der den gleichen Namen trägt, der aber ebenso geizig ist, als der Vater verschwenderisch war. „Ich komme zu Dir, um in deinen Armen zu sterben," waren seine ersten Worte. Kurz darauf rief er den Sohn an sein Bett. „Siehst Du, Alexander," sagte er ihm, „die Welt nannte mich stets einen Verschwender, und doch bin ich dieses nicht. Denn wie Du und alle Welt es weiß, kam ich kaum achtzehn Jahre alt nach Paris, ich hatte damals drei Louisdor in der Tasche, jetzt bei meinem Tode habe ich doch noch einen davon übrig."

(Aerztliche Nothhülfe bei eingebildeter Krankheit.) Ein hervorragender Arzt Berlins war Hausarzt bei einer Dame, die ihn erschrecklich mit eingebildeten Krankheiten und dem entsprechenden Anliegen plagte. Einst begegnet sie dem eilfertig daherschreitenden Doktor auf der Langen-Brücke und trotz des öffentlichen Ortes und der engen Passage hält sie ihn an und beginnt ihr übliches Klagelied anzustimmen. Entschlossen sagt der Arzt: „Machen Sie einmal die Augen fest zu!" (sie thut es) „So, und nun stecken Sie die Zunge heraus!" Auch dies geschieht. Nach einem Weilchen hört die Dame um sich kichern und schließlich die Bemerkung: „Die arme Frau mag blödsinnig sein!" Sie öffnet die Augen und sieht sich von einer verwundert dreinschauenden Menge umringt; der Arzt war verschwunden.

Goldkörner.

Sich zu befestigen, strebt mit Aengsten und Sorgen die Lüge;
Wundere dessen dich nicht! steht sie doch nur auf sich selbst.
Aber die Wahrheit erhebt voll freudigen Muthes ihr Antlitz
Mitten in Stürmen und Nacht: siehe, sie stehet auf Gott!

Krummacher.

Dem wird nie wohl, der immer Besseres sucht.

Nicolai.

Ein rechter Baum, der seine guten Früchte trägt,
Der wünscht nicht seine Blüthen sich zurück,
Und wem ein männlich Herz im Busen schlägt,
Seufzt nicht mit Wehmuth nach der Kindheit Glücke.

Rückert.

Du könntest mehr der Mann sein, der du bist,
Wenn du es wen'ger zeigtest.

Shakespeare.

Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die unsrige nicht achten

Goethe.

Auflösung des Räthsels in der vorigen Nr.:
Lucas. — Saul.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 20. Samstag, den 17. Februar 1872.

* Lessing.

Wollt ihr, wie groß er ist, erfassen,
Preist mit dem Dichter auch den Mann!
Der hat ein Recht, den Haß zu hassen,
Der wie ein Lessing lieben kann.

Wie wuchs so mächtig über'm Grabe
Sein Geist zur jungen Zeit empor!
Wir wandern noch an seinem Stabe,
Wir leihen noch ihm Herz und Ohr.

Am Groll und Haß der Finsterlinge
Erglänzte heller nur sein Ruhm.
Wir prüfen noch an seinem Ringe
Ein geistverklärtes Menschenthum.

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

Einleitung.

(Fortsetzung.)

„Es wird wahrhaftig nöthig sein, daß Er zur Probe die Kerzen insgesammt anzündet," sprach der junge Mann unschlüssig. Der alte Kirchendiener sah ihn an, als hätte er ihn nicht verstanden.

„Sie meinen, Junker Thilo — nein — Sie können doch nicht meinen, daß ich die Erleuchtung probiren soll? Na, wahrhaftig, das wäre eine Lärmkanone, die ganz Potsdam auf die Beine und vor die Kirchenthüren brächte."

„Freilich —" warf der Junker heiter ein, „aber was kann ich thun, wenn mir ausdrücklich befohlen wird, mich durch den Augenschein zu überzeugen, daß der gehörige Lichteffect erzielt werde."

„Ich wasche meine Hände in Unschuld, gnädiger Herr," murrte der Alte verdrossen. „Befehlen Sie, so stecke ich die Kerzen an."

„Ein fataler Auftrag — alter Fritsche! Ordre pariren heißt's und dabei läuft man doch Gefahr, nachher für die Folgen verantwortlich gemacht zu werden!"

„Sollte Ihnen denn jetzt eine diplomatische Ausrede so schwer werden, Junker Thilo," erwiederte der ehemalige Leibhusar mit jenem unterdrückten Lachen, das seine Gesichtsmuskeln in eine zitterähnliche Bewegung setzte. „Als Sie zehn Jahre alt waren, ging es Ihnen doch wie am Schnürchen vom Munde."

Der Junker nickte zustimmend mehrmals mit dem Kopfe. „Er hat recht, Fritsche — eine diplomatische Ausrede rettet stets vor Gewissensbissen und ist nie als eine Lüge zu betrachten. Es sei! Ich habe mich durch den Augenschein überzeugt, daß Alles vortrefflich ist. Nun komm' Er — wir sind fertig mit der Localrevision." Sein Blick überflog nochmals die Halle, streifte dabei die Stühle im Nebengange und blieb plötzlich an einem Gegenstande hängen, der ihm höchst befremdlich erschien. Dadurch, daß er noch auf den Altarstufen, also höher als zu ebener Erde stand, wurde es ihm möglich in die vergitterten Seitenlogen zu schauen und er erblickte in der zunächst liegenden eine Gestalt, von der er beim Dämmerlichte nicht zu unterscheiden vermochte, ob es ein menschliches, ruhig schlafendes Wesen oder ein Bildwerk menschlicher Kunst sei, was dort im rothen Lehnsessel ruhend, von ihm bemerkt wurde.

„Leuchte Er doch mal dorthin, Fritsche," sprach er aufgeregt zu dem Veteranen, der zufriedengestellt seinen Rückweg anzutreten begann. „Was ist das? Mein Gott im Himmel, ein schlafendes Kind?" rief er, als ein Strahl der Laterne über den Platz hinweglief.

Schnell wie ein Gedanke sprang Thilo über die Bänke, die zwischen dem Gange lagen, hinweg und schwang sich gewandt durch die aufgehobenen Gitter der Loge. Langsam und brummend folgte der alte Fritsche.

Athemlos vor Schreck und Staunen neigte sich Thilo über den Sessel, worauf ein reizendes Mädchen von ungefähr acht Jahren so himmlisch ruhig schlief, als läge es im Mutterarme. Hellblonde Löckchen umgaben die hochgewölbte, weiße Stirn — der Mund, leicht geöffnet, ließ hinter den rothen Lippen die kleinen weißen Zähne sehen. Die vollen, runden Aermchen hielt die kleine Schläferin über der Brust gekreuzt; sie hatte ihre kleine üppige Gestalt so bequem in die Polster geschmiegt, wie es nur irgend möglich war.

„Da haben wir den Leichtsinn des Weibsvolkes wieder!" sprach der Veteran, der während dessen mit seiner Laterne näher gekommen war. „Aus dem Stuhl habe ich vorhin ein Mandel Frauenzimmer verjagt und nun vergessen sie das arme kleine Ding mitzunehmen. Es ist 'ne Sünde und Schande! Ach sieh da — das ist ja eins von den kleinen fremden Kindern, die hier in der Nachbarschaft auf Besuch sind. — Ha — Du Wildfang — wie ruft man sie doch gleich? Ja Melitta! — Du kleiner wilder Schelm — Melitta! —"

Thilo stand noch immer tief niedergebeugt vor dem reizenden Kinde, das beim ersten Ruf des alten Mannes eine Bewegung machte, widerwillig das Köpfchen wendete und fortschlief. Nie in seinem ganzen Leben hatte Thilo eine Regung in sich gefühlt, wie beim Betrachten dieses engelhaft schönen Geschöpfes, das nur der Obhut eines höheren Wesens anheimgegeben, hier einsam und verlassen ruhte. Er neigte sich tiefer und drückte mit der zarten Schonung eines liebenden Vaters seine Lippen auf die klare Stirn der Kleinen. Im Nu erwachte sie und richtete sich mit hellen großgeöffneten Augen elastisch auf. Ein süßes Lächeln auf den rosigen Lippen starrte sie den Junker eine Secunde an und fragte dann hastig:

„Bist Du der König? Wo hast Du Deine Königin? Bitte, laß mich Deine Königin sehen?" Thilo umschloß sie lachend mit den Armen, um sie über die Brüstung der Loge hinwegzuheben.

„Komm nur mit, Du kleines Frauenzimmerchen — den König kannst Du heute hier nicht erwarten — sei froh, daß wir Dich gefunden haben — du bist eingeschlafen und wenn Du in der Nacht aufgewacht wärest und hättest Niemanden bei Dir gehabt, so würdest Du Dich todtgefürchtet haben. Komm — so — nun spring' auf die Erde!"

Die Kleine wendete sich gegen ihn um und sah ihn fest an. Was sagst Du? Ich fürchte mich nicht?"

„Oho, prahle nur nicht mit Deiner Courage, mein Herzchen! Wenn Du aufgewacht wärest und Dich ganz allein in der großen, finstern Kirche gefunden hättest, dann möchte Dir's doch wohl bang um's kleine Herz geworden sein."

„O nein — ich hätte nicht geweint," entgegnete das kleine Mädchen mit allerliebstem Trotze. „Ich wäre ganz artig gewesen und wenn man artig ist, dann ist der liebe Gott bei uns, sagt' Mama!"

„Deine Mama mag eine kluge und gute Mama sein", fiel der Leibhusar mürrisch ein, „aber daß sie Dich hier schlafen läßt, ohne sich um Dich zu bekümmern, das zeigt eben keine Vernunft." Das Kind, welches während der Zeit glücklich aus dem Gitterstuhl herausspedirt war und mit einem leichten Frostschauern die nackten Aermchen in die kleine Schürze, die sie vor hatte, zu wickeln suchte, sah sehr nachdenklich zu dem Alten, den sie zu kennen schien, auf.

„Meine Mama schläft ja", sagte sie eigenthümlich fest, als wolle sie den Mann belehren.

„So, sie schläft?" fragte Fritsche ironisch.

„Ja, sie schläft und ich hab' sie mit Blumen zugedeckt!" fuhr sie wichtig fort.

„Dacht' ich's doch, daß Dir die Mutter fehlte", flüsterte der Junker weich, „wie kann man ein Kind im November mit so nacktem Hals und Armen in die Luft hinausschicken! Komm, mein armes Würmchen — steck' Dich unter meinen Mantel. — Wie heißt Du denn eigentlich?"

Das Kind blieb die Antwort schuldig und trippelte rasch vor den beiden Männern her, als sie sich dem Ausgange der Kirche näherten. Erst an der Pforte blieb sie stehen und hob die großen, klugen Augen zu Thilo empor.

„Ich dank' Dir für Deinen Mantel, lieber Herr — mich friert aber nicht! Warum willst Du es wissen, wie ich heiße? Du willst mich wohl beim gestrengen Herrn Vormund und

bei der gestrengen Frau Tante verklagen, daß ich doch in die Kirche, die so schön spielt, gelaufen bin, obgleich sie mir's verboten hatten? O — ich sag' Dir's aber nicht, wie ich heiße — ich sag' Dir's nicht!" Und schnell wie ein Pfeil schoß die kleine schlaue Dame aus der Thür, die Fritsche geöffnet hatte und war die Straße hinauf, ehe sich ihre Begleiter besinnen konnten. Beide lachten und folgten langsam nach. Beim Häuschen des Kirchendieners trennte sich Thilo von dem ehemaligen Leibhusaren und schritt langsam in der Dämmerung zum Schlosse zurück. Plötzlich schlug es sechs Uhr und das Glockenspiel der Garnisonkirche begann seinen üblichen Choral. Ergriffen von wunderbaren Gefühlen blieb Thilo stehen. Unwillkührlich legte der junge Mann dem hellen Klange fromme Worte unter. Wie ein Trost vom Himmel fiel es dem einsam in der Welt Dastehenden in's Herz. Auf sich selbst angewiesen, entblößt von allen Mitteln, die ihm eine selbständige Existenz gestattet hätten, war er nur durch die besondere, persönliche Einwirkung der Königin dahin gelangte, wo er jetzt wirken sollte. Ihm fehlte eigentlich die nöthige unverletzte Ahnenreihe, denn sein Vater, einer der tapferen Schlachtengenossen des großen Friedrich, hatte sich durch seines Herzens Wallungen hinreißen lassen, die französische Gouvernante seiner Schwestern zu heirathen. Ohne zu bedenken, daß er dadurch seinen Kindern eine standesmäßige Carriere verderben könne, hatte er die hübsche, etwas leichtfertige Französin zu seiner Gattin gemacht und war Vater von vielen Kindern geworden, wovon jedoch nur der älteste Sohn, Arnolf geheißen, und der jüngste Sohn Thilo am Leben geblieben waren. Zwischen beiden Söhnen lag ein Zeitraum von elf Jahren. Als daher die beiden Brüder Waisen wurden, fiel nur Thilo als zwölfjähriger Knabe der Wohlthätigkeit seines Königshauses anheim, während sein Bruder Arnolf schon längst seine cameralistischen Studien vollendet hatte und sogleich durch besondere königliche Gnade mit einem Amte an der äußersten Gränze Schlesiens betraut wurde. Darüber waren nun zehn Jahre verflossen. Junker Thilo hatte seines Bruders wenig gedacht und nur die Frage des alten Fritsche, welcher unter seinem Vater gedient und vielfach im Hause desselben verkehrt hatte, lenkte jetzt seine Gedanken auf ihn zurück.

Das Glockenspiel tönte aus. Da traf ein Ruf sein Ohr, ein liebes, schmeichelndes Wort voller Wohlklang, wie es nur zarten Kinderherzen eigen ist. Ueberrascht schauete er sich überall um. Das mußte die kleine Schläferin aus der Kirche sein! Wo in aller Welt war sie denn? Ein helles, kindliches Lachen verrieth ihm, daß die Kleine recht gut merke, wie er sie vergeblich suche. Jetzt aber sah er sie. Sie stand auf einer Freitreppe, die von eisernen Geländern umgeben, eine Art Balkon bildete. Der letzte Tagesschimmer fiel auf die kleine reizende Gestalt, die dicht am Geländer lehnte und mit höchst graziösen Gebärden winkte und nickte. Plötzlich wendete sie das Köpfchen, blickte horchend nach der Thür zurück, legte mit anmuthiger Schalkheit beide Hände gegen ihr kleines Mäulchen, warf dem Junker zwei, drei Mal grüßend Küßchen zu, knixte ganz allerliebst und verschwand in der Hausthür.

Höchst amüsirt von dieser kleinen Scene ging auch nun der Junker Thilo seines Weges. Die Erinnerung an dies Abenteuer nistete sich während seines Ergötzens darüber weit fester in ihm ein, als es sonst wohl geschehen sein möchte. Er nahm sich vor, Erkundigungen nach dem Kinde anzustellen, das eine so merkwürdige Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hatte — er nahm sich sogar vor, dem gestrengen Herrn Vormund und der gestrengen Frau Tante Eröffnungen über die Nachlässigkeit ihrer Dienstboten zu machen, die ein so zartes Wesen leicht gekleidet der Kirchenluft aussetzten und es schließlich sogar vergaßen und dort einschlafen ließen. Das Kind gehörte augenscheinlich den höhern Ständen an. Sein Benehmen, seine Ausdrucksweise, seine Kleidung — Alles verrieth seine Herkunft. Dazu der Name „Melitta", welcher die Capricen der damaligen Sucht, „Taufnamen aller Arten zu erfinden," vollkommen repräsentirte. Kurzum, Junker Thilo von Ettershaiden fühlte die größte Lust, die angesponnene Bekanntschaft mit diesem lieblichen Kinde fortzusetzen, vergaß jedoch über die nächsten Ereignisse schon Alles, was Bezug auf dasselbe hatte und gedachte seiner erst wieder, als es zu spät war, Nachforschungen darüber anzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Wortspiele.) — Voltaire, der sich wie Wenige auf echten Witz verstand, war gerade ein Feind des Wortspiels und nannte es den Geist derjenigen, die keinen haben. Dessen ungeachtet hat das Wortspiel eine Zeit lang eine herrschende Rolle im Gebiet des Humors gespielt. Saphir war in dem Grade König des Wortspiels, daß man seine bessern Witze darüber fast gar nicht beachtete. Sie finden sich freilich auch nicht sehr zahlreich vor in seinen nicht mit Unrecht vergessenen Schriften. Einst fragte man ihn nach dem etymologischen Ursprung der Worte Jemand und Niemand. Eine wissenschaftliche Auskunft zu geben, war er natürlich nicht der Mann. Allein er begann sogleich mit den beiden Wörtern in einem bessern Sinne zu spielen, als es der gewöhnliche Wortwitz vermag. „Man ahnt gar nicht, sagte er ungefähr, wie häufig, jene Ausdrücke ihre Bedeutung verwechseln. Wenn man einen Mann fragt: von wem haben Sie diese skandalöse Geschichte? und er sagt von Jemand: — so heißt dies von Niemand; und wenn man eine Dame fragt: an wen denken Sie? und sie sagt, an Niemand — so heißt dies an Jemand.“ Das eigentliche Wortspiel jedoch war seine zweite Natur und fiel auch im Privatverkehr beständig von seinen Lippen. Einst saß er im Gasthofe allein an einem Tische und sah wohlgefällig auf das gebratene Huhn, das der Kellner so eben auftrug. In demselben Augenblicke trat ein Freund ein, setzte sich zu Saphir und sagte gemüthlich: „dieses Huhn essen wir zusammen.“ — „Nein, erwiederte Saphir, dieses Huhn esse ich allein zusammen.“

(Die neue Suppe.) An der Mittagstafel eines Berliner Hotels saß vor einigen Tagen ein junger Reisender und Feinschmecker, der, als er den ersten Löffel Suppe über die Lippen gebracht hatte, plötzlich innehielt und den Oberkellner heranrief. „Herr Oberkellner“, sagte er ernst und engerisch, „geben Sie mir eine andere Suppe, ich esse Potage à la Bismarck nicht!“ — „Mein Herr“, meinte der Oberkellner, „dies ist überhaupt eine klare Bouillon und nicht die von ihnen genannte Suppe.“ „Doch doch“, rief der Gast, „sehen Sie nur, oben auf sind drei Haare!“ — Dies wirkte, der Fremde bekam eine andere Suppe.

Hausherr: „Lisette! hat Se de Fisch im Kübel heut' schon frisch Wasser gewe? — Magd: „Ei gar, die hawen ja 's alte noch nit g'soffe!“

Goldkörner.

Klares Thun aus klarem Blick,
Geistig vorwärts, nie zurück,
Sei, wie walten mag Geschick,
Deutscher Ruhm und deutsches Glück.
Gubitz.

Im Kampf mit Gefahr
Erhebt sich, wie machtvoll zur Sonne der Aar,
Der Geist aus kerkernden Schranken
Zu Göttergedanken. Matthison.

Leichtsinn ist die erste Quelle
Jedes Unglücks, das uns droht.
Spiegel.

Der Weise wägt sein Dasein nur nach Thaten,
Nach Pfunden, die sein Geist erringt,
Froh, wenn der Hoffnung seiner Saaten
Auch nur ein Keim gerathen,
Der in die Zukunft dringt. Gerstenberg.

* Räthsel.

(Viersilbig.)

Wenn dir die beiden Ersten
Auf dunklem Pfade nah'n,
Mußt du vielleicht im Kampfe
Dir sichern deine Bahn.
Doch warst du wohl schon selber,
Das was die Ersten sind,
(Wenn auch mit and'rem Ziele)
Bei einem hübschen Kind.
Es lebt in den zwei Letzten
Gar oft das erste Paar,
Ein Ort, vielleicht romantisch,
Doch freundlich nicht, fürwahr.
In grausigen Geschichten
Fehlt wohl das Ganze nie,
Es regte dir ganz sicher
Die Knabenphantasie.

L. E. J.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 21. Dienstag, den 20. Februar 1872.

* Ulrich von Hutten.

Er stritt, ein Kämpfer treu und werth,
Scharfschneidig war des Wortes Schwert,
Den Dunkelmännern macht er Noth,
Und haßt' und hetzt' die Heuchler todt.
O sprich, wie Hutten, unverzagt
Sein mannhaft Wort: „Ich hab's gewagt!“

Wenn Lüge frech das Haupt erhebt,
Herrschsucht den Geist zu knechten strebt,
Dann steh' zur Freiheit du, ein Mann,
Sorg' nicht um Feinde, Acht und Bann,
Dann wirf, wie Hutten unverzagt,
Den Würfel hin: „Ich hab's gewagt!“

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Die Stunden des Tages verrannen. Die Nacht kehrte rasch und plötzlich ein, wie es stets im November zu sein pflegt Immer öder, immer stiller wurde es in den Straßen Potsdam's — nur die harten Schritte der Wachen am königlichen Schlosse, nur die polternden Tritte der Nachtwächter, die mit ihren Nachthörnern die Ruhe der Schlafenden störten, wurden noch gehört.

Im Schlosse selbst waltete ein geheimnißvolles Leben, trotzdem Mitternacht nahe war. Der Besuch des Kaisers von Rußland — lange und schmerzlich ersehnt von der Königin von Preußen, welche in einer Allianz mit diesem mächtigen Fürsten ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den Welteroberer Bonaparte sah, — brachte allerdings schon an sich etwas mehr Leben und Bewegung hervor, allein selbst die nicht Eingeweihten der Dienerschaft begriffen aus den Vorkehrungen, daß etwas Besonderes im Werke sein müsse.

Kurz nach zehn Uhr hatten sich die hohen Herrschaften mit formeller Höflichkeit getrennt und hatten sich in ihre Zimmer zurückgezogen. Trotzdem wurden die Kammerbedienungen nicht entlassen, sondern angewiesen, sich erst späterhin des Rufes gewärtig zu halten. Kopfschüttelnd zogen sich die Kammerdiener, sonst die Vertrauten aller königlichen und kaiserlichen Einfälle, bis auf Weiteres zurück und höchst verwundert verließ Mademoiselle Schadow das Schlafzimmer der Königin wieder, als sie die Weisung erhielt, in drei Stunden zum Dienst da zu sein.

Die eingeweiheten Diener wurden mit feinen, mit klugen und mit stürmischen Fragen versucht. Nicht ein Wort kam über ihre Lippen, denn die Sicherheit ihrer späteren Stellung hing von ihrem Schweigen ab. Es waren nur wenige, die darum wußten, daß um Mitternacht die Gruft des großen Friedrich von den Herrschern Rußlands und Preußens besucht werden sollte und von diesen wenigen ahnete nur ein kleiner Theil die große politische Bedeutung dieses hochromantischen Besuches.

Es sollte dort dem Bunde der Freundschaft die Weihe gegeben werden, und die Königin, gleichsam als Zeuge des heiligen Vereines, wollte ihren Gemahl nach der Gruft begleiten. Zwölf Uhr schlug es auf allen Thürmen. Feierlich klang die Choralmelodie des Glockenspieles durch die nächtliche Stille. Kaum war der letzte Ton verhallt, so bewegten sich zwei hohe, stolze Männergestalten durch die Straßen und schritten, Arm in Arm, schweigend und ihrer inneren Bewegung ganz hingegeben dem Portale der Garnisonkirche zu, das dem Waisenhause gegenüber lag.

Hier wartete ihrer der ehemalige Leibhusar

im vollen, wohlerhaltenen Kriegerschmuck seiner Dienstjahre. Ein stummer Gruß — dann schloß er hastig die Thür auf und die nächtlichen Besucher traten ein in die Vorhalle, wo sie wartend stehen blieben, bis die Königin erschien.

Voll und mächtig war der Eindruck der erleuchteten Kirche auf beide Herrscher, als sie, unbeirrt von neugierigen Blicken, neben einander durch den schmalen Gang von der Thurmhalle zwischen den breiten Pfeilern, der bis zur Gruft erleuchtet war, dahin gingen. Wie ein Lichtmeer erhob sich die glänzend helle Gruft gegen die dunkle Kanzel und die zuckenden Lichtflammen brachten einen wunderbaren Effect hervor, wenn sie aufflammend die Statuen des Mars und der Minerva grell hervortreten ließen. Ganz langsam schritten die Monarchen vor. Beide in der vollen Blüthe der Kraft, Jugend und Schönheit — Alexander glänzender vielleicht in seiner ritterlichen Erscheinung — Friedrich Wilhelm aber gewinnender in der Würde einer ruhigen Majestät. In der Mitte des Ganges kehrten sie um. Ein Geräusch am Eingange hatte ihnen verrathen, daß die Sänfte der Königin nahe.

Die Königin erschien in der ganzen Pracht ihrer Holdseligkeit und Schönheit. Ein einfacher Oberrock von türkblauer Levantine, verziert mit schwarzem Sammet und weißer Chenille umschloß die herrliche Gestalt. Ein Perlendiadem lag auf ihrem Scheitel und das Großkreuz des russischen Katharinen-Ordens schmückte ihre Brust. Eine leichte Blässe hatte die blühende Farbe der Gesundheit verdrängt, aber der Blick ihres Auges grüßte den Gemahl mit zärtlicher Hochherzigkeit und das süßeste Lächeln ihres Mundes dankte dem edlen Freunde, der sich, im Geiste der Zeit, voll glühender Begeisterung dem feierlichen Pompe einer Freundschaftsversicherung unterwarf.

Im Leben ihrer gleichgestimmten Herzen finden romantische Menschen stets eine Garantie für die Unveränderlichkeit ihrer Empfindungen und doch bedarf es nur eines Windhauches, um die Stimmung der Herzen zu verändern und zu erkälten.

Geführt vom Gatten und vom Freunde betrat die Königin die Gruft. Worte hätten die Erhabenheit entheiligt, die über den Särgen der beiden Könige von Preußen gelagert schien. Sie schlummerten hier vereint, während sie im Leben so schroff, wie nur je ein Vater dem Sohne gegenüber gestanden hatten.

Alexander trat rasch dem Sarge des großen Friedrichs näher, neigte sein stolzes, schönes Haupt und drückte mit wortlosem Schwure seine Lippen auf denselben; dann faßte er die Rechte des Königs und die Rechte der Königin, sah Beiden in's Auge — o so innig, so treu, so versöhnend — preßte die vereinten Hände an sein tief und heilig bewegtes Herz und rief Gott, durch einen Blick gen Himmel, zum Zeugen seines Eides an, der ihn verpflichtete, in Noth und Tod zu Preußen zu stehen! — Segnend legte die Königin ihre Linke auf die verschlungenen Hände — die Thränen, welche aus ihren Augen rollten und wie Weihewasser den neuen Bund festigen zu wollen schienen; diese Thränen nahmen den Druck ahnender Furcht von ihrem Herzen. Sie hoffte von der Freundschaft des starken, energischen Kaisers viel, sehr viel. Daraus läßt sich die mächtige und überwältigende Rührung erklären, womit sie den Bund segnete, der einen edeln, großherzigen Monarchen mit ihrem Gemahle verbrüderte.

Der Adel ihres Geistes prägte sich in ihrem schönen Gesichte aus, als sie ihre thränenumflorten und doch freudig leuchtenden Augen auf beide Fürsten richtete und im Gefühle der Hoffnung und Begeisterung ausrief: „Gott sei mit uns!“

Arme Königin! Deine Hoffnung sollte zu Schanden werden — Du solltest den Kelch bis zur Hefe leeren und die Bitterkeit des Lebenswechsels gründlich kennen lernen!

Die Königin von Preußen hatte eine dunkle Ahnung davon, daß Napoleon, trotzdem ihm Preußen huldigend entgegengekommen war, es mit stolzem Uebermuth verachtete und es keineswegs schonen würde, sobald sich die Gelegenheit darböte. Die Königin fühlte, daß Preußen durchaus nicht im Sinne der öffentlichen Meinung gehandelt hatte, als es sich zum Bündnisse mit dem ehrgeizigen und eroberungssüchtigen Kaiser der Franzosen hergab. Die Königin trug sich auch insgeheim mit der Furcht, daß es Preußen gehen könne, wie schon manchem Fürsten, der fest auf seinem ererbten Throne zu sitzen meinte und deßhalb nicht auf die warnenden Stimmen seiner Räthe hatte hören wollen. War es nicht als bediene sich Gott dieses Welteroberers als eines Werkzeuges, um strafende Gerechtigkeit zu üben?

Warum sollte es sonst die Vorsehung zugeben, daß oft plötzlich die hartnäckigsten und stolzesten Herrscher als gestürzte Größen dastanden, gedemüthigt und in ihren Rechten gekränkt, die sie „von Gottes Gnaden“ nannten. Wenn sie nun auch erkannte, daß ihr König und Gemahl nicht zu jenen Monarchen gehörte, die blind und toll ihrem Verderben entgegenrannten, wenn sie auch einsah, daß er sich zu den Zugeständnissen gegen Frankreich durch Gründe bestimmen ließ, die seinem edlen Herzen Ehre machten und wenn sie auch wußte, daß er sich nur deßwegen gegen alle kriegerischen Unternehmungen sträubte, weil er dadurch das Wohl seines Landes und das Glück seiner Unterthanen gefährdet sah, so erbangte ihr Herz doch unter der Befürchtung, daß auch über ihr Haus ein Strafgericht Gottes hereinbrechen könnte. Und wie vereinzelt, wie angefeindet und getadelt von allen Seiten stand Preußen da? Sie erblickte also in dem Nachbarfürsten, in dem charaktervollen Kaiser eines mächtigen Reiches ein Hülfsmittel, das sie zu retten vermochte — erst der Nachwelt war es vorbehalten, einzusehen, daß gerade die Zuversicht auf Rußlands Hülfe den ersten Anlaß zum Unglücke Preußens gab. Man schlief ruhig, weil man von Rußland Unterstützung haben konnte und als endlich diese Unterstützung noth that — da kam Alles zu spät! —

Es bedurfte wirklich nur eines Fehlgriffes von Seiten Preußens, um Napoleon dahin zu bringen, einen Angriff auf das Land dessen zu bewerkstelligen, der ihm zu gefallen sich mit Hannover, Oesterreich und England in schiefe Stellungen gebracht hatte — es bedurfte nur des Anscheines, als sei es Preußen endlich überdrüssig, sich Vorschriften aller Arten von Frankreich machen zu lassen und die lange gehegten Befürchtungen der Königin verwirklichten sich auf eine schreckenerregende Weise. Im November des Jahres ein tausend achthundert und fünf gab das Bündniß der beiden Monarchen dem Geiste der Königin neues Leben und im November des Jahres ein tausend achthundert und sechs flüchtete sie mit tief gebeugter Seele nach Königsberg — Napoleon aber durchzog das Land als Sieger. Bevor der Jahrestag eines Bündnisses herauftagte, von dem die Königin so viel gehofft hatte, stand der Welteroberer vor den Thoren Berlin's und wurde von der Bevölkerung der Hauptstadt mit dem Jubelrufe „Vive l'empereur!“ empfangen. Wieder herrschte der Herbst mit seinen Launen. In Potsdam aber sah es bunter aus, als vor Jahresfrist. Französische Regimenter waren in den schönen, großen Häusern einquartiert, wo sonst nur das feinste und nobelste gesellige Leben heimisch war und in den Straßen wogte es von Soldaten, die lustig ihres Sieges sich freuten.

Unweit des Brandenburger Thores saßen zwei Personen verschiedenen Geschlechtes an dem Fenster eines stattlichen Hauses und blickten auf das Gewühl in den Straßen hinab. Augenscheinlich ergötzt glitten die Augen der Dame beständig hin und her, während der Herr seinen Blick auf ein paar Hunde gerichtet hielt, die im gegenüberliegenden Hause im Fenster saßen und mit ernsthaften Augen die Hin- und Herlaufenden auf der Straße verfolgten. Es waren zwei ächte Möpse von gelblich grauer Farbe mit kohlschwarzen Nasen. Beide Hunde schienen sich über den Lärm zu wundern, den die fremden Truppen machten; beide Hunde schienen sich über die Sprache der Vorübergehenden zu wundern, die sie nicht verstanden. Der junge Herr, welcher sie beobachtete, legte ihnen mindestens dergleichen Gefühle und suchte dadurch den tiefen Ernst ihrer Mienen zu erklären. Er selbst war viel zu gleichgültig gegen eine Verwandlung in seinem Vaterlande, das ihm weder Heimath noch Existenzmittel bot, als daß er sich um die fürchterliche Niederlage Preußens hätte grämen sollen. Aber so weit erstreckte sich die Mattherzigkeit seines Vaterlandsliebe doch nicht, daß er die Sieger zu bewundern Lust bezeigte; deshalb zog er die Stirn in finstere Falten, als die Dame, die mit ihm am Fenster weilte, plötzlich rief:

„Nein, entzückend, ganz entückend ist doch die Grazie dieser französischen Soldaten, Thilo; Sieh nur Vetter, wie leicht ihr Gang, wie elastisch ihr Schritt! Sie hüpfen zum Siege, daher sind sie unbesieglich!“

„Hoffentlich wird ihnen dergestalt aufgespielt, daß sie in ihr Vaterland zurücktanzen müssen,“ spottete Herr Thilo von Ettershaiden. „Sehen Sie lieber des Hoffiscals Hunde an. Was diese über die fremden Eindringlinge denken, scheint mir dem Momente angemessener, liebe Cousine.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ein kunsthistorischer Fund) macht, wie das „Berl. Fremden-Bl." mittheilt, in Turin großes Aufsehen. Man glaubt ein Bild von Tizian, „die Madonna mit dem Schleier", von dem es bisher hieß, es sei schon im sechzehnten Jahrhundert bei der Erstürmung Roms durch den Connetable von Bourbon zu Grunde gegangen, wiedergefunden zu haben. Wie der „Italie" hierüber geschrieben wird, befand sich das Bild mit mehreren andern werthvollen Gemälden in einem alten Schlosse, das dem verstorbenen Dr. Riberi gehört hatte. Dessen Erbe ließ einen seiner Freunde, einen Maler nach dem Schlosse kommen, damit er die Bilder untersuche und schätze, und zum Zeichen des Dankes für diese Mühe schenkte er ihm das Bild, in dem bereits mehrere Professoren der Turiner Akadema die Madonna mit dem Schleier von Tizian erkannt haben wollen, und für welches dem glücklichen Besitzer bereits eine Million Francs geboten worden sein soll.

(Meuchelmord und Blutlecken der Indianer.) Ferdinand Appun, der gründliche Kenner der südamerikanischen Indianer erzählt, daß sich diese an sich harmlosen Menschen häufig von ihren Priestern oder sogenannten Zauberern zu Meuchelmorden aufreizen lassen, indem die Gaukler einen andern Stamm beschuldigen, durch Zauberei die Krankheit oder den Tod eines Genossen des eigenen Stammes herbeigeführt zu haben, was nur durch Blut gesühnt werden kann. Der zum Morde entschlossene Indianer lauert dann so lange, bis er einen Mann des beschuldigten Stammes hinterrücks erschlagen kann. Den Ermordeten scharrt er nothdürftig auf der Stätte der That ein, schleicht nach 24 Stunden wieder zu derselben zurück, sticht seinen Spieß durch die Erde in den Leichnam und zieht die Waffe behutsam heraus; befindet sich an der Spitze derselben Blut, dann leckt er dieses begierig ab und glaubt sich von diesem Augenblicke an vor der Verfolgung durch den Geist des Gemordeten, d. h. vor Entdeckung und Wiedervergeltung, vollkommen sicher. Hat der Priester zu verstehen gegeben, daß ein Kind zum Opfer fallen müsse, dann nimmt der Mörder den Oberkiefer einer frisch getödteten Giftschlange, überrascht ein Kind, wenn es sich von den Hütten seines Stammes entfernt hat, zerrt ihm die Zunge heraus und durchsticht diese mit den Giftzähnen. Das unglückliche Opfer flieht dann nach den Hütten; dort angekommen, ist aber die Zunge schon derartig verschwollen und überhaupt die Wirkung des Giftes schon so weit vorgeschritten, daß das arme Geschöpf nicht mehr sprechen und daher den Verbrecher nicht angeben kann, sondern sofort stirbt.

(Zur Impffrage.) „Au weh, mich reißt's wieder in den Zehen; das vermaledeit' Zipperlein!" — „Woher hast's denn?" — „Ja, ich bin von einer Kuh geimpft worden, die d' Klauenseuch' gehabt hat."

(Sprachverwicklung.) „Liebe Nelly, ich komme gerade von den Executionen für die in der Auktion gefallenen Soldaten. War recht erhebend. Die Kirche hübsch decolltirt — mit militärischen Assembleen, ein großer Kalfacter, im Hintergrund hat ein Transpirant gebrennt. Vorher war ich in der Sündagog und hat der Carabiner eine sehr rührende Red' gehalten."

Goldkörner.

Gewiß, an Wissen wird mit jeder Stunde
Gar viel geerntet und in's Hirn geschafft,
Doch fehlet leider jede sichere Kunde,
Ob unsere Zeit dadurch v'rnünft'ger ward.
Man forschte sorgsam in der Weltgeschichte,
Der Weise dachte sich oft dumpf und stumpf
Und fand dann, weil er gar so fern vom Lichte
Oft seinen Kopf auf eines Thoren Rumpf.

Gubitz.

Auf der langen Reise durch's Leben sei Vorsicht dein Anker, dein Führer Pflicht. — Lang ist der Weg, falsch ist die Welle, fern ist das Ziel.

Bequeme dich der Welt, so wirst du angenehm
Der Welt sein, und dir selbst wird's in der Welt bequem.
Nur nicht bequeme dich bis zum dir Unbequemen,
Am Allerwenigsten zum Gottunangenehmen!

Rückert.

Auflösung des Räthsels in der vorigen Nr.:
Räuberhöhle.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 22. Donnerstag, den 22. Februar 1872.

* Huß.

Der Kaiser gab ihm frei Geleit
Und brach sein Wort zur rechten Zeit.
Der Ketzer, den man gern belehrt, —
Er war zu standhaft, zu gelehrt.

Wohl Manchen beugt die Kerkerluft, —
Das Leben tief in dumpfer Gruft —
Nur nicht den Huß! Unbeugsam steht
Vor seinen Richtern der Prophet.

Da haben sie mit ein'ger Hand,
Kirch' und Justiz, den Huß verbrannt!
Verbrannt zu Asche — täuscht euch nicht,
Noch aus der Asche flammt das Licht.

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Statt aller Antwort klatschte die Dame lebhaft in die Hände und lachte hell auf. „Sieh — o Thilo, sieh den reizenden Jungen, den Tambour — sieh, er neckt den Cameraden — o wie bezaubernd, wie anmuthig ist sein Geberdenspiel — sieh, sieh der Camerad schlägt nach ihm — er weicht zurück — ja, ja, Du hast Recht, tanzend ist der Rückzug der Franzosen und selbst in der Retirade sind sie noch hinreißend! Der allerliebste Tambour muß belohnt werden!" endete sie ihre alberne Lobeserhebung. Sie griff in einen Korb, öffnete das Fenster, rief zwei Mal mit silberheller Stimme: „Mon petit" und warf ihm, als der Camerad den Knaben aufmerksam gemacht hatte, zwei prächtige Aepfel hinunter. Mit komischer Verwunderung betrachtete der Knabe zuerst die Aepfel, dann die Dame, grüßte höchst ungeschickt militairisch und sagte in gutem echten Berliner Jargon: „J hätte ich des gewußt, det es in Potsdam Aeppel regnet, so wär' ich schon längst 'mal 'nüber gekommen!"

Thilo von Ettershaiden brach in ein helles Gelächter aus und die Dame Cousine flüchtete tief beschämt in den Hintergrund des Gemaches.

„Das war eine vortreffliche Medicin gegen Ihr Franzosenfieber, Cousine Bianca!" spottete der junge Mann. „Ja so geht's! Alles Fremde wird überschätzt! Ich bin weit entfernt, mich zu den Stillgrimmigen zu zählen, die sich sträuben, die Größe Napoleon's anzuerkennen, allein Ihr Enthusiasmus für diesen Empereur und seine Truppen scheint mir sündhaft."

„O, was gilt die Wette, Thilo, nicht lange und Du trittst auf meine Seite," sprach die Dame sehr schnell. „Es hilft uns auch nichts, wenn wir die Franzosen hassen — wir müssen sie auf alle Fälle ertragen lernen, weil sie Lust zu haben scheinen, sich hier in Preußen häuslich niederzulassen. Die Gerüste Deiner Hoffnungen sind Dir durch Napoleons Dazwischenkunft zertrümmert. Auf die Protection der Königin Louise kannst Du nicht mehr rechnen — wie wäre es, wenn Du es mit dem Eroberer versuchtest? Bei ihm gelten die Ahnenproben nichts!"

Thilo von Ettershaiden, innerhalb des verflossenen Jahres mächtig gereift, schüttelte mit leichter Mißbilligung den Kopf. „Sie denken, ich soll es dem Berliner Gamin nachthun und mich, wenn es nicht anders ist, als überzähliger Tambour anwerben lassen? Nein Cousine, so tief bin ich noch nicht gesunken. Ich habe die Epauletten meines Vaterlandes verschmäht und möchte um Alles in der Welt nicht die des Kaisers der Franzosen tragen, obwohl ich unter seiner Fahne eine Anwart-

schaft auf einen Kaiser- oder Königsthron erhalte."

„Du denkst, weil er vom Lieutenant bis zum Throne gestiegen ist?" fragte die Dame höchst lebhaft. „Nein, so meinte ich es nicht! Du solltest Dich ihm zu andern Aemtern präsentiren lassen. Sieh, lieber Thilo — Vetter Graf Schulenburg steht sich außerordentlich gut mit dem Kaiser — soll ich Dir ein Empfehlungsschreiben an den Grafen geben — er thut mir ganz gewiß den Gefallen und placirt Dich so, daß der Kaiser auf deine mehrfachen Kenntnisse aufmerksam werden kann. Du hast mich immer gedauert, lieber Thilo, was kannst Du dafür, daß Dein seliger Vater eine Mesalliance geschlossen hat, die Dich von den Hofämtern, wozu Du vortrefflich geschult bist, ausschließt? Laß uns den Weg verfolgen, den ich eben entdeckt habe — Vetter Graf Schulenburg muß Dich in eine neue Carriere einführen — er thut es mir zu Liebe — ich bin seine Flamme gewesen — er hat mich gewiß noch nicht vergessen!"

Thilo schüttelte nur mit dem Kopfe, betrachtete aber nach den letzten Worten seine Verwandte mit einem Anfluge gränzenlosen Erstaunens, denn er begriff nicht, wie diese Dame jemals die Flamme eines Männerherzens hatte sein können. Fräulein Bianca von Wangera war gewiß niemals schön gewesen, dazu war ihr Gesicht zu kurz und zu breit, aber außerdem hatten die Blattern ein Uebriges gethan, um dies Gesicht so häßlich zu machen, wie nur möglich. Sie war schon ältlich, vielleicht sechsunddreißig Jahre, obwohl sie andeutete, daß sie eben erst eine Dreißigerin geworden sei. Im Grunde that das nichts, da ihre übergroße Lebhaftigkeit viel eher für eine Zwanzigerin paßte. Sie pflegte so rasch zu sprechen, daß man Mühe hatte ihrem Gedankenfluge zu folgen und sie pflegte über Alles so exaltirt zu sein, daß man Mühe hatte, nicht an ihrem Verstande zu zweifeln. Dagegen hatte sie aber ein so braves Herz, wie selten ein altes Fräulein und sie theilte jetzt zum Beispiel willig ihre kärgliche Einnahme mit Thilo von Ettershaiden, der nur ein ganz weitläufiger Verwandter war, weil der arme Junker, wie sie sagte, noch weniger hatte, als sie.

Die Antwort auf ihren dringenden Vorschlag wurde Thilo erspart. Ein Pferdegetrappel lockte die neugierige Dame wieder an's Fenster und auch Thilo wendete sich demselben wieder zu. Ein Trupp französischer Stabsofficiere ritt langsam von dem Brandenburger Thore her. In ihrer Mitte ein untersetzter Herr von imponirender Haltung, neben ihm ein junger Mann von ganz unbedeutendem Wesen.

„Sollte das der Kaiser sein?" fragte Thilo aufmerksam die Gruppe musternd.

„Wahrhaftig, er ist's!" schrie Fräulein Bianca voller Entzücken und wollte das Fenster aufreißen. Thilo hielt sie mit fester Hand zurück.

„Wie? Wollen auch Sie ihm ein „Vive l'empereur!" bringen? Geziemt es sich einer Dame, die ein Jahrgeld aus der Casse der vertriebenen Königin bezieht, dem Eroberer des Vaterlandes ein Vivat zu bringen?"

Bianca ließ beschämt ihre Hand wieder sinken. „Sehen Sie dies kalte Gesicht," fuhr Thilo, dem Manne, den er für den Kaiser hielt, entgegensehend, „sehen Sie das verächtliche Lächeln, das seine Lippen umspielt. Wissen Sie, wem das Spottlächeln gilt? den Preußen gilt es — den Preußen, die ihm, dem Sieger, entgegenjubeln, während sie traurig die Stirn neigen sollten vor Gott dem Höchsten, der so Schweres über sie und ihr Königshaus verhängt! Wissen Sie, was er von den Preußen gesagt hat, Cousine Bianca?" — Die Dame verneinte flüchtig. Ihre ganze Seele lag in dem von Begeisterung flackernden Blicke, womit sie den Kaiser verfolgte, als er jetzt dicht unter ihrem Fenster vorüberritt, aber das Auge nicht erhob, sondern es finster und kalt über die Menschen streifen ließ, die sich um ihn zu sammeln begannen.

„O, hätte ich doch einen Blick aus seinem Auge erhascht!" rief Fräulein Bianca sehr traurig. „Dieser Blick würde mich beseligt haben. Einen Blick aus dem Auge des größten Mannes, des berühmtesten Mannes! — Thilo, welch' eine Wonne liegt in dem Gedanken von dem berühmtesten Mann seiner Zeit angeblickt worden zu sein!" schloß sie mit vollem Pathos des Entzückens. Der junge Mann lachte sehr spöttisch.

„Werfen Sie sich diesem Heros doch zu Füßen und betteln Sie um diesen beneidenswerthen Vorzug, Fräulein Cousine. Sie würden dadurch ebenfalls eine classische Berühmtheit erlangen," erwiederte er. „Sonderbar, daß sich Ihr Geist, der sonst hell und

klar ist, von Ihren leicht aufgeregten Nerven stets zu Extravaganzen hinreißen läßt, die Ihr Gemüth in Zweifel setzen. Sie repräsentiren das leicht bewegliche Volk der Stadt Berlin, das heute seinem Königspaare ausschweifend huldigt und morgen dem Feinde dieses Königspaares mit Enthusiasmus Lorbeeren streuet."

„Ja, ich gebe zu, daß wir geistig Großen ‚Aprilmenschen' sind, die immer in Anbetung verfallen, wenn sie bewundern müssen'" sagte Bianca von Wangera mit verklärtem Wesen gen Himmel starrend. „Aber sag mir, mein Knabe, gibt es etwas Himmlischeres, als geistig groß zu sein?"

„O ja! Ich halte es für himmlischer, das heißt Gott ähnlicher, vernünftig zu sein!" spottete Thilo. „Der Kaiser Napoleon hat ganz recht, wenn er die jetzige Volksstimmung hier eben so mißtrauisch aufnimmt, wie die drohende Stille bei seinem Einzuge in Wien vor Jahresfrist Sein hämisches Lächeln zeigt, wie wenig er auf die Sympathie des Preußenvolkes gibt. Ich habe ihn beobachtet, als er neulich die Berliner Deputation empfing, die sich devot und zitternd vor Furcht bis hieher nach Potsdam verfügt hatte, um ihm sich zu Gnaden zu empfehlen. Ich habe gesehen, wie der Hohn durch sein kaltes, steinernes Gesicht zuckte, als er sagte: Ihr habt den Krieg mit mir gewollt — jetzt habt Ihr ihn!"

„O hätte ich diesen großen Moment statt Deiner erlebt," fiel Fräulein Bianca fieberhaft lebhaft ein. „Komm Thilo — laß uns ihm nach — vielleicht ist mir das Geschick günstig, vielleicht kann ich durch ein Ungefähr den Blick des Erhabenen auf mich lenken — unter diesem Blicke sterben! Ja ich begreife die Begeisterung seiner Soldaten für ihn!" Thilo stand ärgerlich auf und rief:

„Schweigen Sie doch! Wenn Jemand dergleichen hörte, der Sie nicht kennt, was meinen Sie wohl, was er von ihnen dächte?"

„Mag man denken, was man will!" antwortete das Fräulein mit Pathos, „Er, der große Mann, den man Napoleon nennt, Er würde mich verstehen und begreifen, denn das geistig Große erkennt sich beim ersten Blicke! kommen Sie — begleiten Sie mich, Herr von Ettershaiden — Sie sollen Zeuge des großen Augenblickes werden, wo meine Seele seiner Seele Geständnisse macht, die ihn glücklicher zu machen im Stande sind, als alle Siege." Thilo wollte lachen, aber er war zu ärgerlich dazu. Er stieß einen kurzen, unverständlichen Ausruf aus, der gewiß wenig Schmeichelhaftes für Fräulein von Wangera enthielt und, sagte mit derber Zurechtweisung im Tone: „Sie thäten gut, Ihrer geistigen Größe, die aus dem „platonischen Verein" zu stammen scheint, etwas Patriotismus beizufügen. Wohin wollen Sie denn?" fragte er erstaunt, als die Dame ein Mantelet aus einem Wandschranke nahm und es graziös um sich drapirte.

„Ihm nach!" rief sie begeistert. „Ihm nach!"

„Dann bleibt mir wahrhaftig nichts weiter übrig, als Ihnen zu folgen, um Sie von Thorheiten abzuhalten," murrte Thilo, indem er vor den Spiegel trat, um seinen nicht mehr neuen und sehr einfachen Civilanzug einer Musterung zu unterwerfen, bevor er sich den Blicken seiner lieben Mitbürger auszusetzen ging. Seit der Flucht des preußischen Königspaares fehlten ihm die Mittel standesmäßig aufzutreten, deshalb zog er es vor, in bürgerlicher Kleidung zu erscheinen und sein Hofamt dadurch zu verleugnen. Fräulein Bianca war schon hinausgeeilt, um die Spur des großen Kaisers nicht zu verlieren und auf ihre Frage: wohin Napoleon geritten sei? antworteten die Neugierigen auf der Straße: „Nach der Garnison-Kirche!" Wie ein Schwertstreich durchfuhr diese Nachricht die Seele des Herrn von Ettershaiden! Nach der Stätte des heiligen Friedens wollte der Eroberer — nach der Gruft dessen, der mit mächtigem Willen das Staatsruder Preußens gelenkt, der Preußen stark und groß gemacht hatte! Und kaum war es Jahresfrist, daß des Preußenlandes würdiger Fürst an dieser heiligen Stätte einen Bund geschlossen, der ihm sein Land gegen die Uebermacht Napoleons sichern helfen sollte! Wie aus prosaischem Weltgewühle hineingeschleudert in die mystische Schönheit eines Traumbildes, sah Thilo sich in jenen Novembertag zurückversetzt, wo die Gruft des großen Friedrich zum Empfange des hohen Gastes bereitet, wo im Schatten der Nacht ein Schwur der Freundschaft auf Leben und Tod geleistet wurde. O, Du arme Königin, Deine Zuversicht betrog Dich! kaum zwölf Monde reichten hin, den Fuß dessen, welchem Du mit kühnem Muthe zu trotzen gedachtest, zu derselben Stätte zu führen, wo du neubelebt mit Deinen Thränen den Freundschaftsbund geheiligt hattest.

Unter solchen Gedanken folgte Thilo seiner Verwandtin, die in ihrer Geistesaufregung eine neue Sonne in Napoleon aufgehen sah. Er folgte ihr bis zur Kirchthür, die von einer immer wachsenden Volksmenge belagert wurde. War Napoleon schon eingetreten oder war es ein blinder Lärm, der die Neugierigen hieher verlockt hatte. Man sah keinen der Reiter, die den Kaiser doch begleitet hatten.

Fräulein Bianca bahnte sich in ihrem glühenden Eifer einen Weg bis zur Kirchthür. Thilo mußte ihr folgen. Da rasselte es innen am Schlosse. Jetzt nahete der große Augenblick —! Bianca öffnete ihre Augen weit, sehr weit, um den großen, berühmten Sieger zu empfangen. Aber leider nicht Er, sondern das blasse verstörte Gesicht des Hofküsters schob sich zwischen der Thürspalte hervor.

„Lauf' Einer hinüber nach dem Herrn Hofprediger — der Kaiser Napoleon sei in der Gruft —." Sein Blick fiel schon auf Thilo. Er erkannte ihn.

„Sie schickt wohl Gott hieher," flüsterte er. „Kein Mensch kann sich mit den Franzosen verständigen — bitte Herr Hofjunker — treten Sie ein, helfen Sie uns aus unserer Noth!" Er winkte ängstlich. Thilo fühlte sich nicht geneigt den Dollmetscher zu machen. Er lehnte durch eine Geberde die ihm zugedachte Ehre ab. Das Gesicht des Hofküsters verschwand wieder.

„Es geziemt uns wahrlich nicht, hier stehen zu bleiben," flüsterte Thilo mit merklichem Mißvergnügen seiner Cousine in's Ohr. „Kommen Sie — seien Sie vernünftig!"

„Ich weiche nicht, bis ich ihn, den großen Allgewaltigen gesehen!" erwiederte die Dame. „Sehen Sie um sich, mein Knabe — wir sind nicht die Einzigen vom Hofzirkel!"

„Leider!" murmelte der junge Mann. „Und wenn unser Königspaar wieder einzieht, so fehlen diese Gesichter auch nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Der Schnellrechner. Schulinspektor: „Nun, Herr Lehrer, wollen Se mer nennen den besten Rechner unter de Kinder?" — Lehrer: „Das ist der kleine Isaak Itzig." — Schulinspektor: „Isaak, rechne mer aus folgendes Exempel: Ich will mer machen lasse â Rock, soll kosten die Elle $2\frac{7}{8}$ Thaler und muß ich haben $2\frac{3}{4}$ Elle; was kostet mer der Rock?" — Itzig: „Was ich sehe, Herr Inspektor, sind Se â großer Mann, werden Se also nich brauchen $2\frac{3}{4}$ Ellen, sondern 3; was ich weiß, sind Se aber auch â reicher Mann, werden Se nicht nehmen de Elle su $2\frac{7}{8}$ Thaler, sondern su 3; kostet Se also der Rock 9 Thaler."

Billige Maske. „Ich besinn' mich fortwährend, wie ich mich heut' Abend maskiren soll, daß mich Niemand kennt." — „Wasch' Dich, nachher kennt Dich gewiß Niemand."

Eine neue Speise. Gast (zur Kellnerin, die erst kürzlich in die Stadt gekommen): „Nani! Haben Sie vielleicht Heimweh?" — Kellnerin: „I weiß net; aber i werd' gleich in der Kuchel nachfrag'n, ob heut' ein's da ist. Schaffen S' a kleine — oder a ganze Portion?"

Weise Vorsicht. „Warum hast Du Dich denn allein abmalen lassen, Fritz, willst Du Deine Frau nicht auch malen lassen?" — „O nein, das werde ich wohl bleiben lassen!" — „Wie so?" — „Man soll den Deiwel nicht an die Wand malen!"

Goldkörner.

Wer an dir lobt, was nicht dir eigen,
Wünscht zu besitzen, was dir eigen ist.
D. Juan Manuel.

Wirke! das ist das große Gesetz, in des Tempels Tafel gehau'n. Klopstock.

Nicht in das Grab, nicht über's Grab verschwendet
Ein edler Mann der Sehnsucht hohen Werth;
Er kehrt in sich zurück, und findet staunend
In seinem Busen das Verlor'ne wieder.
Göthe.

Mit dem gnadlosen Tod muß Jung und Alt dahin;
Die Jungen findet er, die Alten finden ihn.
Weckherlin.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 23. Samstag, den 24. Februar 1872.

* Arndt.

Der uns von welschem Trug und Tand
Ein treuer Eckart hat gewarnt,
Wenn Leid und List uns übermannt,
Ein Dichter war's: Ernst Moritz Arndt.
Er stand ein Eckart auf der Warte
Und rief sein warnend: Bonaparte!

Laut scholl sein Ruf, hell braust sein Sang
Vom „Gott, der Eisen wachsen“ ließ.
So schneidig saust's wie Schwerterklang,
Der frisch der Freiheit Tag verhieß. —
Der Geist, der solch ein Lied gesungen,
Hat frischen Muth's den Feind bezwungen.

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

„Wir huldigen nur dem Genie — wir bewundern den Flug des Genie's!“

„Gut. So mögen Sie sich allein blamiren — ich gehe!“ sprach Thilo ärgerlich.

„Geh', mein Knabe geh!“ sagte sie mit gehobenem Tone. Da rasselte es abermals am Schlosse der Thür und sie wurde dies Mal von einem Officier geöffnet, der mit rascher Prüfung die Zunächststehenden überblickte und dann mit sehr artiger Manier französisch fragte, indem er sich speciell an Thilo wendete:

„Sie sprechen französisch, mein Herr?“ Thilo zögerte eine Minute mit der Antwort. Seine gerunzelte Stirn gab indeß die sicherste Auskunft, daß er die Frage verstanden hatte. Der Offizier glaubte keiner weiteren Erklärung zu bedürfen.

„Der Kaiser der Franzosen läßt Sie um Ihre Gesellschaft bitten — er wünscht Mittheilungen über interessante Gegenstände und es ist Niemand da, der sie zu geben vermag!“ fügte er sogleich hinzu. „Darf ich bitten, mir zu folgen?“

Was blieb dem jungen Manne übrig nach solcher befehlenden Bitte! Er warf einen bitterbösen Blick auf Fräulein Bianca, die nicht ganz verstanden hatte, was der Officier von ihrem Vetter heischte. Erst als Thilo sich leicht verbeugte, begriff sie die Ehre, die ihm widerfahren war.

„Du Glücklicher! Du dreimal gesegneter, glücklicher Vetter!“ sprach sie emphatisch.

Die Thür fiel hinter ihm zu. Sie sah ihn nicht wieder!

Aber sie harrte auch vergeblich auf den Anblick des großen berühmten Eroberers. Napoleon verließ die Kirche eben so, wie er sie betreten. Kein Mensch sah ihn herauskommen und er war längst wieder in Sanssouci, als man noch immer wartete. Fräulein Bianca starb beinahe vor Ungeduld. Thilo kam nicht. Der Abend senkte sich nieder. Auf den Straßen wurde es still. Thilo blieb aus. Die Nacht verrann, und noch viele, viele Tage verflossen, ohne daß ihr Vetter von irgend Jemand gesehen wurde. In dem Eifer ihrer Beunruhigung forschte Fräulein Bianca überall nach ihm. Vergeblich! Der Kaiser hatte bald nachher Berlin verlassen. In seiner Begleitung war der Prinz Jerome gewesen und man meinte, dieser habe sich einen deutschen Secretair angeschafft, weil ihm die deutsche Sprache so überaus schwer geworden sei. Etwas Gewisses konnte Fräulein Bianca von Wangera nicht erkundschaften und sie mußte es bei den unruhigen Zeiten Gott anheimgeben, das Verschwinden des hoffnungsvollen jungen Cavaliers aufzuklären.

Bisweilen überfiel sie der stolze Gedanke, daß Thilo von Ettershaiden Glück machen

werde und dann sein Glück ihr verdanke, da sie ihn an die Thür geführt, die sich zu seinem Emporkommen geöffnet habe. Oefter aber, das muß man zu ihrer Ehre gestehen, öfter aber dachte sie mit bitterer Angst daran, daß er als ein Opfer soldatischer, feindlicher Rohheit gefallen und schon längst Todes verblichen sein könne. Dann bedauerte sie mit heißen Thränen, dies schöne junge Leben um einen Blick aus dem Auge des berühmten Eroberers geopfert zu haben.

---

1. Capitel.

Zeitveränderungen.

Das Königreich Westphalen war aus der mächtigen Hand des Kaisers Napoleon Bonaparte hervorgegangen und seinem jüngsten Bruder Jerome verliehen worden. Kaum hatte der König Jerome von Westphalen die Zügel der Regierung in Händen, so begann ein Leben in der Residenz Kassel, wie es in den deutschen Landen unerhört war. Frivolität, Leichtsinn, Ueppigkeit und Zügellosigkeit gingen, gleich dämonischen Geistern, vom Hofe aus durch's ganze Land und untergruben die bürgerlichen und häuslichen Tugenden.

Es ist bekannt, daß selbst des Kaisers starker Wille gegen den Leichtsinn und gegen den knabenhaften Uebermuth seines jüngsten Herrn Bruders vergeblich gekämpft hat. Als Jerome sich auf einen Höhepunkt gestellt sah, wo es nur von ihm abhing, seine Macht zu seinen Lebenszwecken zu verwenden, da folgte er ohne Bedenken allen Gelüsten eines eben so luxuriösen, als ausschweifenden Geschmackes, der ihn zum immerwährenden Genusse anspornte. König Jerome liebte bekanntlich schöne Frauen und galt im Allgemeinen für unwiderstehlich, wenn es darauf ankam, ein Weiberherz zu bethören. Wir wollen nicht näher untersuchen, wie viel von seinen Siegen auf diesem Felde seiner königlichen Stellung und seinem glänzenden Auftreten zuzuschreiben war. Einigen Nachrichten zufolge fanden ihn die deutschen Damen etwas fade und albern, trotz aller Ritterlichkeit und Courtoisie, die man ihm nachzurühmen beliebte. Unstreitbar gewiß ist jedoch, daß König Jerome ein Schrecken für alle jungen Ehemänner war und daß es ihm wirklich sehr oft gelang, selbst spröde Naturen zu besiegen und edlere Herzen zu unterjochen. Wenn wir diese Erfolge nicht in dem fürchterlichen Erbfeinde des Frauengeschlechtes, in der hochmüthigen Eitelkeit suchen wollen, so müssen wir sie als ein trauriges und unlösbares Räthsel betrachten. König Jerome richtete sich natürlich seinen Hofstaat aus den Elementen ein, die zu ihm paßten. Doch konnte er nicht umhin, seiner edlen Gemahlin wegen, die als eine Prinzessin von Württemberg standesmäßig berücksichtigt werden mußte, dem äußern Anstande formel und genügend zu huldigen und neben seinem Hofpersonal edle, treue und gediegene Männer und würdige Frauen um sich zu versammeln.

Vom alten kurfürstlichen Regime behielt er nur das, was ihm entweder nicht nahe kam oder was sich ohne Murren seinen Anordnungen fügte.

Nach den allbekannten napoleonischen Grundsätzen wurde Alles, was zum neuen Reglement nothwendig war, mit fabelhafter Schnelligkeit ins Werk gesetzt und es vergingen nur wenige Jahre, so fühlten sich die berufenen französischen Beamten auf deutschem Grund und Boden eingebürgert, daß sie sich als Eingeborene des Landes betrachteten und von oben herab mit unerträglichem Uebermuthe das arme deutsche Volk zügelten, regierten und verurtheilten.

Nach und nach beugten sich die Unterthanen des neuen westphälischen Königreichs willig unter das Joch, welches ihnen auferlegt worden war. Ihr Widerstand hätte ihnen auch nichts geholfen. Ihr König war ein Schooßkind Frankreichs und somit wurde es für sie eine Art Pflicht und Schuldigkeit, sich den französischen Sitten zu fügen und französisch sprechen, französisch denken und französisch leben zu lernen.

Also das Königreich Westpfahlen, das mit Kraft und Energie vom Kaiser Napoleon für seinen Bruder gegründet war, blühte im vollen Glanze, zeigte sich stets in königlicher Pracht und übertünchte geschickt die inneren Schäden mit den Blendlichtern einer hochmüthigen Sicherheit. Die Reichen und Angesehenen des Reiches fügten sich am Ersten in ihr Schicksal. Ihr Vortheil erheischte es, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Ihre Stellung in der Gesellschaft hing von der Freundschaft des neugeschaffenen Königs ab, deßhalb bückten sie sich und schmeichelten dem neuen Sterne am politischen Horizonte, als er strahlend seine Bahn zu verfolgen Anstalt traf. Festins, den Feenmärchen entnommen, wurden dem lebens-

lustigen Jerome zu Ehren arrangirt. In den Palästen der Würdenträger des Reiches begannen die Lustbarkeiten und verbreiteten sich von dort aus bis in die Salons der reichen Bürger, überall durch ihre Ueppigkeit demoralisirend und den einfachen deutschen Sinn vergiftend.

Jerome, der gefeierte König, nahm Alles dankbarlichst an, fand diese brillanten Huldigungen seinem neuen Stande angemessen, flog von einem Feste zum andern, lernte aber dabei nur mühsam so viel deutsch, um sagen zu können, was das Princip seines Schmetterlingslebens wurde: „Morgen wieder lustig."

Diese Herrschaft währte fünf volle Jahre, ohne daß sich der Gedanke in dem König von Westphalen regte, sie könne ein Ende mit Schrecken nehmen. Stand doch sein Bruder, der Kaiser der Franzosen, im strahlenden Lichte der Unfehlbarkeit als Hort seines Geschickes vor ihm; was sich auch im Schooße der Zeit geregt hatte, um die Macht dieses erhabenen Bruders in Zweifel zu stellen, es war Alles spurlos an dem festen Piedestal derselben zerschellt und hatte seine Stellung in Europa eher befestigt, als wankend gemacht. Mit übermüthigem Hohne behauptete der Kaiser Napoleon seinen Standpunkt, den er errungen hatte und mit sorgloser Nachlässigkeit wiegte sich sein Bruder Jerome in Träume von unerschütterlicher Größe. That er doch nach seiner Meinung Alles, um sein Volk zu beglücken!

Abzuleugnen ist es allerdings nicht, daß er mit seltener Humanität guten Rathgebern geneigt blieb, selbst wenn sie ihm offen und redlich die inneren Schäden seiner Regierung aufdeckten, allein, was half diese Milde, die mit so großem Leichtsinne gepaart war, daß er über ein Paar schöner Frauenaugen alle Regierungssorgen vergaß und daß ihm die Eleganz einer weiblichen Toilette wichtiger war, als die Sorge um seine Zukunft. Im Laufe der Zeit hatte er Gelegenheit genug gehabt, sich auf eine Katastrophe gefaßt zu machen, die das Vergnügen seines Lebens zu beeinträchtigen im Stande war, und wenn auch die Berechnungen der Politik nicht den ganzen Zerstörungsproceß aller Napoleonischen Schöpfungen vorausbestimmen konnten, so wäre es doch sehr wohl zu erkennen gewesen, daß im Kerne des deutschen Volkes ein bitterer Haß gegen die Fremdherrschaft aufquoll, der seine Königswürde sehr unsicher machte. Allein König Jerome ließ sich durch nichts aus seiner guten Laune bringen. Er lebte nach wie vor: „Morgen wieder lustig!" — Schill mit seiner romantischen Reiterschaar war aufgetaucht — Dörnberg hatte in der nächsten Nähe der Residenz Kassel den jungen König Jerome zu beunruhigen versucht und der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig war mit seinen schwarzen Reitern wie ein brausender Waldstrom aus den Wäldern Böhmens durch Sachsen in Westphalen eingebrochen. Lauter Zeichen einer inneren Gährung! König Jerome lieh jedoch sein Ohr den Einflüsterungen niedriger Schmeichler, welche die Unternehmungen dieser edlen Männer als eine Ausgeburt unfähiger Köpfe bezeichneten, die keineswegs der allgemeinen Volksstimmung entspräche, sondern von den loyal gesinnten Unterthanen seines Reiches mit Mißbilligung betrachtet und mit hartem Tadel verfolgt würden. Die liebenswürdige Majestät hielt es für räthlich, sich den Kopf über dergleichen deutsche Thorheiten nicht zu zerbrechen, sondern seine Stellung als eine von Gottes Gnade verliehene zu bezeichnen, die ihm der Pöbel nicht streitig machen könne. Die liebenswürdige Majestät bauete auf Kaiser Napoleons Macht, auf dessen brüderliche Energie und zeigte nicht einmal die gehörige Achtsamkeit für die Befehle seines kaiserlichen Beschützers, wenn sie seine eigene Bequemlichkeit zu stören geeignet waren. Jerome handelte wahrlich oft wie ein verzogenes Kind und es bedurfte dann einer vollen Zornesladung, um ihn zur Ordnung zurückzuführen. Durch seine Sorglosigkeit begünstigt, wuchsen die Verschwörungen zu seinem Sturze. Wie Schreckensgespenster schlichen sie sich im Kreise ein, die den Hofzirkeln sehr nahe standen und vernichteten im Stillen das gegenseitige Vertrauen. Als es zu spät war, wollte der König Jerome mit Strenge einschreiten lassen und dadurch verschlimmerte sich die Sachen. Treue Rathgeber warnten. Noch lachte der König im Hinblick auf den Gewalthaber im deutschen Lande, der sein Bruder war. Da trat der kritische Zeitpunct ein, daß Napoleon's Uebermuth die deutschen Gränzen überschreiten und in Rußland als Sieger glänzen wollte. Er befahl die Vergrößerung des westphälischen Heeres und versetzte durch diesen Befehl den armen König in eine wenig beneidenswerthe

Lage. Wo das Geld hernehmen, um die Kosten zur Herstellung der befohlenen Armee zu bestreiten? Natürlich wurde nun zu allen erlaubten und auch unerlaubten Mitteln gegriffen. Man verschleuderte Staatsgüter, um nur Geld zu erhalten. Man verhandelte Paläste, Landhäuser und Lustschlösser, um der augenblicklichen Noth abzuhelfen. Unter diesen Maßregeln verloren selbst die Ruhigeren und Gemäßigteren des Volkes die Geduld und eine Hoffnungslosigkeit nahm von den Herzen derer Besitz, die bis dahin im gewaltigen Umschwunge der Zeit eine neue Aera erblickt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Auf einer schwäbischen Eisenbahn.) Ein Herr suchte für seine Frau einen Platz in einem Wagen 2. Classe, endlich findet er einen solchen, allein auf demselben liegt eine kleine Reisetasche; er wendet sich deßhalb an den Herrn gegenüber und es entspinnt sich mit diesem, einem ehrlichen Schwaben, folgendes Gespräch. Fremder: Mein Herr, wollen Sie so freundlich sein, diese Tasche wegzunehmen? — Schwabe: Noi, mein gut's Herrle, das Täschle werd' i net wegnehme. — Fremder: Sie nehmen sie nicht weg? — Schwalbe: Noi, noi! — Fremder: In diesem Falle wäre ich genöthigt, den Herrn Conducteur zu rufen. — Schwabe: Rufet Sie nur den Conducteur. — Conducteur (herbeieilend): He, mein Freund, Sie müsset so gut sein, 's Täschle wegz'nehme! — Schwabe: Noi, sel thue i net — i nehm's net weg. — Conducteur: Jch müsset wohl dem Herrn Oberconducteur ruefe. — Schwabe: Ruefet Sie den Herrn Oberconducteur. — Oberconducteur: 's ischt mir gesagt worde, daß Sie's Täschle net wegnehme wollet — Schwabe: Ja, 's ischt nu so, i nehms amal net weg. — Oberconducteur: Spaßet Sie net, i müeßt wahrhaftig den Herrn Schandarm ruefe. — Es geschicht. Säbelrasselnd naht der Wächter des Gesetzes: Mein Herr! — Schwabe: Befehlet, Herr Wachtmeister? — Gensdarm: Jch frage Sie in drei Teufelsnamen, ob Sie's Täschle wegnehme wollet? — Schwabe: Noi, Herr Wachtmeister, noi. — Allgemeine Bestürzung. — Gensdarm: Aber, Herr Gott von Biberach, warum wollet Sie's Täschle net wegnehme? — Schwabe: Ja mein Seel', weil's net mein ischt, ich werd' doch a fremd's Täschle nit wegnehme, bin ja kan Dieb!

(Der alte Gang.) Schulinspector: „Wie halten Sie es in diesem Jahre mit der Naturgeschichte gehalten?“ — Lehrer: „Jch halte mich immer an den alten Lehrgang; — im Sommer haben die Kinder die Würmer und im Winter die Jnsekten.“

(Das Beste.) „Mein Fräulein, Sie waren während Jhres Besuches in München jedenfalls auch öfters im Theater. Was hat Jhnen denn am besten gefallen?“ — „Die großen Portionen Gefrorenes.“

(Zweierlei Gesichtspunkte.) „Ah, da ist ja gar ein Floh im Kaffee!“ — „Pfui, ist das unappetitlich!“ — „Vielmehr gefährlich, denn wenn so ein Kerl so viel schwarzen Kaffee trinkt, bleibt er die ganze Nacht wach und beißt Einen.“ (Flg. Bl.)

Goldkörner.

Sehr leicht zerstreut der Zufall, was er sammelt.
Göthe.

Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.
Schiller.

Außer dir suchst du die Welt, und eine bessere blühet Dir im Jnnersten auf. Baue die Bessere an.
Manso.

Wir brauchen vielerlei Hoffnungen: schon das Glück kann ohne diese nicht genossen werden, geschweige das Unglück ertragen oder geheilt.
Jean Paul.

* Charade.

(Dreisilbig.)

Mein Erstes fällt vom Himmel nieder,
Mein Zweites sammelt zum Gebet,
Mein Ganzes gibt die Erde wieder,
Wenn sie der Frühling neu belebt.
Mein Erstes wie auch wohl das Ganze
Trägt immer nur der Unschuld Kleid,
Mein Erstes weicht — es kommt mein Ganzes.
So rathe schnell, doch greif nicht weit.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 24. Dienstag, den 27. Februar 1872.

* Das Heiligthum.

Warum erbaut Ihr Kirchen und Kapellen,
Warum ertönet hoch der Glocke Klang?
Wozu ergießt der Orgel Strom die Wellen,
Wozu erschwingt sich feiernder Gesang?
Ich sage Jedem, der mich fragt darum:
Um in Dir selbst zu bau'n ein Heiligthum!

Im Menschenherzen soll der Tempel stehen,
Da wolle heimisch Klang, Gesang, Gebet,
Da soll, was Nächstenliebe sagt, geschehen,
Was Dein Gewissen treu und still Dir räth.
Das Schönste, sag' ich, wer mich fragt darum,
Ist in dem Herzen drin — Dein Heiligthum!

Was wär' St. Peters Zier in Roma's Mauern,
Was Schmuck St. Pauls in London's Weltenstadt?
Was halfen Kirchen? [illegible]
Wenn's Menschenherz kein Heiligthum mehr hat.
Das Beste, sag' ich Jedem frei darum,
Im Menschenherzen ist's das Heiligenthum!

D'rum geht bei jedem Kirchlein 's Herz mir über,
Und wünsch' ihm aus der Seele tiefstem Grund:
Sei lieb den Deinen, doch Dir bleibe lieber,
Daß ich bekannt mit freudigem Christenmund,
Was Sanctum sei und was Sanctissimum:
Im Menschenherzen ist's — das Heiligthum!

G. Gießer.

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

„Morgen wieder lustig!“ sagte noch immer mit ungestörtem Gleichmuthe die westphälische Majestät, als schon der Racheengel die schweren Fittiche erhob, um den Kaiser Alexander von Rußland an einen heiligen Schwur zu mahnen, den er am Sarge des großen Preußenkönigs geleistet hatte. Dieser Schwur, von den Thränen einer edlen Königin besiegelt, war von Gottes Engeln zu seinem Throne hinaufgetragen und als die rechte Zeit nahete, als das Maaß menschlicher Ueberhebung voll war, da senkte der Allerbarmer die Erinnerung an jene bedeutungsvolle Minute wie mit Widerhaken in die Seele des russischen Machthabers, der allein noch unangetastet in seinen Rechten dastand. Das Trauergeläute um die Königin Louise, die den Kelch der Demüthigung bis auf den Grund hatte leeren müssen, war schon längst verhallt, aber ihr Bild war noch nicht verlöscht und ihr Andenken noch nicht von den Schleiern der Zeit umwoben. Der erste Schritt zu dem mächtigen Vorhaben, auch in Rußland's Scepter der Gewalt regieren zu lassen, weckte die Erinnerung an auf die heillosen Kriegspläne Napoleons [illegible] bleiben müssen. War denn dieses Bündniß durch Verrath entheiligt? War es vernichtet? Nein, es war allmählig seiner Erfüllung entgegengereift und das Gelöbniß treuen, brüderlichen Beistandes war mit Flammenschrift romantischer Begeisterung in die Brust dessen gegraben, der mit seinen Lippen den Sarg des Preußenkönigs berührt hatte. Er wartete des Tages, wo er die Thränen der Königin Luise rächen konnte, wo er dem ermattet dahin lebenden Könige von Preußen mit der Treue seines Wortes neuen Lebensmuth einflößen durfte.

---

2. Capitel.

Erloschene Gluth.

In waldiger Ebene, mit der Fernsicht auf größere und kleinere Gebirgsketten, lag dicht an der Gränze des neuen Königreiches Westphalen das Dorf Ettershaide. Die Demarcationslinie, von der Hand des Schöpfers dieses Reiches mit Willkür gezogen, trennte merkwürdigerweise die Ruinen des alten Stamm-

gutes derer von Ettershaiden von den Besitzungen der Familie und stellte die halb verfallene Burg Ettershaide unter die Banner des Königs Jerome, während das Dorf mit seinem einfachen Schlößchen und seinen reichen Feldmarken unter den Adlern Preußens verblieb.

Die Burg Ettershaide lag keineswegs, wie sonst alte Burgen, auf einem Berge und schauete also nicht stolz auf die Herrschaft derer von Ettershaiden hinab, sondern sie bestand in einem alterthümlichen Gebäude, von alten, dicken, verfallenden Mauern umgeben und zeichnete sich nur durch die ellenhohen Nesseln aus, die sie von allen Seiten umwucherten. Seit der alte Stammbaum erloschen und die Seitenlinie in Besitz der Güter gekommen war, stand die Burg verlassen und verödet und bot außer einigen hohen, ziemlich wohnlich eingerichteten Gemächern, keine Stätte dar, die einladend gewesen sein möchte. Der Seitenzweig des Stammes hatte stets Hofämter am preußischen Hofe der Einsamkeit des Landlebens vorgezogen gehabt und fühlte sich auch nach der Besitznahme der Stammgüter nicht geneigt, den Glanz eines öffentlichen Lebens zu verlassen, um im Dorfe Ettershaide einen wenig beneidenswerthen Thronsitz [illegible] weniger beachtet und zuletzt als ganz unbrauchbar angesehen wurde. Hingegen das kleine, einfache Landschloß mit seinem Parke und seinen prächtigen Gartenanlagen erfreute sich der Gunst der neuen Besitzer und wurde oftmals von den Oberhofjägermeistern, Kammerherrn und Kammerjunkern von Ettershaiden zum Aufenthalte erwählt, um der Jagd mit ihren Freuden obliegen zu können. Man erzählte sich auch in der Umgegend seltsam schöne Geschichten aus dem Regime des Preußenköniges, den man den Dicken nannte. Damals sollte eine Prinzessin mit ihrem Geliebten im Landschlosse gehauset haben. Was daran ist, weiß Niemand zu sagen. Aber gleich nach dem kurzen, flüchtigen Paradiesesleben dieses jungen Paares wurden dieselben Räume das Asyl einer verstoßenen Gattin, die mit ihren drei Söhnen so lange in der Gegend lebte, bis sie Alle vom Tode hinweggerafft wurden. Unter der Hand dieser armen, traurigen Dame verschönerte sich das Schloß und der Garten. Selbst auf der alten Burg sah man sie mit ihren Söhnen walten und es ging die Rede, daß sie das alte Gebäude von Grund aus renoviren lassen würde, um mit den beiden jüngeren Söhnen es bewohnen zu können, wenn der älteste als Stammerbe das Schloß in Besitz nehmen werde. Diese Dame war die rechtmäßige Gattin des zeitigen Besitzers gewesen. Man nannte ihren Namen mit Achtung und Ehrfurcht selbst da noch, als schon der Tod das schwer gekränkte Herz zur Ruhe gebettet hatte. Grund genug, um an ihren Werth zu glauben, obwohl sie von ihrem Gatten, dem Herrn Ottmar von Ettershaiden schmählich verstoßen und in die Einsamkeit dieses Landsitzes verwiesen worden war. Sie starb am Typhus, der mit den französischen Heeren zugleich das deutsche Land überzog. Ihre drei Söhne folgten ihr in unglaublich schneller Frist. Ein Jahr später zog, seiner Hofcharge verlustig gegangen, der Gatte dieser Dame in das frei gewordene Asyl und lebte in der Hoffnung auf bessere Zeiten ruhig und einsam dahin. Um ihn versammelten sich die Edelleute der Umgegend, die durch Willkür einem andern Staate einverleibt waren. So nahe ihm auch die Residenz des neuen Reiches war, er vermied als guter Preuße und als treuer Anhänger des preußischen Hofes jede Berührung mit den Beamten der französischen Regierung. Weit weniger scrupulös bewies sich seine Gemahlin, die viel jünger als er eine Rolle am Hofe zu Kassel der Einsamkeit in Ettershaide bei Weitem vorgezogen haben würde. Die Dame nahm keine Rücksicht auf patriotische Gefühle. Sie machte ihre Besuche allein, wenn der Herr Gemahl bedenklich einen Conflict erwog, der daraus entstehen konnte und sie zeigte unverholen die größte Lust, sich an dem Hofe zu Kassel placiren zu lassen.

Herr Ottmar von Ettershaiden ließ dergleichen Andeutungen ganz unbeachtet. Beide Gatten lebten jetzt mit würdiger Ruhe neben einander. Sie hatten jedoch zwei Jahrzehnte früher eine stürmische Leidenschaft durchlebt, in der sie Alles überwältigten, was ihrer Vereinigung im Wege stand. Mit der brausenden, kühnen Gluth des reifern Mannesalters hatte dieser Mann die Schranken niedergerissen, die ihn von einem Wesen trennten, das er vergöttern zu müssen glaubte. Er war von den koketten Blicken dieses jungen Wesens zur Sünde verlockt und hatte ein gutes, treues Weib, hatte drei blühende Söhne verstoßen, um diesem Sterne huldigen zu können, der am

Himmel der Feenfeste glänzte, welche eine Schöpfung der berüchtigten Gräfin Lichtenau waren. Ob die verführerische Dame ihn wirklich ebenfalls so heiß geliebt — wer kann das wissen! Für sie war es eine Nothwendigkeit gewesen, sich selbständig in der Salonwelt zu situiren. Die Stellung des Herrn von Ettershaiden sagte ihr zu. Sein Geist dominirte in den Hofzirkeln. Sein schönes, stattliches Aeußeres genügte ihrem Schönheitssinne und ließ sie gern die dreißig Jahre übersehen, die er älter war, als sie. Genug, sie lockte ihn mit ihren feurigen Blicken aus dem Kreise seiner Familie, der er von Rechtswegen angehörte, sie trieb ihn bis zum Wahnsinne der Leidenschaft und brachte ihn dahin, seine Gattin und seine Kinder zu verlassen. Die gerichtliche Scheidung löste seine Fesseln und er verheirathete sich mit der jungen Dame. Aber die Gesetze seines Stammes schützten seine Familie. Sein ältester Sohn blieb der Erbe seiner Güter. Und sollten auch noch ein Dutzend Kinder von der geliebten Frau das Licht der Welt erblicken, keines hatte einen Anspruch auf diesen Besitz, bis die Kinder der ersten Ehe todt waren. Seine Ehe blieb aber kinderlos und die Söhne aus der ersten Ehe starben. Sein Stamm erlosch also mit ihm.

Als seine Gattin, als seine Kinder das Schloß geräumt hatten, was ihm bei dem raschen Umschwunge aller Verhältnisse eine Zufluchtstätte bot, da zog er ohne Gewissensbisse in dieselben Räume ein. Er ertrug sein Schicksal mit dem Anstande eines vollendeten Hofmannes und mit dem Gleichmuthe eines Philosophen. In ihm schien alles Leben zu todter Asche verbrannt zu sein und es traten sogar Stunden ein, wo er mit einem Lächeln voller Ironie der Gluth seines fünfzigjährigen Herzens gedachte, die sich an den Augen einer Kokette entzündet hatte. Nachdem er jetzt eine lange Reihe von Jahren das Glück genossen hatte, Zeuge der eitlen Extravaganzen seiner ehemals so heißgeliebten Gemahlin gewesen zu sein, begriff er die Lächerlichkeit der Leidenschaft eines Mannes, der drei Söhne besessen hatte, von denen der älteste schon im Stande gewesen wäre, ihm den Rang bei der Bewerbung um das Herz einer solchen Dame streitig zu machen. —

Es war im Frühlinge des Jahres 1812, als der ehrwürdige Herr von Ettershaiden auf Ettershaide einen Courier auf den Schloßhof traben sah, der sich gewandt vom Pferde schwang und mit respectvoller Artigkeit den Schloßherrn zu sprechen verlangte. Würdig, aber mit stark gerunzelter Stirn befahl der alte Herr den Mann einzuführen. Er hatte sofort einen Verdacht gefaßt, daß dieser Courier nicht von ungefähr komme, sondern durch den letzten Besuch seiner Frau Gemahlin bei der Oberhofmeisterin der Königin von Westphalen veranlaßt sei. Die Livree verrieth einen königlichen Jäger und die französische Artigkeit des Couriers den Inhalt seiner Depesche. Nach diesen Voraussetzungen war Herr von Ettershaiden um so mehr überrascht, als von einer Depesche gar keine Rede war. Seiner Gemahlin wurde auch nicht erwähnt, sondern der Courier meldete einfach den Besuch des des Marquis d'Etérais. Zuerst stutzte Herr von Ettershaiden. Der Name war ihm völlig unbekannt und er konnte nicht begreifen, was ein Hofherr vom Kasseler Hofe bei ihm zu suchen habe. Er wollte den Besuch kalt ablehnen, besann sich jedoch eines Bessern und erwiederte frostig artig, daß es ihm angenehm sein werde, den Herrn Marquis zu empfangen.

Kopfschüttelnd begab sich der alte Herr nach der erhaltenen Botschaft in den linken Flügel des Schlosses, woselbst seine Gemahlin ihre Residenz aufgeschlagen hatte. Er fand die Dame in ihrem Schlafzimmer auf einer prachtvollen Ottomane ausgestreckt liegen. Ein junges bildschönes Mädchen saß neben ihrem Ruhelager und las ihr aus einem Romane der Frau von Genlis vor. Es war kein heiteres gemüthliches Zusammensein in dieser Gruppe. Von übler Laune verzerrt zeigte das feine, kreideweiße Gesicht der gnädigen Frau mehr von den Gebrechen des Alters, als gut war, und das hübsche Mädchen hielt jedes Mal mit trotzigem Ernste weit länger inne, als nöthig schien, wenn die Gnädige mit scharfer, schrillender Stimme ihre französische Aussprache corrigirte. Die Kleine hörte auch sogleich respectvoll auf zu lesen, als die hohe, vornehme, steife Gestalt des Herrn von Ettershaiden auf der Schwelle sichtbar wurde. Sie erhob sich, machte ihm die graziöseste Verbeugung, die die Schüler der Terpsychore erfunden haben mochten und nahm dann eine Stellung an, die etwas von Subordination an sich trug.

Der alte Herr winkte ihr leutselig zu und deutete durch eine Handbewegung an, daß sie

für den Augenblick ihres Vorleseramtes entlassen sei. Das junge Mädchen verneigte sich stumm und gemessen abermals und flog ziemlich rasch und ungestüm der Thür zu. Mit ungnädigen Mienen erhob sich die Gnädige aus ihrer liegenden Stellung und blickte ihren Gemahl höchst verdrießlich an. Sie sah in diesem Momente nicht schön aus. Ihr sehr bleiches Gesicht, das vielleicht nie von einem Sonnenstrahle berührt worden war, erschien wie von feinen Runzeln durchwebt und ihre Augen, vor zwanzig Jahren voll zauberisch bethörenden Glanzes, lagen starr in den Höhlen ohne jedweden Ausdruck. Herr von Ettershaiden bemerkte zum ersten Male mit Erstaunen, daß seine theure Gemahlin mächtig altere und daß sie allerdings der verschiedenen Toilettenkünste bedürftig sei, die er bisweilen anwenden sah.

Mit feinem Lächeln machte er eine beschwichtigende Geberde und sagte vollkommen hofmäßig: „Erschrecken Sie nicht, Theuerste — ich habe Ihnen nur einen sonderbaren Besuch anzumelden!“

Frau von Ettershaiden griff eiligst nach ihrem Flacon, athmete den belebenden Hirschhorngeist ein, fächelte sich affectirt mit einem parfümirten Taschentuche Kühlung zu und flüsterte: „O, mein Theuerster — sprechen Sie, sprechen Sie! Sie spannen meine Nerven an — ich bin heute so nervös, daß mich der Athemzug eines fremden Menschen tödten könnte!“

„Beruhigen Sie sich, meine Allertheuerste,“ unterbrach sie der alte Herr sarcastisch. „Der Marquis d'Etérais hat durch seinen Leibjäger anfragen lassen, ob er mir aufwarten dürfe.“

„Der Marquis d'Etérais!“ mit unangenehmem Erstaunen die Dame und ihr Auge bekam plötzlich Licht und Leben.

„Ja, der Marquis d'Etérais,“ wiederholte Herr von Ettershaiden mit bemerkbarer Kühle. „Kennen Sie den Herrn?“

„Nein, nein,“ entgegnete sie mit merkwürdiger Eilfertigkeit und nahm eine jugendlich-interessante Miene an. „Aber ich weiß, daß der Marquis großen Einfluß beim Kasseler Hofe hat, daß er die rechte Hand der liebenswürdigen Königin ist!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Wer ist der Schützenkönig im deutschen Reich?) Antwort: Bismarck; denn er schießt in diesem Monat nicht nur Schuß für Schuß in's „Schwarze“, sondern jeder Schuß ist zugleich ein Schuß in's „Centrum“. Vor seinem „Falken“ — Auge (Falk, Kultusminister) ist kein Adler — und kein Windt — horst sicher.

(Schattenseite des Reichsthums.) „Aber, Mama, warum fürchten wir uns so vor dem Gewitter, die Leute da oben haben ja gar keine Angst?“ — Kind, das sind auch arme Leute, die ziehen den Blitz nicht so an wie Unsereins, der stets Gold und baares Geld bei sich führt.“

(Zur Baukunde.) Professor: „Welchen jüngeren Bau in München halten Sie für den schönsten vom ästhetischen Standpunkte aus?“ — Eleve: „Den der Frauenzimmer.“

(Trugschluß.) Petrus war ein Speculant, denn er hat den Malchus — über das Ohr gehauen.

(Sicherstes Mittel.) Pfarrer: „Nun, Xaverl, sag' mir einmal, wodurch erreicht man am Sichersten die ewige Seligkeit?“ — Xaverl: „Durch's Sterben.“

(Feine Unterscheidung.) „Ich schwöre Ihnen, meine Gnädigste, auf Ehre —“ — „Ach gehen Sie, Baron, Sie schwören immer tapfer darauf los; doch die böse Welt will behaupten, Ihre Schwüre hätten nicht viel zu bedeuten.“ — „Ah, meine Gnädigste, ich bitte da nur zu distinguiren. Wenn ich schwöre auf Ehre, so hat das allerdings nicht viel zu bedeuten und Sie brauchen es noch nicht zu glauben. Schwöre ich dagegen bei meinem Leben, dann können Sie mir es auf Ehre glauben.“

Auflösung des Räthsels in der vorigen Nr.: Schneeglöckchen.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 25. Donnerstag, den 29. Februar 1872.

Sei treu!

Was du den Eltern einst verhießest,
Als du mit thränenfeuchtem Blick
Das theure Vaterhaus verließest,
O ruf' es dir recht oft zurück!
Wenn sich des Lebens Wogen kräuseln,
Der Sturm dich täglich weckt auf's Neu',
Sirenenklänge dich umsäuseln,
Gedenk', was du gelobt — sei treu!

Gedenke stets der schönen Stunde,
Da dir ein neues Leben sproß,
Da dir aus der Geliebten Munde
Gar wunderfel'ge Botschaft floß.
Ob ihre Reize auch verschwinden,
Die Sorge harte Dornen streu', —
Du wirst in Dornen Rosen finden,
Den Lenz dir wahren, — nur sei treu!

Den Mann, dem in geweihter Stunde
Dein Herzenspuls entgegenflog,
Der Balsam legte auf die Wunde,
Die Seele dir zum Aether zog, —
Mag man ihm Gut und Ehre rauben,
Bekenn' ihn immer ohne Scheu:
Daß an die Menschheit er den Glauben
Bewahre, sei dem Freunde treu!

Zu der begeistert du geschworen,
Der Fahne folge allezeit.
Sei dir auch Kampf um Kampf erkoren
Und sprieß' dir täglich bitt'res Leid.
Das leiht dem Manne wahren Adel,
Wenn er, ob man ihn lock', ihm dräu',
Zum Recht hält, wie zum Nord die Nadel;
D'rum dem, was du erfaßt, sei treu!

Bist arm du auch an Gut und Ehren,
Ist karg auch deiner Mühen Preis,
Mußt fremden Beifalls du entbehren
Und schmückt dich nur der Stirne Schweiß,
Es ist gesegnet doch dein Leben,
Ob lang es oder kurz nur sei,
Bist ohne Wanken, ohne Beben
Du selber dir geblieben treu!

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

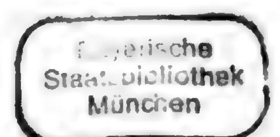
Herr von Ettershaiden blickte angenehm überrascht auf. „Die rechte Hand der Königin?" wiederholte er. „Das hebt ihn in meiner Achtung. Was kann er aber von mir wollen, Theuerste?"

Die Dame lächelte kokett und erhob sich mit einer Beweglichkeit, als wolle sie allen ihr übrig gebliebenen Liebreiz zusammenraffen. Ihr Gatte betrachtete sie zuerst verwundert, dann mit sichtlichem Hohne.

„Uebereilen Sie sich nicht, meine Allertheuerste," fügte er trocken hinzu. „Ihnen scheint der Besuch nicht zugedacht zu sein."

Die Dame lächelte unbeschreiblich zuversichtlich. „Sein Besuch wird die Folge meines Besuches in Kassel sein. Die Oberhofmeisterin beklagte, daß der Marquis d'Eterais abwesend sei und erzählte mir so viel Züge von Edelmuth und ritterlich deutschem Sinne, daß ich nicht umhin konnte, das Verlangen laut werden zu lassen, ihn kennen zu lernen. Es ist äußerst fein von ihm, daß er meinen Wünschen so schnell nachkommt!"

Der alte Herr richtete sich ein wenig straffer auf und fragte ohne Rücksicht auf den gewöhnlichen Hofton „Was sollte ihn denn wohl veranlassen, Dich so schnell aufzusuchen, meine Liebe? Ist der Mann jung, so hat eine deutsche



Frau von beinahe vierzig Jahren keinen Reiz für ihn. Es müßte denn sein, daß Du Deinen absurden Plan, Hofdame bei der westphälischen Königin zu werden, wirklich durchzuführen gedenkst und dazu seine Fürsprache in Anspruch genommen hast."

„Allerdings, mein Herr Gemahl — Sie haben die Sache durchschaut!" antwortete die Dame mit Erhabenheit. „Der Besuch des Marquis d'Etérais ist mir ein Zeichen, daß die Langweiligkeit meines jetzigen Lebens ein Ende hat!"

„Jubeln Sie nicht zu früh, Allertheuerste!" rief Herr von Ettershaiden lebhaft. „Ich werde meine Erlaubniß nicht dazu geben, Sie am Hofe eines Königs fungiren zu sehen, der die Rechte meines Königshauses beeinträchtigt hat."

„Thörichte Kleinigkeitskrämerei!" flüsterte die Dame verächtlich. „Ich habe es nie gelernt, mich den Vorschriften und Rathschlägen Anderer zu bequemen und werde mich der Ehre, die meiner wartet, um so weniger entziehen, da Ihr Alter einen baldigen Tod voraussetzen läßt und das Witthum, das Sie mir zu geben berechtigt sind, meinen Lebensbedürfnissen nicht entspricht."

Der alte Herr fuhr entrüstet zurück. „Wie? mit so kaltem Herzen kannst Du an meinen Tod denken? Mit so grausamer Kälte von meinem Tode sprechen?"

Die Dame wendete sich halb zu ihm um und ließ ihren Blick über seine hagere Gestalt und über sein gefurchtes Gesicht gleiten. Dann lehnte sie ihr weißes Gesicht in die feine Hand und antworeete sanft: „Zürnen Sie mir nicht darüber! Es liegt wohl in der Natur der Sache, daß eine junge Frau an den Tod ihres weit älteren Mannes denkt und sich ihre ungewisse Zukunft dabei vergegenwärtigt. Sagen Sie mir, mein Theuerer, soll ich deßhalb den Rest meines Lebens in trauriger Absonderung zu verbringen verdammt sein, weil ich die Blüthe meiner Jugend einem alten Manne gewidmet habe?"

„Nein! Sie mögen thun, was Sie wollen, Beste!" rief Ettershaiden ärgerlich. „Aber so lange der alte Mann lebt, der Ihnen mehr als die Blüthe seiner Jugend, der Ihnen seine Selbstachtung geopfert hat, so lange entsagen Sie Ihren Projecten, als Hofdame am Königsthrone eines Parvenu zu glänzen. Sie werden meine Wünsche dieserhalb respectiren, damit ich nicht schärfere Waffen gegen Sie in Anwendung bringen muß. Sollte wirklich der Marquis d'Etérais in dieser Angelegenheit einen Besuch bei mir nöthig finden, so wissen Sie, was ich antworten werde."

„Der anerkannt unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit des Marquis wird es hoffentlich gelingen, Ihre starren Ansichten zu ändern!" antwortete die Dame leicht lächelnd und ließ sich im Vorgefühle ihrer Triumphe schmachtend in die weichen Kissen ihrer Ottomane zurücksinken. „Geben Sie mir die Hand, Lieber, und seien Sie gut! Sie sind mir seit meinem neunzehnten Jahre immer eine liebe Stütze gewesen. Ich kann Ihre Freundlichkeit nicht gut entbehren. Geben Sie mir Ihre Hand und lassen Sie uns Frieden schließen. Ist es denn wirklich in Ihren Augen eine große Sünde, daß ich hinausschaue in die Welt und meine Geistesflügel rege, um für meine Zukunft zu sorgen?"

„Diese Sorge ist eine Frivolität, so lange ich lebe und als Gatte für Sie sorge, Liebe!"

„Wie stark Sie sich heute ausdrücken, Theuerster! Wie zornig Sie heute sind! Was hätten Sie zu fürchten, wenn ich mich zur Zierde der himmlischen Feste aufzuschwingen vermöchte, die Jerome, der liebenswürdigste aller Schmetterlinge, arrangiren läßt? Bin ich Ihnen nicht immer eine treue Gattin gewesen?"

Der alte Herr wendete sich mit flammenden Blicken zu der Dame herum. „Dessen rühmen Sie sich wohl, meine Theure? Denken Sie, daß ich ein schuldiges Weib an meiner Seite dulden würde?"

Die Gnädige fuhr etwas erschreckt zurück. „Gott, wie wenig Rücksicht nehmen Sie heute auf meine Nerven!" klagte sie mit weichem Tone. „Wie lächerlich, daß Sie in Ihrer Eifersucht Geister heraufbeschwörer! Ist es wohl verzeihlich, mir meine liebsten Wünsche zu verkümmern? Sie wissen recht gut, daß ich mich niemals dem Willen Anderer unterordne, wenn ich nicht meine besonderen Gründe habe."

„Und Sie mögen hier erfahren, daß ich Ihnen nur so lange das Recht gestatte, sich meine Gattin nennen zu dürfen, wie Sie die Ehre meines Namens schonen. —"

Ein Geräusch, wie der scharfe Trab eines Pferdes, unterbrach seine Rede. Rasch trat er dem Fenster näher und sah noch, daß ein junger Mann den Zügel des Pferdes einem

herbeieilenden Stallknecht zuwarf. Frau von Ettershaiden war aus ihrer bequemen Lage aufgefahren und horchte mit stark gerunzelter Stirn auf das Geräusch.

„Beruhige Dich, es ist Oswald! Der Marquis wird hoffentlich so lange zögern, bis Du die Baufälligkeiten Deiner Reize übertüncht hast," bemerkte der alte Herr mit merklichem Hohne.

„Gehen Sie meinem Vetter Oswald entgegen und sagen Sie ihm, daß ich ihn nicht sprechen wolle, daß ich Ursache hätte ihm zu zürnen!" rief die Gnädige überlaut.

Oswald von Wangera hatte jedoch eiligst den Flur des Hauses durchschritten und stand schon auf der Schwelle, als seine Verwandte den Bann gegen ihn aussprach.

Es war ein junger hochgewachsener, blonder Mann mit kühnem, festen Blicke und einer Ruhe im Wesen, um die ihn der etwas jähzornige Herr von Ettershaiden schon oft beneidet hatte. Auch jetzt bewahrte er seine Fassung, trat festen Fußes ein und fragte laut:

„Darf ich nicht wissen, was meine gnädige Cousine gegen mich einzuwenden hat?"

„Du fragst noch, Du Thor?" rief ihm die Dame mit außergewöhnlicher Entrüstung zu. Ist es nicht ein entsetzliches Verbrechen, sich in Conspirationen gegen einen Regenten einzulassen, dem wir unsere Verehrung nicht versagen können und nicht versagen dürfen?"

Oswald behielt auch jetzt seine Ruhe. Nur der Blick, den er ganz unwillkührlich auf den alten Herrn richtete, welcher mitten im Zimmer stand, die Arme auf dem Rücken verschränkt und grüßend mit dem Kopfe nickte; nur dieser Blick zeigte einen Schimmer von aufflackernder Unruhe.

„Was meint die gnädige Cousine?" fragte er und sein schönes, sonores Organ zeigte nicht die geringste Schwankung.

„Deine Verstellung hilft Dir nichts," eiferte die Gnädige. „Ich bin von den Plänen unterrichtet worden, die Du zum Sturze des westphälischen Königs entworfen hast!"

„Die gnädige Cousine befindet sich in einem schweren Irrthum!" war seine Antwort.

„Leugne nur nicht! Die Sache ist allerdings eigentlich zu lächerlich, um ärgerlich zu sein. Was wolltest Du wohl gegen eine Macht beginnen, die unter Gottes Schutz steht!"

Oswald wollte antworten. Herr von Ettershaiden, ein stummer Beobachter dieser Scene, mußte wohl etwas in seinem Wesen bemerken, was ihm Besorgniß einflößte. Er liebte den jungen Edelmann, der durch seine nahe Verwandtschaft mit seiner Gattin in seinem Familienkreise einen Platz gefunden hatte, welcher ihm Sohnesrechte verlieh.

„Laß Dich nicht fangen, mein Sohn!" rief er warnend. „Sie legt Dir Fallen!"

Oswald's Blick, schon stark umdüstert, erheiterte sich wieder. Er hatte schon gefürchtet in dem alten Herrn einen Bundesgenossen der zürnenden Dame zu sehen. Dies hätte ihn geschmerzt und seiner Stellung im Schlosse einen Stoß gegeben.

„Was hat man Dir denn von mir erzählt, Cousine Bella," sprach er mit ganz verändertem Tone. „Nennt man vielleicht in Kassel meine Zurückhaltung gegen die Hofleute eine Conspiration? Ich weiß, Du bist dort gewesen! Was ist denn der langen Rede kurzer Sinn? Ist's mißliebig bemerkt, daß ich die Beccassinenjagd in Schönthal nicht mitmachen wollte? Hat man beim letzten Carnevalsball etwa nicht Tänzer genug gehabt? Oder sollte ich der Kasseler Majestät meine einfachen Salons öffnen und ihm sybaritische Gastmähler offeriren? Irgend dergleichen muß es sein, was Deinen Eifer geweckt hat."

„Nein, dergleichen Lächerlichkeiten sind es nicht, die mich in Zorn gebracht haben, sondern die Nachricht, daß Du Dein Besitzthum verkaufen willst, um nicht länger Unterthan des westphälischen Königs zu sein!"

„Weißt Du vielleicht auch, wer mein armes, verschuldetes Wangeroda kaufen will?" fiel Oswald bitter scherzend ein. „Und wo steckte da eine Conspiration gegen den verehrungswürdigen Jerome?"

„O doch! denn es sollen mehrere Edelleute, die ihren Preußenkönig nicht vergessen können, mit solchen Plänen umgehen. Man will das Geld zu einem großen Plane vereinigen — man hofft auf Rußland — man hat die Idee, sich mit Russen zu verbünden, und man nannte Deinen Namen, den fleckenreinen Namen eines Wangera bei dieser Conspiration?" eiferte die Gnädige. Oswald stand unbeweglich vor seiner Cousine, aber dem scharfen, geübten Blicke des alten Herrn von Ettershaiden konnte eine gewisse Betroffenheit nicht entgehen, als er mit demselben Tone wie vorhin sagte:

„Unter den vielen Kunstfertigkeiten, die der Geist der Franzosen in's deutsche Land ver-

pflanzt hat, ist das Spionirwesen mir die verächtlichste. Daß aus Worten Gift gesogen wird, gehört jetzt zur Tagesordnung. Daß aber eine Dame aus dem Hause Wangera, daß die Gattin des Oberhofjägermeisters von Ettershaiden sich als die Vertreterin eines Hofes aufwirft, dessen König die Rechte unsers Vaterlandsherrschers fürchterlich beeinschränkt, diese Erfahrung ist mir neu und sie empört mich."

„Du verfällst ebenfals in die Prüderie meines Gatten, der aus Pflichttreue seinem frühern Souverain Altäre bauet," sprach die Dame merklich verstimmt über die Zurechtweisung des jungen Vetters. „Ich aber bin der deutschen Prüderie, die sich gegen die Genialität des französischen Volkes lächerlich überhebt, gründlich satt und werde meinem Geiste folgen, der sich dieser Genialität ebenbürtig fühlt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Dianatempel in Ephesus.) Nachdem die Stätte des Dianatempels in Ephesus, eines der „sieben Wunder der alten Welt", vor etwa einem Jahre nach langen Arbeiten über allen Zweifel festgestellt worden ist, hat Mr. Wood, welcher die Ausgrabungen für das Britische Museum leitet, im Laufe der letzten 12 Monate einen großen Theil des Tempels bis auf den Boden blosgelegt und — wie der „Times" aus Smyrna geschrieben wird — verschiedene, mehr oder weniger verstümmelte architectonische Marmorblöcke aufgefunden, aus denen sich schließen läßt, daß die Proportionen des Bauwerks weit colossaler waren, als die irgend eines anderen Ueberbleibsels griechischer Architectur. — Diese Säulen nämlich, welche noch so da lagen, wie die barbarischen Zerstörer der byzantinischen Zeit sie liegen ließen, messen nicht weniger als 6 Fuß im Durchmesser und das ungeheuere Gewicht derselben hat es nothwendig gemacht, das englische Marineministerium um Hilfeleistung anzugehen. Dieses stellte denn auch das große Panzerschiff Caledonia zur Verfügung, und seit Anfang Januar ist dasselbe mit dem Einladen der von Mr. Wood für das Britische Museum ausgewählten Marmorsäulen beschäftigt. Der größte Block, welcher über 11 Tons wiegt, ist Theil einer von den 36 evelatae columnae, welche Plinius erwähnt, und zeigt Hercules, wie er mit einer weiblichen Gestalt ringt, während auf einem anderen Bruchstück die unteren Hälften einiger sitzenden und stehenden weiblichen Figuren zu sehen sind. Der Tempel war in einem eigenthümlichen Style aufgeführt und Mr. Wood hat die Bruchstücke so gewählt, daß sich ein Urtheil bilden läßt, wie die Basis, das Capital und die Anordnung im Allgemeinen gewesen ist. Noch Ende Januars sollte die Caledonia mit ihrem werthvollen Cargo nach England absegeln.

(Ein modernes Paradies) muß Bath County in Virginien sein. Kein einziger Bewohner des County befindet sich im Gefängniß, nicht eine Anklage liegt den Criminalgerichten vor, das Armenhaus stand seit zehn Jahren nicht nur leer, sondern war im Gegentheil eine Einnahmequelle für das County.

Goldkörner.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirn des Thoren;
Im Herzen kündet es laut sich an,
Zu was Besserm sind wir geboren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Schiller.

Nicht im Getümmel, nein, im Schooße der Natur,
Am Silberbach, in unbelauschten Schatten,
Besuchet uns die holde Freude nur,
Und überrascht uns oft auf einer Spur,
Wo wir sie nicht vermuthet hatten.

Wieland.

* Charade.

(Dreisilbig.)

Wenn die Erste erscheint
Kommen die Letzten dazu.
Sie sind ewig vereint,
Bieten Erquickung und Ruh.
Doch vor dem Ganzen nimm Dich in Acht,
Oftmals hat es den Tod gebracht.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 26. Samstag, den 2. März **1872.**

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

„Du sprichst, der Verblendung des Augenblickes, wie alle Wangeras, leicht hingegeben, übereilt, Cousine Bella. Ich würde es für keine Ehre halten wenn Du Dich einem Könige ebenbürtig fühltest, dessen Wiege nicht neben der Wiege einer Wangera zu nennen ist;" spottete Oswald, der nur mit Mühe seine Gereiztheit meisterte. Frau von Ettershaiden, mit ihren eigenen Waffen angegriffen, erhob sich von der Ottomane und stellte sich kampfbereit vor dem jungen Manne auf.

„Es thut mir leid, Oswald, daß Dein ganzes Benehmen mir den Beweis giebt, in Dir wirklich einen jener Unzufriedenen zu sehen, die danach streben, einen Monarchen zu stürzen, welcher Alles thut, sein Land zu beglücken."

Oswald lachte erbittert hell auf. „Von solchen Bestrebungen des Königs von Westphalen ist mir nichts bekannt, beste Cousine."

„Mir auch nicht!" bekräftigte der Oberhofjägermeister, der ein aufmerksamer, aber stummer Zuhörer bei dem Gespräche geblieben war.

„Weil Ihr, als echte Spießbürger und nicht im Sinne des Adels die Bestrebungen Jerome's beurtheilt," rief die Gnädige erzürnt. „Hundertmal schon hat er es bewiesen, daß er seinen Grundsätzen gemäß den Glanz seiner Feste steigert, um den Handwerkern zu nützen! Das Geld soll wieder zur Quelle zurückfließen, sagt er."

„Ein vortrefflicher Grundsatz!" spöttelte Oswald. „Wovon schwelgt der erhabene Lüstling? Vom Schweiße der Unterthanen, die unter seinem Scepter seufzen. Und wer hat den Nutzen von seinen Schwelgereien? die Handwerker, die aus Paris hieher verschrieben sind!"

„Warum zeigen sich die deutschen Handwerker so dumm und ungeschickt? Selbst die Königin hat eingesehen, daß sich nichts mit ihnen anfangen läßt!"

„Wo bleibt dann aber die Wahrheit der Behauptung, daß das Geld wieder zur Quelle zurückfließe," meinte Oswald. „Es liegt im System der französischen Regierung, das Land auszusaugen und es muß jedem vernünftigen Menschen unerklärlich bleiben, daß sich ein so ahnenstolzer Geist, wie der Deinige, von den Gaukeleien dieses Hofes verführen läßt, der es sich zum Grundsatz macht, die Ahnentafeln deutscher Edelleute mit Schimpf zu beflecken. Wer nicht im Abscheu des reinen Herzens einen Schild gegen die wachsende Frivolität des Kasselers Hofes findet, der sollte doch mindestens durch einen Rückblick auf seine Ahnen die Grundsätze der Tugend zu befestigen suchen und sich nicht zum Vertheidiger von Principien aufwerfen, die überall verderblich, hier aber, von Eindringlingen geltend gemacht, geradezu hassenswerth sind."

„Spare Deine Worte und behüte sie vor fremden Ohren, damit sie Dir nicht Dein Grab graben," antwortete die Gnädige mit Pathos. „Ich weiß, was ich meiner Ehre schuldig bin und wenn die Gnade der Königin von Westphalen mir die Stelle einer zweiten Oberhofmeisterin verleihet, so werde ich, um meiner Zukunft willen, mit Euch Allen brechen!" Sie verließ das Zimmer und verfügte sich in ihr Ankleidezimmer, um sich zu dem Empfange des Marquis d'Etérais zu schmücken, der nach ihrer Meinung von der Königin gesendet wurde. Oswald sah seiner Cousine in völliger Erstarrung nach. Als sie verschwunden war, wendete er sich zu Ettershaiden, der mit einem unsäglich bittern und

zugleich traurigen Lächeln seinen fragenden Blick erwiederte.

„Ist das Ernst, Herr Vetter oder augenblickliche Laune?“ fragte er scheu und leise.

„Es ist Ernst, Oswald,“ entgegnete der alte Herr. „Ich betrachte es als die Strafe für meine Sünden und trage die Qual der täglichen Zwiste mit Demuth als eine Buße. So lange die Huldigungen der Welt meine Gattin befriedigten, war sie mir eine liebenswürdige Gefährtin, eine freundliche Theilnehmerin, eine gütige Pflegerin. Ich empfand selbst den Tod meiner drei Söhne nicht so schwer, weil Bella mir tröstend zur Seite stand. Aber im Laufe der letzten Jahre änderte sich ihr Benehmen. Sie wurde kalt, sie wurde hartherzig gegen den alten siebzigjährigen Mann. Ich bin ihr im Wege! Hüte Dich vor den Frauen, mein lieber junger Freund, die den Muth haben, sich selbst eine Stellung in der Welt zu gründen. Glaube mir, es sind die schlimmsten weiblichen Wesen. Sie schonen weder ihre Freunde, noch ihre Pflichten, um zum Ziele zu gelangen.“

„Es ist mir ein trauriger Gedanke, daß Sie jetzt noch unter dieser Erfahrung leiden müssen, würdiger Vetter,“ unterbrach ihn Oswald theilnehmend. „Die vulkanischen Elemente im Herzen meiner Cousine, die eine echte Wangera, mit allen den Fehlern, Schwächen und Gebrechen unsers Stammes ist, sind Ihnen verderblich gewesen in der Kraft Ihrer Mannesjahre; werden Sie denn jetzt Standhaftigkeit genug besitzen, um dieser gefährlichen Einwirkung zu widerstehen?“

„Ja!“ sagte der alte Herr, sich straff aufrichtend. „Mein Liebe zu ihr ist erloschen!“

Oswald prüfte einen Augenblick den Ausdruck seines Gesichtes und reichte ihm dann die Hand. „Lassen Sie Bella ruhig ihren Weg verfolgen, Einwendungen nützen bei einer Wangera nichts, also gewähren Sie bis zu einem gewissen Punkte ihre Launen. Aber,“ sein Auge flammte, „wenn Bella bei der Idee verharrt, am Hofe des Königs von Westphalen als Hofdame zu fungiren, so — zeigen Sie sich Ihres Namens würdig. Es hieße sich der niedrigsten Huldigung schuldig machen, wollten Sie, der ehemalige preußische Hofbeamte, Ihrer Gemahlin gestatten, nach Kassel zu gehen!“

„Es ist schon zu harten Worten zwischen uns gekommen, Oswald. Bella scheint bei ihrer letzten Anwesenheit in Kassel Vorbereitungen getroffen zu haben, die ihr Engagement außer allen Zweifel stellen. Ich erwarte jeden Augenblick den Marquis d'Eterais, der wahrscheinlich im Auftrage Ihrer Majestät der Königin kommt.“

„So nahe die Entscheidung?“ fuhr Oswald heftig auf. „Was werden Sie thun?“

„Ablehnen! bei fortgesetzter Forderung eine gerichtliche Scheidung androhen!“ sagte der alte Herr kurz und herbe.

„Recht so! die Frauen sind gewohnt, der Aeußerlichkeit der Ehre einen großen Werth beizulegen und diese Drohung kann meine Cousine zu ihrer Pflicht zurückführen.“

„Glaub' das nicht! Im Gegentheil! Sie wird die Projecte mit Energie durchsetzen, welche ihr ein erneuetes Lebensglück versprechen! Es ist traurig, so wenig Patriotismus bei den Frauen anzutreffen. Sie folgen der einmal erwachten Begier ohne Rücksicht auf ihre Pflichten für's Vaterland. Unsere jetzige Zeitperiode liefert erschreckende Beispiele und Bella wird die Gallerie genußsüchtiger deutscher Frauen vervollständigen helfen.“

„Um so glänzender treten die edeln Frauen hervor, die ihr Vaterland lieben!“ antwortete Oswald, indem er Anstalt traf, sich wieder zu entfernen. Der alte Herr beachtete dies nicht. In seinen Augen spiegelte sich eine leichte Wehmuth, als er nach einer kleinen Pause wieder begann:

„Ich habe seit längerer Zeit auf friedliches Glück resigniren gelernt. Wie die Sachen jetzt stehen, so muß ich die Wunden, die mir von Bella im letzten Reste meines Lebens geschlagen werden, so lange bluten lassen, bis sie von selbst vernarben. Ich erkenne an, daß ich mein Schicksal selbst heraufbeschworen habe, indem ich im spätern Mannesalter die ganze Poesie der Liebesseligkeit für mich in Anspruch nahm. Ich hätte die Regungen, die der Jugend gehören, bekämpfen sollen. Muß ich aber dem Willen Bella's jetzt weichen, so verlangt es meine Ehre als Preuße, daß ich dies Wesen was mir theuerer gewesen ist, als alles in der weiten Welt, fallen lasse! Meine Antwort für den Marquis d'Eterais ist unwiderruflich bestimmt!“

„Ich billige sie, mein theurer Vetter!“ entgegnete Oswald fest und ruhig. „Nur warne ich Sie vor der Beredsamkeit des Marquis, die sprichwörtlich geworden ist.“

Der alte Herr lächelte kalt. „Ich bin der Schwätzerei kluger Diplomaten noch nicht ganz entwöhnt, Oswald. Wir Ettershaiden, die vom Pagen an mit der List und Schlauheit eines Hofpersonales zu kämpfen hatten, verstehen sicherlich mit dem feinsten Intriguanten fertig zu werden und wenn seine Weisheit mit der Bosheit Hand in Hand gehen sollte.“

„Kennen Sie den Marquis schon längere Zeit?“ fragte Oswald, ungeduldig einen Schritt zur Thür gehend.

„Ich kenne ihn noch gar nicht, habe noch nie seinen Namen gehört, bis zu dem Augenblicke wo sein Jäger ihn anmeldete,“ erwiederte Herr von Ettershaiden hastig. „Persönlich bin ich ihm auch noch nicht nahe gekommen,“ antwortete Oswald eben so hastig, denn es drängte ihn fortzureiten, um nicht mit dem Marquis zusammen zu treffen. „Doch scheint dieser Mann Einer der Besten zu sein, die gleichsam als Vermittler zwischen dem deutschen und französischen Volke stehen. Sein Name hat keinen schlechten Klang.“

„Ich hörte kürzlich sagen,“ fuhr er nach einem kurzen Nachdenken fort, „daß d'Etérais sich der besondern Gunst Napoleon's erfreue. Man schreibt ihm manchen günstigen Erfolg in den Privatverhältnissen des Kaisers zu und ist sehr geneigt, die Heirath Jerome's mit der Prinzeß von Württemberg und selbst des Kaiser Napoleons Vermählung mit der österreichischen Kaiserstochter auf Rechnung des jungen, sehr feingebildeten, umsichtigen und liebenswürdigen Mannes zu setzen.“

„Thorheit; daran werden sich wohl andere Kräfte versucht haben, als die seinigen, die sich auf Privatverhältnisse beschränkten,“ murrte ungläubig der alte Herr.

„Nun, ganz und gar ablehnen läßt sich die Möglichkeit dieser Behauptung nicht. Der Marquis ist noch jetzt die rechte Hand der Königin, ihr Rathgeber in allen unsichern Fällen und ihre Stütze bei den mannigfachen trüben Erfahrungen.“

„Was bekleidet der Marquis für ein Amt?“ fragte der alte Herr.

„Gar keins. Er nimmt grundsätzlich kein Amt an und verschmähet jeden Titel!“

„Wunderbar! Er ist also eine Art dienstbarer Geist? Ein Puck des Oberon, der ausführen muß, was sein Herr und Meister befiehlt!“ spöttelte der Oberhofjägermeister. „Von der Königin gesendet, wird dieser geniale Franzose seine Liebenswürdigkeit zum ersten Male vergeblich verschwenden.“ Oswald war mittlerweile der Thüre noch näher getreten und hatte seine Hand auf den Drücker derselben gelegt. „Wo willst Du hin? Willst Du die beiden Mädchen aufsuchen?“ fragte der alte Herr. „Thu das! Ich komme nach, so mich der Marquis nicht mit einem zu langen Besuche beglückt; Du wirst Melitta und Fides entweder im Pavillon oder unter der großen Kastanie finden. Die Kleine flog wie eine erlösete Schwalbe zum Zimmer hinaus, als ich meiner Gemahlin den Besuch des Marquis zu melden kam. Das arme kleine Mädchen trägt am Schwersten, wenn Madame schlechte Laune hat.“

„Aendern Sie doch die Stellung der Kleinen!“ sagte Oswald zerstreut. „Ich will jedoch nicht zu den Mädchen gehen, sondern heimreiten. Die Bemerkungen meiner Cousine Bella geben mir mehr zu denken, als Sie meinen. Sie sind mir ein sicherer Beweis, daß unter uns ein Verräther sein muß.“

„So wäre man wirklich wieder einer Conspiration auf die Spur gekommen?“ flüsterte der alte Herr vertraulich.

„Nein, so weit ist der Plan noch nicht gediehen,“ erklärte Oswald eben so leise „aber, daß man in Kassel schon weiß, was wir noch kaum gedacht und nur flüchtig im Gespräche ein Mal berührt haben, das ist ein Zeugniß für Napoleonische Staatskunstkniffe. Es ist unter seines Bruders Regierung dahin gekommen, daß man seinem eigenen Bruder nicht mehr trauen darf. Die Wände sichern kein Geheimniß mehr. Die Luft scheint den Gedanken selbst wegzutragen.“

„Um so fester müssen die ehrenhaften Männer stehen!“ sagte der alte Herr feierlich. „Später mehr, Herr Vetter,“ sprach Oswald eilig. „Ich mag dem Marquis nicht begegnen, also — auf Wiedersehen.“ Er schüttelte dem Herrn von Etttershaiden die Hand und ging von diesem begleitet zum Hofe hinaus. Auf seinen Befehl wurde ihm sein Pferd vorgeführt und er sprengte mit dem stillen Seufzer zum Thore hinaus: ‚Also auch hier ist man nicht mehr sicher vor den Creaturen des Kasseler Hofstaates!‘

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Kaiser Joseph II.) ging einst im Augarten spazieren, bei welcher Gelegenheit sich ein Pudel zu ihm gesellte, der schlechterdings nicht wieder fortzuweisen war. Bei näherer Besichtigung zeigte sich, daß sein Halsband die Worte „Kaiser" und „Joseph" trug, weßhalb der Kaiser glaubte, daß ihm ein unbekannter Freund mit dem gut dressirten Thiere ein Geschenk machen wollte. Er behielt den Hund daher bei sich und nahm ihn häufig auf Spaziergängen mit. Bei einer solchen Gelegenheit eilte der Hund zu einem stattlichen dicken Herrn, und Herr wie Hund freuten sich ungemein ihres Wiedersehens, auch machte Letzterer keine Miene, sich noch weiter zum Kaiser zu halten. Joseph ließ sich mit dem Manne in ein Gespräch ein, dessen Gegenstand natürlich der Hund war; der Mann war Fleischer und ganz unzweifelhaft Herr des Hundes.

„Aber warum," fragte Joseph endlich, „warum habt Ihr auf das Halsband „Kaiser Joseph" setzen lassen?"

„Bitt' um Vergebung, Eure Gnoden!" erwiderte der Fleischer, „da steht nicht „Kaiser Joseph", sondern „Joseph Kaiser", und das ist mein Name!"

„Das ändert freilich die Sache!" meinte Joseph lächelnd und gab den Hund auf, da der Meister sich nicht gerne von demselben trennen mochte.

(Die Communisten) sind Leute, welche nichts besitzen, jedoch Alles mit Anderen theilen wollen. Es gibt deren von verschiedener Sorte. Die Einen sind ehrliche Theoretiker, die Anderen unverschämte Praktiker. Unlängst schnitt einer von den Letzteren im Gedränge einem Herrn die beiden Rockschöße ab. Der Eigenthümer des Rockes drehte sich um und nahm den Communisten beim Kragen. „Was machen Sie da?" fragte er. — „Das sehen Sie ja. Ich nehme nach der Lehre des Communismus die Hälfte Ihres Rockes." — „Auch ich bin Communist," entgegnete da der Rockmensch, indem er so heftig mit seinem Stocke den Rücken des Diebes bearbeitete, daß der Stock zerbrach; „ich theile meinen Stock mit Ihnen; da, nehmen Sie die Hälfte davon."

(Theaterbrand.) Merkwürdig ist die große Zahl von Theaterbränden, welche das Jahr 1871 in trauriger Weise auszeichneten. Das Odeum in Hamburg eröffnete im Februar den Reigen, welchem das Theater in Santiago in demselben Monat, im Mai das Theater Lyrique und die Theater Chatelet in Paris, Sorte St. Martin und Dellassements Comiques folgten; im Juni wurde das Theater in Breslau und das in Shanghai. im August ein Vorstadttheater in London, im September die Theater in Darmstadt und Chicago und im November das Theater in Melbourne ein Raub der Flammen.

Goldkörner.

Die Weisheit gleicht der schönen Spröden,
Man muß ihr täglich Weihrauch streu'n,
Ihr früh sein ganzes Leben weih'n,
Um ihrer Liebe werth zu sein. Gotter.

Zufriedenheit besänftigt unsern Muth,
Und sie allein nennt jede Fügung gut;
Selbst im Palast, wie in beschilften Häusern,
Ist keine Zeit ihr golden oder eisern.
v. Hageborn.

Hat deine Seel' in deines Gottes Welt
Sich rein erhalten — — —
Dann wird in deinem Saal, in deiner Flur,
In deinem Garten und in deinem Wald,
Die Freude willig dich begleiten! Wird
In deinem Herzen wohnen, und darin
Kein Gast, sie wird als wie zu Hause sein!
Gleim.

---

* Charade.

Es hat nicht Anfang, hat nicht End',
Steht zahllos an dem Firmament.
Es wird umschifft und wird umreist,
Als Knödel viel und gern verspeist.
Es dient zum Spielzeug Mann und Kind,
Und bringt den Tod oft sehr geschwind.
Ein Zeichen änd're — dient's zum Ziel
Dem Erstern in beliebtem Spiel.

Auflösung der dreisilbigen Charade in der vorigen Nummer:
Nachtschatten.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Jost.

Nr. 27. Dienstag, den 5. März 1872.

* Genügsamkeit.

Es wächst in gold'ner Jugendzeit
Ein Kräutlein mit Bescheidenheit.
Scheinlos und doch von bester Art,
Das manchen guten Groschen spart;
Wer's hat, der ruft bei Milch und Brod,
Noch fröhlich aus: 's ist keine Noth!

Nicht überwürzt es das Gericht,
Gibt, was bescheid'nem Sinn gebricht,
Hält Alles, was sein Blick versprach,
Kommt nicht mit Sorg und Unlust nach —
Fürwahr, nicht übel wird es steh'n,
Wo wir dies Kräutlein blühen seh'n.

Der Gärtner freilich baut's nicht an,
Der Koch verschmäht's, der üpp'ge Mann!
Er spricht mit Hohn: was soll mir das?
Es macht nicht voll, nicht fett, nicht naß.
's ist nur ein eitel Hirngespinnst,
Mir bringt's nicht Ehre noch Gewinnst!

Und doch, o Glück der Kinderzeit,
Wie war dein Mahl so rasch bereit,
Wie aß, gleichviel auf welchem Tisch,
Der Kindermund so froh und frisch!
Um Koch und Kellner war kein Leid —
Das Kräutlein heißt: Genügsamkeit!

H. Kletke.

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

3. Capitel.

Auf offener Straße.

Oswald von Wangera ritt gedankenvoll die Pappel-Allee hinab, die bis zur alten Burg führte und mit ihren ersten, frischgrünen Blättchen umschleiert, einen anmuthigen Anblick darbot. Der junge Mann achtete an diesem Tage nicht darauf. Ebensowenig machte es Eindruck auf ihn, daß die Sonnenstrahlen des Frühlings das alte Mauerwerk seltsam verschönten und daß der Wald, der sich links vom Hause so dicht anschloß, als sei die Burg in die dichte Baummasse hineingeschoben, in der prächtigen Beleuchtung zauberhaft schön erschien.

Oswald von Wangera war ein Kind seiner Zeit im wahren Sinne des Wortes. Er repräsentirte die Schwächen seines Standes, aber er war ein tüchtiger und edler Mann, der sich in schöner Begeisterung bis zur Schwärmerei verstieg, wenn er sich in Pläne vertiefte, die das Vaterland zu retten vermöchten. Seine äußere Ruhe verbarg die Lebhaftigkeit seiner Phantasie und da er ganz offen eine gewisse Tugendbeharrlichkeit zur Schau trug, so war man geneigt diese äußere Ruhe mit dem zu bezeichnen, was man im gewöhnlichen Leben Pedanterie zu nennen pflegt. Vor Allen war es aber seine Cousine Bella, die ihn der pedantischen Strenge zieh und seine Liebenswürdigkeit deßhalb stark in Zweifel zog, weil er ihr ganz ungescheut Urtheile über ihr Thun und Treiben in's Gesicht sagte. Diese einseitige Beurtheilung that ihm weiter keinen Schaden. Man schätzte ihn seiner Bildung und seines Ernstes wegen und da sein Wesen noch durch eine edle Persönlichkeit gehoben wurde, so gehörte er zu den beachtetsten Männern der ganzen Umgegend.

Er war mit Frau von Ettershaiden ziemlich nahe verwandt. Ihre Väter waren Brüder gewesen. Nicht ganz so nahe war die Verwandtschaft mit einem jungen Mädchen, Melitta von Wangera, das als Waise in dem Hause des Oberhofjägermeisters von Ettershaiden eine Zuflucht gefunden hatte. Seit dem Unglücksjahre 1806, das den Königsthron von Preußen erschütterte, seines Hofdienstes quitt geworden, bewohnte dieser alte Herr mit seiner schönen, noch ziemlich jungen Ge-

mahlin zuerst ein Quartier in einem der verödeten Schlösser Berlin's, zog aber nach dem unerwarteten Tode seiner Söhne unverzüglich nach Ettershaiden, als dem Zufluchtsorte, der ihm bei der Wandlung seines Geschickes am meisten zusagte.

Von da an knüpfte sich das Band der Verwandtschaft, durch gegenseitige Werthschätzung befördert, von Tag zu Tag fester zwischen Oswald und dem alten Herrn von Ettershaiden. Vater und Sohn konnten nicht traulicher zusammen reden, als diese beiden Männer, die sich in einem mächtigen Interesse für Alles, was Preußen hieß, zusammenfanden.

Das Besitzthum des jungen Herrn von Wangera lag zwei Stunden von Ettershaiden entfernt. Der Weg führte an der alten Burg vorüber, zog sich dann etwas bergab und wurde durch einen breiten, hübschen und klaren Bach begränzt, der erst beim Herrenhause von Wangera abwich und sich in einem Teiche verlor. Dieser Bach war Ursache, daß Wangeroda eben so wie die Burg Ettershaiden westphälisch wurde, während das Dorf Ettershaiden, das jenseits des Baches lag, preußisch blieb. Oswald kümmerte sich nicht um seinen neuen Landesherrn. Er vermied, wie schon angedeutet ist, beharrlich jeden Verkehr mit den Leuten, die mit dem König Jerome zu thun hatten und blieb im Herzen preußisch gesinnt.

Bei seinen scharf ausgeprägten patriotischen Gesinnungen konnte es nicht fehlen, daß sich im Laufe der Zeit der Grimm über die Herrschaft einer Nation entwickelte, die von Gottes und Rechtswegen aus einem Lande vertrieben werden mußte, wo sie nichts als Leid und Trauer bereitete. Es kamen Stunden, in denen finstere Schatten seine Stirn umdüsterten, wenn er bedachte, daß wenig Hoffnung vorhanden sei, das Elend des deutschen Vaterlandes geendet zu sehen. Pläne wälzten sich dann in seinem Kopfe, die bisweilen das Maaß der Vernünftigkeit überstiegen, aber er theilte sie Niemand mit, weil er einst in einer heiligen Minute tiefen Jammers sich gelobt hatte, im Nothfalle als ein Märtyrer für's Vaterland zu sterben und mit dem Opfer des eigenen Lebens das Dasein des Mannes zu enden, in dessen starker Hand die Zügel des mächtigen Eroberungswerkes ruheten.

Selten entschlüpfte ein Laut des Mißfallens einen Lippen. Er hielt seine Gedanken geheim, weil er die Freiheit seines Handelns für die Zukunft höher stellen wollte. Nur der Oberhofjägermeisters von Ettershaiden war zuweilen Zeuge eines aufblitzenden Zornes gewesen und in dem Verständnisse über diesen Gegenstand ruhete die tiefe Sympathie der beiden Männer.

Gedankenvoll verfolgte Oswald seinen Weg, nachdem er gewissermaßen die Flucht vor einem Hofschranzen des Königs Jerome ergriffen hatte. Ihn beschäftigten die Vorwürfe Bella's weit mehr, als man nach seinem Verhalten hätte denken können. Nicht, daß er Furcht fühlte vor einer Entdeckung, die ihn blosstellen konnte — nein, es war von seiner Seite noch nichts geschehen, was gefährlich auf seine Pläne hätte zurückwirken können. Ihn beschäftigte vor Allem der Gedanke, wie man zur Kenntniß eines Gespräches gekommen war, das einige Tag vorher im engsten Kreise bewährter Freunde gepflogen wurde. Wo steckte der Verrath? Wer von diesen Freunden zeigte sich wohl am Ersten eines hinterlistigen Benehmens fähig?

Oswald wußte sich die Fragen nicht zu beantworten und ein Trübsinn eigener Art nahm nach und nach Besitz von seiner Seele. Jedes Wort und jede Handlung wurde von jetzt an gefährlich für seinen Plan, den er schon längst entworfen hatte. Allerdings war man diesem Plane auf der Spur. Er wollte sein kleines Gut losschlagen!

Aber nicht um sich aus dem Verhältnisse zum westphälischen Reiche zu lösen, sondern um die Mittel zu gewinnen, sich nach Rußland zu begeben und dort mit voller Geisteskraft Alles das geltend zu machen, was er in langen, einsamen Tagen überlegt und überdacht hatte. Große, weltumfassende Ideen wogten in seinem Kopfe. Sie zeugten von seinem Feldherrntalente, bevor er nur die kleinsten Beweise in der Praxis geliefert. Das leidenschaftliche Interesse, womit er die kriegerischen Ereignisse der Zeit verfolgt, der tiefe fürchterliche Grimm, womit er die steten Siege des Welteroberers beobachtet hatte, weckten Ansichten in ihm, welche die Möglichkeit boten, in dem gewagten Feldzuge gegen Rußland, den Napoleon jetzt vorbereiten will, das Mittel zu seiner Vernichtung zu finden. Gereift waren die Pläne dazu noch keineswegs. Dazu gehörte eine umfassendere Kenntniß der Stra-

tegie und Tactik. Nur wenn es dem jungen Enthusiasten gelang, durch seine Ideen einen Feldherrn zu begeistern, der die Macht der Ausführung in Händen hatte, nur dann konnte er sich der Hoffnung auf glückliche Erfolge hingeben.

Unter seinen wechselnden Gedanken war er allmählig der alten Burg näher gekommen. Sein Blick glitt achtlos darüber hinweg und er würde im nächsten Momente den Seitenweg eingeschlagen haben, der ihn zu einer schmalen, etwas baufälligen Brücke führte, die ihn vom preußischen in's westphälische Gebiet befördern mußte, wenn nicht seine Aufmerksamkeit durch die Erscheinung eines Mannes gefesselt worden wäre, der vom Walde her kam und mit lebhaften Geberden Zeichen gab, daß er ihn zu sprechen wünsche. Oswald hielt sein Pferd an und wartete auf den Mann, der eilfertig über die breite Wiesenfläche daherschritt, welche sich seitwärts der Burg bis zum Walde hin ausbreitetete und in ihrem blumenreichen, üppigen Grün ein Schmuck der Landschaft war.

Der Fremde kam rasch näher. Er war sauber, aber auffallend einfach gekleidet.

Stulpenstiefel, ein dunkler, bis zum Halse zugeknöpfter Oberrock und eine Kopfbedeckung, wie sie die Jäger in damaliger Zeit liebten, das war sein ganzer Staat. Aber Oswald erkannte trotzdem den Mann von Distinction und erwiederte seinen Gruß mit schuldiger Artigkeit, indem er ihm zum Fußsteige entgegenritt.

Der Fremde, ein schlanker, junger Mann von gewöhnlicher Mannesgröße, mit lebhaft heiterem Mienenspiele und einem Augenpaare voll Gluth, Geist und Leben, trat dicht an das Pferd heran, legte seine Hand liebkosend auf den Hals desselben und bat mit einigen freundlichen Worten um Entschuldigung ihn aufgehalten zu haben. Die stolze Sicherheit, womit er sprach und das Selbstbewußtsein, welches dabei aus seinen dunklen Augen leuchtete, wurde außerordentlich durch das weiche, schöne Organ gemildert, das schmeichelnd wie Musik bis in's Herz des Herrn von Wangera drang.

Oswald antwortete einige verbindliche Worte und der Fremde fragte ohne weitere Einleitung mit zutraulichem Lächeln: „Ist dies alte Mauerwerk etwa die Ettershaider Burg?"

„Allerdings," war die Antwort des jungen Edelmannes. Der Fremde lachte laut auf. „Da sieht man, was Knabenphantasien zu erschaffen vermögen! Mir schwebte diese Burg in einem so poetisch-romantischen Lichte vor, daß die Enttäuschung erschreckend ist."

„Sie kannten also früher diese Burg?" fragte Oswald, dessen Neugier sich zu regen begann.

„Ein Mal habe ich Besuch darin gemacht und dabei meine sechsjährige Phantasie mit Rittern und Gespenstern, mit Prinzessinnen und —" er zögerte einen Augenblick, setzte aber dann mit keckem Lachen hinzu — „und mit verstoßenen Gattinnen fühlen lassen!"

Oswald warf einen schnellen Seitenblick auf die schöne Männergestalt, gleichsam um zu prüfen, was er von diesen sonderbar offenherzigen Worten denken sollte. Als er nicht antwortete, nahm der Fremde sorglos wieder das Wort und fragte schnell: „Könnte ich nicht hinein in dies alte Nest, worin nur Eulen zu nisten scheinen?"

„O ja! dort drüben an der Mauer wohnt ein alter Förster. Er hat den Schlüssel zur Burg und zugleich eine Art Aufsicht darüber. Sie werden innen das alte Haus weit wohnlicher finden, als Sie es erwarten. Die Zimmer sind von der letzten Bewohnerin einigermaßen in Stand gesetzt —"

„Die letzte Bewohnerin war eine verstoßene Gattin des jetzigen Besitzers?" unterbrach ihn der Fremde. Oswald prüfte abermals mit einem Anfluge von Mißbehagen die Züge des Mannes, um zu sehen, ob nur müssige Neugier oder eine Art Bosheit ihn zu den indiscreten Fragen und Andeutungen verleitete.

Offen und ehrlich, ohne Arg und Falsch war der Ausdruck der dunkeln, strahlenden Augen, die den seinigen begegneten.

„Ja," antwortete er nun ohne Verzug. „Die erste, geschiedene Gemahlin des Oberlandjägermeisters von Ettershaiden wohnte dort oben im Schlosse Ettershaiden; sie liebte jedoch die alte Burg und hielt sich im Sommer gern in den hohen gewölbten Gemächern derselben auf." — Der Fremde nickte beistimmend, als wisse er sich dessen zu erinnern.

„Die Dame ist todt?" forschte er. „Auch die jungen, starken, kräftigen Junker sind todt? Ein wunderbarer Zufall, in dem man die Hand der Nemesis erkennen möchte."

Oswald machte eine ungeduldige Bewegung, die sein Pferd zur Unruhe brachte.

Der Fremde schien dadurch auf einen Gedanken zu verfallen, der ihm veranlaßte, sein Auge fester auf den Reiter zu richten. Er lächelte kaum bemerkbar und trat einen Schritt vom Pferde zurück.

„Nennen Sie mich nicht unbescheiden, mein Herr!" sprach er mit Nachdruck. „Es verknüpft sich ein tiefes Interesse mit diesen Fragen.... Sie sind aus der Gegend hier und ich mag mit meiner Bemerkung persönliche Ansichten beschränkt haben. Vielleicht habe ich das Vergnügen einen Verwandten der Familie Ettershaiden vor mir zu sehen, der geneigt ist, ein milderes Urtheil über Begebenheiten zu fällen, die einer edlen Frau schwere Kränkungen zufügten. Verzeihen Sie also mein unberufenes Urtheil."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Patriotischer Büchereinband.) Zur Zeit der Krönung des Kaisers von Oesterreich, Franz Joseph, zum König von Ungarn kam ein ungarischer Edelmann zu einem Buchbinder in Pesth, um sich einige Bücher einbinden zu lassen. Dabei ward auch von der Krönung gesprochen, und der Ungar war natürlich voll Begeisterung. Als er sich entfernen wollte, sagte der Buchbinder: „Sie haben mir ja aber noch gar nicht angegeben, wie ich die Bücher binden soll?" — „Versteht sich, sehr schön!" antwortete der Edelmann. — „Wünschen Sie halb oder ganz Franz?" — „O", rief der Edelmann, „binden Sie mir die Bücher halb Franz, halb Joseph, daß ich doch liebes König ganz hab'."

(Ergebenstes Bittgesuch.) In einem der ersten Gasthäuser zu Pest liest man die an den Wänden angebrachte, großgedruckte Bitte: „Die männlichen Gäste werden höflichst ersucht, dem weiblichen dienenden Personale auf der Treppe nicht zu schmeicheln, weil viele Geschirre dadurch zerbrochen werden."

(Reiche Nachkommenschaft.) In Polpero, einem Dorfe in Cornwall, starb ohnlängst im Alter von 93 Jahren eine Wittwe, Namens Mary Holten, die eine Nachkommenschaft von nicht weniger als 237 Seelen hinterläßt, nämlich 14 Kinder, 117 Enkel und 106 Urenkel.

(Voraussicht.) „Sie sind Zimmermann, nicht wahr?" — „Ja wohl." — „Sie haben in der Nähe des Platzes, wo die Schlägerei vorfiel, gearbeitet?" — „Ja wohl." — „Wie weit standen Sie von den beiden sich Schlagenden entfernt?" — „Sechsunddreißig und einen halben Fuß rheinisch." — „Wie könnnen Sie das so genau aussagen?" — „Weil ich mir's gemessen hab'; — ich dacht' gleich, so 'n Narr vom Gericht könnt' mich d'rum frag'n."

(Feiner Unterschied.) Gast: „Sie, Kellner, was haben Sie mir denn da für einen hundemiserablen Wein gebracht? So ein Gesöff trink' ich nicht, kosten Sie ihn nur selber!" — Kellner: „Sauschlecht ist er schon, aber gar so hundsschlecht, wie Sie sagen ist er doch nicht."

(Volkszählung.) „Gnädige Frau, darf ich um Ihre Familienangaben bitten — ich bin der Volkszähler." — „Aber, was soll das? Das geht ja uns nichts an; wir zählen ja zur Aristokratie und nicht zum Volke."

Goldkörner.

Nur ein Mensch, der nach einem Freunde gerade so schmachtet, wie nach einer Freundin, verdient beide.
Jean Paul.

Von seiner Religion muß Niemand viel reden; ihre Theorie gehört in's Kämmerlein, ihre Praxis in die Welt, in jenem muß sie herzlich, in der Welt und im Hause thätig sein. J. G. Scheffner.

Seid gut! — der Unschuld strahlt das Ziel,
Vom Abendroth umgeben,
Und jedes edlere Gefühl
Folgt uns zum bessern Leben. v. Salis.

O seliges Gefühl, den Edlen zu gefallen! —
Du bist das große Ziel, nach dem wir Alle wallen!
Dich haben, ist schon viel;
Dich auch verdienen, ist das seligste von allen.
v. Gödingk.

Auflösung der Charade in voriger Nummer:
Kugel — Kegel.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

# Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 28. Donnerstag, den 7. März 1872.

Der Ruf der Mutter.

Bin ich allein in einer stillen Stunde,
Dann neigt sich her zu mir ein theures Bild;
Mein Herz vernimmt aus dem geliebten Munde
Die alten Worte wieder leis und mild.
Wenn winterlich der Stürme Wuth erscholl,
Dann rief die Stimme wohl, die längst verhallt,
Aus zartem Mutterherzen sorgenvoll:
Bleib' hier mein Kind, da draußen ist es kalt!

Sie streichelte die frischen Kinderwangen
Und herzt' und küßte mich in Freud' und Lust,
Und als ich bald darauf hinweg gegangen,
Da weinte sie so sehr an meiner Brust.
Ich wußte nicht, wie tief der Mutter Schmerz,
Wenn sie vom Kind sich scheidet mit Gewalt,
Doch fiel es bald mir wieder schwer auf's Herz:
Bleib' hier mein Kind, da draußen ist es kalt!

Der Liebesruf ist nimmer mir verklungen,
Er rief das Leid der Sehnsucht mir zurück,
Wenn mir die Seele floh, vom Rausch bezwungen,
Und mahnte mich an das vergess'ne Glück.
Wie klopfte mir das Herz und schlug so warm,
Und ach; wie fröhlich bin ich heimgewallt:
O, Seligkeit im lieben Mutterarm,
Und in der Welt da draußen, ach, wie kalt!

Nun ist sie todt, und unter grünen Matten
Liegt schlafend sie in letzter, tiefer Ruh,
Ich sah mit ihr der Jugend Glück bestatten
Und sah mit thränenlosen Augen zu.
Sie zürnt mir nicht, o nein, ein Engel, schwebt
In Himmelsg'anz hernieder die Gestalt:
Mein liebes Kind, wenn dich der Scherz durchbebt,
Komm du zu mir, da draußen ist es kalt!

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Oswald begnügte sich durch eine verbindliche Neigung des Kopfes zu antworten, aber er blickte mit gesteigerter Neugier auf den jungen Mann, dessen Manieren errathen ließen, daß er sich frei und sicher in den Kreisen zu bewegen wisse, die auf feine Bildung Anspruch zu machen pflegen.

„Sie erlauben mir nun noch eine einzige Frage,“ begann der Fremde von Neuem.

„Fragen Sie nur“, sagte Oswald ermunternd. „Es wird mir eine Freude sein, wenn ich die Frage eben so unbeschränkt und ehrlich beantworten kann, wie Sie Ihr Urtheil über Familienbegebenheiten gaben, die leider den Tadel der Welt verdienen.“

„Schön, daß Sie mir Recht geben!“ antwortete der Fremde freimüthig. „Meine Frage betrifft aber diesmal keine Familienereignisse, sondern einfach die Erkundigung, wo Wangeroda liegt.“ Oswald sah ihn höchst überrascht an.

„Wangeroda?“ wiederholte er zögernd, als wolle er damit andeuten, daß er zuerst wissen möchte, warum der Mann nach Wangeroda frage.

„Es muß in der Nähe liegen,“ erläuterte der Fremde. „Meinen knabenhaften Begriffen zufolge sogar sehr in der Nähe von der alten Ettershaider Burg.“

„Dann trügen Sie Ihre knabenhaften Begriffe abermals,“ entgegnete Oswald in scherzendem Tone. „Wangeroda ist beinahe zwei Stunden von der Burg entfernt für den Fußgänger, obwohl man es gemeiniglich nur eine Meile rechnet.“

„Ich bin den Weg gefahren,“ erklärte der

Fremde ebenfalls mit treuherzigem Lachen. „Nicht wahr, der Weg geht am Bache entlang?“ fügte er, mit der Hand auf das kleine Gewässer deutend, hinzu. „Mein Gedächtniß ist ziemlich treu, wenn nicht die Phantasie ihre Farbentöpfe dazu liefert. Haben Sie vielleicht davon gehört, daß der Besitzer von Wangeroda damit umgeht sein Gut zu verkaufen?“

Oswald zuckte unmerklich zusammen und sah dem Fragenden mit starrer Verwunderung fest in's Auge.

„Wer hat Ihnen das mitgetheilt, mein Herr,“ sprach er dann mit eisig ruhigem Tone.

„Ich hörte es in einer Gesellschaft gerüchtsweise,“ entgegnete der Fremde, „und da Jemand sich hier in der Gegend anzukaufen wünscht, so übernahm ich es, mich persönlich nach der Wahrheit dieses Gerüchtes zu erkundigen.“

Oswald blickte ironisch lächelnd auf den Mann nieder. „Sie wissen doch wahrscheinlich nicht, mit wem Sie reden,“ sagte er in der festen, schnell aufgetauchten Meinung, einen Spion der westphälischen Regierung vor sich zu haben, der ihn in der Zuversicht auf seine Macht einer Inquisition zu unterwerfen gedachte.

„Nein“, antwortete der Fremde rasch. „Dürfte ich um Ihren Namen bitten? Aber nur unter der Bedingung, daß Sie mir damit nicht die Verpflichtung auferlegen, mich zu nennen, bitte ich um Ihren Namen!“

Oswald wurde wieder wankend in seiner Meinung Es lag durchaus nichts Verstecktes, nichts Heuchlerisches in dem Wesen des Mannes Was wagte er denn auch, wenn er seinen Namen nannte? Und dann? Es wünscht sich Jemand in der Gegend anzukaufen! War denn dies nicht möglich und lag nicht in diesem Zufalle etwas, was wie eine Schickung Gottes zu betrachten war? die Spannung, womit der Fremde ihn nach seiner ausgesprochenen Bitte um Nennung seines Namens betrachtete, bewies hinlänglich, daß er ihn nicht wußte.

„Ich bin der Eigenthümer von Wangeroda, mein Herr! Sie werden jetzt mein Erstaunen begreiflich finden, daß mir auf offener Landstraße die Nachricht von einem Vorhaben mitgetheilt wird, an das ich ernstlich noch nicht gedacht habe.“

Ein heller Freudenstrahl war sogleich nach den ersten Worten aus des Fremden Augen gebrochen und er wartete kaum das Ende dieser Rede ab, um mit lebhaft bewegter Stimme mehrmals zu wiederholen: „Oswald von Wangera — mein Gott, er selbst — Oswald Wangera! Wie freut mich das!“

Dabei ergriff er die Hand des jungen Edelmannes und drückte sie herzlich zwischen den seinigen.

Eine eigene Rührung überschlich Oswalds Herz, als er sich von dem jungen, interessanten Fremden so überraschend herzlich begrüßt sah und noch sonderbarer wurde ihm zu Muthe, als dieser heiter fortfuhr:

„Mein Gedächtniß ist doch nicht so treu und zuverlässig, wie ich mir einbildete, sonst hätte ich Sie erkennen müssen. Zwar liegen viele, viele Jahre dazwischen, wo ich Sie sah, aber, gestehe ich's offen, darin liegt der Grund nicht, sondern in dem Umstande, daß Sie mir damals so erbärmlich blaß und schmächtig vorkamen, daß ich in diesem großen, stattlich kräftigen Manne niemals den Junker Oswald vermuthet hätte. So geht's,“ meinte er, lachend auf die alten Mauern der Burg deutend, „so geht's im Leben! Was uns in unserer Jugend überragt, was uns Respect und Grauen einflößt, das bewundern wir und bekleiden es mit den Zierrathen der Einbildung. Daher dann die Verwunderung, wenn unser Verstand zu kritisiren fähig ist. Im entgegengesetzten Falle können wir uns nie eine Idee von der Verwandlung kindlicher Schwäche in Kraft, Stärke und Schönheit machen. Obwohl wir selbst zunehmen an Weisheit und Verstand, an Alter und Vollkommenheit der äußern Gestalt, so berechnen wir doch selten richtig die Macht der Entwicklung an Anderen und erstaunen dann über die Gebühr, wenn wir Gelegenheit haben zu bemerken, daß unsere Jugendbekannten mit uns Schritt gehalten haben.“

„Sie zählen mich zu solchen Jugendbekannten?“ unterbrach ihn Oswald mit ruhiger Höflichkeit.

„Allerdings! Ich hätte mich bei einem Besuche auf Wangeroda wahrscheinlich nach jenem blassen, langarmigen und langbeinigen Junker umgesehen, den man Oswald nannte.“

Er lachte so unwiderstehlich heiter und von ganzem Herzen, daß Oswald, hingerissen von seinem Beispiele, ebenfalls nichts Besseres thun konnte, als in ein herzhaftes Gelächter auszubrechen. Im Stillen aber nahm er sich vor,

die Scene auf der offenen Landstraße zu enden, die ihn nicht klüger zu machen versprach.

„Nach diesen Worten darf ich schließen, Sie in Wangeroda zu sehen?“ begann er wieder.

„Gewiß, ganz gewiß! Ich hoffe mit Ihnen über den Kauf Ihres Gutes einig zu werden, im Falle Sie gewilligt sein sollten, es wirklich zu verkaufen. Doch davon später!“

„Für jetzt habe ich den Vorsatz noch nicht gefaßt, Wangeroda zu verkaufen“, fiel Oswald mit scharfer Betonung ein. „Hier ist der Ort nicht, davon weiter zu reden, noch dazu da mein Gedächtniß bei Weitem unzuverlässiger ist, als das Ihrige, und ich trotz alles Nachdenkens nicht zu enträthseln vermag, mit wem ich die Ehre habe zu reden.“

„Davon später! Davon später! Ich werde kommen, ehe Sie es denken! Also auf Wiedersehen!“ rief der Fremde, grüßte mit Anstand und Herzlichkeit und schritt eben so eilfertig auf dem schmalen Fußpfade dem im Hintergrunde liegenden Försterhause zu, wie er vorher dem jungen Edelmanne von dem Walde her entgegengeschritten war.

Oswald setzte sehr langsam sein Pferd in Bewegung und ließ sein Auge aufmerksam dem Fremden nacheilen. Vergeblich sann er darüber nach, wo er mit ihm zusammengetroffen sein könne. Vergeblich vergegenwärtigte er sich sein Bild mit peinlicher Sorgfalt. Nirgends traf er auf eine Erscheinung in seinen frühern Jahren, die an diesen jungen Mann erinnerte, der ganz unstreitbar jene leichten, feinen Manieren hatte, die der stete Verkehr in Cirkeln, wo Geist mit Sitte vereint das Scepter führen, dem gebildeten Menschen einprägt. Weit zweifelhafter war es ihm, ob er einen Edelmann in ihm suchen sollte. Seine Ungebundenheit, die Nichtachtung des Herkömmlichen stellte dies in Frage. Es lag mehr eine Genialität in Rücksicht auf das gesellschaftliche Formenwesen vor, wie sie der fein gebildete Bürger geltend gemacht. Diese Unterredung auf offener Straße! War sie nicht ein schlagender Beweis von Sorglosigkeit und Sicherheit, wie man sie kaum noch von Knaben gewohnt war?

Oswald entschlug sich endlich seinen vagen Vermuthungen und ritt etwas schneller seiner Straße Seine Gedanken flogen zurück auf die Pläne, die ihn unaufhörlich beschäftigten und er fing an zu überlegen, ob er nicht eine Fügung Gottes in dem verbreiteten Gerüchte vom Verkaufe seines Besitzthumes sehen könne. Nach seiner Meinung stand das Schicksal Europa's jetzt auf einem Wendepunkte. Entweder befestigte sich die Herrschaft Napoleon's durch den beabsichtigten Feldzug gegen Rußland auf eine furchtbare Weise, oder dieser Held der Zeit stürzte in seiner Macht erschüttert von der Höhe herab, auf der er selbstbewußt und zuversichtlich thronte. Nach seiner Meinung war jetzt der Zeitpunkt, wo sich die Kraft der eroberten Provinzen, die unter dem Drucke der Fremdherrschaft seufzten, concentriren und einen letzten Versuch wagen mußten, das Joch abzuschütteln. Während Napoleon sich gegen Rußland rüstete, mußte man sich insgeheim in Deutschland gegen ihn rüsten! O wie das Blut des jungen Mannes hoch aufwallte! Wie es ihn drängte mit dem Schrei der Verzweiflung die matten Herzen seiner Landsleute aus dem Schlummer zu wecken und zum letzten Kampfe zu entflammen!

Doch was nutzte sein Jammer, was nutzte seine Begeisterung! Sollte er eine jener Verschwörungen stiften helfen, die wie Pulver ohne Blei verpufften, weil ihnen die Macht des Uebergewichtes fehlte? Was hatten die Opfer der edlen Kämpfer zu Wege gebracht, die ihr Blut den kleinen Angriffen weiheten, welche stets, nach kurzen Beunruhigungen des jungen König Jerome, ohne Nachwirkung beseitigt worden waren. Der Gedanke an solche Thaten wurde ihm schon hier auf seinem eigenen Vatererbe als Verbrechen angerechnet, da er die Treue gegen seinen neuen Landesherrn verletzte. Stillsitzen und dem nächsten Kampfe müssig zuschauen konnte er nicht mehr. Darin stand sein Entschluß fest. Er setzte sein Hab und Gut auf's Spiel und versuchte sein Heil in der Armee der Russen. Ihm hatte nur der Impuls gefehlt — jetzt aber, wo das Gerücht ihn schon zu den Unruhigen und Mißvergnügten des Landes zu zählen begann, jetzt schien ihm der richtige Augenblick gekommen zu sein. Fand er in dem interessanten Fremden einen redlichen und verschwiegenen Käufer, so sollte ihn nichts abhalten, in der allernächsten Zeit seine Reise nach der russischen Gränze anzutreten.

Mit diesem Entschlusse im Herzen, der eine himmlische Freudigkeit auf sein edles, ernstes Gesicht zauberte, ritt er auf Wangeroda zu, das sich so eben in malerischer Schönheit vor seinen Blicken ausbreitete. Bald erreichte er

den spiegelhellen kleinen Teich, der von Pappeln umpflanzt war und von den sämmtlichen Gänsen und Enten des Dorfes zum Tummelplatz ihrer Frühlingsfreuden benutzt wurde.

Oswald hielt sein Pferd an und schauete über den Teich hinweg. Warum mochte ihm plötzlich so weh um's Herz werden? Warum ergriff ihn die himmlische Friedlichkeit, die über der einfach ländlichen Scene lag, dergestalt, daß er seinen Athem stocken fühlte, daß er mit einer Rührung rang, wie er sie bis dahin gar nicht gekannt hatte? Es war, als wenn der Geist Gottes über ihn kam und seinem Geiste einen Blick in die Zukunft eröffnen wollte! Mit einem Schauer ahnenden Entsetzens sah er blutige Schlachtfelder vor sich aufrollen*), Leiche auf Leiche sich thürmen im still wogenden Wasser, so daß seine Wellen hoch aufspritzten und über den Uferrand hinaus traten! Es war ihm, als höre er den Angstschrei von den Tausenden, die im Wasser den Tod finden sollten, als rufe man um Erbarmen, als verfluche man den Allgewalltigen, der mit der Allmacht eines göttlichen Wesens seine irdische Laufbahn zu verfolgen beflissen war.

Nur einen Moment dauerte der traumhafte Zustand des jungen Mannes, aber der Angstschweiß deckte in großen Tropfen seine Stirn, als er daraus emporfuhr und sich, freudig aufathmend, am heimathlichen Wasser, umweht vom süßen Frühlingshauche wiederfand.

Tiefsinnig lenkte er sein Pferd wieder hinauf nach der Fahrstraße und eilte dann sein Haus zu erreichen.

*) Als er sechs Monate später den furchtbaren Jammer beim Uebergange über die Beresina mit anzusehen gezwungen war, da gedachte er in tiefster Erschütterung seiner Vision am Wengeroder Teiche.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Mode.) Die Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen wird in Paris so weit getrieben, daß man die neueste Damenhutform „Casserolle" nennt; sie zeigt nicht die leiseste Spur einer Krempe und ist bis oben hinauf mit Bändern von Sammet und Seide garnirt. Wir meinen, daß es sich recht gut eignen würde, wenn die Damen, die solche Casserolle auf den Kopf setzen, ihre Haartour in Mohrrüben und etwas Grünkraut garnirten, dann wäre das Gericht recht hübsch servirt.

(Komische Anzeigen.) Ein kräftiges Dienstmädchen, das gut mit Gekochten umgehen kann, wird auf Petritag in Dienst gesucht von J. Schmalhans hier.

Derjenige Herr, welcher am verflossenen Sonntag seinen Spazierstock irrthümlicher Weise mit meinem Portemonaie verwechselt hat, wird höflichst ersucht, selbiges zurückzubringen. Spinnmühlengasse 5.

(Auch nicht übel.) In Californien mußte unlängst ein Prediger über Land reisen. Während seiner Abwesenheit bestieg seine Frau die Kanzel und predigte den Gläubigen das Wort Gottes.

Goldkörner.

Im Arm der Liebe rein und hold
Vergißt man, ohne Rang und Gold,
Wohin des Schicksals Kugel rollt.

Bouterwek.

Worin besteht der Werth des Mannes, wenn nicht in der Brauchbarkeit zu möglichst Vielem, in der Genügsamkeit mit möglichst Wenigem, in der Entschlossenheit zu allem Vernunftgemäßen.

J. v. Müller.

Freund, brich die Rosen aller Freuden,
Die kein Reu' umdornt, kein spätes Ach umtönt.

Uz.

Denke auch an Morgen, wenn du Abend siehst, und wenn vor dir eine Sonne untergeht, so wende dich um und sieh wieder im Morgen einen Mond aufsteigen. Der Mond ist der Bürge der Sonne, wie die Hoffnung die Bürgin der Seligkeit.

Jean Paul.

Palindrom.

Ich bin ein Wort im Frankenland,
Im Dictionaire im zweiten Band,
Mit mir red't man gar höflich an
Im ganzen Land den ersten Mann.
Doch umgekehrt im Griechenland
Ward eine Göttin so benannt,
Des Friedens nicht, o nein des Streites,
Des Haders und des giftigen Neides.
Drum werde nicht, o kluger Mann,
Zum Weib, das Zwietracht stiften kann.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 29. Samstag, den 9. März 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Das Wangeroder Herrenhaus lag ziemlich am Ende des kleinen Dorfes. Es war im einfachsten Style erbauet, aber innerlich sehr freundlich und ländlich bequem eingerichtet. Man sah es dem Hause sogleich an, daß es nur den Bedürfnissen eines nicht reichen Gutsherrn entsprechend eingerichtet war. Die Front war der Straße zu gerichtet, der Eingang aber auf dem Hofe, welcher durch hohe Stakete von allen Seiten eingehegt war. Ein Thorweg von Latten schloß dies Staket von der Dorfgasse ab, da es aber für gewöhnlich am Tage weit offen stand, so hatte Alles, was Beine hatte und laufen konnte, freien Zutritt auf diesen Hof.

Oswald ritt in gemessenem Trabe sogleich durch den offenen Thorweg bis mitten in den Hof hinein, sprang dort vom Pferde und überließ es dem klugen Thiere, sich seinen Stall selbst zu suchen.

Es war sehr still im Gehöfte. Nur ein halberwachsener Bursche schlurfte träge herbei, um dem Pferde den Sattel abzunehmen. Alles, was arbeiten konnte, war auf's Feld hinaus. Die Wirthschafterin des Gutes sah mit einem Erstaunen, dem sich Verdruß beimischte, ihren jungen gnädigen Herrn wiederkommen, nachdem sie fest darauf gerechnet hatte, daß er bis spät in der Nacht ausbleiben werde. Neugierig trat sie ihm entgegen und fragte nach der Ursache seiner ungewöhnlich schnellen Rückkehr von Ettershaiden. Sie mußte sich mit der ausweichenden Antwort ihres Herrn begnügen und eilte zurück in die Küche, um schnell ein spätes Mittagsbrod vorzubereiten.

Oswald suchte nicht sein kleines, düsteres Arbeitscabinet auf, sondern trat sogleich in das Wohnzimmer, dem sich eine Reihe sonnig durchstrahlter Zimmer anschlossen. Hier warf er sich auf ein Sopha, um einsam zu träumen und einsam Abrechnung zu halten mit dem, was der Jugend an Lebensfreuden gestattet wird. Daß in solchen Augenblicken der Werth alles dessen steigt, was man besitzt, erfuhr er schon beim Eintritte in dies einfach, aber geschmackvoll eingerichtete Zimmer. Nie war ihm dasselbe so behaglich, so einladend, so voll fröhlicher Erinnerungen erschienen, als jetzt, wo er im Begriffe stand, diese stille friedliche Häuslichkeit aufzugeben und sich in den Kampf mit traurigen Weltverhältnissen zu verstricken. Heimathslos von dem Momente an, wo dies kleine Eigenthum in fremde Hände überging, sah er sich auch getrennt von allen lieben Gewohnheiten und von seinen Freunden! Der Ruhe und Unabhängigkeit ging er verlustig! Er opferte sein eigenes Selbst, seine Ueberzeugungen, seine Ideen, seinen Willen dem Willen und Befehlen Anderer! Beinahe wollte ihm das Opfer zu groß erscheinen, welches er, der einzelne Mensch, dem großen und allgemeinen Elende zu bringen entschlossen war. Aber diese selbstsüchtige Regung verflog so rasch, wie sie gekommen war. Hell auf leuchtete wieder seine Begeisterung und todesmuthig hob er die edle Stirn dem kommenden, unzweifelhaften Ungemache entgegen!

---

4. Capitel.

Der Marquis d'Eterais.

Mittlerweile waren im Schlosse Ettershaiden in aller Eile Vorkehrungen zum solennen Empfange des Mannes getroffen, der sich formell von einem Courier hatte anmelden lassen.

Die Dame des Schlosses hatte es für nöthig gehalten, ihrer Toilette einige Verbesserungen angedeihen zu lassen, welche ans Kokette streiften. Sie wollte den Eindruck ihrer Reize verstärken und wählte dazu die Mittel, welche dem französischen Erfindungsgeiste Ehre machten. Ihr Gemahl bewunderte mit bitterem Lächeln die Eitelkeitskämpfe, und wendete sich ziemlich entrüstet ab, als sie endlich in den Empfangssalon trat, die vierzigjährigen Schultern und Arme bis zur Unanständigkeit entblößt und das weiße, wachsbleiche Gesicht mit rosiger Schminke verschönt.

Niemals war dem alten Herrn die Gefallsucht seiner schönen Gemahlin so widerwärtig erschienen, wie in diesem Momente, wo sie darauf ausging, in eitler Selbstsucht die Bande zu lockern, welche sie mit ihm verknüpften. Auf der Ruhestätte von den Mühen und Freuden eines stark bewegten Lebens angelangt, erschien ihm ihr Beginnen als eine Entweihung der Vergangenheit, die sie in schuldiger Liebe vereinigt hatte. Was damals geschehen war, konnte nur durch eine heilige, gegenseitige Treue gesühnt werden, durch jene Treue, die bis zur Reinheit des Gedankens geht. Ihre Entwürfe, den engen Kreis ihrer Pflicht mit dem trügerischen Glanze eines Hoflebens zu vertauschen, welches im innersten Kern Leichtsinnigkeit bis zum Verbrechen barg, wurden für ihn eine Aufklärung — in ihnen strahlte der Spiegel ihrer Gedanken, die ganze Beschäftigung ihrer Phantasie zurück. Er empfing sie mit frostiger Artigkeit und machte ihr bemerklich, daß der Besuch des Marquis d'Etérais ein rein geschäftlicher sein könne, weshalb es zweckmäßig erscheine, daß er ihn allein erwarte, und ihn erst auf Erforderniß ihr zuführe.

Frau von Ettershaiden konnte nicht umhin, ihrem Gemahl recht zu geben. Obwohl sie gern Einwendungen gegen ein Verfahren erhoben hätte, das sie von vornherein in die Gefahr brachte, von den Verhandlungen über ihr eigenes Schicksal ausgeschlossen zu werden, so zog sie es dennoch vor, sich in ihr Boudoir zurückzuziehen, welches an Glanz und Ueppigkeit der Ausstattung das alterthümliche Empfangszimmer bei Weitem übertraf. Kaum hatte sie diesen Rückzug vollführt, so rollte der Wagen des Erwarteten in den Schloßhof.

Von ihrem Fenster aus bewunderte die Dame mit hochklopfendem Herzen die Pracht und Eleganz dieser Equipage, die Alles verdunkelte, was sie je gesehen.

Die Carosse strahlte von Silberbeschlägen und das Geschirr der vier prächtigen Schimmel war als ein Kunstwerk zu betrachten. Ein Jäger mit wallendem Federbusch war mit der Gewandtheit eines Equilibristen vom Bocke gesprungen und dennoch kam er zu spät, um seinem Herrn aus dem Wagen zu helfen, da dieser denselben mit einem raschen Sprung schon verlassen hatte, so wie er hielt.

Frau von Ettershaiden hatte nicht so viel Zeit gehabt, die Persönlichkeit des Mannes näher in's Auge zu fassen, der einen Einfluß auf ihr ferneres Schicksal gewinnen sollte. Nur so viel stand fest, daß er in seiner einfachen Kleidung und in der Nichtbeachtung der steifen Form, womit er den Wagen verließ, durchaus dem Bilde nicht entsprach, das sich die Gnädige von dem feingebildeten Franzosen gemacht hatte.

Während ihrer mißliebigen Kritik darüber war der Marquis leichten, flüchtigen Fußes durch den Vorflur des Schlosses geschritten und unter Beobachtung aller Etikettenregeln vom Kammerdiener des ehemaligen Oberhofjägermeister von Ettershaiden empfangen.

Der alte Diener, ein Werthstück früheren Glanzes, der nur noch bei besondern Veranlassungen im Costüme der Vergangenheit auftrat, ging dann in kerzengerader Haltung voran, stellte sich neben der Flügelthür auf, die zum Empfangssalon führte, riß die Thür auf und rief mit theatralischem Pathos: „Marquis d'Etérais!"

Ein Spottlächeln eigener Art umzuckte die Lippen des Marquis, als er darauf gewürdigt wurde zum Herrn von Ettershaiden eintreten zu dürfen, der ihm bis zur Mitte des Zimmers entgegenschritt.

Jetzt standen sich die Herren gegenüber. Der alte Herr, größer und von stattlich-würdiger Haltung, repräsentirte den Hofmann eines alten Regime's — der Marquis aber sah einem Hofmanne gar nicht gleich. Herr von Ettershaiden, augenscheinlich sehr verwundert über die Prunklosigkeit und Einfachheit eines Mannes, der aus der Sphäre des prachtliebenden Jerome kam, wartete mit einiger Spannung auf die Eröffnung des Gespräches, nachdem die erste stumme Begrüßung mit der Einladung, Platz zu nehmen, vorüber war.

Der Marquis begann sogleich festem, gleichgültigen Tone:

„Ich darf mich doch der Hoffnung hingeben, Sie mit meinem Besuche nicht zu belästigen, Herr Oberhofjägermeister.“

Der alte Herr betrachtete ihn einen Augenblick mit stummem Erstaunen. Er hatte nicht erwartet, daß sich ein Höfling der westphälischen Monarchie herablassen werde deutsch zu reden, und zwar ein so reines und richtiges Deutsch, als hätte er von Jugend auf nichts anderes gesprochen. „Es kann mir nur eine Ehre sein, den Herrn Marquis empfangen zu dürfen,“ erwiederte er mit Würde, aber weit günstiger für den Besucher gestimmt, der nicht anmaßend genug war, um in einem deutschen Schlosse mit der Sprache des fremdländischen Herrschers aufzutreten.

„Mich führt eine ganz absonderliche Angelegenheit zu Ihnen, Herr von Ettershaiden,“ sprach der Marquis in demselben Tone weiter, nachdem er, mit einiger Ceremonie, einen Platz im Lehnsessel gewählt und den alten Herrn gleichsam gezwungen hatte, sich auf den Divan zu setzen.

Herr von Ettershaiden neigte, leicht lächelnd, sein ehrwürdig Haupt.

„Um diese Angelegenheit richtig einleiten zu können, muß ich Ihnen eine Frage vorlegen, die in's politische Gebiet überzuschweifen scheint, in Wahrheit aber weder Ihr politisches Bekenntniß, noch eine politische Meinung im Allgemeinen hervorrufen soll.“

Herr von Ettershaiden machte große Augen. Was hatte das Engagement seiner Gemahlin mit der Politik zu thun? Er sah dem Ambassadeur, den er sich, beiläufig gesagt, nicht so jung gedacht hatte, erwartungsvoll in's Gesicht.

„Meine Frage betrifft die Ettershaider Burg,“ fuhr der Marquis schneller sprechend fort. „Ich wünsche eine ehrliche und durchaus offenherzige Antwort darüber, indem ich Sie frage, ob Sie sich mit der willkürlichen Trennung des alten Stammsitzes vom Dorfe, die durch Unkenntniß des Terrains entstanden ist, einverstanden erklären und sich Ihrer Rechte daran, zu Gunsten des Königs von Westphalen, vollständig begeben haben!“

Herr von Ettershaiden zuckte die Achseln, wiegte bedächtig sein schneeweißes Haupt und sagte mit großer Gelassenheit:

„Ich begreife nicht recht, warum ich über einen Umstand sprechen soll, den ich mit aller Offenherzigkeit meiner Meinung nicht ändern kann. Es liegt in der Macht der Usurpation, Besitzthümer festzuhalten, nachdem man sich das Recht der Verfügung dazu erobert hat. Ob ich mich meiner Rechte auf diese alte Burg entschlagen wolle, danach fragte Niemand, als man im Begriffe war, sie mir streitig zu machen. Damals hätte ich wahrscheinlich Einspruch gethan — jetzt würde dies lächerlich erscheinen, denn sie ist das Eigenthum des Königs von Westphalen in eben dem Maaße geworden, wie sein ganzes Reich sein Eigenthum genannt werden kann.“

„Sie meinen damit, bis auf den Punkt, wo dies Reich eben so rasch in Trümmern zerfallen kann, wie es vor fünf Jahren entstanden ist,“ fügte der Marquis sehr kaltsinnig ein.

„Solche Ereignisse vorher zu besprechen, wäre, wenn nicht unbesonnen, so doch unpolitisch!“ —

„Bei dieser Zurückhaltung würde ich jedoch nicht zum Zwecke meines Besuches kommen, Herr von Ettershaiden. Sie erlauben mir also, daß ich die Politesse und die Politik bei Seite setze und gerad heraus frage unter welchen Bedingungen würden Sie sich bereit erklären, eine Besitzergreifung der Burg zu sanctioniren und für alle Fälle, selbst wenn die Königsmacht Jerome's in Trümmern zusammenstürzte, zu respectiren?“

Herr von Ettershaiden strich mit einer Miene über seine Stirn, als wolle er damit andeuten, daß er diese Frage ganz unbegreiflich fände.

„Es thut mir leid, Ihnen antworten zu müssen, daß ich darüber gar nicht entscheiden kann,“ erwiederte er ernster und gemessener noch, als bisher. „Es steht mir gar nicht zu, ein Haus und sei es noch so alt und verwittert, durch meine Handlungsweise zu veräußern, wenn dies Haus zu einer Lehnbesitzung gehört. Nehmen kann mir eine größere Macht dies Haus, aber bewilligen darf ich diese Besitznahme nicht, denn es beeinträchtigt entweder meine Lehnsvettern oder, wenn diese nicht mehr vorhanden sind, wie leider im Ettershaider Geschlechte, den Staat, dem das Lehn nach dem Aussterben des Stammes zufällt.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Gefühllosigkeit der Abyssinier.) Das Volk, welches einstmals der berühmte Kaiser Theodor beherrschte, bis die Engländer mit einem Aufwand von 100 Millionen Thalern seiner Herrschaft und zugleich seinem Leben ein Ende machten, nennt sich ein christliches und ist dieses auch hinsichtlich der kirchlichen Gebräuche und des religiösen Bekenntnisses, im Uebrigen aber ist es von einer unglaublichen Verderbtheit, wie dies bei einer nur von Priestern regierten Nation, deren dritter Theil der Priesterkaste angehört, nicht wohl anders sein kann. Die Grausamkeit der Abyssinier oder Amharen gegen Menschen ist bekannt, nicht so ihre grenzenlose Gefühllosigkeit gegen Thiere. So finden sie nichts Böses darin, einem lebenden Rind ein Stück von 2 Pfund Fleisch aus der Keule zu schneiden und das Thier dann wieder laufen zu lassen. Sie ergreifen zu dem Zwecke ein wohlgenährtes Thier, werfen es nieder und machen ihm mit scharfem Messer drei zusammenhängende Schnitte in den Schenkel, lösen das Fell vom Fleische ab, schneiden die gewünschte Masse Fleisch heraus, füllen die hierdurch entstandene Oeffnung mit Mist aus, legen den klappenartig mit der vierten Seite festsitzenden Fellfetzen darüber und lassen hierauf das vor Schmerz brüllende Thier davon hinken. Die Wunde heilt übrigens in kurzer Zeit wieder zu und füllt sich mit neuem Fleische aus. Man sieht in den abyssinischen Bergen viele Rinder mit derartigen Narben umherlaufen, welche von einer augenblicklichen Befriedigung des Appetites der grausamen Menschen herrühren, denen das Schlachten eines Thieres zu theuer schien.

(Jagdgeheimnisse der Indianer.) Die wilden Bewohner Süd-Amerika's bedienen sich gleichfalls der Hunde, um das Wild aufzuspüren. Da nun diese ausschließlich von der Jagd lebenden Menschen nicht blos gewaltige Vielfresser, sondern auch Feinschmecker sind, so überlassen sie ihre Tafel nicht dem Zufalle, wodurch es ja kommen könnte, daß sie wochen- und monatelang ein und dasselbe Fleisch zu essen bekämen, sondern sie gehen ihrer Beschäftigung immer mit einem gewissen Ziele vor Augen nach; so ziehen sie eines Tages auf die Jagd, um einen Hirsch zu erlegen, ein anderes Mal wieder ist Federvieh von einer gewissen Art, dann wieder ein Reh, ein großes Nagethier, ein Affe der Gegenstand ihres Apetites. Um das Gewünschte zu finden, befähigen sie ihre Hunde vor dem Auszuge, dies eine und nichts weiter zu wittern. Sie bedienen sich hierzu gewisser Kräuter, mit denen sie die Nasen der Hunde so lange kitzeln oder reiben, bis sie glauben, die nöthige Riechfähigkeit habe sich eingestellt, was freilich oftmals erst eintritt, nachdem die Schnauze des armen Hundes blutrünstig geworden ist. Dann gehen sie auf die Jagd und sind sicher, daß ihre vierbeinigen Gehülfen nur dasjenige Thier aufspüren, welches gesucht wird und kein anderes. Ihr Geheimniß behalten sie streng für sich und verrathen den Weißen die Kräuter nicht, welche eine so wunderbare Wirkung hervorbringen, und es ist daher noch unenthüllt, ob die betreffenden Pflanzen zu dem Lieblingsfutter der besonderen Wildarten gehören oder nur von einer ganz bestimmten Thierart ohne Schaden genossen werden können, oder welche Bewandtniß es sonst damit hat. (Amerikanisches Jägerlatein?? D. R.)

Goldkörner.

Zur Arbeit, Lieb' und zur Veredlung ward
Das Leben uns gegeben. Fehlen die,
Was hat der Mensch am Leben? Hat er sie,
Was fehlet ihm? worüber wollt' er klagen?

v. Herder.

Die Gabe, die das Herz sich schafft,
Mag ihm kein Schicksal rauben;
Es lebt und webt in Wärm und Kraft
Durch Selbstgefühl und Glauben.

A. W. v. Schlegel.

Eins nur ist des Lebens Zierde,
— — ewig schöne Tugend!
Sie nur darf der zarten Liebe
Schwester und Gefährtin sein.

L. Brachmann.

Auflösung des Palindroms in voriger Nr.:
Sire — Eris.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 30. Dienstag, den 12. März 1872.

* Frühlingsnahen.

Der Frühling kommt; und tausend Stimmen rufen
Zu neuer Lust die neu erwachte Flur;
Er küsset Blumen wach, die lange schliefen
Und wecket Wonne rings in der Natur.

Der Frühling kommt, und froher strebt der Busen
Des Glücklichen, im holden Frühlingstraum;
Und doppelt fühlt er seines Glückes Wonne,
Und schöner träumt er seines Glückes Traum.

Doch wer das schöne Träumen längst verlernet,
Wem Unglück bang zusammenzieht das Herz,
Dem reißt der Frühling auf vernarbte Wunden
Und bitt're Sehnsucht bringet bittern Schmerz.

M. C. v. F.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Ein Schatten flog bei diesen Worten über das Gesicht des Marquis, ein Schatten stolzer Verachtung, und seine Stimme, so klangreich und weich sonst, hatte einen Ausdruck unbarmherzigen Hohnes, als er sagte: „Ah so —! Seit Ihre Söhne todt sind, stehen Sie als der Letzte des Stammes Ettershaiden auf der Welt?"

„Sagen Sie, als der letzte Lehnberechtigte des Stammes Ettershaiden," sprach der alte Herr würdevoll. „Es leben noch Mehrere des Namens, die ihre Abstammung leicht nachweisen könnten — es leben sogar noch diejenigen, welche als Descendenten den begründetsten Anspruch hätten, wenn diese Zweige des Stammes nicht den bestehenden Familiengesetzen getrotzt und durch Mesallianceen ihr Recht auf das Lehen verloren hätten."

„Veralteter Kram, mein lieber Herr von Ettershaiden," warf der Marquis spöttisch hin.

„Möglich, daß man die ehrwürdigen Familiengesetze der Vorzeit so nennen kann, allein so lange sie gültig sind, haben wir kein Recht, dagegen zu handeln."

„Freiere Weltanschauungen müßten sie von selbst auslöschen!" entgegnete der Marquis.

„Was mit dem Siegel des Lehnsherrn geheiligt ist, darf nicht durch die Willkür des Belehnten vernichtet werden."

„Nun so lassen Sie es stehen bis in die Ewigkeit hinein!" rief der Marquis leichtfertig. „Sie erlauben mir, daß ich Ihnen jetzt den Grund meiner Anfrage deutlich mache."

„Ich glaube ihn schon erkannt zu haben!"

„Um so besser! Ein Scherz, eine Laune voll Huld und Uebermuth gab dem Könige von Westphalen Veranlassung mir die Burg Ettershaiden, die Se. Majestät mit dem Ehrentitel: „Ein altes deutsches Eulennest" bezeichnete, zu schenken. Aber ich habe fest beschlossen, mich nicht eher als Besitzer dieses alten Gebäudes zu betrachten, bis mir der fernere Besitz garantirt wird. Was für Schritte muß ich thun, um dies zu erreichen? Ich will rechtmäßig Eigenthümer der Ettershaider Burg werden, damit man nicht mir, oder meinen Nachkommen," schaltete er lachend ein, „nachsagen kann: ich hätte das Recht des Besitzes erschlichen. Durch Documente soll diese Burg mir überantwortet werden und nicht auf das leichte Scherzwort eines Königs hin, der sein Recht daran nur dem Zufalle verdankt. Sie stehen an der Gränze des Lebens, Herr von Ettershaiden, Ihnen kann es bei den vorwaltenden Familienverhältnissen ganz gleich sein, ob die alte Burg an den Staat fällt, dem sie zu nichts nützen kann, oder ob sie mir überantwortet wird. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, nichts gegen die Unterhandlungen einzuwenden, die ich unter dem Schutze des Königs von Westphalen mit der preußischen

Regierung anzuknüpfen gedenke, so wird es mir sicherlich gelingen, meine Wünsche dieserhalb zu verwirklichen."

Herr von Ettershaiden sah dem lebhaft erregten jungen Manne fest in's Auge. Die Frage, welche in diesem prüfenden Blicke lag, mißdeutend, setzte der Marquis sogleich hinzu:

„Was Sie auch denken mögen, mein Herr, so viel werden Sie doch begreifen, daß mich Habsucht und Eigennutz nicht bei meinem Verlangen leitet. Bei der Geldnoth, die jetzt im Lande Westphalen herrscht und die täglich wachsen wird, je näher der Zeitpunkt rückt, wo die dringend befohlene Vergrößerung des Heeres alle Mittel in Anspruch nimmt, würde es doch ein Leichtes sein, eines der schönen Staatsgüter zu erstehen, die jetzt verschleudert werden. Aber es sei ferne von mir, aus solchen Calamitäten Vortheil zu ziehen — es würde mein Gewissen beschweren, durch dergleichen Speculationen meine Weltstellung zu verbessern." — Er brach ab und stand hastig auf. Der alte Herr folgte seinem Beispiele. Er hatte mit Erstaunen dem Erguß dieser Seelenstimmung gelauscht.

„Sie sind kein Kind Frankreichs!" sagte er leise und gütig.

„Davon später!" war die herbe, kurze Antwort des Marquis.

„Wollen Sie mir Ihr Vertrauen nicht ganz schenken, nachdem Sie mir so viel verrathen haben?" fuhr Ettershaiden in demselben gütigen Tone fort.

„Was ich verrathen habe, ist zu wenig, um die Meinung zu rechtfertigen, daß ich kein Kind Frankreichs bin. Sie werden früh genug aus den von mir gewünschten Unterhandlungen erfahren, wer ich bin und woher ich stamme. Nach Erfahrungen meiner Jugend sind diese Aufklärungen nicht geeignet, die Liebe gewisser Menschen zu wecken, welche alte Satzungen über die Humanität zu stellen gewohnt sind. Wollen Sie mir eine unverdiente Güte erweisen, so arbeiten Sie meinem Plane nicht entgegen, sondern unterstützen Sie denselben."

„Ich verspreche dies, aber nicht unbedingt, Herr Marquis," antwortete Herr von Ettershaiden, mit wiederkehrender Zurückhaltung. „Nach einem Briefe des Fräulein Bianca von Wangera, einer Verwandtin meiner Frau, soll der älteste Sohn des Obersten von Ettershaiden, Arnulf, plötzlich aus dem Dunkel der Vergessenheit aufgetaucht sein und sich nach der Wahrheit des Gerüchtes erkundigt haben, ob durch den Tod wirklich die Sprößlinge meines Stammes vernichtet seien. Dieser Arnulf von Ettershaiden ist Jurist und es ist anzunehmen, daß seine Nachfrage nicht ohne Grund geschehen ist, noch dazu, da er sich in sehr bedenklichen Vermögensverhältnissen befinden soll."

Der alte Herr hatte so eifrig gesprochen und sich mit so ausschließlicher Aufmerksamkeit dem Gegenstande seines Gespräches hingegeben, daß ihm entgangen war, welchen Eindruck diese letzte Mittheilung auf den Marquis gemacht hatte. Ihm fiel nicht ein, die zitternde Unruhe, welche er nun in dem ganzen Wesen des Marquis gewahrte, als eine Wirkung derselben zu betrachten und er beobachtete mit einigem Erstaunen den schnellen Farbenwechsel desselben, so wie das ganz veränderte Mienenspiel.

„Beunruhigen Sie sich deshalb nicht allzusehr," sprach er beschwichtigend, „so viel mir vom Charakter dieses Arnulf von Ettershaiden bekannt geworden ist, so haben Sie keinen Rivalen in ihm zu fürchten, denn er ist nie ein Freund von Ruinen und Eulennestern, wohl aber ein Freund von Glanz, Pracht und Ueppigkeit gewesen. Diese Neigungen sollen ihn sogar zu einer Heirath höchst sonderbarer Art verleitet haben, welche aber durch den Tod der Frau glücklicherweise in ihren Folgen vernichtet worden ist."

Bis dahin hatte der Marquis, wie in halber Geistesabwesenheit, dagestanden und zugehört. Nach und nach kehrte seine Fassung zurück und er fragte, so ruhig er konnte: „Wo lebt Arnulf von Ettershaiden?"

„In Magdeburg soll er leben, aber er hat den Justizdienst quittirt, weil es seinem stolzen Geiste fürchterlich war, unter französisch-westphälischer Herrschaft Recht zu sprechen!"

Ein bitteres, hohnvolles Lächeln entstellte momentan die schönen Züge des Marquis d'Etérais und er antwortete mit scharfer Betonung. „Er weiß wohl nicht, was Hunger ist! Wenn dem Hungernden ein Stück Brod gereicht wird, so verliert er seine Zeit nicht damit, die Hand, die sich ihm wohlthätig entgegenstreckt, zu prüfen, ob sie wohl rein genug ist."

Der alte Herr bereuete sich vergessen zu haben. Diese Worte gossen ein neues Licht über den Charakter des Marquis, der jedenfalls im Gesichte des Patriotismus eine Ver-

letzung der schuldigen Ehrfurcht gegen Napoleon darin gefunden hatte. Es that ihm leid ihn gereizt zu haben, deßhalb entgegnete er gütig:

„Ich werde Veranlassung nehmen, an Arnulf zu schreiben und ihn auf Ihre Wünsche aufmerksam machen, im Falle er darauf ausgehen sollte, einen Anspruch auf Ettershaiden zu erheben.“

„Thun Sie das nicht!“ rief der Marquis. „Mag Jeder seinen Weg verfolgen und es dem Schicksal anheimgeben, wer an's Ziel gelangt.“

„Was ich thun kann, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen, soll geschehen!“ sprach Herr von Ettershaiden verbindlich.

„Die Sache nimmt einen ganz anderen Charakter an nach den Mittheilungen, die Sie mir über das Vorhandensein eines Ettershaiden machten, der, nach der Vernichtung einer veralteten Clausel, gegründete Ansprüche auf dies Schloß und seine Umgebungen hat. Ich wünsche aber keine Privatverhandlungen mit diesem Manne und auch keine Privatmittheilungen. Was er davon wissen muß, mag er aus den notariellen Anträgen erfahren. Meine Wünsche kennen Sie. Was an Entschädigung für die Burg liquidirt werden sollte, bezahle ich ohne Weigerung. Ich hoffe in kürzester Frist als Besitzer in der Burg hausen zu können — alles Andere später!“

Er neigte sich kurz und kühl, aber dennoch mit einer unverkennbaren Achtung vor dem alten Herrn, der mit Theilnahme auf den jungen Fremdling blickte und ihm herzlich die Hand entgegenstreckte, als er sagte:

„Sie wollen doch damit nicht andeuten, daß Sie, der Günstling des zur Zeit mächtigsten Mannes, aus dem vollen Glanze seiner Gunst zurücktreten wollen, um hier, als Philosoph, die Einsamkeit eines alten deutschen Eulennestes zu versuchen?“

„Sie wissen nicht, Sie können es nicht wissen, weil Sie nie ein Leben voll Selbstopferung geführt haben, was für ein verlockender Gedanke es ist, in weiser Ruhe sich selbst leben zu können,“ scherzte der Marquis.

„Warum aber in der alten Burg? Was für eine Bedeutung hat diese alte Burg für Sie?“

Der Marquis lächelte, aber es lag Wehmuth in diesem Lächeln, womit er sprach: „Davon später!“ Er drückte flüchtig die Hand Ettershaidens und verließ das Zimmer so rasch, daß dieser ihm nicht zu folgen vermochte.

Sinnend blieb der alte Herr stehen und horchte dem Geräusche des fortrollenden Wagens. Was seine Seele beschäftigte, wußte er eigentlich nicht, aber es war ein Gemisch von Gefühlen in ihm, wie er sie lange entbehrt hatte. Wie ein Sonnenstrahl, durch die kleinsten Fugen eines düstern Raumes dringend, diesen erhellen und ihm die peinliche Düsterheit nehmen kann, so hatte der Besuch eines Mannes auf ihn gewirkt, der in gar keiner Beziehung zu seinem umdüsterten Leben stand. Er begriff dies nicht, da weder Worte freundlicher Anerkennung, noch Beweise von Wohlwollen angewendet waren, um seine Gunst zu wecken. Was fesselte also seine Gedanken an den Marquis? Was erregte ein so lebhaftes Wohlwollen in ihm, daß er darüber nachsann, wie seinen Wünschen zu willfahren sein möchte?

Der geräuschvolle Eintritt der Frau von Ettershaiden weckte ihn aus dem angenehmen Sinnen und Träumen. Sie rauschte wie ein Pfau an ihn heran und fragte herrisch und heftig: „Der Marquis fährt fort —? Wie soll ich das deuten, mein Theuerster?“

Der alte Herr sah sie zerstreut und frostig lächelnd an.

„Sie haben also, gleich einem Barbaren, ohne Rücksicht auf meine Wünsche die fragliche Sache entschieden?“

„So weit mir das Recht zustand, zu entscheiden, habe ich allerdings entschieden,“ entgegnete Ettershaiden, langsam das Zimmer durchschreitend, eine Gewohnheit, der er besonders nachgab, wenn stürmische Auftritte zu fürchten waren.

„Sie haben gar keine Rechte in dieser Angelegenheit zu vertreten!“ rief die Dame heftig. Ettershaiden gedachte jetzt erst wieder der schmeichelhaften Vermuthungen, die seine Gattin in Bezug auf den Besuch des Marquis gehegt hatte. Belustigt von den falschen Voraussetzungen derselben ließ er seinem Hange zur Satyre den Zügel schießen und antwortete: „Sie werden sich nach einem anderen Vertreter Ihrer Wünsche umsehen müssen, meine Theuere, denn der Marquis scheint eher ein Verehrer alter Burgen als alter Frauen zu sein. Für heute wenigstens hatte er für nichts Anderes Sinn, als für die Burg Et-

tershaiden, die ihm vom Könige Jerome geschenkt ist! Ein sonderbares Qui pro quo — Sie oder die alte Burg!" Er lachte vor sich hin und schritt weiter, ohne die Zorneswellen zu beachten, die seine getäuschte Gemahlin ihrer Fassung beraubten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Gute Wirkung.)

Seitdem sie hat ein neues Kleid
Geht sie zur Kirche jederzeit.
Seitdem sie trägt den neuen Hut
Erscheint sie doppelt lieb und gut!
O neuer Hut, o neues Kleid,
Wie fördert ihr die Frömmigkeit!

(Künstlerantwort.) Als Raphael die berühmten Fresken des Vatikans malte, war seine heißgeliebte Fornarina seine unzertrennliche Gefährtin, der Genius, der ihn zu seinen Schöpfungen begeisterte. Den heiligen Vater erfüllte indeß die Leidenschaft des Malers mit Unwillen, und die stete Gegenwart der Bäckerstochter im Vatikan ward ihm ein solcher Stein des Anstoßes, daß er Anstalt machte, sie aus der Nähe des Malers zu entfernen. „Wer ist das Mädchen da!" fragte er eines Tages Raphael in heftigem Tone. „Wenn Euere Heiligkeit mir die Antwort gestatten," entgegnete mit Feuer der unsterbliche Mann, „es sind meine Augen!" Der Papst schwieg und ging fort; Fornarina blieb die verkörperte Seele des Künstlers.

(Marquise de Pompadour) empfing in ihrem letzten Lebensjahre eine kleine Gesellschaft treu gebliebener Anhänger in ihren Salons und sprach auffallend über Tugend und Moral. „Was hat das zu bedeuten?" fragte leise einer der Anwesenden ihren Hausarzt. Dieser zuckte die Achseln und antwortete: „Die arme Marquise wird bald sterben, denn wenn der Mensch den Tod im Nacken fühlt, ergreift ihn ein unabweisbares Verlangen, sich mit seinen ärgsten Feinden auszusöhnen."

(Ein Lebensmüder.) In Liverpool stand unlängst ein Lebensmüder vor dem Polizeigericht, um sich ob dieser gesetzwidrigen Neigung zu verantworten. Ein Polizeidiener hatte ihn in dem Augenblicke erfaßt, als er sich aufknüpfen wollte. Was auch immer die Motive für den beabsichtigten Selbstmord gewesen sein mögen, Mangel an Humor war es nicht, denn der Angeklagte wußte sich durch einen guten Witz die Freisprechung zu verdienen. Trockenen Tones erklärte er nämlich, er sei naß geworden und habe sich „bloß zum Trocknen aufhängen wollen." Der Mann war zehn zu eins ein Irländer.

Goldkörner.

Sei gerecht, sei wahr, bleibe deiner würdig; dann werden weder die Menschen, noch das Schicksal dich niederbeugen können. v. Klinger.

Große Fürsten und Herren sind Gottes Kartenblätter, indem er einen mit dem andern schlägt und sticht. Martin Luther.

Freundestreue ist ein Stern in der Nacht des Schicksals auf dem Meere des Lebens; er erquickt und tröstet, und an ihm entzündet sich der Glaube an den höheren Freund, dem wir alle angehören.
Friederike Lohmann.

Sinn nach Hohem bringt nur Neid.
Martin Opitz.

* Buchstabenräthsel.

1 2 3 4 5 6.
Das Meer ist stets mein Tummelplatz allein,
Auf ihm kann ich nur blühen und gedeih'n.

2 3 1.
Wer das ist, was ich bin, ist zu beklagen,
Doch bei Zufriedenheit kann man der Lust entsagen.

5 2 1 6.
Kaum hat erblickt der Mensch das Licht der Welt,
Werde ich ihm auch sogleich für's Leben zugesellt.

1 2 5 5.
Willst Du Ehr und Achtung nicht verlieren,
Mußt Du Dich als dieses stets geriren.

6 1 1 2.
Ein schöner Name bin ich; wirst mich erkennen;
Doch rückwärts werd' ich eine Frau Dir nennen.

2 3 6 5 2.
In meinem Raum — die Römer liebten ihn —
Erblickte man oft Kämpfe, wild und kühn.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Jost.

Nr. 31. Donnerstag, den 14. März 1872.

* Nach Jahren.

1.

Die Mutter lehnt am schattigen Thor,
Ihr blondes Töchterchen kniete davor,

Brach Rosen sich und Vergißmeinnicht,
Und küßt sie mit lachendem Angesicht:

„Ei! Mutter, bin ich so groß wie Du,
Dann trag' ich Dir Alles im Hause zu,

Dann heg' ich und pfleg' ich Dich lieb und fein,
Wie die Rosen und die Vergißnichtmein.

2.

Und Jahre schwanden, — am schattigen Thor
Ragt höher und voller der Flieder empor!

Ein Mägdlein umfaßt des Geliebten Arm,
Es schlagen ihre Herzen so treu und warm,

Doch wie sie sich küßten auf Wang und Mund,
Weinte das Mädchen aus Herzensgrund:

Denn die sie wollt' pflegen so lieb und fein,
Lag still unter Ros' und Vergißnichtmein.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Endlich, nach einem langen, peinlichen Stillschweigen, in welchem sie vergeblich mit ihrem Zorne gekämpft hatte, schritt sie lebhafter, als es die Regeln der Grazie eigentlich erlaubten, ihrem Gemahle nach, zwang ihn durch das Ergreifen seiner Hand still zu stehen und sagte mit einem Ausdrucke, als hinge ihr eigenes Glück an dem Besitze dieses alten Gemäuers: „Sie sind doch nicht etwa Willens, diesen Ansprüchen zu weichen und die Burg für immer von dem Gute Ettershaiden trennen zu lassen?"

„Was kann ich dagegen thun, Theuerste?" antwortete Ettershaiden ganz gemüthlich.

„Warum haben Sie nicht längst Ihre Rechte daran durch die preußische Regierung geltend gemacht?" eiferte sie.

„Weil mir nichts an dem düstern, unheimlichen Hause lag und weil ich im Grunde meines Herzens die Ueberzeugung hege, daß Gott der Allmächtige dieses Reich Westphalen wieder vernichten werde, wodurch natürlich dergleichen Gränzstreitigkeiten wegfallen."

„Sie hegen sonderbare Hoffnungen," schaltete die Dame mißvergnügt ein.

„O, die Sterne der Hoffnungen sind unsere einzige Tröster, wenn die Wolken des Elends unseren Lebenshorizont umlagern, meine Theuere! Je düster die Nebel zusammenziehen, desto verlangender schauen wir nach solchen Sternen aus."

„Die Vorsehung, die Sie Gott nennen, wird Ihre Hoffnungen stürzen," meinte sie verächtlich. —

„Es sitzen die Götter der Vorsehung oft lange zu Gericht, ehe sie zur Vernichtung schreiten!" —

„Sie gefallen sich in Hyperbeln! Ich halte eine solche gefahrdrohende Gerechtigkeit Gottes durchaus nicht für nöthig. Oswald scheint Sie anzustecken mit seinen patriotischen Klageliedern. Wer sich mit trotziger Bitterkeit gegen die Vorzüge einer Weltumwälzung verschließt, dem ist nicht zu rathen und zu helfen."

„Wo suchen Sie denn diese gerühmten Vorzüge, Theuerste!" fragte der alte Herr, plötzlich vor seiner Gattin stehen bleibend. Ein halb verlegenes, halb geringschätzendes Lachen war zuerst ihre Antwort, dann sprach sie mit spöttischer Feierlichkeit:

„Sie erlauben, daß ich Sie auf den Ausspruch der seligen Königin Luise verweise, die nach dem Einzuge der Franzosen in ihr eige-

nes Reich sagte: man müsse den Fingerzeig Gottes in den Erfolgen Napoleons anerkennen; die alte Ordnung habe sich überlebt und müsse durch eine gewaltige Kraft gestürzt werden, um neuen, freieren Zuständen Platz zu machen."

„Ganz richtig!" fiel Ettershaiden mit edlem Eifer ein und die Erinnerung an die Monarchin, die das Unglück ihres Landes mit ihrem Leben bezahlt hatte, färbte sein altes Gesicht mit dem Zauber der Begeisterung: „Ganz richtig, die Königin beurtheilte mit seltener Einsicht und Klugheit die Gebrechen der Zeit und die Fehler der Staatsverwaltung, aber ihr frommer Sinn nahm nur geduldig die Lehren hin, die das Geschick ihr durch die Person Napoleons ertheilen ließ. Sie war weit davon entfernt, Vorzüge zu verkennen, die sich auf die Herrschaft Napoleons bezogen, sie hielt ihn nur für das Werkzeug in der Hand Gottes, erklärte aber, streng unterscheidend, für eine Lästerung, wenn man behaupten wollte, Gott sei mit ihm."

„Es wird dem großen Napoleon ziemlich gleich sein, ob er unter Gottes Beistand seine Siege erfochten hat," antwortete die Dame spöttelnd. „Er hat sie erfochten und er wird die Herrschaft der Gewalt ohne Gottes Schutz befestigen."

„Freveln Sie nicht!" rief Herr von Ettershaiden empört. Es wird eine Zeit kommen, die Ihnen die Ueberzeugung beibringt, daß nur Wahrheit und Gerechtigkeit des Höchsten Schutz beanspruchen darf und der Kaiser der Franzosen weder von Wahrheit, noch Gerechtigkeit etwas weiß. Er handelt nach den Eingebungen eines ungemessenen Ehrgeizes, ist von seinem Glücke verblendet, verliert die Kraft, Maß und Ziel zu halten und stürzt dadurch das ein, was er, mit dem Uebermuthe des Siegers, als unerschütterlich fest ansieht."

„Dazu ist der große Mann zu schlau, zu vorsichtig und zu politisch erfahren!" wendete Frau von Ettershaiden nachlässig ein. „Eine Weltherrschaft *schaffen* zu können, ist schwerer, als sie zu *halten* und sollten sich auch Tausende von kleinen Geistern, wie Oswald, daran versuchen, die Macht Napoleons zu brechen, so wird er es lachend zu vereiteln wissen."

„Und ich erwiedere Ihnen, eine Weltherrschaft *halten* zu können, dazu gehört der Beistand eines höheren Wesens, um nach seinen Gesetzen den Geist zum großen Werke läutern und die Neigungen und Begierden zügeln zu helfen, welche die Sicherheit der Herrschaft bedrohen."

„Wir werden ja sehen, daß sich Alles der neuen Weltordnung fügen lernt," entgegnete die Dame. „Was uns Annehmlichkeiten verspricht, lernen wir bald lieben!"

„Ist das eine Erfahrung aus Deinem Leben, Bella?" fragte Ettershaiden zum Tone der Vertraulichkeit übergehend. Sie erröthete unter der Schminke und sprach leichthin:

„Vielleicht! wagen Sie es mit mir, Ottomar, versuchen Sie die Freuden des Kasseler Hofes und ich wette, Sie sind in kurzer Zeit mit Allem ausgesöhnt, was Sie jetzt widerwillig betrachteten"

„Sie irren sich Bella! Mir steht nichts zur Seite, was mich mit dem dortigen Leben aussöhnen könnte. Sie haben im Sinne, im Glanze des etwas fremdartigen Weltlebens dort, die Macht Ihres Ich's zu erproben und ich? Nun mich verlangt nach Frieden! Mein Herz ist müde und verlangt eine ruhige Behaglichkeit, wie sie in einer Häuslichkeit zu finden ist, welche nicht vom Sturme böser Laune heimgesucht wird. Ich hätte früher bedenken sollen, daß sich unsere Wege einst ganz naturgemäß scheiden würden. Sie standen im Frühlingsschmucke der ersten Blüthe, als ich, an der Gränze des Herbstes angekommen, mit dem Wahnsinne ungezügelter Leidenschaft um Ihre Liebe warb." Er war verstummt, von dem Rückblicke in jene zauberisch schöne Zeit tief ergriffen auf einige Momente und schritt lebhaft durch's Zimmer. Frau von Ettershaiden lehnte sich, ein klein wenig gelangweilt, auf die Rücklehne eines hohen Sessels.

„Ich will nicht behaupten, daß es mich reuet, Dir mein Herz so ganz ausschließlich geweihet zu haben," begann Ettershaiden wieder, und seine feste, klangvolle Stimme wankte noch unter den Schwingungen der Gemüthsregung. „Nein Bella — ich bereue nichts davon, denn ich war glücklich in meiner Liebe, glücklich in der Hingebung, die Du mir weihetest. Aber ich trage, trotzdem ich nichts bereue, meine jetzigen Erfahrungen, als eine schwere Buße, aber klage mehr mich, als Dich an."

„Im Grunde sind die Anklagen ganz unnütz," fiel die Dame ein. „Ein wenig Biegsamkeit des Charakters würde Alles ausgleichen können!"

„In solchen Fällen ist Biegsamkeit des Charakters nichts Anderes, als Schwäche!"

„Schwäche harmonirt besser mit dem Alter, als Starrsinn!"

„Schwäche, welche die Ehrenhaftigkeit beeinträchtigt, ist verächtlich!"

„Nun, dann mögen sie die Schwäche Gefälligkeit nennen!"

„Und wenn mein König und Herr vor mir stände und mich fragte: Ettershaiden wie konntest Du Dich durch ‚Schwäche' (oder wie Du meinst) durch Gefälligkeit gegen Deine Frau zu einem Schritte verleiten lassen, der mir den Schmerz bereitet, der Treuesten Einen vom Hofe Preußens an das Hoflager dessen übergehen zu sehen, welcher mich gedemüthigt und beraubt hat? Nun Bella? Was könnte ich meinem Könige und Herren darauf antworten?"

„A bah! Sie verirren sich stets in patriotische Jeremiaden, wenn man mit Ihnen vernünftig reden will," sprach die Dame ausweichend.

Ettershaiden, der mit vollem Herzen gesprochen und eine solche Antwort nicht erwartet hatte, verließ, ohne weiter ein Wort zu sagen, den Empfangssalon und verfügte sich in den Garten, als müsse er Gottes freie Luft athmen, um nicht an der Frivolität seiner Gattin zu ersticken. Einigermaßen beschämt zog die Dame sich in ihr Boudoir zurück und wenn sie nicht noch allzufest in den Fesseln ihrer Selbstsucht geschmiedet gewesen wäre, so hätte diese erste Regung ihres Gemüthes gute Folgen haben können.

Schnell durchschritt während dessen der alte Herr die Boskets und bog in den anmuthigen Laubgang ein, der zu dem Parke führte. Hier erst mäßigte er seinen Schritt und ging langsamer unter den rauschenden Bäumen fort, die ihm Frühlingsahnungen zuzuflüstern schienen.

Die heilige Einsamkeit um ihn her regte ihn auf, statt ihn zu beschwichtigen. Es war ein Hauch der Ewigkeit in dem Murmeln und Lispeln, das aus dem Laube hervordrang — es war ein Geisterwesen, das die Blätter der Bäume und Sträucher leicht bewegte. Wie eine Mahnung traf der Gesang der Vögel sein Herz. Hier hatte er seinen Söhnen, als sie noch kleine Knaben waren, gelehrt, die kleinen gefiederten Sänger am Tone zu unterscheiden. Ein leises Weh, der Sehnsucht gleich, durchrieselte ihn. Seine Söhne waren ihm vorangegangen in die Ewigkeit — ob er sie wiedersehen würde? Ob Gott in seiner Weisheit eine Wiedervereinigung nach dem Tode angeordnet hatte?

Bis jetzt hatte Ettershaiden wenig über die Lehren des Christenthumes nachgedacht und im Grunde nie an die göttlichen Hoffnungen geglaubt, zu denen sich der Christ bekennt. Ihn befriedigte der Glaube, daß der Mensch im Grabe vergehe und nur sein Andenken auf der Erde das Unsterbliche an ihm sei. Zum ersten Male ergriff ihn der Gedanke an dies spurlose Verschwinden eines Wesens, das eine Spanne Zeit auf der Erde gewirkt hatte, mit tiefem, schauderndem Unbehagen. Im Grabe ruhend, aller Erdenherrlichkeit entkleidet — wer würde seiner freundlich gedenken, da er Niemand in der großen weiten Welt mit inniger Theilnahme umschlossen hatte? Das Wesen, das er feurig geliebt, wendete schon jetzt den Blick kaltsinnig von ihm, wenig geneigt, mit sanftem Mitgefühl und zartem Erbarmen die Gebrechlichkeiten zu ehren, die sein Alter mit sich brachte. Von ihr, von seiner Gattin, von der Gefährtin seines irdischen Daseins konnte er nicht hoffen in frommer Andacht gefeiert zu werden, wenn sein Auge zur ewigen Ruhe sich schloß.

Im Verkehre der großen Welt schließen sich die Bande der Freundschaft nicht fest. Man ist mit Allen denen gut Freund, die nicht gerade in Opposition zum geselligen Cirkel stehen. Ettershaiden hatte niemals das Verlangen gefühlt einen Freund zu haben, dem er in fester Liebe das an's Herz legen könne, was ihn betrübte. Aber in der Einsamkeit dieser Stunde, unter den unruhigen Betrachtungen über die Vergänglichkeit des Lebens regte sich der Wunsch, in treuer Freundschaft Trost suchen zu können. Er sah sich im Geiste um nach einer verwandten Seele — trostlos sank sein Blick! Er wußte Niemand in der großen, weiten Welt, der sich ihm mit Herzlichkeit gewidmet hätte.

Gebeugt unter der Last des Bekenntnisses, daß er schon auf der Erde aus aller Gemeinschaft mit den Lebendigen getreten sei, daß sein Tod von keinem Menschen betrauert, daß er spurlos und unbeklagt vergehen werden würde, daß er aber sein Schicksal verdient habe, weil er kühl, schroff und abgeschlossen seinen Weg durch's Erdenleben gewandert sei, gebeugt unter

der Last dieses Bekenntnisses, welches seine stolze Selbstgenügsamkeit zu Boden warf, erschien ihm sein Dasein so werthlos, so völlig unnütz und freudlos, daß er sich mit bitterer Empfindung einem wandelnden Gespenste verglich, mehr zur Furcht, als zur Freude der Menschheit erschaffen.

Aus diesen Träumen, die wahrlich nicht beneidenswerth waren, weckte ihn ein liebliches Lachen, ein heiteres Sprechen. Er blieb stehen. Wie ein Erwachender sah er um sich. Mein Gott, er lebte ja noch! In rüstiger Geistes- und Körperkraft schritt er noch dahin — sollte es denn unmöglich sein, die Schleier des Mißmuthes zu heben und in neuer Thatkraft eine neue Bahn zu einem stillen, befriedigenden Leben zu finden? Wieder ertönten die lieblichen Stimmen. Er wußte, daß es seine Pflegetöchter waren, die da lachten und schäkerten, die mit ihrem Frohsinne den Park belebten, aber dennoch nahm er diese Menschenstimmen für die der Engel aus Himmelshöhen, die ihn zu belehren kamen, daß er noch viel zu säen und viel zu ernten habe auf Erden, wenn er es nur richtig anfangen wolle. Eine seltsame Beschwichtigung floß über sein verwundetes Herz. Sein Pfad war nicht so einsam, wie er im schweren Traume angenommen hatte. Zwei junge Seelen waren seiner Pflege anvertraut, zwei Blüthen, aus verschiedenen Boden, aber beide darnach, das Entzücken seines Herzens zu werden, wenn er sie in Seelengüte an sich zog und ihre Freuden mit den seinigen mischte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Eine Ueberraschung.) Ein Herr, welcher sehr gut wußte, daß sein Diener ihn bestehle, ließ diesen am Neujarstage zu sich kommen und sagte mit feierlicher Miene: „Johann, ich schenke dir alles Das zu Neujahr, was du mir im Laufe deiner treuen Dienste gestohlen hast.“

„Gnädiger Herr, das ist mehr als zu Viel,“ entgegnete Johann mit aufrichtiger Rührung.

(Ausweis.) Lehrer: „Wem gehörst Du?“ — Schüler: „Dem Gendarm Krause!“ — Lehrer: „Wie heißt Du?“ — Schuler: „Traugott Schick!“ — Lehrer: „Wie kommt denn das?“ — Schüler: „Mer hamm wieder g'heirath't.“

(Nicht Ungarn — sondern Ungern.) Schullehrer: „Sag' mir Sepperl, schreibt man Ungarn oder Ungern?“

Sepperl (indem er sich hinter den Ohren kratzt): „I schreib's alleweil ungern.“

(Schneider-Aesthetik.) „Der Rock ist von genialer Zeichnung und soweit allerliebst gedacht; namentlich das Motiv des Schooßansatzes überraschend, während die Aermel etwas neutral behandelt sind, wenigstens ist darin keine neue Idee ausgesprochen. Würden die Knöpfe in's Ensemble passen, wäre es wirklich eine stylvolle Arbeit — ein bedeutender Rock.“

Goldkörner.

Gunst, die kehrt sich nach dem Glück,
Geld und Reichthum, das zersträubt;
Schönheit läßt uns bald zurücke,
Ein getreues Herz nur bleibt.

Paul Flemming.

Die Blume der Gelegenheit,
Die muß man wohl sich halten,
Sie blühet eine kurze Zeit
Und will gar bald veralten.
Der Augenblick sei wohl gefaßt!
Der Tag geht eilends nieder.
Die Stunden laufen ohne Rast,
Und kommen nimmer wieder.

Martin Opitz.

Wer seiner selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und Alles unterthan.

Paul Flemming.

Was das Verhängniß schließt, muß erst der Mensch erfüllen.

v. Hoffmannswaldau.

Ein heit'rer Geist, ein froher Sinn,
Sie sind der Menschheit beste Gabe,
Und wird die Weisheit früh die Gutsverwalterin
So reicht der Vorrath bis zum Grabe.

Pfeffel.

Auflösung des „Buchstabenräthsels“ in der vorigen Nummer:

Marine.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 32. Samstag, den 16. März 1872.

* Die Nacht.

Wenn nach des Tages Last und Mühen
Der Abend naht in stiller Pracht;
Wenn hoch die gold'nen Sterne ziehen
Gleich Kähnen durch das Meer der Nacht
Und alle Welt so schlummertrunken,
Zur Ruhe ladet Morpheus ein,
Dann blitzt's um mich wie helle Funken —
Der Abend und die Nacht sind mein!

Mir fiel ein dunkles Loos hienieden,
Auch ich muß unter Müh und Last
Das Eisen des Bedarfes schmieden,
Nicht manche Stunde wird mir Rast;
Doch wenn des Tages Last und Hitze
Getragen ich in stummer Pein,
Dann zucken die Gedankenblitze —
Der Abend und die Nacht sind mein!

Ob auch die Arme matt und müde,
Ob auch der Leib bedarf der Ruh',
Senkt sich die Nacht, die Zeit zum Liede,
Dann schweb' ich meinen Himmeln zu.
Des Purpurmantels Falten wallten,
Die Krone blitzt in gold'nem Schein,
Was irdisch ist, das lass' ich fallen —
Der Abend und die Nacht sind mein!

Dann klingt's wie Aeolsharfentöne,
Dann braust's wie Meereswogenbrang;
Dann naht die göttliche Kamöne,
Leiht mir den Griffel zum Gesang.
Bin ich am Tage wohl ein Laie,
Die Muse bringt den Götterwein
Und feit auch mich mit ihrer Weihe —
Der Abend und die Nacht sind mein!

K. Kirrdorf.

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Noch eben dem wirklichen Leben weit entrückt und im Geiste elend, einsam und jeder Lebenslust bar, umfing ihn jetzt, mit der Erkenntniß seiner Vaterpflicht für die verlassenen Waisen, ein Zauber, welcher tiefe Quellen des Trostes in sich barg. Dieser süße, geheimnißvolle Zauber war über ihn gekommen beim bloßen Klange holder Menschenstimmen. So mußte das Gefühl der Mutter sein, die beim ersten Laute ihres neugeborenen Kindes die vielen grausamen Schmerzen gering anschlägt, die sie bis dahin getragen. Ettershaiden dachte dergleichen und lächelte. Dies Lächeln blieb auf seinem Gesichte stehen, wie ein Widerschein von innern Sonnenstrahlen. Was er Alles im langen Leben eingebüßt hatte, erschien auch ihm gering, als er sich in Betrachtungen versenkte, die seine Fähigkeit erwogen, „glücklich machen und glücklich werden zu können." Alles wurde von dem Lichte des Gedankens überstrahlt, daß er noch schaffen, wirken, handeln und athmen könne sich und Andern zum Nutzen und zur Freude.

Und war dann sein Streben so traurig, so öde, so verkümmert von der Gleichgültigkeit derer, die an seinem Sterbelager stehen mußten der Welt und ihrer Pflichten halber? O, sein Blick hob sich und seine Brust erweiterte sich unter mächtigen Athemzügen, denn eine innere Stimme antwortete laut und feierlich auf die stumme Frage und sie verhieß ihm die Liebe der kindlichen Mädchenherzen, wenn er mit Vaterliebe seine Arme öffnen und die Schranken der Würde und des streng geforderten Respectes niederreißen wolle.

Ein schönes, reiches Feld zur Thätigkeit eröffnete sich vor den Blicken des Mannes, welcher im Hofleben das reine Wohlwollen für die Geschöpfe Gottes verlernt hatte, um es im späten Alter als einen Rettungsanker zu ergreifen, als er im Wirbel des Trübsinnes zu versinken drohete. Die Erschütterungen seines Gemüthes waren ihm zur Wohlthat geworden. Sie hatten das Bewußtsein in ihm geweckt, daß das Leben des Menschen zu beklagen sei, dessen Tod nicht beklagt und beweint werde.

---

5. Capitel.

Zwei Waisen.

Flüchtig wie ein Reh war das junge Mädchen, welches der Frau von Ettershaiden als Vorleserin gedient hatte, nach dem Garten hinausgeeilt und war alsbald in dem Laubgange verschwunden, der zum Parke mit seinen Schlangenwindungen führte. Sie erreichte sehr bald einen Rasenplatz, in dessen Mitte ein Kastanienbaum seine Aeste so breit ausstreckte, um einem hübschen Ruhesitze hinreichenden Schatten zu gewähren.

Unter dieser Kastanie saß ein zweites junges Mädchen, das sich überrascht von ihrem Sitze erhob, als die Vorleserin mit einem heitern Zuruf aus dem schmalen Buschgange daherstürmte und sogleich ihre Arme um den Hals ihrer Freundin schlang. Liebreich empfing diese das athemlose Mädchen und fragte mit sanfter, höchst wohllautender Stimme: „Schon fertig, Fides?“

„Nicht fertig, Melitta — nicht fertig, aber in Gnaden entlassen vom gestrengen Herrn Vormund, weil ein Besuch gemeldet ist!“

„Wer kommt denn?„ forschte Melitta ohne besondere Neugier.

„Das weiß ich nicht! Ich hörte nur beiläufig, daß ein Courier dagewesen sei! Wenn nur immer Besuch kommen wollte, dann brauchte ich doch nicht zu lesen“, rief das junge Mädchen mit komischem Eifer. Melitta lachte und strich schmeichelnd über ihr heißes Gesicht.

„Die Tante meint's gut, daß sie Dich französisch lesen läßt,“ sprach sie beschwichtigend.

„Meinst Du?“ fragte Fides schelmisch.

„Freilich! Es ist ja möglich, daß Du französisch sprechen mußt, wenn Du älter wirst und in spätern Jahren lernt es sich schwer!“

„Wie weise!“ antwortete Fides neckisch, die Arme über einander kreuzend. Melitta sah sie an und war im Begriff, etwas Ernstes zu erwiedern, kam aber nicht dazu, sondern brach in ein helles Gelächter aus, als sie gewahrte, daß das übermüthige Mädchen ein Gesicht machte, wie sie es ihrem gestrengen Herrn Vormund abgelauscht haben mochte.

„Du lachst!“ sprach die kleine Schauspielerin und hob gravitätisch ihr Köpfchen. „Mir ist sehr ernst zu Muthe, denn ich weiß, daß ich nur französisch lesen muß, wenn die gnädige Frau von Ettershaiden böser Laune ist und leider ist sie dies sehr oft in letzter Zeit, also muß ich leider auch oft französisch lesen. Gott bessere es!“

Melitta mußte wohl einsehen, daß diese Behauptung wahr sei. Sie antwortete zwar nicht, schaute aber mit besonders mitleidigem Blicke ihrer Gefährtin in's Auge und lächelte recht trostvoll. Fides veränderte augenblicklich ihr Mienenspiel. Hell, fröhlich keck und zuversichtlich leuchtete es in ihrem Blicke auf, als sie jetzt rundum sah und ausrief: „Wenn ich erst immer wieder bei Dir bin, dann weiß ich nichts mehr von den bösen Launen Deiner gnädigen Tante! Komm' Melitta — laß uns Dotterblumen pflücken und Kränze winden! Sieh nur, wie blitzvoll der Rasen steht — auch rosenrothe Gänseblümchen und Kukuksblumen gibt's in Menge! Komm'! Sie sprang auf, riß Melitta, die sich ehrbar etwas sträubte, auf das Gras nieder und begann Blumen zu suchen, die sie ihr in den Schooß warf.

Wie die beiden Mädchen im Grase saßen, gaben sie eine allerliebste Gruppe ab. Beide, vom Morgenrothe der Jugend überglühet, sonst aber so verschieden, wie nur zwei Mädchengestalten es jemals sein können. Fides, etwas kleiner und einige Jahre jünger als Melitta, war blond und blühend — Melitta brünnet und blaß. Aus dem Antlitze der Erstern strahlte eine kecke, frische Lebenskraft, während auf Melitta's bleicher Stirn Ruhe, Sanftmuth und Festigkeit thronte. Der erste Blick auf Fides belehrte den seelenkundigen Beobachter, daß sich in ihrem Innern gute und böse Wallungen beständig jagten, daß sie in diesem Augenblicke zu den größten Opfern bereit sein könne und sie im nächsten Momente bitter bereue.

Weniger sicher war man über Melitta's inneres Leben. Ihr Auge zeigte sich ruhig,

aber ausdrucksvoll, ohne in den Fehler zu verfallen, der Fides' Augen charakterisirte. Ein stilles Feuer blitzte freilich in unbewachten Augenblicken darin auf, doch niemals verrieth sich ihr Zorn oder ihr Entzücken in solchem Grade, wie bei ihrer Freundin. Melitta verstand es schon, die Bewegung ihrer Seele zu dämpfen und die Stürme in ihrem Herzen zu überdecken.

Zwei Jahre zählte sie nur mehr, als Fides, aber ihre größere, etwas festere und vollere Gestalt, so wie der gehaltvolle Ernst ihres Wesens ließen sie um sechs Jahre älter erscheinen. Ihre Bildung war gediegener, ihr Verstand gereifter, als man von einem achtzehnjahrigen Mädchen erwarten konnte. Sie fügte sich aus Klugheit in die Eigenthümlichkeiten der Verwandten, die sie in einem Anfalle von Gnade und Wohlwollen in ihr Haus aufgenommen hatten und da sie nie ein Wort des Mißfallens, nie ein Wort der Klage hören ließ, so glaubte ihre Umgebung, daß sie sich sehr glücklich in ihren Verhältnissen fühle. Ob sich nicht tief im Innersten ihres Herzens ein Trost vorfand, der ihr eine baldige Erlösung aus der unerquicklichen Atmosphäre verhieß, worin sie mehr vegetirte, als lebte, darüber konnte natürlich, bei ihrem verschlossenen Wesen, Niemand urtheilen.

Fides hingegen war nicht immer im Stande, den feindlichen Elementen, die ihren Jugendfreuden entgegenwirkten, gehorsam und duldend zu begegnen. Sie trotzte sehr häufig den herzlosen Zurechtweisungen der Frau von Ettershaiden und fand in dem strengen Reglement aller Familienverhältnisse einer unerträglichen Despotismus des Herrn Vormund. Aber mitten in ihrem Zorne konnte sie lächeln, wie ein glückliches Kind, wenn dieser geschmähte Herr Vormund seine Hand auf ihren Kopf legte und ihr zornrothes Gesichtchen mit der andern Hand zu sich emporhob. Die Eigenartigkeit ihres ganzen Charakters sprach sich in diesem schnellen Wechsel aus. Es war eine gewisse heiße Liebesbedürftigkeit in ihrem jungen Herzen, die sich überall, nicht nur bei Melitta, unbeachtet fand. Darüber empört, von dem nicht richtig begriffen zu werden, dem sie im Grunde mit der ganzen Innigkeit eines Kinderherzens anhing, schmolz dennoch diese Empörung im Nu vor der kleinsten Freundlichkeit, welche ihr vom gestrengen Herrn Vormund erzeigt wurde. Melitta, mit feinem Sinn begabt, bemerkte sehr bald, daß Herr von Ettershaiden einen Unterschied zwischen seinen Pflegetöchtern machte und wenn Fides im brausenden Unwillen behauptete, daß sich Melitta der besondern Gunst der Hausherrin erfreue, so bewies ihr diese, in bündiger Weise, die Vorliebe des Hausherrn für sie.

Fides war später in die Familie des Herrn von Ettershaiden gekommen, als Melitta, die, als die verwaisete Tochter des Legationsrathes von Wangera, einen gewissen Anspruch auf den Schutz des alten Herrn hatte. Ganz anders war es mit Fides. Man kannte weder die Eltern, noch die nähern Verhältnisse dieser kleinen Waise. Sie war eines Tages vom Oberhofjägermeister seiner Gattin als Fides Tyrnau vorgestellt und trotz allen Sträubens der gnädigen Frau, die gegen die kleine Bürgerliche einen starken Widerwillen empfand, der andern Pflegetochter zugesellt. Nach dem vergeblichen Kampfe gegen ihre Aufnahme in die Familie blieb der stolzen Dame kein anderes Hilfsmittel, sich der Gesellschaft des hübschen trotzigen Bürgerkindes zu entziehen, als dasselbe in die Domestikenstube zu verwesen. Ihre Nerven mußten den Grund dazu herleihen. „Die Lebaftigkeit der Kleinen mache es ihr unmöglich, sie um sich zu dulden,“ so lautete ihre tägliche Klage, bis Melitta sich mit frühreifer Energie in's Mittel warf und dem Herrn Onkel die Augen über die Maßregeln seiner Frau öffnete, womit sie sich der ihr aufgedrungenen Pflicht, für die Kleine zu sorgen, entledigt hatte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Melitta von ihrem entrüsteten Oheime, daß ihm Fides von einer Dame ans Herz gelegt sei, die mit reichen Mitteln ausgestattet, die Aufnahme ihres Kindes in seine Familie bevorwortet habe, als sie ihn zum Verwalter des bedeutenden Vermögens ernannt und ihm Vaterrechte und Vaterpflichten eingeräumt hatte. Mit edler Zuversicht habe die sterbende Mutter der kleinen Fides Tyrnau sein Ehrenwort entgegengenommen, sorgfältig über das Kind und über das Vermögen des Kindes zu wachen und er wolle mit Hintenansetzung jeder Rücksicht dafür Sorge tragen, daß die Kleine gleich seiner andern Pflegetochter gehalten werde.

Nach dieser Erklärung warf sich Melitta zur Beschützerin ihrer Pflegeschwester auf und duldete nicht, daß sie ihr im Geringsten nachgesetzt wurde. Mit eiserner Beharrlichkeit ver-

waltete sie dies übernommene Amt und sie entwaffnete dadurch sehr bald die Gehässigkeit der absichtlichen Trennung, welche Frau von Ettershaiden angeordnet hatte. Die beiden Waisen erhielten eine gleiche Erziehung, sie erhielten gleichmäßig vertheilte Rechte und sie liebten sich seit der errungenen Gleichstellung weit inniger als zuvor.

Im Laufe der Jahre hatte sich ein Gerücht über Fides Herkunft verbreitet, von dem Niemand wußte, wie es entstanden sei. Man theilte sich in vertraulichem Zusammensein mit, daß ein Geheimniß über dieser hübschen Kleinen schwebe, das sich erst bei ihrer Verheirathung lösen werde. Wurde der alte Herr von Ettershaiden in günstigen Momenten nach der Wahrheit dieses Gerüchtes befragt, so erklärte er mit Freimuth nichts weiter zu wissen, als daß ein gerichtliches Document über Fides Tyrnau, ihre Abstammung und ihre Ansprüche an das Vermögen betreffend, in dem Archive eines Klosters aufbewahrt werde. Ein einziges Mal hatte er sich von einem gewissen Eifer hinreißen lassen, hinzuzufügen, daß ihm vom Beichtvater der sterbenden Mutter die heilige Versicherung gegeben wäre: nur ein Schwur halte die Dame ab, ihm volles Vertrauen zu schenken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Die Mannheimer „Stadtbas") stimmte jüngst folgende Klagen an: „'s Wetter iss alleweil jeden Tag ganz abscheulich, Leitcher! Des iss so die rechte Zeit, ärgerlich un verschlimmt zu werre, wann ma noch e leddig Dechterle hinter de abgeblichte Roseschteck am Fenschter sitze hott. Dr' ganze Ballschtaat, den ich for schwer Geld an se g'henkt hab, war widder emool for die Affe. Sie beiße nit die Jinglcher mit den goldne Ringlcher. Un ich geb se doch billig, mein Fenschterschbigglbrinzesinn — billig, Leitcher — un zwar wegen vorgerückter Summersessen unnerm Fawerikbreis. Wers weeß, was so e Meedl koscht, biss ma se im leddige Schtand iwer die 25 Riewe- un Bohneherbscht nausgebrocht hott, der werd mein Offert zu wirdige un de Schmerz verliebter Hoffnunge un Hochziggedanke mit mer zu fiehle wisse."

(Verdächtige Lectüre.) „Ihr Gnaden, Herr Amtmann, ich wollt' Sie nur bitten, daß Sie mir meine nothwendigen Papiere geben, ich möcht' verkaufen und auswandern." — „Was fällt denn Dir ein! Bist einer von den besten Bauern und auswandern? Was hat denn Dich auf den Gedanken gebracht?" — „Ja, schauen S', Herr Amtmann, da hab' ich ein kleines Büch'l zu Haus, und je öfter ich in das Büch'l schau, desto fester setz' ich mir das Auswandern in den Kopf." — So, hast Du auch von den verbotenen Schriften in's Haus g'kriegt, die uns die Bauern aufhetzen; was ist denn das für ein verdächtiges Büch'l!?" „Verboten wär's grad net, aber ein verdächtiges Büch'l ist es schon — ich mein' halt grad unser Steuerbüch'l!"

(Allens musikalisch.) „Bei mir jeht et Allens musikalisch zu," sagte ein Leiermann; „ick spiele die Drehorgel, ick tute jerne Eenen, und ick ruhe nicht eher, als bis der letzte Groschen flöten gegangen ist."

(Wirthshausregeln.) Ein Wirth ohne Tabaksdose ist ein Bückling ohne Salz. — Eine hübsche Wirthin zügelt mehr Gäste als sieben rothköpfige Kellnerbuben.

(Wechsel-Definition.)
Was ist ein Kropf?
Ein Kropf ist ein Chignon am Halse.
Was ist ein Chignon?
Ein Kropf auf dem Hinterkopf.

* Charade.

(Zweisilbig.)

Mein Erstes eigen zu besitzen,
Ist jedes Menschen Wunsch und Drang;
Der Wilde aber kriegt es leichter,
Eh's Unser-Einem je gelang.
Mein Zweites unter allen Gaben
Des Lebens als die höchst' erscheint,
Denn die'es Eine echt zu haben,
Ist schwieriger, als man es meint.
Jedoch mein Ganzes zu besitzen,
Dem Reichen gar zu leicht gelingt,
Doch oftmals so im Lauf der Zeiten
Erfahrung von Enttäuschung bringt.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 33. Dienstag, den 19. März 1872.

* Sonett.

Die Welt wird immer uns die Lehre geben,
Es werde Geist und Muth nur dann geachtet,
Wenn auch dazu die rechte Sitte trachtet,
Und einen schönen Einklang gibt dem Leben.

Dagegen hilft kein Ringen und kein Streben,
Wo sie verdammt, bleibt jede That umnachtet;
Es bannt, indem das stolze Herz verschmachtet,
Das Urtheil, Niemand wagt es aufzuheben.

Das Beste wird ein übler Ruf verschlechtern,
Doch Recht hat nie die Mitwelt, wahre Richter
Entstehen erst in kommenden Geschlechtern.

Die Schatten flieh'n, sie werden licht und lichter,
Verschwindend vor den Augen der Gerechtern,
Und rein steht vor der Nachwelt Held und Dichter.

Herrmann Lingg.

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Von diesen Geheimnissen wußte Fides aber nichts. Sie hatte nur schwankende Erinnerungen aus ihren Kinderjahren. Im siebenten Jahre war sie ihrem Vormunde übergeben. Wo sie gewohnt hatte vor dieser Zeit, wußte sie nicht. Einen Vater hatte sie nie gesehen. Einer Mutter, die sich sehr viel mit ihr beschäftigt, und sie recht zärtlich geliebt habe, erinnerte sie sich bisweilen lebhaft Aber ganz besonders hatte sich ihrem Gedächtnisse der Tod und das Begräbniß derselben eingeprägt. Es reichten häufig nur ganz geringe Dinge hin, diese Erinnerung in ihr aufzufrischen und dann entrollte sie in glühender Beredsamkeit das ganze traurige Gemälde aus ihrer Jugendzeit.

„Siehst Du, Melitta,“ sprach sie auch in dem Momente, wo sie Blumen im Grase pflückte und dabei zufällig den Blick zu dem Blätterdache der schönen Kastanie emporrichtete, die sich in ihrer vollsten Blüthenpracht befand. Siehst Du, Melitta, es muß doch im Frühlinge gewesen sein, als meine liebe Mama begraben wurde, denn ich erinnere mich, daß ich von meiner Bonne verlangte, sie solle meiner Mama solche Lichtkronen um ihr schwarzes Bett stecken, damit es nicht so traurig aussehe. Grad' vor unserm Fenster blühete ein solcher Kastanienbaum und wenn die Sonne auf seine Blumen schien, dann war mir's immer, als sei das ein großer mächtiger Weihnachtsbaum mit tausend Lichtern besteckt. Ach, nimmer werde ich das Entzücken vergessen, womit ich im ersten Frühlinge, den wir hier verlebten, den Kastanienbaum begrüßte, der plötzlich mit seinen aufgegangenen Lichtkronen vor mir stand, als ich mich eines Tages allein hieher wagte!“

„Arme Kleine!“ flüsterte Melitta und strich liebkosend über das Gesicht ihrer Gefährtin.

„O, in dem schönen Momente war ich gar nicht arm zu nennen,“ entgegnete Fides mit flammenden Augen. „Ich hatte niemals einen blühenden Kastanienbaum anderwärts erblickt und glaubte nun fest an eine Erscheinung meiner seligen Mama, die mit diesem Baume zusammenhängen mußte. Still setzte ich mich dort drüben in's Gras und wartete, ob Mama kommen würde“

„Sie kam nicht, Fides, aber ich kam und holte Dich! Weißt Du das auch noch?“

„Ganz genau! Du tratest durch jenen Gang dort auf den Rasenplatz!“

Melitta lächelte schwach und neigte den Kopf zur Bestätigung.

„Sieh, Du hast doch wenigstens eine schwache Idee von Deiner Mutter," sagte sie dann schwermüthig, „aber ich habe meine Mutter gar nicht gekannt! Mein Vater sagte mir oftmals in meiner Kinderzeit, daß ich sehr fromm und edel leben müsse mein Lebelang, denn als ich das Licht der Welt erblickt habe, sei ein Engel zum Himmel aufgestiegen. Früher verstand ich diese Worte nicht ganz, aber jetzt weiß ich, daß meine Mutter bei meiner Geburt gestorben ist."

Fides erhob sich aus ihrer halb liegenden Stellung, legte die Arme auf Melitta's Knieen, faltete ihre Hände und sah der Freundin beweglich in's Auge.

„Warum uns Gott wohl unserer Mütter beraubt haben mag?" fragte sie leise und traurig. „Wir könnten doch eben so gut eine Mutter haben, wie andere Mädchen!"

„Laßt uns nur unser Schicksal geduldig ertragen," antwortete Melitta sanft. „Da wir keine Mutter haben sollten, so ist es doch sehr gut vom Vater im Himmel, daß er uns zusammengeführt hat."

„Gewiß, das ist sehr, sehr gut vom lieben Gott!" sprach Fides feierlich. „Aber wir müssen uns nun auch nie von einander trennen, Melitta! Du mußt bei mir bleiben — mußt niemand lieben, außer mir — Du lachst?"

Melitta erröthete stark, aber lachte wirklich mehr, als sich mit der feierlichen Stimmung vertrug, in die sie Beide versunken gewesen waren.

Sie umfaßte Fides, die sich schmollend weggewendet hatte. „Kleine Thörin!" flüsterte sie, ihr Gesicht auf den Scheitel derselben legend.

„Nein, Melitta, damit besänftigst Du mich dies Mal nicht," erwiederte Fides fest. „Ich habe mir längst vorgenommen, mit Dir in einen festen Freundschaftsbund zu treten und diesen Bund feierlich zu beschwören!"

Jetzt lachte Melitta recht herzhaft und blickte ihrer Pflegeschwester schäkernd in's Gesicht. „Ist es aber nicht furchtbar lächerlich, Kleine, wenn zwei Mädchen sich Treue schwören wollen?" fragte sie.

Fides öffnete ihre strahlenden Augen sehr weit und erwiederte mit allen Anzeichen einer ausbrechenden innern Empörung: „Du spottest über meine heilige Bitte, Melitta?"

„Nenne es nicht Spott, liebe Fides!" bat Melitta heiter ihrem Blicke begegnend.

„Ich kann mir denken, weshalb Dir mein Vorschlag lächerlich erscheint," fuhr Fides aufgebracht fort. „Aber gibt es denn nicht einen Seelenbund, der mit dem Herzen, welches wir dem Geliebten aufbewahren müssen, gar nichts zu schaffen hat."

„Melitta war unter ihren Worten noch stärker erröthet. „Was weißt Du denn schon vom Herzen und vom Geliebten Fides?" fragte sie abgebrochen, indem sie sich verlegen abwendete und von der Rasenbank aufstand.

„O, ich weiß sehr viel davon," belehrte sie das junge Mädchen keck. Ihre böse Laune war schon wieder im Abnehmen begriffen. „In dem Buche der Frau von Genlis wird sehr viel davon gesprochen. Aber es wird auch darin behauptet, daß die Seelenliebe weit erhabener sei, als die Herzensliebe und ich habe mir deshalb vorgenommen, nie mein Herz einem Manne zu weihen. In der Herzensliebe wehe ein unheiliger Trug; aber die Seelenliebe dauere ewig und sei unwandelbar. Meine Seele habe ich Dir geweiht, Melitta, und Du sollst mir Deine Seele geloben — Du sollst mir ewig und unwandelbar zugethan bleiben — das schwöre mir!" Sie hatte immer lebhafter, immer erregter und dabei fester geredet, nun, als sie fertig war, sprang sie auf und stellte sich mit einem Anfluge von finsterm Trotze vor Melitta hin. Diese blickte mit Thränen im Auge zu ihr auf und antwortete: „Es wäre doch am Ende besser, die Tante ließe Dich ferner nicht mehr aus diesen französischen Büchern vorlesen. Die Lectüre verwirrt Deine Phantasie und zerstört die Gesundheit Deiner Vernunft. Der Unsinn solcher schwärmerischen Ueberschwänglichkeit paßt gar nicht für Dich. Wir wollen dahin wirken, daß die Tante ihre französischen Lectionen aufgibt, die nur schädlich auf Dein armes, kleines, deutsches Herz wirken können. Wir müssen sonst wahrhaftig erwarten, daß Du der Cousine Bianca gleich wirst, die mit allen berühmten Menschen einen Seelenbund schließen will."

Sie bot Fides, die ziemlich bestürzt dieser weisen Zurechtweisung horchte, die Hand dar. Fides zögerte sie zu ergreifen.

„Schlag ein, kleine Tyrnau," sagte Melitta herzlich „ich bin Deine Schwester und will Dich lieben, wie eine Schwester immer und ewig. Aber zu einem Schwure brauchen wir deshalb nicht zu greifen. Nun — schlag' ein!"

Fides musterte sie mit einigem Stolze. „Du meinst mir mit Deiner Weisheit zu imponiren? Ich muß lernen Dich zu entbehren, Melitta, also schlage ich nicht ein! Dein Herz wird sich geneigter zeigen mit Oswald einen Seelenbund zu schließen," fügte sie mit keckem Spotte hinzu.

Melitta senkte unwillkürlich ihre Augen.

„Vielleicht wäre Dir sogar ein Herzensbund mit ihm noch lieber," fuhr Fides unbarmherzig fort, „aber Oswald kann Dein Herz leider eben so wenig annehmen, wie Du meine Seele. Oswald geht fort in die weite Welt, weil er hier nicht länger ausdauern kann. Er will sein Gut verkaufen!"

„Wie?" rief Melitta erstaunt. „Oswald will sein Gut verkaufen? Fides, ist dies nicht eine boshafte Erfindung von Dir?"

„O nein! Oswald will sein Gut verkaufen — frage nur Deine Tante darnach — sie hat es mir im Aerger verrathen. Er will fort! Ihn empört die westphälische-Königswirthschaft wahrhaftig, er will fort!" schloß sie eifrig.

„Oswald will fort!" wiederholte Melitta, langsam, aber fest und deutlich. „Sein Gut, die feste und sichere Stellung im Leben will er aufgeben?" Ihre Wange wurde wieder bleich, aber ihr Auge glühete in einem seltsamen Feuer. Hochauf richtete sie ihre feine Gestalt, so daß sie größer, als sonst erschien.

„Hat er darum von der Wichtigkeit gesprochen, das Schwanken im Geiste zu besiegen? Hat er deswegen es eine Wahrheit genannt, daß der heilige Zweck auch die Mittel heilige?" Sie stand und schauete ruhig über die Gegenwart hinaus und in die Unsicherheit der Zukunft hinein. Fides betrachtete sie mit stark klopfendem Herzen. Die Reue regte sich in ihr.

„Meine Mittheilung hat Dir weh gethan?" fragte sie sehr kleinlaut.

Melitta bewegte verneinend ihr Haupt und die vorige Röthe kehrte jähe wieder in ihr blasses Gesicht zurück.

„Deine Mittheilung hat mich nur überrascht Fides!" sagte sie ruhig.

„Oswald würde gewiß von seinem Vorsatze abgehen, wenn Du ihm Deine Ansichten darüber mittheilen wolltest."

Melitta hob stolz ihre Augen und sah wieder in die Ferne.

„Die Hochherzigkeit seines Vorsatzes ist so wenig zu bestreiten, daß jedes Wort dagegen eine Sünde wäre," sprach sie nach einer kurzen Pause.

„Du träumst wohl, Melitta?" fragte das junge Mädchen erstaunt. „Worin findest Du denn eine Hochherzigkeit?"

Melitta lächelte bitter. „Aus Patriotismus einen Herd aufgeben, der durch Zufall einem fremden Herrscher unterworfen ist, findest Du dies nicht bewundernswürdig?"

„Nein, Melitta!" antwortete Fides, den wahren Sinn der Frage nicht begreifend, in voller Treuherzigkeit.

„Nun, so mache Dich mit Deinen unpatriotischen Gesinnungen nur gefaßt auf eine begeisterungsvolle Rüge aus Oswald's Munde!" spottete Melitta in einiger Aufregung. Fides fing an zu begreifen, daß Melitta im höchsten Grade erzürnt war über Oswald's Entschluß. In solcher Stimmung hatte sie Melitta noch nie gesehen, deshalb blickte sie verschüchtert zu ihr auf und sagte treuherzig:

„Wir wollen doch Oswald erst fragen, ob es auch wahr ist, was Deine Tante wieder in Kassel über ihn gehört hat."

„Wir werden Oswald nicht darüber befragen, Fides," sprach Melitta herben Tones. „Wer sein Glück gering achtet und sich dem Elende einer ungewissen Lebensstellung preis geben will, der mag dies mit sich selbst ausmachen."

Sie legte ihre Hand auf den Kopf ihrer Pflegeschwester. Diese Hand war kalt und zitterte. „Nicht war, meine liebe Fides, Du thust mir den Gefallen und sprichst nicht ein Wort über diese Angelegenheit, die uns im Grunde nichts angeht. Oswald kann als Mann thun und beschließen, was er will. Uns aber geziemt es nicht, sein Vertrauen zu erzwingen. Bevor Oswald es also nicht der Mühe werth hält, uns von seinen Beschlüssen in Kenntniß zu setzen, reden wir nicht davon. Willst Du mir versprechen, meinen Wunsch zu erfüllen?" schloß sie mit weicher, bittender Stimme. Fides schlug rasch in die dargebotene Hand ein und blickte feierlich zu ihrer Pflegeschwester auf. Eine geistige Erhebung strahlten

aus ihren begeisterten Augen und malte sich in dem raschen Farbenwechsel ihres jugendlich frischen Gesichtes. Mit dieser Erhebung vereinigte sich der Ausdruck einer weichen Hingebung, welcher die tiefe Zärtlichkeit ahnen ließ, deren dies Mädchenherz fähig sei.

In Melitta's Gesicht hingegen zeigte sich nur jene Ruhe und Festigkeit, die sie nach kurzen Kämpfen immer bewies. Sie schaute mit dem Lächeln unerschütterlicher Sanftmuth in das Auge ihrer Freundin, das unstät und forschend auf ihr ruhete. Eine Ahnung der Wahrheit hatte Fides elektrisch berührt, deshalb prüfte sie das Mienenspiel Melitta's, um zu erkennen, ob sie sich nicht getäuscht habe. Es war ihr zu Muthe, als sei jetzt, trotz der früheren Zurechtweisung ihrer weisen Freundin, dennoch ein ganz neuer Bund zwischen ihnen geknüpft, der ein stilles, tief verborgenes Geheimniß heilige und weihe. Die Sanftmuth und Ruhe in Melitta's Gesicht machte sie aber irre. Ihr unversuchtes Herz kannte den Stolz verletzter Liebe noch nicht, der sich trotzig auf den Trümmern aller zerstörten Hoffnungen erhält und jeden Schmerz abzuleugnen versucht. Fides kannte die Stahlkraft des Gemüthes noch nicht, die mit ruhiger Lüge eine blutende Wunde in Abrede stellt, um sich nicht schwach zu zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Väterlicher Rath nach links und rechts.) Förster (zu seinen Söhnen und Töchtern): „Das sag' ich Euch, Ihre Buben, wenn Ihr einmal in die Lage kommt, heirathen zu können, so — heirathet nicht!! Und Euch, Ihr Mädeln, sag ich, macht, daß Ihr — bald — Männer bekommt!"

(Eine sparsame Hausfrau.) Kaufmann: Diesen Stoff kann ich als sehr dauerhaft empfehlen.

Käuferin: Um Gottes Willen nicht! Mein Männchen soll mir ja in vier Wochen wieder ein neues Kleid kaufen.

(Guter Rath.) „Laß Dich nicht photographiren, lieber Freund, denn siehst Du dumm aus, so fühlst Du Dich am Ende getroffen.

(Auf wen es ankommt.) „Herr Schumann, sagen Sie mir, hat Horaz zwei Bände geschrieben?

Student Schumann: „Das kommt ganz auf den Buchbinder an."

(Etymologie.) „Welches ist der schlechteste Buchstabe?" — „Der Buchstabe Z!" — „Warum?" — „Weil nichts hinter ihm ist!"

(Auch im Schlaf thut Vorsicht noth.) Doctor: „Nun, wie gehts Herr Bürgermeister? ich sehe mit Bedauern, daß Sie schwer krank sind."

Patient: „Ja, ein bedeutendes gastrisches Fieber!"

Doctor: „Wie kamen Sie dazu?"

Patient: „Sehen's, mir hat von einem geschwartelten Schweinbraten mit gedünstetem Kraut geträumt, den habe ich ganz allein aufgegessen, und, weiß der Teufel, das Schweinerne muß nicht ganz frisch gewesen sein, denn wie ich aufwache, war ich zum Sterben elend."

Goldkörner.

An keiner Stelle blüht der Gattin Glück,
Sucht sie es nicht im häuslich frommen Leben.
Friederike Salzer.

Die zarte Schönheit folgt der Flucht der schönen Zeit,
Die feste Treue geht den Weg der Ewigkeit.
Paul Flemming.

Wo der Geist ist, da ist Freiheit. Je mehr wir des Lebens in uns haben, je freier sind wir.
Georg Forster.

Heiterer Sinn und immer fester Muth, wenn der Mensch sich dieses immer geben kann, so gibt er sich das Höchste. In der Freude erscheint die Wahrheit, in Freude erscheint das Leben.
Heinrich Jacobi.

Auflösung der zweisilbigen Charade in voriger Nummer:

Hausfreund.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 34. Donnerstag, den 21. März 1872.

* Ein Sonnenblick.

Und wär' auch noch so trüb die Welt,
So dunkel ganz und gar:
Ein einziger Sonnenblick erhellt
Sie dennoch wunderbar.

Und läg' am Morgen Feld und Wald
Auch noch so nebelgrau:
Im Sonnenstrahl wird alsobald
Ein Perlenmeer die Au.

Und hing an deiner Wimper gar
Die Thräne trüb und schwer:
Im Strahl der Sonne glänzt sie klar,
Als ob's ein Demant wär'. Ad. Sch.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

„Ich verspreche Dir weder mit Oswald noch mit irgend Jemand über das zu reden, was ich jetzt eben mit Dir verhandelt habe,“ antwortete sie nach kurzem Besinnen. „Und, wenn ich auch eingestehen wollte, daß es mir leid thut, Dich in einer Anwandlung von Uebermuth von den Redereien über Oswald in Kenntniß gesetzt zu haben, so kann ich doch nicht leugnen, daß es mir in anderer Rücksicht ganz lieb ist.“

„Warum? fragte Melitta in stolzer Heuchelei die Stirn emporhebend.

Fides umschlang rasch den Hals der Freundin und schmiegte wortlos die Wange an die ihrige.

„Meinst Du noch immer, ich solle seinen Entschluß zu bekämpfen suchen?“ fuhr Melitta fort.

„O nein!“ rief Fides naiv, „ich denke nur, es ist gut, das schon zu wissen, was uns schmerzlich überraschen kann.“

Melitta fühlte, daß Fides in ihrem Innern gelesen hatte und auf dem Wege war sie zu durchschauen. Schnell nahm sie eine heitere Miene an.

„Du magst recht haben, kleine Tyrnau,“ erwiederte sie mit erzwungenem Scherze. „Mir ist nichts verdrießlicher, als einem halben Vertrauen zu begegnen. Wäre mir Oswald's Einfall, im Lande lieber herum zu vagabundiren, als sich der unvermeidlichen Nothwendigkeit zu fügen, einem fremden Herrscher huldigen zu müssen, von der Tante mitgetheilt worden, so hätte ich mich vielleicht vom Zorne über solche Pläne hinreißen lassen, bittere Urtheile zu fällen, die mir nachher leid gethan.“

„Es kann aber sein, daß Oswald Dir selbst seinen Entschluß heute mittheilen will,“ sagte Fides sorglos in den veränderten Ton Melitta's eingehend.

„Möglich, sehr möglich!“ rief Melitta. „Er versprach ja, ausnahmsweise heute wieder zu kommen. Nun, er findet mich durch Deine Plauderei vorbereitet auf einen Vortrag über die Heiligung der Mittel zu erhabenen Zwecken!“ spottete sie. „Ich freue mich auf dies Probestück glühender Beredsamkeit!“

„Und ich freue mich darauf, daß er Dich mit wenigen Worten zu seiner Meinung bekehren wird!“ unterbrach Fides sie lachend. Melitta schüttelte den Kopf zum Zeichen, daß sie dagegen gewaffnet sei.

„Wenn Oswald's geistvolle Augen zu leuchten beginnen, bist Du schon bekehrt!“ neckte Fides weiter. „Das Herz versteht die Sprache der Augen und der Blick zum Blicke schwebt wie eine Taube mit dem Oelblatte des Friedens in die bewegten Herzen.“

Ein Lächeln flog über Melitta's Antlitz und tilgte, wie plötzlicher Sonnenschein, alle Wolken des Ernstes und der Kümmerniß aus ihren Mienen.

„Das hast Du wohl wieder aus den französischen Büchern der Tante gelernt?" rief sie in wahrhafter Heiterkeit. „Du wirst mir zu klug, kleine Tyrnau. — Ich werde ernstlich mit der Tante sprechen, daß sie die französischen Vorlesungen einstellt."

„Thu' das, Melitta," antwortete Fides. „Gelingt es Dir, mich von dieser Marter zu befreien, so bete ich Dich an. Leider zweifle ich an einen günstigen Erfolg Deiner Bemühungen."

„Verlaß' Dich auf mein Wort, Fides, diese französischen Marterstunden sollen ein Ende nehmen," sagte Melitta gütig, indem sie unter das Laubdach der Kastanie zurücktrat und ihre Stickerei wieder zur Hand nahm.

„Du überschätzest Deine Macht — die gnädige Frau Tante läßt nicht ab, mich für die Leiden der großen Welt auszubilden," entgegnete Fides altklug. Sie kam allgemach in ihre sorglose Laune zurück, die von der seltsamen Gemüthsbewegung Melitta's unterbrochen gewesen war. Ihre Blumen zusammenraffend, bat sie Melitta um einige Faden Garn zum Kranzbinden und setzte sich dann so kindlich vergnügt, als sei gar nichts vorgefallen, ihrer Freundin gegenüber. Eine lange Zeit blieben beide Mädchen stumm. Fides, die noch keinen klaren Begriff über die Zwecke des menschlichen Daseins hatte, überließ sich ihren Betrachtungen über die Schönheit der einfachen Feldblumen, die sie zu einem Kranze zusammen zu fügen beflissen war. Dabei dachte sie gelegentlich an die Erfahrungen, welche sie so eben gemacht hatte und fand ihren Ideenkreis wesentlich dadurch erweitert.

Melitta aber träumte mehr, als sie dachte. Sie lehnte ihren Kopf an den Stamm des Baumes und blickte mit dem Ausdrucke rührender Klage in das dichte grüne Laubgewölbe, das durch einige Sonnenflecken wie mit Lichtfunken durchwoben erschien. Das junge Mädchen schien dem leisen Gesange der Vögel zu lauschen, aber im Grunde hörte und sah sie nichts. Ihre Phantasie schweifte in die Ferne und richtete Fragen an das Schicksal. Sie war sich schon klar bewußt, daß es ein süßeres Glück auf Erden gäbe, als Blumen zu flechten und allein in der Welt zu träumen. Ihr Herz kannte schon die Unruhe der Liebe und in dem Schmerze, den sie eben muthig bekämpft hatte, war sie sich dessen vollkommen bewußt geworden.

Von dem Standpunkte aus betrachtet, den sie in ihren Mädchenbegriffen einnahm, mußte sie allerdings eine Opferfreudigkeit, wie Oswald empfand, für eine zügellose Schwärmerei erklären. Was kümmerte sie des Vaterlandes Streit, wenn nur Frieden in ihr und um sie herum war, wenn sich die Keime des Glückes ihren Hoffnungen gemäß entwickeln konnten. Ihr Mädchenherz, das in der Liebe sein Ziel suchte und zu finden berechtigt war, entflammte sich nicht für das tragische Schicksal eines Gemeinwohles, dem sie stets fern gestanden hatte, und sie beurtheilte danach ohne Schonung die Ruhelosigkeit ihres Vetters Oswald, die ihn in Bahnen trieb, welche seinen völligen Untergang zu beschleunigen drohten. Er vertauschte ein harmloses Dasein mit der Aufregung unsicherer und trügerischer Hoffnungen. Bedurfte es wirklich zur Ueberwindung der politischen Mißverhältnisse eines Opfers, wie dieser junge Mann zu bringen entschlossen war? Konnte der Conflict seiner persönlichen und politischen Angelegenheiten auf keinem andern Wege geschlichtet werden? Mußte er sein Vatererbe verlassen, mußte er es verkaufen, verschleudern und dadurch ganz heimathlos werden? Sollte nicht dieser plötzliche Entschluß aus anderen Quellen entstanden sein? Vielleicht, um dem einförmigen Leben eines Landjunkers zu entgehen? Vielleicht, weil er die Kette einer einfachen, prunklosen Häuslichkeit fürchtete? Vielleicht, daß er sich geistig zu groß für dergleichen fand?

Melitta warf sehr hochmüthig ihren Kopf bei diesem letzten Gedanken zurück, und wer sie jetzt betrachtet hätte, der würde sich überzeugt haben, daß hinter diesem ruhigen und sanftmüthigen Mienenspiele auch Wallungen böser Art verborgen sein konnten.

„Gehen wir heute zum alten Förster Lukas?" fragte in demselben Augenblicke Fides, vergnügt ihren fertigen Kranz bewundernd.

Melitta stutzte. Warum bejahete sie denn diese Frage nicht gleich, da ein Spaziergang nach dem Forsthause sie am sichersten einer unerwünschten Begegnung mit Oswald überhob. Fides warf ihr einen schelmischen Seitenblick zu und sprach weiter:

„Er hat mir sagen lassen, daß seine Aurikeln prachtvoll blüheten. Ich dächte wir gingen hin, Melitta!“

„Heute nicht!“ preßte Melitta heftig hervor. Sie beugte sich dabei tief auf ihre Arbeit nieder.

„Weil Oswald kommen will?“ warf Fides lächelnd und fragend hin. „Nun, dann Morgen!“

„Ja, morgen früh, ehe die Sonne den Thau von den Aurikeln getrocknet hat!“ erwiederte Melitta gelassen. Ihre Fassung behauptete sich wie immer. Aber Fides hatte Erfahrungen gemacht, die ihren Ideenkreis wesentlich erweitert hatten!

„Wie fein Du immer das Rechte triffst,“ rief sie schäkernd. „Ja, wir gehen morgen früh zum Förster und seinen Aurikeln, damit wir die Thauperlen mit den Aurikeln zugleich bewundern können. Ich habe noch niemals Thautropfen auf Aurikeln gesehen, Melitta!“

Melitta erwiederte diese gutmüthige Neckerei nicht. Dies ermuthigte Fides fortzufahren:

„Wenn Oswald aber heute nicht kommt, so wird er sich morgen herbemühen. Gehen wir dann vielleicht erst übermorgen nach den Aurikeln?“

„Quälgeist!“ schalt Melitta, erröthend, aber durchaus nicht unfreundlich. „Du bist ein boshafter Schelm, kleine Tyrnau! Wenn Du fortfährst mich zu necken, so entziehe ich Dir meine Huld. Dann magst Du sehen, wie Du mit den Launen der gnädigen Frau Tante fertig wirst!“ Fides klatschte mit unschuldiger Fröhlichkeit in die Hände, sprang auf den Tisch, der zwischen ihr und Melitta stand und kniete dicht vor dieser nieder, den fertigen Kranz hoch emporhaltend. „Sie zürnt! Sie zürnt — o Ihr Götter, meine süße Königin zürnt,“ jubelte das übermüthige Mädchen, und drückte schnell, ehe sie es hindern konnte, den Kranz auf Melitta's Haupt. „Ha, wie schön! Wie schön! Du gleichst einer Feenkönigin, die im Dunkel der Nacht dem Bekümmerten Trost und Hoffnung in's verzagende Herz strahlt! Du gleichst einer Heiligen im Glorienscheine!“

„O, still nur! Deine Schmeicheleien bethören mich nicht!“ sprach Melitta abwehrend, mit der lieblichen Sanftmuth, welche ihr eigen war. Fides griff während dessen nach dem andern Kranze und setzte ihn auf ihren Lockenkopf.

„Sieh mich an, Melitta,“ sagte sie mit komischer Verschämtheit. „Sehe ich nicht neben Dir aus, wie ein armes verlaufenes Waisenkind, das vom Strahlenkranze Deiner Herrlichkeit profitiren möchte?“

Sie wendete zufällig den Blick und sah Herrn von Ettershaiden, der unterdessen den Rasenplatz im Parke erreicht hatte, im Eingange des Laubganges stehen. Sein Lächeln gab ihr Muth. Rasch sprang sie vom Tische und eilte ihm entgegen. „Wir bekommen Besuch, Melitta!“ rief sie frohlockend.

Melitta zuckte heftig zusammen und richtete ihr Auge scheu und unstät der Stelle zu, wohin Fides lief. „Ah — der gestrenge Herr Onkel!“ sprach sie aufathmend und erhob sich in respectvoller Artigkeit.

Fides hatte ihren Vormund kaum erreicht, so fiel ihr ein, daß ihr Empfang die Regeln des vorgeschriebenen Anstandes überschritt und sie blickte mit reizendem Trotze zu dem alten Herrn auf, um sein Mienenspiel zu prüfen. Er nickte ihr so freundlich ermunternd zu, daß sie froh wurde bis ins Herz hinein. Schnell ergriff sie seine Hand und schmiegte sich zutraulich an seine Schulter. Ihre Augen blitzten vor Zärtlichkeit. Sie gestand ihm ohne Worte, daß sie ihn lieb habe, trotz seiner schulmeisterlichen Strenge und seiner hofmäßigen Etikette. Eine Freude, gleich dem Entzücken eines freigesprochenen und begnadigten Verbrechers, floß durch des alten Herrn Brust. Wie von Irrlichtern der Träume umgaukelt hatte er schon eine Weile dagestanden und die beiden hübschen Mädchen beobachtet, die Gott seiner Fürsorge anvertraut hatte. Jetzt wallte der freudige Gedanke in ihm auf, daß ihm diese beiden Wesen in seinen Lebensweg gesendet sein konnten, um ihm die trübe Einsamkeit des Alters zu beleben. Er feierte in diesem frohen Momente den Frühlingsanfang des Greisenthums, das sich in den unschuldigen Freuden der Jugend zu verjüngen sucht. Er neigte sein ehrwürdig Haupt und drückte seine Lippen auf die bekränzte Stirn des lieblichen Mädchen, das mit Kindeszärtlichkeit einen Sturm auf die Convenienz gewagt hatte.

„Wir bekommen Besuch, Melitta!“ rief abermals das junge Mädchen ihrer Freundin zu. „Sieh nur, der gestrenge Herr Vormund hat seine Galauniform angezogen, um uns Besuch zu machen!“

Ueberrascht hatte Melitta der kleinen Scene zugeschaut. Diese Weihe des Augenblickes war ihrem zarten Sinne weit bedeutungsvoller erschienen, als dem Kindersinne Fides, welche die ungewohnte Liebkosung als einen flüchtigen Ausdruck von Güte nahm. Schüchtern suchte Melitta's Blick das Auge des Oheim's. Sie war zweifelhaft, ob auch sie in den Kreis einer gesteigerten Freundlichkeit treten dürfe. Sie wußte ja längst, daß Fides sich der besondern stillen Zuneigung des alten Herrn erfreute.

Der gütige Blick, welcher sie traf, verscheuchte ihre Zweifel und sie wagte es nun ebenfalls mit liebevoller Zutraulichkeit sich zu nähern.

Herr von Ettershaiden empfand schon jetzt, welcher Lohn ihm werden würde, wenn er den Zwang seines ceremoniösen Reglements aufheben und sich einem freiern und natürlichern Verkehr im Hause hingeben würde. Eine innige Zufriedenheit leuchtete aus seinem Antlitz, eine neue Lebenslust durchströmte ihn und vollendete die Revolution in ihm, die rasch und entscheidend alle guten Eigenschaften in ihm stählte. Das naturgemäße Wohlwollen für die Jugend bahnte auch schnell den Weg zum Verständnisse ihrer Ansprüche und öffnete zugleich die Schleußen gegenseitigen Vertrauens.

Dieser Augenblick vereinigte ihn mit seinen Pflegetöchtern und riß eine weite Kluft zwischen ihn und seine Gattin, welche herzlos seines Lebens Ende eher berücksichtigt hatte, als es Noth that.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(**Merkwürdiges Testament.**) Sterbender Gutsbesitzer (zum Advokaten): „Nun vermache ich noch die beiden gestern verlorenen Schafe meinem Sohne Jobst, wenn sie gefunden werden, wo nicht, so sollen sie meinem Bedienten Christoph gehören!"

(**Der gute Rath.**) Fürst (zum Minister): „Ich habe mit Verwunderung ersehen, daß Euer Excellenz den Rath Gitz höher besolden, als die übrigen Herren." — Minister: „Durchlaucht, es ist einer der besten Räthe im Ministerium." — Fürst: „Das ist aber doch durchaus kein Grund für seinen hohen Gehalt." — Minister: „Durchlaucht geruhen zu bedenken, guter Rath ist theuer."

(**Heinrich Heine**) war in Bonn einmal zu einem Diner bei einer bekannten Familie gebeten, und kam bei Tische neben den Professor S. zu sitzen, welcher ein großer Feinschmecker und Fresser war. Als der Pudding herumgereicht war, welcher im Verhältniß zur Tischgesellschaft ziemlich klein ausgefallen, wurde derselbe zuerst dem Professor S. gereicht, der sich ein gewaltiges Stück davon vorlegte. Heine, welcher darauf folgte, wollte das Gerücht an sich vorübergehen lassen, als die Dame vom Hause ihn bat, den Puddung doch zu kosten, der ganz vortrefflich sei. — „Bitte, sagen Sie mir doch, Madame, welches ist denn der Pudding? dies hier (auf den Teller des Professors deutend), oder dies hier auf der Platte?" fragte Heine ganz naiv.

Goldkörner.

Wer eine fremde Sprache aus Büchern lernen muß, der lerne ja recht viele und ergreifende Poesieen, wenn die Literatur der Sprache sie aufzuweisen hat. So ersetzt ihm das Feuer der Dichtung einigermaßen die Lebendigkeit des mündlichen Verkehrs. Dazu kommt, daß Gedichte, selbst schlechte Gedichte, viel leichter im Gedächtniß haften bleiben als die schönste Prosa. **Fr. Spielhagen.**

Alles kommt im geistigen Leben wie im Geschäftsleben darauf an, daß unsere Einnahmen mit unsern Ausgaben im rechten Verhältniß stehen. Mit der receptiven Thätigkeit muß die productive gleichen Schritt halten. Was wir blos dem Gedächtniß überlieferten, ohne es zur Production eigener Gedanken verwendet zu haben, ist todtes Kapital, bringt uns nicht weiter, scheint etwas und ist nichts.

Fr. Spielhagen.

Wird etwas in der Eil,
Das dich verdrießt, gesprochen,
So laß es ungerochen;
Ein Wort ist ja kein Pfeil.

Chr. Gryphius.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 35. Samstag, den 23. März 1872.

* Sonett.

Wie klar sich auch im See die Sterne spiegeln,
Du kannst doch nicht in seine Tiefe schauen,
So lächelt mancher Blick und heischt Vertrauen,
Und birgt doch nur ein Buch mit sieben Siegeln.

Ein Kerkerschloß ist leichter aufzuriegeln
Als eine Seele, die, gestählt von rauhen
Erfahrungen, nur strebt, an sich zu bauen,
Sich läuternd wie das Erz in Feuertiegeln.

Auch ich rühm' mich, ich lernt' den Werth erkennen
Von jedem Lächeln, das wir abgewinnen
Dem Ernst der Dinge, die wir „Dasein" nennen.

Verzeih! Dünkt Dir vielleicht zu trüb mein Sinnen?
Die Bäume, wenn zu heiß die Strahlen brennen,
Schließt ihre Blätter gerne dann nach Innen.

Hermann Lingg.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

„Sie haben Besuch gehabt, Herr Onkel?" fragte Melitta auf seinen Gallaanzug deutend. Verwundert senkte er sein Auge darauf nieder. Er hatte den Besuch des Marquis ganz vergessen.

„Ja wohl!" antwortete er heiter. „Der Marquis d'Etérais war bei mir. Ein sehr liebenswürdiger Mann!"

„Natürlich! Ein Franzose ist immer liebenswürdig," sprach Fides ungewöhnlich vorlaut.

Ettershaiden sah sinnend vor sich hin. „Nein — kleine Tyrnau," antwortete er dann, „der junge Mann ist sicherlich kein Franzose. Sein ganzes Wesen verräth den Deutschen."

„Wie? Er ist doch ein Günstling Jerome's!" meinte Melitta zweifelnd.

„Das sagte mir Oswald auch, allein trotzdem halte ich den Marquis für einen Deutschen."

„Oswald?" wiederholte Fides, ihren Blick über Melitta's Gesicht sendend, das eine bedeutsame Spannung verrieth. „War denn Oswald hier? Heute? Wo ist er denn? Bei der gnädigen Frau etwa?" fragte sie so hastig, daß sich ihre Fragen gleichsam überstürzten.

„Oswald ist nach Hause geritten. Er fürchtete mit dem Marquis zusammenzutreffen und wollte dies vermeiden," antwortete der alte Herr freundlich.

„Melitta — dann können wir zum Förster Lukas gehen und seine Aurikeln bewundern!" platzte Fides übermüthig lachend heraus.

Melitta's Gesicht war im Nu wie mit Feuergluth überdeckt. Aengstlich blickte sie erst Fides, dann ihren Oheim an. Dieser verstand den Blick falsch. Er glaubte einer Sorge zu begegnen, daß Fides in ihrem Muthwillen sich vergessen könnte.

„Laß sie nur schwatzen, Melitta," sprach er beschwichtigend. „Es amüsirt mich!"

Im höchsten Grade von diesem Ausbruche humaner Duldung überrascht, sah ihn Melitta groß an und wiederholte innerlich: „Es amüsirt ihn!"

„Es amüsirt ihn!" dachte, ebenfalls erstaunt, Fides. Die Mädchen wechselten schnell einen Blick und wie ein frischer Lebenshauch flog es über ihre jugendlichen Gesichter.

Melitta hatte die Kraft, ihre freudige Bewunderung zu verbergen. Fides nicht. Wie eine Offenbarung vom Himmel klang es, dies einfache Wort: „Es amüsirt mich!" Und sie sollte nicht jubeln? Sie sollte dem Lichtstrahl nicht zujauchzen, der in ihre umnachtete Jugend drang.

„Melitta — nun werden wir glücklich!“ rief sie mit holder Natürlichkeit, die Hand des alten Herrn an ihre Lippen drückend.

„Ja, ja,“ erwiederte er mit bewegter Stimme, „ja mein Kind, wir wollen uns bemühen glücklich zu leben, so lange Gott uns Kraft und Gesundheit schenkt!“

Die Schranken waren gefallen. Die Gemüthsbewegung des Herrn von Ettershaiden wurden von beiden Pflegetöchtern desselben richtig aufgefaßt. Was die Veranlassung zu dieser Seelenstimmung gegeben hatte, blieb ihnen freilich noch ein Räthsel, aber eine Ahnung sagte ihnen, daß die bösen Launen der gnädigen Frau Tante sicherlich einen wichtigen Grund gehabt hätten und daß ihr Sieg das vereinsamte Herz zu denen geführt, welche ihm durch die Bande der Dankbarkeit angehörten. Die Schranken wären jedoch nicht so schnell zusammengestürzt, wenn nicht der Zauber der natürlichen und kindlichen Anhänglichkeit sich geltend gemacht hätte in dem schicksalsschweren Augenblicke, wo der Groll über den Abfall eines Herzens, das er für unentbehrlich zu seinem Glücke gehalten hatte, in einen Kampf mit seinem edlern Selbst trat. Er erwachte aus der Stumpfheit einer kalten Ruhe, womit er im alten Schlendrian fortgelebt hatte; er erwachte und sah, daß es anders um ihn her geworden war und daß er, um nicht vorzeitig als lebendig todt beseitigt zu werden, ein neues Leben beginnen müsse. Mit würdevoller Klugheit suchte er alsbald einen Uebergang dazu. Was ihm am meisten im Wege stand, war die Affectation in seinem bisherigen Leben, das Festhalten an gewissen geselligen Formen, die, als ein Abglanz der alten Hofsitte, ihn zum Könige in seinem Hause erhob und ihn auf diesem Throne vereinzelte. Er glich in seinem von Etikette lächerlich verschanzten Zustande gerade den Herrschern des alten Regime's, die ihrer Macht etwas zu vergeben fürchteten, wenn sie lächelten, wie andere Menschen lächeln und wenn sie ohne Perrücke und Hermelin dem Volke sich zeigten. Die Ereignisse im lieben, deutschen Vaterlande hätten diesen alten steifen Aristokraten längst überzeugen müssen, daß die Gährung des Zeitgeistes begonnen habe und nach vollendeter Abklärung im Stande sei, viele Dinge lächerlich zu machen, die früherhin Respekt erzeugten. — Diese Ereignisse hätten ihm längst beweisen müssen, daß Vieles eingerissen sei, was auf Vorurtheile und Aberglauben gebauet war, aber er schloß die Augen dagegen und maßte sich an, dem Zeitgeiste, als einem bösen Dämon, Trotz bieten zu können.

Was sein Verstand anzuerkennen sich weigerte, das vermittelte jetzt sein Gemüth. Und darin glich er guten und rechtschaffenen Herrschern, die lieber Perrücke und Hermelin fallen lassen, um den Wünschen ihrer Unterthanen entgegen zu kommen, als sich auf einsamer Höhe zu halten, umgeben von denen, welche Gründe haben, ihnen zu schmeicheln.

Nachdem Herr von Ettershaiden erst zur Einsicht seines verfehlten Standpunctes im Leben gekommen war, hielt er sich nicht lange bei bloßen philosophischen Betrachtungen auf, sondern er setzte in's Werk, was er durch eigene Erfahrungen gelernt hatte.

Seine Reformen im Hausreglement erregten natürlich ein ungeheueres Aufsehen unter der Dienerschaft, aber er hatte sehr bald Gelegenheit zu bemerken, daß er für den Absolutismus seiner Herrschaft ein moralisches Uebergewicht eintauschte, dem sich selbst seine Gattin nicht zu entziehen vermochte, nachdem sie eine Weile vergeblich dagegen angekampft hatte.

Aber der alte Herr blieb bei diesen Hausreformen nicht stehen. Sein Blick schärfte sich unter den günstigen Erfolgen, die er durch die Lösung alter, verjährter Vorschriften und Gesetze errang und er richtete diesen Blick weiter. Ohne von Staats wegen veranlaßt zu sein, lösete er auch die drückenden Bande der Dorfeingesessenen, welche nicht blind für manche Verbesserungen geblieben waren, die sich mit dem französischen Verwaltungssysteme des neuen Nachbarstaates verknüpften. Er verminderte, für's erste nur provisorisch, da ihm als Besitzer von Lehngütern das volle Recht einer Veränderung nicht zukam, die Frohndienstbelastungen und gab durch Humanitätsvorschriften Freiheiten, die ihm die Liebe seiner Dorfbewohner reichlich vergalt, wenn er dabei etwas an Einnahme einbüßte. Das Alles entwickelte sich überraschend schnell in den nächsten Wochen; es wurde geräuschlos manches in's Werk gesetzt, was erst mit großen Schwierigkeiten verknüpft schien und einige Federstriche genügten oft, barbarische Hausgesetze des Stammes Ettershaiden dergestalt zu modificiren, daß sie den feindseligen Cha-

rakter einer Belastung ganz und gar verloren, trotzdem sie fortbestehen mußten.

Mitten in dieser Aufregung einer edlen Thätigkeit erfrischte und verjüngte sich Herr von Ettershaiden ganz merkwürdig. Was an Altersgebrechen auf ihm geruht, das vergaß er in seinem neuen Wirkungskreise. Ueberall war er selbst, um Augenzeuge zu sein, ob man nach seiner Vorschrift verfahre und indem er seine Bequemlichkeit einem neuen Leben opferte, gewann er als Ersatz eine befestigte Gesundheit und eine wahre Lebensfreudigkeit.

---

6. Capitel.

Ein Gegenbesuch.

Frau von Ettershaiden beobachtete anfangs mit Erstaunen, dann mit steigender Erbitterung den Eifer, womit sich ihr Gatte seinem neuen Wirkungskreise widmete. Die Dame gehörte nicht zu den großherzigen Frauen der dermaligen Zeitperiode, wo der Funke der Begeisterung selbst im Busen derer schlummerte, die unter dem Banne der Weltlichkeit lebten. Sie gehörte zu der Classe vornehmer Damen, die gegen Alles eine gewisse Gleichgültigkeit hegen, was nicht unmittelbar auf sie Bezug hatte. Sie war ehrgeizig, stolz, eitel und herzlos, aber dennoch nicht ränkevoll und muthig genug, um sich dem Urtheile der Welt bloß zu stellen.

Ihre schlimmen Eigenschaften beruheten eben nur im ausgedehntesten Egoismus und in einer maßlosen Eitelkeit. Von frühester Jugend darauf angewiesen, ihr liebes Ich allein zur Geltung zu bringen, hatte sie auch weder Mittel noch Wege gescheuet, dies zu bewerkstelligen und sie beschränkte sich, nach errungenem Siege, darauf, ihre Schönheit, dies gefährliche Geschenk der Natur, durch die Künste der Mode und des Geschmackes in's rechte Licht zu setzen. Da sie im Stande war, ihrem Auftreten am Berliner Hofe durch ihre Geistesbefähigung eine gewisse Grundlage zu geben, so gelang es ihr, dort eine Rolle zu spielen, die sie vollkommen befriedigte.

Der Wechsel aller Verhältnisse warf sie jedoch in eine Lage, wo sie, zur Einsamkeit verdammt, langsam zu ermatten und zu verblühen begann.

Sie zehrte von den Erinnerungen an die Glanzperiode ihres Lebens, paradirte mit einer zarten Gesundheit und Nervenschwäche, quälte ihre Hausgenossen mit böser Laune, gewann aber der patriarchalischen Ruhe ihrer Lebensstellung nach und nach schon Geschmack ab, als ihr böser Genius sie mit einer Favorität des Kasseler Hofes zusammenführte, welche ihre Phantasie von Neuem erhitzte und durch Erzählungen aus dem frivolen, glänzenden Hofleben Jerome's reizte.

Von da an trachtete sie darnach, dort eine hervorragende Stellung einzunehmen. Der Geist der Eitelkeit spiegelte ihr vor, daß sie noch keineswegs verblüht sei und Frau von Ettershaiden, obwohl mit klarem Verstande ausgerüstet, war schwach genug, an ihre Unfehlbarkeit zu glauben, wenn es ihr erst gelungen sein würde, am Hofe des westphälischen Herrschers festen Fuß zu fassen. Es erging ihr, wie den großen Schauspielerinnen, die, nach dem Beifalle der Menge dürstend, als Matronen die Bühnen wieder aufsuchen, wo sie in der Jugendblüthe gewirkt haben. Auch diese glauben nicht daran, daß die neuen Lorbeeren, die sie ernten, mit den spitzigen Dornen des Spottes gemischt werden können.

Frau von Ettershaiden entwarf ihre Pläne zur Verwirklichung ihrer Wünsche mit aller Zuversicht, die ihr ein Rückblick auf den blendenden Glanz ihrer frühern Erfolge zu geben vermochte. Aus diesen vorausgegangenen Triumphen zog sie die Hoffnung auf neue Verherrlichungen, ohne einen richtigen Maßstab für die sinnliche Natur der Lustbarkeiten zu haben, denen sie sich entgegensehnte. Der Widerstand ihres greisen Gatten brachte sie außer sich und reizte sie dermaßen, daß sie blind gegen die Vorzüge ihrer jetzigen Stellung wurde und mit hochmüthiger Gleichgültigkeit den Schmerz desselben erst übersah und dann die letzte Umwandlung seines Wesens mit bitterm Spotte verfolgte.

Sie nannte sich seitdem ein Opfer seiner Barbarei und fühlte sich befugt, ihm in jedem Blicke zu zeigen, daß sie dieser Willkühr überdrüssig sei.

Hätte diese Dame eine richtige Vorstellung von den Freuden gehabt, in denen der Monarch von Westphalen zu schwelgen beliebte, so würde sie Bedenken getragen haben, unbedingt ihre Vorliebe für seine Feste zu zeigen. Ihr Herz war zu kalt, um den Sinnen eine Macht einzuräumen. Sie belächelte die Hingebung der Liebe als eine vergängliche Thor-

heit, die nicht des kleinsten Opfers werth sei. Ideale Träume von häuslichem Glücke an der Seite eines geliebten Mannes verspottete sie und schätzte die Pracht des Lebens weit höher, als ein stilles Glück. Da sie selbst einer leidenschaftlichen Neigung gar nicht fähig war, so begriff sie den Schmerz Ettershaiden nicht, der erst fern von den Zerstreuungen der Welt erkannte, wie überflüssig ihr seine tief gewurzelte Liebe erschienen war, nachdem sie dieselbe zu ihren Zwecken ausgebeutet hatte.

Der neuen Hausordnung, die einen ganz freien Verkehr ohne den Zwang alberner Etikette gestattete, widersetzte sich Frau von Ettershaiden mit aller Macht, die ihr zu Gebote stand, aber sie erzwang weiter nichts, als daß sie die Verfügung über ihre eigenen Zimmer und Einrichtungen behielt, während sich das Zusammenleben der andern Hausgenossen höchst gesellig und vertraulich entwickelte. Dadurch isolirte sie sich vollständig und machte ihre Stellung drückend. Selten kam sie zur Mittagstafel, noch seltener zum Abendessen, das zwanglos im Freien eingenommen wurde, wenn das Wetter günstig war. Vom Vorlesen war gar keine Rede mehr. Fides hatte ihrem Vormunde erklärt, daß diese französischen Vorlesungen eine Qual für sie wären.

Dafür ritten die beiden Mädchen täglich mit dem alten Herrn aus und musicirten so viel sie wollten Es war eine Lust, das liebenswürdige Walten zwischen diesen drei Personen zu sehen, die in Liebe und Eintracht die reinen, stillen Freuden der Natur genossen und dabei an Leib und Seele gediehen.

Die Empfindungen der Frau von Ettershaiden, zuerst bis zur Höhe des Grimmes hinaufgetrieben, wechselten allgemach, als sie bemerkte, daß sie zum Glücke ihres Gatten durchaus nicht mehr nöthig war. Es wurde für sie zuweilen ein ergreifender Gedanke, verstoßen zu sein. Schwankungen traten in ihre Ansichten, wenn sie daran die Möglichkeit reihete, nach einem entschiedenen Schritte von ihrer Seite einer gleichen festen Entscheidung entgegensehen zu müssen Sie wußte aus Erfahrung, wie unerschütterlich Ettershaiden sein konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ein komischer Aberglaube) herrscht noch in Westphalen. Dort gehen am Weihnachtsabende Punkt 12 Uhr die heirathslustigen Jungfrauen an den Hühnerstall und klopfen an dessen Wand so lange, bis ein Hahn oder Huhn erwacht. Gackert ein Huhn, so haben sie keine Aussicht, im neuen Jahre unter die Haube zu kommen; kräht ein Hahn, so sehen sie dies als ein Zeichen baldiger Befriedigung ihrer Herzenswünsche an.

(Eine originelle Anrede.) Von dem einst berühmten Pädagogen Valentin Trotzendorf, Schuldirector in Goldberg erzählt man, er habe seine Schüler oft also angeredet: „Gott grüß Euch, Ihr Edeln, Bürgermeister, Rathsherren, kaiserliche und fürstliche Räthe, Ihr Handwerksleute, Künstler Kaufleute, Krämer, Büttel, Henker und Lumpe, was Alles Ihr nämlich werden könnet, je nachdem Ihr Euch aufführt."

(Die Tyrannei spornt immer den Witz.) Ein Franzose sagte vom ersten Napoleon: „Je le connais bien le charlatan." Deshalb angeklagt, erwiderte er, er habe gesagt: „Je le connais bien — le char l'attend." (Der Siegeswagen wartet seiner.)

(Schmollzimmer der Indianer.) Die Indianer der vornehmsten Kasten haben in jedem Hause ein Schmollzimmer. In dieses schlüpft sich jedes Frauenzimmer, welches in übler Laune ist, so lange ein, bis die Einsamkeit sie beruhigt und zur Milde gestimmt hat. Gewiß eine vortreffliche Einrichtung, um dem von der Arbeit heimkehrenden und in der Familie Ruhe und Erquickung suchenden Manne häusliche Verdrießlichkeiten zu ersparen.

* Scherz-Charade.

(Dreisilbig.)

Sie sprach die beiden Letzten leise
Und führte zur Ersten mich,
Da klopfte das Herz mir im Busen:
Ich liebte sie inniglich. —
Und vor uns lag im Abendschein,
Das Ganze, ein schmuckes Städtelein.

G.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 36. Dienstag, den 26. März **1872.**

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Im Kampfe mit dergleichen Erwägungen lag sie an einem kalten unfreundlichen Maitage auf ihrer Ottomane, der Einsamkeit überantwortet und von der Langeweile geplagt, als das Rollen eines Wagens einen Besuch ankündigte und gleich darauf die Meldung gemacht wurde, „Gräfin Ancelot wünsche aufzuwarten!"

Ein finsterer Blick war die erste Antwort der Frau von Ettershaiden. Die Gräfin Ancelot war eine Dame, der sie im Eifer ihrer Verblendung bei ihrer letzten Anwesenheit in Kassel einen Besuch gemacht, weil sie glaubte dadurch der Erfüllung ihrer Wünsche näher zu kommen. Jetzt schämte sie sich einigermaßen dieser Uebereilung, denn die Gräfin Ancelot konnte sich leider keiner tadellosen Vergangenheit rühmen.

Man erzählte sich ganz unverhohlen in Kassel, daß der Vater dieser Gräfin mit Uhren gehandelt und daß sie selbst eine bedeutende Kunstfertigkeit im Putzmachen gehabt habe. Wodurch es ihr gelungen war, den Rang einer Gräfin zu erobern, war klar.

Sie gehörte zu den schönsten Frauen Kassels und wußte durch ihre Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit selbst die kältesten Männer in Gluth zu bringen, obgleich sie die erste Jugendblüthe schon eingebüßt hatte. — Einer solchen Dame hatte also Frau von Ettershaiden das Heiligthum ihres Hauses erschlossen, um durch ihre Vermittelung das Ziel ihrer frivolen Wünsche zu erreichen.

Sie zögerte jetzt ihren Gegenbesuch anzunehmen. Ein kalter Schauder überlief sie bei dem Gedanken, daß ihr Gatte Kenntniß davon erhalten könne. Zum ersten Male zitterte sie vor der Verantwortung ihrer Handlungsweise und war schon im Begriffe die Dame unter einem Vorwande abweisen zu lassen, als ihr böser Geist sich plötzlich regte und sie zur kecken Verfolgung ihres Planes bewog.

„Sehr angenehm!" sprach sie mit leutseligem Tone und erhob sich, um der Gräfin bis zur Thürschwelle entgegen zu gehen.

Nach einigen Minuten erschien dieselbe mit dem Anstande einer gebornen Fürstin.

Sie schien durchaus vergessen zu haben, daß sie nur durch verschiedenartige Avancements bis zu dem Range einer Gräfin gelangt war, denn sie verneigte sich so stolz, als ehre sie die Schwelle des Hauses, das sie betrete.

Frau von Ettershaiden belächelte diese Anmaßung. In ihren Augen nutzte weder Rang noch Stand, wenn das Vorrecht der Geburt fehlte.

Mit Grazie sich gegenseitig begrüßend und jene lügenhaften Artigkeiten wechselnd, die nothwendig zur Höflichkeit sind, ließen sich die Damen endlich neben einander auf der Ottomane nieder und begannen diplomatisch fein und zurückhaltend ein Gespräch, welches als Einleitung der eigentlichen Zwecke zu betrachten war, die sie gegenseitig zu einander führt und sie sprachen französisch, da die Gräfin es nicht der Mühe werth hielt die deutsche Sprache zu erlernen. Frau von Ettershaiden ging um so lieber darauf ein, die Sprache des neuen Reiches zu ihrer Conversation zu wählen, weil sie sich bewußt war, derselben vollkommen mächtig zu sein.

Nach den üblichen Redensarten der Begrüßung, die von den beiden Seiten durch Spannung und Neugier gekürzt wurden, war die Gräfin die erste, welche dem Anscheine nach ganz selbstvergessen ausrief: „Wie leben Sie hier, Madame? Gewiß in vollem Frieden,

während wir in Kassel mit allem möglichen Ungemach zu kämpfen haben. Unser gnädigster Herr und König ist verdrießlich — Napoleon plagt ihn mit Forderungen, die ihn zwingen, seine geliebten Landeskinder von Neuem zu besteuern. — O mein Gott, es gehört sicherlich eine große Langmuth dazu, um dem großen Napoleon in Allem zu genügen. Seine tyrannischen Befehle werden den armen Jerome ruiniren — es ist eine böse, böse Zeit in Kassel, Madame, und wir müssen ernstlich daran denken den König zu zerstreuen, damit seine Melancholie nicht einen gefährlichen Charakter annimmt."

„Sollte Ihnen das schwer fallen?" fragte Frau von Ettershaiden mit etwas frostigem Tone. „Nach meiner Einsicht ist der König Jerome sehr leicht zu erheitern."

„Ganz recht, Frau Baronin," entgegnete die Gräfin sehr lebhaft, „nur dann nicht, wenn so mächtige Gewalten, wie Napoleon, die Königin und der Marquis d'Etérais volle Wirkung haben."

Frau von Ettershaiden sah sie forschend, mit einem Anfluge spöttischen Zweifels an.

„Sie glauben mir nicht, Madame!" rief die Gräfin mit koketter Verschämtheit. „Vor diesen Mächten muß ich die Waffen strecken. Der Marquis ist mein schlimmster Widersacher. Er ist ein treuer Verbündeter der Königin und der Spion Napoleons — wahrhaftig Madame!"

„Der Marquis d'Etérais scheint mir überhaupt eine diabolische Rolle auf der Weltbühne übernommen zu haben," entgegnete Frau von Ettershaiden spöttisch.

„Lassen Sie das nicht laut werden, wenn Ihnen mit der Freundschaft der Königin gedient ist," sprach die Gräfin wichtig. „Er ist in den Augen Ihrer Majestät ein Cherub."

„Hüten Sie sich nur vor diesem Cherub!" erwiederte Frau von Ettershaiden eilig. „Sie kennen doch die Heldenthaten des Engel Cherub und wissen, daß er ganz wunderbaren göttlichen Geboten gehorchte, als er mit flammendem Schwerte die Menschen aus dem Paradiese verjagte. Warnen Sie den König Jerome vor diesem Cherub, der doppelzüngig zu sein scheint."

Die Gräfin lachte und warf graziös den schönen Kopf auf. „Was fürchten Sie, Frau Baronin? Es wäre zu lächerlich, wenn Sie glauben könnten, daß es dem Marquis einfallen sollte, gegen die Macht eines Napoleon zu conspiriren! O, mein Gott! Die Deutschen haben Zeit gehabt zu lernen, daß ein Kaiser Napoleon unbesiegbar ist! Indessen ist ihr Argwohn unbegründet. Der Marquis ist der Königin zu treu ergeben, als daß er am Sturze ihres Reiches arbeiten sollte. Nein, nein, Madame, einem Mann, den Napoleon sechs Jahre lang zu vertraulichen Missionen benutzt, darf man schon trauen!"

„Es sei fern von mir, dieses Vertrauen erschüttern zu wollen," sagte Frau von Ettershaiden scharf und herbe. „Mir ist es nur sonderbar erschienen, daß dieser Herr sich mit großer Eilfertigkeit in der alten Burg Ettershaiden einzubürgern gedenkt. Was für Gründe könnte ein feiner Cavalier, ein Stern am geselligen Himmel Kassels, dem stark gehuldigt werden soll, wohl haben, sich einen Schlupfwinkel dieser Art zu wählen, wenn nicht Verhältnisse obwalteten, die ihm die großen Räumlichkeiten eines alten, winkeligen Gebäudes wünschenswerth erscheinen ließen."

„Nein, nein!" rief die Gräfin eifrig. „Das ist eine seiner Sonderbarkeiten! Der Marquis ist durch und durch ein Sonderling, Madame. Ein Weltweiser, trotz seiner Jugend! Ein Mann ohne Blut und Herz! Ein Verächter der Frauen! Er möchte den armen liebenswürdigen Jerome auch in Stein und Eisen verwandeln. Wie ein kalter Wasserstrahl wirkt seine Nähe auf jeden belebten Pulsschlag und sein spöttisch tadelnder Blick vereist jeden Blutstropfen. Ich habe meine ganze Kunst aufgeboten, ihn zu fesseln, aber ich habe eine schmähliche Niederlage erlitten," schloß sie mit der leichtfertigen Heiterkeit einer echten Französin.

„Und dennoch spielen Sie eine so eifrige Vertheidigerin?" fragte Frau von Ettershaiden mit spöttischer Schadenfreude. „Der Marquis muß wunderbare Anziehungskräfte in sich haben, daß Sie ihm dies verzeihen?"

„Was läßt sich da thun? Man resignirt! Liebte er eine Andere, so würde ich es als eine Beleidigung betrachten und ihn mit Haß verfolgen! Da er uns Alle, gleich Kunstbildern, von fern bewundert, so trösten wir uns mit der Hoffnung, daß er eines Tages zum Leben erwachen und uns dann beglücken wird!" rief die junge Dame lachend.

„Er soll ein Deutscher sein" — warf Frau von Ettershaiden ein.

„Ein Deutscher?“ wiederholte die Gräfin Ancelot. Daran zweifle ich! Er spricht gut deutsch, aber das beweist nichts. Er spricht auch gut englisch und sogar russisch. Ich halte ihn für einen Franzosen, liebe Baronin. Schon um deswillen, weil er in geheimen Beziehungen zu Napoleon steht. Man bewundert seine Sprachfertigkeit allgemein, sie befähigt ihn zu den Diensten und Missionen, womit er betraut wird. Jetzt ist er unliebenswürdiger, als je. Seit seiner Rückkehr von Paris sieht man ihn in keinem Cirkel, aber desto eifriger conferirt er mit dem Könige. Er hat ganz gewiß etwas Besonderes vor. Jerome ist schon ganz philosophisch geworden — wir müssen ihn den Händen des Marquis und der ehrbaren Liebe der Königin zu entreißen suchen und dazu sollen Sie uns helfen, Madame!“ schloß sie, siegesgewiß ihre Augen auf Frau von Ettershaiden heftend.

Mit gemischten Empfindungen hörte diese Dame zu. Ein behagliches Staunen rang sich bei den letzten Worten der Französin aus dem Gewirr ihrer Gefühle hervor. Sollte sie so bald ihre Wünsche gekrönt sehen? Man berief sie nach Kassel, um ihren Einfluß auf den jungen König zu erproben? Man trauete ihr Geist genug zu, um ihn zu erheitern?

„Ich verstehe Sie nicht, meine junge Dame!“ sprach sie nach kurzer Ueberlegung sehr gelassen, indem sie die eitle Wallung ihres Innern niederkämpfte und würdig den Kopf etwas höher hob. Die Gräfin bewegte ihren Fächer mit graziöser Schalkhaftigkeit und benutzte ihn, um beiläufig den Gesichtsausdruck der deutschen, stolzen Edeldame zu mustern. Sie mußte wohl einsehen, daß sie zu plötzlich vorgeschritten sei, denn sie affectirte eine kleine Zerstreutheit und antwortete sehr gleichgültig:

„Es müßte Sie natürlich nicht belästigen, Frau Baronin!“

„Was wünschen Sie, was ich thun soll?“ fragte Frau von Ettershaiden etwas freundlicher. Sie erlag der größeren Schlauheit der intriguanten, jungen Französin, die sie durch diesen scheinbaren Rückzug zu reizen suchte.

„O, wir haben nur eine große Bitte an Sie,“ plauderte die Gräfin, zum vertraulichen Tone übergehend. „Es muß etwas Pikantes erfunden werden, etwas Fremdartiges, etwas deutsch Feenhaftes — Sie sind allbekannt die geistreichste Dame im ganzen deutschen Lande — Deutschland soll reizende Sagen haben von Wassernixen, von Bergkönigen und Waldfeen. — Da wollten wir Sie bitten, uns eine Allegorie zusammenzustellen, worin Sie aber eine Hauptrolle einnehmen müssen, Ihren persönlichen und geistigen Vorzügen angemessen.“

Ein höchst angenehmes Lächeln verdrängte bei dieser Bedingung den Ausdruck geduldiger Artigkeit, der bis dahin das ganz farblose Angesicht der Frau von Ettershaiden charakterisirt hatte.

„Verstehen Sie nun meinen Wunsch, Madame?“ fragte die Gräfin, ihre Augen in koketter Gluth auf sie heftend.

„Vollkommen, liebe Gräfin, und ich fühle mich von der Idee so sehr angesprochen, daß ich geneigt bin, auf Ihre Wünsche einzugehen!“

Die Gräfin ergriff ihre Hand und küßte sie. „Es wird etwas Neues für den König sein,“ sagte sie schmeichelnd. „Wir müssen die ganze Ausstattung überraschend und fesselnd machen. Ein schönes, blondes Mädchen muß als die Göttin Freya — so heißt sie ja wohl — figuriren. — Der König schwärmt jetzt für blonde Mädchen!“ fügte sie leicht hinzu. „Wir müssen Conferenzen halten, Madame — ah — wie freue ich mich auf diese Gemäldestellung, die großartig werden wird!“

Frau von Ettersheiden stand auf und ging zu ihrem Schreibtische, um sich Papier und Bleistift zu holen Die Gräfin sah ihr mit einem versteckten Lächeln nach.

„Sie wollen mir gleich eine Zeichnung machen?“ fragte sie. „Wie lieb Sie sind, theure Baronin! Aber, ehe wir uns vertiefen in unsern Plan, bitte ich Sie, mir Ihre Kinder vorzustellen — wollen Sie?“

Frau von Ettershaiden kam lächelnd zurück mit einem großen Necessaire und Geräthschaften zum Zeichnen bewaffnet, die sie geschäftig vor sich ausbreitete. Ein Beweis, daß sie nicht unbewandert in der Kunstfertigkeit war, die man von ihr verlangte.

„Meine Kinder soll ich Ihnen vorstellen?“ wiederholte sie zerstreut. Es thut mir leid, Ihnen antworten zu müssen, daß Gott mir das Glück versagt hat, Kinder zu besitzen.“

Die Gräfin richtete sich sehr schnell auf. „Ich hörte doch —“ sagte sie vorsichtig.

Ja, zwei Pflegetöchter sind in unsere Obhut gekommen. Eine Nichte von mir und eine kleine Bürgerliche räthselhaften Herkommens, die mein Gemahl bevormundet.“

„Räthselhaften Herkommens," wiederholte die Gräfin bezeichnend. „Mir flößen dergleichen Räthsel Interesse ein."

Frau von Ettershaiden beschäftigt mit ihrem Plane zu der verlangten Allegorie, machte eine abwehrende Bewegung. „Hier liegt nichts Romantisches vor!" sprach sie kurz „Eine Madame Tyrnau, Wittwe und sehr reich, dazu als Katholikin sehr isolirt in Berlin, hatte ihrem Beichtvater aufgetragen, das kleine trotzige Mädchen unter Ettershaiden's Schutz zu stellen. Weiter nichts! Bisweilen ist mir freilich der Gedanke gekommen, daß ein gewisser Zusammenhang in dieser zufälligen Vormundschaft liegen könne — die Prinzen unsers königlichen Hauses, vornämlich aber Prinz Louis, liebten die Liaisons mit Bürgermädchen — allein es ist im Laufe der Zeit nichts vorgekommen, was meine Idee hätte bestätigen können. Das ganze Wesen dieses Kindes beweiset eine plebejische Abkunft!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges

(Nicht ansteckend.) — Die Lehrerin einer Berliner Mädchenschule, welche in nicht geringer Angst vor der Pocken-Epidemie sich befand, nicht ihrer eigenen Gesundheit halber, sondern weil bei einem vorkommenden Falle sämmtliche Schülerinnen wegbleiben könnten, bat die Kinder, sobald Jemand in ihren Familien krank würde, ihr davon Mittheilung zu machen; wenn aber die Krankheit ansteckend sei, lieber gleich zu Hause zu bleiben. Am andern Morgen kommt ein kleines Mädchen höchst vergnügt in die Classe gesprungen, nimmt die Finger aus dem Munde und ruft: „Liebes Fräulein! Meine Mama ist krank! Ich habe einen kleinen Bruder bekommen; aber Papa meint: es wäre nicht ansteckend für Sie."

(Ein großartiger Verbrennungs-Prozeß) fand am Dienstag in dem Hause statt, in welchem sich die Staatsdruckerei in Berlin befindet Nicht mehr und nicht weniger als 40 Millionen Thaler Papiergeld: Darlehenskassen-, Schatzscheine, Banknoten, theils vom Nordbunde, theils von Preußen, wurden den Flammen übergeben. Auf einem ansehnlichen langen Tische waren die Opfer dieses Autodafé aufgestapelt; unter Aufsicht von Mitgliedern der Bundes- beziehungsweise der Staatsschulden-Kommission wurde das Geld durchgezählt, controlirt 2c und dann in einen riesigen eisernen Trichter gethan, durch welchen es in die in der Tiefe lodernden Flammen hinabglitt. Wie viel Schicksale mag jedes der einzelnen verbrannten Blättchen erlebt haben, durch wie viel Hände mögen die Scheine gegangen sein, wie viel Leid und wie viel Freud' mag sich an ihre Laufbahn heften! Es käme eine ganze Bibliothek von Romanen zu Stande, wollte man das Alles zusammentragen. Dies ungefähr waren die Gedanken Derjenigen, welche dem immerhin interessanten Verbrennungsprozeß beiwohnten.

(Ein gewurstelter Franzose). — Letzten Winter munkelte man in Rorschbach von einem Metzger, er habe zur Zeit der Internirung der Franzosen heimlich einen solchen geschlachtet und verwurstet Als dieses Gerücht immer lauter wurde, mußte zuletzt das Gericht einschreiten, um zu untersuchen, was an der Sache sei. Da ergab es sich zum großen Entsetzen der guten Rorschbacher, daß dieser Franzose — ein edler Bourbakigaul mit abgefressenem Schweif gewesen, der sein vielgeplagtes Dasein so schmählich hatte enden müssen. Daß man seiner Zeit diese Pferdefleischwürste ungemein schmackhaft und piquant gefunden, wollen die Rorschbacher nicht mehr zugeben.

(Eine Redakteurin.) Mit folgendem Gruße schickt eine unternehmende Redakteurin in Oregon ihr neues Blatt in die Welt: „Wir haben eine regelrechte Lehrzeit im Arbeiten durchgemacht, haben gewaschen, gescheuert, geflickt, gestopft, gebügelt, genäht, Kinder aufgezogen, gemelkt, gebuttert und Hühner groß gefüttert. Wir haben Kostgänger gehalten, als Schulmeisterin fungirt, Musikunterricht gegeben, für Zeitungen geschrieben, Reden gehalten und ein bedeutendes Putzmacher- und Kleidergeschäft geführt. Wir können durch das Publikum beweisen, daß diese Arbeiten gut verrichtet wurden. Jetzt, da wir ein Alter von sechsunddreißig Jahren erreicht, und eine ganze Familie von Knaben groß genug gezogen haben, um die Schrift setzen zu können, und eine Tochter, um das Putzgeschäft zu führen, so haben wir die Absicht, eine Zeitung herauszugeben und zu redigiren, wie sie als eine permanente Institution des Landes zu etabliren."

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 37. Donnerstag, den 28. März 1872.

* Enttäuschung.

Die Hoffnung hat mir oft gelogen
Mit der Verheißung gold'nem Schein;
Oft, von der Freundschaft selbst, betrogen,
Stand ich verlassen und allein.
Hielt ich den Kampfpreis schon gewonnen
Und großer Zukunft frei den Raum,
War über Nacht in Nichts zerronnen
Der allzu schön geträumte Traum.

Und doch war jene Zeit des Traumes
Die Erntezeit der Poesie;
Zerstob der Duft des Becherschaumes,
Blieb Wohnung doch der Phantasie;
Sie fand den Stoff zu jenen Bildern,
Die, widerspiegelnd sich im Lied,
Der Außenwelt Phantome schildern,
Wie sie das Dichterauge sieht.

Fern dieser Welt und ihrem Haschen
Nach buntem Flitter, der verweht,
Fühlt ihres Stolzes dichte Maschen
Beengend nicht mehr der Poet.
Doch schal und nüchtern liegt ihr Treiben,
Des dichterischen Glanzes bar;
Nicht werth, auf Trümmern zu beschreiben,
Wie schön sie einst als Luftschloß war.

Das ist vom Baume der Erkenntniß
Die Sage aus dem Paradies;
Der Wahrheit scheues Eingeständniß,
Daß Phantasie zu viel verhieß:
Enttäuschung, die des Lebens Welle
Zurück in ihre Ufer drängt,
Die über der Erfahrung Schwelle
Nicht einen Kranz der Ernte hängt.

So ist das Ende von dem Liede,
Das dermaleinst bezaubernd klang:
Das unter heiliger Aegide
Die Geisterwelt zum Dienste zwang.
Der Dichter schweigt. — Zu laut gesungen
Hat er von einer bessern Zeit;
Denn eh' des Liedes Ton verklungen,
Schwand die erträumte Herrlichkeit!

Carl Stelter.

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Ein eigenthümliches Lächeln der Gräfin verrieth, daß sie eine sehr abweichende Schilderung dieses Kindes vernommen hatte. Der Courier, welcher den Marquis d'Eterais angemeldet hatte, gehörte zu den vertrauten Dienern des Königs. Sein Kennerblick war auf Fides gefallen, als sie, ihrer französischen Lesestunde überhoben, in wilder Hast die Freiheit gesucht hatte. Um den König Jerome der ernsten Einwirkung seiner Gemahlin zu entziehen, mußten neue Erscheinungen in der Geselligkeit auftauchen, die ihn zu fesseln vermochten und die Gräfin Ancelot hatte es übernommen, die Fähigkeiten des schönen, wilden Mädchens zu prüfen, welches ihr als ein Wunderwerk deutscher Reize gepriesen worden war. Ein Gegenbesuch bei Frau von Ettershaiden war ganz in der Ordnung. Nur kam es darauf an, daß diesem Besuche gleich von vorn herein eine Bedeutung unterlegt wurde, um die prüden Bedenken der deutschen Edeldame zu ersticken. Triumphirend blickte die schlaue Französin auf Frau von Ettershaiden nieder, die ihrer Arglist unterlegen war. Sie sah sich schon im Besitze eines Mittels, ihren Einfluß auf den König wieder zu befestigen, der flatterhafter als ein Schmetterling, nur noch durch pikante Schönheiten zu fesseln war. Indem sie der Eitelkeit der deutschen Edeldame Tribut zollte, glaubte sie ohne Schwierigkeit sich der Mitwirkung des schönen Mädchens zu versichern und steuerte nun mit vollen Segeln auf den Hauptzweck ihres Besuches los.

„Die Abkunft des Mädchens thut nichts zur Sache!" erwiederte sie leichtfertig und ver=

traulich. „Eine Hauptsache ist ihre Schönheit, Madame."

Frau von Ettershaiden horchte scharf auf, ließ aber nicht das geringste Zeichen einer gesteigerten Aufmerksamkeit sehen.

„Sie ist schön, nicht wahr, Madame?" fragte die Gräfin, nachlässig mit ihrem Fächer spielend.

„Sprechen Sie von Fides Tyrnau?" wendete Frau von Ettershaiden ausdrucksvoll ein und zeichnete weiter.

„Wohl — ich spreche von der Pflegetochter, die blond und schön ist, wie eine Tochter der Freya! Sie soll eine Rolle in unserm Gemälde übernehmen!"

Frau von Ettershaiden wußte jetzt, woran sie war. Es kostete ihr Mühe, ihre Aufwallung zu unterdücken, aber sie wurde ihr Meister.

„Man sagte mir, sie sei Ihre Tochter! Man pries mir ihre auffallende Schönheit! Darf ich dies Mädchen nicht sehen? Mir fehlt es nicht an blonden Damen."

„Und der König schwärmt jetzt für Blondinen", warf Frau von Ettershaiden ruhig ein.

„Wohl — für blonde Mädchen mit feurigen Augen und wallendem Blute. Nur nicht für jene sanften Blondinen mit aschfarbigem Haar und Madonnenaugen!" Ihre Pflegetochter soll in Wahrheit ein Ideal deutscher Schönheit sein — wollen Sie mir die Freude machen, sie bewundern zu dürfen?"

„Fides ist nicht zu Haus. Sie ist mit meiner Nichte Melitta und mit meinem Gemahle zum Besuche in der Nachbarschaft", antwortete Frau von Ettershaiden ganz gleichgültig, indem sie ihren Crayon vervollständigte und mit einer hastigen Bewegung vor die Gräfin schob.

„Sehen Sie hier, Frau Gräfin. Diese Gruppirung haben wir zu jener Zeit, als unsere Königin Luise mit feinem Geiste lebende Bilder ordnete, erprobt. Es sind nur die Kostüme zu wählen, um jedes mythologische Gemälde hervorzubringen."

„Ach — vortrefflich!" rief die Gräfin exaltirt, konnte aber ihren Verdruß über Fides' Abwesenheit nicht verbergen, sondern verrieth ihn durch den Zusatz: „Was hilft mir das, wenn ich das schöne, blonde Mädchen, dem Alles dies zur Folie dienen soll, nicht sehen kann!"

„Ich muß dies eben so lebhaft bedauern, wie Sie", entgegnete Frau von Ettershaiden kalt und feierlich, während sie ihr Necessaire wieder ordnete und dann mit der Manier einer Dame aufstand, welche einen Besuch zu beenden wünscht.

Die Gräfin drückte sich aber fester in die Kissen der Ottomane und sagte: „Ich muß sie sehen! Sagen Sie mir, wann Fides zurückkommt! Sagen Sie mir, wohin sie ist!"

Frau von Ettershaiden wechselte die Farbe. Sie überlegte rasch das dafür und das dawider.

Wenn ihr Gatte diese Dame in seinem Hause begrüßen mußte, so war der Bruch vollständig Sie wollte aber nicht mit ihm brechen. Die Erfahrungen der letzten Stunde hatten Etwas in ihr wach geschrieen, was dem fernern Verkehr mit dieser Gräfin Ancelot sehr ungünstig war. Der Stolz auf ihre Geburt und der Hochmuth ihrer Seele verband sich mit einem tiefen Abscheu vor jeder Gemeinheit. Zwar hatte der Durst nach geselliger Auszeichnung ihren Verstand oft schon zu umschleiern gewußt und sie, so zu sagen, zu unedlen Künsten erniedrigt, aber ihr Stolz hob noch immer die Klugheit zur rechten Zeit aus der Verdüsterung empor und brachte ihre Vernunft zur Herrschaft. Eingedenk der Voreiligkeit, womit sie diesen Gegenbesuch herbeigeführt hatte, beschloß sie einen klugen, ganz unbemerkten Rückzug vorzubereiten und antwortete deshalb ziemlich verbindlich und halb scherzhaft:

„Wie leid thut mir's, Ihre Fragen nicht beantworten zu können, liebe Gräfin! Fides ist der erklärte Liebling meines Gemahles und erfreuet sich seines besonderen Schutzes. Ich bin seit einiger Zeit mit der jungen Person zerfallen, weil sie sich trotzig geweigert, mir französisch vorlesen zu wollen. Man ignorirt mich jetzt im Schlosse! Ich huldige der französischen Politik, ich bekenne mich zu denselben Prinzipien, wie der Welteroberer Napoleon, der die Gunst des Zufalles als eine Vorsehung Gottes betrachtet und seine persönlichen Begierden damit verknüpft. Zufolge dieser Meinungsverschiedenheit meidet man mich!"

„Aber mein Gott, wie kann man jetzt noch anderer Meinung sei, als der Mann, der in kurzem die ganze Welt unter seinem Scepter haben wird!" unterbrach die Gräfin sie mit naivem Patriotismus.

Frau von Ettershaiden zuckte mitleidig die Schultern. „Der Deutsche ist schwerfällig und pedantisch!" fragte sie.

„Giebt's denn noch viele Deutsche im Lande?"

fragte die Gräfin mit liebenswürdiger Anmaßung und Unwissenheit.

„Nun —" antwortete Frau von Ettershaiden bedeutungsvoll, „in Kassel mögen die Leute denken, daß es nicht viel Deutsche gibt, die sich gegen den französischen Scepter erheben möchten, aber Sie befinden sich hier auf preußischem Grund und Boden, wo man den Haß so weit treibt, daß man die französische Sprache sogar verpönt hat."

Diese List schlug an. Die Gräfin, wie von Furcht emporgeschnellt, erhob sich eiligst.

„Sie sind preußisch?!" schrie sie entsetzt und trat einen Schritt vor ihr zurück.

„Ich nicht, aber mein Gemahl ist sehr preußisch gesinnt!" war die ruhige Antwort der Frau von Ettershaiden. „Er zürnt jetzt ernstlich mit mir und hält seine Pflegetöchter geflissentlich fern von mir. Doch wird sich das ändern und dann steht unsern Wünschen nichts im Wege. Fides ist durch Schmeicheleien zu gewinnen — alles Andere findet sich!"

„Aber das ist ja entsetzlich, daß uns Preußen so nahe liegt!" rief die Gräfin im vollsten Unmuthe. „Warum duldet Napoleon das, da er doch die Preußen so glühend haßt und sie so fürchterlich verachtet? Warum verjagt Jerome, der den Preußen auch abhold ist, die Preußen nicht von seinen Gränzen? Es ist empörend, seinen erbitterten Feinden so nahe zu sein, daß man ihnen auf der Landstraße begegnen kann!"

„Das ist allerdings empörend," antwortete Frau von Ettershaiden mit klaren, festen Blicken und mit einer merklichen Beimischung von Spott. „Nur liegt in diesem Falle die Schuld nicht an dem Preußen, sondern am Franzosen, Frau Gräfin, denn ich glaube behaupten zu können, daß den Preußen die Nähe eines französischen Reiches eben so zuwider ist, wie Ihnen meine Landsleute. Doch — das findet sich!"

„Wohl! Das wird und muß sich ändern, Madame!" rief die Gräfin prahlerisch. „Ich werde Jerome von der Gefahr unterrichten, der ich mich, seinetwegen ausgesetzt habe."

„Thun Sie das! Vielleicht verändert Se. Majestät die Gränzlinie um Ihretwillen," antwortete Frau von Ettershaiden mit leichtem Lachen.

„Eher werde ich Sie nicht wieder besuchen, Madame!" sprach die Gräfin anmaßend. „Ich erwarte Sie bald in Kassel zu sehen, doch nicht ohne Ihre reizende Pflegetochter! Ich will die Kleine kennen lernen — vergessen Sie das nicht!"

Frau von Ettershaiden neigte sich stumm. Als sie sich endlich allein sah, warf sie sich in einem Anfalle tiefer, leidenschaftlicher Bewegung auf die Ottomane nieder und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen.

Ob sie sich reuig zu Gott wendete und ihn anflehete, mit den Strahlen göttlicher Liebe ihr irrendes Herz zu läutern, damit sie veredelt aus dieser Demüthigung hervorgehe?

Nein! Es waren nur dunkle, verworrene Vorstellungen, die ihre Seele bedrückten und ihren Geist ängstigten. Die Macht, sich aufzuraffen und den richtigen Weg zur Ausgleichung aller eingerissenen Mißverhältnisse aufzusuchen, fehlte ihr noch. Sie hatte durch eine lange Reihe von Jahren nur den Vorstellungen ihrer krankhaft aufgeregten Einbildungskraft gelebt und sich nie dem Nachdenken über jene Dinge hingegeben, die Gott näher führen, wie hätte sie jetzt gleich einen Weg zum Troste und zur Erhebung finden können, den sie nie betreten hatte, der ihr ganz unbekannt war. Sie fühlte sich zur Buße verdammt, ohne die Reue zu kennen. Sie fühlte sich gedemüthigt, ohne ihre Schuld zu begreifen.

Der Ursprung ihrer Fehler lag in der frühesten Jugendzeit. Diese Fehler waren durch falsche Begriffe genährt und durch den Stolz des Selbstbewußtseins gehärtet.

Die Liebe, das heißt, eine echte, wahre, zärtliche Liebe, hätte diese Fehler zerstören können, aber sie opferte bereitwillig die Seligkeit des Herzens ihrer Eitelkeit und rang um den Besitz eines Mannes, der ihr einen Platz in der Gesellschaft anbieten konnte.

Dachte sie nicht in diesem schweren Momente einer peinlichen Selbsterkenntniß an jene arme Gattin, die zu früh verblüht und geistig dem Gatten nicht ebenbürtig, ihrer Eitelkeit weichen mußte?

Nein! Sie erkannte kein Unrecht in dem Streite um den Besitz eines Mannes. Die laxen Grundsätze der Zeit wurden von oben herab dem Volke eingeimpft. Man verlachte die Heiligkeit der Ehe, seitdem Preußens Herrscher außer einer rechtmäßigen Gattin noch eine Frau an linker Hand und eine öffentlich anerkannte Geliebte, aus dem gemeinen Volke stammend, hatte. Wie sollte

diese Dame, die in der Hofluft groß gezogen worden war, eine Sünde darin sehen, daß ein kräftiger, schöner Mann sich von seiner Gattin lossagte und sie, die blühende, schöne Jungfrau, mit heißer Leidenschaft in die Rechte einer zu alt und unansehnlich gewordenen Frau einsetzte? Sie fand das ganz in der Ordnung und würde erstaunt gewesen sein, wenn man sie deshalb hätte tadeln wollen.

Allein so wenig bußfertig Frau von Ettershaiden auch war, das Licht der Erkenntniß, welches ihr den faulen Fleck im Hofleben des Königs von Westphalen erhellt hatte, wirkte mächtig in ihrem, von Selbstsucht umdunkelten Dasein. Sie durchschauete den fluchwürdigen Eifer, womit man die Sinne des schwachen, gutmüthigen Königs beschäftigte, um freies Spiel zu haben und das Elend der Zukunft trat dadurch in festen Umrissen vor ihre Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(An die Weltverbesserer.)

Manches fürwahr ist noch zu verbessern in menschlichen Dingen,
Fanget mit Euch nur an, bessert vor Allem Euch selbst!

(Drei Strolche) — ein Deutscher, ein Ungar, ein Böhme — fanden bei einem Juden auf einer Pußte für die Nacht Unterkommen. Andern Tags, als sie wieder fortgewandert waren, sagte der Deutsche: „Habt ihr die silberne Taschenuhr des Juden gesehen? Der Ungar meinte hiezu: „Hej, hätten wir sullen stehlen!“ Doch der Tscheche phlegmatisch: „Hob ich schon!“

(Auch eine Explikation.) — Peschke: Wat versteht man denn unter Theilung der Arbeit? — Jeschke: Det will ick dir klar machen: z. B. du bezahlst den Schnaps, und ick trinke ihn.

Goldkörner.

Leider gewöhnt man sich immermehr an die Tugenden des Bekannten und haßt immermehr dessen Fehler, je länger man mit ihm umgeht.

In der Jugend wird fast jedes Bedürfniß zum Genuß, im Alter jeder Genuß zum Bedürfniß.

Wo viel Ehrgefühl, da ist viel Ehrgeiz, aber nicht umgekehrt.

Es gibt keinen Unterschied zwischen Freundschaft und Liebe als Eifersucht; die Freundschaft hat also eine Freude, die Liebe einen Schmerz mehr.

Es ist leichter, andern, als sich zu vergeben; denn dort hat man Genuß, hier Reue.

* Räthsel.

(Dreisilbig.)

Gar viel beschäftigt mit den Ersten
Der Kaufmann sich und der Banquier;
Wer nimmer weiß sie zu beachten,
Der ruft im Leben oft: „O weh!“
Ja, mit den Beiden möge Jeder
Recht früh sich machen ganz vertraut,
Er wird in mancher Lebenslage
Erfahren, daß er gut gebaut.
Die Dritte triffst du wohl an Zweigen,
Doch nicht zu jeder Jahreszeit,
Sie ist dir lieb von schönen Händen,
Du schaust sie an voll Seligkeit.
Du findest sie in allen Größen,
Von Künstlerhand oft reich geschmückt,
Es fliegen drüber deine Blicke,
Bald zürnend, bald auch hochentzückt.
Du findest sie in tausend Arten
Da draußen, wo es grünt und blüht,
Doch kurze Zeit dein schweifend Auge
Nur dieses Wort gedeihen sieht.
Es stirbt und schwindet, wenn Genüsse
Gar schöner Art dich recht erfreu'n.
Des Menschen Schicksal mag dem Schwinden
Des kleinen Worts wohl ähnlich sein. —
Ein Blick auf's Ganze ist dir oftmals
Recht ärgerlich und recht fatal;
Es ist ein Theil von einem Kunstwerk,
Oft lacht auf ihm der Sonne Strahl.
Der Glückliche, ja, der hält selten
Das Ganze der Beachtung werth,
Auch kümmern den die Ersten wenig,
Weil ohne sie auch gut er fährt.

L. Ed. Jost.

Auflösung der Scherz-Charade in Nr. 35:
Baumholder.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

// Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 38. Donnerstag, den 4. April 1872.

* Sonett.

Das dunkle Schicksal nimmt für Alles Rache,
Kein Wucherer ist mit seinem Sold genauer,
Kein Raubthier ist so ruhig auf der Lauer,
Zu schlummern scheint's und hält die Augen wache.

„Der Schuld'ge," denkt es, „freue sich und lache,
Und wähne mich entfernt und dünk' sich schlauer,
Indem er wirkt und schafft und eine Mauer
Um sich zu ziehen meint, die ihn sicher mache.

Auf einmal steh' ich da, ein unbeachtet
Versehen, ein Zufall hat mich ungesehen
An's Licht gebracht, wornach ich stets getrachtet.

Denn über sich, sein Sein und Fortbestehen
Ist immerdar des Menschen Sinn umnachtet,
Und Böses thut er oder läßt's geschehen."

Hermann Lingg.

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

7. Capitel.

In der alten Burg.

Den ersten warmen, frühlingsfrischen Maitagen waren trübe regnerische Wochen gefolgt, worin Alles vernichtet worden war, was geblühet hatte. Aber die schöpferische Kraft der Natur regte sich mächtiger noch als zuvor nach diesen Regentagen und ehe der menschliche Unmuth über die ewigen Regenwolken verflogen war, duftete, grünte und blühete es im Wald, Garten und Flur, zur Freude aller irdischen Geschöpfe.

Melitta und Fides, nie zum Stubensitzen geneigt, flogen wie zwei Waldtauben an dem ersten heitern Morgen hinaus und eilten die Pappelallee entlang, dem Hause des Förster Lukas zu, der stets die schönsten Blumen hatte.

Die Aurikeln waren freilich längst verblühet, aber dafür gab es Schneebälle, Pfingstrosen, Stiefmütterchen und Veilen in Menge und die beiden flüchtigen Mädchen wollten einen Strauß haben für die Blumenvasen des lieben Herrn Onkels.

O, wie hatte sich Alles verändert in so wenigen Wochen. Fides pries es wenigstens mit voller, ungeschmälerter Freude, doch Melitta sah ernster aus, als sonst, wenn sie auch innerlich des freieren Lebens sich freute.

Melitta hatte Grund zu klagen. Seit jenem Tage, wo der Besuch des Marquis d'Etérais Oswald von Wangera verjagt hatte, war er noch nicht wieder in Ettershaiden gewesen. Die Entbehrung klärte sie über den Zustand ihres Herzens auf, weckte aber zugleich den festen Willen in ihr, allen Hoffnungen zu entsagen, die sie unbewußt in sich genährt hatte. Sie gab sich keine Mühe ihn zu vergessen — das zu bewerkstelligen überließ sie der Zeit — aber sie gab sich Mühe ihre stille Sehnsucht und die bittere Täuschung ihres Herzens zu verstecken. Selbst Fides wurde von ihrer Ruhe getäuscht und übersah die stille Wehmuth, welche in Melitta's sanften Augen nistete.

Fröhlich plaudernd näherten sie sich der alten Burg und wollten eben in den Fußpfad einbiegen, der nach der Brücke des Baches führte, welchen sie passiren mußten, ehe sie zum Försterhause gelangten, als Fides stehen blieb und überrascht das ganze Terrain um die Burg überschaute.

„Sieh doch, Melitta!" sagte sie rundum deutend, „ist es nicht, als hätten die Waldgeister hier gehauset und Ordnung gemacht? Wo sind die mächtigen abscheulichen Nesseln hingekommen? Wer hat das Gras so schön geschoren? Wer

ordnete die wilden Sträucher so geschmackvoll, daß sie aussehen, wie Ziergewächse?"

Melitta folgte den Andeutungen, die Fides gab, und mußte zugestehen, daß die Veränderung allerdings zauberhaft sei.

„Die alten Mauern sind vom Regen rein gewaschen," fuhr Fides mit gleichem Eifer fort. Ob es vielleicht wahr ist, daß der feine Hofcavalier hieher flüchten will, um philosophische Betrachtungen über den Wechsel des Lebens anzustellen?"

„Du meinst den Marquis d'Etérais?" fragte Melitta. „Allerdings, der will hieher flüchten, wie Du es nennst. Meine Tante sprach davon, daß dem Könige von Westphalen das Recht von der preußischen Regierung zuerkannt ist, über die Burg frei und unbeschränkt verfügen zu können. Der König Jerome hat sie darauf in aller Form dem Marquis geschenkt."

Während dieses Gespräches waren sie der Burg ganz nahe gekommen und schritten an der Mauer entlang, die das Gebäude umgab. Sie mußten an dem Thorwege vorüber. Zu ihrem Erstaunen führte eine frische Wagenspur in diesen längst geschlossenen Eingang, die sich so scharf in dem vom Regen aufgeweichten Boden abzeichnete, daß man sie bis zum Walde verfolgen konnte. Von dort mußte also der Wagen gekommen sein.

Melitta setzte ihren Weg nach einer kurzen Betrachtung fort, Fides blieb jedoch stehen und untersuchte schüchtern die Thorflügel, die nachlässig angelehnt schienen.

Richtig, das Thor war nicht wieder geschlossen und öffnete sich bereitwillig unter der leisen Berührung des jungen, neugierigen Mädchens.

„Melitta!" rief sie erfreut. „Melitta die Burg ist offen! Bitte laß uns hinein gehen. Ich brenne vor Neugier, das Innere derselben kennen zu lernen."

Melitta wendete sich zu ihr herum und deutete mit leichtem Kopfschütteln an, daß sie nicht Lust habe, dieser Aufforderung Folge zu leisten

„O Melitta — nur hineinsehen wollen wir. Nur den Hof betrachten, der durch die hohen Pappeln, die über der Mauer hervorragen, reizend sein muß."

„Nein! Nein! Komm! Unser unbefugtes Eintreten könnte uns in Unannehmlichkeiten stürzen. Komm, Fides!" Sie schritt eiliger weiter, in der Voraussetzung, daß Fides nun unverweilt folgen werde. Diese beharrte indessen eigenwillig auf ihren Vorsatz und schob mit kräftigerem Drucke die schweren Thore zurück, nochmals den Namen ihrer Freundin rufend. Als sie den Eingang weit genug geöffnet hatte, um hineinblicken zu können, fand sie sich zu ihrem Schrecken plötzlich Aug' im Auge mit einem Manne, der lächelnd zu ihr niederblickte und mit artiger Bereitwilligkeit den Thorflügel ganz zurück warf. Es war der Marquis d'Etérais, der im Hofe gestanden hatte, als die Neugier der jungen Damen sie zu Aeußerungen verleitete, die seine Aufmerksamkeit weckten.

Erschrocken, als sähe sie einen Geist der Vorzeit, starrte Fides den jungen Mann eine Secunde lang an, dann wählte sie den kürzesten und sichersten Weg sich aus dieser Verlegenheit zu retten. Sie lief eiligst ihrer Freundin nach und erzählte mit muthwilligem Flüstern, was geschehen sei.

Der Marquis blickte den jungen Damen sinnend nach. „Melitta!" flüsterte er vor sich hin. „Melitta? Wo habe ich diesen Namen schon gehört. Melitta? Ein lieblicher Name! Wie ein Klang aus fernem Lande und doch so heimathlich bekannt!"

Sein Auge verfolgte die beiden jugendlichen Gestalten, bis sie in dem Hause des Försters verschwanden, das kaum tausend Schritte von der Burgmauer entfernt lag. Wie ein Zauber lag es auf dem Marquis, der in die leere Luft hineinstarrte, als sähe er Lichtgestalten aus dem Dunkel vergangener Zeiten auftauchen. Mit dem Namen Melitta schien seine Seele von einem Traume erlöst zu sein. Gleich einem Verhängnisse trat dieser Name wieder vor seine Phantasie, als sie müde des wirren Weltlebens, sich in einer Einsamkeit ausruhen und erfrischen wollte.

Er durfte dieser Mahnung seines Geschickes nicht widerstreben. Es zog ihn den Mädchengestalten nach mit einer Wallung, wie er sie noch nicht gekannt hatte. Zur Neugier war diese innere Regung zu überwältigend und doch nannte er sie nur Neugier, die ihn trieb, dem Wesen nachzuforschen, das Melitta hieß!

Rasch wendete er sich in den Hof zurück, wo ein hübscher Reisewagen angespannt stand und der Diener, seines Einsteigens gewärtig, den Schlag geöffnet hielt.

„Gib mir die Schlüssel, Gerhard," sagte er zu dem Diener und nahm sie ihm aus der

Hand. „Fahrt langsam nach jener Gartenhecke hinauf — ich will dem Förster die Schlüssel selbst bringen und ihn von meinen weitern Anordnungen in Kenntniß setzen!“ „Das Thor kann offen bleiben,“ fügte er zurückblickend hinzu und ging sehr langsam und gedankenvoll denselben Fußpfad entlang, den die beiden jungen Damen kurz vor ihm durchschritten hatten. Noch rang sein Geist mit den unbestimmten Bildern, die sich schwankend vor demselben hin und her bewegten. Aber ehe er die Schwelle des kleinen hübschen Försterhauses erreichte, klärte sich die Nebelhülle und wie ein Blitz durchspaltete eine Erinnerung die dichten Wolken, die ihn umwogten.

Melitta und Fides waren unterdessen schon nach dem Garten des Försters geeilt, der sich bis zur Burgmauer heranzog. Sie fanden den alten Mann beschäftigt Rosenstöcke anzubinden und wurden von ihm mit lauter, herzlicher Freude begrüßt. Besonders Fides schien ihm eine liebe und vertraute Besucherin, denn er führte sie sogleich zu einem Blumenbeete, während Melitta sich auf der Bank einer schattigen Laube niederließ und schwermüthig über den niedrigen Gartenzaun in die Pappelallee hineinschauete, die nach Wangerode hinabging.

Bald gesellte sich Fides ihr wieder zu und erzählte lebhaft, daß sie so eben vom Förster erfahren habe, der Marquis sei in der Burg. „Ob er das war?“ fragte sie begierig, ohne zu bedenken, daß Melitta, dies eben so wenig wissen könne, wie sie. „Der Förster sagt, es sei ein seltsames Ding mit diesem Marquis,“ sprach sie rasch weiter. „Der Förster meint, dieser Marquis sei schon früher in der alten Burg gewesen, denn er kenne jeden Winkel darin. Nicht wahr, alter Lukas?“ fragte sie den Näherkommenden, der sich Mühe gab, ein recht schönes Bouquet Blumen zusammen zu suchen. Er blieb vor der Laube stehen und antwortete augenblicklich:

„Ja wohl, Mademoiselle Fides!“

„Woraus schließt Ihr denn, daß der Marquis jeden Winkel kennt?“ fragte Melitta lächelnd, denn sie kannte des alten Försters Manier, den Geheimnißvollen zu spielen. „Ei, wer ohne Weiteres auf die verborgene Thür des sogenannten Prinzeßzimmers losgeht und auf die Feder drückt, ohne fehl zu greifen, der muß wohl diese Thür mit dem sonderbaren Schlosse schon oft geöffnet haben. Ich selbst, der ich jahrelang als Diener in der Burg gelebt habe, muß immer erst nach dem Kopfe suchen, der eben so aussieht, wie die andern Goldnägel der Thür.“

„Ich möchte die Burg doch gar zu gern einmal besehen“, sagte Fides.

„Das wäre leicht zu machen, Mademoiselle Fides“, antwortete der Förster schnell.

Fides faßte vertraulich seine Hand und sah ihn schmeichelnd an. „Der Marquis wird sehr bald wieder fortfahren. Sein Diener sagte mir, er wolle nur einige Anordnungen treffen. Wenn er die Burg verlassen hat, führe ich mit gnädigster Erlaubniß die Damen hinüber. Es sieht schon ganz hübsch drinnen aus. Seit mehreren Tagen ist drinnen gearbeitet. Gestern sind die Maurer fertig geworden.“

„Ah so! Siehst Du, Melitta — deshalb sah die alte Mauer auch aus, als wäre sie gewaschen. Sie ist reparirt, nicht wahr?“

Ein Geräusch im Hause lenkte des Försters Aufmerksamkeit dorhin. Sein Hund schlug an. Gleich darauf knarrte die Pforte und eine Männergestalt wurde zwischen den Bäumen sichtbar.

„Der Marquis!“ flüsterte der Förster und ging ihm ehrerbietig entgegen. Die beiden jungen Mädchen errötheten und wechselten einen Blick, der von der einen vorwurfsvoll, von der andern aber höchst schelmisch ausfiel. In Fides regte sich zum ersten Male das Wohlgefallen an der Huldigung des Mannes, denn sie nahm fälschlich an, daß der Marquis, von ihrer Erscheinung überrascht, ihr gefolgt sei. Melitta vergaß jedoch nicht einen Moment, was sie ihrer Geburt schuldig war und sie erblickte in dem hübschen jungen Manne nur den leichtfertigen Franzosen, welcher die Gelegenheit wahrzunehmen trachtete, zwei unbekannte Damen mit seiner Liebenswürdigkeit zu behelligen. Nach diesen Reflexionen fielen die Begrüßungen aus. Melitta neigte sich anstandsvoll, wie eine Dame bei der Hofcour — Fides nickte leicht mit dem Kopfe und zog sich verlegen ein wenig hinter Melitta zurück. Der Marquis aber entsprach keineswegs den vorgefaßten Meinungen, womit er empfangen wurde. Mit dem ruhigsten Anstande näherte er sich dem jungen Mädchen und sagte rasch:

„Ich habe sicherlich die Ehre, in Ihnen die Verwandten des Herrn Oberhofjägermeister von Ettershaiden zu begrüßen und da ich von einer der Damen den Wunsch aussprechen

hörte, die Burg besichtigen zu können, so erlaube ich mir, mich zu Ihrem Führer anzubieten. Ich kenne vielleicht besser, als irgend Jemand — diesen würdigen Förster ausgenommen — die interessanten Lokalitäten. Ziehen Sie es aber vor, meine Gesellschaft abzulehnen, so biete ich Ihnen hiermit die betreffenden Schlüssel zu meinem neuen Eigenthume", setzte er ernster hinzu, als er einem stolzen und kalten Lächeln Melitta's begegnete.

„O, Melitta —" flüsterte Fides bittend und schlang ihre Arme um den Nacken der Freundin. Die junge Dame, voller Standesvorurtheile, wie ihre Tante, wenn es eine äußerliche Stellung zu behaupten galt, dachte einen Augenblick nach. Fides bat — wie hätte sie widerstehen können und schlimmsten Falles übernahm sie mit ihrer Nachgiebigkeit nur eine Verantwortung gegen ihren Onkel, der sich in seinen Gesprächen stets wohlwollend über diesen Fremdling geäußert hatte. Der Marquis war durch die Besitznahme der alten Burg in eine gewisse Beziehung zur Familie Ettershaiden getreten und wenn sie des Anstandes halber den Förster zur Begleitung mitnahm, so waren alle Regeln beobachtet, die zu beobachten ihre strenge und förmliche Erziehung sie gelehrt hatte.

Melitta winkte dem Förster und stand bereitwillig auf, um der Einladung des Marquis ohne große Komplimente zu folgen. Fides triumphirte, mäßigte jedoch ihre Freudenbezeugungen und schritt schweigend neben Melitta her, die sich mit dem Marquis in ein Gespräch einließ. Sie erreichten bald die Burg. Unter den Schauern einer kleinen Herzensbeklommenheit betrat Fides den Hof, der sich dunkel wie ein Grabgewölbe erwies, weil die Pappeln, von keiner Menschenhand beschränkt, sich nach allen Seiten, von der Wurzel bis zum Wipfel, belaubt hatten. Ein grüner Moorschleim überzog den mit Fliesen gepflasterten Hof, von dem erst jetzt das Laub entfernt war, welches seit einem Jahrzehnt hier gemodert hatte.

„O die Bäume sind schrecklich", flüsterte Fides ihrer Freundin zu, „und von außen gesehen bilden sie einen Schmuck des Gebäudes!"

„So ist es oft im Leben, mein Fräulein", sagte der Marquis. „Was äußerlich als ein Vorzug erscheint, ist die Qual des Menschen! Die Bäume sollen mir als Beispiel dienen, mein inneres Sein so zu modeln, daß es in Harmonie mit allen Aeußerlichkeiten steht. Wenn Sie eines Tages diese hohen, schlanken Pappeln als einen Schmuck des Hofes betrachten müssen, so denken Sie an meine Worte." Fides lächelte etwas schüchtern. Sie glaubte, der Tadel habe den Marquis verletzt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Auch ein Rechtsfall.) „Sie, Herr Handschuhmacher, hier schickt Ihnen mein Herr die Handschuh' zurück, weil sie ihm nicht recht sind, und läßt Ihnen sagen, es sei sehr ungeschickt von Ihnen, daß Sie ihm nicht die rechten geschickt haben, weil es zwei rechte sind, von denen aber keiner recht ist. Sie sollen ihm daher einen rechten rechten schicken und einen rechten linken dazu, dann werden ihm gewiß der rechte und der linke recht sein —."

(Ein Statistiker.) „Meine Herren! Ich kann Ihnen auch mittheilen, daß im letztverflossenen Monate in unserer Stadt mehr Knaben geboren worden sind, als Mädchen. Was dagegen die in derselben Periode vollzogenen Trauungen betrifft, so haben um ein Beträchtliches mehr Frauenzimmer geheirathet als Männer."

(Gute Auskunft.) Bauer: „Jakl, wo ist der Rechen?" — Jakl: „Bei der Gabel!" — Bauer: „Und wo ist die Gabel?" — Jakl: „Beim Rechen!" — Bauer: „Und wo sind die Gabel und der Rechen, Du Esel?" — Jakl: „Bei einander!"

(Zöpfe.) Frau: „Mann, gestern hast Du Dich aber wieder mit einem rechten Zopf in's Bett gelegt. Ich würde mich doch schämen!" Mann: „Ich mich schämen? Ueber einen rechten Zopf braucht man sich nicht zu schämen. Schämt Ihr Euch, Ihr Frauenzimmer, über Euere falschen Zöpfe, mit denen Ihr Euch allerdings aus Schonung für dieselben nicht zu Bette legen könnt."

Auflösung des Räthsels in voriger Nummer:
Zifferblatt.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Jost.

Nr. 39. Samstag, den 6. April **1872.**

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von **Ernst Fritze.**

(Fortsetzung.)

Der Hof der Burg bildete ein unregelmäßiges Viereck. Von drei Seiten war er mit Gebäuden besetzt, die vierte Seite bildete die dicke Mauer, welche dem Walde zugewendet lag. Hier zeigten sich Spuren vom Versuche, eine Pforte einzubrechen. Man hatte aber von dem Vorsatze abstehen müssen, weil das Gestein zusammen zu stürzen drohte.

„Ich wollte mir einen direkten Weg zum Walde erzwingen", sagte der Marquis, leicht lächelnd auf diese Stelle deutend. „Aber es geht nicht Alles, was man will."

„Benutzen Sie doch die zugemauerte Pforte in des Försters Garten", rief Fides vorschnell. Der Marquis, eben im Begriff, die steinerne Freitreppe zum Wohngebäude empor zu steigen, stand betroffen still. „Eine Pforte —? Wo ist die zu finden? Ha — ich erinnere mich! Neben dem großen Eßzimmer ist ein schmaler dunkler Gang — ich habe nicht begreifen können, wozu dieser Gang gedient haben könne — er führt jedenfalls zur Pforte, die man der Sicherheit wegen vermauert hat."

„Allerdings, gnädiger Herr", berichtigte der Förster, „Mademoiselle Fides fand neulich, als sie Ephen pflückte, die Spuren der frischeren Mauer und meinte, dort seien die Ritterfräulein eingemauert!"

Der Marquis lachte über die Phantasie-Gemälde des jungen Mädchens, blickte aber fragend und verwundert zum Förster auf, weil ihm auffiel, daß er die Dame als „Mademoiselle" aufführte. „Ich freue mich, durch diesen Zufall zur Entdeckung eines Ausganges gekommen zu sein, der meine Bequemlichkeit wesentlich erhöht", sagte er artig, aber merklich zeremoniöser, als bisher, denn er mußte annehmen, Fides bekleide eine untergeordnete Stelle im Hause des ehemaligen Oberlandjägermeisters. Er ging dann rasch voraus und öffnete die schwere Eisenthür, welche den gewölbten Eingang zum Hause verschloß. Ein hoher, unregelmäßiger Vorflur, der nur ein spärliches Licht durch einige kleine Fenster empfing, breitete sich vor ihren Augen aus. Trotz der unsichern Beleuchtung machte dieser Flur einen freundlichen Eindruck. Die weißen Estrichwände, die gleich dem Estrichfußboden, schon gesäubert und neu gestrichen waren, warfen den matten Lichtschimmer zurück und hoben ihn gleichsam bis zu einem gedämpften Glanze. Die dunkeln, reichgeschmückten Thüren und Treppengeländer traten grell hervor gegen die weißen Wölbungen und gaben denselben ein würdig vornehmes Ansehen.

Der Marquis warf eine der Flügelthüren auf. „Dies ist das besterhaltene Zimmer", sagte er lebhaft, „ich zeige es Ihnen zuerst, um Sie für mein Besitzthum einzunehmen." Melitta und Fides waren sichtlich überrascht. „Ich begreife nicht, warum man dieses Gebäude unbenützt gelassen hat!" rief die Erstere in ihrer Ueberraschung aus und eilte den großen Bogenfenstern zu, die zwei schöne, gothisch gewölbte Nischen bildeten. Das ganze Zimmer war leer. Nur hier standen Sessel, welche eigens zu den Fensterwölbungen gemacht schienen. Runde Nischen mit Marmorplatten vollendeten dies Ameublement.

Melitta trat an's Fenster. Der Marquis folgte ihr. Fides blieb ein wenig zurück und betrachtete die reichen Tapeten, welche zwar etwas verstaubt, aber sonst noch gut erhalten waren.

„Sehen Sie die prächtige Aussicht, mein gnädiges Fräulein", sprach der Marquis, lu-

dem er auf das wirklich reiche und abwechselnde Panorama deutete

„Mein Gott, Fides", antwortete Melitta, seine Rede mit diesem Ausrufe von sich ablenkend. „Ist das nicht Wangeroda? Wie kommt Wangeroda hierher? Wie ist es möglich, daß man Wangeroda hier sehen kann? Sieh doch, Fides, der Teich mit seinen Pappeln — sieh' doch! Irre ich mich oder ist's Wangeroda?"

„Es ist Wangeroda", versetzte der Marquis. „Ich unterlag durch dies Spiel der Natur der Täuschung, Wangeroda müsse der Burg sehr nahe sein. Aber bei einiger Aufmerksamkeit findet man, daß die wellenförmige Landschaft hier gerade einen bogenförmigen Einschnitt erhalten hat, welcher vielleicht ursprünglich ganz mit Wasser ausgefüllt gewesen ist. Der Erbauer der Burg hat einen guten Geschmack bewiesen, die Front derselben diesem Einschnitte zuzuwenden. Es macht einen überraschenden Eindruck, plötzlich so weit in's Land hineinsehen zu können."

„Die Anlage der Burg wird einem Raubritter zugeschrieben", erklärte Melitta lächelnd. „Vielleicht scheitert hieran Ihre gute Meinung vom romantischen Geschmacke der Ettershaiden."

„Gefällt es Ihnen daran zu zweifeln, so folge ich Ihrem Beispiele sehr willig", entgegnete der Marquis scherzend, indem er dem hübschen Mädchen ausdrucksvoll in's Auge blickte. Sie erwiederte nichts auf seinen Scherz und senkte ihren Blick mit einer Ruhe, die ein Zeugniß ihres unbewegten Innern gab. Aber befremdet war sie von diesem forschenden Blicke, der nichts von fader Huldigung verrieth, sondern einem tiefen, vergleichenden Schauen ähnlich sah. Ehe sie mit sich einig wurde, was sie darüber denken solle, begann der Marquis sehr beeilt und rückhaltslos: „Sie erlauben mir eine unbescheidene Frage, mein gnädiges Fräulein. Sind Sie jemals in Potsdam gewesen? Das heißt, vor längerer Zeit, vielleicht vor sieben Jahren? Haben Sie vielleicht dort sich aufgehalten?"

Melitta blickte sinnend vor sich hin. Fides schlich ihr unbemerkt näher und betrachtete den fremden Mann, der sich durch diese Frage in ihren Ideenkreis einbürgerte, mit größerer Aufmerksamkeit als bisher. Er gefiel ihr außerordentlich. Sein dunkles, strahlendes Augenpaar mit einem Ausdrucke auf Melitta geheftet, woraus das tiefste Interesse leuchtete, ein sanftes, gewinnendes Lächeln um den Mund, sein ganzes Aussehen denkend, klug und doch so unendlich gütig, — wahrlich, Fides gestand es sich willig ein, sie hatte noch nie einen Mann gesehen, der ihr so überaus wohl gefallen hatte, wie dieser französische Marquis, der so vortrefflich deutsch sprach. Aufmerksam geworden, lauschte sie nun auf jedes Wort, das er sprach, ohne im Anfange die Wichtigkeit des Gespräches zu erkennen

Melitta hatte lange nachgesonnen, ehe sie antwortete: Ich weiß es nicht genau zu sagen, ob ich mich dort längere Zeit verweilt habe, mein Herr, aber durchgereist bin ich mehrmals und wahrscheinlich auch zu jener Zeit, die Sie andeuten."

„Es wäre ein wunderbarer, fabelhafter Zufall, wenn ich das Vergnügen hätte, in Ihnen eine frühere Bekannte begrüßen zu können — zwar eine Bekannte von nur wenigen Minuten, aber immerhin eine so interessante Erinnerung, daß ich es mir nicht versagen konnte, Sie deshalb im Försterhause aufzusuchen!"

Fides, im Nu von dem Wahne kurirt, der schöne Fremde sei ihr nachgefolgt, blickte mit komischem Zorne in sein lebhaft bewegtes Antlitz und warf trotzig die rosigen Lippen auf. Melitta jedoch lächelte huldvoll und schaute gespannt zu ihm auf.

„Sie erlauben mir eine zweite Frage, die mich näher zum Ziele führen kann. Sind Sie in der Garnisonkirche gewesen zur Zeit, als der Kaiser von Rußland zum Besuche derselben nach Potsdam gekommen war?"

„Nein!" erklärte Melitta fest. „Ich bin niemals in dieser Kirche gewesen —."

Fides öffnete die Augen groß und weit, als wolle sie eines dunkeln Gegenstandes ansichtig werden."

„Es ist doch die Kirche, welche das großartige Glockenspiel hat?" setzte Melitta fragend hinzu.

„Ganz dieselbe, mein gnädiges Fräulein", antwortete der Marquis mit dem Anfluge eines leichten Mißbehagens. „Die Gruft Friedrich des Großen lockt viele Menschen zum Besuche — sollten Sie nicht damals, als der russische Kaiser einen Treubund mit dem Könige von Preußen am Sarge des großen Friedrich beschwor — sollten Sie nicht bei dieser Gelegenheit in die Kirche gegangen sein?"

„Nein!" sagte Melitta unverändert sanft und ruhig, während es in dem Gesichte der jungen Fides seltsam zuckte und ein schneller

Farbenwechsel ihre innere Aufregung nur allzudeutlich kund gab. Es achtete ihrer nur Niemand. Sie zog sich leise und unbemerkt wieder von dem Stuhle Melitta's zurück, lehnte sich seitwärts an einen andern Sessel, schattete die Augen mit der Hand und blickte träumerisch befangen den Marquis unverwandt an.

„Darf ich mir nun die Frage gestatten, was Sie zu dieser Forschung veranlaßt, Herr Marquis?" sprach Melitta nach kurzem Schweigen.

„Ihr Name — der Name ‚Melitta'," erwiederte der junge Mann etwas erzwungen heiter.

„O, es gibt ja der ‚Melitta' wohl mehrere," scherzte Melitta, der es nicht entging, daß der Marquis durch seine falsche Voraussetzung verleitet, eine Annäherung an sie versucht hatte, die ihn jetzt drückte. „Aber freilich der Name ist selten genug, um anzunehmen, daß ich die Melitta gewesen sein könne, die Sie damals kennen gelernt haben. Ich zählte aber vor sieben Jahren schon eilf Jahre, mithin befand ich mich in einem Alter, wo die Eindrücke schon fester haften, und ich kann deshalb mit Bestimmtheit versichern, daß ich niemals die Garnisonkirche in Potsdam betreten habe.

Sie hätte an diese Erklärung sehr gern eine weitere Forschung geknüpft, wozu sie eine brennende Neugier trieb, allein sie gestattete sich keine Frage, sondern wartete, bis der Marquis unaufgefordert von Neuem begann:

„Es war ein kleines, reizendes Abenteuer — einer jener Zufälle im Leben, die man späterhin für einen Traum zu halten geneigt ist. — Ich fand eine kleine Melitta schlafend in der Kirche, kurz vor dem Einbruche der Nacht — allerdings stimmt das Alter dieser Kleinen nicht mit dem überein, was Sie mir angaben — dies Kind war höchstens acht Jahr, vielleicht noch weniger, denn es war überaus zart und klein von Körper. —"

Fides hatte bis dahin unbeweglich gesessen und, auf's Aeußerste gespannt, der Erzählung gehorcht. Jetzt erzitterte sie, als würde sie würde sie vom Fieber geschüttelt, denn der junge Mann sagte lachend: „Aber sie zeigte Muth, die kleine Dame — sie wollte die Königin und den König sehen — es war ein reizendes Begegniß — ich hatte es längst vergessen — nur Ihr Name, der Name Melitta weckte die begrabene Erinnerung wieder auf und das Kind steht in erschreckender Klarheit vor meinem Geiste!"

Ein Strahl der Erkenntniß fuhr durch das Herz der armen, kleinen Fides, die ganz unbeachtet neben ihrer Pflegeschwester saß, als diese mit stolzem Lächeln die Möglichkeit einer solchen Begebenheit weit von sich wies, da sie in ihrer Jugend nie einen Schritt ohne ihre Bonne oder einen Bedienten des Hauses habe gehen dürfen.

Das Gespräch war hiermit zum Schluß gekommen und man brach auf, um noch flüchtig alle sehenswerthen Räume zu durchschreiten. Dann verabschiedete sich der Marquis. Die jungen Damen verfügten sich wieder nach dem Hause des Försters.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zwei alte Grabdenkmäler.

In seiner gestrigen Nummer hat der „Eilbote" zweier, bei Gelegenheit der Restaurationsarbeiten in der Katharinenkapelle renovirten Grabdenkmäler gedacht, die genug des Interessanten bieten, als daß man sie nicht einer näheren Besprechung unterzöge. Das eine dieser Denkmäler, ein großes, imposantes Monument, dessen schwarze in die Mauer gefügte Marmortafel mit zahlreichen Emblemen des Krieges: Kanonen, Fahnen u. s. w. sowie mit einem großen Wappen geschmückt ist, zeigt die Ruhestätte eines deutschen Helden aus der Zeit der Kaiser Leopold I. und Joseph I. Die Goldschrift des großen Epitaphs lautet wörtlich:

„Hier rvhet ein Held!
Der weiland
Hoch Wohlgebohrene v. Gestrenge Herr
Hartmann Samuel Hoffmann
von Löwenfeld.
Der Roem. Kayserl. Majestät v.
Hochloebl. Ober Rheinischer Crayßes
General-Wachtmeister
Avch Fuerstl Hessen Darmstaedtischer
Obrister veber ein Regiment zv Fveß
v. Commandant allhier.
Welcher im Jahre MDCLIII, den 14. Mai zu Grvenberg in Hessen von christ-ehrlichen Eltern gebohren, viele Kriegs vnd Heldenproben in Schweden, Holland, Ungarn v. Tevtschlant v. zvletzt in Erobervng v. Beschvetzvng hiesiger Vestvng abgelegt. Dvrch seine Trew v. Taperkeit
in den Adel erhoben,

aber im Jahr MDCCIX, den XXX September nach XIV tägiger Krankheit im LVII Jahre seines Alters dahier in Landav seelig verstorben vnd seinem Gott, Kayser v. Fuersten trew geblieben bis in den Tod. Erwartet hier die fröhliche Avferstehvng zvm ewigen Leben."

Aus dieser Inschrift ist ersichtlich, daß der in nicht hohem Alter (57 Jahre) dahier 1709 gestorbene Krieger bei der Einnahme Landaus im Jahre 1704 gegen die Franzosen unter Joseph I. gekämpft hat. Der Wackere hat die Schmach der Wiedereroberung unserer Stadt durch die Söldnerschaaren Ludwigs XIV. im Jahre 1713, der eine gänzliche Einverleibung Landaus in das Reich des Königs von „Frankreich und Navarra" folgte, nicht mehr erlebt. Ueber das zweite Grabdenkmal in der nächsten Nummer der „Heiteren Stunden."

Mannichfaltiges.

(Gestörte Theatervorstellung.) In Lille war vor einigen Tagen die Vorstellung des „Ewigen Juden" durch einen eigenthümlichen Zwischenfall belebt. Der Schauspieler Paulin-Menier, der den Bösewicht Rodin gab, erhielt während der Scene plötzlich einen faulen Apfel in's Gesicht. Der Urheber dieses Schusses war ein Zuschauer aus den Regionen des Paradieses, der seine Entrüstung über die Schändlichkeiten des besagten Helden von Eugen Sue's Drama nicht mehr zu bemeistern vermochte. Der Schauspieler trat in höchster Aufregung von der Bühne ab und weigerte sich, nach dieser Beleidigung weiter zu spielen. Erst nach vielem Bemühen machten ihm seine Collegen begreiflich, daß der Apfelschuß nicht ihm, sondern der Person des Stückes gegolten habe, daß darin eher eine Anerkennung des Talentes, mit dem er den Schurken gebe, denn eine Beleidigung liege. Herr Paulin-Menier entschloß sich darauf wieder, vor dem Publikum zu erscheinen, dieses empfing ihn mit demonstrativem Beifall und die Vorstellung nahm ungehinderten Fortgang.

(Die Wette.) Kunz und Klaus vor Gericht. Richter: „Kunz, wie kann er so unverschämt sein, nachdem er dem Klaus eine Ohrfeige gab, hiefür auch noch einen Gulden zu verlangen? Klaus ist als Kläger im vollen Rechte und Er hat sohin an Klaus und nicht dieser an Ihn zu bezahlen, und zwar nach Ausspruch des Gerichts. Hat Er dagegen Etwas vorzubringen?"

Kunz: „Ja, Ew. Gnaden, — es war halt so: Klaus und ich, wir sitzen ganz ruhig bei unserm Maßl Bier, — da sag' ich auf einmal etwas von Ahnungen, der Klaus widerspricht und glaubt nicht, — ich behaupte fest, — er zweifelt; — endlich sag' ich: Klaus, Du wirst sehen, wenn Du so ungläubig bist, kann in kurzer Zeit ein Ereigniß eintreten, das dich schmerzen wird. Er lacht und widerspricht; endlich sagt er: „Heut a mal gar nicht, ich bin zu gut aufgelegt, da wett' ich schon gleich einen Gulden." — Und g'rad' heut', sag' ich d'rauf, — steh' auf, gib ihm die Ohrfeige und verlange meinen Gulden; er aber, anstatt zu zahlen, geht her und verklagt mich, — wo doch ich im vollen Rechte bin, denn als ich ihm die Ohrfeige gab, ist ja das Ereigniß, das ihm Schmerzen machte, eingetreten und er muß daher auch nach seinem eigenen Ausspruche den Gulden zahlen, denn die Wette hab' ich ja gewonnen."

Goldkörner.

Jeder wird wider Willen originell, der sich's bequem macht und nach dem Schein nichts fragt.

Sich in ein Unglück finden, ist das Zeichen eines starken Charakters; sich ergeben, eines schwachen.

Ein erschreckender Augenblick für Frauen, die nur schön sind, ist der, wo sie die Entdeckung machen, daß sie sich auf dem Uebergang befinden! Mit dem Verlust ihrer Schönheit verlieren sie alles, sogar das Vertrauen zu sich selbst, sogar den erlaubten Ehrgeiz. Frauen von Geist und Bildung dagegen bemerken diesen Uebergang nie. Sie befinden sich zeitlebens in einem Herbste, wo die Natur noch ihre schönsten Farbenspiele entfaltet und Eindrücke zaubert, die selbst der rosige Frühling nicht kennt.

* Räthsel.

Läßt man die Silbe: „er" davon
Und setzt dafür ein „ing",
So wird aus einem Musensohn
Ein niedlich Silberding.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 40. Dienstag, den 9. April 1872.

* Das Volkslied.

Am Morgen früh geht wohlgemuth
Ein Junge durch den Wald,
Er singt ein Lied, er singt es gut,
Und freut sich, wie es schallt.

Da kommt des Wegs ein weiser Mann;
Wie er den Jungen sieht,
Ruft er ihn zu sich: „Jung', sag' an,
Woher hast Du das Lied?"

Da macht der Bursch ein dumm' Gesicht
Und denkt: Der fragt kurios.
„Woher ich's hab', das weiß ich nicht —
Hier singt es Klein und Groß."

„Schon gut!" so spricht der Herr darauf,
„Ich hab' dergleichen gern;
Sag' mir Dein Lied noch einmal auf,
Ich hört's nur so von fern."

D'rauf packt er sein Notizbuch aus,
Setzt sich auf einen Stein,
Langt einen Gulden auch heraus —
„Nur zu! Das Geld ist Dein."

Nun sagt der Bursch' die Verse her;
Bei einem oder zwei'n
Geht's noch ganz gut — dann stottert er —
Dann fällt ihm nichts mehr ein.

Er hat so lang' schon nachgedacht,
Und immer kommt's noch nicht.
Auf einmal treten ihm mit Macht
Die Thränen in's Gesicht.

„Vergebung, Herr! nehmt Euer Geld —
Ich weiß nicht, wie's geschieht —
Verlangt von uns, was Euch gefällt,
Nur laßt uns unser Lied!"

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Bei dem flüchtigen, leichtsinnigen Wesen, welches Fides von ihren Kinderjahren übrig behalten hatte, konnte es Melitta nicht auffallen, daß sie ihr pfeilschnell vorauslief und in den Garten hinein stürmte. Es war ihre Manier, Alles übereilt hastig zu thun, wenn es auch mit Gelassenheit und Ruhe eben so schnell zu bewerkstelligen wäre.

Melitta konnte also nicht ahnen, daß Fides von einem Entschlusse vorwärts getrieben wurde, wie ihn die Aufregung eingibt; von einem Entschlusse, den sie bei sorgfältiger Ueberlegung verworfen hätte. Gleich einem Vogel durchflog sie den Garten und stürmte der Laube zu, wo sie vorhin gesessen. Dort war die Einhegung des Gartens von dem kunstsinnigen Förster zu einem Bogen gezogen. Dort konnte man den Wald überblicken und die Landstraße, welche in den Wald hineinführte, ging dicht an dem Laubgewölbe vorüber.

Es währte auch nicht eine Minute, so brauste die Equipage des Marquis heran. Der junge Mann lehnte nachdenklich im Fond des Wagens. Er hatte sich einen kurzen Moment von romantischen Einfällen regieren lassen, die er jetzt schon zu belächeln begann.

Stürmischen Empfindungen von jeher abhold, suchte er, trotz aller Versuchungen, seines Lebens Heil nicht im Umgange mit Frauen. Im Gegentheil, er mied sie, weil er sich consequent in seinem Lebenswege erhalten wollte, was unter der Einwirkung weiblichen Einflusses nach seiner Meinung gar nicht möglich war. Zudem hatte er in der Sphäre, worin er lebte, die Frauen verachten gelernt. Ihr edler Beruf ging dort in dem niedrigen

Treiben einer Genußsucht verloren, wie sie nur die Entartung der Seele hervorrufen kann. Seine Vernunft, als Wächterin aller seiner Handlungen, hatte die Wallungen des Herzens fast unmöglich gemacht, indem sie ihm eine Bahn vorgezeichnet, die ihn den Kreisen, wo edle weibliche Anmuth zur Geltung kam, vollständig entfremdete.

Wie ein Strahl aus fernen Höhen war ihm daher ein längst verklungener Name erschienen und willenlos hatte er der Macht seiner aufgeschreckten Phantasie Gehorsam geleistet, als sie sich zum ersten Male als Herrschergewalt beweisen wollte.

Das Bild erlosch aber eben so schnell, wie es in ihm erstanden war, als er sich eines Irrthumes bewußt wurde. Sein Geist schon wieder ernüchtert, verlor sich in prosaischen Zusammenstellungen politischer Gegenstände, während er noch im Bereiche der liebenswürdigen Wesen war, die ihn einige Augenblicke seinen weltlichen Beschäftigungen entzogen hatten.

Nachlässig nur strich sein Blick über den Raum, wo er phantasischen Einbildungen nachgeforscht hatte. Da geschah etwas, was ihn aufrüttelte aus der Lethargie des Vernunftlebens! War es eine Vision — ein Spuck seiner Phantasie, was sein Auge erblickte, als er an dem Gartengehege des Försterhauses vorüberfuhr? War es ein Luftbild, dem sein Geist nur Leben verlieh? Dort, im Rahmen der grünen Blätter, dort stand das Gebild, das ihn beschäftigt, das seine Phantasie zum Erwachen gebracht hatte — dort, dort — mit denselben anmuthigen Geberden ihm winkend — eine Gestalt voll Reiz und dennoch das Kind mit den beseelten Augen — voller Grazie sich neigend und mit beiden Händen die rosigen Lippen berührend, um ihm einen Herzensgruß nachzusenden.

Er fuhr empor und wollte hin, dies reizende Bild festzuhalten. Elektrisch berührt traf sein Auge mit ihrem Auge zusammen — ein Gefühl tiefen unaussprechlichen Entzückens folgte diesem Blicke — dann war Alles vorüber, Alles verschwunden! Mit dem Lächeln der Seligkeit lehnte er sich wieder zurück. Er wußte nun, daß sein Forschen nicht vergeblich gewesen war. Was er jetzt gesehen hatte, war ein Abbild jener lieblichen Abschiedsscene, die Niemand kannte, als er und das holde anmuthvolle Kind, das, von ihrem dankbaren Herzen getrieben, ihn scheidend grüßte. Ob er dies Kind Melitta, ob er es Fides nennen mußte? Was änderte ein Name in der Thatsache.

Sein Leben stand seit Kurzem auf einem Wendepunkte. Was er gewollt, das hatte er erreicht. Von den fürchterlichen, politischen Krisen der Weltereignisse begünstigt, schiffte er muthig und umsichtig hinaus in die Wogen des Lebens und jetzt näherte er sich den Gestaden, die ihm Ruhe und Lebensgenuß verhießen. Wollte Gott sein Herz endlich beleben, damit er nicht in Selbstsucht erstarre, nachdem er durch eigene Kraft der Schöpfer eines Wohlstandes geworden war, der ihn ganz ehrenvoll selbstständig machte?

Es bedurfte allerdings eines Funkens, um die todtenhafte Ruhe seines Innern, das unter der steten Selbstbeherrschung verglast war, zu stören, um Licht in seines Herzens Dunkelheit zu bringen und Gluth in die kalten Gesetze der Vernunft. Es bedurfte sogar einer Erschütterung, um diese Ruhe dergestalt zu durchkreuzen, daß sie völlig aus ihrer gewohnten Bahn kam.

Er hatte ein wunderbares Leben geführt, von Grundsätzen geregelt, von Entschlüssen bestimmt und eingeengt. Nicht Amt und Lohn band ihn an die Person des großen Welteroberers. Nicht Ehrgeiz entflammte seine Thätigkeit. Frei diente er, kalt und besonnen, seinen Jahren nach unbegreiflich fest verfolgte er seinen Weg. Er gehörte keinem diplomatischen Corps an, blieb ernst in den Gränzen der Ehrlichkeit und wies ränkevolle Anträge mit einer Art scherzhafter Artigkeit zurück, so daß man ihm nicht feind wurde. Vor allen Dingen war er nur eine Verständigung zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Könige Jerome. Oft hatte er schon den Zorn Napoleons über seines Bruders Schwäche durch liebenswürdige Beredsamkeit entwaffnet und noch öfter war es ihm gelungen, den flatterhaften Sinn Jerome's auf Momente zur Thatkraft zu entflammen. Jetzt aber schienen seine Bemühungen von beiden Seiten ungnädig betrachtet zu werden. — Napoleon hatte ein offenes Wort von ihm mit Mißbilligung aufgenommen und Jerome fand einen unbehaglichen Druck in dem Ernste seiner Meinungen.

Deshalb bereitete er mit Eifer seine Uebersiedelung nach der alten Burg vor. Die fürstlichen Belohnungen seiner Dienste reichten hin, seine künftige Existenz sorgenfrei zu machen.

———

8. Capitel.

Begreifst Du das?

Es war ein schwüler, dunkler Tag gewesen, der sich zur Erde neigte und in jene leichte angenehme Dämmerung überging, welche Frühlingsabenden eigen ist.

Im sogenannten Empfangssalon des Schlosses Ettershaiden weilte Melitta und Fides.

Die Fenster des schönen, großen Zimmers, sonst hermetisch jedem Luftzuge, der Staub einführen konnte, verschlossen, standen offen, und der Duft des Jasmins erfüllte das ganze Gemach, welches in seiner Pracht alle anderen im Schlosse überstrahlte.

Es gehörte zu den neuen Hausordnungen, daß dieser Salon nicht mehr dem allgemeinen Gebrauch verschlossen und nur dann schleunigst aller Decken und Behänge entkleidet wurde, wenn Besuch zu erwarten war. Herr von Ettershaiden hatte ihn zu einem Familienversammlungsorte bestimmt und damit die Erlaubniß gegeben, daß die jungen Pflegetöchter den dortstehenden schönen Wiener Flügel benutzen durften. Bis dahin auf ein altes Clavier beschränkt, das aus einer Polterkammer in ihr gemeinschaftliches Zimmer gebracht worden war, erfüllte sie diese Freiheit mit Entzücken. Besonders glücklich war Fides, die musikalisch begabt, mit Leidenschaft die Gelegenheit wahrnahm, ihre schönen Mozart'schen Sonaten und Phantasien auf dem neuen Flügel hören zu lassen. An diesem Abende saß sie jedoch zerstreut vor dem Instrumente und tändelte mehr darauf herum, als daß sie ordentlich zusammenhängend zu spielen versuchte.

Melitta saß am äußersten Fenster und hielt ein Buch in der Hand. Sie las aber nicht in demselben. Ein seltsames Zusammentreffen. Melitta las nicht und Fides spielte nicht und doch war nichts Besonders geschehen, was sie in ihren liebsten Neigungen gestört haben könnte. Nachmittags war Oswald eine kurze Zeit im Schlosse gewesen. Es war sein erster Besuch seit jenem Tage, wo ihn der Besuch des Marquis d'Etérais verjagt hatte. Vertrauensvoll hatte der junge Edelmann auf einen liebreichen Empfang, wie sonst, gerechnet, da er eine ausreichende Entschuldigung für den verzögerten Besuch anzugeben vermochte. Aber er fand Alles anders, wie er es damals verlassen hatte.

Seine Cousine, die gnädige Frau von Ettershaiden ließ ihn gar nicht vor. Der alte Herr hatte wenig Zeit für ihn, weil er zu einer Conferenz in's Rathhaus wollte.

Fides war zerstreut und ernster, als man von ihr gewohnt war. Sie hatte Lust — große Lust — nach dem Forsthause zu gehen, fürchtete jedoch eine Begegnung mit dem Marquis. Melitta aber zeigte sich entschieden wortkarg und zurückhaltend gegen ihren Jugendfreund. Ihre Sanftmuth verbarg freilich die Wunde, welche ihr durch den Vorsatz Oswald's, „seine Heimath zu verlassen," geschlagen worden war, aber der feste Wille, diese Wunde heilen zu lassen, ohne daß eines Menschen Blick sie je bemerkt habe, verlieh ihrem Wesen eine fremdartige Kälte, die geeignet war Aufmerksamkeit zu erregen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zwei alte Grabdenkmäler.

II.

Das zweite in der hiesigen Katharinenkapelle renovirte Epitaph gilt gleichfalls einem Krieger jener Zeit. Dies Denkmal ist kleiner als das vorhin geschilderte, aus einem festen gelblichweißen Sandstein hergestellt. Die reiche Skulptur desselben hat leider durch Verstümmelung sehr gelitten. Die Tafel der Mitte verkündet in erhabener Schrift Folgendes:

„Monvmentvm
Piis manibvs generosissimi viri Dni.
Ernesti Christoph. v. d. Sachsen
qvi perantiqva sva prosapia Dollstadtii
anno MDCLIV. XVI calend. sept. natvs
in illvstritissima comitis de Waldeck
avla Minervae pariterqve Bellonae
vacans favente hac adversvs sacri
imperii hostes proelia proeliando,
moenia obsidendo et defendendo in
Hvngaria, Belgio et ad Rhenvm, svmmvs
pedestrivm svper rhen. circ. chiliarcha
fact. eoqve mvnere vltra sex annos ad
obitvm vsq. fvnct. tandem Landavii
propvgnacvli mvnitissimi constitvtvs
praeses svbordinatvs anno MDCCXIII
cal. Jul. eheu miles XXXV! obiit.
Aeternae memoriae dedicatvm a
molestissima vidva
Hedwica Sophia Meisenbvch."

In freier Uebertragung lautet dies Epitaph:
„Denkmal
dem frommen Andenken eines sehr edeln Mannes, des Herrn Ernst Christoph von der Sachsen, welcher, einem sehr alten Geschlechte Dollstadts am 14. September 1654 entsprossen, seine Ausbildung in den Wissenschaften, sowohl des Friedens wie des Krieges, auf der berühmten Schule des Grafen von Waldeck erhielt. Er bekämpfte die Feinde des heiligen Reiches in Schlachten, belagerte und vertheidigte feste Plätze in Ungarn, Belgien und am Rheine und war Befehlshaber der Infanterie des Rheinkreises, welches Amt er länger als sechs Jahre inne hatte. Er starb als Untercommandant des sehr festen Platzes Landau im Juli 1713 nach 36jähriger Dienstzeit.

Zum ewigen Gedächtniß gewidmet von seiner tiefgebeugten Wittwe
Hedwig Sophie Meisenbuch."

Dieser edele Krieger ist also während der dritten, der furchtbarsten Belagerungen unserer Stadt gestorben. Gouverneur von Landau war damals Prinz Alexander von Württemberg, der am 19. Aug. 1713 capitulirte u. am 21. desselben Monats, nachdem die Besatzung von 8500 Mann auf 4500, darunter 1500 kampfunfähig, zusammengeschmolzen war, dem französischen-Marschall Bezons die Stadt übergab. Von da an blieb Landau ununterbrochen im Besitze der Franzosen. Erst im August 1815 kam Landau wieder in deutsche Hände. E. J.

Mannichfaltiges.

(Ein Gruß.) Die „Berliner Wespen" bringen folgenden poetischen Gruß des Königs von Spanien an den Prinzen v. Hohenzollern:

„Beneidet hast Du mich vielleicht
Als man mir Spaniens Thron verlieh'n,
Als ich das Große hab' erreicht,
Das man gewagt, Dir zu entziehen.
Jetzt find' im Glück ich keine Ruh'
Und Sorgen quälen täglich mich,
Jetzt wünsche ich, ich wäre Du,
Jetzt, lieber Prinz, beneid' ich Dich."

(Die keineswegs billige Freude.) Der Gatte: „Wenn wir heute Abend zum Thee zur Frau Landräthin gehen, dann ziehe mir zu Liebe das schöne Kleid an, das ich Dir gekauft habe." — Die Frau: „Dir diese Freude zu machen, ist nicht mehr wie billig." — Der Gatte: „Billig, sagst Du? Wahrhaftig, billig ist diese Freude keineswegs!"

(Die ungerechtfertigte Besorgniß) Dame: „Es ist ein eigenes Unglück, so oft ich in geistreicher Gesellschaft mich angenehm unterhalte, peinigt mich heftiger Kopfschmerz." — Herr: „Sie leiden gegenwärtig gewiß wieder daran?" — Dame: „Ihre freundliche Besorgniß ist glücklicher Weise ungerechtfertigt"

(Der gute Johann.) Ein betrunkener Hausknecht wird von seinem Herrn tüchtig durchgeprügelt. Nachdem der Herr sich entfernt hat, kommt der Kellner hinzu, der Augenzeuge war, und es enspinnt sich folgendes Gespräch:

Kellner: „Aber, Johann, so durchprügeln ließ ich mich doch als so alter Kerl nicht; ich würde den Herrn verklagen, ich erbiete mich als Zeuge."

Hausknecht: „Ach nee, da darf der Mensch nicht gleich so sein; morgen hat Der Alles wieder vergessen."

Goldkörner.

Es darf weiter keine Kritik geben als scharfe. Was heißt denn scharfe, schärfste? — gerechte. — Eine, die es nicht ist, ist gar keine.

Eine Wahrheit, deren Anhänger man allein ist, macht stolzer als zehn, die man mit anderen theilt.

Der Krieg ist das einzige Mittel, die höhern Stände gesund zu machen.

Ueber ein Unglück kann der Mann fluchen, aber nicht weinen.

Wir können die jetzige Zeit nach keinem Maßstab schätzen; sie hat keinen, sie ist einer, und an ihm wird noch geschnitzt.

Die Hoffnung trägt größere und reifere Früchte als die Gegenwart, aber an höhern Zweigen.

Ein Blumenkranz ist leichter auf dem Kopfe zu tragen als eine Krone.

Auflösung des Räthsels in der vorigen Nr.: Schiller — Schilling.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Jost.

Nr. 41. Donnerstag, den 11. April 1872.

* Das Auge der Blindheit.

So mild und heiter blüht der Frühlingstag,
Fernher nur tönt der Nachtigallen Schlag,
Langsam bedächtig aus dem Gotteshaus
An Kindeshand die Alte tritt hinaus.
In Thränen ist ihr lang das Licht versiegt,
Einsam die Welt, die dunkel vor ihr liegt —
Da weht der Wind sie weich und wonnig an —
Ob sie des Frühlings je vergessen kann?
Und wie er innig Wang' und Herz berührt,
Hat er ein selig Traumbild vorgeführt,
Den alten Traum, der jung sie bräutlich schmückt,
In's dunkle Haar den Kranz der Myrte drückt,
Den Liebsten sieht sie lächelnd vor sich steh'n,
Den Zug der Freunde froh zur Kirche geh'n,
Ja, dieser Steine abgenutzten Rand
Stieg sie empor an des Geliebten Hand!
O, ewig lieber Tag im jungen Mai,
Traum alles Glück's — und Alles — ist vorbei! —
„Geh' nicht so hastig, führ' mich langsam, Kind!
Du bist noch jung, ich müde, alt und blind!"

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Oswald fühlte sich fremd und verlassen in dem Schlosse, wo er sonst die Vorrechte eines nahen Verwandten genossen hatte und da der Zeitpunkt noch nicht erschienen war, wo er mit den besten Plänen für eine geregelte Zukunft hervortreten konnte, so verließ er das Schloß sehr bald, ohne es versucht zu haben, Melitta's kalte Sanftmuth zu erschüttern.

Sie litt jetzt mehr, als vorher! Ihr Gewissen regte sich und legte ihr die Frage vor, ob es edelsinnig sei, einen Jugendfreund durch Schweigen zu kränken, während ein Wort der Erklärung den Uebergang zur Freundschaft sanft vermittelt hätte.

Genug — Melitta las nicht und Fides musicirte nicht! Draußen in der Flur wurde es stiller und duftiger. Alle andern Vögel gingen zur Ruhe, nur einige Nachtigallen begannen einen reizenden Wechselgesang. Melitta legte das Buch, das sie träumerisch in der Hand hielt, nieder. Sie preßte ihre Rechte auf das Herz und lauschte dem Wettgesange der Nachtigallen.

Fides schauete hin zu ihr. Der Ausdruck ihres Gesichtes weckte plötzlich die Theilnahme an ihrem Schicksale. Fides erkannte darin Schmerz, Verlangen, Trauer und Entzücken und sie fühlte sich bereit, die Wolken ihrer Stirn zu zerstreuen. Ihr Frohsinn entfaltete die etwas matt gewordenen Flügel. Sie begann mit kräftigem Anschlag eine lebhafte, vollstimmige Introduction.

„Melitta?" fragte sie dann, „warum ist Oswald so schnell wieder fortgeritten?"

Melitta erhob sich und schritt langsam dem Instrumente zu, wo Fides mit Energie ein Melodrama eigener Art zu beginnen Miene machte.

„Bevor ich Dir diese Frage beantworte," entgegnete Melitta leise, „muß ich wissen, was Dich neulich im Garten des Försters zu einer Exaltation brachte, die mich für Deinen Verstand fürchten ließ!" Fides bückte sich neckisch und schlug einige Accorde in Es dur an, ging aber sogleich in Cmoll über und ließ ihre Hände auf einem kläglichen Moll-Accord ruhen.

„O, die Geschichte ist auch angethan, den Verstand zu verlieren!" sprach sie lachend.

„Nun? Ich bin begierig auf diese Geschichte!"

Fides fuhr wild über die Tasten in gebrochenen Accorden, schloß mit dem Septimenaccord und antwortete:

„Es ist lange her, daß ich ein kleines, verlassenes jämmerliches Geschöpf war, um das sich Niemand kümmerte. Meine Mutter war mir gestorben. Ich hatte an ihrem Sarge, den ich ein schwarzes Bett nannte, so lange gesessen, bis man dies schwarze Bett zunagelte und wegtrug."

„Arme Kleine — schon wieder diese Erinnerung!" sprach Melitta mitleidig ihre Hand auf Fides Kopf legend. Das junge Mädchen zog diese weiche, zarte Hand herab und küßte sie.

„Es war also vor der Zeit, ehe Du meine Beschützerin wurdest!" flüsterte sie.

„Das ist freilich lange her, kleine Tyrnau!" scherzte Melitta.

Fides spielte eine sanfte Melodie, traurig und weich, wie eine Klage. Melitta, welche ihre Art kannte, lehnte sich auf ihren Sessel und neigte ihre Wange auf Fides' Scheitel. Sie wußte, daß sie am sichersten war, alle Geheimnisse dieses jungen Herzens zu erfahren, wenn sie ihrer Eigenthümlichkeit nachgab.

„Aus der Obhut einer langsam sterbenden Mutter kam ich in meines Vormund's Haus, wo man mich den Dienstboten unterordnete. O, wie oft ballte ich trotzig meine Hände und rief meine Mutter an, die rohen Menschen zu strafen, die mich brutal behandelten."

„Arme, arme Kleine!"

„Ich wurde schlimm, sehr schlimm, Melitta! Ich wurde boshaft, ich lernte lügen — natürlich — wenn man wegen der Aufrichtigkeit bestraft wird, so greift man zur Heuchelei!"

„Du übertreibst Deine Fehler, Fides", wendete Melita sanft und traurig ein.

„Nein, Melitta! Ich war schlau wie eine Katze — ich lernte mich verstellen und mich verstecken; dabei hatte ich Muth, es mit allen Domestiken unsers Hauswesens aufzunehmen und wenn sie droheten, mich einzusperren in ein dunkles Loch, so verlachte ich sie höhnisch und sagte ihnen, meine selige Mama würde dann bei mir sein und mich trösten."

„Ich weiß, daß dieser Muth Dir eine gewisse Achtung erzwungen hatte", sprach Melitta.

Fides schwieg, in Erinnerungen verloren. Ihre Hände irrten dabei auf dem Instrumente herum und entlockten ihm leise, harmonische Klänge. Dazwischen sprach sie abgerissen, gleichsam phantasirend:

„Aber eines Tages stieg ein Engel zu mir hernieder und rettete mich! Ich wurde mit Dir zusammen gebettet. Wir wohnten von da an in Einem Zimmer und Deine Bonne mußte mich ankleiden und unterrichten."

„Und niemals zeigtest Du die Fehler, deren Du Dich eben angeklagt."

„O, Deine Nähe beseligte und heiligte mich!" sagte Fides schwärmerisch. „Böse Augenblicke gab es noch genug. Ich hatte nur einen heiligen Respekt vor dem gestrengen Herrn Onkel und der gestrengen Frau Tante, wie Du damals Deine Verwandten immer gegen mich nanntest. Aber heimlich übte ich viel dumme Streiche, das weiß ich ganz genau: Wenn ich entwischen konnte, so that ich's."

Melitta lachte. „Das muß ich bestätigen!"

„Nun ja — erinnerst Du Dich wohl, daß ich eines Tages nirgends zu finden gewesen bin? Erinnerst Du Dich, Melitta?" fragte sie mit dem Aufblitzen eines eigenthümlichen Muthwillens.

„Es ist öfter vorgekommen, Fides! Eines bestimmten Falles erinnere ich mich wahrlich nicht!"

„Auch dessen erinnerst Du Dich nicht, daß ich, nach langem Suchen, in meinem Bette aufgefunden wurde, sauber und niedlich, als hätte eine Fee mich zur Nacht gekleidet und zur Ruhe gebracht?" fragte Fides mit ausbrechendem Uebermuthe sich umwendend und beide Arme um Melitta schlingend, die noch immer dicht hinter ihr stand.

„Ja, ja, dessen erinnere ich mich!" rief Melitta erheitert. „Du erwachtest bei unserm Jubel und warst entsetzlich hungrig!" Fides nickte und schmiegte ihre Lippen an Melitta's Ohr, als wage sie das nun folgende Bekenntniß nicht anders, als ganz leise flüsternd mitzutheilen.

„Siehst Du, wie schlau und verstockt, wie lügnerisch und heuchlerisch ich gewesen bin, Melitta. Ich habe damals mit keiner Silbe verrathen, wo ich gesteckt hatte. Ich wußte es eigentlich wohl selbst nicht ganz genau und dann fürchtete ich die Strafe. Neulich habe ich's erfahren, neulich ist mir ein Licht über die ganze Begebenheit aufgegangen."

„Neulich?" fragte Melitta gespannt. „Neulich — Fides, Du phantasirst doch nicht wieder?"

„Nein, nein! Als Er davon sprach, als er — o Melitta, Melitta!" Sie barg sich verschämt an Melitta's Hals. Ihre Pulse

schlugen und ihr Herz zuckte, als wolle es im Uebermaße des Gefühles stehen bleiben.

Melitta schloß sie erschreckt fester an sich. „Wie? Fides?“ sagte sie ahnend. „Der Marquis —“

„Ja, ja!“ flüsterte Fides hastig, als dränge es sie, eine Bürde los zu werden. „Ich bin es gewesen, die der Marquis schlafend gefunden hat.“

„In der Kirche? Wie bist Du in die Kirche gekommen? Fides, Deine lebhafte Einbildungskraft spiegelt es Dir nur vor! Er sprach ja von einer Melitta, Kleine.“

Fides warf schelmisch ihren Blick zu ihr auf. „Wer weiß denn, ob ich mich nicht so genannt habe, um mich vor Verrath zu schützen. O ich war gar zu schlau, gar zu heuchlerisch geworden. — Genau kann ich nichts weiter behaupten, als daß ich zuerst nur von dem Glockenspiele der Garnisonkirche angezogen wurde, daß ich geduldig stehen blieb, um zu erwarten, bis die Musik wieder tönte. Dann kamen Leute, die davon sprachen, daß der König und die Königin in die Kirche gehen wollten. Wahrscheinlich bin ich mit hineingegangen und dort eingeschlafen.“

„Du also — Du bist's wirklich gewesen?“ warf Melitta voller Erstaunen ein. „Wie hast Du aber zu Haus gefunden? Wir waren ja nur immer auf ein paar Tage in Potsdam.“

„O — ich war nicht gewohnt, nur mit einem Bedienten hinter mir auszugehen“, antwortete Fides schelmisch. Wer auf der Straße herumläuft, findet sich schon zurecht.“ Ich fand sogleich unser Haus, schlüpfte in unser Schlafzimmer, zog mich rasch und geschickt aus und legte mich in's Bett, um jedem Verhöre und der darauf folgenden Strafpredigt zu entgehen.“

„Wenn es nur keine Phantasien sind“, sprach Melitta herzlich lachend. „Warum sagtest Du dem Marquis nicht, daß Du die kleine Schläferin gewesen wärest?“

„Warum ich's nicht sagte? Warum?“ fragte Fides sinnend. „Warum?“

„Es würde ihn gewiß erfreuet haben?“

„Ich glaube nicht! Er hatte nur Augen für Dich — es würde ihm sehr gleichgültig gewesen sein. Meine prosaische Erklärung hätte vielleicht keinen Glauben gefunden — außerdem entrollte sich der ganze Zusammenhang der Geschichte erst nach und nach vor meinem Gedächtnisse. Jetzt glaubt er mir's gewiß und ich zittere, wenn ich daran denke, daß er uns wieder beim Förster treffen könnte.“

„Jetzt weiß der Marquis Dein Abenteuer? Jetzt weiß er es und glaubt Dir? Fides, wie verstehe ich das?“

Das junge Mädchen lächelte triumphirend, erröthete aber wieder und zitterte heftig.

„Ich habe ihn gegrüßt, wie damals“, stammelte sie sehr verlegen. „Und in seinem Auge las ich, daß er mich daran erkannte, daß er in mir jene Melitta wiederfand.“

Melitta runzelte leicht die Stirn. „Wie theatralisch, Kleine! Im Garten hattest Du dies Theaterkunststückchen ausgeführt, nicht wahr? Darum also fand ich Dich mit Thränen im Auge, darum übermüthig und sentimental zugleich? Deine Neigung zu phantastischen Streichen hat Dich wiederum in ein Wirrsal gestürzt. Wie willst Du jetzt diesem fremden Manne entgegentreten, kleine Thrnau?“

„O, ich mag ihn gar nicht wieder sehen, gar nicht!“ rief Fides mit verrätherischer Hast.

„Das wirst Du nicht vermeiden können! Er wird nach Dir fragen!“

„O bitte, Melitta — beschütze mich!“ bat Fides kindlich. „Ich wäre nicht im Stande, ihn jemals wieder anzusehen! Nein — ich mag ihn nie wiedersehen!“

Melitta, vom eigenen Herzen schon belehrt, daß Furcht und Liebe in sehr naher Beziehung stehen, senkte forschend ihr Auge zu Fides nieder. Der Ton und der Blick, welche diese Worte begleiteten, klärten sie über die Regungen des jungen Wesens auf.

„Du bist doch sonst eine tapfere Heldin, Fides“, sprach sie. „Was entmuthigt Dich plötzlich?“

Das junge Mädchen neigte die Stirn und flüsterte: „Melitta — ich fürchte mich vor der Glückseligkeit, die ich empfinden würde, wenn er neben mir weilte!“

„Also eine Warnung vor der Liebe, die Deine Unschuld Dir zuflüstert“, sagte Melitta ernst und feierlich. „Dein heißes Herz wird sich aber nicht zügeln lassen. Schade, daß ein Fremdling die erste, süße Regung Deiner Brust erweckt. Eine glückliche Entwicklung dieser Neigung würde uns trennen, meine Fides. Mein Onkel duldet keine Franzosenbraut!“

„Du glaubst noch immer, der Marquis sei ein Kind Frankreichs?“ fragte Fides mit überlegenem Tone, dem eine kleine Spöttelei anhing. „Ich dächte, sein Benehmen in der

alten Burg hätte Dir, der klugen Melitta, verrathen müssen, daß seine liebsten Erinnerungen in deutschem Boden wurzeln. Und dann? Wie sollte er als Franzose vor sieben Jahren in die Garnisonkirche Potsdam's kommen?"

„Warum nicht! Stand doch ein Jahr später der Kaiser Napoleon als Sieger in dieser Kirche und suchte die Stätte auf, wo ein großer, preußischer Monarch ruhete."

Fides, zurückgeschlagen mit ihrem spöttischen Ausfall, machte ein böses Gesicht und spielte blind d'rauf los, als wollte sie sich gegen Melitta's Einwendung betäuben. Melitta wartete geduldig, bis sie des Spielens wieder müde sein würde. Ihr Mienenspiel zeigte, daß sie Erbarmen mit der Herzensaufregung ihrer Freundin hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ein kleiner Unterschied.) [Oberbayerische Bauernbursche im Wirthshause.] „Seppl, gelt heut' warst auch wieder nit in der Predigt, Malefizkerl, und hat der Kaplan wieder so schön 'predigt!" — „Ja, was hat er denn wieder g'sagt?" — „Vom heiligen Wastl hat er g'red't, daß er so a schön's Leb'n g'führt hat, daß er kein so Lump g'wesen is, wie wir, daß er nit den ganzen Tag im Wirthshaus 'rumg'spielt und 'rumg'soffen hat, wie ihr Lumpen, und daß wir so 'nem schönen Beispiel folgen sollen." — „Das hat er g'sagt, Hansl? Ja, das glaub' ich schon, der heilig' Wastl hat leicht so sein können, das war halt a Heiliger aber wir san ja blos Bauern!"

(Katechisation.) Geistlicher: „Geben ist seliger, denn nehmen. Wie ist das zu verstehen? Der Steffelbauern-Peter soll mir das sagen; wie verstehst Du das?" — Peter: „Ja, das versteh' ich schon." — Geistlicher: „Gut, so nenne mir ein Beispiel. In welcher Weise ist es also besser: Du gibst Etwas her, als wenn Du Etwas bekommst?" — Peter: „Es ist besser, man gibt ein' Watsch'n, a g'scheidti, als man kriegt eine."

(Unglückliche Auskunft.) Fremder: „Entschuldigen, mein Herr, Sie haben sich gestern im Café geäußert, daß Sie stets dreihundert Gulden liegen hätten, wenn ein Bekannter käme, der es brauchen könnte." — Herr: „Ganz recht, es ist auch so, aber wenn ich's hergebe, dann habe ich's nicht mehr liegen, und kommt dann wieder ein Bekannter, dann kann ich es ihm nicht mehr zeigen und ich stünde als Lügner da. Es thut mir daher sehr leid, daß ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann."

(Der gutmüthige Handwerksbursch.) Landrichter (zu einem ihm auf der Landstraße begegnenden Handwerksburschen): „Landsmann, gib mir etwas Feuer!" — Handwerksbursche: „Feuer? Das sollst Du haben!" — Landrichter: „Muß schon bitten; ich bin fein der Landrichter." — Handwerksbursche: „Macht nichts, wenn Du auch der Landrichter bist, deßwegen kriegst Du doch e Feuer!"

(Nächstenliebe.)

Den Nächsten wie sich selbst zu lieben,
Ist jedes Christen höchste Pflicht,
Die leider Wenige nur üben.
Die Jungen thun es sämmtlich — nicht;
Denn diese Gotteswort Verächter,
Sie lieben nur des Nächsten — Töchter.

Goldkörner.

Es ist besser, in jeden Andern als in sich selbst verliebt zu sein.

Die Erziehung ist ein Radirmesser, daß den Klex durchschimmern läßt.

Am Theater der Welt haben die Lichtputzer die kleinste Gage.

Unter einen Hut sind die Menschen leichter zu bringen als unter eine Haube.

Die Menschen sind meistens nicht groß genug gesinnt zur Offenheit und nennen es dann Klugheit; welch eine Weisheit, die sich verstecken muß!

Die Leser glauben immer, das, was sie in Einem Athem lesen, habe man in Einem gemacht.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 42. Samstag, den 13. April 1872.

* Vertrauen. *)

„Du siehst ihn wieder!" — Also flüstert
Die süße Ahnung in der Brust;
„Wenn auch dein Himmel sich umdüstert,
Bald lacht er dir in selger Lust!"
O, sagt mir nicht mit argem Munde:
Es täuschte dich ein Bösewicht."
Zwar schmerzt mich schwer solch' schlimme Kunde,
Doch mein Vertrauen wanket nicht.

Als er mir unter'm Blüthenbaume
Am Bache treue Lieb' gestand,
Da lauscht ich wie im wachen Traume
Dem süßen Worte unverwandt.
Dann sah ich ihm mit festem Blicke
In's offene, liebe Angesicht,
Es wich der Zweifel scheu zurücke
Und mein Vertrauen wankte nicht.

War seltsam auch sein ganzes Wesen
Als ich zum ersten Mal ihn sah,
Hab' Gutes ich doch d'rin gelesen,
Ich wußte nicht, wie mir geschah.
Ich achte weder Spott noch Mahnen,
Weil's innig mir im Herzen spricht:
„Dich leitet gut dein süßes Ahnen!"
Ja, mein Vertrauen wanket nicht.

Eduard Jost.

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Fides schien große Lust zu haben, das Gespräch mit Melitta's Entgegnung zu schließen. Sie begann ein Phantasiestück von Mozart und führte es mit einer Virtuosität und mit einem Ausdrucke aus, der Melitta zur Bewunderung hinriß. Plötzlich brach sie mitten im Stücke ab, schloß es durch einige starke, rauschende Passagen und Accorde und stand dann fest und entschlossen vom Flügel auf. Es war mittlerweile die matte Abendbeleuchtung in ein tieferes Dunkel übergegangen. Mit einer raschen Wendung geleitete sie Melitta zum Fenster und sah ihr ruhig in's sanfte Antlitz, während sie sprach:

„Sage mir ehrlich und aufrichtig, Melitta, was kann der Marquis von mir denken nach dem albernen Act, womit ich mich mit ihm zu erkennen gab?"

„Es kommt auf seinen Charakter und auf seine Lebensansichten an, wie er Dich beurtheilen wird," erwiderte Melitta gütig. „Entweder betrachtet er es als den Muthwillen eines Kindes oder er nimmt es als eine Herausforderung der Koketterie."

Fides stand unbeweglich und schauete in die Dämmerung hinaus. Eine leichte Blässe hatte ihre Wangen überzogen und zwei große Thränen zitterten in den weit geöffneten Augen. Wenn es eine Wahrheit ist, daß ein einziger Augenblick oft hinreicht, um die Erziehung eines weiblichen Wesens zu vollenden und daß ein schonungsloses Urtheil im richtigen Momente den Charakter desselben befestigen kann, so geschah dieses Wunder unter dem strengen Ausspruche Melitta's. Die Veränderung im Gesichte des lieblichen Mädchens bekundete einen kurzen, aber schweren Kampf. Ihre innere Empörung verleitete sie zu einem flüchtigen Trotze gegen Melitta, zu einem gehässigen Widerstreben, welches sich gegen das treue und freimüthige Wort auflehnte — aber die Spannung ihrer Züge beseitigte sich eben so schnell, wie sie entstanden war und im nämlichen Augenblicke, wo die Thränen sich langsam aus ihren Augen löseten, um als crystallhelle Thautropfen der Liebe auf ihren Wangen zu

---

*) Sopran-Arie aus des Verfassers dreiaktiger Oper: „Des Studio's Rheinfahrt," Musik von Kapellmeister Adolph Mohr. Diese Oper gelangt im September auf dem Stadttheater in Hamburg zur Aufführung.

verfliegen, drückte sie ihre Lippen auf die Lippen der Freunden und flüsterte:

„Ich will diesen Mann vermeiden um meiner Ehre und um meines Friedens willen, Melitta! Hilf mir diese erste Versuchung besiegen!“

„Du hast schon gesiegt, Fides!“ erwiederte Melitta. „Im Geheimniß nur wächst die Qual derjenigen Liebe, welche unsern Frieden gefährdet. Sichere mir Dein Vertrauen, so sicherst Du auch Deine Ehre und Deinen Frieden! Willst Du das? Wirst Du es können?“

„Nur das erste Wort des bekenntnißvollen Vertrauens ist schwer“, sprach Fides treuherzig. „Nun Du den Anfang weißt, sollst Du auch ehrlich jede Fortsetzung erfahren!“

Sie legte ihre Stirn auf Melitta's Schulter und fragte mit gedämpfter Tone: „Willst Du mit jetzt sagen, warum Oswald so schnell wieder fortgeritten ist?“

„Weil er kein Herz hier fand, dem an seinen Sorgen gelegen war, Fides“, antwortete Melitta sehr leise. „Wer in thörichter Verblendung seinen Muth immer nur durch die Hoffnung stützt, der ist gewöhnlich so stark egoistisch, zu verlangen, daß Andere diese Hoffnung erfüllen. Du wirst mich besser verstehen, wenn ich Dir einfach bekenne, daß ich unsere gegenseitige Neigung für stark genug hielt, um Oswald zu einer Verbindung mit mir zu veranlassen. Es war eine Täuschung!“

„Glaub' das nicht! Er liebt Dich — aber er weiß es selbst nicht, wie zärtlich er Dir ergeben ist“, fiel Fides ein.

Melitta bewegte sanft abwehrend ihren Kopf. Sie zweifelte stark an der Wahrheit dieser Behauptung.

„Unser verwandtschaftliches Verhältniß führte ihn zu jenen kleinen Vertraulichkeiten, die Dich zu dieser Ansicht bestimmen!“ sagte sie kühl.

„Wäre er dann heute so eilig davon geritten, wenn ihn Dein Ernst nicht tief verletzt hätte?“ fragte Fides naiv.

Ein geringschätzendes Lächeln war Melitta's Antwort. Es trat eine kleine Pause ein, die Melitta mit der bittern Bemerkung endete: „Ein feiger Mann flieht aus Furcht vor einer Erklärung, die ihn in seinem Egoismus zeigt. Oswald verkauft sein Besitzthum, worauf er sonst die Hoffnungen irdischer Glückseligkeit bauete, womit will er diesen Wankelmuth beschönigen? Er geht deshalb den Erörterungen darüber aus dem Wege. Ich tadle ihn eigentlich nicht, daß er Wangeroda verkauft, sondern ich tadle ihn, daß er mir ein Geheimniß daraus macht.“

Fides wollte antworten und ihre Bereitwilligkeit zu erkennen geben, durch eine direkte Frage den jungen Mann zur Auseinandersetzung seiner Gründe zu veranlassen, allein sie kam nicht dazu. Ein heller Lichtschein fiel plötzlich auf Melitta's Gesicht. Dies trieb sie an, sich schnell zur Thür zu wenden und ein leichter Schreckensruf war die Folge davon. „O Melitta!“ — flüsterte sie — Deine Frau Tante in vollem Glanze ihrer Würde! Begreifst Du das?“

Melitta schritt der Frau von Ettershaiden hastig entgegen. Der Diener ordnete schnell eine geschmackvolle Erleuchtung des Salons und stellte sich dann steif an der Thür auf, weiterer Befehle gewärtig.

Frau von Ettershaiden winkte ihm huldvoll, daß er gehen könne. „Ich betrachte mich für heute Abend als einen Besuch in Eurer neuen, republikanischen Wirthschaft und will sehen, wie mir die Zwanglosigkeit darin behagt“, sprach sie lächelnd.

Fides traute ihren Ohren nicht. Solche Herablassung war unerhört: Ihr Blick schweifte verstohlen zu Melitta hin und fragte in vollster Verwunderung zum zweiten Male: „Begreifst Du das?“

Frau von Ettershaiden nahm Platz in einem Lehnsessel. Sie sah ruhig und gut aus. Ihr weißes, farbloses Gesicht erschien vergeistigt. Der kalte, strenge Ausdruck ihres Blickes milderte sich bei dem leichten Lächeln, welches über ihre Mienen flog, als sie zu Fides gewendet sprach:

„Du spieltest vorhin sehr gut, kleine Tyrnau. Deine Fähigkeiten scheinen sich in den republikanischen Elementen des Hausregimentes glänzend zu entwickeln! Wie ist's denn? Muß ich, nach Euren Gesetzen, Dich bitten, mir das Phantasiestück von Mozart nochmals vorzuspielen, oder würde es hinreichen, wenn ich den Wunsch zu erkennen gäbe, es zu hören?“ Fides knixte höchst respektvoll und ging rasch zum Flügel, allein im Vorübergehen ließ sie ihr Auge einen Moment auf Melitta's Augen haften und darin lag wiederum die Frage: „Begreifst Du das?“

Fides spielte. Zuerst befangener als vorhin. Dann aber in einem Anfluge von muthwilliger Begeisterung so schön, wie sie je gespielt hatte.

Gehoben durch den Genius der Kunst, vergaß sie die Demüthigungen, womit Frau von Ettershaiden ihre stolze Seele gepeinigt hatte. Sie wußte, daß sie mit ihrem Musiktalente diese Dame überflügelte und sie glaubte den einzigen Weg, sich ihrer Beurtheilung überheben zu können, nicht unbenutzt lassen zu dürfen.

Frau von Ettershaiden hörte befriedigt zu. Die Ruhe ihres Gemüthes kleidete sie vortrefflich. Melitta betrachtete sie mit steigender Bewunderung. Was war es, was die eisige Kälte des Hochmuthes von diesem schneeweißen Gesichte gethauet hatte? —

Fides spielte noch, als der alte Herr von Ettershaiden in den Salon trat. Sein Auge traf auf seine Gattin. Dann suchte sein Auge dem Blicke Melitta's zu begegnen. Noch lagerte eine Art starren Erstaunens in seinen Zügen, als Fides ihren gelungenen glänzenden Vortrag endete. Frau von Ettershaiden gab ihrem Beifall freundliche Worte und rief Fides zu sich heran.

„Du hast entschiedenes Talent zur Musik, kleine Tyrnau — komm, daß ich Dir meinen Dank ausdrücke,“ sprach sie mit einem so gütigen Tone, daß der alte Herr wie träumend die Hand an die Stirn legte. Während dessen war Fides zu der Dame herangetreten und hatte in halber Betäubung gefühlt, daß ihre Stirn geküßt wurde. Ein wunderbares Gefühl überrieselte das junge Mädchen bei der Berührung dieser Lippen, die stets nur kalte und wegwerfende Worte für sie gehabt hatten. Scheu trat sie zurück und setzte sich fern von der Dame nieder. Eine Verlegenheit verrathende Stille trat ein. Herr von Ettershaiden fühlte sich geneigt, in edelmüthiger Schonung die Anwesenheit seiner Gemahlin als eine Annäherung gelten zu lassen, allein sie selbst mußte die starke Gränzlinie, welche sie im Uebermaße der Eigenliebe und Herrschsucht zwischen sich und den übrigen Hausgenossen gezogen hatte, durch nachgiebige Worte vernichten, bevor er darauf eingehen konnte, diese Anwesenheit nicht bloß als einen Zufall oder höchstens als eine gute Laune gelten zu lassen. Es war ein Ehrenpunkt für ihn geworden, seinen Willen aufrecht zu halten, nachdem er seine freiere Verfassung im Hause eingeführt hatte, und so sehr sein Herz, in der Schwäche früherer Gefühle, ihn drängte, gleich bei den ersten Schritten seiner Gattin ihrer Vorrechte zu gedenken, er blieb gehalten und gleichmüthig auf dem Standpunkte, den er sich im Momente einer großen Gemüthsbewegung errungen hatte.

Die gesellige Gewandtheit der Frau von Ettershaiden kürzte die verlegene Stille. Sie wendete sich zu ihrem Gemahle und sagte:

„Musik ist doch der einzig reine Quell, aus dem Begeisterung und Ruhe zugleich in unser Inneres strömt, mein Lieber!“

„Fügen Sie auch noch hinzu, ‚Erheiterung,‘ meine Beste,“ antwortete Herr von Ettershaiden so gemessen, als stände er im Coursaale eines Königspalastes.

Die Dame neigte beistimmend ihr Haupt und fuhr fort: „Die reinen Freuden des Gemüthes werden wohl immer nach Erheiterung mit sich bringen, denk' ich! Wie hat sich aber das Musiktalent unserer kleinen Tyrnau so rasch und glänzend entfalten können, mein Theurer? Daß Fides musikalischer begabt war, als man im gewöhnlichen Leben findet, wußte ich längst,“ setzte sie leiser und mit einem feinen Lächeln hinzu. „Ich hegte dieserhalb schon früherhin Vermuthungen über ihre Abstammung, die Sie aber als sonderbar verwarfen — vielleicht irrte ich dennoch nicht!“

„Diese Vermuthungen sind falsch, Theuerste,“ antwortete Herr von Ettershaiden kalt und förmlich. „Fides ist ehrlicher Leute Kind. Ich habe die Versicherung eines hochgestellten Geistlichen dafür. Muß denn jedes Geheimniß mit dem Prinzen Louis und seinen Liebschaften zusammenhängen? Und worauf gründen Sie diese Vermuthungen? Nur auf den Zufall, daß mein liebes Mündel der Musik stets leidenschaftlich ergeben war! Als wenn nicht auch andere Menschen wie Prinz Louis musikalisch sein könnten!“

„Es würde mir aber sehr gelegen sein, nähere Auskunft über Fides' Herkunft erhalten zu können,“ erwiederte Frau von Ettershaiden sehr freundlich.

„Ich kann sie Ihnen mit dem besten Willen dazu nicht geben!“ erklärte der alte Herr mit einem sehr wohlwollenden Blicke auf das junge Mädchen, das längst ihren Winkel verlassen und mit langsamen, stolzen Schritten bis zu den Sprechenden vorgeschritten war. Jetzt trat sie muthig ganz dicht vor Frau von Ettershaiden hin. Bis dahin hatte sie nie davon gehört, daß man ganz im Dunkeln über ihre Abkunft geblieben war und außer dem Abstande zwischen einer adeligen und bürgerlichen Ge-

burt hatte sie noch nichts von weltlichen Unterscheidungen der Art vernommen.

Dennoch verstand sie die Wendungen des Gespräches, und ihre Ehrliebe trieb sie an, das zu enthüllen, was sie von ihren Familienverhältnissen kindischerweise aufgefaßt und im Gedächtnisse treu bewahrt hatte.

„Gnädige Frau irren," sagte sie eilig und innerlich stark aufgeregt. „Gnädige Frau irren sogar sehr stark, wenn Sie meine Musikvorliebe einem Prinzen Louis zu schreiben. Ich habe diese Vorliebe von meiner seligen Mama geerbt. Meine selige Mutter lebte und athmete nur in der Musik. Sie ist sogar darin gestorben, denn ihre Finger erstarrten im Tode, als sie ihrer großen, schönen Harfe noch eben himmlische Töne entlockt hatte. Meiner Mutter ist die Musik vielleicht auch eine Quelle gewesen, aus der sie Trost und Frieden geschöpft hat!" —

„Deine Mutter hat also Leiden zu ertragen gehabt?" fragte Frau von Ettershaiden so gütig, daß Fides sich zu ihr gezogen fühlte.

„Ich weiß," sagte sie nachdenklich, „daß sie eines Tages verzweiflungsvoll weinte, sonst habe ich sie stets nur kränklich und ruhig gesehen."

„Und Deinen Vater hast Du nie gekannt?" Fides schüttelte den Kopf.

„Einen alten Herrn im Sammetpelz nannte ich Großpapa," antwortete sie sinnend den Blick emporrichtend. „Er wohnte in einem alten Hause — ähnlich der Burg," fügte sie mit plötzlicher Erinnerung hinzu. „Eine Menge Diener waren stets um ihn beschäftigt — er war krank — lahm vielleicht — denn er saß in einem Rollsessel. Ein Kaplan war beständig bei ihm. Dieser Kaplan unterrichtete mich auf dem Claviere. Dann kam ich nach Berlin und dort starb meine Mutter."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Die kindliche Tochter.) Ein Kaufmann aus Pest war kürzlich in Wien und lernte zwei Damen kennen, eine hübsche Wittwe von 38 und ihre Tochter von 17 Jahren. Nach seiner Heimreise schrieb er an die Tochter und bot ihr seine Hand an, worauf er einen Brief mit folgenden Zeilen erhielt: Ich würde mit Vergnügen auf Ihren werthen Antrag eingehen, wenn ich nicht bereits so gut wie verlobt wäre: aber Mama wünscht zu heirathen, und so viel ich weiß, hat sie im Augenblick keine intimere Bekanntschaft." Der gute Pester hat sich entschlossen, vorderhand noch ledig zu bleiben.

(Heimgeschickt.) Ein ungarisches Blatt enthält folgendes Geschichtchen: Ein junger Mann, dessen erste Bartsprossen nur unter dem Mikroskop sichtbar wurden, begann kürzlich ein Verhältniß mit der Tochter eines ungarischen Edelmannes, und eines Tages hatte er ein Rendezvous mit dem Mädchen auf dem Gute der Eltern. Die Letzteren waren mit dem Verhältniß nicht einverstanden. Der Vater schickte daher einen Diener mit einer großen Butterschnitte zu dem jungen Manne und ließ ihm sagen: „Da nehmen Sie das und gehen Sie nach Hause; es ist ein weiter Weg und die Frau Mutter könnte um Sie sehr besorgt sein!"

(Feinheit des Styls.) Eine Zeitung in Kansas meldet: Mr. N. von Missouri unternahm neulich eine Reise, um Pferde zu holen, die nicht ihm gehörten. Er kam aber nicht mehr nach Hause, weil er plötzlich nicht mehr im Stande war, „mit seinen Füßen auf den Erdboden aufzutreten." (Er war nämlich als Roßdieb gehängt worden.)

Goldkörner.

Ich denke mir, das Glück der Seligen wird darin bestehen, daß sie sich kein neues wünschen; hier auf Erden stirbt jedes Glück an und in dem Verlangen nach dem andern.

Zur Geduld gehört nicht der Muth des Löwen, sondern des Löwenbezwingers.

Täusche nicht kleine Hoffnungen! Sie fallen am schwersten ins Gewicht, je leichter ihre Erfüllung war.

* Räthsel.

Ich bin ein kleines Ding,
Mein Nutzen nicht gering.
Ich gebe fest auf Jeden los.
Der feindlich nahet meinem Schloß.
Und fliehen muß vor mir selbst auch der Held,
Der oftmals kühn dem Feind entgegen sich gestellt.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Joost.

Nr. 43. Dienstag, den 16. April 1872.

* Dauerndes Hoffen.

Den Frühling fragt' ich, da er kam ins Land:
Wie magst du stets aufs neue Blüthen bringen,
Da du so oft gesehen, wie sie vergingen,
Getödtet von der Stürme rauher Hand?

Was soll nun abermals der bunte Tand?
Denkst du, es soll dir endlich doch gelingen,
Die Uebermacht des Feindes zu bezwingen?
Du hoffst umsonst, dein Trachten hält nicht Stand!

Er sprach: „O Menschenkind, du dünkst dich klug,
Leicht hat dein Mund ein tadelnd Wort gefunden;
Doch sprich, ob nie ein Hoffen fehl dir schlug?

Fragt wohl dein Herz in neuen Hoffnungsstunden,
Ob sie nicht wieder, gleich den andern, Trug?
Es hofft — und die Erinnerung ist entschwunden.

A. G.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Frau von Ettershaiden warf ihrem Gemahle einen etwas zu triumphirenden Blick zu. „Immer genug Romantik in den schwachen Erinnerungen, um meine Vermuthungen aufrecht erhalten zu können!"

„Sie irren, gnädige Frau," nahm Fides das Wort und trat stolz noch einen Schritt näher. „Meine Mutter zeigte mir eines Tages einen ganz einfachen Ring und sagte mir, dies sei ihr Trauring. Sie legte denselben in ein schwarzes Kästchen, das sehr reich mit Gold, Perlmutter und Perlen verziert war, nahm einige Papiere und legte diese dazu. Als sie das Kästchen verschloß, sagte sie mir, darin sei mein Reichthum und meine Ehre enthalten. Auf meine Fragen erklärte sie sich dahin, daß ihre Trauscheine und mein Taufschein, sowie das Testament meines Großpapa's und ein kurzes Tagebuch in dem Kästchen verschlossen seien."

„Wo ist dies Kästchen?" fragte Frau von Ettershaiden begierig.

„Der Kaplan des Großpapa's hat es mitgenommen!"

„Um es bis zur Verheirathung meines Mündels in dem Archiv des Klosters zu Herford zu verwahren," vervollständigte der alte Herr lächelnd. „Das ist's, was ich weiß und da mir das Ehrenwort einer sterbenden Dame genügte, so trat ich das Ehrenamt eines Vormundes mit der Ueberzeugung an, die letzten Stunden derselben erleichtert zu haben. Lassen wir uns doch daran genügen bis zu dem Tage, wo Fides von einem ehrenwerthen Manne zur Gattin erwählt wird. Dann tritt sie das Recht an, die Papiere ihrer Familie fordern zu dürfen."

„Eines Auftrittes erinnere ich mich übrigens," fiel Fides sehr hastig ein. „Mein Großpapa sprach heftig. Meine Mutter blieb ruhig, aber sie bat um etwas. Da sprach der alte Großvater: „Nein, Du sollst nicht! Denk' an Deinen Schwur! Laßt ihn untergehen in dem Hochmuthe seiner Seele! Und wenn er knieend Dir Abbitte leistet" — Ich glaube, diese Worte galten meinem Vater, denn meine Mutter deutete mit der Hand auf mich und sagte: es ist ja sein Kind so gut, wie meines!"

„Die Sache wird immer romantischer," rief Frau von Ettershaiden lebhaft.

„Nehmen Sie dieselbe als ein Räthsel, dessen Lösung Ihre Erwartungen täuschen kann, meine Theuerste," meinte der alte Herr. „Alle diese Kindererinnerungen hätten Sie früher hören können, wenn Sie sich hätten herablassen wollen, Fides freundlich und theilnehmend darnach zu befragen."

„Betrachten sie diese Fragen nicht als ein Ergebniß müssiger Neugier, mein Theurer," fiel Frau von Ettershaiden sehr beeilt ein. „Es kommen Momente im Leben jedes Menschen vor, wo sich Scheidewege öffnen. Wenn dann eine einzige Handlung, eine richtige und herzliche Theilnahme im Stande ist, das Glück dieses Menschen begründen, zu helfen, so sind natürlich Prüfungen nöthig, ob die Verhältnisse desselben dem Zwecke hindernd oder fördernd sein mögen. Wie nun, wenn das Talent der kleinen Tyrnau im Stande wäre, sie in die ersten Reihen bewunderter Virtuosinnen zu stellen und wenn die Bewunderung der Menge die Mängel ihrer Geburt verlöschen und sie auf eine glänzende Höhe führen könnte!"

Frau von Ettershaiden sprach dies so ruhig, so ohne alle Affectation, daß ihr Gatte sie fixirte und nicht zu ergründen vermochte, was dahinter stecke, Scherz oder Ernst.

„Ihr hübsches Aeußere würde ihr behülflich sein, ihr Ansehen wesentlich zu heben," fügte die Dame sehr beiläufig hinzu.

„Aha — Sie haben Vorschläge für mein bürgerliches Mündel, dasselbe in eine Gräfin verwandeln zu können?" fragte Herr von Ettershaiden mit großer Bitterkeit. „Tragen Sie vor, was man der Kleinen für ihre Ehre —"

„Mein Herr —!" unterbrach seine Gattin ihn heftig. „Bedenken Sie, was Sie sagen wollen! Wann hätte ich Ihnen wohl Veranlassung gegeben, meine Tugend in Zweifel zu ziehen? Was ich jetzt im Sinne hatte, sollte nur eine Prüfung für Fides sein. Sie wissen ja nicht, was für Ansichten das junge Mädchen über eine glänzende und durch geistige Befähigung ausgezeichnete Weltstellung hat! Lassen Sie doch Fides sich erklären, ob es nicht einen mächtigen Reiz für sie haben könnte, durch ihre Talente, durch ihre Schönheit und durch günstige Umstände gehoben, einen Gipfelpunkt von Triumphen im Nu zu erreichen!"

„Nun Fides," antwortete Herr von Ettershaiden zu dem jungen Mädchen gewendet, das mit Purpurröthe auf den Wangen da stand und athemlos vor Ueberraschung dem Gespräche horchte, „Du hast gehört, was Dir geboten wird — Glanz und Ueppigkeit in Fülle — vielleicht ein Fürstentittel vom Welten unterjochenden Napoleon Bonaparte; ihm stehen ja viele Mittel zu Gebote, Schönheit mit Talent gepaart gut zu situiren — sprich mein liebes Mündel, damit ich Deine Wünsche kennen lerne!" Die Stimme des alten Herrn, erst von innerer Bewegung gedrückt, war nach und nach in jenen Klang von Humor übergegangen, der ihm so überaus gut stand bei seiner ernsten Haltung und Würde.

„Ich weiß nicht ganz genau, was die gnädige Frau von mir wissen will," erwiederte Fides, indem sie ihre leuchtenden Augen auf Frau von Ettershaiden heftete. „Kommt es blos auf meine Meinung oder kommt es auf einen Entschluß an?"

„Gut gefragt, meine kleine Tyrnau," sagte die Dame lächelnd. „Du reifst sichtlich unter dem gedeihlichen, republikanischen Leben. Zuerst sage mir nur Deine Meinung über die Freuden eines glänzenden Weltlebens."

Fides blickte zu Melitta hin, die ganz ruhig zur Seite stand. „Begreifst Du das?" fragte dieser kurze flüchtige Blick.

„Ich verachte den Glanz des Lebens mit dem Zwange „zu sprechen," „zu lächeln," „sich zu verbeugen," „zu gehen," „zu essen," „zu trinken," „zu stehen" und „zu denken" nach den Vorschriften und Regeln der Convenienz!" sprach sie freimüthig und laut.

„Und läge nicht in der allgemeinen Bewunderung, die Du ernten könntest, eine Vergütigung dieses Zwanges?" fragte Frau von Ettershaiden leutselig.

„Nein," entgegnete das junge Mädchen, indem es mit dem reizenden Muthwillen ihrer kindlichen Koketterie auf Herrn von Ettershaiden zuflog und ihn mit beiden Armen fest umschlang. „Mir ist ein gütiger Blick vom lieben Vormund tausendmal lieber, als alle Bewunderung. Wenn ich das Glück, von ihm geliebt zu werden, so leichten Herzens verschleudern wollte, so hätte ich nie verdient von ihm geliebt zu sein!"

Eine athemlose Stille folgte diesen lauten Worten. Frau von Ettershaiden erhob sich. Ihr Auge begegnete dem Auge ihres Gatten. Sie senkte es nicht schuldbewußt, sondern ließ es zerstreut, sinnend und unsicher auf ihm ruhen. Die Schwankungen ihrer Seele verriethen sich in diesem Blicke, sie gab ihnen aber keine Worte, sondern sprach, mit dem Gleichmuth über das ganze Gespräch hinweggehend, das sie eben noch mit so großem Interesse verfolgt hatte: „Wenn Du Lust hast, das schöne Musikstück von Dussek „L'invocation" zu spielen, kleine Tyrnau, so suche Dir es aus

meinen Noten hervor. Ich habe es von dem Componisten selbst vortragen hören und werde Dir einige Anleitungen geben, sobald Du die ersten Schwierigkeiten des Einspielens überwunden haben wirst."

Sie wollte nach diesen Worten den Salon verlassen, wurde jedoch von ihrem Gatten daran verhindert. Er ergriff ihre Hand. „Bella —" bat er herzlich — „kannst Du Dein stolzes Herz nicht überwinden? Diese ungewohnte Güte — Bella, bleibe heute Abend bei uns!"

Ein flüchtiges Roth überzog ihre Wangen. „Heute nicht, Ottomar," flüsterte sie leise, „heute nicht — vielleicht wird später noch Alles gut. Laß mir Zeit!" Sie nickte stolz mit dem Kopfe und schritt langsam, gleichsam zögernd, aus dem Zimmer. Herr von Ettershaiden begann rasch im Zimmer hin und her zu gehen. Eine Falte des Unmuthes bildete sich auf seiner Stirn. Ihm war es peinlich, in Gegenwart von Zeugen eine Herzensregung verrathen zu haben, deren er leider noch immer nicht Herr zu werden vermochte.

Der Gedanke an seine edle Uebereilung machte *ihm nicht* allein Verdruß; noch eine andere Empfindung schlich sich bei ihm ein, so daß es ein sorgenvoller Verdruß war, der ihn zu der Frage drängte: „Wird sie sich an diesem Versuche genügen lassen? Wird sie nicht ihren ganzen Einfluß auf Fides, ihre volle Ueberredungskunst aufbieten, um das zu erreichen, was sie sich vorgesetzt hat?" Bei diesem Gedanken blieb er vor den beiden jungen Mädchen stehen, die eng an einander geschmiegt, halb verlegen, aber im innersten Herzen theilnahmsvoll der letzten Scene zwischen Ettershaiden und seiner Gattin gelauscht hatten. Er blickte forschend auf Fides nieder, die ernst und gedankenvoll vor sich hin sah und mit einem Entschlusse zu ringen schien.

„Wolken auf der Stirn, meine Kleine?" sagte er gütig. „Ist Dir Dein Ausspruch von vorhin vielleicht leid geworden?"

„Nein, Herr Vormund," antwortete Fides, sich entschlossen aufrichtend und mit frei erhobenem Kopfe dicht an ihn herantretend. „Aber ein schwerer, drückender Zweifel ist in mein sorgloses Herz gefallen. Wer waren meine Eltern, Herr Vormund?"

„Ich weiß nichts weiter von ihnen, als das, was Du so eben gehört hast."

„Ich will aber wissen, wer Sie waren," sprach sie kühn. „Ich habe das Recht es zu fordern, damit ich die Ehre derselben vertreten kann!"

„Das überlasse mir, meine Kleine! Noch hat es Niemand gewagt, dem Mündel, welches ein Ettershaiden in seinem Hause eine Freistatt geboten hat, eine ehrenwerthe, wenn auch bürgerliche Abkunft abzusprechen."

„Können Sie aber den Leuten die Gedanken verbieten, Herr Vormund?" fragte Fides mit einem Ernste, den ihr kein Mensch zugetraut hätte. „Ich will auch nicht mit einem einzigen Gedanken meine Eltern beleidigt wissen. Was ich in Andeutungen aus dem Munde der gnädigen Frau vernommen habe, öffnet mir das Verständniß mancher Verhältnisse. So lange ich mich als die Tochter eines ehrlichen und reichen Bürgers betrachtete, hatte ich eine Stütze an dem Glauben dieser Ehrenhaftigkeit, Herr Vormund. Jetzt ist mir dieser Halt genommen und ich finde nirgends Grund und Boden, mich dem Spottlächeln der Leute widersetzen zu können. Ich glaube, daß ich im Namen meiner Mutter eine Aufklärung meiner Familienverhältnisse fordern muß!"

„In Hinsicht auf Deine persönlichen Gefühle gebe ich Dir recht, meine Kleine," erwiederte Herr von Ettershaiden ruhig. „Wenn ein Kind die Achtung für seine Eltern angetastet sieht, so ist es naturgemäß, daß es die Ehre derselben festzustellen sucht. Der Caplan Deines Großvaters lebt noch und steht in hohen Ehren. Ich werde mich mit der Bitte um Aufklärung an ihn wenden — sage Dir aber im Voraus, daß dieser Schritt eine Entfernung aus meinem Hause nach sich führen kann."

Erschrocken schaute Fides zu ihm auf. „Um Dir diesen Ausspruch verständlich zu machen, muß ich Dich zu jener Zeit zurückführen, wo Du mir übergeben wurdest."

Fides nickte freudig beistimmend. Auch Melitta zeigte eine lebhafte und einigermaßen freudige Spannung. Sie hätte schon längst gern gewußt, in welchen Zusammenhang ihre junge Freundin mit der Familie Ettershaiden zu bringen sein könne.

Herr von Ettershaiden setzte sich in seinen Lehnsessel. Melitta nahm ihm gegenüber Platz und Fides stellte sich so nahe wie möglich, um keine Miene von ihrem Vormunde zu verlieren.

„Ihr hofft auf eine große und weitläufige Erzählung, Kinder," sprach Ettershaiden launig von einer zur andern blickend, „darauf

spannt Euch nicht. Es sind kurze, unzulängliche Berichte, die ihre Wichtigkeit erst in der Zukunft entwickeln können. Ich wurde eines Morgens von einem Geistlichen besucht und um eine ganz geheime, ungestörte Audienz gebeten. Es war dieser Geistliche derselbe Caplan, den Du erwähnt hast — Dein erster Lehrer in der Musik, der Freund und Tröster Deiner seligen Mutter.

Als ich ihm versichert hatte, daß er keinerlei Störung zu besorgen habe, sagte er mir ganz einfach: „Die Trostbedürftigkeit einer Sterbenden führe ihn zu mir." Ich mochte ihn mit gerechtem Erstaunen betrachten, denn er beeilte sich fortzufahren, ehe ich ihn unterbrechen konnte und setzte mir entschieden auseinander, daß nur ich im Stande sei, das Ende einer ehrenwerthen Dame leicht zu machen. Auf meine höflich kalte Frage, worauf es ankomme, erfuhr ich weiter nichts, als daß ein übereilter Schwur den Willen dieser Dame binde, daß sie aber Willens sei, meiner Ehre die Lösung eines Knotens anzuvertrauen. Wolle Gott nicht, daß ihr heißester Wunsch in Erfüllung gehe, so müsse sie sich fügen, aber es lasse ihr keine Ruhe, wenigstens den Versuch zu einem versöhnlichen Ende aller Conflicte zu machen."

Ettershaiden machte eine kleine Pause, die von Fides nicht unterbrochen wurde, obwohl ihr Herz darnach brannte, durch Fragen mehr hervorzulocken, als ihr Vormund ihr gab.

„Der Geistliche war mir nicht bekannt!" fuhr Ettershaiden fort. „Es gibt in Berlin nur eine geringe Anzahl Katholiken, und ich war deshalb sehr überrascht, als er mir plötzlich bemerklich machte, daß er katholischer Pfarrer sei und auch die Dame sich zur katholischen Konfession bekenne. Noch höher stieg meine Ueberraschung, als er mir vertraute, daß die Tochter der Dame, die ich beschützen solle, in der protestantischen Religion aufgenommen sei und auch darin verbleiben müsse, da es die Religion des Vaters wäre, dessen Willen man dadurch zu ehren gedenke."

„Ah — jetzt begreife ich einen Auftritt, der am Sterbebette meiner Mutter stattfand", fiel Fides mit erstickter Stimme ein. „Ich wurde mit Gewalt fortgeführt, als einige Männer mit Gefäßen, Leuchtern und einem Jesuskreuze kamen." (Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Auf dem Lande.) Müller: „Sie nehma halt doch a schön's Geld ein, Herr Doctor!" Doctor: „Ihr müßt aber auch wissen, mein guter Müllermeister, daß mich mein Studiren an 4000 fl. gekostet hat!" Müller: „So?! nu nacha möcht i amal wissen, wa's Studiren dena kost hat, die ebbes könna!"

(Die scrupulöse Patientin.) Der Arzt: „Mein Fräulein, für Ihren Zustand gibt es nichts Besseres als das Athmen der reinen Landluft, wo recht viel Oxygen —" Das Fräulein (unterbrechend): „Aber, Herr Doctor, wo recht viel Ochsen geh'n, muß ich ja noch mehr Staub einathmen, als in der Stadt!"

(Neues Mittel das Leben zu verlängern.) Jude: „Na, gnädiger Herr! Mein Mittel, das Leben zu verlängern und den Tod zu fliehen, ist probat — sähr probat und kostet nur 1 Gulden." — Alter Herr: „Den sollt Ihr haben, Moses; doch jetzt sprecht rasch!" — Jude: „Nun, gnädiger Herr! das Mittel ist sähr einfach: Zieht in unser Dorf — dort ist noch nie ein reicher Mann gestorben."

Goldkörner.

Gerade auf Das, was wir vermeiden wollen, rennen wir am unbesonnensten zu.

Die erfüllende Zukunft, so mild, so gütig sie oft in ihren Gewährungen ist — doch zertritt sie selbst in der Erfüllung unsere schönsten Träume.

Entbehren wollen müssen wir erst, um in seiner ganzen Hoheit zu fühlen, wie sehr es unser Loos und Beruf ist, entbehren zu müssen.

Zu dem völligen Genusse eines Kunstwerks gehört immer das Gefühl, als hätte man es selbst schaffen können, wenn in die ursprünglichen, im Innern ruhenden Ideen die Schöpferkraft, die Kraft des concreten Gestaltens eingeschlagen hätte.

Auflösung des Räthsels in der vorigen Nr.
Biene.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 44. Donnerstag, den 18. April **1872.**

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

„Ganz recht, meine Kleine! Deine Mutter war mit den Sterbesakramenten versehen, als ich zu ihr eintrat. Obwohl ich voraussah, daß es mir einigen Kampf kosten würde, wenn ich ein wildfremdes bürgerliches Kind in meinem Hause aufnehmen wollte, so hatte ich dennoch, gerührt von dem Vertrauen, das Deine Mutter in mich zu setzen schien, ohne mich persönlich zu kennen, sogleich beschlossen, Dein Beschützer zu werden."

„Sie haben also meine selige Mama besucht?" fragte Fides mit weicher Stimme.

„Ein einziges Mal! Als ich zum zweiten Male zu Euch kam, war sie schon gestorben und begraben. Ich holte Dich ab und empfing vom Pater Dameke alle nöthigen Papiere, so weit sie mein Vormundschaftsamt betrafen. Das Vertrauen Deiner Mutter dehnte die Rechte eines Vormundes bis zu den Rechten eines Vaters aus. Sie hatte mich testamentarisch zum Verwalter Deines Vermögens eingesetzt, mit dem Vormerk, daß mir volle Freiheit darüber gestattet werde, ohne Rechenschaft. Nur die Bedingung war festgesetzt, daß Du in meiner Familie bleiben müßtest bis zu Deiner Verheirathung. Ich hatte Deiner sterbenden Mutter meine Hand zum Pfande gereicht. Unser Vertrag war damit geschlossen! Aber der Kaplan Dameke handelte nach ihren Instruktionen, als er mir mittheilte, daß sonderbare Familienkonflikte es nöthig machten, so wenig wie möglich von Dir zu sprechen. Es lebten Personen, die Ansprüche an Dich machen könnten. Um dies zu vermeiden, habe man eine hochgestellte, einflußreiche Person, wie mich, zum Beschützer des Kindes Fides Tyrnau gewählt. Eines Tages würde es kein Gefahr mehr haben, Dich hervortreten und in den Besitz Deines Vermögens kommen zu lassen — so lange aber von seiner Seite keine bestimmten Nachrichten darüber einliefen, müsse Fides Tyrnau im sicheren Schutz verbleiben."

„Das sind aber sonderbare, fabelhafte Geschichten", rief Fides gereizt. „Ich mag nicht länger als unwissendes, unzurechnungsfähiges Kind betrachtet werden!"

„Du hast vernommen, daß ich bereit bin, an den hochwürdigen Bischof Dameke zu schreiben und ihn in Deinem Namen um Aufklärung zu bitten", erwiederte Herr von Ettershaiden. Nun fragt es sich, ob wir genügende Auskunft erhalten, da der hochwürdige Herr damals zu mir sagte: „Sorgen Sie, daß nicht die Neugier wach wird, sonst könnte der Fall eintreten, daß ich selbst das Kind in Obhut nehmen müßte, um es vor Zudringlichkeiten unserer eigenen Kirche zu retten, der eine Seele und ein reiches Erbe in dem Mädchen verloren geht!"

Fides starrte wiederum sehr erschrocken in ihres Vormunds Gesicht.

„Und Sie haben wirklich nicht eine Ahnung davon, warum man meine Person in solche Geheimnisse wickelt?" fragte sie kleinlaut.

„Nicht die kleinste Ahnung!" betheuerte der alte Herr. „Ich halte fest an dem Worte des Mannes, der damals als Vermittler zwischen mir und Deiner Mutter aufgetreten war. Er hat mir auf die Hostie versichert, daß nicht das mindeste von Unlauterkeit in allen Verhältnissen obwalte, sondern daß nur ein übereilter Schwur Deiner Mutter, den er mit dem besten Willen nicht zu vernichten im Stande sei, die Konflikte herbeigeführt hätten, die sie rathlos machten. Weiter zu forschen erlaubte mir meine Ehre und meine Würde nicht. Ich ersah aus der unbedingten Ver-

rauensaktion, daß man meinen Charakter richtig erkannt habe und ich glaubte demgemäß handeln zu müssen. Nun gib mir Ruhe, Kleine! Was Du wünschest, soll geschehen, damit Dein kleines, stolzes Herz, welches die Unbescholtenheit höher stellt, als ein gebrandmarktes, glänzendes Dasein, wieder zufrieden wird. Gute Nacht, Ihr Kinder! Träumt von Glück, so lange Ihr jung seid und überlaßt dem Alter die Sorgen." — Er winkte ihnen freundlich zu und verließ das Zimmer.

Fides und Melitta sahen sich bewegt in die Augen. „Sage mir, Melitta, sage mir, begreifst Du das, was wir heute Abend Alles erlebt haben?" fragte Fides leise und heimlich.

„Nein, meine Fides!" antwortete Melitta mit holdem Trostlächeln. „Aber hoffe nur, es wird ein Tag kommen, der alle Schleier lichtet und dann wirst Du vielleicht sehr glücklich sein!"

Zweiter Theil.

1. Kapitel.

Ein alter Bekannter.

Oswald von Wangera war während des verflossenen Zeitraumes mit sich einig geworden, daß er ohne Aufsehen seine Heimath verlassen und es Gott anheim stellen wolle, wie er sein Haus und seinen Hof dermaleinst wiederfinden würde. Trotz seiner geheimen Bemühungen, einen Käufer oder auch nur einen Pächter zu finden, zeigte sich noch nicht die mindeste Aussicht dazu. Laut werden durfte sein Vorsatz nicht, sonst lenkte sich der spähende Blick böswilliger Menschen auf sein Thun und Treiben und vereitelte seine Pläne, die er mit ruhelosem Geiste pflegte. Um deswillen verließ er auch sein Haus seltener und vermied jeden öffentlichen Verkehr, der ihn verdächtigen konnte. Aber in der gesicherten Einsamkeit seines Zimmers traf er alle nothwendigen Vorbereitungen, um beim ersten günstigen Zufalle aufbrechen zu können.

Sein letzter Besuch in Ettershaiden hatte eine sonderbare, unruhige Seelenstimmung in ihm erzeugt. Melitta's Ernst erschien ihm wie eine Warnung vor unüberlegten Schritten.

Daß sie sich nicht, wie sonst, liebevoll aussprach, sondern sich wortkarg zurückzog, beurtheilte er falsch, weil in seinem Herzen das Licht der Erkenntniß noch nicht entzündet war. Er hielt sich für berechtigt zu Vertraulichkeiten inniger Art und hatte sich dergestalt in das Familienleben Ettershaidens hineingelebt, daß der leise Uebergang in Melitta's Neigung ganz unbemerkt von ihm geblieben war. Eben so wenig empfand er die Veränderung seines Gefühles. Daß es ihm Bedürfniß war, nach Ettershaiden zu reiten, lag nach seiner Meinung in der Sympathie, die ihn mit dem alten Herrn verknüpfte. Sein Geist war so vollkommen beschäftigt, daß er die Schläge seines Herzens zu beachten vergaß und gänzlich darüber im Unklaren blieb, daß die Freundschaft der Kindheit zur Liebe gereift war.

Erst in der Einsamkeit seines Zimmers traf die leise Mahnung an einen ernsten Abschied sein Herz. Das Bild Melitta's entstand vor seiner Phantasie. In ruhiger Anmuth erschien sie ihm, die Augen voll stiller Zärtlichkeit, lieblich erröthend bei dem Kuß, den er der Sitte gemäß beim Abschiede auf ihre Hand drückte. Warum erstand gerade dies Bild vor seiner Phantasie? Warum dachte er dabei an den ungleich schwereren Abschied, der ihm, zufolge seiner politischen Entwürfe, nahe bevorstand?

Ein unbeschreibliches Weh durchzuckte ihn. Die friedlichen Träume seiner Jugend dämmerten wieder auf, wo er es als ausgemacht angesehen hatte, daß Melitta Herrin in seinem hübschen, einfachen Haushalte werden müsse. Längst, längst waren diese Träume im Elende seines Vaterlandes untergegangen, warum tauchten sie gerade jetzt wieder auf, wo sich Alles ihrer Erfüllung und Verwirklichung entgegensetzte?

Oswald warf energisch alle entmuthigenden Gedanken aus seiner Seele und versenkte sich in die prosaischen Notizen, die er über sein Hab und Gut gemacht, um sie als einen Ueberblick benutzen zu können. Er war nicht der Mann, welcher sich durch das Klopfen seines Herzens von Entschlüssen abbringen ließ. Geduldig nahm er zu seinen anderen Qualen auch die Erkenntniß noch hinzu, daß ihm die Trennung von Melitta wahrscheinlich bei weitem mehr Schmerz verursachen würde, als er bis jetzt geahnt.

Zu derselben Zeit, wo Oswald mit Mannesmuth auch diesem Schmerze zu begegnen sich vornahm, ritt ein Mann im gemäßigten Schritte langsam an dem See vorüber und sah schon von fern mit sichtlichem Behagen

nach dem wohlerhaltenen, aber ganz schmucklosen Herrenhause, das mit seinem offenen Gitterthore förmlich einladend erschien.

Schnurstracks ritt er darauf zu. Oswald, aus seinen Beschäftigungen durch den Hufschlag des Pferdes geweckt, ging zum Fenster und sah noch eben die Gestalt jenes Fremden, den er vor mehreren Wochen auf der Landstraße getroffen, aus dem Sattel gleiten. Gleich darauf erschien sein Diener und meldete „den neuen Besitzer von der Ettershaider Burg."

„Wie?" fragte Oswald hastig. Der Marquis d'Etrais?"

„Nein", entgegnete der Diener sehr bescheiden, „der Herr sagte ausdrücklich: Meldet Eurem Herrn den neuen Besitzer der Ettershaider Burg!"

Oswald winkte, ihn herein zu führen. In ihm stürmte es aber. „Dieser Fremde — der Marquis?" Er konnte sich kaum so weit fassen, um ihm ruhig und höflich entgegen zu treten.

Der Marquis ließ ihm nicht lange Zeit sein Benehmen zu regeln. Rasch überschritt er die Schwelle, reichte dem jungen Hausherrn bieder seine Rechte und machte mit einigen Worten zwar nur, aber mit vielem Humor seine Bekanntschaft auf der Landstraße geltend. Oswald, gedankenvoll ihn betrachtend, erwiederte seine Begrüßung artig und bald saßen die jungen Männer neben einander, äußerlich ruhig, aber innerlich von sehr verschiedenartigen Empfindungen aufgeregt.

„Sie sehen, Herr von Wangera," sprach der Marquis im Verfolg des Gespräches, das sich dahin auf der Oberfläche gewöhnlicher Redensarten gehalten hatte, „Sie sehen, daß ich nicht verfehle, Ihnen meinen schuldigen Nachbarbesuch zu machen, wie ich's Ihnen schon damals verheißen hatte. Ich knüpfe hieran sogleich die Frage, ob Sie wirklich mit dem Gedanken umgehen, Wangeroda zu verkaufen?"

Er sah Oswald bei dieser Frage scharf und prüfend an. Dieser fand eine Herausforderung in dem Blicke und erwiederte denselben mit vollem Mannesmuthe.

„Ja, Herr Marquis!" sagte er mit einer Stimme, die wie tönendes Erz klang.

„Gut! so bitte ich Sie, mich als einen Käufer desselben zu betrachten. Doch möchte ich eine Bedingung vorausschicken, ehe wir näher auf das Geschäft eingehen."

Oswald neigte etwas steif sein Haupt, verweigerte aber dem Marquis die Hand nicht, die er zu fassen Miene machte.

„Ich würde die Bedingung aufstellen müssen, daß der Kauf ganz unter uns bliebe!"

Oswald öffnete sein Auge sehr weit und schauete mit stolzem Ernste in das Auge des Marquis. Wollte er ihn fangen mit dieser Bedingung? Ein geringschätzendes Lächeln glitt über sein Gesicht und er sagte ziemlich schroff:

„Ihre Gründe für diese Bedingung, wenn ich bitten darf, Herr Marquis!"

„Meine Gründe dafür würde nur der begreifen können, der, gleich mir, gezwungen ist, sich ohne Aufsehen eine bleibende Stätte — eine Heimath — zu schaffen, mein Herr," antwortete der Marquis mit etwas gehobenem Tone. „Es ist der Trotz mit im Spiele, sich dort zu placiren, wo man einst verachtet wurde."

Oswald horchte scharf auf. Sollte er einem jener Parvenu's gegenübersitzen, wie ihn die Drangsale des Vaterlandes so häufig geschaffen hatten? Sollte der Marquis eine Carriere en galop gemacht haben, vielleicht vom Schreiber eines deutschen Amtes bis zum Geheimsecretär Sr. Majestät von Westphalen? Unmöglich war dies nicht!

„Ich zahle baar, was Sie verlangen," fuhr der Marquis gemüthlich fort. „Lieb würde es mir sein, könnte ich das ganze Gut mit Allem, was dazu gehört, übernehmen."

„Das könnte mir nur gelegen sein, denn es überhöbe mich der leidigen Auction, wo nichts dabei herauskommt," sagte Oswald.

„Seien wir also aufrichtig gegen einander!" rief der Marquis heiter werdend.

Oswald blickte fest und kühn auf. „Sie haben ‚besondere Gründe' das Gut zu verkaufen und ich habe „besondere Gründe" das Gut zu kaufen. Sie möchten sich ohne Aufsehen Ihres Besitzthumes entäußern und ich habe das innigste Verlangen mich ohne Aufsehen zum Besitzer dieses Gutes zu machen. Gestehen Sie die Wahrheit meiner Bemerkung Herr Oswald von Wangera?"

„So weit diese Bemerkung mich betrifft, gestehe ich sie unbedingt zu!" sprach Oswald mit Freimuth. „In Rücksicht auf Sie, begreife ich Sie nicht, da es bekannt geworden ist, daß Ihnen der König von Westphalen statt der alten Burg das Lustschloß Schönthal mit seinen herrlichen Parkanlagen zum Geschenke hat machen wollen."

„Pah —" sagte der Marquis verächtlich. „Der König von Westphalen hatte nicht das Recht, Schönthal zu verschenken, da es Privateigenthum der Prinzeß Wilhelmine ist."

Oswald blickte frappirt auf zu ihm. „War es eigentlich mit der Burg Ettershaiden anders?" fragte er ruhig.

„Ganz anders! Dort handelte es sich um eine prächtig eingerichtete Besitzung, hier um ein verfallendes, gänzlich mißachtetes Gebäude ohne liegende Gründe. Außerdem ist das Geschlecht Ettershaiden dem Erlöschen nahe und das alte Haus würde Niemand genutzt haben."

„Gestatten Sie mir eine Einrede, mein Herr Marquis. Es ist bekannt geworden, daß ein Sohn des preußischen Obersten von Ettershaiden noch lebt!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

„El Diaria de Barcelona", das gelesenste Tageblatt in dieser Stadt, läßt sich von seinem Correspondenten in Rom folgende „interessante" Nachricht mittheilen: „Rom, den 22. März. Vor einigen Tagen langte durch Telegramm von Livorno die Nachricht an, daß Fürst Bismarck daselbst angekommen sei. Diese Nachricht war unglaubwürdig, weil der Reichstag in Berlin am 8. April eröffnet werden sollte. Hier nun die Erklärung des Telegramms: Die hohe Person, welche in Livorno erwartet wurde, war nicht Fürst Bismarck, sondern dessen Vater, der Graf Eulenburg. Letzterer ist heute in Rom eingetroffen." — Dem „Vater" Eulenburg sammt seinem „Sohne" Bismarck wird diese Nachricht jedenfalls „höchst spanisch" vorkommen.

(Edwin Booth), welcher unter den amerikanischen Tragöden wohl den ersten Rang einnimmt, spielte in Boston in hundertundeilf aufeinanderfolgenden Vorstellungen die Rolle des Hamlet. Auf seinen weiten Gastspielreisen kam er auch nach Cleveland und trat an der dortigen Bühne vor einem zahlreichen Auditorium als Hamlet auf. Tags darauf wurde ihm ein rosafarbenes Billet zugesandt, in welchem ihn eine junge Dame des Orts in den zärtlichsten und dringendsten Ausdrücken beschwor, er möge ihr das Glück einer kurzen Unterredung gönnen. Der Brief enthielt zum Schluß die genaue Adresse der schönen Bittstellerin. Obgleich Edwin Booth in der Regel solchen Bitten kein Gehör schenkte, so sprach doch aus den vorliegenden Zeilen eine so kindliche Schwärmerei, es muthete ihn der poetische und doch so naive Ton dermaßen an, daß er die Dame aufzusuchen beschloß. Ein Zufall verzögerte die Ausführung dieses Projects und so kam es, daß er erst zwei Tage später die Klingel des Hauses zog, in welchem er eine zweite Ophelia zu finden hoffte. Ein schnippisch aussehendes Zöfchen öffnete und fragte den berühmten Histrionen nach seinen Wünschen. „Melden Sie gefälligst Miß Florence B., daß Edwin Booth ihrer Einladung Folge leistet," versetzte der Mime. „Ach, Sie sind Herr Booth," entgegnete die Zofe und ihre kleine Larve legte sich in würdige Falten, „dann bin ich beauftragt, Ihnen mitzutheilen, daß meine Gebieterin Sie nicht vorzulassen gedenkt. Wir haben Sie gestern als Jago gesehen und sind jetzt über die Verworfenheit Ihres Charakters vollständig im Klaren." — Sprachs und warf dem Schauspieler die Thüre vor der Nase zu. Das Compliment, welches diese Grobheit enthielt, tröstete den jungen Edwin vollkommen über den Verlust des Rendezvous.

Goldkörner.

Es liegt ein eigenthümlicher Reiz der Freundschaft darin, ihr auch in seinem Eigenlob ganz aufrichtig sein zu können.

Mag uns auch etwas noch so Liebes durch den Tod entrissen werden, den Trost werden wir immer haben, daß wir nun erst recht fühlen, wie unendlich wir dies Wesen geliebt, so unendlich, wie wir es im gewöhnlichen Verlaufe des Lebens nie gefühlt haben würden.

Der Geiz löscht alle andern guten Eigenschaften in einem Menschen aus oder setzt sich denselben wie Staub an, sodaß keine einzige mehr rein zum Vorschein kommen kann.

Wer immer nur tadelt, wird nicht stets besser sein und alles besser machen; wer aber die Vortrefflichkeit zu würdigen und zu loben versteht, trägt sie oder den Maßstab dafür in sich.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 45. Samstag, den 20. April **1872.**

* Die Zecher.

Vielfach ist der Trinker Weise
Mancher hebt das Glas zum Licht,
Trinket dann und schnalzet leise: —
Lob' das wohl, doch lieb' ich's nicht.

Andere nur aus Kurzweil trinken,
Lauschen, was der Nachbar spricht,
Oft dabei in Schlaf versinken: —
Liebe das und lob — es nicht.

Lärmend jubeln andre wieder,
Mit geröthetem Gesicht,
Haben Humpen, singen Lieder:
Lieb' das wohl, doch lob' ich's nicht.

Eins doch lieben alle Zecher,
Loben es auch ganz gewiß:
Reicht die Liebe uns den Becher
Mundet er uns doppelt süß.

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

„Ist er erbberechtigt?“ fragte der Marquis seltsam lächelnd. „Arnulf von Ettershaiden ist das Kind einer Mesalliance!“ Uebrigens habe ich allen Formen genügt und sogar die Einwilligung des alten adelstolzen Herrn auf Ettershaiden nachgesucht, bevor ich durch die westphälische Regierung bei der preußischen Regierung Schritte thun ließ. Durch königliche Unterschrift bin ich von Rechtswegen Besitzer der alten Burg und denke mein Recht jetzt gegen jeden Anspruch der Familie Ettershaiden gesichert zu haben. Meinen Sie nicht?“

„Ettershaiden ist Lehn von Preußen — hat also der Preußenkönig als Lehnsherr in die Abtrennung der Stammburg gewilligt, so ist die Sache erledigt,“ sagte Oswald kurz.

„Um alle späteren Einwürfe zu beseitigen, habe ich auch an Arnulf geschrieben und hoffe ihn in wenigen Wochen bei mir zu empfangen,“ sprach der Marquis mit demselben seltsamen Lächeln. Oswald schien freudig von dieser Nachricht berührt zu werden. Der Marquis ließ ihn jedoch nicht zu Worte kommen, sondern fuhr rasch sprechend fort:

„Um so lieber wäre mir's, könnte ich Wangeroda bis dahin in Besitz nehmen. In der Burg wird mächtig gearbeitet. Aeußerlich ist schon alles gethan, um ihr Ansehen wieder herzustellen und was in der Eile geschehen konnte, um sie auch innen wohnlich und zierlich zu machen, ist bereits geschehen. Ich wohne seit heute dort und habe die Glückseligkeit eines Einsiedlerlebens in vollen Zügen genossen.“

„Wie verstehe ich das?“ fragte Oswald im höchsten Grade erstaunt. „Nur wer seines Lebens müde ist, kann nach meiner Meinung daran denken, sich einem Einsiedlerleben auf der alten Burg hinzugeben!“

„Es könnte auch noch einen andern Grund geben, den aber ein Mann, welcher nie sein Brot mit dem Grimme verletzten Stolzes aß und nie Veranlassung hatte, den Hund beneiden zu müssen, der eine privilegirte Stellung in seiner Hundehütte einnahm, nicht begreifen kann,“ antwortete der Marquis in größter Seelenruhe und ohne alle Bitterkeit.

Oswald fühlte sich dessen ungeachtet tief erschüttert von diesen Worten. Ihm schienen vergangene Schmerzen aus dem philosophischen Gleichmuth hervorzuleuchten, womit sie gesprochen wurden und er gedachte plötzlich seines Entschlusses, sich einer schützenden Heimath zu berauben, mit einem widerstrebenden Gefühle.

„Vielleicht in kurzer Zeit schon lerne ich dies Gefühl kennen, mein Herr Marquis," antwortete er hastig. „Mit dem Verkaufe meines Eigenthumes verliere auch ich eine Heimath. —"

„Aber nicht die Ansprüche Ihrer Geburt," fiel der Marquis lebhaft ein. „Und darin liegt ein ganz absonderlicher Trost, den derjenige erst zu schätzen weiß, welcher diese Vorzüge verloren gehen sah. Es gibt nach meiner Erfahrung nichts Entsetzlicheres, als sich in Kreisen bewegen zu müssen, die uns nur dulden."

„Ich dächte, dergleichen Erfahrungen wären in Ihrer Stellung nicht möglich."

„Und wenn mich diese Erfahrungen in meine jetzige Stellung getrieben hätten?"

„Dann freilich wäre mir Ihre Sehnsucht nach einem Einsiedlerleben in einer sichern Heimath erklärlich!" sprach Oswald mit Wärme. „Sie liehen Ihr besseres Selbst nothwendigen Uebeln und ziehen es, nach erreichten Zwecken wieder zurück. Aber es würde an Wunder gränzen, sollten Sie unverletzt an Leib und Seele aus den Wellen zurückkehren, denen Sie sich anvertrauen mußten."

„Sehe ich aus wie ein Schiffbrüchiger, Oswald?" fragte der Marquis mit sanfter, weicher Stimme. Oswald fuhr überrascht in die Höhe.

„Mein Herr, enden Sie endlich meine Spannung!" rief er erregt. „Schon auf der Landstraße damals ließen Sie Andeutungen fallen, als sei ich ein alter Bekannter von Ihnen. Ich habe aber niemals einen Mann Ihres Namens gekannt."

„Wissen Sie denn meinen Namen schon?" fragte der Marquis mit Scherz, um seine steigende Bewegung zu verbergen.

„Man nennt Sie in Kassel den Marquis d'Etérais!"

„Eine Corruption meines Namens, die sich der Kaiser Napoleon erlaubte!"

Oswald wurde bleich vor Rührung, denn jetzt endlich dämmerte eine Ahnung in ihm auf.

„Du bist Thilo von Ettershaiden!" sagte er zitternd. „Allmächtiger Gott, daß ich nicht gleich darauf verfallen bin! Thilo — o, was wird Cousine Bianca sagen, wenn sie Dein Schicksal erfährt! Thilo von Ettershaiden steckte also in dem Marquis d'Etérais, der wie ein Stern am dunstigen, gewitterschweren Himmel vom Königreiche Westphalen glänzte? — Willkommen daheim, mein alter Freund Thilo!"

Er reichte ihm beide Hände dar und küßte ihn herzlich auf Mund und Wange.

Diesen Empfang mochte Thilo nicht erwartet haben. Seit langer Zeit dem innigen Verkehr mit Menschen fremd geworden, einsam seine Wege wandelnd, die ein Ziel verfolgten, welches, trotz seiner edeln Tendenz, dennoch im Triumphe der Selbstsucht gründete, mußte ihm ein Wohlwollen so reiner und aufrichtiger Art die Seele bis zur Qual erschüttern.

Er schlug beide Hände vor's Gesicht und weinte! Dann sprang er auf und rief außer sich:

„Und Du fragst nicht nach meiner letzten Vergangenheit, Oswald? Du fürchtest nicht einem Vaterlandsverräther in Dem zu begegnen, der seinen Lebensunterhalt bei den Unterjochern seines Vaterlandes suchen mußte? Du trauest mir, Oswald, trotz des bösen Scheines, der auf meinem geheimnißvollen Auftreten ruhet?"

„Ja, ich traue Dir, denn ich weiß, Du bist ein Ettershaiden, der nach der Devise seines Wappens nimmer wankt in der Treue für König und Vaterland!"

„Gott lohne es Dir!" sprach Thilo mit wiederkehrender Fassung. „Wäre es anders mit mir, so stände ich nicht vor Dir! Halte fest an dem Worte der Erklärung, das ich Dir hiermit gebe: Nur für persönliche Interessen, nur in Familienangelegenheiten, die wichtig genug waren, um zu den Depeschen noch mündliche Erörterungen hinzufügen zu müssen, nur um Parteiungen im Kreise seiner nächsten Angehörigen zu schlichten, nur für Befehle, für Warnungen, für Rathschläge, für zornige Zurechtweisungen in seinem weitverzweigten Familienkreise diente ich dem Kaiser Napoleon als Geheim-Botschafter. Nie habe ich mich mit politischen Sendungen befaßt, selbst nicht mit solchen, die meinem Vaterlande fern blieben und in der festen Redlichkeit meines Wesens lag der Grund zu dem unerschütterlichen Vertrauen des Kaisers."

„Wunderbar, daß er dem Deutschen mehr Vertrauen schenkte, als einem Franzosen!" warf Oswald ein.

„Er hat mich wohl erst vielen Prüfungen unterworfen und gerade in meiner Isolirtheit und Selbstständigkeit eine Garantie für die Bewahrung seiner Geheimnisse gefunden. Von seiner Familie ahnt Niemand, daß ich ein Deutscher bin!"

„Du hast Dich, danach zu schließen, also als ein welt- und seelenkundiger Mann bewährt, dessen Weisheit und Klugheit seine Jahre weit überragt! Laß Dich doch betrachten, Thilo, ob ich wirklich bei einigem Nachdenken aus Deinen Zügen nicht hätte errathen können, wer mich mit so köstlichem Humor nur als langbeinigen und langarmigen, blassen Junker kennen wollte.“ Er nahm den jungen Mann bei den Schultern und drehte ihn dem Lichte zu. Ja, sieh!“ begann er sogleich wieder, „jetzt ist mir freilich ein Wiedererkennen nicht schwer! Deine Augen, schon früher ein Gegenstand meiner Bewunderung, hätte ich unter allen Umständen erkennen müssen, wenn ich nicht ein träumerischer Gesell geworden wäre. Deine glatte Lippe ist allerdings jetzt stark mit Bart besetzt und das wechselnde Spiel Deiner Mienen hat sich zu einer gewissen Unbeweglichkeit ernüchtert; Dein schalkhaftes Lächeln ist vom Ernste der äußern Haltung geregelt und auf der hellen Stirn sind Merkzeichen vom wechselvollen Leben mit dem Ausdrucke stiller Entschlossenheit gepaart, zu finden. Aber Eines hast Du bewahrt und daran eben erkannte ich Dich. Der weiche bittende Ausdruck Deiner Stimme, wenn Dein Herz sich regt — das ist Dir von Deiner verschwundenen Jugend geblieben!“

(Fortsetzung folgt.)

Vorsatz oder Zufall?

Eine Erzählung.

Die Stille des Frühmorgens lag noch auf Wald und Flur, als sich in der Oberförsterei Waldenhagen die Jagd vorbereitete.

Gäste aus der Stadt waren angelangt, Jäger von nah' und fern waren geladen.

Der Oberförster Hanisch musterte Alles, was zur Jagd nöthig war, um seine Ehre als Waidmann nicht auf's Spiel zu setzen. Büchsen, Pulverhörner, Schrot und Kugeln mußten Revue passiren. Auch die Hundeparade gab, wie alles Andere, hinreichenden Anlaß zur Zufriedenheit des alten würdigen Nimrod.

Seine Laune wurde immer heiterer, seine Scherze wurden immer derber und die Freundlichkeit, womit er zuletzt einen seiner Forsteleven, einen jungen stattlichen, sehr hübschen Mann, auf die Schultern schlug, war gleichsam eine Ordensverleihung, ein Ritterschlag für diesen.

„Alles in Ordnung!“ sprach er dabei; „sind ein ganzer Kerl, Roschau!“

Werner von Roschau's Augen leuchteten vor Freude. Doch richtete er sie nicht auf den Oberförster, sondern auf ein junges blondes Mädchen, das, aus dem Fenster geneigt, der ganzen Jagdrüstung zugesehen hatte. Schelmisch blinzelte das hübsche Kind, das Rosa hieß, und als Werner vielsagend seine Finger gegen die Lippen drückte, nickte sie und schien nicht übel Lust zu haben, den Gruß in gleicher Form zu erwidern.

Der Oberförster, der nichts von diesem Liebesspiel bemerkte, fragte plötzlich: „Apropos, Roschau, haben Sie Jemand zu Gaste?“

Werner bejahte es und nannte seinen intimsten Freund, den Referendar von Kall.

„Was Tausend,“ rief der Oberförster, „kennen Sie den?“

„Wir lieben uns seit unserer frühesten Jugend gleich Brüdern. Kennen Sie ihn, Herr Oberförster?“

„Ich nicht, Roschau,“ replicirte der Oberförster lachend. „Aber der Schelm da drinnen, die Rosa, die kennt ihn und nur allzu gut —! Weißt die, daß Kall kommt?“

Werner blieb ihm die Antwort schuldig, denn als er sich bei dieser unverhofften Entdeckung blitzschnell nach dem Fenster wendete, wo Rosa noch soeben hinausgesehen, da erblickte er nur noch eine purpurroth gewordene Stirn und Wange Rosa verschwand und er selbst überhörte, was ihr Vater ihm eben mitgetheilt. Es kamen nun Jäger von allen Seiten. „Hurrah und Hussa!“ tobte es um den jungen Mann her, sein Freund sprengte zu Pferde heran, Tumult überall, Jauchzen der Freude durch den ganzen Wald und die Hunde sparten ihr Gebell nicht. Ob Werner von Roschau mitten in dem Wirrwar Zeit hatte, sich zu seinem Freunde zu wenden, als dieser mit einem ganz unzweideutigem Blicke auf einen Moment der reizenden „Rose des Waldes“, wie man sie nannte, zu nähern beflissen war und ob er das kurze leise Gespräch der beiden jungen Leutchen zu bemerken Gelegenheit hatte, wissen wir nicht. Wir zweifeln daran, denn sein Blick blieb froh, sein Lächeln glückselig. Rosa lächelte auch ihm wie den Andern, doch erröthete sie beim Abzug und als die Flinten salutirten ihm nicht so sehr,

wie beim Gruße des Referendars von Kall, der nach ihm dahinschritt in Reih und Glied.

Fröhlich zog man aus. Hunde, Jäger selbst Gäste, die nur nothdürftig ein Gewehr laden und richten konnten. Was diese trafen, war Zufall. Im gleichen Falle befand sich der Referendar von Kall. Ihn hatte, wie er vorgab, nur die Liebe zu seinem Freunde Werner vermocht, diese Jagdparthie mitzumachen und Werner war vor Freude hoch aufgesprungen, als der Brief seines Freundes Kall ankam, worin er sich erbot, ihm zu Liebe einmal einer Jagd beizuwohnen.

Sie zogen fort ins Dickicht. „Nehmen Sie meinen Freund Kall in Obhut, wenn ich im Gewühl und in der Jagdlust abschweifen sollte", bat Werner einen Jäger von Profession. „Es ist ein Sonntagsjäger, der nur aus Neugier dem Spektakel zusehen will, Sonntagsjäger sind die unvorsichtigsten und dreistesten Schützen, haben Sie ein Auge auf ihn." Der Förster Albrecht versprach es.

Das Frühstück wurde ausgepackt. Stunde an Stunde war schon veronnen, man hatte reiche Beute gemacht, war aber des Jagens noch nicht satt. „Nur dem Magen genügen, nur eine Stärkung und Erquickung dem Gaumen, dann wieder auf und davon!" hieß es und das Hiefhorn rief den Troß herbei. Man lagerte im Grase und letzte sich. „Was wir lieben!" rief Jemand und leerte das volle Glas. Der Oberförster Hanisch saß gerade dem Referendar von Kall gegenüber, als der Trinkspruch erklang, ihre Blicke begegneten sich, Kall senkte schnell und sichtlich verlegen die Augen, der Oberförster lachte wohlgefällig und rief: „Trinken Sie nur aus, wenn Sie es von Herzen meinen!" Kall trank und bis auf den Grund, dann warf er das Glas gegen einen Baumstamm, daß es in tausend Splittern umherflog.

„Aus diesem Glase soll Niemand wieder trinken, es ist geheiligt durch meinen Schwur", sprach er leidenschaftlich bewegt.

„Dann ist Ihre Liebe echt!" sagte der Oberförster ernst, leise, bedeutungsvoll.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Aus dem Kalauer Räthselbuch für große Kinder.) In welcher Stadt kann man niemals fallen? In Bernburg, denn dort hat man überall Anhalt. — Wodurch unterscheidet sich ein Mensch und ein Gedicht? Ein Gedicht hat Verse mit Füßen, ein Mensch aber Füße mit Fersen. — Welche Vergleiche bieten Bismarck und ein Schneider? Ein Schneider ist Maß nehmend, Bismarck maßgebend, und Beide sorgen stets für Das, was angemessen ist. — Warum können Osterreichs kranke Finanzen niemals geheilt werden? Weil es zu wenig einzunehmen bekömmt. — Welches sind die ungalantesten Männer? Die Portraitmaler, weil sie oft junge Mädchen sitzen lassen. — Worin unterscheiden sich ein Furchtsamer und ein Krebs? Darin, daß der Krebs nach dem Tode erröthet, während der Furchtsame vor dem Tode erbleicht. — Wer ist am Wenigsten vor Abenteurern geschützt? Der Papst, denn Jeder trifft ihn unfehlbar. — Welches ist der beste Handelsartikel? Vitriol: das frißt sich überall durch. — Warum nützt einer häßlichen Frau selbst der schönste Chignon Nichts? Weil uns ihre Locken nicht reizen können, wenn uns ihre Reize nicht locken.

(Wie Peter der Große über Preßfreiheit dachte.) Peter der Große hatte dem Mönch Gabriel die Uebersetzung von Pufendorf's „Staatengeschichte" aus dem Lateinischen in's Russische übertragen. Als ihm der Mönch die Arbeit brachte, merkte Peter sogleich, daß einige Stellen ausgelassen waren, die der Uebersetzer für beleidigend gehalten hatte. Er gab ihm daher die Arbeit mit den Worten zurück: „Heißt das übersetzen? — Da hast Du Dein Werk wieder und nun geh' und übersetze genau, wie es geschrieben steht. Nicht zur Schmach meiner Unterthanen, nein, zu ihrer Besserung will ich das gedruckt wissen. Sie müssen es erfahren, was man im Ausland über sie geurtheilt hat, damit sie erkennen, was sie waren — was sie durch meine Bemühungen wurden, und wonach sie zu streben haben."

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 46. Dienstag, den 23. April 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Thilo nickte lebhaft. „Damit habe ich auch oftmals Löwen bezähmen müssen, wenn sie blutdürstig waren", sagte er leise und geheimnißvoll. „O, wenn ich einen Tag früher zurückkam, so wäre der unglückliche Palm nicht erschossen!"

„Wirst Du Dich aber Deiner Einsiedelei lange erfreuen können?" fragte Oswald nach einer kleinen Pause, die dem Andenken an manche Märtyrer des Patriotismus geweiht wurde, theilnahmvoll.

„Ich habe mein Verhältniß zu Napoleon gänzlich gelöset!" gab Thilo ruhig zur Antwort. „Sein fürchterlicher Plan zur Weltunterjochung erweckte mir Grauen. Sein Rüsten gegen Rußland erscheint mir als eine Herausforderung Gottes. Ich habe gewagt, ihm dies ehrlich zu sagen, als ich von Schweden zurückkam, wo ich durch den neuen Kronprinzen von Schweden, den ehemaligen französischen General Bernadotte, eine volle Einsicht in die kolossalen Entwürfe des Kaisers gewann. Er gedenkt mit seinen ehernen Flügeln Alles zu unterdrücken, was Europäer heißt — mir grauete vor diesem unersättlichen Ehrgeiz und ich zog mich empört aus dem Kreislaufe seiner entsetzlichen Herrschsucht zurück."

„Wird er Dich nicht mit Spähern umringen lassen?" fragte Oswald sehr schnell.

„Bei seinem Hange zum Mißtrauen muß ich, anfangs wenigstens, das erwarten, aber ich habe keine Ursache es zu fürchten, da ich ehrenhalber jede Berührung mit feindlichen Elementen vermeiden werde. Späterhin wird man mich vergessen im neuen Kriegsgetümmel, das verheerend bis in's Herz Rußlands zu dringen schon vorbereitet wird."

Oswald schritt langsam von seinem Jugendfreunde hinweg und durchmaß zwei Mal, sichtlich mit einem Entschlusse ringend, das Zimmer. Dann blieb er vor Thilo stehen und sagte sehr ernst, fast feierlich:

„So mußt Du mich meiden, Thilo, um Deines Wohles willen, um Deiner Ehre willen, denn ich gehöre zu den erbittertsten Gegnern des großen Welteroberes!"

„Das habe ich gar nicht anders erwarten können, Oswald, also sagst Du mir nichts Neues", antwortete Thilo mit herzlichem Tone. „Es ist etwas Eigenes um Jugendfreundschaft, mein Lieber! Unsere Jugendthorheiten, die wir zusammen getrieben, befähigen uns, die Regungen in des Mannes Brust zu errathen. Das erste Wort, welches mir über Deine Absicht, Waugeroda zu verkaufen, zu Ohr kam, enthüllte mir zugleich Deine Opferbereitwilligkeit für's Vaterland. Ich wußte sogleich, daß Du beschließen würdest, nach Rußland zu gehen, um Dein Blut dem hohen Zwecke zu bieten, Gegenwehr zu leisten nach Möglichkeit. Wäre ich frei, so würde mich dieselbe Begeisterung forttreiben! Da ich durch Ehrenpflichten gebunden bin, so will ich wenigstens dem helfen, der mir ohne Betheuerung, ja ohne Erklärung Vertrauen bewiesen hat. Ich übernehme käuflich Dein Gut, Oswald — kommst Du entmuthigt, in Deinen heiligsten Gefühlen vernichtet, zurück, so weißt Du, wo Du Dein Haupt niederlegen kannst, um auszuruhen. Willst Du meinen Vorschlag annehmen?" fragte er mit jenem unwiderstehlichen Tone, der schon so oft Löwen gezähmt haben sollte.

Oswald schlug in die dargebotene Hand ein. Zu sprechen vermochte er nicht.

„Die Zeit drängt", sprach Thilo weiter. Meine letzte Mission ist leider zum Tages=

gespräch geworden durch die Indiskretion der Generale, welche gerade um Bernadotte, diesem erwählten Kronprätendenten, versammelt waren, daher stehe ich nicht an, sie Dir mitzutheilen. Der Kaiser Napoleon ließ seinem ehemaligen General geradezu verbieten, sich mit dem Kaiser von Rußland einzulassen und um seine Zusammenkunft mit ihm zu verhindern, wurde ich schleunig nach Schweden beordert. Was ich beobachtet habe, bringt mich auf die Vermuthung, daß Bernadotte zwei Karten zugleich ausspielt. Während er dem einen Kaiser Zugeständnisse macht, unterläßt er es doch nicht, dem andern Complimente und Ergebenheitsadressen zukommen zu lassen. Napoleon merkt das sehr gut und ist zornig darüber. Um so rascher wird er seine Entschlüsse in's Werk setzen. Willst Du also fort, so eile!"

„Ich bin bereit!" sprach Oswald fest und entschieden.

„Eine Anzahlung für das Gut habe ich bei mir!" entgegnete Thilo eben so kurz und entschieden.

„Dein Edelmuth würde mich beschämen, wenn ich nicht den Geist Deiner Ahnen darin leuchten sähe," sprach Oswald, während Thilo eine Tasche von seinem Leibe losgürtete und sie ihm übergab. „Wie viel ist es, Thilo?" fragte er gerührt.

Noch lange nicht die Hälfte des Preises, den Du fordern darfst!" rief Thilo mit glänzenden Augen. „Und nun, mein Freund, rasch ein Lebewohl für lange Zeit. Wenn wir uns späterhin wiedersehen, so kennen wir uns! Folge meinem letzten Rathe, den ich Dir auf den Weg geben will. Gehe direct in's Lager des Prinzen Eugen von Württemberg. Bitte ihn um eine Audienz. Nenne den Namen Thilo von Ettershaiden. Sein Empfang wird Dir zeigen, daß er mich noch nicht vergessen hat. Wir haben zusammen in Erlangen studirt und treu an einander gehalten. Obwohl der Prinz noch sehr jung war, verrieth er doch einen merkwürdigen Scharfblick bei der Beurtheilung eines menschlichen Charakters. Mich nannte er den Diplomaten! Du magst ihm erzählen, wozu ich meine Anlage zur Diplomatie verwendet habe."

„Thilo — mir ist wie im Traume!" sprach Oswald, seine hastige Rede unterbrechend.

„Dies Geld? — Darf ich ohne Gewissensscrupel Dein Schuldner werden? — Mir schwindelt — es überstürzt mich. —"

„Meinst Du, es klebe eine einzige niedrige That an dem Gelde?" fragte Thilo traurig.

„Nein — bei Gott! Das glaube ich nicht!" betheuerte Oswald. „Aber Du entbehrst es!"

„Du kannst auch darüber ruhig sein. Ich habe gelebt, wie ein Cyniker. Ich habe den Groschen zum Groschen, den Thaler zum Thaler und schließlich das Goldstück zum Goldstück gelegt, um wohlhabend zu werden. Ich habe Papiere gekauft und verkauft zu meinem Nutzen. Meine Einnahmen waren unregelmäßig — meine Ausgaben regelte ich bis zum Pfennig! Das ist das Geheimniß meines Gelderwerbes."

„Und ich soll die Früchte dieser Entbehrungen genießen?"

„Bewahre! Ich kaufe Dir Dein Gut damit ab! Das heißt, ich lebe vom Ertrag desselben!"

„Welche Sicherheit gebe ich Dir? Rathe mir, denn ich bin betäubt!"

„Nichts leichter, als das! Du passirst Berlin. In Berlin erklärst Du mich für den Käufer Deines Gutes. Dorthin sende ich Dir dann nöthigenfalls auch Geld!"

Er lachte und schüttelte seinem Freunde herzhaft die Hand.

„Sieh, ich lebe unterdeß herrlich und in Freuden, bald in der alten Burg, bald hier in Wangeroda. Mein Bruder Arnulf wird gewiß meine Einladung annehmen und zu mir kommen. Mehr verlange ich nicht! Alles Andere später!"

Wirst Du dem Oberhofjägermeister von Ettershaiden nicht Deinen wahren Namen entdecken?"

„Vorderhand bleibt Alles beim Alten! Mit dem alten Vetter Ettershaiden habe ich überhaupt nichts mehr zu schaffen. Er gehörte stets zu meinen ärgsten Widersachern und ließ es sich sogar noch bei meiner Anstellung als überzähliger Kammerjunker am preußischen Hofe einfallen, dem festen Willen der seligen Königin Luise, die mir wohl wollte, Widerstand zu leisten, weil mein Vater sich durch eine Mesalliance seiner hohen Verwandten unwürdig gemacht hatte. Ich will vom alten Vetter nichts, also habe ich nicht nöthig, mich Ihm vorzustellen."

„Du warst aber bei ihm?" fragte Oswald verwundert.

„Als Marquis d'Etérais," antwortete Thilo lachend. „Ich hielt es für rathsam, die Schenkung

des westphälischen Königs auf preußische Manier sicher zu stellen."

„Und er erkannte Dich nicht?"

„Wir kannten uns überhaupt nicht! Wir sind uns, gleichmüthig stolz, stets aus dem Wege gegangen! Den formell angemeldeten Marquis d'Etérais empfing der alte, steife Hofkavalier mit möglichster Galla — dem aus einer Mesalliance entsprungenen Thilo von Ettershaiden würde er die Thür verschlossen haben."

„Du verkennst den alten Herrn!" rief Oswald eifrig.

„Darüber wollen wir nicht streiten! Was ich von seinen Gesinnungen weiß, erfuhr ich durch Deine Cousine Bianca. Lebt sie noch?" setzte er mit Heiterkeit hinzu.

„Sie lebt und sucht noch immer, wie vormals, die Freundschaft berühmter Männer zu gewinnen," antwortete Oswald, ebenfalls einem Anfluge von Frohsinn erliegend. „Es ist die merkwürdigste Enthusiastin, die geboren werden kann."

(Fortsetzung folgt.)

Vorsatz oder Zufall?

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Man brach auf. Fort ging es in erhöhter Lust. Manches Blut, das sonst ruhig floß, brauste und wallte unter dem Einflusse der aufregenden Lust, die vom Feuer des Weins gesteigert wurde. Hallali hier, Hallali dort. Es krachte hier ein Schuß, es krachte dort ein Schuß. Die Linien waren streng geregelt, Jeder hatte die Weisung erhalten, seinen Platz nicht zu verändern. Der Förster Albrecht stand mit Roschau und Kall unter einer uralten Eiche am Abhange eines Hügels, als ein Hase bei ihnen vorbeijagte, bevor einer von ihnen schußfertig war. Der Hund des Försters ihm nach. Kall wurde eifrig und wollte folgen. „Nicht!" schrie der Förster. „Dorthin dürfen Sie nicht! Warten Sie, bis mein Hund ihn rechts den Hügel entlang jagt. Gehen Sie Beide rechts von einander vorwärts, ich werde links schreiten. Bleiben Sie streng auf dieser Seite, sonst gerathen Sie in die Schußlinie unserer Nachbarn." Man that nach dieser Vorschrift. Roschau schlich voraus, Kall folgte, der Hase wendete und stürzte in Todesangst seitwärts zum Hügel hinauf. Im Jagdeifer rannte Kall vorwärts, überlief den Platz, zielte, schoß aber nicht, sondern — sank selbst lautlos beim Krachen eines andern Schusses zusammen. Ein Schrei des Entsetzens erfüllte die Luft. Das Wild lag getroffen und endete unter dem scharfen Gebiß des herzuspringenden Hundes, unweit von ihm hauchte Kall in den Armen seines verzweifelnden Freundes den letzten Seufzer aus — —!

Alles stürzte entsetzt heran.

„Wer — wer hat geschossen? Wer ist schuld?" hieß es von allen Seiten.

Werner hob sein bleiches Gesicht von der Leiche auf. „Ich —" flüsterte er tonlos, „ich habe meinen liebsten Freund getödtet, ich schoß, mein Freund fiel gleichzeitig, es ist nur Ein Schuß gefallen, also muß ich ihn getödtet haben!"

Das Entsetzen verlor sich in Mitleid mit dem unglücklichen jungen Mann, der, sichtlich ohne Verschulden, so schweres Unglück angerichtet hatte. Vorfälle dieser Art vernichten die Freude bis auf den Grund und erregen Schauer von Furcht, die gespenstisch drohend das eigene Leben in Gefahr sehen. Traurig zog man heim. In der Mitte eine Tragbahre mit der Leiche Dessen, der fröhlich ausgewandert war, gleich Allen! Mit fest zusammengebissenen Lippen schritt Werner nebenher, von Zeit zu Zeit die thränenerstickten Worte murmelnd: „Ich habe ihn so lieb gehabt!"

Rosa blickte ahnungslos aus dem Fenster dem Zuge entgegen. Bei dem Anblicke des Todten wich sie aufschreiend vom Fenster zurück. — Sie blieb den übrigen Tag unsichtbar. Die Leiche wurde in einer Kammer niedergesetzt und die nothwendigen Meldungen dieses Unglücksfalls wurden vorbereitet. Dann zerstreute sich die Menge. Der Tag endete wehmüthig.

Rosa hielt sich in ihrem Zimmer verborgen. Sie schien nicht zu den romanhaften Mädchen zu gehören, die dem Schmerze excentrische Ausbrüche folgen lassen. Ihre Liebe wich vor dem Grauen, das Todte einflößen und die Furcht bannte alle Liebesgedanken, obwohl sie um den Verlust, den sie erlitten, wohl herzlich weinte.

Im großen Familienzimmer saßen drei Männer schweigend und verzehrten den Nachtimbiß. Der Vierte hatte sein Haupt in die Hand gelegt und starrte vor sich nieder. Zu-

weilen netzte er mit Wasser seine trockenen Lippen, sonst aber verschmähte er Speise und Trank. Es war Werner von Roschau, der unglückliche Schütze. Des Oberförsters Schwester, eine ältliche Dame, die nach dem Tode der Oberförsterin des Bruders Wirthschaft geleitet und sein einziges Töchterchen erzogen hatte, ging ab und zu. Ihre Augen suchten immer das Gesicht Werner's, wenn sie hereintrat.

Es blieb unverändert. Er schien geistesabwesend und nichts von seiner Umgebung zu hören und zu sehen. Der Förster Albrecht saß ihm zur Seite, ihm gegenüber saß der Oberförster mit einem Revierförster Utmann, einem Mann, von geringer Herkunft, aber von Selbstüberschätzung und maßlosem Hochmuthe. Alle Drei betrachteten sie von Zeit zu Zeit das gramesbleiche verfallene Gesicht Werner's und es entging Keinem von ihnen die seltsame Veränderung in den starren Mienen, als sich der Oberförster zu seiner Schwester wendete und hastig fragte: „Rosa ist doch nicht krank?"

Die Schwester verneinte es.

„Es ist ein seltsames Ding um ein Menschenleben und um ein Menschenglück," fuhr der Oberförster fort. „Die Rosa, der arme Schelm mag's ausweinen, ich kann ihr nicht helfen. Da hat sie den Herrn von Kall bei ihrer Tante, wo sie neulich war, kennen lernen. Wie ihre hübschen Augen glänzten, als sie es mir erzählte, daß er gleich nichts Anderes gesehen und gehört wie sie — daß er mit ihr gesungen, daß er am nächsten Tage mit ihr getanzt, daß er am dritten Tage ihre Hände geküßt und am vierten Tage von Liebe gesprochen habe, ja, jetzt weint sie und ihr junges Herz wird wohl so lange trauern, bis ein Anderer sie zu trösten kommt!"

Er schwieg, denn das Entsetzen über den Blick, womit Roschau aufschaute, raubte ihm die Sprache.

Es war, als triebe ein innerer Krampf die Augen des jungen Mannes aus ihren Höhlen. Die Männer sprangen auf und traten zu ihm heran. Hastig wehrte er sie ab. Schwankend erhob er sich. Man sah, daß er in die Kammer drängte, wo die Leiche lag. Der Revierförster Utmann schoß wie ein Stoßvogel um das Haus herum und postirte sich am niedrigen Fenster, um zu sehen, was er dort treiben würde.

Das Licht drang nur durch die offene Thür herein und ließ zuerst dem lichtgewöhnten Auge Alles unsicher erscheinen. Dann sah Utmann, wie Roschau sich tief, tief zu dem Todten hinbog, wie er seine Züge betrachtete. Er ballte die Faust — er erhob sie drohend, schon glaubte der Lauscher, er würde sie auf die Stirn des Todten niederschmettern lassen, nein, er schlug damit gegen seine eigene Brust, daß es schaurig widerhallte. „Steh' still Herz", rief er mit einem entsetzlichen Ausdrucke, „stehe still, dein Lebenslauf ist zu Ende! Verräther, du! Verräther!" So sprach er zur Leiche, stierte sie an. Taumelnd schritt er dann aus der Kammer und ging in sein Schlafzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Naive Bitte.) Als Bernadotte den schwedischen Thron bestiegen hatte, beschäftigte er sich, nach Beendigung der großen Kriege in Frankreich, mit der innern Reorganisation seines Reiches. Bei dieser Gelegenheit ging er etwas zu rasch vorwärts, namentlich legte er den norwegischen Gemeinden durch Canal- und Weggebauten Lasten auf, welche diese kaum zu tragen im Stande waren. In Folge dessen wurden in ganz Norwegen Versammlungen abgehalten und eine Deputation direkt an den König nach Stockholm gesandt, mit dem Auftrage, um eine Herabminderung der drückenden Steuern und Lasten nachzusuchen. Der König, welchem Wesen und Eigenthümlichkeiten seines Volkes noch fremd waren, erblickte in diesen Vorgängen eine aufrührerische Demonstration, und als die Bauerndeputation in den Empfangssaal trat, fuhr er sie erregt mit den Worten an: „Was wollt ihr vor mir?" — Ein flachshaariger Bauer trat vor und antwortete treuherzig: „Wir wollen Nichts von dir und wären sehr zufrieden, wenn du auch nichts von uns wolltest." — Der König mußte lachen und stimmte einen Ton der Milde und Versöhnung an.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 47. Donnerstag, den 25. April 1872.

* Gambrina.

Auf dem Söller stand die Jungfrau,
Sah hinab zur Gartenthür,
Sah den Vater in der Laube
Hinter einer Kanne Bier.

Und die Jungfrau stieg vom Söller,
Trat zum Vater voller Zucht:
„Ach, erlaubt, daß Eure Tochter
Einmal Euer Bier versucht!"

Und sie nahm den vollen Humpen
An den sanften Rosenmund,
Leerte ihn mit einem Zuge
Bis hinunter auf den Grund.

Und der Vater saß versteinert
Auf dem Eichenstuhle da,
Da er die geliebte Tochter
Also mächtig trinken sah.

Endlich sprach zu seinem Kinde
Streng der stolze Reichsbarôn:
„Aber Tochter, aber Tochter,
Du saufst ärger als ein Sohn!"

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

„Ihr Enthusiasmus schob mich in die Bahn, welche ich seitdem verfolgt habe! Ich gewann des Eroberers Wohlwollen durch die Gewandtheit, mit der ich mich als Cicerone in der Garnisonkirche bewährte und meine Hülflosigkeit nöthigte mich gleichsam, seine Anerbietungen anzunehmen. Ich diente ihm und dem damaligen Prinzen Jerome als Dollmetscher im Vaterlande."

Ein bitteres Gefühl mochte sich dem jungen Manne in der Rückerinnerung an die erste Zeit dieses Verkehres mit dem Vaterlandsfeinde aufdrängen, denn er hielt plötzlich inne und biß krampfhaft die Lippen auf einander. — „Armer Thilo", sprach Oswald theilnehmend. „Es ist kein Rosenlager gewesen, worauf ich mich selbst gebettet", fuhr Thilo, ihn unterbrechend, fort, „und wenn meine Noth nicht durch die Flucht des preußischen Königspaares so groß geworden wäre, daß ich Deine Cousine Bianca um zeitweilige Subsistenzmittel hätte bitten müssen, so würde ich, trotz der glänzenden Anerbietungen Napoleon's nie dahin gekommen sein."

„Warum hast Du Dich nicht an mich gewendet, Thilo!" rief Oswald vorwurfsvoll.

„Es war mein Wille, hieher zu gehen und die geschiedene Frau des Oberlandjägermeisters, die mir wohlwollte, um ihre Fürsprache bei ihren einflußreichen Verwandten zu bitten. Cousine Bianca hatte schon an sie geschrieben. Bevor die Antwort eintraf, verschwand ich spurlos im Weltgetümmel. Meine erste Sendung ging nach Italien. Erst nach der Errichtung eines Thrones für Jerome kam ich wieder in Deutschland zur Ruhe. Da aber hatte die Gewohnheit mich schon für die Staatsumwälzungen unempfindlich gemacht."

„Gestehe es nur", bemerkte Oswald, „Dein Stolz erleichterte Dir Dein Alleinstehen?"

„Ja. Ein Funke des Ettershaider Hochmuth brannte in meinem Hirne. Dieser Hochmuth hielt mich ab, Amt und Würden von dem Usurpator anzunehmen, dessen Vater Advokat in Ajaccio gewesen war. Zuerst hegte ich den hochromantischen Plan, eines Tages dem Auge Napoleons zu verschwinden und in einem abgelegenen Winkel Preußens sorgenfrei fort zu existiren. Diese Idee verflog bei der Nachricht vom Tode der drei Junker von Ettershaiden.

Der Platz, welcher durch ihren Tod frei wurde, gebührte nun meinem Hause. Damals tauchte der erste Gedanke an die alte Burg, die den Stammherd unsers Geschlechtes bildet, auf."

„Du hast also die Schenkung derselben herbeigeführt?"

„Allerdings, aber erst dann, als ich von der merkwürdigen Gränzlinie Kunde erhielt, die die alte Burg dem neuen Königreiche von Westphalen einverleibte."

„Bist Du stets mit Arnulf in Verkehr geblieben?" fragte Oswald.

„Bewahre! Ich erfuhr erst aus dem Munde des Oberhofjägermeisters, daß er noch lebe."

„Cousine Bianca hatte uns davon benachrichtigt, daß er sein Amt seit dem schicksalsschweren Tage niedergelegt, wo er dem Könige von Westphalen den Eid der Treue hatte schwören sollen."

Thilo zuckte leicht die Achseln. „Der alte Herr sagte mir davon und dieser Passus macht es mir ungewiß, ob er sich mit einem Bruder, der aus Noth laxere Grundsätze entwickelte, wird einlassen wollen. Ich habe ihm offenherzig Alles das geschrieben, was ich Dir im Laufe des Gespräches enthüllte und muß nun abwarten, was er beschließt."

„Der alte Herr hat ihm auch eine Einladung zukommen lassen —" erklärte Oswald, rasch einfallend. Thilo sah ihn erstaunt an.

„Der alte Herr hat auch schon Schritte gethan, um die Klausel in den Erbrechtsgesetzen Eures Stammes zu moderiren. Arnulf ist vielleicht schon jetzt in der Erbfolge bestätigt." Thilo verschränkte die Arme über der Brust und sah düster vor sich nieder.

„Gut!" rief er, nach einer Weile sich aufraffend. „Dann braucht er mich nicht! Will er aber bis zum Ableben des jetzigen Besitzers in meinem Hause wohnen, so wird es mich freuen, daß ich Alles zu seinem Empfange vorbereitet habe. Fast scheint es mir selbst ein Traum, daß in wenigen Wochen aus einem düstern, schmutzigen und unheimlichen Gebäude ein hübsches, einladendes Asyl geschaffen worden ist. Sogar ein Gartenvergnügen habe ich dadurch gewonnen, daß eine alte, längst vermauerte Pforte entdeckt wurde, die unmittelbar in den schönen Garten des Försters führt."

„Ei, dieser Garten ist der ehemalige Burggarten, mein Lieber, und der Förster ist Dir leibeigen nach altem Rechte, denn er ist ein Erbgeborener der Burg und als solcher zum Frohndienste der Burgbewohner verpflichtet", erwiederte Oswald eifrig belehrend. Thilo schien erfreut darüber, rief aber plötzlich von diesem Gegenstande abspringend: „Apropos! Wer ist das schöne wilde Mädchen, welches dem alten Förster täglich die Visite zu machen pflegt? Ein wunderbares Interesse bindet mich an die Kleine; sie scheint in sonderbaren Beziehungen zum Hauspersonal zu stehen." Oswald sah ihn befremdet an.

„Meinst Du die kleine Tyrnau?" fragte er unsicher. „Ja! Nun, die ist gar nicht zum Hauspersonal zu rechnen. Sie ist eine Waise und als Mündel des Oberhofjägermeisters in seine Familie aufgenommen."

„Und doch hörte ich sie Mademoiselle nennen?"

„Sie ist eine Bürgerliche. Sonderbare Familienverhältnisse scheinen ihre Mutter gezwungen zu haben, das Kind unter den Schutz eines angesehenen Mannes zu stellen."

„Und der stolze Ettershaiden gab sich dazu her, eine Bürgerliche zu beschützen?" fragte Thilo, höchlichst amüsirt von der Inconsequenz seines Vetters.

„Du verkennst meinen lieben, alten Herrn!" antwortete Oswald. „Ich wette, es vergeht kein Monat, wenn Du sonst nicht halsstarrig bist, und Du liebst ihn gleich einem Vater." Thilo machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich habe seine erste Gattin geliebt, wie eine Mutter — daß er diese Frau von sich lassen konnte, vergebe ich ihm nie!"

„Doch! Und am sichersten, wenn Du selbst die furchtbare Macht der Leidenschaft kennen lernen solltest. Seine erste Ehe war eine Convenienzheirath. Wäre meine Cousine Bella ihm nicht in den Weg getreten, so würde er sich, seinem edlen Sinn gemäß, damit begnügt haben, daß er an der Seite einer Frau lebte, die älter war, als er."

„Hat er das nicht von Anfang an gewußt?" fragte Thilo mit spöttischer Betonung.

„Ja, aber damals schlief sein Herz!"

„Hätte er es vor dem Erwachen gehütet, so blieb er achtungswerth!"

„Man hat ihm seiner Ehescheidung wegen die Achtung nicht entzogen. Er hat dabei als ehrlicher Mann, offen und ohne Rückhalt gehandelt."

„Ja, wie Napoleon, als er seine Josephine verstieß," sagte Thilo mit trüben Blicken. „Ich habe diese Josephine eines Tages in dem Jam=

mer belauscht, den ihr undankbarer Gemahl über sie verhängt hatte. Diese armen, verblühten Frauen!"

„Tröste Dein entrüstetes Herz! — Mein alter Freund empfängt schon auf Erden seine Strafe für die späte Leidenschaft."

„Ich weiß es! Seine Gemahlin ist eine Kokette und möchte unter Jerome's Frauen glänzen. Man lacht in Kassel darüber. Besonders gibt sich die Gräfin Ancelot alle ersinnliche Mühe, wunderbare Geschichten über sie zu verbreiten."

„Wer ist das, die Gräfin Ancelot?" fragte Oswald, sehr unangenehm berührt.

Thilo zuckte wieder leicht die Achseln. „Man weiß nicht, von wannen sie gekommen ist, mein Lieber! Sie ist schön, leichtsinnig und bezaubernd! Dem rechtschaffenen Manne aber nicht gefährlich, weil sie schamlos ist. Sie rühmt sich der Freundschaft der Frau von Ettershaiden und hat ihr kürzlich Besuch gemacht."

„Um Gotteswillen!" rief Oswald entsetzt.

„Warne also Deine Cousine Bella!" sagte Thilo kurz.

(Fortsetzung folgt.)

Vorsatz oder Zufall?

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Drei Tage waren nachdem verflossen, da begann man in der Umgegend zu munkeln: Roschau's seltsamer Schuß, der zugleich ein Wild und einen Menschen tödtete (das Terrain machte das Abspringen von Schrotkörnern auf das Haupt des in einer Thalsenkung niedriger schreitenden Kall entschieden möglich) sei nicht von ungefähr gefallen.

Am vierten Tage erzählte man sich von dem Verhältniß, das Kall mit Rosa angefangen, während das Mädchen schon ein heimliches Liebesbündniß mit Roschau geschlossen gehabt hätte, wovon Kall sehr gut unterrichtet gewesen sei. Roschau sei dahintergekommen und habe aus Rache seinen verrätherischen Freund niedergeschossen. Am fünften Tage stellte sich schon ein Gendarm ein, der Herrn von Roschau im Namen des Königs ersuchte, ihm gutwillig zu folgen, weil er sich sonst zu unangenehmen Maßregeln veranlaßt sähe.

Roschau lächelte. Er versprach Gehorsam.

Während der Gendarm sich ruhte und eine Erquickung zu sich nahm, ging der junge Mann in sein Zimmer, um einige Sachen in Ordnung zu bringen. Sein Gesicht sah ebenso bleich aus als an dem Abend, wo er seinem Herzen Ruhe geboten hatte Seine Augen waren ebenso leblos. Man sah, er vegetirte nur. Der Geist, die Seele und das Gemüth — Alles war erstorben.

Der Revierförster sah Rosa das Zimmer verlassen; er folgte ihr und gewahrte, was er vermuthet hatte, daß sie Werner aufzusuchen ging. Sie öffnete leise seine Stubenthür. Er hörte es nicht. Sie rief ihn mit dem Namen, den sie in traulichen Stunden ihm gegeben. Vergeblich. Er wendete sich nicht um, sondern legte ruhig seine Schriften in einem Kästchen zurecht.

Beklommen schritt das Mädchen an ihn heran. Ihre Stimme zitterte, als sie hastig sagte: „Herr von Roschau — ich halte Sie für unschuldig an dem Tode Ihres Freundes! Die Welt mag sagen, was sie will!"

Roschau blickte auf mit der größten Gleichgültigkeit, der ein Weniges von Geringschätzung beigefügt war und sagte nur: „So? Warum sagen Sie mir Das?"

Das Mädchen wich zurück. „Weil" — stotterte sie verlegen — „weil ich glaubte, es würde Ihnen Freude machen, wenn" —

Mit einer verwundenden Kälte musterte der junge Mann das schöne leichtsinnige Mädchen. Als sie, immer befangener und beklommener, schwieg, ohne ihren Satz vollenden zu können, sprach er langsam und bedeutungsvoll: „Freude kann mir eine Meinung von Ihnen nicht mehr machen, aber auch keinen Schmerz. Sie stehen außer dem Bereiche meiner Empfindungsfähigkeit, seitdem ich Sie kennen gelernt habe. Glauben Sie vielleicht, weil — weil Er nun todt ist, ich hätte Lust, wieder einzutreten in die Rechte, die ich vor ihm besessen, so irren Sie."

Das junge Mädchen bedeckte mit den Händen ihre Augen; ein leises Schluchzen stahl sich herauf aus ihrer Brust, das sie aber bekämpfte, während Roschau ganz gleichmäßig langsam fortsprach: „Ja — es gab eine Minute, eine entsetzliche Minute in meinem Leben, wo ich an unsere Zukunft dachte, wo ich darauf hoffte; aber der erste Tropfen Blut, der aus dem Herzen meines Freundes floß, be-

lehrte mich eines Andern; dieser erste Blutstropfen tödtete die Liebe in mir."

„Werner," schluchzte das Mädchen, „Werner, ich war Dir nicht untreu geworden, keine Schuld drückte mein Herz — mein Vater hat Dir zu viel gesagt!"

„Schweige!" gebot Werner mit erhobener Stirn. „Füge nicht die Lüge zur Verstellung, die Du gegen mich geübt hast! Und auch er — er, den ich nicht nennen mag!"

„Du bist ungerecht," entgegnete Rosa. „Kein Wort von Liebe kam über seine und über meine Lippen" —

„Auch kein Gedanke?" fragte der junge Mann.

Rosa senkte das Auge.

„Siehst Du, dieser Gedanke schon war Sünde! Und diese Sünde machte Dich und ihn zu Heuchlern. Warum sonst hättest Du mir verschwiegen, daß er in jener Stadt, wo Du nur acht Tage geweilt hast, gewesen ist? Warum sonst hätte er mir vorgelogen, nur meinetwegen hierher zur Jagd zu kommen?"

Das junge Mädchen legte sich aufs Bitten. Sie flehte Werner an, sie nicht zu verstoßen, ihr nicht zu zürnen. Kein Wort verrieth den Zustand seines Gemüths bei diesen zärtlichen Beschwörungen, aber ein unsaglich bitteres Lächeln lagerte auf seinen Lippen, als er sich ganz von ihr abwendete, um sein unterbrochenes Geschäft fortzusetzen. Rosa begriff dies Lächeln, das Verachtung im Hinterhalte trug und sie schlich aus dem Zimmer, wo ihre Hoffnungen auf Vergebung gescheitert waren.

Dicht an der Thür begegnete sie dem Revierförster Utmann.

Ihr ahnte nicht, daß er das Gespräch mit Roschau belauscht hatte, deßhalb nahm sie schnell eine sorglose Miene an und wollte an ihm vorüberschlüpfen. Utmann redete sie jedoch an. Er weidete sich an ihrer sichtlichen Verstörtheit, denn er haßte sie, seitdem sie ihm eröffnet hatte, daß sie ihn nicht leiden mochte und daß sie es nicht dulden würde, ihr Huldigungen darzubringen.

„Wissen Sie, daß der gnädige Herr von Roschau verhaftet werden soll?" fragte er mit leichtem Spotte. Rosa bejahte kurz. — „Aber wissen Sie denn auch, daß der gnädige Herr wirklich seinen Freund aus Absicht niedergeschossen hat?" — Rosa schüttelte abwehrend den Kopf und wollte fort. Utmann vertrat ihr den Weg. „Sie glauben es nicht? — Rosa, eins jener schwachen weiblichen Wesen die Gutes und Böses im Impulse des Augenblicks thun, richtete sich stolz auf und entgegnete mit fester Stimme: „Ich habe die Ueberzeugung, daß ein unglückseliger Zufall den Tod des Referendars von Kall herbeigeführt hat. Man schließt seine theuersten Jugendfreunde nicht meuchlings nieder, wenn man nicht wahnsinnig ist und Roschau hat Gottlob seinen Verstand!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Wirksames, aber theures Recept.) Ich sagte zu meinem Doctor: „Lieber Herr Doctor! ich bitte, helfen Sie mir meine Frau von der Migräne zu befreien. Es ist dieß ein wahrhaft schauderhafter Zustand, der mich noch zur Verzweiflung bringen wird; worauf er mir erwiederte: Kaufen Sie ein neues Seidenkleid, nehmen Sie eine Loge in der Oper und fahren Sie täglich mit Ihrer Frau spazieren, so garantire ich, daß sie keine Migräne mehr bekömmt; ich folgte ihm und die Wirkung war eine augenblickliche."

(Ein Phänomen.) Ein New-Yorker Blatt schreibt: In einem Dorfe bemühte sich kürzlich ein Wanderlehrer in einer Vorlesung seinen Zuhörern zu erklären, was ein Phänomen sei. „Ihr wißt wohl nicht, was ein Phänomen ist," sagte er, „ich will es Euch begreiflich machen. Ihr habt ohne Zweifel schon alle eine Kuh gesehen. Nun eine Kuh ist kein Phänomen. Ihr habt auch einen Apfelbaum gesehen. Nun ein Apfelbaum ist auch kein Phänomen. Wenn Ihr aber eine Kuh auf den Apfelbaum steigen sehen würdet, um dort mit dem Schwanze Aepfel zu pflücken — seht Ihr, das wäre ein Phänomen!"

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 48. Samstag, den 27. April 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Während er sprach, hatte er allmälig seinen Reitrock fest zugeknöpft und die Reitpeitsche ergriffen. „In diesem einen Punkte werden wir nie einig werden", fügte er dann mit milderem Tone hinzu, indem er Oswald's Hand faßte und innig drückte. „Ich verzeihe dem Manne keineswegs die Schmerzen, welche er einem schwachen Weibe zugefügt, die auf seinen Treuschwur gebauet und wenn er auch schon auf Erden Höllenqualen dafür leiden muß! Von der Freundschaft, sowie von der Liebe habe ich ideale Ansichten. Ein Blick schon bindet darin für die Ewigkeit! Der Handschlag zwischen zwei Freunden ist ein wortloser Schwur, — der erste innige Liebeskuß eine heiligende Vereinigung für's ganze Erdenleben! Du siehst mich an, als erstauntest Du über Anschauungen, die so wenig mit meinen frühern Umgebungen harmoniren, als glaubtest Du, nur fern vom Weltgetriebe könnten solche Grundsätze gedeihen. Nein, Oswald, der wahrhafte Mann wird stärker und fester unter den Leichtfertigkeiten des Weltlebens. Nur der Schwächling erliegt derselben!" Er drückte nochmals die Hand, welche er noch hielt. „Bevor Du reisest, sehen wir uns noch ein Mal!"

2. Kapitel.

Der Brief des Bruders.

Die Sonne lag mit ihrem letzten Glühen auf dem Walde und den Wiesen, welche die alte Burg umgaben, als Thilo von Ettershaiden am Gartengehege des Forsthauses vorüber ritt und sich auf dem Fußpfade am Bache dem Eingange zuwendete.

Der Purpurschein des Abendlichtes hatte die schlummernde Flur mit jenem heiligen Glanze überwoben, welcher der irdischen Vergänglichkeit den Zauber göttlichen Friedens verleiht. In Thilo's Brust fand das liebliche Gemälde dieser ruhenden Natur einen Widerschein. Eine gleiche, fast überirdische Ruhe hatte Raum in ihm gewonnen, seit er sich von Oswald, dem Freunde seiner Jugend, erkannt und geachtet sah. Im Ernste eines frommen Nachdenkens ritt er langsam seiner stillen, einsamen Wohnung zu und sein Gefühl steigerte sich bis zur Andacht, als er Angesichts derselben der Gnade eines höheren Wesens gedachte, das ihn auf allen seinen schwierigen Wegen behütet hatte. Er war am Ziele aller seiner Wünsche für dies Erdenleben. Sein Fuß wandelte auf der Scholle Erde, wo er sein müdes Haupt einstmals im Frieden senken konnte. Was seiner auch noch warten mochte, er hatte in sich einen Schutz gegen jede Bekümmerniß, denn er war auf seinem einsamen Wege zum festen Glauben an einen gütigen Lenker aller Schicksale gereift.

Indem er vom Gartengehege des Forsthauses nach der Mauer zulenkte, fiel sein Blick in den wohlgepflegten Garten hinein, dessen Blumen einen himmlisch schönen Duft verbreiteten. Der Gedanke, von Oswald angeregt, daß dies kleine Eldorado zu seiner Besitzung gehöre, bemächtigte sich seiner und goß eine gewisse Freude in sein Herz. Er hatte nicht daran gedacht, daß es so sein könne und indem er sich jedes Wunsches dieserhalb entschlug, hatte er den Garten als einen Schatz betrachten gelernt, dessen Besitz sein Wohlbehagen wesentlich erhöhen könne.

Er beschloß mit dem nächsten Tage seine Bemühungen zu beginnen, um die angeregte Möglichkeit bis zur Ueberzeugung zu heben. Ohne der Familienbesitzung Schaden zufügen zu wollen, hielt er es doch für erlaubt, sich dessen zu bemächtigen, was zu seinem Eigenthume gehören sollte. Die vorgefundene Pforte in dem Wohngebäude der Burg bestärkte ihn in seinem Glauben an ein bestehendes Recht. Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, mußte er zuerst den alten Förster hören. Dessen Erinnerungsvermögen sollte ihm einen Anhaltspunkt bieten, den er dann mit diplomatischer Feinheit bis zu der Rechtmäßigkeit seines Anspruches zu führen gedachte.

Unter diesen Entwürfen hatte er den Hof erreicht und stieg, von einem flinken Stallbuben empfangen, vom Pferde. Es war vielleicht wieder einer jener wohlberechneten Zufälle des Schicksales, der den Blick des jungen Mannes zu den Bäumen emporlenkte, welche in ihrer naturwüchsigen Verwilderung den eng eingeschlossenen Hofraum verdüstert hatten, die aber jetzt, bis zur Höhe der Mauer aller Zweige beraubt, einen Schmuck desselben bildeten und namentlich in diesem verhängnißvollen Momente mit ihren vom Sonnenglühen durchleuchteten Kronen eine überraschende Wirkung hervorbrachten. Der Eindruck, den Thilo davon erhielt, erinnerte ihn plötzlich an jenen Tag, wo er die beiden jungen Mädchen hier eingeführt und die Worte des Tadels über diese Bäume vernommen hatte.

Ein Lächeln schöner Selbstzufriedenheit verjagte den Ernst seiner Mienen, als er dessen gedachte. „Was würde die schöne Kleine jetzt urtheilen“, dachte er, dem Hause zuschreitend.

In seinem Zimmer angelangt, warf er sich auf einen der Sessel, die in der Fensternische standen und blickte gedankenvoll nach Wangeroda hinab, das er so eben verlassen hatte. Wieder tauchte das Bild des jungen Mädchens in ihm auf und nahm ihn mit seinen Erinnerungen gefangen. Er sah sie in der ganzen Holdseligkeit ihres muthwilligen Wesens am Thore seiner Burg stehen und durch die Spalte lugen. Er sah sie unter den düstern Bäumen stehen — er sah sie hier, verschüchtert von seiner Erzählung, hinter dem Sessel ihrer Begleiterin, ihre Augen träumerisch weit geöffnet — und dann, ja dann sah er sie am Gartengehege und seitdem wußte er, daß sie das schlafende Kind in der Potsdamer Garnisonskirche gewesen war. Nur sie konnte den lieblichen Gruß des Kindes wissen, der von keinem menschlichen Auge weiter erblickt war! Und daß sie gerade diese anmuthige Pantomime zur Erklärung gewählt hatte, das berührte seine Phantasie so merkwürdig heiß und entflammend, wie nichts in der Welt es vermocht haben würde. Die kurzen Bemerkungen über sie, die von Oswald sonderbarerweise mit ihrem Namen „Tyrnau“ bezeichnet wurde, genügten ihm noch nicht. Es drängte ihn gewaltsam zu einer Enthüllung aller ihrer Verhältnisse. Ihre Erscheinung hatte schon damals eine Empfindung in ihm geweckt, wie er sie noch nie empfunden. Er verglich sie mit dem Erbarmen und der Zärtlichkeit eines Vaterherzens. Jetzt nannte er diese Empfindung nicht mehr so. Ihm war es seit jenem Tage, wo er sie erkannt hatte, als eine Schicksalsbestimmung erschienen, diesem engelschönen Wesen angehören zu müssen und sein blinder Glaube an Gottes unerforschlichen Rathschluß ließ ihn auch gar nicht zweifeln, daß in ihr der Lohn seiner Mühen erstehen werde, wenn sie einst, gereift an Jahren, ihres Verstandes höher, seine Liebe zu begreifen vermochte. Jetzt sie mit thörichten Bewerbungen zu behelligen, wäre seiner Manneskraft unwürdig gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Vorsatz oder Zufall?

Eine Erzählung.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Förster lachte und neigte sich, indem er boshaft fragt: „Hat er seinen Verstand —? Nun dann hat er ihn zur rechten Zeit wiedergefunden. Am Tage der Jagd waren der Verstand, die Vernunft und alle seine fünf Sinne hin von dem Momente an, wo der Herr Vater ihm mitgetheilt hatte, daß Herr Kall ein Bekannter von Ihnen sei. Der gnädige Herr von Roschau ging ohne Verstand auf und davon, als Sie mit dem Herrn Referendar flüsterten, und seine Sinne drohten ihn zu verlassen, als die Rosen so schön in Ihrem Gesicht aufblühten bei Herrn von Kall's Gruß. Ein Waidmann sieht scharf; ich habe es aus Roschau's Gesicht herausgelesen, was erfolgen würde, als Kall Ihr Wohl trank und dann das Glas zerschmetterte —!“

Rosa erstarrte unter diesen Eröffnungen. Bis dahin hatte sie nicht geglaubt, daß Roschau früher eine Ahnung von ihrer Untreue gehabt hätte, bevor nicht ihr Vater unvorsichtig davon geplaudert. Und das war erst nach dem Tode Kall's geschehen. Sollte wirklich? — „Nein", rief eine Stimme in ihr, „nein, es ist Zufall, beklagenswerther Zufall!" Aber welch eine drohende Gefahr für den Mann, den sie lieb hatte trotz der Koketterie und Wankelmüthigkeit ihres jungen Herzens! Er mußte mindestens aufmerksam gemacht, er mußte gewarnt werden vor dem haltbaren Gewebe der Möglichkeiten, das Eifersucht und Neid gewirkt hatte. Utmann, den sie nur mißachtet hatte, erhob sich vor ihrem innern Blicke zu einem drohenden Gespenst.

Während ihres traumähnlichen Nachsinnens über diese ungeahnte Aufklärung hatte Utmann eine Anzahl Herren, die Theilnehmer des Jagdfrühstücks gewesen waren, hergezählt und fügte daran die Aufforderung, diese Herren nur zu befragen, ob sie nicht Alle bemerkt hätten, daß Roschau sein Glas Wein vom Munde genommen und auf die Erde gegossen hätte. „Und der Hase, wonach er geschossen haben will" — schloß er seinen Bericht — „der Hase hatte schon sein hinreichendes Todesfutter im Leibe. Der gnädige Herr hätte kein Jäger sein müssen, um an den noch ein Schrotkorn zu verschwenden. Der Hase brach zusammen und da schoß er — der Förster Albrecht wird das seiner Zeit schon erzählen!„ Da hatte der boshafte Mann nach seiner Meinung genug gesagt, um das ohnehin schon gedemüthigte Mädchen ganz danieder zu schmettern und ihre Liebe zu Werner in Haß und Abscheu zu verkehren. Er ging seiner Wege.

Rosa stürzte zurück in Roschau's Zimmer. „Um Gotteswillen, Werner, nimm dich in Acht", flüsterte sie scheu und leise, ganz nahe zu ihm geneigt. „Man hat dich beobachtet an jenem Unglückstage — das Auge der Eifersucht — Utmann — du weißt! Von Kall's Ankunft an — Alles, was geschehen ist, weiß Utmann. — Großer Gott — wenn es wahr ist — ich verzeihe dir — ich verzeihe dir! Aber erhalte dein Leben — erhalte deine Ehre! Werner, denk' an deine Mutter!" Sie verschwand so schnell wie sie gekommen.

Eine volle Stunde war verflossen, als Roschau im gewöhnlichen Familienzimmer erschien und sich bereit zur Reise erklärte. Aber er war ein Anderer geworden im Verlaufe dieser kurzen Spanne Zeit. Sein Benehmen zeigte Entschiedenheit. Die Niedergeschlagenheit und Melancholie hatte sich in festen, ruhigen Ernst verwandelt und man gewahrte deutlich, daß er die Gleichgültigkeit gegen die Meinung der Menschen verloren hatte. Der Jüngling hatte sich zum Herrscher seiner Gefühle emporgeschwungen und trat als achtunggebietender Mann auf. Jeder seiner Hausgenossen fühlte diese Veränderung, und wenn es Roschau's Zweck gewesen war, dadurch einen Beweis seiner Schuldlosigkeit aufzustellen, so erfüllte er ihn. Ein Murmeln des Unwillens trat auf Aller Lippen, als Roschau den Gendarmen aufforderte, sein Pferd zu besteigen und dieser eine Handfessel hervorzog, um den jungen Edelmann als Gefangenen zu behandeln. Stolz trat Roschau zurück und schwang sich auf sein Pferd. Er nahm Abschied, reichte Allen die Hand. Rosa hatte sich in einem Winkel des großen Zimmers verborgen gehalten — in diesem ergreifenden Momente trat sie hastig vor und ergriff Werner's Hand. Er überließ sie ihr willenlos; sie sank machtlos vor ihm nieder; seine Augen ruhten ernst auf ihrem entfärbten Antlitz, aber er erhob sie nicht von der Erde. „Gott segne Sie", sprach er — „Gott ersetze Ihnen, was ich Ihnen geraubt habe!" Er verließ sie ohne das mindeste Zeichen innerer Aufregung.

Draußen stand der Revierförster Utmann. Auch ihm reichte Roschau die Hand zum Abschiede. Dann schwang er sich auf das bereitstehende Pferd des Oberförsters. Sein Blick flog noch einmal rundum und heftete sich auf einzelne Gegenstände, die vielleicht nur für ihn von Bedeutung waren.

Am nächsten Tage begann die Untersuchung gegen ihn wegen Meuchelmords Kall's. — Die Feder hält inne — — Eines Dichters Phantasie male sich aus, wie Werner von Roschau im Todeshaß gegen den Freund, den Verräther, den Räuber der Ruhe seines Herzens, das Bewußtsein seiner Unschuld verlor und wahnverblendet Kall's Tod als einen von ihm — absichtlich verhängten zu betrachten anfing! Eines Dichters Phantasie male sich aus, wie er alle Entlastungsgründe zurückwies, wie er dumpf und starr auf das Opfer des Zufalls blickte und nicht widersprach, wenn die Anklage von einem Opfer der Absicht sprach! Eines Dichters Phantasie schildere, wie er die That als eine Gedankenthat des zufällig nur später eingetroffenen Hasses betrachtete und es verschmähte, sich zu rechtfertigen einem Treu-

losen gegenüber, der die Kugel, wenn auch nur im Duell — verdient hätte. Ein Dichter male sich aus — wie Werner von Roschau wegen eines Mordes verurtheilt wurde, der seine Seele nur als möglich umgaukelte! Ein Dichter — Nein! Aengstigen wir den Leser nicht mit einem Phantasiegebilde, das vielleicht auf der Bühne das Haar vor Entsetzen sträuben könnte! In der Wirklichkeit vertheidigte Werner von Roschau — seine Unschuld mit Ruhe und Besonnenheit.

Der Förster Albrecht, als nächster Augenzeuge des Vorfalls, stellte nicht in Abrede, daß nach dem Frühstücke eine große Zerstreutheit, abwechselnd mit Niedergeschlagenheit, das ganze Wesen Roschau's beherrscht habe, doch es stand fest, daß Herr von Kall unvorsichtig vorgedrungen war. Der Oberförster gab Roschau das beste Zeugniß. Er bestritt eine böse Absicht des jungen Mannes, der immer soliden Charakters und chevaleresken Wesens war. Er hob hervor, daß erst nach dem Tode Kall's die Rede auf seine flüchtige Bekanntschaft mit Rosa gekommen sei und fügte mit Bedauern hinzu, daß der wetterwenderische Charakter seiner Tochter sie um ein großes, von ihm, dem Vater, nicht geahntes Glück gebracht hätte. Er gab auch Aufschlüsse über die Natur des Freundschaftsverhältnisses zwischen Kall und Roschau, welche ihm von der Mutter des Letztern mitgetheilt waren.

Der Angeklagte begegnete allen Verdächtungen mit Ruhe. Er wollte nichts von einem Verhältnisse zwischen Rosa und Kall geahnt haben und mit dieser Behauptung fielen alle Gründe für den Mord zusammen. Man glaubte dem Stolze der Wahrheit und eines hoheitsvollen Schmerzes. Werner von Roschau wurde freigesprochen.

Mannichfaltiges

(Noth macht erfinderisch.) Ein Berliner Böttchermeister, der keine Wohnung bekommen konnte, kam auf den sinnreichen Einfall, vor dem Stralauer Thor für 30 Thaler eine kleine Ackerparzelle zu pachten; dann kaufte er sich für 50 Thaler einen alten Eisenbahnwagen, ließ ihn dorthin schaffen und bezog denselben mit Frau und Kindern.

(Stab und Stecken.) In einer alten Dogmatik findet sich folgende Stelle: „Die heilige Schrift ist ein Stab, auf welchen gestützt der Mensch das Land der Wahrheit erreicht, dessen sich aber die Theologen nur als eines Steckens bedient haben, womit sie einander durchprügelten.“

* Räthsel.

(Dreisilbig.)

An dem Fenster saß Pauline.
Kennt Ihr sie? — Ich sage Euch,
's ist ein Mädchen schön und züchtig,
Einer jungen Rose gleich.
Und sie beugt das blonde Köpfchen
Ueber meine Erste hin,
Aber trüb ist heut' ihr Auge,
Heiter nicht ihr Mädchensinn.
Sonst nahm sie mit frohem Blicke
Meine Erste gern zur Hand,
Und sie schaute mit Entzücken
Sie dann an, oft unverwandt.
Aber heute ist Paulinchen
Unruhvoll und sehr zerstreut,
Schaut gedankenvoll in's Weite,
Legt die Erste bald bei Seit'.
Ach, auf ihrem jungen Herzen
Liegt die Zweite heut' mit Macht
Schlimme Ahnung, böse Zungen
Haben ihr dies so gemacht. —
Denn die Dritte, in der Ferne
Läßt nichts hören mehr von sich,
Und sie wird doch von Paulinchen
Treu geliebt und inniglich.
Und so sinkt der Abend nieder
Und es blinkt der Sterne Licht,
Und beim Schimmer ihres Lämpchens
Aus dem Aug' die Thräne bricht.
Plötzlich ein Geräusch von Schritten,
Und Paulinchen lauscht entzückt:
„Ja, die wohlbekannten Laute,
Ach, er ist's, der mich beglückt.
Und es tritt im Wanderkleide
Jetzt das Ganze hastig ein,
An den Hals fliegt ihm Pauline
Nach der Trennung langer Pein.
Und da gab's ein Fragen, Plaudern
Und ein Herzen ohne End',
Denn es war von seinem Mädchen
Ja das Ganze lang getrennt.
„Sieh' Paulinchen,“ sagt es freudig,
„Hab' gelernt da draußen was,
Unsere Kunst ist doch was schönes,
Sieh', geschaffen hab ich das!“ —
Und er reicht dem frohen Mädchen
Jetzt ein feines Erstes dar,
Meisterstück konnt' man es nennen
In der Kunst, so ächt und wahr.
Und Paulinchen und das Ganze
Waren bald ein Pärchen sein,
Traten hochbeglückten Sinnes
In der Heimath Kirche ein.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 49. | Dienstag, den 30. April | 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Das romanhafte Wiedersehen sollte erst in der Einbildungskraft des holden Kindes verlöschen, ehe er wieder ihren Weg durchkreuzte, damit nicht das stürmische Wallen des Blutes, sondern eine tiefe heilige Liebe den Bund schließe, der von Gott selbst bestimmt und angeordnet erschien.

Die Nacht senkte sich allgemach hernieder, als ein hartes Pochen am Thore den Bewohnern der Burg verkündete, daß ein Fremder Eingang begehre.

Thilo erhob sich schnell von seinem Sitze und schauete gespannt dem entgegen, was sich ereignen werde. Er wußte, daß es der Bote war, den er an seinen Bruder Arnulf gesendet hatte und die Erwartung seiner Entscheidung, nun sie ihm nahe war, erschütterte seine Mannhaftigkeit. Was Arnulf antworten, was er über sein Handeln im Drange der Noth urtheilen würde, das erhob sich vor seiner Einbildungskraft mit drohender Sicherheit. Er sah einer bittern Demüthigung entgegen, denn er fürchtete, von ihm verächtlich zurückgewiesen zu werden. Kannte er doch Arnulf's unbeugsamen Stolz, sein barbarisches Rechtsgefühl und seine rücksichtslose Härte, wenn es galt, seine Ansicht geltend zu machen. Bis dahin von den Wogen seiner brüderlichen Zärtlichkeit emporgehalten, die ihm eine gleiche Freude im Herzen des Bruders vorspiegelte, sank er jetzt, niedergedrückt von der Furcht, willenlos zusammen und machte sich auf eine harte und grausame Rüge, auf eine ewig trennende Verurtheilung gefaßt.

Noch einige schwere Minuten und er hielt den Brief seines Bruders in der Hand. Er wagte ihn nicht zu öffnen. Ruhig legte er ihn vor sich nieder zwischen den Armleuchtern, die er entzündet hatte und betrachtete mit überströmender Liebe die Schriftzüge, die ihm ein Zeugniß gaben, daß Arnulf wirklich noch unter den Lebenden weile. Einmal neigte er seine Lippen und küßte die Stelle, wo seines einzigen Bruders Hand geruht hatte — dann aber schämte er sich der Weichlichkeit seines Gefühles und lehnte sich, kalt reflectirend, im Sessel zurück. Er überlegte, ob er irgend einer Härtee schuldig sei. Sein Verstand verneinte die Frag. Er hatte sich den Einwirkungen des Zeitgeistes nicht entzogen und war seines Vortheils gewärtig gewesen, als Gottes Hand die furchtbare Willkür eines fremden Herrschers nicht hinderte. Sein Gewissen gab ihm Zeugniß, daß er recht und redlich gehandelt hatte, trotz seiner stillen und geheimen Verbindung mit dem gewaltigen Eroberer. Niemals hatte er durch schwache Nachgiebigkeit seine Ehre entheiligt. Mann dem Manne gegenüber war er seinen Verbindlichkeiten nachgekommen und hatte jede Auszeichnung verschmäht, die ihm eine Rücksicht auf den Herscher des Tages auferlegen konnte. Von vorn herein ehrlich und ritterlich fest hatte er diesem Manne imponirt. Jetzt waren sie von einander gegangen in derselben Weise, wie sie zu einander gekommen waren. Ehrlich und ritterlich fest hatte Thilo erklärt, daß er bei dem zu fürchtenden, allgemeinen Kriege zurücktrete, um nicht den Schein auf sich zu laden, als seien seine Localkenntnisse benutzt worden. Der Krieg mit Rußland machte verderbliche Durchmärsche durch sein Vaterland nöthig — es hätte sein Inneres empören müssen, Zeuge dieser abscheulich willkürlichen Bedrückungen zu sein, welche die französischen Befehlshaber sich erlauben konnten.

Hoch auf richtete Thilo sich. Es existirte nichts in seiner Laufbahn, was ihm zur Unehre gereichte. Wollte sein Bruder dessen ungeachtet allen Verkehr mit ihm brechen, so mußte er es als Mann ertragen. Oswald's Bild erstand wie zum Troste in seiner Erinnerung. Von ihm, dem muthigen Streiter, der Hab' und Gut opfern wollte um seiner Vaterlandsliebe willen, von diesem war er freigesprochen, von diesem war er in seiner Ehrenhaftigket anerkannt! Gestählt von diesem freudigen Gedanken trotzte er der Aechtung seines Bruders und öffnete den Brief.

„„Mein Bruder, mein lieber unvergessener Thilo,““ schrieb Arnulf, „„Dein Schreiben an mich war ein Trost aus Himmelshöhen!““

Thilo senkte, zitternd vor freudiger Rührung, seine Stirn auf das Papier. O, wie eine Gottesbotschaft erklangen ihm diese Worte. Was Arnulf nun auch an Tadel aussprechen mochte, der Strahl brüderlicher Liebe, der von diesen Anfangsworten ausging, mußte beschwichtigend jedes harte Urtheil durchströmen. Ruhiger geworden las er weiter:

„„Du lebst? Schon in dieser Gewißheit lag eine solche Beruhigung für mich, daß ich fromm und ergeben dem Schöpfer und Vernichter aller Dinge das Weitere meines Schicksals anheim gab. Was sprichst Du doch von trennenden Schranken, die Vorurtheile errichtet haben könnten — was bittest Du doch um eine gerechtfertigte Nachsicht — was stellst Du doch in meinem unbeugsamen Rechtsgefühle ein Uebel auf, das fähig sei, unser Glück des Wiederfindens zu vernichten? Nein Thilo! Du mußt Dich darauf gefaßt machen, in mir einen vom Sturm gebrochenen Baum wieder zu sehen. Meinem Briefe folge ich alsbald. Und meine beiden Kinder empfehle ich schon im Voraus Deiner Liebe. Vor zwei Monaten begrub ich meine Gattin. Sie erlag wohl den ungewohnten Entbehrungen und der Angst vor der Zukunft. Arme Dulderin! Hätte sie doch Deinen Brief erlebt, so wäre sie getröstet heimgegangen! O Thilo — je näher wir unserm Heimgange zu Gott kommen, desto mehr klärt sich unser Blick und unsere Schwächen und Fehler, die wir stolz als Tugenden betrachteten, erscheinen uns trostlos erbärmlich! Was meinen wir, die wir unsern Stammbaum bis zu den ersten Anfängen christlicher Vervollkommnung zurückzuführen vermögen, vor allen andern Menschen voraus zu haben in der Blüthe der Kraft und in der Würde unseres Standes? Und doch ist's nur ein eitler Wahn! Wir vergehen und werden Staub. Unser Dasein verweht und unser Name ist ein leerer Hauch, gleich allen Namen der Vorzeit. Was wir wollten, das bekrittelt der Neid. Was wir erstrebten, das verhöhnt die Mißgunst, während der einfache Mann des Volkes gewürdigt wird in seinem Wirken und Handeln. Dahin sind meine Ansichten und Vorurtheile gekommen! Also hast Du nichts von dem zu fürchten, was früherhin von Consequenz zur Härte führte. Dein Anblick wird ein Balsam für viele Wunden sein, die mir das Geschick geschlagen. Meine Kinder fühlen instinktmäßig, wie ich, daß ihnen in dem Bruder ihres Vaters ein Hort erstanden ist, denn sie fügen ohne Aufforderung ihrem Abendgebete hinzu: Und lieber Gott gib, daß wir zu unserm guten Onkel kommen. O, Thilo, Thilo! Ob ich wohl ganz schuldlos an dem Elende bin, wovon die zarte Jugend dieser beiden Engelskinder heimgesucht worden ist?

Deine Verborgenheit in der Stammburg unserer Vorfahren ist beneidenswerth. Ich komme sie zu theilen und bleibe bei Dir, so lange Gott will! Wunderst Du Dich, daß ich so ganz und gar dem Drange des Ehrgeizes zu widerstehen fähig bin? Sieh mich nur erst, guter Thilo — sieh mich erst, dann fragst Du mich nimmer „warum?“ Wenn wir auf der Bahn unsers Schicksals immer rückwärts getrieben worden sind, so sehnen wir uns nach dem Anhaltspunkte des Lebens, den das Grab bildet! Auf der letzten Station des Weges dahin wird es in uns stiller und ruhiger.

Zu bereuen habe ich Manches, mein lieber Bruder, aber nichts, was Deine Mißachtung hervorrufen könnte. Ich verzichtete vor langer Zeit auf ein Glück, das mich in den Augen Anderer erniedrigte. Damals war ich stolz auf meine Selbstbeherrschung — ich floh in den nördlichsten Winkel Preußens, um mich mit meinem Schmerze zu verbergen.

Jetzt peinigten mich bisweilen Zweifel, ob ich recht gethan. Gut zu machen ist dabei nichts, aber ich will Dir dennoch späterhin an's Herzen legen, Nachforschungen anzustellen, die meine selbstgeschaffene Pein heben können. Die Frau, welche ich im vollen Stolze meiner Consequenz verließ, ist längst todt. Dies nun vorläufig, um, wie Du ganz richtig in Deinem

Briefe bemerkst, unsere Fremdheit beim Wiedersehen zu erleichtern.

Du hast, nach Deinen Bekennissen, gehandelt, wie ein Mensch, der lieber ein schlammiges Wasser durchwatet, ehe er sich dem verzweiflungsvollen Untergange in klarer Fluth weihete — ich hingegen handelte, als sei ich fähig ein Halbgott zu sein. Du hast Dich gerettet aus dem Schmutze der Welt — ich stehe, vom eigenen Willen zerschmettert, in der ganzen Erbärmlichkeit der menschlichen Natur da und erkenne zu spät, daß ich aus demselben irdischen Stoffe bin, wie alle Wesen der Welt. Eine bittere Lehre für Diejenigen, welche sich selbst genügen wollen und dabei nach dem Beifalle der Menge geizen. Man erntet nicht Lob und Beifall mit dem, was uns selbstzufrieden macht. In der Gegenwart bespöttelt man, was in der Geschichte des Alterthums groß erscheint. Ich folge diesem Briefe auf dem Fuße, um mich Deiner Sorge anzuvertrauen. Meine beiden Kleinen grüßen den Bruder ihres Vaters, der Dich segnet als einen Tröster und Retter.""

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die beiden Posaunen.

Episode aus dem Theater-Leben.

Nach dem Englischen von Rud. Worch.

Der alte Whiffles, Vater unseres Helden Adolphus Whiffles, ein behäbiger Farmer in Marion County, kam eines schönen Tages auf den gesunden Einfall, daß seinem Kron- und Thronfolger Adolphus, ehe er die Bewirthschaftung der väterlichen Ländereien selbstständig übernehme, eine Reise und speciell der Besuch etlicher großer Städte nichts schaden könne. Whiffles jun. war selbstverständlich damit vollkommen einverstanden und mit dem väterlichen Segen und einer wohlgespickten Börse ausgerüstet, nahm er Abschied vom heimathlichen Herde und bald darauf finden wir ihn im St. Nicholas Hotel der Königin des Westens einquartirt

Den größten Theil seiner Zeit verwandte unser Freund zunächst auf das Studium der verschiedenen Theater. Wir sagen Studium, denn Adolphus Whiffles, Esq., begnügte sich nicht damit, von einem reservirten „Orchesta Chair", recht dicht bei der Bühne, die Aufführung der Stücke mit anzusehen, sondern vor und nach jeder Vorstellung konnte man ihn am Bühneneingange stehen sehen, wo er die eintretenden und herauskommenden Schauspieler, Schauspielerinnen, Musiker, Statisten und Coulissenschieber prüfenden Blickes musterte und sich wunderte, daß er die glänzenden Bühnenerscheinungen unter den schlichten Alltagsmenschen, welche in das oder aus dem Theater kamen, nicht herausfinden konnte. Einmal einen Blick hinter die Coulissen thun zu dürfen, malte er sich als das höchste Glück der Erde aus und sein ganzes Dichten und Trachten ging dahin, die Bekanntschaft eines Künstlers zu machen, der ihn in dieses irdische Paradies einführen könne. Er brachte Stunden und Tage in den Salons zu, welche von den Theater-Leuten nach der Vorstellung frequentirt wurden, und der gütige Himmel belohnte seine Beharrlichkeit, indem er ihn die Bekanntschaft des Herrn O'Leary, Mitglied des Orchesters im Nationaltheater, machen ließ. Whiffles hatte Geld und O'Leary Durst, viel Durst, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Beiden sich schon am ersten Abende ewige Freundschaft schworen und dieselbe mit einem bei Hunt eingenommenen solennen Souper, für welches natürlich Adolph bezahlte, besiegelten.

„Bist Du krank?" frug nach einigen Abenden, als sie gerade wieder ein Hunt'sches Souper mit einem „Wisky Tody" hinunterspülten, Whiffles seinen Freund.

O'Leary seufzte, schüttelte den Kopf und leerte statt der Antwort sein Glas bis auf die Nagelprobe.

„Gewiß ist Dir das Souper nicht gut bekommen," fuhr Whiffles besorgt fort.

„Das Souper quält mich nicht," antwortete O'Leary, „sondern der Substitut."

„Ja bist Du denn „gedraftet?" wir haben ja keinen Krieg!"

O'Leary erklärte jetzt seinem Freunde, daß Mitglieder des Orchesters zuweilen Erlaubniß erhielten, bei Concerten und anderen Unterhaltungen mitzuwirken, wenn sie competente Ersatzmänner schickten, um ihre Stelle zu versehen. Jetzt habe nun er, O'Leary, eine schöne Gelegenheit, bei einer Westend-Party ein schönes Stück Geld zu verdienen, könne aber absolut keine Substituten auftreiben.

Da kam unserem Wiffles eine geniale Idee. Das war die langersehnte Gelegenheit, Zutritt zur Bühne zu erlangen, also, jetzt oder nie! „Weißt Du was, laß mich heimgehen!“

„Du, ja was verstehst denn Du von der Musik?“

Whiffles mußte zugeben, daß er alles in allem gar nichts davon verstehe und es entwickelte sich jetzt eine lange und für den erwartungsvollen Whiffles ziemlich unangenehme Kunstpause, während deren O'Leary augenscheinlich nachdachte.

„Hör', alter Junge,“ unterbrach er dieselbe schließlich, „das Ding läßt sich machen und Du sollst mein Substitut sein; aber aufpassen mußt Du, sonst kommen wir beide in die Tinte.“

Whiffles schwebte im siebenten Himmel und lieh O'Leary's Instruktionen ein williges Ohr. Dieser erklärte ihm, daß außer ihm (O'Leary) noch ein anderer Posaunist da sei und man es schwerlich merken werde, wenn zur Veränderung einmal Einer für Zwei blase. Whiffles habe also weiter nichts zu thun, als, sich dem Leader als Mr. O'Leary's Substitut vorzustellen, sich im Orchester gemüthlich hinzusetzen und genau Acht zu geben, wie O'Leary's College es mache. Namentlich gut müsse er aufpassen, wenn der Vorhang zum ersten Male aufgehe, denn da hätten die Posaunen ein kurzes Solo, während der Intrigant des Stückes auftrete. Zum Schluß gab er Whiffles noch den Rath, sich ja zusammen zu nehmen, denn der „Leader“ sei ein verfluchter Kerl.

Noch ein Händedruck und man schied.

Am nächsten Abend wanderte Whiffles, O'Leary's Posaune unter dem Arm, die Sycamore Straße entlang, dem National-Theater zu. Je näher er dem Gebäude kam, desto tiefer sank sein Müth; und als er schli ßlich am Bühneneingange angekommen war, blieb er neben mehreren ziemlich schmutzig aussehenden Männern, welche nach Herzenslust aus kurzen Pfeifen dampften, stehen, um Luft zu schöpfen, denn es überkam ihn ein ganz eigenthümliches Gefühl, etwa, als ob ihm Jemand den Hals zuschnüre. Einige Herren und Damen stürmten so eilig an ihm vorüber, als fürchteten sie, daß sie sich verspätet hätten, und doch war es, wie Whiffles sich durch einen Blick auf die Uhr überzeugte, noch früh. Während er über diese Anomalie nachdachte, fühlte er sich am Aermel gezupft und ein winzig kleiner, aber augenscheinlich sehr aufgeweckter Bursche rief ihm zu: „Machen Sie rasch, es wird gleich einschellen!“

Nun hatte zwar unser Freund nicht die blasse Idee, was „einschellen“ bedeute, aber er hielt es für gerathen, dem Jungen zu folgen, und nachdem er einen dunkeln Gang durchschritten hatte und eine wackelige Treppe hinaufgeklettert war, fiel er kopfüber einige Stufen herab und befand sich, als er sich glücklich wieder aufgerafft hatte auf der Bühne. Der Vorhang war natürlich heruntergelassen und die matte Beleuchtung gab den von Außen gesehenen so glänzenden Decorationen ein fahles, beinahe gespenstisches Aussehen. — Wenn unserem Whiffles schon vorher nicht gut zu Muthe war, so wurde es ihm jetzt vollends unheimlich.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Familiensegen.) Der in Rio Janeiro erscheinenden „Tribüne“ zufolge lebt in Pasca Curro in Brasilien eine Matrone, die gegenwärtig eine Nachkommenschaft von nicht weniger als 1034 Individuen beiderlei Geschlechts zählt. Obwohl die Frau schon 121 Jahre alt ist, soll sie doch physisch und geistig noch ganz wohl erhalten sein. Dieselbe war zwei Mal verheirathet und erhielt aus erster Ehe 10 Kinder, Knaben und Mädchen, aus der zweiten Ehe eine Tochter. Von diesen 11 Kindern leben gegenwärtig 117 Enkel, welche 400 Urenkel erzeugten; die Urenkel aber haben bereits ebenfalls 300 Kinder und diese letzteren schon wieder 80 Nachkommen. Die Familie bestand somit aus 898 Personen. Am Geburtstage der alten Frau pflegen sich all' ihre Angehörigen um sie zu versammeln, und sie hält dann, gleich einer ehrwürdigen Patriarchin, Heerschau über ihren gesegneten Stamm.

(Ein origineller Stimmzettel.) In einer Landgemeinde des Bezirkes Kufstein wurde bei der im vergangenen Jahre stattgehabten Landtags-Wahlmännerwahl folgender origineller Stimmzettel abgegeben: „Ich wähle Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiligen Geist für den Landtag, dieser verlangt kein Geld.“

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 50. Donnerstag, den 2. Mai **1872**

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Längst mit einer Bewegung kämpfend, die eine überwältigende Macht hatte, saß Thilo nach der Beendigung des Brieflesens, starr vor sich niederschauend. Es wehete ihn der Ton des Schreibens unheimlich an. Nicht allein von einem zerrissenen, martervollen Geiste zeugte er, sondern auch von Noth und Sorge, von Todeskämpfen und schmerzhaften Niederlagen. Der Brief glich dem Bilde seines Bruders, wie er es in sich hegte, gar nicht. Wo war der Trotz geblieben, mit dem er die Ueberhebungen seines Stammes verspottete, der ihm die Abkunft von einer bürgerlichen Mutter anrechnete? Wo die kühne Zuversicht auf eigene Kraft? Was hatte die Grundlage seiner Lebensphilosophie dermaßen erschüttert, daß er zu Boden geworfen wurde? — Noch kurz vor der langen Trennung, die erst jetzt, nach voller achtzehn Jahren, ihr Ende erreichen sollte, hatte Arnulf dem viel jüngern Bruder Thilo den Grundsatz eingeprägt, sich niemals von seinen Leidenschaften beherrschen zu lassen, sondern dahin zu streben, stets Herr derselben zu bleiben. Thilo hatte die Wichtigkeit dieser Lehre damals verlacht und dennoch späterhin danach gehandelt. Sollte Arnulf weniger klug und weise gewesen sein?

Thilo raffte sich mit Gewalt aus dem Trübsinne auf, der ihn gefangen hielt und wendete sich dem erfreulichern Theile des Briefes zu. Arnulf hatte Kinder!

An die Möglichkeit dieses Falles hatte Thilo noch gar nicht gedacht. Um so mehr erfreuete ihn dieser Zufall. Er liebte Kinder. Sie erschienen ihm als eine nothwendige Staffage eines Familienbildes. Wenn er bis dahin mit einer gewissen Befriedigung an ein Einsiedlerleben mit seinem Bruder gedacht hatte, so gewann sein Geist eine weit größere Regsamkeit, als er sich den Genuß vergegenwärtigte, zwei gutartige kleine Wesen um sich zu haben, denen er Vater und Freund sein mußte.

Ohne Verzug eilte er Befehle zu geben, die ihrer Aufnahme entsprachen. Schon am frühen Morgen des nächsten Tages wurden Anstalten getroffen, ein Kinderzimmer in Stand zu setzen. Thilo hatte sich nur mit männlicher Bedienung versehen. Jetzt hielt er eine weibliche Hülfe für nöthig. Sein Koch mußte schleunig eine ältere Frau herbeischaffen zur Aufsicht und Pflege der Kinder.

Von diesen Dingen in Anspruch genommen, hatte Thilo seinen Vorsatz, zum Förster zu gehen, um Erkundigung über die Eigenthumsverhältnisse zwischen der Burg und dem Garten einzuziehen, fast vergessen. Als er endlich daran dachte, erschien es ihm, in Rücksicht auf die zu erwartenden Kinder, wichtiger als je, seinem Rechte auf den Garten nachzuspüren. Rasch beschloß er, an's Werk zu gehen und verließ in großer Eile die Burg.

Es war ein schöner Morgen. Ein starker Thau lag auf den Gräsern und die Sonne strahlte in voller Glorie über der schönen Ebene. Thilo hatte es vorgezogen, nicht durch die neu aufgebrochene Pforte zu gehen. Er kam, wie er lächelnd bemerkte, officiell zum alten Förster Lukas, und dabei mußten Hinterpforten vermieden werden.

Der alte Mann, stets mehr Gärtner als Jägersmann gewesen, stand vor einem Moosrosenstocke und säuberte ihn von den häßlichen grünen Blattläusen, die sich so gern im Moose einnisten. Freundlich grüßend — denn er liebte den Herrn Marquis, wie Thilo natürlich noch hier hieß — machte er ihn sogleich

aufmerksam auf die prächtige Entfaltung der Moosrosen, dabei bemerkend, daß Mademoiselle Fides sich alle Tage einen Zweig hole, um ihn im Wasserglase abblühen zu lassen.

„Fides ist selbst eine der wundervollsten Moosrosen“, entgegnete Thilo scherzend. „Man thäte gut, sich dies Moosröschen nach der der Burg zu holen, um es aufblühen zu sehen.“

Ueberrascht blickte der Förster den jungen Mann an. Das seelenvolle Mienenspiel desselben schien ihm zu gefallen. Er nickte drei Mal langsam und gewichtig mit dem weißhaarigen Kopfe, antwortete jedoch nicht eine Silbe. „Davon später!“ fuhr Thilo fort. „Jetzt sagt mir erst vor allen Dingen, mein Alterchen, wie komme ich wohl am besten zum Besitz dieses Gartens?“ Der Förster ließ vor Schreck sein Messer fallen und sah Thilo beweglich in's heitere Gesicht. Dieser hatte erreicht, was er durch die schlaue Ueberstürzung erreichen wollte. Die Ueberraschung hatte das Geheimniß an's Tageslicht gezogen. Was er geahnt, erwies sich als richtig. Der Förster wußte recht gut, daß sein Recht am Garten von dem Tage an aufhörte, wo die Burg wieder bewohnt wurde, aber er war listig genug gewesen, dem Marquis nichts davon merken [illegible] wenig darum kümmern werde, wer sich des Gartens bemächtige, wußte er im Voraus. Nun brach das Eis so plötzlich unter seinen Füßen, daß er mit allen seinen Gartenfreuden rettungslos unterzugehen drohete, wenn die wahre Beschaffenheit der Verhältnisse aufgedeckt wurde.

„Herr Marquis —“ stotterte er verlegen. „Zum Besitz des Gartens? Herr Marquis — der Garten gehört ja zur Burg! Wissen Sie denn das nicht?“

Thilo schlug ihm sanft auf die Schulter. „Nur nicht ängstlich, Alterchen! Ich erfuhr es gestern von Oswald von Wangera und ich wollte Euch heute nur sagen, daß Ihr keinerlei Beschwerde von mir haben sollt, nun ich den Besitz beanspruche. Ihr hättet mir das Sachverhältniß gleich mittheilen sollen.“

„O, Herr Marquis —“ stammelte der alte Lukas. „Ich dachte, Sie würden des Spasses bald überdrüssig werden hier zu wohnen.“

„Nein, alter Lukas. Ihr werdet mich nicht wieder los. Ich werde im Geiste der alten Ritter von Ettershaiden hier hausen und das Land brandschatzen. Aber Euch soll das nicht beeinträchtigen. Ihr bleibt in Euren Vorrechten, die ihr Euch, durch Zeit und Gelegenheit begünstigt, genommen habt Nur bin ich von jetzt ab Herr des Gartens und kann ihn benutzen, so viel ich will! Versteht ihr?“

„Ei ja wohl, gnädiger Herr!“ sagte der Förster zufriedengestellt. Es wird mir ja eine große Ehre sein, unter dero Herrschaft zu dienen —“

„Pah — nicht dienen. Ihr wohnt hier als freier Mann und erweist als solcher mir die Gefälligkeit, meinen Garten unter Aufsicht zu behalten. Daß von nun an die Pforte von der Burg stets offen bleibt, versteht sich von selbst. Nun ist's abgemacht! Gebt mir einen Rosenzweig — ich will mir beim Anblicke desselben ein liebes Bild vergegenwärtigen!“

Bei diesen Worten wendete er sich, vielleicht von einem leichten Geräusch aufmerksam gemacht und sah nur noch den letzten Zipfel eines wehenden Florshawls hinter einem Bosket verschwinden. Trotzdem wußte er, daß Fides, die eingetreten war, ihn floh. Eine wilde glühende Jugendlust schlug ihre schweren Fittiche um das Haupt des jungen Mannes, so daß er der Gestalt folgte, die vor seinem unerwarteten Anblicke geflohen war.

Mit der Tactik eines gewandten Feldherrn winkte er dem lächelnden Förster „schweigen zu sollen“ und strich leise zwischen dem Gesträuche dahin, wohin Fides sich retten wollte. Ein leichter Schrei verrieth, daß sein Manöver gelungen war. Hochroth, mit pochendem Herzen stand Fides vor Thilo, der hell auflachte, ihre beiden Hände ergriff und leidenschaftlich bewegt sagte:

„Glaubst Du, Du wildes süßes Kind, daß Du mir wieder entfliehen willst, wie in der Kirche zu Potsdam? Ha! Jetzt halte ich Dich fest und wehe mir und Dir, wenn wir uns trennen lassen!“

Schüchtern sah Fides zu ihm auf. „Und Sie verachten mich nicht?“ fragte sie schelmisch.

„Verachten? Warum soll ich Dich verachten?“

„Weil ich mich so kokett zu erkennen gab!“

„Kokett? Liebe Kleine, wer hat sich die Blasphemie erlaubt, Dich kokett zu nennen.“

„Nun?“ meinte Fides zögernd, aber ziemlich von ihrem Schreck kurirt, „ich hätte es Ihnen ganz ehrbar enthüllen sollen, daß nicht Melitta, sondern ich die Schläferin in der Kirche gewesen war, Herr Marquis!“

„O, Du holde, liebe Schläferin! flüsterte Thilo von seiner Erinnerung an diese Scene ganz übermannt. „Ist es nicht Gottes Fügung, daß ich Dich wiederfinden mußte? Findest Du es nicht wunderbar, meine Kleine? Nach sechs wechselvollen Jahren — im ersten Momente langersehnter Ruhe — mit dem vollen Bewußtsein glückseligen Friedens! Welch' ein Verhängniß, daß sich mir der Name Melitta eingeprägt hatte, daß mit dem fremdartigen Namen meine Denkkraft erwachte und daß ich, von einer unerklärlichen Macht getrieben, Euch hier aufsuchte."

„Sie suchten aber nicht mich, sondern Melitta, Herr Marquis," flüsterte Fides mit schäkerndem Uebermuth.

„Ich suchte Dich — ich suchte Dich, Du theures Kind. Was nennst Du mich Marquis? Wie? Weißt Du nicht, daß ich Thilo von Ettershaiden bin? — Du wußtest es nicht? Nein! Du sollst es jedoch zuerst erfahren. Du sollst mich Thilo nennen. —"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die beiden Posaunen.

Episode aus dem Theater-Leben.

Nach dem Englischen von Rud. Worch.

(Fortsetzung.)

Ein ältliches, ziemlich schäbig aussehendes Männchen winkte Whiffles jugendlichen Cicerone zu sich heran. „Tom," sagte er, „geh' ins Musikzimmer hinunter, und laß Dir von Herrn Lovejoy meine Noten geben

Richtig muthmaßend, daß das Musikzimmer der Platz sei, wo die Musiker sich aufhalten, ehe sie in's Orchester hinaustreten, folgte unser Adolph dem hurtig fort eilenden Jungen über eine wackelige Treppe von einigen Stufen herab, wo er eine Anzahl junge Leute damit beschäftigt fand, ihre verschiedenen Instrumente zu stimmen oder zusammenzuschrauben. Der Knabe richtete seinen Auftrag bei Herrn Lovejoy, dem „Leader," aus, und Whiffles stellte sich dem gestrengen Schwinger des Tactstockes mit einigem Herzklopfen als Mr. O'Leary's Substitut vor.

„Schon recht," sagte dieser gnädig, „er hat Ihnen doch Alles erklärt, nicht wahr?"

Adolph verbeugte sich zustimmend, und sah sich rechts und links nach dem Seitenstück zu dem Instrument, das er noch immer unter dem Arm trug, der anderen Posaune, um. Umsonst musterte sein Auge forschend jede Ecke des Gemaches, umsonst ließ er sein Auge prüfend über die Gestalt jedes einzelnen der anwesenden Jünger der Musik streifen, wie um sich zu vergewissern, daß sein specieller College sein Instrument wohl in der Westentasche stecken habe — da war keine Posaune, also auch kein Posaunist. Whiffle's Haare sträubten sich vor Entsetzen und er berechnete eben die Chancen des Versuchs, sich mit Zurücklassung seines, oder vielmehr O'Leary's Instruments, durch schleunige Flucht zu retten, als ein Glockenzeichen die Musiker in das Orchester hinausrief. Whiffles folgte, die Unglücksposaune noch immer unter dem Arme, mechanisch seinen Collegen und befand sich durch eine niedrige Thür heraustretend, dem Publikum gegenüber.

Die Neuheit der Situation raubte ihm das Restchen Bewußtsein, welches die fatale Entdeckung von vorher ihm noch gelassen, vollständig, und mehr todt als lebendig ließ er sich auf den nächsten leerstehenden Stuhl nieder. Zufällig war nun dies gerade der des gestrengen Leaders und unseres Helden unschuldiger Irrthum hatte ein lebhaftes Beifallklatschen von Seiten des Auditoriums zu Folge, da dieses unseren Freund Whiffles wenn nicht für den großen Lovejoy selber, so doch wie irgend einen noch größeren fremden Musiker ansah, dem der Leader für heute Abend den Ehrenplatz abgetreten haben mochte. Der Irrthum wurde jedoch sehr bald dadurch aufgeklärt, daß Lovejoy selber erschien und mit einigen halblaut zwischen den Zähnen hervorgestoßenen Bemerkungen, die sicher nicht wie Complimente klangen, unseren Helden anwies, seinen Sitz mit seinem weiter seitwärts stehenden zu vertauschen. — Whiffles folgte der gebieterischen Handbewegung des beleidigten Chefs mit stiller Resignation, begleitet von dem höhnischen Zischen einiger großen und kleinen Jungen auf der Gallerie. Er machte einen schwachen Versuch, die auf dem Pulte vor ihm stehenden Noten in Ordnung zu stellen und faßte dann das Herz, sich etwas umzusehen. Das war von oben bis unten „gepackt" voll, Jedermann harrte mit Spannung der Dinge, die da kommen sollten; einige Bewohner des Olymp riefen sogar schon un-

geduldig nach „Musik!“ „Musik!“ Jetzt tönte die kleine Glocke wieder. Herr Lovejoy tupfte mit seinem Taktstock — sah sich im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit rechts und links um und — hielt plötzlich inne. Er flüsterte seinem Nachbar, dem ersten Geiger, ein paar Worte ins Ohr und verließ Dirigentenpult und Orchester. Whiffles frug seinen nächsten Nachbar, ob etwas los sei.

Puffler der andere Posaunist ist noch nicht da. „Kann man denn nicht einmal ohne die Posaunen fertig werden?“ fragte Adolph weiter, der einen Hoffnungsstrahl aufblitzen sah, „kann man denn nicht die Pauke dafür nehmen?

„Wa—a—as,“ frug sein Nachbar, ganz erstaunt. „Wissen Sie denn nicht, daß Sie und Puffler, sobald der Vorhang aufgeht, den Intriganten herausblasen müssen? Der kann doch ohne die Musik nicht auftreten. Erst erscheint er im Hintergrund, dann geht er von links nach rechts über die Berge, kommt von rechts nach links zurück, wo er dann ganz vorn an's Proscenium kommt und alle möglichen Gefühle pantomimisch ausdrückt — alles nach Eurer Musik.“

Whiffles war einer Ohnmacht nahe. Er überdachte eben die Gefahren, denen er sich aussetzen würde, wenn er über die Barriere springe und sich nach dem Ausgang des Theaters durchzuschlagen suche, als der Dirigent mit umwölbter Stirne zurückkehrte und seinen Sitz einnahm. Ihm folgte ein kleines, dickes, hochrothes Männchen und — Gott sei Dank — das Männchen trug eine Posaune unter dem linken Arm. — Unserem Helden fiel ein Stein vom Herzen, er hätte dem kleinen Dickwanst vor Rührung und vor Dankbarkeit die Hand küssen mögen und es schien ihm beinahe, als ob ein Glorienschein dessen feisten Kahlkopf umschwebe.

Der rettende Engel setzte sich und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. — Whiffles, der seine Instructionen nicht vergessen hatte, wandte kein Auge von ihm. Puffles mußte das wohl merken und übel nehmen, denn er starrte seinerseits unseren Whiffles mit einer Ausdauer an, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre und unseren Freund beinahe zur Verzweiflung brachte. Ja, es schien sogar, als habe er Whiffles durchschaut und wolle ihn foppen, denn als jener seine Posaune von einem Knie auf das andere legte, machte es Puffler genau eben so. Unterdeß hatte die Ouverture begonnen und weil die Posaunen bei derselben nichts zu thun hatten, ging Alles glatt und gut vorüber.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Unfreiwilliger Trumpf.) Im Casino kneipt Abend für Abend eine gemüthliche Gesellschaft, zu welcher auch der Herr Professor Boxhorn gehört, der nicht im Rufe besonderer Höflichkeit steht. Eines Abends ist der Professor der Erste von der Tafelrunde. Darob verwundert fragt er den aufwartenden Jüngling: „Ist denn noch keiner von den Ochsen da?“ — „„Nein, Herr Professor, Sie sind der erste!““ war die rasche Antwort.

(Ein gebrochenes Herz um 324 Shilinge.) Noch nie dagewesene Bescheidenheit manifestirte eine Vermonter Jungfrau mit gebrochenem Herzen, indem sie ihren ungetreuen Courmacher wegen Bruch des Eheversprechens auf „vierzig Dollars und fünfzig Cents“ verklagte und die bescheidene Summe damit motivirte: daß sie ihre versäumte Zeit auf 9 Sh. pro Woche veranschlagte: 36 Wochen gleich 324 Shillinge. Selbstverständlich gewann sie den Prozeß. —

Goldkörner.

Manches feinfühlende Gemüth, mancher strebende Geist bleiben völlig erdrückt durch die Mißachtung, die auf ihnen oft unverschuldet lastet, während ein kleines Lob alle Seelenthätigkeit in uns beflügelt und der Ausdruck fremder Achtung zum stärksten Kitt für die Festigung unseres Charakters wird.

Der Dichter steht um eine Stufe höher als der gewöhnliche Mensch; — aber wie sein Haupt dem Himmel näher ist, so ist es der Erde weiter entrückt, und darum sehen wir manchen großen Genius in seinen irdischen Verhältnissen wie am Gängelband geführt, während er ganzen Nationen als Leuchtern eines höheren Zieles dient.

Auflösung des Räthsels in Nummer 48:
Buchdrucker.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 51. Samstag, den 4. Mai **1872.**

* Vernünftig.

(An mein Weibchen.)

Sie haben sich mir Alle verschworen,
Die sonst mir so gut doch gesinnt:
Sie schelten mich einen Narren und Thoren,
Weil ich Dich liebe, mein Kind.

Ja wärst Du mit Gütern gesegnet,
Mein herziges Liebchen — was dann?
Dann hätt' es Elogen geregnet:
Ich wär' ein vernünftiger Mann!

F. G.

---

* Die Herren von Ettershaiden.

[illegible]

(Fortsetzung.)

Fides war leichenblaß vor Ueberraschung geworden, allein das Blut kehrte um so gewaltsamer zu ihren Wangen zurück und färbte sie mit dem glühendsten Roth. Sie schlug ihre Hände zusammen und starrte den jungen Mann mit komischem Entsetzen an.

„O, mein Gott — Thilo von Ettershaiden steckt in dem Marquis d'Etérals!" rief sie jauchzend vor Muthwillen. „Das muß ich dem Vormund sogleich verkündigen!"

„Still Du Kobold!" sagte Thilo lachend und umfaßte sie mit beiden Armen. „Schweigst Du nicht so lange, bis ich Dir zu sprechen erlaube, so sperre ich Dich in meine Burg!"

„O, ich fürchte mich nicht!" rief Fides keck. „Das wissen Sie gewiß noch von damals, daß ich des festen Glaubens bin: Gott ist bei uns, wenn wir artig sind!"

„Wenn wir artig sind —" wiederholte Thilo sanft und ließ das junge Mädchen frei. „Fides — ich will gut sein — nicht so stürmisch, wie jetzt — Fides entziehe mir Deinen Anblick nicht! Komm zuweilen hieher — ich muß Dich sehen, wenn ich nicht traurig werden soll — und dorthin nach dem Schlosse, dorthin kann und will ich nicht gehen!"

„Warum nicht?" fragte Fides ganz sanft, ganz ernsthaft.

„Frage mich nicht! Heute wenigstens nicht! Später will ich es Dir sagen. Willst Du zuweilen hieher kommen, meine süße Kleine?"

Thilo mochte wohl mit dem Ausdrucke gesprochen haben, womit er Löwen bezähmt, denn Fides reichte ihm die Hand und sagte: „Ich komme!"

„Nicht wahr, Du gehörst mir?" fragte er [illegible] ja gefunden, [illegible]

„O, das Gefundene muß ehrlich zurückgegeben werden," antwortete sie wichtig.

„Ich habe Dich aus einer Gefahr errettet?"

„O, ich wäre nicht darin umgekommen!" meinte sie höchst weise.

„Ich habe Dich aber gleich so lieb gehabt so sehr lieb!"

„Das ist schon sechs Jahre her," erklärte sie altklug. —

„Also Du willst mir nicht gehören?"

„Nein! Nicht eher bis es Melitta erlaubt!" sprach sie mit komischem Ernste.

Jetzt fingen sie Beide, wie ein Paar glückliche Kinder, laut zu lachen an.

„Ich muß fort!" sprach dann Fides. „Ich komme morgen wieder und bringe Melitta mit, nicht wahr, Thilo?"

Thilo sah ihr ernst ins schelmische Gesicht. „Bring' Melitta nur mit! Ich muß noch warten, bis die liebliche Blume erblühet ist und des Lebens Lust und Liebe begreifen kann. Vergiß meine Thorheit, Fides! Ich war so über Alles glücklich, daß ich nicht recht weiß,

was ich gesprochen habe. Geh' mein liebes Mädchen — geh! Verlaß den thörichten Mann!"

„Sind Sie böse, Herr Marquis?" fragte Fides, mit unbeschreiblicher Anmuth ihr Gesicht zu ihm aufhebend. Ihr Auge traf mit dem seinigen zusammen, das in der verhaltenen inneren Gluth doppelt gefährlich leuchtete. Das junge unversuchte Herz erlag dieser wortlosen Bestürmung. Fides neigte sich näher zu ihm. Er umfaßte leise ihre Gestalt. Er hätte sie küssen mögen für dies zärtliche, kindliche Anschmiegen, das weit mehr Innigkeit verrieth, als ihre lebhaften Augen ahnen ließen. Gewaltsam seine Bewegung bekämpfend, sagte er: „Gott bewahre mich vor dem Unrecht, eine Fessel über Dein Kinderherz zu werfen, ehe Du verstehst, was eine solche Fessel bedeutet! Lassen wir der Zeit ihr Recht. Ich will warten, bis meine Rose sich entfaltet hat!" Fides hatte ihn unverwandt angesehen, während er sprach, sie war auch unverändert in ihrer Stellung verblieben, trotzdem er seinen Arm zurück zog und sie dadurch frei gab. Sie konnte gehen. Thilo hielt sie nicht zurück. Aber sie ging nicht. Sie zögerte, als müsse sie ihr Leben aufgeben, wenn sie den Mann verließe, der seit jenem Tage bedenklich ihr Herz beschäftigt [illegible] der sie aus seinem den, welche Thilo verwarf ihrer Jugend wegen. Wäre er der stürmische, wilde, unbesonnene Mann geblieben, so würde sie das rechte Wort für ihn gefunden haben. Jetzt fehlte ihr jeder Gedanke und ihr Uebermuth erstarb in der Furcht, daß die Seligkeit ihres Herzens vorbei sein werde, wenn sie von ihm gehe.

Thilo war Menschenkenner, aber die zarten Regungen einer so kindlich reinen Mädchenseele verstand er doch nicht zu ergründen. Von seiner Gluth genesen, hatte er sich wieder zum Herrscher seiner Phantasie aufgeschwungen und das Unpassende seiner leidenschaftlichen Werbung eingesehen. Um sich vor seinen inneren Vorwürfen zu retten, trat er in die Rolle eines gewandten Mannes zurück, ohne zu ahnen, daß er dadurch das Urtheil des jungen Mädchens unsicher machte.

Schmerzlich betroffen senkte endlich Fides ihr Auge und trat aus seiner Nähe hinweg.

Thilo nahm ihre Hand und drückte leicht seine Lippen darauf. Sie wendete sich und schritt sehr langsam den Weg hinauf, der zu den Röschenbüschen führte. Was sie fühlte, glich eher einer zornigen Verlegenheit, als einer Herzenswallung, und doch pochte ihr Herz fürchterlich.

Thilo folgte ihr nicht. Nur seinem Auge gestattete er dies. O, hätte das arme, junge Wesen nur ein Verständniß für die Geisteskraft gehabt, womit Thilo seine Sinne zu zügeln wußte, aber, während er mit voller, tiefer Sehnsucht ihr nachschauete, beugte Fides ihre Stirn unter dem Bewußtsein, wieder nicht recht gehandelt zu haben. Melitta's spöttischer Ernst stand drohend vor ihrer Einbildungskraft und dennoch eilte sie ohne Verzug, um am Herzen ihrer Freundin das Leid auszuklagen, was ihr, nach ihrer demüthigen Selbstverurtheilung, verdientermaßen angethan sei.

Thilo verließ erst lange nach ihr den Garten. Ihm that es wohl, auf der Stelle zu weilen, wo er von Gefühlen beherrscht worden war, die er noch nicht hatte kennen lernen. Sein unstätes Leben hielt ihn von der Gesellschaft bedeutender Frauen fern.

Er hatte das weibliche Geschlecht bei gelegentlichen Beobachtungen nicht achten gelernt. Um so überraschender war ihm selbst seine plötzliche, glühende Hingebung an ein Wesen, das ihm noch nicht einmal zum Lieben gereift genug erschien.

[illegible] ist und bleibt eine Gottesfügung", sagte er mit glückseligem Lächeln, als er seiner Burg wieder zuschritt und in die Ferne spähete, um Fides nochmals zu erblicken.

Sie war aber längst verschwunden! Statt ihrer kam sein kleiner Stallbube ihm entgegengesprungen mit der Nachricht: „Es sei ein Wagen voll Reisender angelangt — ein Herr — zwei Kinder!"

Weiter hörte Thilo nichts, denn er eilte vorwärts und kam athemlos beim Thore der Burg an. Hier stand er still. Eine tiefe Bangigkeit ergriff ihn. So lange hatte seine Beschäftigung die bösen Ahnungen eingeschläfert. Jetzt erwachten sie wieder und zwar vermischt mit der lebhaftesten Besorgniß. Eine volle Minute blieb er am Eingange stehen und schaute über die schönen, üppig grünen Fluren hinweg, die sich vor seinen Blicken ausbreiteten. Seine Knabenjahre mit ihren Illusionen standen lebendig vor seiner Seele, nun der ihm nahe war, der seine schuldlosen Freuden damals mit ihm getheilt hatte.

Schmerzlich hell erkannte er in diesem kurzen Ueberblicke die ganze Trübseligkeit seines Da-

seins, in welchem er einsam einem materiellen Ziele zugestrebt hatte. Aber er athmete freudig auf, denn sein Bruder war da, das errungene Wohlleben mit ihm zu theilen. Stürmische Freude im Herzen trat er nun näher.

„Möge Gott seinen Eingang segnen, mir zur Freude — ihm zum Glücke!“ flüsterte er vor sich hin. Ein leises Rauschen, wie Geisterwehen, lief durch die hohen Wipfel der Pappeln, als er den Hofraum betrat.

Sein erster Blick traf auf einen Knaben, der auf der Freitreppe stand und in Betrachtungen seines neuen Wohnortes vertieft schien.

Thilo rief ihm mit der Leutseligkeit und heitern Beweglichkeit seines Temperamentes, das sich von jedem angenehmen Eindruck hinreißen ließ, ein liebkosendes Wort zu.

Schnell sprang der Knabe ihm entgegen und blickte zutraulich an dem Bruder des Vaters in die Höhe.

„Ei, ei! Bist Du da, mein Junge?“ fragte Thilo und küßte den Neffen zärtlich auf Mund und Wange. „Wie heißt Du, wo ist der Papa?“

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die beiden Posaunen.

Episode aus dem Theater-Leben.

Nach dem Englischen von Rud. Worch.

(Schluß.)

„Jetzt aufgepaßt,“ flüsterte Whiffles Nachbar diesem zu, jetzt kommt Ihr d'ran. Mechanisch erhob Whiffles die Posaune und hatte die Befriedigung, daß sein Partner Puffler dasselbe that.

Der Dirigent sah sich um und erwartete, da beide Posaunisten ihre Instrumente kampfbereit am Munde hatten, befriedigt und selbstbewußt das Klingelzeichen des Inspicienten. Für unseren Helden war das ein Moment der Todesangst. Die Todtenstille, welche im Theatersaale herrschte, wirkte überwältigend auf ihn und seine beiden Hände hatten kaum Kraft genug, das Instrument wagerecht zu halten. Man hätte aber auch eine Stecknadel fallen hören können.

Jetzt läutete das Glöckchen von Neuem. Mr. Lovejoy klopfte auf sein Pult und begann langsam den Tact zu dem Posaunengeschmetter zu schlagen. Der Vorhang rollte langsam und würdevoll in die Höhe und — Alles blieb mäuschenstill.

Der Dirigent hatte mechanisch ein paar Tacte hindurch seinen Marschalls-Stab geschwungen, ehe ihm diese Thatsache recht klar wurde. Jetzt wandte er langsam und voll Würde das Haupt und sah die beiden Posaunisten in voller Thätigkeit, die Backen zum Zerspringen aufgeblasen und ihr Instrument aus Leibeskräften zusammen- und auseinanderschiebend. Dabei hatte jeder der beiden Virtuosen den Blick fest auf den andern gerichtet und keiner brachte einen Ton hervor. Herr Lovejoy war darüber im Zweifel, ob er plötzlich taub oder blind geworden sei.

„Weiß der Teufel, wann der Kerl eigentlich anfangen wird,“ dachte Whiffles und fuhr unverdrossen fort, die Backen aufzublasen und mit seinem Instrumente zu manipuliren.

Noch einmal und noch einmal ertönte das Klingelzeichen. Herr Russet, der Intrigant, trat voller Würde auf die Bühne und gleich darauf ganz ohne Würde wieder zurück, weil er meinte, zu früh aufgetreten zu sein.

Der Regisseur, ein kleines Männchen von leicht erregbarem cholerischem Temperament, der eine der Hauptrollen des Stückes zu spielen hatte und sich eben in's Costüm warf, sprang jetzt wie besessen aus der Garderobe, entließ auf Knall und Fall einen unschuldigen „Aushelfer,“ der ihm gerade in den Weg kam, eilte, auf die Gefahr hin, sich unterwegs den Hals zu brechen, die wackelige Treppe zum Musikzimmer hinunter und eine halbe Minute später erschien er in der kleinen Thür, welche zum Orchester führt, ein Kopf mit einer Puder-Perrücke bekleidet und zur Hälfte ganz weiß geschminkt, um dem Beherrscher des Orchesters die bescheidene Frage vorzulegen, warum in drei Teufels Namen er und seine verfo .... Musikanten nicht vorwärts machten?

Lovejoy konnte beim besten Willen nicht antworten, er konnte nur mit stiller Verwunderung auf die beiden Posaunisten zeigen. Da saßen sie, blasend und schwitzend, aber ohne das geringste hörbare Resultat.

Der Regisseur gesticulirte heftig und war nahe daran, in Krämpfe zu verfallen. Das Auditorium, welches sich ziemlich lange ruhig verhalten hatte, begann jetzt zu zischen und der Vorhang fiel, diesmal jedoch ohne Würde.

Jetzt erst ließ Herr Lovejoy seinen Gefühlen freien Lauf. Von seinem erhöhten Sitze her-

abspringend, stürzte er auf unseren Freund Whiffles zu, welcher, von der ungewohnten Anstrengung erhitzt, sich den in großen Tropfen herabrollenden Schweiß abwischte und zu begreifen anfing, daß etwas nicht in Ordnung sei.

Als er den wüthenden Dirigenten auf sich losstürzen sah, hielt er es für gerathen, keine Begegnung mit demselben abzuwarten, sondern ließ seine Posaune liegen und sprang durch die kleine Thür, entschlossen, sich den Folgen seines künstlerischen Fiascos durch schleunige Flucht zu entziehen. Lovejoy eilte ihm nach und es wäre unserem Helden vielleicht übel ergangen, wenn der enragirte Dirigent nicht unterwegs über Whiffles' Collegen gestolpert wäre, welcher die Gelegenheit benutzen wollte, um sich, sein Instrument unter dem Arm, in aller Gemüthlichkeit aus dem Staube zu machen. Ueber diesen fiel jetzt Lovejoy her, während Adolph, von neuer Hoffnung auf Rettung beseelt, die wackelige Treppe hinaufeilte. Auf der Bühne fiel er jedoch dem cholerischen Regisseur in die Hände, der ihm einige fünfzig Schimpfworte an den Hals warf und ihm mit dem Tode in seiner schlimmsten Gestalt drohte. Das Ende vom Liede war, daß unser Held von ein Paar robusten Coulissenschiebern gepackt zur Thüre geschleift und mit einem Tritt an die Stelle des Körpers, wo der Rücken aufhört, einen anständigen Namen zu führen, mitten auf die Straße befördert wurde. Als er sich aufgerafft hatte und umsah, bemerkte er seinen kleinen, dicken Collegen, wie aus der Pistole geschossen, aus der Thür hinausfliegen. Er half ihm auf die Beine und im nächsten Wirthshaus rieben sich die Beiden die geschundenen Glieder und tauschten ihre Leidensgeschichte aus. Es stellte sich dabei heraus, daß Puffler, der wirklich krank war und nicht gern sein Gehalt verlieren wollte, sich auf seinen Freund und Collegen O'Leary verlassend, wie jener einen stummen „Substitut" geschickt und denselben genau so instruirt hatte, wie O'Leary unseren Freund. Adolphus Whiffles, Esq., hat sich hoch und theuer verschworen, daß er nie wieder ein Theater vom Bühneneingange aus betreten wird, und auch als Zuschauer geht er nicht hin, da ihn beim Anblick des Orchesters noch immer eine Gänsehaut überläuft.

Mannichfaltiges.

(Runde Zahl.) Hausherr: „Nun, Herr Doctor, jetzt wäre es endlich Zeit, daß Sie mich bezahlen!" Student: „Wie viel macht es?" Hausherr: „87 fl." Student: „Nun so geben Sie mir noch 13 fl., damit das Hundert voll ist."

(Ein Prakticus.) „Warum behalten Sie Ihre Cigarre immer so lange noch in der Hand, ohne sie anzuzünden?" — „Ich lasse sie immer noch etwas ablagern!"

(Entschieden.) Frau: „Wann kommst Du heim?" — Mann: „Wann ich mag!" — Frau: „Gut, aber ja nicht später!"

(Im zoologischen Garten.) Moses liest auf einem Schilde die Firma des Eisenwerkes Fuchs und Roter und fragt auf die Thiere deutend: „Vater, welches ist jetzt der Fuchs und welches der Roter? Itzig (zu den Umstehenden, welche lachen): „Verseihn Se, meine Herren, die Dummheit dieses Kindes, es is mein Sohn!"

(Oekonomie.) Dame: „Sagen Sie, Herr von Coelebs, wie kommt es, daß Sie noch immer nicht an's Heirathen denken? Sie sollten das ewige Hofmachen endlich satt bekommen, meine ich." — Herr: „Wo denken Sie hin, meine Gnädige! Heut zu Tage ist das Hofmachen lange nicht so kostspielig als das Haus machen. Darum halte ich mich an das Erstere."

Goldkörner.

Durch Mittheilsamkeit legen wir in das Herz unserer Freunde einen Schatz nieder, der uns wie ein weise angelegtes Capital zugute kommt.

Derjenige Dichter, welcher der Nachwelt angehört, bildet sich erst sein Publikum.

Das Reich der Poesie ist die vorahnende Mythe einer noch nicht geschaffenen schönern Welt.

Jemanden bestechen wollen ist gemeiner, als sich bestechen lassen, wie der Verführer schlechter ist als der Verführte. Jenes zeugt von Stärke in der Sünde — dieses nur von Schwäche.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Jost.

Nr. 52. Dienstag, den 7. Mai 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Der Knabe sah ihn verwundert darauf an, daß er nicht einmal seinen Namen wußte.

„Ich heiße Ottmar!" erwiederte er bereitwillig und freundlich. „Mein Papa ist im Zimmer!"

„So komm, Ottmar!" sprach Thilo, erbebend vor dem nächsten Augenblicke, der ihm eine wichtige Erklärung der Vergangenheit versprach.

Noch einige Momente und Thilo stand vor Arnulf, der still und matt im Divan ruhete.

„O mein Got!" murmelte der arme junge Mann, „kann dieser bleiche Mann mein lebenskräftiger Bruder sein?"

Arnulf erhob sich stumm und langsam. Stumm ergriff er die beiden Hände Thilo's und blickte ihm lange in's Gesicht. Es lag eine feierliche Beredsamkeit in diesem schweigenden Anschauen — es lag ein kummervoller Gruß darin, der sich mit der Freude eines Wiedersehens nach so langer Zeit nicht vertrug. Fast schien es, als wage keiner von ihnen das erste Wort zu sprechen, welches ihren Bruderbund von Neuem weihen sollte.

„Mein armer Arnulf!" rief Thilo endlich, indem er ihn umfaßte und sein Gesicht liebkosend an die todtbleiche Wange des Bruders drückte.

Gott sei gelobt, daß ich da bin!" antwortete Arnulf mit geisterhaft leisem Tone. „Nun kann ich ruhig sterben, denn Du, mein geliebter Bruder, Du wirst meine Kinder nicht ohne Schutz lassen!"

„O, sei getrost, Arnulf — Du wirst nicht sterben!" rief Thilo mit liebevollem Eifer. „Meine Pflege und Sorgfalt soll Dich dem Leben wiedergeben!"

„Täuschen wir uns nicht, Thilo! Mit jedem Pulsschlage trete ich näher an das Ende meines Lebens. Laß uns deshalb sparsam mit der Zeit umgehen, denn ich habe Dir viel zu sagen, mein treuer Bruder!"

„Sage mir nur, seit wann Du krank bist," bat Thilo bewegt.

„Seit Jahr und Tag —" erläuterte Arnulf, indem er leicht hustete und gleich darauf Blut auswarf.

Thilo betrachtete ihn mit zunehmender Besorgniß und ließ ihn wieder in seine bequeme Lage zurücksinken.

„Ich bin Dir noch manche Mittheilungen schuldig —" flüsterte der Kranke — „ich habe Bitten an Dich. Wir wollen bald zu alledem schreiten, denn mein Lebensfaden könnte jähe zerreißen!"

„Fürchte das nicht! die Anstrengungen der Reise haben Dich erschöpft! Du bist übermäßig schnell gereist, in einer Tour eine solche Entfernung ist selbst für den gesunden Menschen zu viel. Gönne Dir nur jetzt Ruhe, dann wird sich Deine Kraft wieder heben!"

Arnulf lächelte und sein Auge blickte friedlicher Ruhe voll zu dem Bruder auf. „Ja, ich mußte eilen. Sehnsucht nach Dir und die Sorge um meine Kleinen trieben mich zur Hast. Was ich noch besaß an Hab und Gut, überließ ich meinem Wirthe, um damit meine Verpflichtungen gegen ihn zu lösen. Er besorgte mir noch willfährig einen Wagen — Du siehst hieraus, daß der Gipfel aller Erdennoth erreicht war!"

Thilo begann nun die fürchterliche Qual dieses armen Vaterherzens einzusehen. Er neigte sich zu seinem Bruder nieder und küßte seine trockenen Lippen.

„Sei getrost!" flüsterte er bittend.

„Sieh nur erst meine Kleinen," bat Arnulf.

„Ottmar heißt der Knabe, er ist sechs Jahr alt — Irmgart ließ ich die Kleine taufen — Du siehst, daß der stolze Ettershaiden damals noch in mir lebte. Ich wählte die Namen unserer Stammeltern für die Kinder! Es war eine Herausforderung des Schicksales Thilo."

„Vielleicht nicht, denn zur selben Zeit wurde das Lehn für Dich frei!"

„Meinst Du wirklich, daß es Dir glücken werde, meinen Ottmar zum Besitze der Güter zu bringen?" fragte Arnulf fast feierlich ernst.

„Gewiß! Der alte Oberhofjägermeister hat sich dafür ausgesprochen!"

Arnulf faltete seine magern, todtenhaft weißen Hände. „Vor der Pforte des Glückes und dennoch dem Verhungern nahe!" sagte er tonlos.

„Sei getrost, mein lieber Arnulf!" bat Thilo nochmals. „Wo ist Deine Irmgart?

Arnulf zeigte auf einen der tiefen Sessel, die in der Fensternische standen. „Dort! Sie schläft. So lange hat die Freude an der Fahrt, die Blume am Wege, das Zwitschern der Vögel und die Erwartung, sie wach gehalten, aber nun alles erreicht ist, nun schläft sie!"

Thilo, von einer seltsamen Neugier getrieben, schlich leise zu dem Sessel und hob die leichte Hülle, welche Arnulf in Vatersorge über sie gebreitet hatte.

Vorsichtig hob er das Tuch und bog sich zu der schlafenden Kleinen nieder. Gleich darauf fuhr er erschrocken zurück und strich mehrmals über seine Stirn. Mein Gott! Berückte denn ein Traum seine Sinne? Wiederholte sich denn das Schauspiel, welches vor sechs Jahren seine Einbildungskraft aufgeregt und sein Gefühl geweckt hatte? Da lag die Tochter seines Bruders, ein getreuer Abdruck jener lieblichen Schläferin in der Garnisonkirche — da lag sie und schlummerte so tief und süß, als würde sie von Engeln gewiegt. Gleich jener Kleinen umgaben hellblonde Löckchen die hochgewölbte klare Stirn — der Mund leicht geöffnet, ließ hinter den rosigen Lippen die kleinen weißen Zähne sehen. Die vollen, runden Aermchen hielt sie über der Brust gekreuzt und ihre Gestalt hatte sie eben so bequem in die Polster geschmiegt, wie jene Schläferin, die er jetzt mit der ganzen Gluth seines unentweiheten Herzens liebte.

Thilo stand sprachlos vor Irmgart. Immer tiefer neigte er sich zu dem reizenden Kinde nieder und drückte endlich, von seiner steigenden Bewegung getrieben, einen Kuß auf die weiße Stirn desselben. Im Nu erwachte Irmgart und richtete sich mit hellen, groß geöffneten Augen elastisch in die Höhe. Ein süßes Lächeln auf den rosigen Lippen starrte sie ihn eine Secunde lang an und fragte dann kindlich sanft und seelenvoll:

„Bist Du des Vaters Bruder?"

Ueberwältigt senkte Thilo sich auf's Knie nieder vor dem holden kleinen Wesen, das ihm jene himmlisch sanfte Regung zurückrief, welche er beim ersten Erblicken von Fides empfunden hatte. Unaufgefordert schlang Irmgart ihre Aermchen um seinen Hals und küßte ihn wiederholt, als er sprach: „Ja, ich bin Deines Vaters Bruder — ich bin Dein Vater, Dein Beschützer für's ganze Leben und Du sollst mein Kind heißen, mein liebes, liebes Kind. —"

„Ottmar aber auch!" fiel Irmgart mit Wichtigkeit ein. Thilo lachte unter Thränen. Es war ihm zu Muthe, als höre er Fides sprechen mit der altklugen Weise, die ihren fünfzehn Jahren so allerliebst stand.

„Ja wohl! Ottmar auch!" rief er. „Komm her, mein Knabe — komm zu uns — wir wollen einen Bund stiften für's Leben!"

Ottmar, der bis dahin ernst und sinnend beim Vater gestanden, kam eilig näher. Er war zwei Jahr älter als Irmgart und ein sehr verständiger, aufmerksamer Knabe, der sich sofort in Alles schickte, was noth that.

„Ihr seid also meine Kinder!" fuhr Thilo fort, indem er Beide mit seinen Armen umschloß, „und ich bin Euer zweiter Papa, den Ihr aber Onkel nennt — wollt Ihr mich aber auch lieb haben, gleich einem Vater?"

„Ja! Ja!" riefen die Kinder fröhlich. Irmgart fügte aber sogleich hinzu: „Aber nicht ganz so lieb, wie unser erster Papa!"

„Das muß ich mir gefallen lassen," entgegnete Thilo, heiter zu seinem Bruder hinblickend, der sich wieder aufgerafft hatte und fast aufrecht sitzend die Scene scharf beobachtete, als wolle er darin des fremdgewordenen Bruders Inneres prüfen.

„Wo hast Du aber unsere zweite Mama?" fragte Impart plötzlich. „Wo hast Du Deine Mama?" Thilo schauerte seltsam zusammen. Es war wieder derselbe Ton, womit Fides damals gefragt hatte: „Wo hast Du Deine Königin?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Ausbruch des Vesuv.

Neapel, 27. April 1872.

Mehr wie jemals kann man jetzt sagen, Neapel tanzt auf einem Vulcan. Das schreit und lärmt, singt und tanzt unter dem furchtbaren Donnergetöse, das aus dem Innern des flammenden Vesuvs allen Lärm der großen Stadt übertönt. Aber das Vertrauen zum heiligen Gennar ist groß. Er, dessen Blut sich in den nächsten Tagen — es ist der 1. Mai — wieder in Bewegung setzt, wird sicher auch diesmal das drohende Urtheil von der Stadt abzuwenden wissen. Man schmückt die Bildsäule des mit drohendem Finger nach dem Vesuv gewendeten Schutzpatrons auf der Ponte Maddalena mit Lichtern, Blumen und Fähnchen, stellt sein bekränztes Bildniß an den Fenstern auf, und er, an dem man sonst theilnamlos vorüberschleuderte, ist heute der Held des Tages, vor dem Jeder die Mütze lüftet. Schaaren von Frauen und Mädchen mit aufgelösten Haaren pilgern unter Vortragung eines Crucifixes processionsweise singend und betend zu ihm hin, seine Gunst zu erflehen. Dazwischen das in der Richtung auf Portici und Resina eilende Volk, die Schaaren der Neugierigen, eine Unmasse von Gefährten aller Art, hochbepackte Karren und Karrozellen mit dem Hausrath der fliehenden Bewohner der bedrohten Ortschaften am Fuße des Vesuvs. Solche Bilder waren es, die sich uns gestern Abend auf der Fahrt nach Resina boten.

So eben komme ich von der nächtlichen Tour zurück und unter dem unaufhörlichen Donnergebrüll — es ist kein Rollen zu nennen — das seit vorgestern Abend bis zu diesem Augenblicke alle Gemüther in die größte Aufregung versetzt, werfe ich die e flüchtigen Zeilen aufs Papier. Es war ein wunderbares, großartiges Schauspiel, den wüthenden Vulcan in nächster Nähe zu beobachten. Seit Menschengedenken erinnert man sich nicht einer so heftigen Eruption.

Die Bewohner Portici's saßen in Gruppen um lodernde Feuer vor ihren Thüren. Den Einsturz ihrer Häuser befürchtend, campirten sie die ganze Nacht draußen unter Beten und ängstlichem Geplauder. Die mit den Habseligkeiten bepackten und bespannten Wagen standen an vielen Stellen der Straße für den Fall der wachsenden Gefahr zur Abfahrt bereit. Unter den überall umherhockenden Menschengruppen waren viele Flüchtlinge aus Resina, San Sebastiano und den an den Abhängen des Vesuvs zerstreut liegenden Häusern und Masserien, die kaum Zeit gehabt, sich und die nothwendigste Habe vor den immer weiter vordringenden Lavamassen zu retten. Bis jetzt zählt man ungefähr 60—70 Opfer, Todte und Verwundete, darunter viele, welche unvorsichtige Neugierde von Neapel auf den Schauplatz des Schreckens geführt. Man erzählt, daß eine Anzahl zwischen zwei sich vereinigende Lavaströme gerathen und auf diese Weise umzingelt, ihnen jeder Ausweg zur Flucht abgeschnitten worden sei. Andere sollen von dem sich plötzlich in der Nähe des Observatoriums öffnenden neuen Krater verschlungen sein.

Noch immer bringt man schrecklich verbrannte und verstümmelte Menschen in die Stadt.

Am Abend des 24. zählte man 6 verschiedene Strömungen, am 25. war die Eruption ganz besonders stark und gestern Abend und in der Nacht erreichte die Wuth des Elements wohl seinen höchsten Grad. San Sebastiano scheint am meisten bedroht. Es liegt etwa 7 Kilometer von der Kraeröffnung entfernt und eben so lang ist die feurige Riesenschlange, die sich bis zu diesem Orte heruntergewälzt. Schon sind viele Häuser, Wein- und Oliven-Pflanzungen durch die glühende Lava zerstört.

Der Wiederschein der über den Vesuv gelagerten Flammengluth erhellte die Häuser von Resina, wo wir den Wagen verließen und nun, der großen Fahrstraße des Vesuvs folgend, die Richtung auf das Observatorium einschlugen.

Der Himmel glühte ostwärts wie von einem ungeheuren Brande. Mächtige, bis hoch hinauf rothglänzende Rauchmassen wirbeln und wälzen sich in die Höhe, sogar die Vollmondscheibe erscheint in röthlichem Lichte. Eine rasende Flammenmasse entströmt den Kratern des Berges und schleudert Tausende von Steinen hoch in die Luft, rothglühende Lavaströme brechen hervor und folgen der Richtung der verschiedenen Ströme, deren größter und längster sich auf das arme San Sebastiano herabwindet. Ein eben so bedeutender scheint die Direktion auf Torre del Greco und Pompeji zu nehmen. Bis zum Observatorium zu gelangen, war unmöglich. Es ist gleich der Eremitage bereits in dichte Rauchmassen gehüllt. Gestern Morgen sah ich vom Molo in Neapel aus auf dem ersteren die Nothflagge flehen in

dem Momente, als sich in seiner Nähe, und zwar unterhalb desselben urplötzlich ein neuer Krater gebildet hatte. Wir schlugen einen Seitenweg in der Richtung auf San Sebastano ein und erreichten bald den Rand des Lavastromes selbst. Das war ein wunderbarer Anblick! Da drängten und schoben, wälzten und überstürzten sich die glühenden, einer feurigen Felswand ähnlichen Massen vorwärts und ungeheure Lavablöcke stürzten den Abhang hinunter in die Tiefe. Große Bäume gingen bei der Berührung mit der Gluth sofort in hellen Flammen auf, während die schwere Steinmasse eines Gebäudes wie ein Kartenhaus zusammenstürzte und inmitten des Feuermeers verschwand.

Die heiße Gluth trieb uns endlich fort. Es war nicht möglich, lange auszuhalten, und wir durften unsere Rückzugslinie nicht außer Acht lassen. Wir wandten uns auf San Giovanni, um von dort über Portici nach Neapel zurückzukehren. Hundertmal schauten wir uns um, man konnte nicht müde werden, das grandiose Schauspiel immer und immer wieder zu betrachten.

Einen Wagen aufzutreiben gelang uns nicht, alle waren mit den Flüchtlingen und deren Habe beladen, sogar die Omnibusse sämmtlich für den Transport derselben von der Behörde mit Beschlag belegt. Alles ist in Neapel thätig, den Bedrängten beizustehen. Man entfaltet den lobenswerthesten Eifer allerseits, die Eisenbahnverwaltung sichert den Unglücklichen freie Fahrt, Dampfschiffe gehen zwischen Neapel und Resina hin und her, eine Menge Ambulanzen nebst dem nöthigen ärztlichen Personal werden dort stationirt und zahlreiche Truppen-Commandos zur Aufrechthaltung der Ordnung, zum Schutze des Eigenthums der Flüchtlinge dahin abgesendet.

Gestern hat man das Gefangenhaus in Resina geleert und dessen Insassen hieher transportirt.

In dem Augenblicke, wo ich den Brief schließe, macht der Präfect bekannt, daß nur noch San Sebastiano und Massa di Somma in Gefahr schweben. (K. Z.)

Mannichfaltiges.

(Kirchliche Andacht.) Als am letzten Sonntage in einer Berliner Kirche die mächtigen Töne der Orgel den Raum erfüllten, sah sich eine Dame genöthigt, ihr zuerst leise begonnenes Gespräch mit der Nachbarin sehr laut weiterzuführen, um nur in etwas der Kraft der Orgeltöne die Spitze zu bieten. Plötzlich spielte die Orgel pianissimo, die Dame war aber mit ihrer Stimme so im Schuß, daß sie die Stille gar nicht bemerkte und zur Erbauung der andächtigen Gemeinde ihrer Nachbarin kräftig ins Ohr schrie: „Ich brate meine immer in Butter!"

(Wortgetreue Auslegung.) Hinz: „Sag' mer ämal, Schmul, Du bist ä Jüd', Du mußt's wisse: was is denn eigentlich Creditmobilier?" Schmuel: „Na, was soll's sein, als was es selber sagt? Erst geben sie Einem Kredit, und hernach holen sie die Mobilien."

Goldkörner.

Jede Erfahrung, die dem Einen das Leben bietet, kann dem Andern auch schon begegnet sein. Nur über den Tod gibt es keine Verständigung. Selbst der Arzt kennt ihn nur vom Hörensagen. Das macht das Sterben so leicht oder so furchtbar, je nachdem.

Unsere Sehnsucht will Ewigkeiten, das Schicksal gibt nur Augenblicke.

Wer über seine Seele unumschränkter Herrscher, ist über seinen Körper, wenn nicht König, doch Mitregent.

---

* Räthsel.

(Fünfsilbig.)

Dem Kriegsheer weh, wenn die drei Ersten
Nicht gut bei ihm vertreten sind!
Da nützen keine Hinderlader,
Der Feind dringt siegend vor geschwind. —
Ein Mann hat vor gar vielen Jahren
Mit den zwei Letzten viel verdient;
Man lief zu ihm in großen Schaaren,
Für Geld ward jedem bald gedient
Das Ganze kommt von hoher Stelle,
Im Land, „wo die Citronen blüh'n";
Es fördert nicht des Geistes Helle,
Es strebet zu umnachten ihn. —
Und nimmst du fort nur zwei der Zeichen
Vom Ganzen, lieber Leser mein,
Siehst du ein Wort, das Dem ist eigen,
Der Meister ist in Melodei'n.

L. G. J.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 53. Donnerstag, den 9. Mai 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Ein glühendes Roth überstürzte dann sein Gesicht, als er daran dachte, daß dies junge reizende Mädchen Mutterwürde bei den Kindern seines Bruders zu vertreten haben werde. Ein Kind zwischen Kindern, dachte er belustigt.

„Ich habe keine Mama“, sagte er dann beschwichtigend, „aber ich will Euch eine Bonne geben, die Euch pflegt und Euch bedient, wie eine Mama!“

Irmgart wendete getäuscht ihr Köpfchen zur Seite. Wahrscheinlich hatte sie die Mutter schmerzlich entbehrt und konnte sich keine Glückseligkeit auf Erden ohne Mutter denken. Thilo sah die Wolke auf ihrer Stirn und küßte sie voller Erbarmen.

„Nun aber wollen wir frühstücken“, rief er heiter, „und dann holt Ihr die eingebüßte Nachtruhe nach. Wenn Ihr ausgeschlafen habt, führe ich Euch in den Garten und in den nahen Wald und dort könnt Ihr Rehe laufen sehen und Vögel singen hören!“

O, wie leicht ist ein Kinderherz beschwichtigt! Irmgart jauchzte vor Lust und hatte die Sehnsucht nach einer Mutter eben so schnell vergessen, wie die Anstrengung ihrer Reise.

Thilo aber dachte mit gesteigerter Liebe an Fides und an die Erfüllung seiner Wünsche.

Was hatte er zu fürchten, wenn er sie in das frische, belebende Element seines neuen Lebens verpflanzte? Er sah sie walten, gleich einem erheiternden Sonnenstrahle, seinem Bruder zur Pflege, den Kindern zur Gesellschaft und ihm? Nun ihm zur Lust! Sein Auge hob sich dankbar zum Lenker seines Geschickes. Wie glücklich war er geworden! Wie glücklich in der Liebe und Sorge um die Menschen, die ihm angehörten!

---

3. Kapitel.

Zum letzten Male.

Während dieser Ereignisse in der Burg und ihren Umgebungen wurde über Melitta, die schon längst mit sich im Streite lag, ein harter Kampf verhängt.

Oswald war unvermuthet im Schlosse eingetroffen und hatte sich unverzüglich zu seinem würdigen, alten Freunde, der in seinem Zimmer weilte, verfügt.

Mit hochklopfendem Herzen wartete Melitta auf das Ende dieser geheimen Unterredung. Ihre Brust, von traurigen Ahnungen geschwellt, drohete zu zerspringen, als endlich die beiden Herren in's Besuchzimmer traten und der alte Herr mit festem, gefühlvollem Tone sagte: „Nun, Gott geleite Dich, mein braver Oswald! Es ist zwar nur ein Tropfen Wasser im Meere —“

„Das wäre es“, fiel der junge Mann schnell in seine Rede, „wenn ich eine persönliche Tapferkeit entwickeln wollte; allein was ich beabsichtige, soll nicht in einer Einzelthat bestehen, sondern bedächtig überlegte Ideen geltend machen.“

Herr von Ettershaiden wiegte bedenklich sein schneeweißes Haupt. „Gegen die kolossalen Ideen eines Machthabers wie Napoleon läßt sich eigentlich nichts Erfindbares stellen.“

Oswald antwortete nicht, sondern schritt hastig auf Melitta zu, die sich schwankend erhoben hatt und nur mühsam ihre Fassung beibehielt.

„Er will fort, Melitta!“ sagte Herr von Ettersheiden leise.

„Laß uns hinaus gehen in den Park!" bat Oswald, die zitternden Hände des Mädchens ergreifend. „Dort, unter dem grünenden Dache, wo wir in ruhiger Seligkeit geträumt haben, dort will ich zum letzten Male zu Dir reden, meine Melitta!"

„Zum letzten Male!" wiederholte das junge Mädchen und ein leichtes Lächeln des Hohnes schlich sich über ihr sanftes, liebes Gesicht. Aber sie folgte mechanisch, als Oswald sie mit dem Arme umfaßte und stürmisch nach dem Garten zog.

Der alte Herr blickte ihnen traurig nach. „Durch seinen Entschluß geht mir ein schöner Traum verloren", murmelte er vor sich hin. „Sie sollte seine Gattin werden — was ich ersparen konnte, sollte ihnen zu Gute kommen, um seine Lage zu bessern — der Plan geht unter in diesem Abschiede. Wie sollte er, Angesichts eines solchen Krieges mit dem Leben davonkommen! Selbst seine Ideen können ihm einen schmählichen Untergang bereiten. Gott geleite ihn!"

Oswald wartete nur so lange, bis sie unter dem schützenden Laubdache angekommen waren, dann sprach er mit sehr bewegter Stimme:

„Wie ganz anders gestaltet sich doch das menschliche Leben, wenn man zum Bewußtsein seiner Menschenpflichten gelangt!"

Melitta hatte sich während des kurzen Zeitraumes wieder gesammelt und entgegnete kühl, aber sanft:

„Oft aber verwechselt der Mensch auch das, was sein unruhiges Herz ihm vorschreibt, mit dem, was er seine Pflicht nennt."

Oswald blickte auf. Von ihren Worten betroffen, prüfte er den Ausdruck ihrer Mienen und fand nicht die geringste Spur von Sympathie mit seiner Begeisterung, die ihn beinahe überfüllte. Ihm fiel nicht ein, daß Melitta nicht in seine Pläne eingeweihet war.

Hastig und mit den flammenden Blicken innerer Entrüstung machte er sich frei von ihr und vertrat ihr den Weg.

„Du theilst meine Opferfreudigkeit nicht, Melitta?" fragte er mit bedrückter Stimme.

„Deine Opferfreudigkeit?" wiederholte sie kaltsinnig. „Ich weiß nicht, wie sich eine Opferfreudigkeit mit einer bestimmten Dankbarkeit gegen Gott vertragen kann, wenn wir das aufgeben, was seine Güte für uns bereit gehalten hat."

„Soll darin ein Tadel meiner Handlungsweise liegen?" fragte Oswald sehr ernst.

„Zum Tadeln habe ich kein Recht, Oswald," fiel Melitta etwas belebter ein. „Meine Worte sollen nur meine Ansicht darthun, daß ich es für einen größern Beweis von Dankbarkeit gegen Gottes Güte halte, wenn wir seine Gaben werth halten, als wenn wir sie verschleudern um einer Idee willen!"

„Und wenn diese Idee nicht anders in's Leben treten kann, wie durch eine Opferwilligkeit?"

„Dann müßte man den Nutzen des Opfers immer erst reiflich in Erwägung ziehen," sprach sie frostig, indem sie vorwärts schritt. „Ich ehre und erkenne den Edelsinn Deiner Königstreue, Oswald," fuhr sie ruhig fort, „aber wenn der Einzelne seinen Trotz gegen das Schicksal, das ihn unter eine Fremdherrschaft brachte, so weit treibt, daß er einen Güterbesitz aufgiebt, um derselben zu entfliehen —" (Fortsetzung folgt.)

Landau und die im Tuilerieencabinet gefundene Adresse.

Mit nicht geringer Ueberraschung hat eine Nachricht der Kölnischen Zeitung die Bewohner Landau's erfüllt, wonach ein in Paris erschienenes Buch „L'Allemagne aux Tuileries de 1850—1870" von einer Bitte um Annexion der Pfalz an Frankreich erzählte, die von einer ungenannten Anzahl von Bürgern aus Landau im Jahre 1863 an den französischen Kaiser gerichtet worden sei. Man ließ sofort das Buch kommen. S. 292 findet sich daselbst (übersetzt) Folgendes:

Eine Anzahl Bewohner der Pfalz drückt dem Kaiser den Wunsch aus, von Frankreich annexirt zu werden. „Im Namen der Nation für die Freiheit und nicht für die Knechtschaft. — An Seine Majestät den Kaiser Napoleon! — Die Bewohner der Pfalz hegen schon seit Jahrhunderten den innigsten Wunsch, der großen Nation, für die in ihrem Herzen die größte Sympathie lebt, anzugehören, demnach die Ehre zu haben, dem französischen Reiche einverleibt zu werden. Die Gelegenheit hierzu bietet sich gegenwärtig dar. Der Kaiser wird gebeten, die Schleswig-Holstein'sche Angelegenheit auf eine Art zu Ende zu bringen, die dem Patriotismus der übrigen Deutschen entspricht. Für diesen Dienst soll der Kaiser den Bewohnern der Pfalz die Freude bereiten, sich

Herr ihrer Provinz zu nennen. Mit Stolz erinnere sie sich der Zeit von 1814—15, wo sie zu Frankreich gehörten; insbesondere erinnere sich dessen Landau, Kandel, Neustadt."

Gezeichnet: Das Comité für Annexion der Pfalz."

(Landau, 20. Nov. 1863.)

Das Staunen wuchs. Die Kölnische Zeitung hatte noch zu wenig berichtet. Die Bitte erweiterte sich nach ihrem Wortlaute unverkennbar zu einer Adresse der Provinz — nicht bloß einer Stadt —, der Provinz, repräsentirt durch eine Gruppe von Bewohnern, die sich als Comité für die Annexion der Pfalz gerirten. Die Adresse läßt sodann so viel durchschimmern, daß die Seele der Bewegung für die Annexion in den Orten Landau, Kandel, Neustadt, die oberste Leitung vielleicht in Landau, von wo die Adresse datirt ist, zu vermuthen wäre. Wunderbare Schickung der Geschichte. Auch nicht ein Mensch weder in Landau noch sonst wo, weiß irgend etwas von der Existenz dieser Adresse; so weit man forschte, ist nicht der kleinste, der leiseste Anhaltspunkt zu finden. Am Fuße der mysteriösen Bitte stehen lediglich statt Namen — räthselreiche Pünktchen.

Im Vorworte entbindet der Herausgeber des Buches sich ausdrücklich von jedem Scrupel in Bezug auf das, was Deutsche betrifft (S. 7 u. 8); Zurückhaltung, Rücksichten bei seiner Publication, convenance, wie man das nennen mag, bezeichnet er als „falsche Moral". Warum brandmarkte der Herausgeber dann nicht eine der schmachvollsten Handlungen, die es gibt, den Verrath am Vaterlande, durch die Preisgebung der Namen derer, die sie begingen? Oder glaubte er vielleicht, die Freunde Frankreichs schonen zu sollen, um sie für Frankreich zu conserviren; hätte dann die Logik, wie die Politik nicht verlangt, daß er die ganze Adresse unterdrückt hätte? Oder hatte der Herausgeber im kaiserlichen Cabinette etwa noch Weiteres gefunden, woraus hervorgehen möchte, daß der Ursprung der Adresse auf französischer Seite zu suchen ist? Der französische Pfau zeigt in den Wendungen des Schriftstückes so sehr sein orginales Gefieder, das Ganze ist so charakterisch französisch gedacht, daß unseres Erachtens der Ursprung in der That nicht zweifelhaft sein kann. Kein Pfälzer von nur einiger Schulbildung, die man doch einem Comité für die Annexion der Provinz zutrauen sollte, namentlich einem solchen, der in fremder Sprache fließend schreibt, hätte die Ignoranz an den Tag gelegt, von Neustadt zu sagen, es habe in den Jahren 1814—1815 zu Frankreich gehört, wie dies in der Adresse geschieht. Ferner hätte dem im ersten Pariser Frieden französisch gebliebenen Theile der Pfalz, dem Lande südlich der Queich, vermuthlich wohl „der Stolz der Erinnerung" an die Zugehörigkeit zu Frankreich von 1814—1815 gefehlt, da ja diese Jahre bekanntlich nicht zu den rühmlichen Frankreichs gehören. Ganz besonders auffällig endlich mußte diese Aeußerung im Munde eines Bewohners von Landau erscheinen, das in einem längeren Zeitraume seit dem Münster'schen Friedensschlusse von 1648 und nach mancherlei Unterbrechungen dauernd von 1713 an bis zum zweiten Pariser Frieden zu Frankreich gehörte. Für Franzosen freilich, welche die Geschichte und noch manches Andere mit unübertroffener Virtuosität behandeln, wären diese Dinge Kleinigkeiten, Ihnen war die Hauptsache die Adresse.

Ob diese in den Tuilerieen erwünscht war? Die Aufbewahrung im Cabinette des Kaisers scheint dafür zu sprechen. Wer erinnert sich nicht, wie sehr Napoleon III. die Verträge von 1815 verabscheute, Verträge, welche freilich sein Haus ächteten, Frankreich den bereits von den Bourbonen errungenen Besitz, was schon vom ersten Napoleon bitter empfunden wurde, darunter Landau entrissen! Wie lief bei den mannigfachen früheren Kriegsgerüchten nicht sofort immer das Gerücht auch durch die Blätter, daß Frankreich den Erwerb Landaus wünsche! Vielleicht liegt die Annahme von der Wahrheit nicht so sehr entfernt, daß ein französischer Agent dieses Gaukelspiel einer Adresse unternahm, um den Absichten seines kaiserlichen Herrn den Schein irgend einer Berechtigung zuzuführen.

Licht auf die wahren Gesinnungen Landaus und der angränzenden Bezirke wirft ein dem Jahre 1866 angehörendes Zeugniß, das wir nicht zurückhalten zu dürfen glauben, und das geeignet sein dürfte, einen hellen Rückschein auch auf die nächst vorhergegangenen Jahre fallen zu lassen. Des Zusammenhanges wegen müssen wir hierbei auf Persönliches kommen. Einsender befand sich Ausbildungszwecke halber vom Januar bis August 1866, also während des deutschen Krieges, in Paris. Um die Zeit des Ausbruches des Krieges, als Paris in ungeheurer Aufregung schwamm

und aus der Verwirrung der Dinge in Deutschland dort selbstverständlich Nutzen für Frankreich erhofft wurde, brachte nun plötzlich der Temps in Nr. 1870 d. d. 18. Juni 1866 eine anonyme Correspondenz aus Landau — der Autor konnte nie ermittelt werden, er dürfte ein Elsässer gewesen sein —, welche, zwischen der nördlichen und südlichen Pfalz einen Unterschied machte, ersterer in Bezug auf nationaldeutsche Gesinnung Gerechtigkeit widerfahren ließ, von letzterer aber, d. h. Landau, Pirmasens, den Districten südlich der Queich als „allemands de fraiche date" behauptete, es sei daselbst ein „germe français" vorhanden. Einsender protestirte sofort auf das entschiedenste für sich und seine (betreffenden) Landsleute gegen jene Unterscheidung, den Vorwurf unnationaler Gesinnung und erlangte von der erst zögernden Redaction schließlich die Aufnahme des Protestes (Temps Nr. 1873, d. d. 21. Juni 1866). Da dieser Protest durch einen Zusatzartikel der Redaction jedoch abgeschwächt und jene Mittheilungen der anonymen Correspondenz aufrecht erhalten werden wollten, so wandte sich Einsender in die Heimath, aus welcher in Nr. 1902 des Temps vom 20. Juli 1866 gleichfalls eine offene Erklärung erschien. Wir heben nach dem in den deutschen Blättern gegebenen Texte Folgendes hervor: „Ohne Zweifel besitzen auch wir in Landau und Pirmasens wie Jedermann im deutschen Volke Sympathie für die große und edle französische Nation, der wir Erfüllung der glänzenden Geschicke wünschen, zu denen sie auf dem Wege des Friedens berufen und die zu erreichen sie groß und mächtig genug ist. Ja, diese Sympathie mußte sich mit Rücksicht auf die nachbarlichen Verhältnisse und die so nahen, täglichen Beziehungen in unseren Gränzdistricten noch in höherem Maße als anderwärts entwickeln, namentlich seitdem Ihr Kaiser in Uebereinstimmung mit dem gebildeten und selbstständigen Theile des französischen Volkes die Achtung vor dem Principe der Nationalitäten proclamirte und so bei uns ein Gefühl der Beunruhigung beseitigt wurde, welches lange die natürliche Wirkung einer so nahen Nachbarschaft und so enger Beziehungen gehindert hat. Aber seien Sie versichert, daß wir die Gesinnung unserer ganzen Bevölkerung Ihnen aussprechen, wenn wir Ihnen sagen, daß diese berechtigten und natürlichen Sympathieen nicht hindern, daß auch bei uns wie in der übrigen Pfalz ein jeder ernsthafter Mann es für den Verlust des größten Gutes hielte, vom deutschen Volke losgetrennt und mit Frankreich vereinigt zu werden. Wer bei uns den Wunsch einer Trennung vom Vaterlande hätte oder gar denselben vor Anderen auszusprechen sich nicht scheuen würde, den müßte bei unserer ganzen Bevölkerung eine nicht geringere Verachtung treffen, als einem Franzosen bei seinen Landsleuten zu Theil würde, der einer gleichen Gesinnung dem Auslande gegenüber fähig wäre."

Diese Erklärung ist unterzeichnet von Gelbert, Abgeordneter, Louis, Abgeordneter, Dr. Eichborn, Bürgermeister, Böcking, Präsident des ständigen Landrathsausschusses und des letzten Landrathes. Advocat-Anwalt Pauli, Präsident der Anwaltskammer in Landau im Namen seiner sämmtlichen Collegen, alle aus Landau; sodann G. Diehl, Bürgermeister aus Pirmasens, H. Pasquay, Abgeordneter aus Annweiler.

Die kaiserlich-französische Regierung schenkte dieser Erklärung, die unter ihren Augen erschien, keine Beachtung; bald darauf in den ersten Tagen des August stellte sie an die preußische Regierung die bekannte Forderung territorialer Compensationen. Sie trieb ihrem Verhängnisse entgegen: der Krieg von 1870 aber sollte zeigen, wie Landau, wie die gesammte Pfalz in den Stunden der höchsten Gefahr entschlossen und treu zum deutschen Vaterlande standen.

Mannichfaltiges

(Ein Räthselspiel) wurde kürzlich in einer Gesellschaft vorgeschlagen. Als die Reihe, ein Räthsel aufzugeben, an einen Herrn kam, der neben einer schönen Dame saß, sagte Ersterer zu der Letzteren: „Was ist der Unterschied zwischen einer Dame und einem Spiegel?" Die Dame wußte keine Lösung. „Ein Spiegel," sagte der Herr, „reflectirt, ohne zu sprechen, eine Dame spricht, ohne zu reflectiren!" „Antworten Sie nun mir," erwiderte die Dame: „was ist der Unterschied zwischen einem Spiegel und Ihnen?" „Ich kann es nicht sagen." „Ein Spiegel ist geschliffen, Sie aber sind ungeschliffen."

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 54. Samstag, den 11. Mai 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

„Sprich nicht weiter, liebes Mädchen," unterbrach Oswald sie lebhaft. „Es ist meine Schuld, daß Du in diesen Irrthum verfielst, der in Hinsicht auf meine wahren Beweggründe kleinlich erscheint. Nein Melitta, die innere Stimme, die mich treibt, hat mit diesen Weltverhältnissen nichts zu thun. Ohne daß ich Dich einweihen kann in meine Ideen, sollst Du doch wenigstens einen Ueberblick darüber erhalten, was mich unaufhaltsam forttreibt:"

Melitta erröthete unter diesen Worten und die lässige Nichtachtung verlor sich allmählig aus ihren Mienen, als Oswald nach einer Pause fortfuhr:

„Die Lage Deutschlands wird mit jedem Jahre drückender und wir gehen jetzt einer vollständigen Vernichtung entgegen, wenn die großartigen Pläne Napoleons gelingen."

„Ich glaube, so hat es schon oft geheißen", warf sie flüchtig ein, „und dennoch fand sich immer wieder eine Brücke, welche der Verzweiflung einen Uebergang zur Geduld bot."

„Diesmal möchte sich schwerlich eine bloße Geduldsprobe für uns herausstellen, wenn der Plan des Kaisers glückt!" rief Oswald sehr ernst. „Er rüstet mit Macht gegen Rußland. Es sind Verträge dieserhalb mit Preußen und Oesterreich zum Abschluß gekommen, die das letzte Mark aus unserm Vaterlande saugen und uns sogar zwingen, als Feinde gegen unsere natürlichen Verbündeten zu ziehen. Auch ich müßte dem allgemeinen Aufgebote meine Kräfte weihen, als westphälischer Unterthan! Darin liegt der erste Grund, mich von der Pflicht gegen die Fremdherrschaft zu befreien."

„Aber Oswald — Du, als Edelmann?" fragte Melitta ungläubig.

„Napoleon kennt Mittel und Wege, um eine Ehrensache aus seinen Anforderungen zu machen! Die Kriegsheere in Frankreich setzen sich bereits in Bewegung. In Preußen, Oesterreich und Westphalen geht man stark an's Werk. Am Rheine sollen die französischen Truppen mit Feindesübermuth hausen, trotzdem die Herrscher aller Lande als Freunde in Dresden conferiren. Napoleon soll mit entsetzlichem Ingrimm die Zurüstungen zu diesem Feldzuge gegen Rußland betreiben, weil er den edlen, stolzen Kaiser Alexander für den Spott zu demüthigen gedenkt, womit dieser seine Anmaßungen zurückgewiesen."

„Warum verbindet sich Preußen und Oesterreich nicht mit Rußland?" fragte Melitta mit erwachendem Interesse. „Warum werfen diese Herrscher nicht das Joch der Unterwerfung ab?"

„Warum?" fragte Oswald schmerzlich. „Weil sie in blinder Demuth an die Unfehlbarkeit Napoleons glauben! O, es ist schrecklich, an der Kette liegen zu müssen, die von der Schwäche eines Herrschers geschmiedet ist! Ehe der Winter hereinbricht, soll die Expedition nach Rußland fertig sein. Napoleon gedenkt Winterquartiere daselbst zu nehmen und in dem letzten, unangetasteten Reste Preußens, in West- und Ostpreußen, eine Truppennachhut zur Sicherheit und Deckung kantonniren zu lassen. Die Verzweiflung der dortigen Einwohner ist groß. Diese Kriegssteuer ruinirt das Land vollends."

Melitta war stehen geblieben. Ihr Auge hing fest an Oswald, während er sprach, aber nicht ein Laut entrang sich ihren Lippen.

Der junge Mann fuhr fort:

„Die Idee eines allgemeinen Aufstandes tauchte auf! Lieber Gott, wenn die Herrscher

geneigt sind, unsern Freiheitsdrang als Verbrechen anzusehen, so ist ein Aufstand wirkungslos! Wir sahen dies ein und besprachen andere Auswege zur Aushülfe. Es blieb beim Sprechen, wie häufig in der Welt, wo die Männer das Wort führen, die sehr weise, aber nicht klug sind. Nur Einige unter uns fühlten beim Herannahen der Gefahr den Muth, durch Energie, durch Forschen und Grübeln nach einem Hilfsmittel weiter vorzuarbeiten. Wir sind nur Wenige, aber wir sind ausgerüstet mit zureichenden Kenntnissen über Charaktere und Verhältnisse, um dem Werke eines Widerstandes zu dienen. Dazu war es jedoch nöthig, selbstständig auftreten zu können, Jeder für sich zum Ziele zu schreiten und seine Subsistenzmittel mit sich zu führen. Ich beschloß das Opfer nicht zu scheuen! Ich verkaufte mein Gut!"

Melitta legte die Hand auf seinen Arm. Der Ausdruck einer wahrhaften Hochachtung hatte alle bösen Schatten in dem sanften, lieblichen Gesichte verdrängt.

„Dein Entschluß ist edel, Oswald — verzeihe mir!" bat sie mit erstickter Stimme.

„Ich kannte ja meine Melitta —" erwiederte Oswald herzlich.

„Aber wenn Dein Opfer vergeblich ist?"

„Dann habe ich es mit meinem Glücke bezahlt, das weiß ich!" sprach er wärmer.

Melitta legte ihre Hände flach zusammen und hob sie so gegen ihn auf. „Oswald — willst Du mir gestatten, daß ich Dich bitte, Dich nicht in so vergebliche Gefahren zu stürzen?"

„Meine Selbstachtung fordert, daß ich nicht in meinem Entschlusse wanke! Beklage mich nicht, selbst wenn der Tod mein Loos sein sollte!" sprach er in frommer Begeisterung.

Melitta schauerte sichtlich zusammen.

Der Tod sein Loos! Ihr war es, als wenn eine klagende Stimme aus den Wolken tönt und ihr verkündige, daß dies das Ende aller der Träume sein werde, die sie, — das fühlte sie jetzt mit stummer Verzweiflung — allein geträumt hatte!

Trotzdem wehrte sie ihrem Blicke die tiefe, innige Theilnahme nicht, als sie jetzt schmerzlich ergriffen zu Oswald emporschauete. Ihre Blicke tauchten in einander. Ein süßes Gefühl, zu rein für leidenschaftliche Liebe und dennoch zu heiß und zärtlich für ruhige Freundschaft, durchschlich die Brust Beider. Melitta fühlte plötzlich den Schmerz in sich weichen und Oswald schauete im Geiste über die herben Prüfungen einer edlen Pflichterfüllung hinweg und sah sich wieder in friedlichem Besitze Wangerodens, neben diesem Mädchen, das ihm ein Lohn für schwere Leiden werden konnte.

Traulich neigten sie sich zu einander. Oswald umfing sie wieder mit seinem Arme, während ihres Weiterschreitens und Melitta schmiegte sich mit ihrer frühern Innigkeit fest an seine Brust. Was trennend zwischen ihnen gestanden hatte, war verschwunden. Ein einziger Blick hatte hingereicht zur Verständigung. Sie gehörten einander an. Ob im Leben, ob erst nach dem Tode — das gaben sie Gott anheim. Eines Gelöbnisses bedurften sie nicht Die Liebe von Jugend auf verbürgte die Treue und nachdem das Vertrauen wieder zwischen ihnen waltete, sahen sie fast heiter auf die Nothwendigkeit ihrer Trennung hin, die ihre Seelenvereinigung nicht zu stören vermochte.

Melitta, beschämt ihrer Launenhaftigkeit gedenkend, womit sie dem Handeln Oswald's entgegengetreten war, warf in diesem schönen Momente der Selbsterkenntniß allen Egoismus aus ihrer Seele und ließ das Verlangen nach einem schönen Liebesleben an Oswald's Seite, womit sie ihre dämmernden Träume von Glück ausgefüllt hatte, in jener reinen Seelenliebe aufgeben, die in frommer Demuth nur das Leben des Geliebten von Gott erbittet und gern seinem Besitze entsagen will. Je fester sich ihr Herz in dieser letzten Unterredung den phantastischen Gebilden ihrer Liebe verschloß, desto reifer wurde ihr Geist, die Geistesgröße dessen zu erkennen, welcher das Einzige, was er dem Vaterlande opfern konnte, bereitwillig auf den Altar der Vaterlandsliebe legte.

Schweigend zuerst gingen die beiden jungen Menschen in dem duftigen, schattigen Wege dahin. Ohne ein Wort darüber zu verlieren, wußten sie, daß ihre Gedanken gleichmäßig beschäftigt waren und Melitta verstand der Ausruf ihres Freundes, als er mehr zu sich selbst als zu ihr sagte:

„Wenn die Gebote Gottes uns zur Verleugnung unseres Selbst's auffordern, so kann es keine Sünde sein, unser Wohlsein großen Plänen zu opfern!"

„Nein, Oswald! Nur die Begierde nach Ruhm und eitler Ehre würde solche Opfer

entheiligen können," antwortete Melitta, mit himmlischer Freudigkeit in sein umflortes Auge blickend. „Und Dein Bestreben hat sich einen stillen und unbeachteten Weg zum Kampfe erwählt! Warum hast Du mich nicht für würdig gehalten, die Vertraute Deiner Gedanken zu werden?"

„Wer kann gährende Gedanken mittheilen, ohne sich dem Anscheine einer Geistesverwirrung auszusetzen, Melitta!" rief der junge Mann belebt. „Die Entschlüsse reifen gewöhnlich erst an den Ereignissen und diese überstürzten sich im Laufe der letztvergangenen Tage. Ohne die Hülfe eines Mannes, den Du unter dem Namen eines Marquis d'Etérais kennst, hätten mir die Mittel gefehlt, meine Pläne in's Werk setzen zu können." Melitta fuhr erschüttert zusammen bei dem Namen, der sich in ihrer Phantasie mit der Macht des Kaisers Napoleon vereinte.

„Der Marquis!" rief sie ängstlich. „Bist Du sicher, hier nicht einem Verrathe zu erliegen?"

„So sicher, wie mein Geheimniß bei Dir ruhet, so sicher liegt es in der Brust dieses Mannes," entgegnete Oswald mit Lächeln.

„Dann theile mir zu meiner Beruhigung mit, was Du damit schon halb und halb verrathen hast, daß Du sagtest, „den Du unter den Namen eines Marquis d'Etérais kennst" — bat das Mädchen. „Wer ist der Mann, der sich die Achtung der Menschen, trotz seiner Beziehungen zu dem Eroberer zu erhalten wußte?"

Oswald zögerte einen Augenblick, dann blickte er mit heller Freude im ganzen Gesichte, Melitta an und flüsterte: „Es ist Thilo von Ettershaiden, ein Spielgefährte der armen Junker, welche eine Beute des Todes wurden. Dadurch wurde er in der Burg eingebürgert, als Deines Onkels erste Gemahlin hier lebte. Er ist ein edler, guter, braver Mann geblieben!" Sprachlos vor Erstaunen hörte Melitta dieser Erläuterung zu. Thilo von Ettershaiden! Der Mann, welcher das Thema zu Cousine Bianca's excentrischen Klagen bildete. Daß bis jetzt Niemand auf diese Möglichkeit verfallen war, fand sie unbegreiflich!

„Und er half Dir — gegen den, welcher sein Wohlthäter ist?" fragte sie noch immer ungläubig.

(Fortsetzung folgt.)

Kleiderordnungen.

Die in der guten alten Zeit beliebten Kleiderordnungen, welche dem Luxus des höheren wie niederen Bürgerstandes steuern sollten, haben nie sonderlich geholfen. Man hätte denken sollen, daß die Sorgenzeit des dreißigjährigen Krieges die übertriebene Putzsucht von selbst gedämpft hätte, allein es scheint, daß weder die selber ausgestandene Noth noch der Blick auf das fortdauernde Elend rings umher die Menschen verständiger machten. Freilich die Polizeiverbote thaten's auch nicht. Im Jahre 1649, also ein Jahr nur nach der Beendigung des furchtbaren Krieges, fand sich der Rath der Stadt Stralsund veranlaßt, eine Kleider-Ordnung zu veröffentlichen, weil man die betrübte Erfahrung gemacht, daß die leidige Hoffahrt fast in allen verbotenen Stücken übermäßig zugenommen. Was gab sich da der gute Magistrat nicht für Mühe, Alles bis ins Geringste anzuordnen und festzustellen. Nur dem ersten, d. i. dem Patrizier-Stande, wurden kleine Vergünstigungen gewährt. Insgemein wurden verboten goldene Armbänder, Halsketten von Gold oder Perlen, Perlen-Hutschnüre, goldene und silberne Schnüre, Mäntel mit Sammet gefüttert, Schuhe von Sammet, seidene Unterröcke und Futterhemden u. s. w. Röcke von Sammet durften nur Mannspersonen des ersten Standes tragen, junge Gesellen indeß sollten sich des Sammets ganz enthalten und am Atlas zum besten Kleide genügen lassen. Das Tuch zu Mänteln und Kleidern durfte im ersten Stande die Elle nicht über vier Thaler kosten, im zweiten nicht über drei — für jene Zeit allerdings schon ein hoher Preis. Den Jungfrauen ersten Standes wurde eine Perlenbinde und hinten an den Flechten ein goldener, doch ohne Edelsteine verzierter Stift zugelassen; allein die Perlenbinde durfte nicht breiter als der 16. Theil einer Elle sein Im zweiten und dritten Stande waren Perlen ganz verboten. Nur für Ehren- und Brauttage wurden besondere Ausnahmen zugelassen. Große Klage führte der Rath über die Sucht neue Moden einzuführen und nachzuahmen, über die „exorbitante Leichtfertigkeit und Verschwendung", welche darin vorgeht, daß fast alle Vierteljahre eine Veränderung des Modells vorgenommen wird und was ein Jeder an Auswärtigen sieht, mit großen Kosten und zuweilen öffentlichen Aergerniß nachzuäffen Begierde trägt.

Es wird daher ernstlich ermahnt, bei seiner Tracht zu bleiben und durch neue Muster und Moden kein Aergerniß zu geben.

Einundzwanzig Jahre später, 1670, erschien eine fernere „Deklaration der Stralsund Policey- und Kleider-Ordnung", die manches recht Charakteristische enthält. Sie war aber nicht nur eine Kleider-, sondern nebenbei auch eine Speiseordnung, denn sie verbot bei Privatbäckereien das Konfekt, die Torten und Alles, was von Zucker gebacken wird. Hochzeiten sollten nur einen Tag dauern, die Zahl der Gäste wurde für den ersten Stand auf 60, für den zweiten auf 40, für den dritten auf 24 festgestellt. Alle Hochzeitsgeschenke sollten abgeschafft sein. Den Jungfrauen, selbst ersten Standes, wurden „die weit bei den Ohren weit heraushängenden Locken" verboten; Frauen und Jungfrauen allerseits anbefohlen, den Hals bei weit ausgeschnittenen Kleidern nicht bloß zu tragen, auch die Arme gebührend bedeckt zu haben, sowie sich aller ärgerlichen Neuerungen und fremden Modelle gänzlich zu enthalten. Die nächste Kleiderordnung erschien 1685. Das Jahr 1701 brachte aber schon wieder besondere „Declarationes", weil trotz der „höchst beschwerlichen Zeiten" die „Corruptelen und Neuerungen so unvermehrlich überhand genommen." Namentlich wurde, wie die Verordnung ersehen läßt, in Demantringen und Perlen großer Luxus getrieben. Von nun ab sollte in Rücksicht auf die nahrlosen schlechten Zeiten bei Braut- und Bräutigamsgeschenken kein Ring über 70 Thaler kosten; auch mußten bei einem Werth über 50 Thaler je 10 Thaler mit 2 Thlr. besteuert werden. Zu den bei Hochzeiten verbotenen Gegenständen werden zum ersten Mal Branntwein und „Toback" erwähnt. Den Frauenzimmern wird das excessive aufkräuseln und auffbouctiren der Haare, wie auch der Gebrauch fremder Haare" untersagt. Allein wie wenig müssen doch die väterlichen Mahnungen und Strafandrohungen gefürchtet haben, wenn schon im nächsten Jahre, 1702, eine renovirte „Ordnung" für Verlöbnisse, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse nach Unterschied der Stände veröffentlicht wurde. Außerdem erschien noch eine besondere „Kleiderordnung und 1706 ein Anhang zu der 1701 publicirten Verordnung, der sich u. A. auch mit den häufigen Falbula an den Unterröcken beschäftigte und die Zahl derselben auf ein einziges beschränkte. — Gute alte Zeit, in der sich die Fürsorge der Polizei so gar gewissenhaft auf Alles erstreckte! aber besser und sittlicher war diese Zeit keineswegs, und wir dürfen trotz aller Klagen über die Gegenwart doch ganz zufrieden sein, jene Zustände des väterlichen Regierens theilweise überwunden zu haben.

(Sonntagsbl. der Kaiserol. Ztg.)

Mannichfaltiges

(Hohes Alter.) In Klein-Kuntschitz (Bezirk Freistadt) ist am 27. d. M. ein Mann Namens Franz Grohmann, in dem hohen Alter von 107 Jahren gestorben. Der Greis besaß volles, obwohl weißes Kopfhaar, ungeschwächtes Gehör und gesunde Augen. Sein Vater erlebte auch volle 107 Jahre.

(Ein neues Börsenlied.) In Prag ist ein neues Börsenlied aufgekommen, das auch für andere Börsen passen dürfte. Es lautet:

Leise tönt bei Börsenschluß
Liebliches Geläute,
Mancher, der heut' zahlen muß,
Denkt sich: „Geh'n mer pleite!"
Schleicht hinaus sich aus dem Haus,
Wo die Gründer sprießen,
Bleibt am nächsten Tage aus,
Sagt: „Ich laß sie grüßen."

(Rache eines Kochs.) In Ancona hatte ein Koch einen Wortwechsel mit seinem Brodherrn gehabt. Zur Rache fing er an, sämmtliche Speisen mit einem Purgirmittel zu versetzen, was einige Zeit lang den gesammten Hausstand in große Bedrängniß brachte. Zuletzt aber kam man dem Attentäter hinter seine Schliche und zog ihn vor Gericht. Dort erklärte der Missethäter, er habe die eigenthümliche Würze erfunden, weil sein Herr eine belegte Zunge gehabt habe. Diese Entschuldigung erregte allgemeine Heiterkeit und der Angeklagte verdankte es seinem drolligen Einfalle, daß er nicht nur freigesprochen wurde, sondern auch im Dienste verbleiben durfte.

Auflösung des Räthsels in Nummer 52:
Generalablaß — Generalbaß.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 55. Dienstag, den 14. Mai 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

„Er half mir dadurch, daß er Wangerode kaufte und durch eine bedeutende Anzahlung meine Abreise möglich machte, ehe sie zu spät wurde. Seine Verbindung mit dem Kaiser beruhte auf gegenseitigem Vertrauen. Thilo hat sich ohne Weiteres zurückziehen können, weil er nie ein bindendes Amt bekleidete. Die jetzigen Pläne des Kaisers empören ihn, weil sie zum Ruin seines Vaterlandes mitwirken. Er sieht bangend der Zukunft entgegen und benutzt die Gelegenheit, sich als Privatmann in Besitz zu bringen."

„Bist Du seiner Treue ganz sicher? Hat er nicht seine Gabe der Beredsamkeit, die ihm eigen ist, angewendet um seines Vortheiles willen?"

„Melitta, Du hast ihn kennen gelernt und kannst solche Zweifel aufstellen?" fragte Oswald vorwurfsvoll.

„O, wenn das Herz um Jemand bangt, den man lieb hat, so erwacht das Mißtrauen", klagte Melitta.

„Gegen Thilo von Ettershaiden — Mißtrauen!" rief Oswald mit einem Tone, der dem jungen Mädchen durch Mark und Bein drang. Sie schmiegte sich fester an ihn und legte beschwichtigend ihre Wange an seine Schulter. „Gottlob, Verrath und Tücke ist nicht das, was im Geschlechte dieses Stammes nistet", fuhr Oswald feierlich fort. „Wohl aber Härte, Festigkeit und spröder Wille!"

„Ich fürchtete für Dich, Oswald", betheuerte Melitta, „nur darin suche mein Mißtrauen. Auch kann ich mich dem Gedanken noch nicht mit voller Freudigkeit hingeben, in dem Marquis einen Ettershaiden sehen zu müssen. Er ist dem König Jerome zu nahe, als daß er nicht von ihm beeinflußt werden könnte."

„Jerome ist nicht der Schlechteste im Bonapartischen Kreise", sagte Oswald beruhigend. „Gerade in seinen Fehlern beruht sein Gutes für seine Unterthanen. Schädlich wird er nur, wenn er schlechte Rathgeber findet. Er spielt wie eine Motte um das Licht, das ihm angezündet ist. Im Grunde ist er dem ganzen Reiche eine Null. Das Schöpfungsfieber seines gewaltigen Bruders hat ihm ein Königreich konstruirt und ihn, als Puppe mit dem Hermelinmantel, hineingesetzt. Die Elemente, worin er sich wohlgefällt, sind die Lehren des Epikur, dem Wohlsein das höchste Glück ist. Daß er dabei keinen Unterschied zwischen dem sinnlichen Wohlsein des Menschen und des Thieres macht, liegt gleichfalls in der Philosophie dieses Weisen von Griechenland."

„Aber ist nicht der genußsüchtige Mensch gerade Derjenige, welcher viel Unheil stiften kann? Ist er nicht gefährlicher, als irgend ein Anderer?" fragte Melitta schüchtern.

„In der Einzelheit vielleicht, aber nicht in allgemeiner Verbreitung. Da sind die Begierden des Geistes mehr zu fürchten, als die Begierden der Sinne. Um Napoleons Gelüsten zu genügen, gehen ganze Völker zu Grunde — Jerome kann höchstens störend in das Glück einzelner, schwacher Familien eingreifen."

Melitta mußte dies einräumen. Ihre Gedanken wurden dabei auf das Glück ihres Onkels zurückgeführt, das von der Eitelkeit ihrer Tante gefährdet war.

„Weiß unser alter Herr schon, daß er in dem Marquis den verschollenen Thilo suchen muß?" fragte sie abspringend.

„Nein, und ich wollte Dich bitten, dergleichen Erklärungen ihm selbst zu überlassen!" Melitta nickte beistimmend. „Hast Du Thilo

ganz in Deine Pläne eingeweiht?" forschte sie weiter.

„Nein. Er ahnt sie aber in der Sympathie unseres Gemüthes."

„Wohin richtest Du Dein Augenmerk?"

„Nach Rußland! Thilo hat mir ein Formal mitgegeben, das mich dem Prinzen Eugen von Würtemberg empfehlen wird. Der Prinz ist sein Studiengenosse in Erlangen gewesen. Jetzt ist dieser junge Prinz ein Held, worauf sich viele Hoffnungen stützen. Ihm will ich mich mit vollen Vertrauen nahen und ihm meine Dienste anbieten."

„Melitta senkte tief betrübt die Augen. „Nach Rußland!" wiederholte sie mit einem innerlichen Schauder. „Oswald, muß es denn sein, daß Du gehst?"

„Ja, mein Mädchen! Ich muß gehen!"

„Wäre es nicht rathsamer, Napoleon's Pläne erst abzuwarten?"

„Damit es, wie im Jahre 1806, zu spät würde mit allen guten Rathschlägen?"

Was im Schooße der Zeit liegt, muß doch erst reifen, ehe es vom Menschenverstande begriffen und beurtheilt werden kann", wendete sie ein. „Will Gott den Triumph der jetzt mächtigen Nation über uns Deutsche nicht zulassen, so wird er schon ein Mittel finden, die Siegesbahnen Napoleons vernichtend zu durchkreuzen."

„Du entwickelst eine bequeme Vaterlandsliebe, Melitta," rief Oswald heiter. „Diese Ansichten würden uns zu faden Träumereien oder höchstens zu der theologischen Schwärmerei führen, täglich Gott zu bitten, bis er die Feinde verjagt."

„Ich meine nur, alle die Opfer, die von edlen, kühnen Männern bis jetzt gebracht worden sind, haben so gut wie gar nichts genützt. Die Masse muß es thun, wenn der Widerstand von Erfolg sein soll und die Masse weicht feige den Aufforderungen kühner Einzelhelden aus."

„Und wenn die Zeit dennoch käme, wo die Massen, durch eine tiefe und gründliche Erbitterung entzündet, endlich im Eifer der Vaterlandsliebe aufständen, Melitta? Wenn dann Alles vorbereitet wäre, wenn Einverständnisse angebahnt und Führer der erbitterten Schaar vorgebildet sein könnten? Napoleons jetzige Beschlüsse, seine gewagten Maßregeln führen hn einer Katastrophe entgegen. Das Geschick wird ihn um so sicherer ereilen, je rücksichtsloser er jetzt seinem entsetzlichen Ehrgeize fröhnt. Seine schlaue Politik hat bis dahin Berge von Schwierigkeiten überwunden, sehen wir nun darnach, daß er vom Gipfelpunkte seiner Macht bergab- und in seinen eigenen großartigen Ideen untergehe. Einem gedemüthigten Feldherrn wendet das Volk eher den Rücken, als einem siegreichem Helden, auch wenn er des Volkes Feind ist."

„Melitta's Auge hing verklärt an dem Antlitze des Jugendfreundes. In ihr erhoben sich mächtige Stimmen für seine Begeisterung, die nicht in Phantomen Nahrung empfing, sondern aus der Ueberlegung des Verstandes entsprang.

„Gehe mit Gott, lieber Oswald," sagte sie in unbeschreiblicher Seelenerregung. „Gehe mit Gott an das Werk — der Allerbarmer wird mit Dir und mit denen sein, die im heiligen Eifer der Sache zu dienen bereit sind. Gedenke meiner, wenn Du Hilfe brauchst! Es soll mich nichts abhalten, zu Dir zu eilen mit Schwesterliebe und Schwestertreue, wenn des Krieges furchtbare Grausamkeit Dein Leben gefährdet."

Oswald nahm ihre Hand und führte sie an seine Lippen. Worte des Dankes fand er nicht, auch keine Worte für die Empfindung, welche sein Herz durchzuckte. Worte würden auch das himmlisch reine Gefühl entheiligt haben, welches ihn beseeligte. Aber trotz des Schweigens verketteten sich ihre Seelen, zum ersten Male von Flammen berührt, die einer verwandtschaftlichen Liebe nicht eigen sind, fester und unauslöschlicher, als durch Schwüre. Sie gehörten einander an. Scheidend reichte das Mädchen dem Manne beide Hände und bekämpfte heldenmüthig die Erschütterung, welche ihr ganzes Wesen in Aufruhr brachte. Ihr Blick zum Himmel hinauf sagte ihm, auf wessen Beistand sie hoffe — dann noch ein Blick, Aug' in Auge, und Oswald schritt fest dem Schlosse zu, während sie bleich und zitternd durch den Laubgang schwankte, der sie zum Kastanienbaum führte. Hier sank sie erschöpft nieder und betete!

Was war es, daß nach dem heißen Ringen mit ihrem Schmerze ihre Stirn mit einer göttlichen Heiterkeit umzog? Die Gewißheit, von dem geliebt zu sein, der ihr ganzes Sein erfüllte, diese Gewißheit erhob sie und überschleierte den Trennungsschmerz, der von ihr würdig getragen werden mußte, wenn sie sich

der Liebe eines solchen Mannes werth halten sollte. Sie erkannte an, daß sie nicht mehr allein sein eigen, sondern daß auch er mit allen Fasern seines edlen Herzens ihr angehörig war. Darin lag ein Trost, der ihr tragen half, was sie tragen mußte!

(Fortsetzung folgt.)

* Die wiedererstandene Straßburger Hochschule.

Ueber das bedeutsame Fest, welches am 1. und 2. Mai in der alten Reichsstadt Straßburg stattfand, liegen nunmehr ganz ausführliche Berichte vor. Wenn uns Mangel an Raum und die Fülle anderweitigen Stoffes seiner Zeit hinderten, eine genaue Schilderung im „Eilboten" zu geben, so holen wir dafür jetzt in den „Heiteren Stunden" das Versäumte nach, indem wir eine Schilderung der Festtage nach den zuverlässigsten Mittheilungen folgen lassen. Zunächst geben wir den Bericht eines befreundeten Collegen.

„Am Dienstag, den 30. April, gegen 5 Uhr Nachmittags, fuhr ich über die Rheinbrücke bei Kehl. Eine Fülle von Gedanken stürmten auf mich ein. Was alles liegt von großen, gewaltigen, unsere Nation in ihren höchsten Interessen berührenden Ereignissen in dem Zeitraum von 20 Monaten, zwischen jenem Tage des Juli 1870, als eine dumpfe, weithin hörbare Detonation den Bewohnern des Rheinthales die Sprengung der Kehler Brücke verkündete und diesem heutigen Festvorabend, der in einem endlosen Bahnzug eine wahre Völkerwanderung von Meistern und Schülern der deutschen Wissenschaft hinüberführt in das wiedergewonnene deutsche Reichsland.

Wieder unser ist es geworden durch die Gewalt der Waffen, durch die Kraft und Tüchtigkeit, durch die Tapferkeit und Einsicht unseres unvergleichlichen Heeres. Wieder unser muß es bleiben, auch geistig uns wieder erobert werden durch die Waffen des Geistes und der Wissenschaft Aus allen Theilen Deutschlands eilen die Abgesandten herbei, um der neu erstehenden Alma mater ihre Glückwünsche entgegenzubringen, um Zeugen zu sein, dieses großen, für das Reichsland und das Reich hochwichtigen geschichtlichen Ereignisses.

Ueberall, wo in die große Verkehrsstraße Bahnen einmünden aus den Landestheilen, welche Hochschulen besitzen, herrscht ein reges, bewegtes Leben und Treiben an den Bahnhöfen. Ernste Männer, die sich auf den ersten Blick in ihrer äußeren Erscheinung als Professoren verrathen, eilen, Platz in den Wagen zu gewinnen und von allen Seiten ertönen Begrüßungsrufe von Männern, die seit Jahrzehnten die Zierden der deutschen Gelehrtenrepublik sind. Und die academische Jugend zieht herbei mit ihren bunten Mützen, mit den frischen, fröhlichen jungen Gesichtern; alle Dialecte des Reichs tönen bunt durcheinander. Es ist so recht ein Bild der glücklich errungenen Einheit des Vaterlandes.

In weitem Bogen umkreist die Bahn die Gemarkung der alten Reichsstadt, deren ehrwürdiges Wahrzeichen, das Münster Meister Erwins, uns mit ernstem Blick ihren Gruß entgegenzutragen scheint. Wir nähern uns der Stadt und zahlreiche Spuren des Krieges treten uns entgegen. Ruinen von Landhäusern, die Trümmerhaufen der Citadelle werden sichtbar; nun kommen wir an die Wälle heran, die noch die gewaltigen Lücken zeigen, welche die deutschen Geschosse hineingewühlt, endlich fahren wir durch einen Tunnel und sind nun im Bahnhof. Das stürmische Treiben bei der Ankunft des Zuges entzieht sich jeder Beschreibung. Aber durch all' den Tumult, das Stürmen und Drängen der ankommenden Jungen und Alten macht sich bald eine wohlgegliederte Kette von trefflichen Anordnungen zum Empfang der Gäste bemerkbar. Große Placate signalisiren das Wohnungsbureau, Bandschleifen im Knopfloch und farbige Armbinden machen die Ausschußmitglieder kenntlich, welche mit dem regsten Eifer bemüht sind, für jeden Ankömmling ein Unterkommen nachzuweisen und wackere Soldaten des sächsischen Infanterie-Regiments Nr. 105 werden durch eine Armbinde mit der Aufschrift „Fest-Ordonnanz" als die Führer, Träger und Nothhelfer in diesem friedlichen Sturm auf die alte Reichsstadt vorgestellt. Wir haben unsere Wohnungskarte erobert und nach langem Warten uns in den Besitz des Koffers gesetzt.

Nun geht es weiter, hinein in die Stadt. Gewaltig ist seit jenem 28. September 1870, als es dem Schreiber dieser Zeilen gegönnt war, unmittelbar nach dem Einmarsch unserer Truppen die eroberte Stadt zu betreten, gewaltig ist seitdem an dem Wiederaufbau des

Zerstörten gearbeitet worden. Neue mächtige Gebäude sind erstanden, aber doch noch ist manche klaffende Lücke, manche ruinenartige Mauer, mancher Schutthaufe vorhanden, um uns zu erinnern, daß dem glücklich erlangten Besitze die entsetzlichen Schrecken des Krieges vorangehen mußten.

Da und dort von einem öffentlichen Gebäude oder aus der Wohnung eines Reichsbeamten oder sonst eingewanderten Deutschen weht eine Fahne in den Reichsfarben. Die Einwohnerschaft verhält sich passiv, aber in ihrem äußeren Auftreten nicht feindselig gegen das Fest. Doch habe ich gehört, daß es Leute gab, die das Begehen dieser Feier mit ihrem Prunk und Lärm als eine „rücksichtslose Kränkung ihrer tief verletzten patriotischen Gefühle" bezeichneten.

Ueberall, wohin wir blicken, stehen Festgenossen geschaart, Begrüßungen werden ausgetauscht, Bekanntschaften angeknüpft, alte Freunde finden sich unerwartet wieder. Ueber Allen aber breitet sich ein begeisterter Zug des erregten nationalen Gefühles hin; auf allen Gesichtern ist die Freude, das Glück, der Stolz zu lesen, daß es uns gegönnt ist diesen schönen Tag, dieses seltene Fest miterleben zu dürfen.

Und es gestaltete sich denn auch in der That zu einem großartigen nationalen Ereigniß. — Schon der Schauplatz der Eröffnungsfeier war geeignet, die patriotische Stimmung des deutschen Reichsbürgers begeisternd zu berühren. Das Schloß, das den Herrschern Frankreichs bei ihren Besuchen in Straßburg zur Wohnung gedient hatte, wo so oft aus allemanischem Munde das „Vive le roi!", „Vive l'Empereur!" erklungen war, dies war ausersehen, Zeuge der erhebenden Vorgänge zu sein, welche die Eröffnungsfeier darbot. Der große Hof war mit einem Zeltdach überdeckt worden und der also geschaffene Raum, mit der Büste des Kaisers Wilhelm und ihr zur Seite mit Büsten von um die alte Academie und Universität verdienten Männern, mit den Wappen der elsaß-lothringischen Städte, mit zahlreichen Flaggen in den Farben des Reiches wie der einzelnen deutschen Staaten und grünen Tannenreis ebenso reich als geschmackvoll verziert, füllte sich um die 10. Vormittagsstunde des 1. Mai mit den Gästen aus Stadt und Reich. (Forts. folgt.)

Mannichfaltiges.

(Auch eine Revanche.) Ein Vorgang an unserer westlichen Grenze hat kürzlich viel Heiterkeit erregt. Nach dem Friedensvertrage vom 10. Mai 1871 blieb nämlich Mars la Tour bei Frankreich, während das benachbarte Vionville an Deutschland abgetreten wurde. Darüber war nun großer Jubel in Mars la Tour. Freudenschüsse wurden abgefeuert, auf den Bergen Feuer angezündet und die Bewohner von Vionville bei jeder Gelegenheit verspottet und verhöhnt. Doch der Tag der Revanche sollte nicht ausbleiben. Kürzlich kamen in Vionville die deutschen Kriegsentschädigungsgelder an, die äußerst reichlich ausfielen, während die von Mars la Tour wie alle französischen Ortschaften das Zusehen hatten. Und nun kam die Reihe des Schießens an die Vionviller; den ganzen Tag über ließen sie die Böller knallen, daß ihren westlichen Nachbarn die Ohren gellten, und für Spott hatten diese auch nicht zu sorgen. Wer zuletzt lacht lacht am besten.

(Seltsame Auslegung.) „Wie verstehst Du die Stelle in der Bibel, mein Sohn: Adam soll im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen?" fragte ein Lehrer seinen Schüler. — „Adam soll so lange essen, bis er schwitzt!" war die Antwort.

(Wohl überlegt.) Besucher: „Ja um alle Welt, mein lieber Herr Caplan, wie kommen denn Sie in's Kloster?" — Klosterherr: „Ja wissen S' die Sach' ist die: Ich bin von einer Pfarrei zur andern gekommen und das war ein ewiger Wechsel, überall ein anders Bier. Das hab' ich nicht vertragen können, deßwegen bin ich in's Kloster gegangen, da hab' ich doch meinen gleichen Trunk."

* Räthsel.

Ich mahne Dich aus ferner Höhe,
Ich mahne Dich in Deinem Haus,
Und selbst in Deiner nächsten Nähe
Sprech' ich die ernste Lehre aus.
O hör' mich, wenn Du weise bist,
Denn es verstreicht die Gnadenfrist!
Oft mahn' ich Dich nur sanft und leise,
Oft mehr durch's Auge, als durch's Ohr,
Oft tret' ich auch auf Stentorweise,
Ja musikalisch zu Dir vor;
Ich kann selbst ernst und eifrig schlagen,
Und gehen muß ich, doch nicht jagen.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

// Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 56. Donnerstag, den 16. Mai 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

4. Capitel.

Einkehr und Umkehr.

Oswald war geschieden! In dumpfer Betäubung saß Frau von Ettershaiden nach seinem Abschiede da. Er hatte mit kurzen, herben Worten Abschied von ihr genommen und jedes Wort, das der junge Verwandte gesprochen, war wie mit Widerhaken in ihr Inneres gefahren.

„Wenn in den Annalen der Weltgeschichte mein Name mit unverlöschbarem Griffel eingezeichnet werden sollte, so mag Gott es nur verhüten, daß nicht auch anderweit derselbe Name mit bezeichnendem Spotte genannt werden darf!“ So lautete sein Abschiedswort, das sich in sie eingrub, wie ein Gottesurtheil.

Es war im Laufe der letzten Woche eine bedeutsame Veränderung mit Frau von Ettershaiden vorgegangen, die sich in verschiedenen Phasen bemerklich machte und ganz zweifellos als eine Umkehr zu betrachten war.

Die ersten Zeichen einer Sinnesänderung datirten vom Tage des Gegenbesuches, den die Gräfin Ancelot in ihrem eigenen Interesse für nothwendig gehalten hatte. Die schmerzhafte Demüthigung, womit dieser Besuch endete, veranlaßte sie zu einem Nachdenken ernsterer Art, als sie bis dahin für nöthig befunden. Das Resultat davon war eine kurze und entschiedene Ablehnung jeder Betheiligung an einem Festin, wozu man Jugend und Schönheit zu requiriren für nöthig fand, um dasselbe für den König von Westphalen piquant zu machen. Ihre Ablehnung hatte die Gräfin stark aufgeregt und dermaßen zum Zorne gereizt, daß sie das Absagebillet dem Ettershaider Diener, der es überbracht, vor die Füße geworfen hatte. Eine sehr belehrende Erfahrung! — Auf dem Wege zur Umkehr begriffen bereitete ihr das ausdrucksvolle Clavierspiel ihrer jungen Pflegetochter Fides eine zweite, sehr dienliche Erschütterung. Von Natur mit einem besonderen Kunstsinn begabt, wurde sie dermaßen hingerissen, daß sie dem Zuge ihres bewegten Gemüthes folgte und den Salon, ganz ihrer Gewohnheit zuwider, betrat. Die kleinen Momente, wo sich ihres Gatten unveränderliche Liebe und Güte zeigte, wirkten in ihrer selbstgewählten Einsamkeit nach und beschleunigten ihre gänzliche Umkehr, die jetzt nach dem ganz unvorhergesehenem Abschiede Oswalds eintrat. Wenn sie im ersten Stadium ihrer Bußfertigkeit von dem quälenden Gedanken heimgesucht wurde, daß es dahin kommen könne, von ihrem Gemahle verstoßen zu werden, so schreckte sie vor jedem entscheidenden Schritte, der seine Drohung wahr machen konnte, zurück. Sie wollte nicht von ihm verstoßen sein!

Bei diesem Ausspruche war ihr Herz nicht betheiligt! Sie entschied sich meistentheils aus oberflächlichen Gründen dafür, daß sie die Stellung als Gattin eines Ettershaiden nicht unbedingt aufgeben wolle.

In der zweiten Phase ihrer Sinnesänderung spielte ihr Gefühl schon eine bessere Rolle. Sie fand sich entbehrlich zum Wohlsein des Gatten und sie wollte ihm nicht ganz entbehrlich sein. Sie fand, daß sie seine herzliche Güte, seine Liebe mit ihren Pflegetöchtern theilte und wollte seine Neigung nicht getheilt wissen. Was sie entbehrte, gewann an Reiz und was ihr entzogen wurde, stieg im Werthe.

Aus diesem schwankenden Gemüthszustande schreckten die mahnenden Worte Oswald's sie auf und wiesen sie auf eine andere Bahn, wie

diejenigen, die ihr Eitelkeit und Glanzsucht verlockend bezeichnet hatten.

Sie erhob sich mit dem Vorsatze, sogleich die ersten Schritte zu einer friedlichen Vereinigung mit denen zu thun, die ihrem Gatten jetzt näher standen, als sie.

Unruhig schritt sie im Zimmer auf und ab, mit dem letzten Reste von Hochmuth und Eigenwillen ringend, der sie seit ihrer frühesten Jugend beherrscht hatte. Die Oede ihres Lebens in der letzten Zeit war eindringlich genug gewesen, um sie einer Familienfröhlichkeit zugänglich zu machen. Ihre Nerven, so oft lügenhaft zum Schreckbilde des ganzen Hauses gemacht, hatten sich wirklich auf eine Weise verschlechtert, da sie krankhaft gereizt waren. Die Dame, sonst nur krank, um einen Vorwand zu eigensinnigen Einfällen zu haben, war wirklich kränker, als sie wußte. Es sehnte sich nach Theilnahme, nach Mitleiden, nach Güte, nach freundlichen Worten!

Immer wieder durchmaß sie ihr Zimmer, ohne den Entschluß auszuführen, den sie gefaßt hatte. Endlich trat sie zum Fenster und blickte in den Garten hinaus.

Da kam Fides gegangen. Sie sah verstört aus und schien Melitta zu suchen, die noch unter dem Kastanienbaume saß und mit ihrem Schmerze kämpfte.

Rasch durchschritt das junge Mädchen die Gartenanlagen und eilte durch die nächsten Bosket's, welche die Ruheplätze verbargen. Ihr ganzes Wesen zeigte eine große, innere Bewegung. Daß sie im Försterhause gewesen war, bewies der Moosrosenzweig, welchen sie noch in der Hand hielt.

O, wie beneidete die stolze Frau das flüchtig dahinschwebende Mädchen um die Kindlichkeit ihres Sinnes, der sie fest in den Gränzen festhielt, welche ihre Verhältnisse um sie gezogen. Darüber hinaus gab es nichts Reizendes für sie.

Jetzt suchte sie Melitta mit einer Begier und Hast, als hinge des Staates Wohl daran, sie zu sprechen. Und was hatte sie ihr schließlich Wichtiges zu erzählen? —

Ein Lächeln, selten genug auf diesem schneeweißen, steinernen Gesichte, zuckte über die Mienen der Dame. „Sie ist glücklich!" flüsterte sie vor sich hin. „Worin aber gründet ihr Glück? In der Zufriedenheit ihres Gemüthes! Sie kann sich über das Sonnenlicht, das über das wallende Korn schweift, eben so herzlich freuen, wie sich die kokette und gefallsüchtige Dame über einen Diamantschmuck freuet, der ihre Schönheit erhöhen soll. Sie ist glücklich, weil sie sich des lebensvollen Dasein in der Natur freuet."

Seufzend begann Frau von Ettershaiden ihren einsamen und trostlosen Weg durchs Zimmer auf's Neue. „Was hilft mir alles Grübeln — des Lebens Mai blüht ein Mal und nicht wieder — mein Mai ist längst verblüht und die Früchte des Sommers haben ihren Reiz eingebüßt! Vergebliches Bemühen, Geschmack an Freuden finden zu wollen, die nie nach unserm Sinne gewesen sind. —" Sie stand still und horchte. Der Schritt ihres Gatten wurde hörbar — mit plötzlichem Entschlusse öffnete sie die Thür.

Herr von Ettershaiden war schon vorübergeschritten. Er blickte jedoch zurück und kehrte artig wieder um, als sie ihn mit einer Handbewegung einlud, näher zu treten. Da standen sie wieder vor einander, ohne Zorn und Widerwillen, wie einst in guten Tagen.

„Bella!" — rief der alte Herr bestürzt, als er Thränen in den Augen Derjenigen sah, die selten weinte.

„Ich bin wohl krank, Ottmar", sagte sie wehmüthig. „Oswald's Abschied hat mir weh gethan — ich war so allein mit meiner Trauer, als wäre Alles todt um mich herum, nur ich nicht!"

Waren dies Beweise eines Erwachens aus den Träumen der Selbstsucht?

Herr von Ettershaiden nahm es dafür. „Ich will bei Dir bleiben," sagte er leise. „Ich will Dir vorlesen! Komm, lege Dich nieder — ich will Dein Gesellschafter sein, so lange Du es wünschest."

Sie nahm hastig seine Hand. „Ja, ja! Bleibe hier! Aber nicht vorlesen, mein Freund — wir wollen zusammen plaudern von Freude und Leid, von guten und bösen Tagen."

Herr von Ettershaiden blickte seine Gattin staunend an. Solche Worte hatte er nicht erwartet! Er trauete seinem Ohr nicht und waffnete sorgfältig sein leichtgläubig Herz, damit es sich nicht wieder täuschen lasse. Er hatte aber nichts zu fürchten!

Sie hatte entbehrt und wollte ferner nicht mehr entbehren. Sie wollte versuchen, ihre Freuden in dem beschränkten Familienkreise, der nur durch wenige gleichgestimmte Freunde vermehrt werden konnte, zu suchen. Wenn sich

junge Herzen, wie die ihrer Pflegetöchter heimisch im idyllischen Frieden fanden, nun, warum sollte sie, die schon den Zenith ihres Lebens überschritten hatte, nicht versuchen im stillen Daheim ihre Freuden zu finden. Es mußte doch etwas Befriedigendes, etwas Beglückendes darin liegen und sie war noch dazu hinreichend begabt von der Natur, um die Zeit edel auszufüllen zu können! Es war ein Umkehr zur rechten Zeit, wozu ihr besseres Selbst sie angetrieben!

Mit dem traulichen Du hatte sie stets das Herz Ettershaiden zu öffnen gewußt, aber in der Härte ihrer Selbstsucht war sie dann auch stets wieder zu der alten Hofsitte übergegangen, die das fremdthuende Sie anständig fand, wenn sie sah daß sie ihren Willen nicht durzusetzen vermochte. Seit langer Zeit zum ersten Male blieb sie an diesem Tage der traulichen Benennung getreu, welche ganz unvermerkt auch zur freundschaftlicheren Hingebung führte.

(Fortsetzung folgt.)

* Die wiedererstandene Straßburger Hochschule.

(Fortsetzung.)

Ich wage es nicht, von den Vertretern der Universitäten und anderen gelehrten Körperschaften einzelne namhaft zu machen, es mag genügen, zu sagen, daß sich die glänzendsten Namen aus dem Kreise der deutschen Gelehrten, der deutschen im eminentesten Sinne des Wortes — denn auch Deutsch-Oesterreich und die Schweiz hatten ihre Vertreter gesandt — unter ihnen befanden. Von andern, durch ihre Stellung oder Persönlichkeit hervorragenden Personen habe ich bemerkt den Prinzen Wilhelm von Hessen (dritten Sohn des Prinzen Karl von Hessen, Schwestersohn Ihrer Maj. der Königin-Mutter von Bayern), den Fürsten zu Hohenlohe-Waldenburg, die Bezirkspräsidenten der 3 Departements und viele andere höhere Beamte aus Elsaß-Lothringen, den bayerischen Regierungspräsidenten v. Braun aus Speier, die Dichter Berthold Auerbach und Victor Scheffel, den Capellmeister Ferdinand Hiller, den Maler Lessing, den Reichstagsabgeordneten Franz Dunker. Es mögen wohl an 3000 Personen gewesen sein, die den gewaltigen Festraum erfüllten; der Mehrzahl nach Deutsche aus dem alten Reich, aber doch haben wir auch manchen Elsässer gesehen. Von Seite der Stadt war der Maire, Hr. Lauth, mit einigen Municipalräthen erschienen; ihre Mienen zeigten, daß es geschehen war, „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe."

Der Bischof von Straßburg hatte Anfangs seine Bereitwilligkeit erklärt, der Feier beizuwohnen; im weiteren Verlauf bot ihm die Nachricht, daß Hr. v. Döllinger unter den Vertretern Münchens sein werde, einen wahrscheinlich willkommenen Vorwand, seine Zusage zurückzunehmen und auf dieser Zurücknahme zu bestehen, auch nachdem die Ankunft des gefürchteten Antiinfallibilisten nicht erfolgt war. Wir denken, der Segen des Himmels wird dem neuen Werke auch ohne die Assistenz des Mgr. Räß zu Theil werden. Denn wenn alles Gute von Oben kommt, so dürfen wir sicher diese neue Schöpfung als unter götllichem Segen zu Stande gebracht betrachten.

Es lag ein Hauch von Weihe und Andacht über den Anwesenden und manches Auge füllte sich mit Thränen der Rührung, als mit dem Glockenschlag 12 Uhr unter Vorantritt der Pedelle, während das Orchester des Conservatoriums den Marsch aus der Zauberflöte anstimmte, die auserlesene Schaar der für die neue Universität gewonnenen Professoren, an der Spitze der ehrwürdige beinahe 80jährige Rector Bruch (ein Elsässer und schon bisher Professor der theologischen Facultät der Straßburger Academie) den Saal betrat, gefolgt von den Deputationen und allen übrigen anwesenden Professoren der deutschen Hochschulen und in feierlichem Zuge sich nach ihren Plätzen begab. Welche Fülle von Geist und Wissen, welcher gewaltige Reichthum an Kenntnissen war da auf einem kleinen Raume vereinigt — in Wahrheit ein glänzender Generalstab der Armee deutscher Wissenschaft.

Und diesem erhebenden Momente folgte ein zweiter, als der Oberpräsident Herr v. Möller, ein Mann voll Würde und herzgewinnender Einfachheit in seiner Erscheinung, einer der hochverdientesten unter den hohen Würdenträgern des preußischen Staates, nach Verlesung der kaiserlichen Stiftungsurkunde die Versammlung zu einem Hoch auf Se. Maj. den Kaiser aufforderte. Es war ein Jubelruf

ohne Gleichen, ein Sturm der Begeisterung durchtönte den Festraum, es war ein feierlicher Act der Besitzergreifung und wohl jeder der anwesenden Deutschen hatte das erhebende Gefühl, daß er einen großen, welthistorischen Moment erlebte.

Dieses Hochgefühl konnte die kleinliche Demonstration des Maires und seiner Genossen, welche bei dem Hoch auf den Kaiser sitzen blieben, in keiner Weise beeinträchtigen.

Und dann kam noch ein dritter großer Moment, als im Namen der deutsch-österreichischen Universitäten Professor Tomascheck aus Wien der neuen alma mater seinen Gruß zurief, und dabei den Sympathien der Deutschen Oesterreichs für das deutsche Reich einen ebenso warmen als wahren Ausdruck verlieh. Es war ein Minuten lang anhaltender Jubel, der seinen Worten folgte und er wird hinüberhallen weit über die Mauern des napoleonischen Schlosses hinaus, hinüber zu unseren theuren Brüdern in Oesterreich, deren Gesinnung wir so herzlich und begeistert erwiedern, wie sie uns entgegentritt und hinüber nach der Seine, wo man bei den Racheplänen für die Zukunft so gerne sich der Illusion einer Bundesgenossenschaft mit Oesterreich hingibt.

Aber neben diesen großartigen Momenten, die uns wie die Marksteine des Festes in der Erinnerung für alle Zeit fortleben werden, ist noch mancher schöne erhebende und rührende Eindruck zu verzeichnen: Die schlechte, aber das alte deutsche Herz zeigende Rede des ehrwürdiger Rectors, die meisterhafte, gedankenreiche Festrede des Kunsthistorikers Prof. Anton Springer, die edel gehaltene Begrüßungsrede des Göttinger Historikers Waitz, die einfachen Worte des Vertreters der Schweiz, Professor Wyß.

Auch die edle Musik, und zwar eine echt deutsche Musik, verherrlichte das Fest. Nach Beethovens Ouverture Op. 114 (Weihe des Hauses) sang der deutsche Gesangverein zwei Chöre aus der „Schöpfung“ und den Schluß der Feier bildete Webers Jubelouverture. Als das Orchester zum Schlusse derselben die Volkshymne intonirte, folgte wieder eine jener spontanen Kundgebungen, welche die Elsässer überzeugen kann, welcher Unterschied besteht zwischen der Liebe und Verehrung eines großen und freien Volkes für einen Kaiser und Heerkönig und dem commandirten officiellen Enthusiasmus, den die Napoleonsfeste zur Schau zu tragen pflegten.

Gegen 1 Uhr endigte die Eröffnungsfeier und bewegten Herzens verließen die Theilnehmer die Festhalle.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Erstaunlich.) Herr Kürbis (liest): „Zur Feier von Shak — Shakespeares Geburts- und Todestag „Romeo und Julia,“ Trauerspiel von Shakespeare. Also der ist am nämlichen Tag g'storben, wo er geboren worden ist und hat zwischen drinn' ein Theaterstück geschrieben! Ah, das ist aber stark!“

(Das neue Arresthaus.) Gendarme: „Das ist unser neues Arresthaus, Herr Landrath.“ — Landrath: „Na, ich muß gestehen, ein respectables Arresthaus! Das ist ja schöner, wie meine Dienstwohnung.“ — Gendarme: Ja eigentlich zu schön für das Lumpengesindel und Spitzbubenpack. Da gehörten eigentlich der Herr Landrath hinein.“

(Unleserliche Unterschrift.) Herr: „Herr Expeditor, entschuldigen Sie, was haben Sie denn hier auf den Postschein geschrieben, das kann man ja gar nicht lesen!“ — Postexpeditor: „Das braucht's auch gar nicht, das ist Postgeheimniß.“

Goldkörner.

Gewiß nennen wir Vieles dann erst unser, wenn wir es verloren haben.

Man sollte sich die Dichter immer in zwei Classen getheilt denken: in die, welche mehr der Sprache, und die, welche mehr dem Gedanken huldigen.

Die Seele läßt sich aus ihren Schlummerbanden durch ein reines, frohes Leben, durch Anschauen der Natur und den Umgang seelenvoller Menschen lösen, der Geist aber nur durch den Geist.

Auflösung des Räthsels in voriger Nummer:
Uhr.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 57. Samstag, den 18. Mai 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Herr von Etterhaiden, durch seine letzten Erfahrungen belehrt, hielt eine weise Beschränkung dieser ersten Friedensscene für zweckdienlich. Nachdem er eine Zeit lang sich mit wahrem Genuß der gemüthlichen Unterhaltung mit seiner Gattin hingegeben hatte, brach er auf, indem er ihr erklärte, daß er einen Brief vom hochwürdigen Bischof Dameke empfangen habe, den er noch heute zu beantworten gedenke.

„Betrifft der Brief unsere Fides?“ fragte Frau von Ettershaiden aufmerksam.

„Allerdings! Ich habe um Aufklärungen über ihre Herkunft gebeten und die will der hochwürdige Herr nur bedingungsweise geben. Er verlangt die Gründe zu wissen, weßhalb diese Aufklärung gewünscht wird und läßt durchblicken, daß er das Verlangen von Fides unbegreiflich finde, da ihre Erinnerungen unmöglich so weit reichen könnten, um aus freien Stücken einen Zweifel an ihre bürgerliche und ehrenwerthe Abkunft aufzustellen. Ich gedenke dem hochwürdigen Herrn zu antworten, daß ein aufgetauchtes Gerücht sie als eine Tochter des Prinzen Louis bezeichnet und ihre Entrüstung erweckt hätte.“

Frau von Ettershaiden erhob sich schnell. „Nein, Ottmar“, sagte sie mit einem Anfluge von Würde, „nein, schreibe dem Hochwürdigen die Wahrheit, verhehle ihm den Antheil nicht, den ich daran habe, aber“, setzte sie mit gehobener Stimme hinzu, „erkläre ihm in meinem Namen, daß ich es für gut gehalten habe, eine Prüfung mit dem lieben Mädchen anzustellen, um seines edlen Kernes sicher zu sein. Die Creaturen des Königs von Westphalen haben dies schöne Wesen gut genug gefunden, seine Sinne zu beschäftigen.“

„Bella!“ rief Ettershaiden aufflammend. „Und man wagte —“

„Ruhig, mein Theurer! Man wagte mich bloß für thöricht und einfältig genug zu halten, um mir Schlingen zu legen, worin mein schönes Pflegekind mitgefangen werden sollte“ fiel Frau von Ettershaiden beschwichtigend ein.

„Der Besuch der Gräfin Ancelot —“

„Zielte darauf hin. — Ich habe darauf jede Beziehung zum Kasseler Hofe gelöst, ich habe gebrochen mit der, die mich vor mir selbst erniedrigte.“

„Bella, ich danke Dir für dies Vertrauen“, sagte der alte Herr, warm ihre Hand fassend. „Ich danke Dir für diese Garantie einer bessern, heiteren Zeit. Denn das Licht der Erkenntniß kann nur läuternd auf Dich wirken und diese Läuterung verbürgt mir unsern Frieden. Vielleicht tagt noch ein Morgen für uns nach der schweren, dunkeln Nacht, die uns trennte.“

Frau von Ettershaiden nahm seine Hand, die er ihr darbot, sanft lächelnd zwischen ihre beiden Hände und behielt sie so während der Zeit, daß er noch bei ihr war.

„Es muß ein besonderes Geheimniß sein, mein Lieber“, begann sie nach einer kurzen Pause, „es müssen besondere Gründe obwalten, daß sich ein katholischer Geistlicher mit solcher Toleranz einer Sache widmet, die seiner Kirche ein Beichtkind entzieht.“

„Ich glaube nicht, meine Gute“, sagte der alte Herr freundlich. „Mir ist erinnerlich, daß der hochwürdige Herr als Grund anführte, der Vater von Fides habe zur Bedingung gemacht, seine Kinder müßten in seiner Religion erzogen werden.“

„Nun, wenn nicht ganz besondere Gründe zu dieser Bedingung aufforderten, so möchte es

wohl ersprießlich gefunden sein, nach dem Tode des Vaters davon abzugehen!"

„Dieser Einwand läßt sich hören! Ich habe überdies fest beschlossen, auf eine Erklärung zu dringen, selbst wenn mich dies Verfahren der Gesellschaft des lieben Mädchens berauben sollte. In dem Briefe des hochwürdigen Herrn sind vielerlei Andeutungen, die mich stutzig gemacht haben. Zum Beispiel fragt er danach, ob eine bestimmte Person auf Fides Spur gekommen sei."

„Dann lebt also noch Jemand, der ein gerechtfertigtes Interesse an Fides nehmen kann?"

„Unbedingt! Er bittet mich dringend, ganz ehrlich zu sein und ihm zu sagen, wie dem Kinde nachgeforscht sei und wer den Anlaß dazu gegeben habe. Ich werde ihm natürlich den Argwohn benehmen, daß andere Rücksichten, als gerade Fides Wünsche mich zu der Aufforderung gebracht hätten und werde ihm erklären, daß ferneres Geheimhalten den Ruf der Eltern nicht allein gefährden, sondern auch Fides in eine schiefe Stellung bringen könne. Ich werde die Auslieferung jenes Kästchens, dessen sich Fides noch mit größten Genauigkeit erinnert, beantragen und ihm zu beweisen suchen, daß ich eine offene Darlegung aller Verhältnisse jetzt verlangen müsse."

„Ich pflichte Dir vollkommen bei, Ottmar!" sagte Frau von Ettershaiden selbst. „So lange Fides selbst im Dunkeln gewesen, waren dergleichen Maßregeln nicht nothwendig. Jetzt, wo ihr der unbestimmte Argwohn Thor und Thür geöffnet, ist's Schuldigkeit, sie zu belehren, ehe sich ein bitteres Gefühl in ihr ausbildet. Fides ist lebhaft bis zum Exzeß! Sie ist schön genug, um allgemeine Sensation zu erregen. Sollen wir ruhig zuschauen, wie sich in dieser herrlichen Blüthe, die sich ganz unbeachtet zwischen uns entfaltete, ein Wurm einnistet, der die kindliche Harmonie ihres Wesens stört?"

„Du bist Fides also wirklich geneigt? Du erkennst ihre Vorzüge an?" fragte der alte Herr im Sturme freudiger Ueberraschung.

Die Dame lächelte schwach, sagte aber mit eigenthümlicher Offenheit schnell, als müsse sie eilen, damit ihr das schwere Zugeständniß nicht leid werde: „Das Mädchen hat mir imponirt! Naturen, wie Melitta, sind mir nicht fremd geblieben. Solche Charakterbildungen finden sich häufig unter uns Frauen. Sanftmuth mit Festigkeit gepaart erleichtern die Siege über alle Versuchungen! Aber, daß dies frisch naturwüchsige, sprudelnde Wesen, welches eine hinreichende Portion Eitelkeit mit Weltsinn vermischt in sich trägt, über dem Wellenschlage der Weltlichkeit sich zu halten verstand, das frappirte mich und gab mir einen Maßstab ihres innern Gehaltes. Seitdem liebe ich das Mädchen!"

Ettershaiden entfernte sich mit freudepochendem Herzen. Seine Zukunft hatte sich wesentlich gelichtet unter dieser kurzen Unterhaltung, aber sein Gewissen regte sich leise und im Rückblicke auf seine Vergangenheit fragte er sich: „Habe ich ein friedliches Alter verdient? Nein! Aber ich will Alles thun, um desselben werth zu sein."

„Und seine Gattin sprach zu sich selbst: „Sollte es wirklich wahr sein, daß uns Frauen tausend Wege zum freudenvollen Dasein offen stehen, wenn wir mit vernünftiger Resignation aus den Blüthentagen der Jugend in's reifere Alter treten? Mir ist zu Muthe, als werde mir ein schönes Glück aus den trüben Tagen der Selbstquälerei erblühen!"

Sie trat wieder an's Fenster und schauete hinaus. Wie leicht war ihr um's Herz, nun sie den ersten Schritt zur Umkehr gethan und aus ihrer an Unempfindlichkeit gränzenden Gemüthsstimmung herausgetreten war. Ursprünglich für das Hofleben bestimmt, hatte man sie frühzeitig angehalten, die Regungen des Herzens dann zu besiegen, wenn sie die Gränzen der Selbstbeherrschung bedrohen könnten. Dadurch beeinträchtigte sich die Wärme ihrer Empfindungen zwar nicht, aber sie hielt sich lange streng im Zaume, bis ihr Mitgefühl vom Eishauche der Convenienz krystallisirte und die geringste Aufthauung ihr unbequem wurde. Jetzt war der Zeitpunkt bei ihr eingetreten, daß sie von innen heraus aufzuthauen begann und das wonnige Gefühl der Selbstzufriedenheit über ihr Herz schlich, als sie sich zum ersten Male zu einem Bekenntnisse herabließ, welches ihre Trauer beim Alleinstehen in einem Schmerze ihr erpreßte.

Sie bereuete das, was sie früherhin als eine unwürdige Schwäche belächelt haben würde, durchaus nicht, sondern gelobte sich, auf dem jetzt betretenen Wege versuchsweise fort zu gehen.

Ihr Blick, erweitert durch die eingetretene Wärme des Herzens, traf in diesem Momente auf Fides und Melitta, die eng verschlungen aus dem Bosket traten und dem Schlosse zuschritten. Sie sah auf der Stelle, daß es in

dem Busen dieser beiden lieblichen Mädchen stark gewogt haben mußte. Noch jetzt hoben sich die Augen thränenschwer und ein Zucken um die feinen Lippen erinnerte bedeutsam an ein schwer bekämpftes Leiden. (Forts. folgt.)

* Die wiedererstandene Straßburger Hochschule.

(Fortsetzung.)

Schon in der Rede des Rectors Bruch, bei dem officiellen Eröffnungsact, war dem Frhrn. v. Roggenbach warmer Dank für seine Wirksamkeit bei Begründung der neuen Hochschule ausgesprochen worden. Roggenbach, der „Brautvater", wie ihn der neben Ihrem Berichterstatter sitzende Berthold Auerbach nannte, hatte in seiner bescheidenen Weise jede officielle Rolle bei dem Act abgelehnt. Um so höher, weil ohne jede bloße conventionelle Motivirung erfolgt, ist die allgemeine Anerkennung anzuschlagen, die seinen hohen Verdiensten um das neue Werk gebührend zu Theil wurde.

In sehr warmen Worten gab bei dem Festbankett ebenfalls wieder Herr Rector Bruch, als der berufenste Dollmetsch, diesem Gefühle Ausdruck und die allgemeine Wanderung zu dem Platze des gefeierten Staatsmannes, dem jeder der Gäste gern persönlich seine Verehrung bezeugen wollte, schien kein Ende zu nehmen. Auch dieser Theil des Festes war ein höchst gelungener. Der große Saal der „Réunion des arts" in der Fegergasse, war mit großem Geschmack verziert und bot gegen 400 Personen Platz an 4 endlos langen Tischreihen, die Mitte jedes Tisches nahmen die hochgestellten und officiellen Theilnehmer ein, so daß sich dadurch ein viel regeres und lebendigeres Treiben gestalten konnte, als wenn diese Größen alle in einer Gruppe vereinigt gewesen wären.

Schon bei dem Gründungsakte war die Theilnahme einer überaus großen Zahl von Offizieren aller Grade und Waffen bemerkt worden. Und auch an allen übrigen Episoden des Festes nahmen sehr viele Vertreter des „Volks in Waffen" als Gäste der Armee des Geistes Antheil, so war es denn auch sehr entsprechend, daß bei dem Festmahl der Gouverneur der Festung, Generallieutenant von Hartmann, den Toast auf Se. Maj. den Kaiser ausbrachte.

Mit einer mächtigen, sonoren Stimme von der man wohl glauben kann, daß sie auch im Donner der Schlachten noch wuchtig klingt, brachte er seine, mit unendlichem Jubel aufgenommene Huldigung dem obersten Kriegs- und Friedensherrn der Deutschen.

Hier brauchte der Herr von Maire von Straßburg nicht sitzen zu bleiben, denn er war mit seinem Gefolge von Munizipalräthen gar nicht erschienen. Dafür waren aber andere Elsässer gekommen, die mit freudigem Herzen einstimmten, als wir unserem Kaiser den Tribut der Liebe und Ehrfurcht darbrachten. Da war Herr Sengewald, Präsident der Handelskammer, Dr. Muhl, ein trefflicher Arzt und patriotischer Dichter, da war Adolf Stöber, der edelsten einer unter den Männern, die der Verwälschung entgegengearbeitet, all' die langen Jahre her, da waren Geistliche (natürlich protestantische), Kaufleute und Landwirthe, freilich nur eine kleine, aber eine um so auserwähltere Schaar.

Aus ihrer Mitte ergriff, nachdem in der Reihenfolge der Toaste der Herr Oberpräsident die neue Universität, Regierungspräsident v. Braun den Fürsten Bismarck, der Rektor Herrn von Roggenbach und dieser das Land Elsaß-Lothringen, den fruchtverheißenden Boden, in den das neue Reis gepflanzt ist, gefeiert hatten, ergriff Graf Dürkheim-Montmartin das Wort, ein in der Nähe von Wörth und Fröschweiler wohnender Großgrundbesitzer, und begrüßte im Namen des Volkes von Elsaß die Deputationen der auswärtigen Universitäten.

Nur eine Kruste fremden Wesens, sagte er, habe sich um das kerndeutsche Herz der Elsässer gebildet und die deutsche Wissenschaft habe nun den Beruf, diese Kruste zu erweichen. „Schwingt den Hammer, schwingt", rief er mit den Worten des Dichters, „bis der Mantel springt!" Es läßt sich denken, welcher Jubel dieser Rede folgte, von welcher freilich nüchterne und etwas skeptische Naturen meinen, daß sie mehr den individuellen Stimmungen des ehrenwerthen Grafen als der Durchschnittsgesinnung der Elsässer Ausdruck gegeben habe. Aber wozu die Skepsis bei einem Festbankett!

Es folgten noch der Toast des Geh. Rathes Renaud aus Heidelberg auf die Stadt Straßburg und des Professors Zarnke aus Leipzig auf die Studenten der neuen Universität, und der Gesang der drei eigens zu diesem Tage Tage gedichteten Lieder von Emanuel Geibel, Dr. Mühl und J. V. Scheffel, dem Dichter

des „Ekkehart“, die der zugleich feierlichen und heiteren Feststimmung einen höchst glücklichen Ausdruck haben. Dann aber überstürzten sich die Wogen des festlichen Treibens zu einem bunten Gewühl, in dem jeder Versuch, auch der gewaltigsten Stimme, sich Gehör zu verschaffen, scheiterte.

Inzwischen war der Abend hereingebrochen und als wir die Straße betraten und nach Durcheilung einiger der engen winkligen Gassen der alten Stadt, einen freien Platz gewannen, da stand das Meisterwerk Erwins, da stand das herrliche Münster vor unseren Augen im wunderbarsten Strahlenglanze. Die architectonischen Linien des gewaltigen und doch so zart gegliederten Baues waren durch Tausende und Abertausende vom Lämpchen markirt und hoben sich von dem tiefblauen Nachthimmel ab, wie ein Wunder aus der Welt der Phantasie.

Und nun, nachdem das Auge sich an diese strahlende Herrlichkeit gewöhnt hatte, nun loderten im Innern der Pyramide die bengalischen Flammen empor, nun glänzten aus der graziösen Kreuzblume die intensiven Lichtwellen einer elektrischen Flamme weithin über Stadt und Land.

Es war ein Anblick, ewig unvergeßlich Allen, die das Glück genossen, ihn zu sehen, so herrlich und wunderreich, so phantastisch und überirdisch, wie sich kein prächtigerer Abschluß des schönen nationalen Festes erdenken ließ. Uns aber, welche die Belagerung miterlebt haben — und es hatte sich ein Kreis von Männern zusammengefunden, die theils in der Armee, theils im Dienste der freiwilligen Krankenpflege vor Straßburg gewesen waren — uns traten alle die Bilder aus jener Zeit, besonders das schauerlich schöne und ergreifende Bild vor das geistige Auge, als wir von den die Stadt beherrschenden Höhen in den Augustnächten des Jahres 1870 den Brand der beschossenen Stadt erblickten, als die zerstörenden Flammen aus dem Dach des Langhauses der Kirche gegen diesen nämlichen Münsterthurm emporschlugen. Und wir dankten Gott, daß trotz aller Schrecken dieser Tage das wunderbare Bauwerk uns erhalten geblieben. Durch die Straßen der Stadt aber strömten die Schaaren des Volkes, staunend und bewundernd, die Belagerer und die Belagerten von damals, und kein Mißklang störte den Eindruck des herrlichen Festes. (Schluß f.)

Mannichfaltiges.

(Ein Millionär durch einen Hut.) Aus Colmar wird der Tod eines Mannes konstatirt, der doppelt Millionär war und sein Vermögen seinem Hute verdankte. Das ging so zu. Im Jahre 1826 ungefähr kam ein armer Drehergeselle, Namens Muhle, barfuß und den Ranzen auf dem Rücken, in das Dorf, in welchem sich die Maschinenfabrik der Herren Weil und Boutron befand und suchte Arbeit. Sein zerlumptes Aeußere nahm gerade nicht zu seinen Gunsten ein und Herr Weil, an den er sich gewandt, schickte ihn weiter. Der Arbeiter ergab sich in sein Schicksal und ging traurig seines Weges. Plötzlich aber rief ihn der Maschinenfabrikant wieder zurück: „Halt, Mann! Was Teufels ist das für ein Hut, den Ihr da tragt?“ — „Es ist ein hölzerner Hut, mein Herr.“ — „Ein Holzhut? Laßt mich das Ding doch etwas genauer ansehen. Wo habt Ihr ihn gekauft?“ — „Ich habe ihn selbst gemacht, mein Herr.“ — „Und wie habt Ihr ihn gemacht?“ — „Auf der Drehbank, mein Herr.“ — „Auf der Drehbank? Euer Hut ist ja aber oval und auf der Drehbank werden die Sachen rund.“ — „Das ist wahr“, antwortete der Arbeiter, „aber trotzdem habe ich den Hut so gemacht, ich habe den Mittelpunkt verstellt und dann gedreht, wie's mir einfiel; ich habe weit zu marschiren und brauche einen Hut, der mir als Regenschirm dient und da ich kein Geld habe, um einen zu kaufen, so habe ich ihn halt selbst gemacht.“ Der arme Arbeiter Muhle hatte instinktmäßig die excentrische Drehmethode erfunden, welche in der modernen Mechanik von so außerordentlicher Wichtigkeit werden sollte. Herr Weil sah mit dem Scharfblick eines geschickten Fabrikanten die ungeheure Wichtigkeit dieser Erfindung ein. Er behielt den Mann mit dem hölzernen Hut bei sich, und fand in demselben nicht nur einen geschickten Arbeiter, sondern ein Genie, das zu seiner Entwicklung nur der Gelegenheit und ein klein wenig Cultur bedurfte. Der Arbeiter Muhle nahm bald am Gewinne des Geschäfts theil, wurde später unter dem Namen Moulin Eigenthümer desselben und erwarb so das große Vermögen, das er jetzt bei seinem Tode hinterläßt.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 58. | Donnerstag, den 23. Mai | 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Aufmerksam prüfte Frau von Ettershaiden die Gesichtszüge Melitta's, die schwerer noch vom Wetterstrahle des Kummers getroffen erschienen. Sie verrieth, daß der Abschied Oswald's hier ein armes schlummerndes Herz geweckt habe. Sie errieth, daß diese Thränen dem herben Schmerze einer ewigen Trennung galten und ein unendliches Erbarmen durchzog ihr weich gewordenes Gemüth. „Wie wird Melitta diese schwere Prüfung ertragen?" fragte sie sich.

Da wendeten sich die jungen Mädchen und gingen wieder zurück in die Gebüsche, wo die mannigfachen Blüthen des Gartens ihren würzigen Duft, gleich einem Balsam über sie ausschütteten. Sinnend blieb Frau von Ettershaiden stehen, erwartungsvoll ihrem Anblicke entgegensehend.

Aber sie kamen nicht wieder zum Vorschein. Sie wählten ein anmuthiges Versteck zwischen dem Gesträuch, wo nicht einmal das Blau des Himmels und der Glanz der Sonne auf ihre trübsinnigen Gesichter scheinen konnte. Hier ließen sie sich nieder. Melitta legte den Arm um ihre Freundin und zog sie fest an ihr Herz.

„Du weißt nun, meine Fides, wie traurig es ist, jemand so fest und treu zu lieben, daß der ganze Himmel um uns einzustürzen droht, wenn der scheidet, dem wir uns auf ewig geweihet haben. Hüte Dich, meine Kleine, hüte Dich vor dieser Liebe, sie zerstört unsern Frieden und überliefert uns traurigen Kämpfen!"

„O, es würde besser sein," erwiederte Fides muthig, „wenn Ihr Euch für den Fall einer glücklichen Heimkehr verlobt hättet."

Ein lichtes Roth überflog Melitta's Gesicht. Sie warf einen schwärmerischen Blick auf Fides und flüsterte: „Ob ausgesprochen oder nicht — ich bin ihm verlobt und er gab mir scheidend den Schwur zum ewigen Bunde."

„Ohne zu sprechen?" fragte Fides altklug. „Darin kann kein Trost liegen. Ich meine eine Verlobung mit Kuß und Wort, worin die Seligkeit der tröstlichen Hoffnung ruhen kann. Mit solchem Troste im Herzen lebt es sich in der Erinnerung sowohl, als in der Erwartung himmlisch leicht." Melitta sah sie erstaunt an. Fides legte schelmisch ihren Finger auf ihr klopfendes Herz und sagte sehr leise: „Ich rede aus Erfahrung!"

„Du?" fragte Melitta, auf der Stelle von ihrem Grame abgezogen. „Du? Aus Erfahrung. Zufolge der französischen Lectüre oder muß ich glauben, daß der Marquis versucht hat, Dein kleines Herz zu erobern?"

„Ja! Es folgt wirklich eine Fortsetzung, Melitta!" sagte Fides gravitätisch.

„Ich bin neugierig auf diese Fortsetzung," schaltete Melitta etwas schroff ein.

„Höre nur! Zuerst ändert der Held seinen Namen in meiner Liebesgeschichte und tritt unter einem wunderhübschen, wunderlieben Namen auf. Er nennt sich plötzlich Thilo von Ettershaiden!"

Melitta fuhr nicht vor Ueberraschung in die Höhe und fiel auch nicht in Ohnmacht vor Schreck. Beides hatte Fides erwartet und es verdroß sie, daß nichts dergleichen geschah. Getäuscht sah sie Melitta an und fragte: „Nun, was sagtst Du zu dieser Metamorphose?"

„Nicht viel! Erst war der Mann ein deutscher Franzose, jetzt ist er ein französischer Deutscher! Ich kannte diese Fortsetzung schon durch Oswald!" sprach Melitta ernst. „Er ist ein Jugendgespiele Oswald's gewesen und hat sich ihm vor dem Abschiede entdeckt, aber wovon weißt Du das, was noch Geheimniß bleiben soll?"

„Thilo hat mir's auch entdeckt," antwortete Fides eben so ernst und sichtlich verstimmt durch Melitta's untheilnehmenden Ton.

„Hat er Dir noch mehrere Entdeckungen gemacht?" fragte Melitta.

„Ja. Er hat mir gesagt, daß ich ihm angehöre, weil er mich aus einer Gefahr errettet habe. Darauf habe ich kurzweg erklärt, daß ich ohne Deine Erlaubniß ihm kein Recht auf mich geben würde und daß Du von jetzt an mich stets begleiten solltest, wenn ich ihn im Förstergarten zu besuchen käme. Aber dann, Melitta, dann hat er mich so kühl und vornehm entlassen, als ob ich's mir zur Ehre rechnen müsse, daß er so gut und lieb gegen mich gewesen. Ich gehe nie wieder nach dem Forsthause, darauf gebe ich Dir meine — —" Sie stockte und blickte vor sich hin. „Nein meine Hand will ich Dir doch nicht darauf geben," setzte sie leise hinzu, „denn wenn mein Herz so schwer werden sollte, wie Deines, dann laufe ich hinab nach dem Förster und warte geduldig, bis Thilo kommt — und dann sage ich ihm, daß ich ihm angehören wolle ohne Deine Erlaubniß! Den Schluß kannst Du dir denken! Ich werde Thilo's Frau!"

Melitta betrachtete die eifrige Erzählerin mit mitleidigen Blicken. „Kleine Thörin," erwiederte sie. „Dein Roman entwickelt sich zu schnell, um für ein ganzes langes Leben Stich zu halten Ich werde Dich nie wieder allein gehen lassen!"

„Still! —" flüsterte Fides und schauete beklommen in's Dickicht hinein, das sich regte, als schritte Jemand zwischen demselben näher. Es war die Zofe der Frau von Ettershaiden, die sich respectvoll vor den jungen Mädchen verneigte und sie im Namen ihrer Herrin um einen Besuch im Zimmer derselben bat.

Melitta und Fides blickten sich bedeutsam an, als die Zofe nach ihrer Zusage das Boskett wieder eilig verließ.

„Bringt's Leid oder Freud'?" fragte Fides. „Was will Deine Frau Tante von uns?"

„Was es auch sei — wir verrathen uns nicht!" antwortete Melitta, mit Gewalt ihre Mienen erhellend.

„Merkwürdig —" meinte Fides aus einem leichten Sinnen auffahrend „Seit Deine Tante mir die weiße, kalte Hand auf die Stirn gelegt und ihre Lippen diese Stirn dann berührt haben, ist es mir, als sei ich geweihet! Ich glaube, daß ich diese Frau schwärmerisch lieben könnte, wenn sie es mir erlauben wollte!"

Melitta zog sich hastig ein wenig von Fides zurück. „Du scheinst ein großes, weites Herz zu haben, denn Du liebst Viele!" sagte sie scharf.

„Gönne mir diese unaussprechliche Wonne, Euch Alle zu lieben!" rief Fides feurig. „Ich verlange ja keine Gegenliebe!"

Von diesem Ausrufe bezwungen, wendete sich Melitta ihr wieder herzlich freundlich zu und sie traten einig ihren Weg zu dem Zimmer der Frau von Ettershaiden an. Der Empfang dieser Dame entsprach ihren Erwartungen, die wie Fides ganz bezeichnend gesagt hatte, zwischen Leid und Freud' schwebten, nicht. Sie wurden ruhig und kühl, wie immer, von ihr aufgenommen.

Die Schritte, womit sie gewaltsam den Conflict zwischen sich und ihrem Gemahle geendet hatte, waren hier nicht nöthig. Sie glaubte ein Verständniß langsamer entwickeln lassen zu können und begnügte sich damit, für's erste den Abschied Oswalds und die Besitznahme der Burg zum Gegenstand eines leichten vertraulichen Gespräches zu machen.

Fides, in der Lebhaftigkeit ihres Temperamentes, gab sich Blößen. Sie verrieth in einzelnen unbedachtsamen Aeußerungen, daß sie Kenntniß von der Umwandelung der Burg und von der Persönlichkeit des jetzigen Besitzers erhalten habe. Ihr Interesse an denselben brach aus jedem Worte hervor und hätte nicht ein wirkungsvoller Wink Melitta's sie getroffen, so wäre die Enthüllung, daß der Marquis d'Eterais kein anderer, als der verschollene Thilo von Ettershaiden sei, unausbleiblich gewesen. Melitta, erfahrener in der Kunst, Offenheit mit Zurückhaltung paaren zu können, hielt sich tapfer bis zu dem Momente, wo ihre Tante mit unverkennbarer Aufrichtigkeit die jähe Abreise Oswald's beklagte und sich selbst die Schuld beimaß, daß er seine Pläne darüber streng geheim gehalten hatte.

„Er ist fort," sagte sie mit einer Stimme, so leise und gütig, wie man sie nicht von ihr zu hören gewohnt war. „Er ist fort und indem er sich entschlossen hat, dem voraussichtlich heißen Kampf der Russen gegen Napoleon seine Fähigkeiten zu widmen, geht er dem Tode entgegen. Wohl dem, der ihn ohne Reue beweinen kann — mir ist dies Glück nicht vergönnt, denn ich habe ihn durch Verkennung gekränkt!"

Da brach Melitta's mühsam behauptete Fassung zusammen und sie sank mit einem

leichten Schrei, überströmt von Thränen in ihren Sessel zurück. Frau von Ettershaiden stand auf und drückte den Kopf ihrer Nichte leise an sich. „Auch, ich, liebe Tante — auch ich habe Oswald gekränkt durch Egoismus," flüsterte sie kaum hörbar.

„Ich dachte es wohl," sagte diese. „Und Dein schmerzdurchkrampftes Gesicht verrieth mir, daß Du den Trost einer erfahrenen Frau gebrauchtest. Vertraue mir, Melitta — ich bin bereit Alles zu thun, was zu Deiner Erleichterung, was zu Deinem Troste geschehen kann!" Melitta trocknete rasch ihre Thränen.

„Nichts kann geschehen! Es ist Gottlob keine Verständigung nöthig, denn Oswalds Edelmuth hat mir meine Launenhaftigkeit, verziehen!" sagte sie wieder gefaßt.

„Wohl Dir," antwortete Frau von Ettershaiden. „Wenn die Lehren solcher Erfahrungen in ein jugendliches, weiches Gemüth fallen, so steht der Trost der guten Vorsätze sogleich zur Seite und erleichtert die Besserung. Aber schwer ist es im Stolze des gereiften Verstandes eine tadelnswerthe Uebereilung einzugestehen, weil die Beschönigungen der guten Vorsätze da eine Lächerlichkeit sind und die Rechtfertigungen ohne Demüthigungen unmöglich erscheinen. In dem kleinen Mißverständnisse zwischen Dir und Oswald liegt die Lehre, daß man niemals den, welchen man lieb hat, durch Wort und Blick kränken sollte, da eine ewige Trennung die Reue darüber unauslöschlich macht."

(Fortsetzung folgt.)

* Die wiedererstandene Straßburger Hochschule.

(Schluß)

Nun brach der zweite Festtag an, und um 17 Uhr Morgens entführte ein endloser Wagenzug über 1000 Gäste dem Straßburger Bahnhof. Der Ottilienberg war das Ziel der Pilgerfahrt, jener berühmte Aussichtspunkt, von dem einst der junge Göthe trunkenen Auges über Berg und Thal hinausgeblickt hatte, „wo sich das herrliche Elsaß immer dasselbe und immer neu wiederholt."

Vorüber an Molsheim, wo ein schön geschmückter Bahnhof uns begrüßte, an Rosheim, wo durch die blühenden Baumkronen eine der ältesten Kirchen des Elsaß ihre romanischen Formen zeigte, nach einem raschen Einblick in das Thal von Mutzig, hielt der Zug in Oberehnheim (Obernay hatten die die Franzosen die alte Reichsstadt getauft), wo die alten Thürme mit dem einköpfigen Reichsadler, der jetzt wieder das Wappen des geeinigten Reiches geworden ist, systematisch den Gast begrüßten. Hier bestiegen einige Hundert die bereit stehenden Wagen, andere traten die Fußwanderung an, während wieder andere vorzogen, bis Barr die Eisenbahn zu benützen und erst von da aus den Berg zu erklimmen.

Hier oben an einer uralten Cultusstätte, wo Kelten und Römer einst um die Herrschaft kämpften, wo gewaltige Mauern von der Riesenkraft jenes urwüchsigen Geschlechtes zeugen, das diese Befestigungen rings um die Berghöhe schuf, hier war es, wo die lieblichen Sagen von der heil. Ottilie Göthe jene künstlerische Anregung einhauchten, „die in der Gestalt der Ottilie aus den Wahlverwandtschaften zur künstlerischen Darstellung ausreifte." Im Klosterhof, unter schattigen Bäumen waren Bänke angebracht, in der Klosterküche war ein trefflicher Imbiß bereitet und im Klosterkeller harrte der köstliche Ortroffer und andere Getränke des Elsasses der Vertilgung.

Da und dort trat auch ein Redner auf, ohne sonderliche Erfolge zu erleben; erst als Berthold Auerbach sich am Fuße eines mächtigen Baumes auf einen zur Rednerbühne erhobenen Stuhl stellte und hier „auf der Höhe" mit mächtiger Stimme Ruhe gebot, sammelte sich alles Volk zum Anhören seiner Rede. Dann aber luden die Klänge der Musik des 8. württembergischen Infanterie-Regiments Nr. 126 ein, den Marsch zum „Mennelstein" einzuschlagen, einem weit vorgeschobenen Aussichtspunkt, wo einst in unvordenklichen Zeiten eine Opferstätte gestanden und wo sich um eine grün geschmückte Rednerbühne die bunten Schaaren der Festgäste drängten und den begeisterten Worten des Generaladvokaten Vacano aus Colmar lauschten, dessen Hoch Deutschland galt.

Und nun hinab nach Barr und dann wieder zurück nach der alten Argentina, unterwegs von Freudenfeuern und Böllerschüssen begrüßt, wohl nicht von den Elsäßern abgefeuert, sondern von den wackeren deutschen Ansiedlern,

die da drüben, als Pioniere der deutschen Sache, dem Vaterlande dienen.

Spät erst konnte der Festcommers eröffnet werden in der feierlichen traditionellen Art mit Salamanderreiben und Schlägerklang, wie unsere deutschen Hochschulen das gewohnt sind. Alles war wieder jung geworden und wie die Alten sich der Illusion freuten, als ob sie auch noch zu den Jungen gehörten, so zeigten sich die Jungen den Alten würdig. Manches gute Wort erklang von der Rednerbühne herab, manches Vivat, Floreat, Crescat! wurde der neuen Alma mater zugerufen; aber auch hier war es die Rede auf die deutsche Armee, die den höchsten Jubel hervorruf, die Rede, in der der Reichstagsabgeordnete Franz Duncker (von der Fortschrittspartei) der Armee des Friedens die von heute ab hier ihre schöne Mission zu erfüllen hat, in der Pflichttreue und Tüchtigkeit des deutschen Heeres ein glänzendes Vorbild vor Augen stellte.

Nun ist das schöne, nationale Fest, eigenartig, wie kaum je eines gefeiert worden, vorüber. Die Gäste sind heimgekehrt, von reichen Erinnerungen an herrliche, große historische Momente erfüllt.

Mit hoffnungsreichen Blicken schaut das Vaterlande hinüber auf die neue friedliche Schöpfung in dem durch die deutschen Waffen wiedergewonnenen Reichslande. Auch wir rufen der neuen Universitas Argentinensis aus warmem deutschen Herzen zu: Glück auf!

Mannichfaltiges.

(Zwei Facultätsbonmots.) Die beiden ruhmvoll bekannten berliner Professoren und Politiker, der Jurist G. und der Mediciner V. waren kürzlich in einem Privathause zusammen Gäste bei einem Diner.

„Herr Professor", fragte die Frau vom Hause den Rechtslehrer, „ziehen Sie Burgunder oder Bordeaux vor?"

„Gnädige Frau", antwortete nach einer Minute tiefen Nachdenkens mit Druidenstimme der Jurist, „ich untersuche mit so vielem Vergnügen die Actenstücke dieses Processes, daß ich den Spruch immer auf acht Tage verschiebe."

Zum Nachtisch wurden auch Trauben herumgereicht. Als dieselben an V. kamen, wieß er die Schale mit den Worten zurück: „Ich danke. Ich pflege meinen Wein nicht in Pillen zu nehmen."

(Ergötzliche Geschichte.) Aus dem heiligen Lande kommt eine ergötzliche Geschichte von der Beraubung eines pilgernden englischen Ehepaars. Die Reisenden haben sich bekanntlich bei den Beduinen des Jordan den Schutz gegen Beraubung zu erkaufen; nur unser Ehepärchen glaubte die Reise nach Jerusalem ohne Beduinenbedeckung machen zu können. Dafür wurde es denn auch angefallen, beraubt und im unangenehmsten Sinne des Wortes bis auf die Haut ausgezogen. Nur mit Mühe vermochte der Engländer die Räuber zu bewegen, ihm eine Times zu geben, damit er sich und seine bessere Hälfte — darin kleide! So kam denn das Pärchen in Jerusalem an: der Gatte in die Times, die Gattin in die Beilage gekleidet. Wers nicht glauben will, der lese das Jewish Chronicle von dieser Woche.

Goldkörner.

Der Prüfstein aller echten Beredtsamkeit ist die Unterbrechung durch Widerspruch.

Der höhere Werth des Menschen entscheidet sich danach, ob er Hoffnungen hat, die über sein Grab hinausgehen.

Es liegt eine unwiderlegliche Berichtigung darin, daß wir die Menschen danach beurtheilen, wie sie uns beurtheilen.

Es ist so wunderbar, wie Ein Pulsschlag Zeit nach dem andern durch die Welt zuckt, das ganze All berührt und dann geräuschlos in die geheimnißvolle, unergründliche Tiefe der Ewigkeit sinkt! Und dann wie wunderbar auch wieder unser Drang, dahin zu streben, daß der electrische, ewig thätige Strom auch selbstbewußt mit durch unsere Brust zittert!

* Räthsel.
(Einsilbig.)

Macht dich mein Wort auch nicht gesunden,
Gibt's Balsam doch für Leib- und Seelenwunden;
Ein Zeichen fort — du siehst es nagen, zehren,
Langsam, doch sicher Starkes selbst zerstören;
Des Lichtes Wiege, dem die Gläubigen sich neigen
Erblickst du, streichst du abermals ein Zeichen.
Noch eins — dann bleibt ein Rest und der ist Schweigen.

Jenny Hirsch.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Joßt.

Nr. 59. Samstag, den 25. Mai 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

8. Capitel.

Der Stolz im Staube.

Thilo von Ettershaiden betrachtete sein jetziges Leben als einen Vorgeschmack jener Seligkeit, die des Guten harren soll in himmlischen Höhen. In der eigenen Genügsamkeit entfaltete sich sein Glück täglich schöner und was ihm zu Vollkommenheit desselben noch fehlte, das erwartete er mit dem vollen Feuer der Zuversicht von der Zeit.

Arnulf's Zustand beunruhigte ihn zwar stark, aber die Ruhe der Erschöpfung täuschte ihn dennoch über die Nähe einer Lebensgefahr. Nachdem er sich erst an die verfallene Gestalt, an das erloschene Auge und an die Blässe seiner Wangen gewöhnt hatte, sah er in der sanften Freundlichkeit, womit der arme Kranke seine Sorgfalt zu belohnen strebte, einen Fortschritt der Genesung. Willig folgte Arnulf den Vorschriften, die ein herbeigerufener Arzt ihm machte. Er weigerte sich auch nicht, wenn Thilo den prächtigen Sonnenschein im Garten als heilsam pries und ihn hinaus zu geleiten Anstalt traf. Dort in der freien Gottesluft hob sich dann sein gesenktes Haupt zu einem freien Athemzuge und er ließ sein Auge frisch belebt dem lebhaften Spiele seiner Kinder folgen, die, fern von aller Noth, hier aufblüheten gleich den Rosen des Gartens.

Hier im Garten umgeben von dem Hauche süßer Erinnerung, hier erfaßte Thilo oft ein tiefes, heiliges Sehnen nach dem Anblicke des jungen Wesens, das sein Herz gewonnen hatte. Hier fühlte er die Entbehrung stärker, die Fides im Mißverstehen seines Benehmens ihm streng auferlegte. Hier wurde die Stimme lauter, die im Sorgen und Schaffen des häuslichen Verkehrs gedämpft erschien.

Schon mehrmals hatte Arnulf angedeutet, daß er seinem Bruder ein kleines Bild seiner Vergangenheit schulde. Thilo war jedoch bemüht gewesen, seine Eröffnungen zu verhindern.

„Du mußt mich endlich hören, Thilo," sagte Arnulf eines Morgens, wo sie allein im Zimmer waren. Thilo blickte ihn an mit dem Lächeln unsäglichen Vertrauens.

„Was wirst Du mir sagen können, was ich nicht schon errathen habe," erwiederte er.

„Du irrst! Es stehen mir peinliche Geständnisse bevor. Im Rückblicke auf die Vergangenheit belastet noch manches mein Herz, was Du wissen mußt. Meine eigene Ehre fordert mich auf Dir zu enthüllen, was aus anderm Munde Dein Urtheil über mich verändern, ja ungerecht machen könnte. Es ist sogar möglich, daß bei den guten Aussichten meines Söhnchens auf die Erbfolge eine schwere Verantwortung auf mich fiele, also laß mich reden, auch wenn es mich entkräften sollte."

„Wenn Du fürchtest, daß der alte Oberhofjägermeister Einwendungen gegen Deinen Sohn machen wird, so irrst Du. Betreffen daher Deine aufregenden Mittheilungen die Abstammung seiner Mutter, so überlaß dem Zufall diese Enthüllungen."

„Meiner Kinder Mutter war eine Gräfin Warrleben, lieber Thilo," sagte Arnulf verwundert. „Habe ich Dir das nicht gleich geschrieben? Nein? O, so verzeihe mir die Nachlässigkeit! In diesen Verhältnissen liegt kein Geheimniß, nur eine erdrückende Reminiscenz. Zuerst das reinste schönste Glück! Dann die fürchterlichste Noth! Ich ließ mein theures Weib aus dem Erlös unserer Trauringe begraben! So sehr ich sie geliebt habe,

Thilo, der Gedanke an sie ist's nicht, der mich beständig aufregt und bis zur Qual martert. Deine Liebe versüßte dieser Gattin die letzten Augenblicke — mein frohes Lächeln, das die Qual meines Innern vortrefflich verdeckte, half ihr die Todesqual überwinden, aber — Gott sei mir gnädig — wie ist meine Gattin gestorben? Hat sie mir geflucht mit dem letzten Hauche ihres Mundes! Hat sie in Verzweiflung nach mir gerufen, den sie liebte, wirklich liebte?"

„Arnunf —" unterbrach ihn Thilo erschrocken, „Du phantasirst wohl! Du sprichst von einer ersten Gattin? — Du eröffnest mir, daß Deiner Kinder Mutter eine geborene Gräfin Warrleben gewesen sei und doch erinnere ich mich, daß unser würdiger Lehensvetter dort im Schlosse Ettershaiden von einer seltsamen Heirath geredet hat, die aus Rücksicht auf Reichthum von Dir geschlossen sein sollte? In Rücksicht hierauf glaubte ich, mit einiger Besorgniß, Eröffnungen hören zu müssen."

„Siehst Du, daß meine Geständnisse nöthig sind", rief der Kranke lebhaft.

„Im Angesichte des Todes sieht man des Lebens Vorzüge mit Mitleiden an", fügte er leise hinzu. „Ich war stolzer, als der Stolzesten Einer, weil man meinen Stolz verletzt hatte von Jugend auf. Doch nun höre, mein Bruder." — Er athmete einigemal recht tief und schmerzlich beklommen, ehe er fortfuhr: „Du erinnerst Dich, daß ich nach einem Winkel Schlesiens verschickt wurde. Der Landesdistrikt, wo ich als Dirigent eines kleinen Landgerichtes wirken sollte, lag zwischen Mähren, Böhmen, Polen und Ungarn eingekeilt, und ich hatte mit allen Nationallastern dieser Völkerschaften zu kämpfen, weil sie auf meine Kreiseingesessenen influirten. Der dortige Landedelmann war in der Cultur weit zurück, er fröhnte denselben Lastern, wie der gemeine Mann, nur in andern Kreisen und unter glänzenderen Verhältnissen. Schmuggeln gehörte zur Tagesordnung. Mord und Todtschlag bei Zänkereien wurde als ein Beweis von Muth betrachtet. Trunksucht überall und falsches Spiel! Wer sich darin auszeichnete, war der Matador der Zeit. Gleich nach meiner Ankunft bezeichnete man mir einen Herrn von Ulanki als denjenigen, welcher mit der größten Frechheit schmuggeln ließe und mindestens mit eigener Hand schon vier Gränzjäger zur Ewigkeit befördert habe. Ich ließ darauf eine Drohung fallen: er möge sich vor mir hüten, wenn seine Ehre ihm lieb sei, denn ich würde ohne Ansehen der Person die Pflichten meines Berufes walten lassen nach Ausübung eines Verbrechens.

Ob ihm diese drohende Aeußerung zu Ohr gekommen, wußte ich anfangs nicht. Ich sollte in einem fürchterlich schweren Augenblicke zur Gewißheit kommen, daß ich mit dieser Drohung mein Schicksal heraufbeschworen habe.

Im Allgemeinen lebte ich zurückgezogen, vermied aber die Geselligkeit nicht gleich einem Misanthropen. Auf einem Balle sah ich ein Mädchen von unbeschreiblichem Liebreiz. Fortgerissen von einer Gluth und Leidenschaft, wie ich sie mir selbst nie zugetraut hatte, näherte ich mich ihr und schon am ersten Abende fühlte ich, daß ihre Neigung der meinen glich. Sie war eine Waise. Ihr Großvater lebte als reicher Starost auf seinen Gütern nahe an der Gränze von Ungarn. Sie selbst hielt sich zum Besuch bei einer Freundin ihrer verstorbenen Mutter auf.

Erlaß mir die Details dieser Lebensperiode, Thilo. Ich lebte wie in einem Rausche. Drei Wochen nach meiner ersten Bekanntschaft war Mirra von Polenz mit Bewilligung ihres Großvaters meine Braut und noch drei Wochen später meine Frau. Jetzt erst ersah ich aus der glänzenden Einrichtung meines Hauswesens, daß ich eine reiche Erbin gewählt hatte. Das aber glaubte mir Niemand.

Meine Dienstwohnung befand sich in dem linken, wohlerhaltenen Flügel eines alten ehemalig fürstlichen Schlosses. Das Gerichtslokal war im rechten Flügel. Im Mittelgebäude, das weit älter, als die Flügel war, lagen öde unbenützte Räume und die Gefängnisse derjenigen Verbrecher, die sich noch in Untersuchung befanden. Eines Tages, vielleicht fünf Monate nach meiner Verheirathung, die mir im unsäglichen Glücke verflogen waren, fuhr eine glänzende Equipage, bespannt mit sechs Schimmeln, vor, und einige reich gekleidete Cavaliere verließen den Wagen und begaben sich ohne Weiteres in meine Wohnung. Ich beobachtete dies von meinem Arbeitszimmer und fühlte schon ein gelindes Grauen beim Anblicke der wüsten Gesichter, die aus der Eleganz ihrer Costüme hervorsahen, wie ein Spott auf Geburt und Bildung. Ich mußte annehmen, daß es Verwandte meiner Gattin waren, die ich bis dahin noch nicht hatte kennen lernen,

obwohl unser Hochzeitsfest eine Versammlung derselben herbeigeführt hatte.

Nicht eine Minute später stand mein Diener vor mir und bat mich im Namen meiner Frau, hinüber zu kommen. Ich willfahrte ihr und stand in Kurzem den drei reich gekleideten, verdächtigen Gestalten gegenüber, die mit überdreister Miene in dem Zimmer Mirra's Platz genommen hatten. Der Empfang, der mir von ihnen wurde, empörte mich und nur die verstörten Gesichtszüge meiner Frau bewirkten, daß ich mich gewaltsam faßte und artig bei dem wiehernden Gelächter blieb, womit sie mich begrüßten.

Der Aeltere der Herren trat mir nahe, faßte mich frech an's Kinn und schrie dann, abermals lachend: „Der Junge hat noch nicht 'mal einen Bart und will Uklanki drohen!"

Du wirst errathen, daß ich die Matadore der Gegend vor mir hatte, die mir in wenigen Worten enthüllten: Mirra von Polenz sei ihre leibliche Cousine und Uklanki sei mit ihnen verschwägert."

Der Kranke hielt erschöpft inne. Es trat eine lange, trübe Pause ein. Thilo unterbrach sie mit keinem Worte. Verschiedenartige Ahnungen belasteten bereits sein Herz und der erregte Zustand seines Bruders vermehrte die Qual seiner Erwartung.

„Jetzt war es mit dem Frieden meines Hauses vorbei", begann Arnulf von Neuem und seine Stimme klang dumpf und matt, wie die eines Sterbenden. „Ich kämpfte eine Zeitlang gegen die feindlichen Gewalten, die uns bedrohten, aber bald ermattete mein Widerstand bei den erfolglosen Kämpfen, als ich bemerken mußte, daß das Wesen, welches ich abgöttisch liebte, nicht die Kraft hatte, sich der Uebermacht ihrer männlichen Verwandten zu entziehen. Durch Erziehung und Gewohnheit dem wüsten Leben derselben mehr vertraut, ließ sie mich fühlen, daß sie mir unrecht gäbe, wenn ich mich stolz und kräftig in meiner Geistesbildung über ihre Cousins erhöbe und im Eifer des Gespräches verrieth sie mir endlich, daß wir denselben unsere Vereinigung verdankten, denn eine Wette habe ihren Großvater veranlaßt, sie mir in den Weg zu bringen und durch eine Verheirathung mit ihr meine Niederlage anzubahnen. Ein Blitzstrahl aus blauem wolkenlosen Himmel hätte nicht die Wirkung haben können, wie diese Erklärung, die mir einen Schauder erregte. Aber mein Stolz erwachte. Was war mir ein Glück, welches untergraben werden und meinen Sturz vollenden konnte. Mit der Kraft meiner Seele bezwang ich die Wallungen des Herzens und blickte nun, wie von einem Rausche erwachend, in die Zukunft. Sie war düster. Sie drohete aber noch düsterer zu werden, denn Herr von Uklanki begann ein so freches Ueberschreiten aller gesetzlichen Verordnungen, daß selbst seine wilden Genossen stutzig wurden. Ich entschloß mich rasch. Mit kurzen Worten berichtete ich dem Ministerium meine Stellung zwischen der Familie meiner Frau und bat um eine beschleunigte Versetzung, so fern wie möglich vom Schauplatze dieser Thaten."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Eine interessante Reliquie.

Durch die Freundlichkeit des Herrn Anwalt Sartorius in Landau sind wir in den Besitz eines originellen Erinnerungszeichens gekommen, von dem wir nicht unterlassen, unsern Lesern eine Schilderung zu geben. Es ist dies ein vergilbtes, 29 Cmtr. langes und 4½ Cmtr. breites Seidenband, das im Jahre 1758 zur Erinnerung an den glorreichen Sieg Friedrichs des Großen bei Zorndorf *) von patriotischer Hand angefertigt und vertheilt wurde. Das Bändchen hat also das respektable Alter von nahezu 114 Jahren erreicht. Am obern Ende desselben stehen unter einem Roccoco-Schnörkel die Worte:

„Zittre, falle, beuge
Dich
für dem grossen
Friederich."

Darunter erblickt man auf Wolken eine allegorische Figur, welche in der Rechten eine strahlende Leuchte, in der Linken einen Schild mit dem Namenszuge des großen Preußenkönigs hält. Aus den erwähnten Wolken fahren Blitze nieder auf die Wappen der von

*) Bei Zorndorf schlug bekanntlich Friedrich II. von Preußen am 25. August 1758 mit 30,000 Mann die 50,000 Mann starke russische Armee in furchtbar blutiger Schlacht. Die Russen verloren nach Angabe des zuverlässigen Geschichtsschreibers Archenholtz in jener Schlacht 19,000 Todte und Verwundete, 3000 Gefangene, 103 Kanonen, viele Fahnen, die ganze Kriegskasse und viele Bagage. Die Preußen zählten 10,000 Todte und Verwundete, 1400 Gefangene und Vermißte, auch hatten sie beim Weichen ihres rechten Flügels 26 Kanonen eingebüßt.

Friedrich II. bis dahin besiegten Staaten: Sachsen, Oesterreich und Frankreich. Diese Wappen hängen an einem geborstenen Obelisk. Am Fuße desselben sitzt der Preußenaar, in den Klauen Lorbeer und Blitz. Unter diesen liegt das russische Wappen, zur rechten Seite geneigt. Ueber demselben das Wort „Victoria.“ Den Schluß des Bandes bilden folgende eingerahmte Zeilen:

„Verwegen Feinde,
fühlt ihr nun
Des Höchsten Zorn und
Friedrichs
Waffen?
Mein Held
soll neue Wunder thun,
Um sich und Deutschland
Ruh' zu schaffen.
Zehn mahl hat schon
Sein Schwerdt gesiegt;
Der Russe fällt,
er stürtzt, er liegt
O GOTT!
Was läßt dein Schluß
auf Erden
Durch unsern
Friedrich
möglich werden!

Zorndorff,
den 25. Aug. 1758.“

Dieses Band erhielt Herr Anwalt Sartorius von dem früheren Bürgermeister von Landau, Herrn Schattenmann, zum Geschenk, in dessen Familie sich dasselbe seit dem 7jährigen Kriege befunden hatte.

Freunde historischer Gedenkzeichen können das interessante Band in der Ed. Jost'schen Buchhandlung in Landau in Augenschein nehmen.

Landau. E. J.

Mannichfaltiges.

Johann Geiler von Kaisersberg, der berühmte geistliche Redner im 15. Jahrhundert, nannte die Vernunft „die Frau im Hause der Seele“ und sagte von ihr: „Sobald sie ihrer selbst vergißt, wird im Menschen ein solches Getümmel, daß Alles durcheinander wüthet. O wie selig ist der Mann, der immer dieser Frau folgt, der sie Meister sein läßt in seinem Reich, um das Gebäude zu ordnen und zu regieren! Ein Mensch, der nach geregelter Vernunft lebt, ist frei, denn er wird durch das Höchste regiert, das in ihm ist, und woran er ein Mensch genannt wird, das ist seine Vernunft.“

(Karl V.) Als man von Kaiser Karl V. verlangte, er solle den Deutschen das unmäßige Trinken abgewöhnen, erwiederte er: „Das ist eben so viel, als wenn man mich auffordern wollte, meinen Spaniern das Stehlen abzugewöhnen.“

(Nicht zu ersparen.) Berliner: Det Salz wird billiger, folglich kann ick mehr davon in de Suppe thun. Thu ick det aber, dann reizt et mir den Jaumen, und ick krieje mehr Durscht. — Kann ick wieder Nischt sparen.

Lord Sandwich wünschte einmal einen deutlichen Begriff von den Wörtern Orthodoxie und Heterodoxie zu erhalten und wandte sich deßhalb an den Bischof Warburton. „Nichts leichter,“ entgegnete derselbe offenherzig. „Orthodoxie ist meine doxy, Heterodoxie ist die doxy eines Jeden, der nicht denkt und glaubt wie ich.“

Ein chinesisches Sprichwort sagt: Eine Tugend, die sich auf Fasten und langes Beten beschränkt, ist der Tugend eines Bonzen ähnlich, welche allein den Thieren nützlich ist, die er nicht tödten darf. Ein anderes lehrt: Wenn man Verläumdern den Mund stopfen will, so muß man sich niemals an ihnen rächen.

Die Nase spielt im deutschen Sprichwort eine große Rolle: Der Kluge hat eine feine Nase, der Arglistige dreht dem Andern eine Nase, der Hochmüthige trägt sie hoch, der Vorwitzige steckt sie in alles, Verdruß und Verachtung zeigen sich im Rümpfen der Nase, der Vorlaute heißt naseweis.

Auflösung des Räthsels in voriger Nummer:
Trost — Rost — Ost — st.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 60. Dienstag, den 28. Mai 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

„Zwei Wochen später“, fuhr Arnulf fort, „traf meine Ernennung zum Direktor des Gerichtes in Insterburg ein. Offen und ehrlich gestand ich meiner Gattin die Maßregeln ein, welche ich zur Abhilfe meiner Drangsale ergriffen hatte. Meine deutsche Ehrlichkeit trug mir schlechte Früchte — ich gestehe es Dir, mein Herz erkaltete unter den Vorwürfen, die Mirra mir machte, als sie mir heftig erklärte, lieber zu ihrem Großvater zurückkehren zu wollen, als mit mir in die Fremde zu ziehen, da stellte ich ihr dies frei. Aber sie liebte mich! Sie wollte mich nicht verlieren, deshalb erneuerte sie täglich mehrmals Scenen, worin Thränen, Bitten und Verwünschungen wechselten. Ich blieb fest und traf Anstalten zur Abreise. Mich widerten die leidenschaftlichen Auftritte an. Mein Herz war kalt geworden. Selbst als Mirra die Vermuthung aufstellte, daß sie Mutter zu werden hoffen konnte, selbst da hielt mich mein tief gekränkter Stolz ab, ihr irgend ein Wort der Liebe und des Trostes zu bieten. Ich stellte es ihr anheim, ob sie mir nach Insterburg folgen wolle oder nicht. Mirra entschloß sich, zu ihrem Großvater zu reisen, um dessen Rath zu hören. Ich habe sie aber nie wiedergesehen. Meine Consequenz erlaubte mir keine weitere Annäherung und sie selbst hat niemals versucht, sich mir wieder in Erinnerung zu bringen.

Es kamen Leute vom Gute ihres Großvaters und räumten mit roher Hast und Willkür meine Wohnung aus. Kaum daß man mir meine Kleidung und Wäsche ließ. Ruhig fügte ich mich dieser Brutalität. Aber mit welchem Gefühle ich dann in den öden, leeren Räumen umherging, das zu beschreiben übersteigt jetzt meine Kräfte. Erlaß mir also die Schilderung meines damaligen Seelenzustandes. Ich war ein Opfer grober Intriguen gewesen und als ich stolz meine Manneskraft bewies, da zogen die Andeutungen meiner Freunde den Schleier von meinen Augen. Indem sie mit dem Lächeln des Unglaubens meine ruhige Erklärung aufnahmen, daß ich bei einiger Kenntniß von Mirra's Familienverhältnissen nie an eine Verbindung mit ihr gedacht haben würde, zeigten sie mir, daß mich eine einzige Frage davon unterrichtet hätte. Ich verließ meinen Wirkungskreis mit leichtem Herzen. Dem Gram bot ich eine eisenfeste Stirn. Ich hoffte von der Zeit Ruhe. Aber so leichten Kaufes sollte ich nicht davon kommen. Das Gerücht schlich mir nach und verwandelte mit der Lügenbereitwilligkeit der Menschen mein Unglück in eine Schmach! Ich floh abermals und diesmal in eine Einöde dicht an Rußlands Gauen. Dort lebte ich wie ein Einsiedler. Ich sprach mit Niemand, um nur Nichts hören zu müssen, was mich kränken konnte. Nach vieljährigen Opfern verließ ich mein selbst gewähltes Exil und nahm wieder eine günstigere Stellung ein. Ich konnte hoffen, daß das Hohnlachen meiner Standes- und Berufsgenossen aufgehört hatte. Meine Gesundheit hatte gelitten. Ich war vor der Zeit alt geworden. Im stillen Hader in der Welt hatte ich die Anforderungen derselben geringschätzen gelernt und die äußere Eleganz meiner Persönlichkeit bis zur ärmlichen Einfachheit heruntergedrückt. Kaum in dem Orte angelangt, wo ich versuchen wollte, der Cultur wieder näher zu kommen, begegnete mir auf einem Berufswege derselbe Geistliche, welcher meine Ehe mit Mirra eingesegnet hatte. Meine Fassung drohete zu schwinden, deshalb verließ ich das Lokal, wo ich einer Begrüßung nicht ausweichen konnte. Er war feinfühlend genug,

meinen Weg nie wieder zu durchkreuzen. Aber als mir kurz darauf durch die Post eine sehr bedeutende Geldsumme zuging, da wußte ich, daß ich sie ihm zurückzusenden hatte. Meine Erscheinung mochte ihn zu dem Glauben großer Armuth verführt haben. Nie habe ich wieder von ihm gehört. Aber ich irre gewiß nicht, wenn ich behaupte, daß mir auf seine Veranlassung vor acht Jahren der Todtenschein meiner Frau übersendet wurde."

„Deine erste Gattin ist also todt!" rief Thilo sichtlich erleichtert.

„Ja. Lebte sie noch, so hätte ich nicht heirathen können. Ich würde nie an eine Scheidung gedacht haben. Mirras's Bild war in mir gänzlich verlöscht. Ihr Tod berührte mich nichts weniger, als schmerzlich. Im Gegentheil ich empfand ihn als eine Erleichterung. Erst jetzt, nach dem Tode des sanften, zärtlichen Weibes, das mir Gott, wie zur Vergeltung aller schweren Leiden, gegeben hatte, erst jetzt tritt dies Bild so oft in erschreckender Klarheit vor mich hin und mahnt mich an eine Pflicht.

„Eine Pflicht?" fragte Thilo verwundert. „Welche Pflicht könntest Du versäumt haben?

„Die Pflicht eines redlichen Vaters, Thilo!" antwortete Arnulf mit feierlichem Ernste. „Ich habe nie danach geforscht, ob Mirra einem gesunden Kinde das Leben gegeben — nie ist es mir eingefallen, daß dies Kind leben könne, berechtigt zu dem Vatersnamen, berechtigt zu den Ansprüchen an meine Vaterliebe. Jetzt, wo die Hoffnung winkt, daß meine Kinder mit den einträglichen Gütern des Stammes belehnt werden können, jetzt erwacht der Gedanke an meine Pflicht, das Kind Mirra's, wenn es ein Knabe ist, als den rechten Erben eintreten zu lassen. Jetzt erwacht auch bisweilen mächtig die Sehnsucht, das Kind Mirra's zu sehen — mein Herz macht mir Vorwürfe, daß ich meine Kinder so über Alles liebe und nicht eine Faser meines Herzens dem ersten Kinde geweiht habe, das doch unschuldig an dem schweren, mir zugefügten Leide ist."

„Beunruhige Dich nicht mit solchen Scrupeln, mein lieber Bruder," tröstete ihn Thilo. „Wäre das Kind am Leben, oder wäre Dir überhaupt ein Kind geboren, so hätte man es Dir eben so gut gemeldet, wie den Tod Deiner Frau."

„Du argumentirst falsch. Das Kind ist geboren und lebt, sonst hätte man mir's angezeigt!" sprach Arnulf mit Nachdruck „Du weißt nun, was Du wissen mußtest, um Gerechtigkeit üben zu können. Mirra's Sohn ist mein Erbberechtigter! Mein lieber kleiner Ottmar muß sich seines Lebens Unterhalt zu verdienen suchen."

Thilo seufzte schwer. Er kannte die Trübseligkeit eines solchen Lebens und das prächtige Bild der Zukunft erlosch nach dieser Eröffnung. Er stand lebhaft bewegt auf und schritt einige Mal im Zimmer auf und ab. Dann blieb er stehen und blickte betrübt auf seinen Bruder hinab. „Arnulf, es geht nicht anders, das sehe ich ein. Unsere Ehre verlangt es, daß wir dem Kinde nachforschen und demselben, wenn es ein Knabe sein sollte, das Erbrecht, welches wir selbst schwer errungen haben, überlassen. Es ist mir jedoch ein entsetzlicher Gedanke, mit dem Sprößlinge der jämmerlichen Creaturen, die Dein Dasein vergifteten, in nähere Gemeinschaft zu treten. Was kann man von dem Abkömmling so entarteter Edelleute erwarten? Mein lieber Arnulf, höre meinen Rath — mißdeute ihn nicht — laß uns lieber jeden Anspruch an Ettershaiden und den dazu gehörigen Vorwerken aufgeben — laß die Güter an den Fiscus fallen, damit wir nur die Berührung mit denen vermeiden, die in gottloser Verblendung ihre angestammten Rechte bis zum Verbrechen ausdehnen.

Arnulf richtete sich fest und stark in die Höhe und sah seinen Bruder mit leuchtenden Augen an. „Ich habe von Tag zu Tag gezögert mit meinen Geständnissen, um sie Dir heiliger zu machen. Nur am Rande des Grabes sind wir sicher, daß unsere Wünsche Befehle für den Unterlebenden sind! Du wirst thun, was ich von Dir verlangt habe!" Thilo neigte sich betroffen zu dem Kranken nieder.

„Mit diesem Opfer meines ganzen zukünftigen Eigenthums an den Sohn Mirra's würde ich den klarsten Beweis liefern, daß nicht die Berechnungen der Habsucht und Armuth, wie man mir hämisch nachsagte, sondern Liebe und zwar innige, heiße und allzustürmische Liebe den Bund geschlossen, der mich so fürchterlich elend gemacht. Mögen die, welche mich in den Staub traten, noch den letzten Hoffnungsanker der Familie Ettershaiden hinnehmen und im Ueberflusse schwelgen, während wir stolz im Schweiße unseres Angesichts unser Brod essen. Es soll dies meine Genugthunung auf Erden sein. Des Himmels Segen wird meine Kinder nicht verlassen!"

„Es soll geschehen, wie Du willst, lieber Bruder," rief Thilo laut und feierlich. „Der

Druck der Armuth soll Deine Kinder nie treffen. In genügsamer Ruhe wollen wir zusammen unser Leben beginnen — Gott hilft weiter!"

Ein sanftes Lächeln verklärte Arnulf's Angesicht. Sein Stolz, den er für gebrochen gehalten hatte, erhob sich siegreich und schwang sich triumphirend empor, mit seinen schweren Fittichen die glücklichen Träume Thilo's berührend, die unter dem Gifthauche dieses Stolzes zu welken begannen. Thilo, obgleich mit feinem Sinne für Ehre und Recht, verwarf im Grunde seines Herzens doch die gespannten und übertriebenen Anforderungen eines Stolzes, der eher hungert, als sich beugt. Daß sein Bruder in krankhafter Ueberspannung das zeitliche Wohlbehagen seiner Kinder auf's Spiel setzte, um seinem gekränkten Stolze Genugthuung zu schaffen, konnte er freilich nicht tadeln, aber es betrübte ihn, weil er die Folgen dieser großmüthigen Gerechtigkeitspflege bedachte. Um ihm die bewölkte Stirn nicht sichtbar werden zu lassen, stand er unter einem Vorwande auf, um sich dann unbemerkt aus dem Zimmer zu entfernen. Die Zeit eignete sich nicht zum Widersprechen und er hegte im Stillen die Hoffnung, daß gar kein Kind aus dieser ersten Ehe vorhanden sei.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Moritz Hartmann.

Am 15. Mai bestattete man in Wien den Dichter Moritz Hartmann. Mit Trauer empfing Deutschland die Botschaft von dem Tode dieses geistvollen Mannes, der sich wohl selbst als einen „Unstäten" bezeichnet, aber nun doch auch seine letzte Stätte in der lange gemiedenen deutschen Heimath gefunden hat. Geboren in dem Dorfe Duschnik bei Prag am 15. October 1821, machte Moritz Hartmann seine Studien zuerst in Prag, dann in Wien, bereiste 1842 Italien, die Schweiz und Süddeutschland, wurde darauf Erzieher in einer Familie zu Wien, verließ aber 1844 Oesterreich, um ungefährdet seine erste Gedicht-Sammlung veröffentlichen zu können. Dieselbe erschien 1845 zu Leipzig unter dem Titel: „Kelch und Schwert", und hatte einen glänzenden Erfolg. Ihr ließ der junge Dichter, der inzwischen Frankreich und Belgien bereiste, 1847 die „Neueren Gedichte" folgen. Nach der März-Revolution 1848 kehrte er nach Oesterreich zurück. Die deutsche Partei in Prag wählte ihn in's Vor-Parlament, die Stadt Leitmeritz aber in die deutsche National-Versammlung zu Frankfurt. Dort zählte er sich zur äußersten Linken, ließ sich aber als Redner wenig vernehmen; dagegen schrieb er fünf Hefte politischer Epigramme, die unter dem Titel: „Reim-Chronik des Pfaffen Mauritius" viel Aufsehen machten, aber wohl nicht immer das Rechte trafen. Im October 1848 begleitete er Robert Blum auf dessen verhängnißvoller Reise nach Wien, vermochte aber noch rechtzeitig zu entkommen, floh zunächst nach England und nahm dann seinen Wohnsitz in Paris, von wo er der Kölner Zeitung treffliche, geistvolle Briefe, Berichte und Feuilletons schrieb. Neben poetischen Erzählungen, Novellen und Idyllen veröffentlichte er in dieser Zeit auch eine Uebersetzung der magyarischen Gedichte Petöfi's und sein „Tagebuch aus Languedoc und aus der Provence." Während des Krimkrieges schrieb er dieser Zeitung als Special-Correspondent an Ort und Stelle lebendige Berichte, erkrankte dort aber lebensgefährlich und kehrte dann nach Paris zurück. Nachdem er 1858 unter dem Titel: „Zeitlosen", wieder einen Band Gedichte und 1859 die „Erzählungen eines Unstäten" herausgegeben, siedelte er 1860 nach Genf über, wo er sich mit einer jungen Schweizerin vermählte und in verschiedenen Bildungs-Anstalten Vorträge über deutsche Sprache und Literatur hielt. Hier schrieb er auch für das Feuilleton dieser Zeitung die Novelle: „Von Frühling zu Frühling", für Ferdinand Hiller den Operntext „Die Katakomben" und für ein Berliner Theater ein Lustspiel „Buridan's Esel". Vor einigen Jahren nahm er seinen Wohnsitz in Stuttgart, siedelte dann aber nach Wien über, wo er am 13. Mai gestorben ist.

Hartmann hatte alles was anzieht und fesselt, alles was dauernd verbindet. Verschwenderisch hatte ihn die Natur ausgestattet. Geistvolle sympathische Züge, ein voll- und tieftönendes Organ, in welchem jeder Pulsschlag nachklang, ein eminentes Gedächtniß, die vollkommenste Herrschaft über die Sprache bei steter Schlagfertigkeit des Gedankens; dazu ausgebreitete Kenntnisse und überreiche Lebenserfahrungen, fein gebildeten Geschmack und Sicherheit des Urtheils. Und nun die Lebhaftigkeit, ja, die Freudigkeit der Mittheilung, der Enthusiasmus, zuweilen vielleicht der Fanatismus der Ueberzeugung, und das neidloseste, ja,

das hingebendste Anerkennen fremden Werthes. Wer konnte einer solchen Natur grollen, auch wenn er sich im entschiedensten Widerspruche zu ihren Anschauungen befand?

Unerschöpflich war seine Herzensgüte. Daß er half, wo er konnte, mit seinem Rathe und seiner Feder, mit seinem großen Einfluß und seiner kleinen Börse, soll nicht übermäßig gepriesen werden, glücklicher Weise ist dergleichen nicht allzu selten. Aber er war verschwenderisch mit seiner Persönlichkeit und mit der Freude, die er durch sie zu bereiten verstand. Und zwar ohne alle eitle oder eigennützige Absicht; in dem reinen, freilich auch schönsten Gefühle wohlthuenden Gebens. War man nur ein „guter Kerl“ in seinen Augen, so konnte man ihn genießen und der Milde seines Urtheils sicher entgegensehen.

Ein hoher Grad von Lebensfreudigkeit, eine fast bis zum Humor gesteigerte Sorglosigkeit verließ ihn nie, nicht bei äußerer Gefahr, nicht in Leid und Schmerzen. Die Freunde, welche ihn während seiner vom Orient mitgebrachten Krankheit in Paris in seinem Mansardstübchen aufsuchten (und welche Männer suchten ihn da nicht auf?), und die, welche ihn in den letzten Jahren auf seinem Schmerzenslager in Wien sahen, sie alle fanden in ihm stets den Unterhaltung spendenden Wirth, nie den Antheil verlangenden Patienten. In einem am 1. November 1870 geschriebenen Briefe sagt er: „Mir geht es so so — ziemlich gut, d. h. jeden Tag einige Stunden, nachdem ich eine Opiuminjection bekommen, ohne die ich vor Schmerzen nicht leben könnte. Diese Stunden benutze ich, um zu schreiben. Sind sie vorbei, dann ist wieder nischt. Eine sehr problematische Existenz.“

Die volle, frische geistige Quelle, die in Hartmann unaufhörlich zu sprudeln schien, gab seinen geringsten Aeußerungen etwas Erquickendes. Jeder Gedanke, den er aussprach, jede Thatsache, die er mittheilte, machte den Eindruck des Neugeschaffenen, so eben Erlebten. Von dem Witze seines Erzählens geben selbst seine besten Productionen uns eine schwache Vorstellung. Stunden lang, bis in die tiefste Nacht hinein, konnte man ihm horchen, mit der ganzen Seele an seinen Lippen hangen. Seine Studienjahre in Prag, seine Abenteuer in Wien, seine Erlebnisse im Orient, seine Berührungen mit unzähligen interessanten Persönlichkeiten gaben ihm einen unendlichen Stoff. Nie die leiseste Stockung, nie ein ungeeignetes Wort, und der flammende Blick, und die Stimme wie fern rollender Donner, es war hinreißend.

Uneigennützigkeit trieb Hartmann fast bis zur Schwäche, er nahm kaum an, was ihm zukam. „Ihr sollt nicht Gold noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben“ schien sein Wahlspruch zu sein. Freilich besaß er in der Liebe seiner Freunde einen Schatz, wie er selten Sterblichen vergönnt ist. Den größten Schatz aber besaß er in seiner Gattin, die zu hoch steht, als daß man sie rühmen dürfte. Ihre heldenhafte Liebe war es, die den Lebensfaden des Gatten weiterspann, als die Spindel schon fast jeden Stoffes ledig war, — ihre anmuthsvolle Opferfreudigkeit ließ den Freund das schönste Glück des Lebens empfinden, als die beste Kraft desselben zu schwinden begann. Wie tief er das fühlte, hat er oft ausgesprochen. Er wußte sich zu gleicher Zeit beneidenswerth und beweinenswerth.

Er hat ausgerungen, der herrliche Mensch — Friede seiner Asche! Aber es bleibt unendlich betrübend für die Freunde, daß ein Herz zu schlagen aufgehört, in welchem sie sich so wohl geborgen wußten.

Mannichfaltiges.

(Mademoiselle Theresa,) die vielgenannte Sängerin der Pariser café chantants, einst das Entzücken des kaiserlichen Hofes der Tuilerien, das Ideal der Fürstin Metternich, ist, wie ein russisches Blatt neuerdings meldet, von einer Mineralwasseranstalt in St. Petersburg zu fabelhaftem Preise engagirt worden und wird — kohlensaure Jungfrau.

(Ein Priester zu Padua), im Anfang des 16. Jahrhunderts, entgegnete auf eine Verordnung des Stadtraths: er werde thun, was ihm der heilige Geist eingebe. Allein der Rath erwiederte mit gleicher Berufung: „Der heilige Geist habe dem Rath der Zehn eingegeben, jeden Widersetzlichen aufhängen zu lassen.“ Da gehorchte der Geistliche, ohne jede ihm besonders zugehende Eingebung abzuwarten.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Jost.

Nr. 61. Donnerstag, den 30. Mai 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Noch ehe er aber die Thür erreicht hatte, sagte Arnulf mit klarem, bedächtigen Tone: „Es gibt noch einen Ausweg für die Hoffnungen unserer lieben Kleinen, Thilo. Du weißt, daß das Hausgesetz der Ettershaiden nur einem Protestanten das Erbrecht zuspricht. Meine erste Gattin Mirra war katholisch. Ich habe derselben zwar ausdrücklich im heiligen Momente unserer Trauung das Versprechen abgenommen, die Kinder unserer Ehe protestantisch erziehen lassen zu wollen, allein es ist als gewiß anzunehmen, daß Mirra dieses Gelöbnisses späterhin gar nicht wieder gedacht hat. Findet sich ein Sohn aus unserer Ehe, der katholisch ist, so hebt dies unsere Verpflichtung gegen ihn auf."

„Du gibst mir das Leben wieder!" rief Thilo ordentlich frohlockend. „Wie würde der Beichtvater Deiner Frau wohl zugegeben haben, seiner Kirche ein Lamm entführen zu lassen! Und eigentlich hätte er recht. Was sollte ein protestantisches Kind in einer durchweg katholischen Familie? Dieser Umstand wird uns retten vor Entsagungen."

„Aber, Arnulf", begann er dann nach kurzem Nachsinnen wieder, „nach alledem, was ich heute von Dir vernommen habe, wird es doch nothwendig sein, den alten Lehnsvetter im Schlosse von unserm Hiersein zu unterrichten. Was meinst Du — ob ich zu ihm gehe und das Incognito aufhebe, worunter ich mir die Besitzergreifung der Burg zu erleichtern suchte?"

Als Arnulf ihn sehr verwundert ansah, fügte er verlegen hinzu: „Ich führte den Namen d'Etérais, nach einer Corruption, die vom Kaiser Napoleon ausging, und unter diesem Namen habe ich Besitz von der Burg genommen. Nur wenige Menschen kennen mich unter meinem wahren Namen."

„Dann bitte ich Dich, Deine Erklärung gegen den Oberhofjägermeister bis nach meinem Tode zu verschieben", antwortete Arnulf. „Ich wünsche ihn nicht wieder zu sehen. Melde ihm bei meinem Ableben, wer gestorben ist. Sollte er meiner Leiche einen Platz in dem Familiengewölbe versagen, so laß mich im Garten, dicht an der Grundmauer unserer Stammburg begraben. Dort ruhen zu können, ist auch ein Glück, welches ich vor vier Wochen nicht hoffen konnte zu erlangen. O, mir ist wohl und leicht nach meinem Geständnisse, das meinem Stolze sehr schwer geworden ist! Laß mich hinaus in den sonnigen Garten! Ich möchte Gottes Himmel und Erde — seine Ewigkeit und seine nimmer rastende Güte — bewundern. Laß mich hinaus! Mit meinen lieben Kleinen will ich fröhlich den Glanz der Sonne belauschen und das üppige Grün der Pflanzen betrachten." Er erhob sich in einem Anfalle merkwürdiger Unruhe und wollte zur Thür schreiten.

Thilo drückte ihn sanft wieder in die Polsterkissen des Divans. Es hatte früher geregnet. Er sollte noch einige Stunden zögern — dann wollten sie Alle zusammen hinaus.

„Noch einige Stunden!" sagte der kranke Mann, mit göttlicher Ruhe den Blick aufwärts hebend. Sein Haupt sank dann müde hinab auf die Brust.

„Ich muß hinab nach Wangeroda", sprach Thilo, gemüthlich das Lager seines Bruders ordnend. „Schlaf unterdessen! das anhaltende Sprechen hat Dich ermattet In zwei Stunden bin ich zurück. Ruhe Dich aus, nachher wollen wir, allen Harm vergessend, im Schooße der Natur schwelgen!"

„Noch einige Stunden!" wiederholte der Kranke sanft und ergeben. „Wer acht Jahre

auf die Beruhigung eines furchtbaren Schmerzes gewartet, dem werden einige Stunden der Erwartung nicht schwer. Und wer da hofft, bald im Sonnenglanze der Ewigkeit zu wandeln, der legt das müde Haupt gern zur Ruhe nieder." Er hob seine Hand, um sie Thilo zu reichen. Sie fiel matt auf die Decke nieder, womit er umhüllt war. Thilo aber neigte sich und küßte ihn zärtlich. Als er einige Minuten später nochmals zu ihm trat, athmete er tief und leicht. Ein sanfter Schlummer umhüllte sein Erinnerungsvermögen und goß Ruhe in seine gequälte Seele.

6. Kapitel.

Voreilige Feldzüge.

„Was ist das mit der Burg?" sprach Frau von Ettershaiden, lebhaft von einem Briefe aufblickend zu ihrem Gatten, der am Fenster saß und Zeitungen las.

Melitta und Fides schauten sich erschrocken an. So bereitwillig sie auf das Entgegenkommen der Frau von Ettershaiden eingegangen waren, ihr volles Vertrauen hatten sie ihr vorenthalten, weil sie sich nicht sicher einer so plötzlichen Sinnesänderung hingeben zu können glaubten. Nach dem ersten Erguß einer wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit war Frau von Ettershaiden in die Gränzen eines gewöhnlichen, freundlichen Verkehrs zurückgetreten und hatte es der Zeit anheimgegeben, für ein weiteres Einverständniß zu sorgen. Ihre Milde verfehlte denn auch nicht, den gewünschten Eindruck zu machen. Die jungen Mädchen fühlten sich angezogen und schlossen sich täglich enger an die Frau, welche gleichsam um ihre Liebe warb; aber in ihrem Herzen gab es doch kleine verborgene Falten, die sie ihr zu verhehlen suchten. Dazu gehörte vor allen Dingen das Geheimniß der Burg. Weder der alte Herr, noch seine Gattin ahnete, daß der Marquis d'Etérais kein anderer sei, als der oftmals besprochene Thilo von Ettershaiden, und es war anzunehmen, daß sie alle Beide nicht sehr erfreut über diesen Umstand sein würden; deshalb vermieden die Mädchen jede Bemerkung darüber und erschracken nun nicht wenig, als Frau von Ettershaiden mit dieser herausgestoßenen Frage, die ängstlich und argwöhnisch zugleich klang, an dem schwer behaupteten Geheimniß rüttelte. Sie schwiegen jedoch weislich und schärften nur ihre Aufmerksamkeit. — Herr von Ettershaiden legte sogleich Zeitung nieder und fragte gütig:

„Was soll's sein, Bella? Ich verstehe Deine Frage nicht, meine Theure!"

„Hört doch nur um Gottes willen, was mir die Oberhofmeisterin der Königin von Westphalen schreibt", rief Frau von Ettershaiden, die unterdessen den Brief, den sie soeben erhalten, flüchtig überflogen hatte. „Meine liebe Freundin, nur einige Zeilen voller Unruhe. Gott gebe, daß sie nicht zu spät kommen, wenn Sie etwa mit der Geschichte in der Burg in Verbindung stehen sollten. Hier in Kassel herrscht eine große Bestürzung. Man ist einer weit verzweigten Verschwörung gegen den guten König Jerome auf die Spur gekommen, worin Ihr Name genannt wird. Es ist jetzt Allen ein Licht aufgegangen, weshalb der Marquis sich statt des schönsten Lustschlosses im Reiche eine alte halb verfallene Burg ausgebeten hat. Die Majestät ist auf's Aeußerste erzürnt und will ein hartes und strenges Strafgericht halten. Ich habe standhaft für Ihre Unschuld gestritten, aber ich bin den Beweisen der Gräfin Ancelot erlegen. Ich muß danach fürchten, daß Sie sich an einer abscheulichen Verschwörung betheiligt haben und um das Leben und Treiben in der Burg Bescheid wissen. Meine Liebe für Sie treibt mich zu dem guten Rath: Halten Sie sich mindestens einige Tage entfernt von dem Aufenthalte des schrecklichen Verräthers, der gegen das Leben seines Freundes und Wohlthäters conspirirt. Ueberlassen Sie ihn seinem Schicksale — er hat es verdient!"

„Verstehst Du das, mein Theurer?" fragte Frau von Ettershaiden, als sie den Brief gelesen hatte, mit dem Tone des höchsten Erstaunens.

„Es wird ein Cabalenstückchen von der Gräfin Ancelot sein", sagte Ettershaiden sehr gleichmüthig. „Man glaubt wahrscheinlich, unser Verkehr mit dem Marquis sei intim und da wir preußisch sind, so betrachtet man uns als feindlich gesinnt."

„Sollte Oswald's Abreise und der Verkauf seines Gutes an den jetzigen Besitzer der Burg nicht damit in Zusammenhang zu bringen sein?" fragte Melitta bescheiden.

„Das ist sehr möglich — ja, das ist sogar wahrscheinlich, denn man spricht davon, daß plötzlich eine Gesellschaft junger Männer, die einen Freundschaftsbund geschlossen hatten, ver-

schwunden seien", erwiederte Ettershaiden. „Oswald gehörte zu diesem Club."

„Aber der Marquis doch sicherlich nicht!" sprach seine Gattin, indem sie den Brief nochmals überlas. „Es ist eine wunderliche Geschichte, die mich stark aufregt, obwohl ich durchaus nicht dabei betheiligt bin."

„Es ist am besten, wir nehmen gar keine Notiz davon. Uns kann von Seiten Westphalens nichts geschehen. Eine Denunciation der Gräfin Ancelot schreckt mich nicht, auch wenn mein Name darin genannt ist. Beruhige Dich also, Theure!"

„„Halten Sie sich mindestens einige Tage entfernt von der Burg"", schreibt die Oberhofmeisterin", sprach Frau von Ettershaiden sehr gedankenvoll. „Was mögen die Leute gegen die Burg vorhaben?"

„Sicherlich nichts weiter als eine Verhaftung des Marquis", meinte der alte Herr. „Er thut mir leid! „Ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß jemals ein Mann einen so guten Eindruck auf mich gemacht hätte, als dieser junge Mann. Aber ihm ist nicht zu helfen! Hat er sich wirklich in Verschwörungen eingelassen, so ist dies nicht ganz ehrenwerth und kann nur aus Habsucht geschehen sein. Vielleicht, daß sich seine ganze Schuld auf den Ankauf der Güter beschränkt, die ihm politischer Zwecke wegen für einen Spottpreis angeboten sind."

„Nein, Herr Onkel", sagte jetzt Melitta hochroth im Gesichte vor innerer Pein. Was mir Oswald darüber mitgetheilt hat, stellt den Mann als einen Ehrenmann auf."

Fides sprach gar nicht. Ihr ganzer Körper zitterte von der Bewegung ihres Gemüthes, aber sie hielt sich tapfer, denn es galt einen Vorsatz auszuführen, der längst in ihr gereift war Sie mußte Thilo warnen. Und hätte es ihr Leben gekostet — sie mußte ihn zu retten suchen. Sie gehörte ihm an! Was kümmerte sie jetzt alles Andere. Nur an ihn dachte sie. Nur für ihn zitterte sie. Sie wußte sich den Brief besser zu erklären, als die Dame, an die er gerichtet war, und sie sah die Schicksalsfügung darin, daß sie Kenntniß davon erhielt, ehe es zu spät geworden war.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Hippolyt Schaufert.

Wir haben bereits gemeldet, daß Hippolyt Schauffert am 18. d. M. zu Speier seiner Krankheit erlegen ist. „Ob die deutsche Literatur", bemerkt die „Frankftr. Ztg." zu dem Heimgang des Dichters „durch seinen Tod einen empfindlichen Verlust erlitten habe, diese Frage wollen wir heute nicht beantworten. Thatsache ist, daß er nach seinem ersten glücklichen Wurfe, dem Preislustspiel „Schach dem König", nur mit bedingtem Erfolge arbeitete und der Welt nicht hielt, was er versprochen. Nach dem glänzenden Erfolge seines ersten Stückes siedelte er nach Wien über, dem Ausgangspunkte seines literarischen Rufes, mit der Absicht, der Beamtenlaufbahn zu entsagen und sich ganz der dramatischen Schriftstellerei zu widmen. Man blickte auf ihn mit nicht geringen Erwartungen und Manche schauten schon in ihm den Recreator des deutschen historischen Lustspiels, als sein zweites Stück, der „Bäckertoni", die Erwartungen bedenklich herabstimmte. Die Befriedigung, welche ihm die Fortsetzung seines dramatischen Schaffens nicht bot, fand Schaufert indeß in einem Herzensbunde, den er mit einer Stieftochter des Professors Arndt's schloß und der für ihn zunächst Anlaß gewesen sein mochte, in seine Beamtenlaufbahn zurückzukehren. Aber nur anderthalb Jahre war ihm das Glück der Ehe gegönnt und auch das nicht ungetrübt. Einem hartnäckigen Brustübel vermochte er durch die Uebersiedelung nach dem gesünderen Speier nicht mehr Einhalt zu thun und die durch diese Krankheit verursachte Stimmung, mehr wohl noch aber der Einfluß der neuen Verwandtschaft (seine Gattin Marie war die Enkelin des bekannten Joseph Görres) trieben ihn im letzten Jahre ins ultramontane Lager. Das Publikum bedauerte aufrichtig diesen Verlust einer tüchtigen Kraft, lehnte aber das zu Berlin gegebene letzte Stück Schauffert's, ein Characterbild aus dem Arbeiterleben, „Vater Brahm", in welchem das bekannte Thema der einzig möglichen Lösung der socialen Frage auf dem Boden des wahren Christenthums durchgeführt war, mit ziemlicher Entschiedenheit ab. Auch andere, zumal dienstliche Verhältnisse scheinen Schauffert's letzte Lebenszeit verdüstert zu haben, wie man aus verschiedenen mysteriösen Erklärungen seines Bruders in ultramontanen Blättern entnehmen

konnte. Nach dem Allen scheint der Dichter Schauffert bereits todt gewesen zu sein, als der Mensch noch mit dem schleichenden Uebel rang, von dem ihm erst in diesen Tagen Erlösung wurde. Nach der „Karlsr. Ztg.“ hat Schauffert als letzte Arbeit ein ziemlich weit vorgeschrittenes Fragment eines Schauspiels hinterlassen, „welches den alten Adel und die moderne Haute finance in scharfen Gegensätzen vorführt und, der kühnen und schwungvollen Anlage nach zu urtheilen, ein höchst glücklicher dramatischer Wurf zu werden versprach.“

Mannichfaltiges.

General Uhrich an seine Richter.

Als ich die schwersten Schicksalsproben
Bestand, zu Straßburg auf der Schanz,
Habt Ihr begeistert mich erhoben
Zum Helden in der Gottheit Glanz.
Jetzt raubt Ihr mir des Ruhmes Schimmer
Jetzt steh' ich aller Ehren bar.
Ihr strengen Richter treibt es schlimmer
Als einst der Communisten Schaar.
Sie warfen nur den todten Helden
Vom Postament einst, wie Ihr wißt,
Ihr aber — wird einst Klio melden —
Warft die Lebendigen auf den — Mist.

(Kladderadatsch.)

(Ein Pfingstgedicht.) Ein sehr appettitliches „Pfingstgedicht“ findet sich in der „Gött. Grubenhag. Ztg.“. Die Schlußstrophe desselben lautet:

„Und du, hoch schlagende Brust,
Halt an den Athem,
Daß du die Mücke
Nicht in dich ziehest,
Die sich wieget im Strahle
Vor deinem Munde!“

(Boxerei mit Monstranz.) In Luzern hielt am Pfingstmontag der Clerus eine sogenannte Prozession (Umzug) mit Kreuz und Fahnen, lateinischen Gesängen, kurz mit allem Geräth ausstaffirt, das zu einem solchen Umzug gehört. Der Propst, Dr. Anton Tanner, ein ehemaliger sogenannter liberaler Geistlicher der Dreißigerjahre, trug, beschattet von hochrothem seidenen Balbachin, die Monstranz. Ein hochbeiniger Engländer, herbeigelockt durch die ihm unbekannten Klänge des gregorianischen Gesangs und das bunte Farbenspiel, wollte sich die Sache etwas in der Nähe besehen. Unglücklicher Weise vergaß er seinen hohen grauen Cylinder vom Kopf zu nehmen — denn er war ganz Aug und Ohr für das ihm ungewohnte Schauspiel. Mein Propst erblickt den bedeckten frevelnden englischen Schädel, nimmt die Monstranz in die Linke, schwingt hoch die gehobene Rechte, ist mit einem kühnen Sprung aus Reih und Glied — und der graue Cylinder des hochbeinigen Engländers rollt am Boden zu den Füßen des Zornentbrannten Priesters. Das Nachspiel, eine kleine Boxerei, verlief ohne weitere bedeutende Verletzungen. Keiner der beiden Boxer hat wesentlichen Schaden genommen.

(Ausgrabungen in Capua.) Man schreibt uns aus Rom: „In Capua will man die Vase entdeckt haben, die im Jahre 332 vor Christi Geburt dem Sieger in den athletischen Spielen vor Athen gegeben wurde. Neben derselben fand man das Skelett eines Mannes, den man für den atheniensischen Sieger hält? Die Vase ist eine einfache irdene Amphora mit Malereien geschmückt. Auf der einen Seite ist die atheniensische Pallas zwischen zwei Säulen stehend, einen Wurfspieß schleudernd, dargestellt; auf jeder Säule steht eine Victoria. Auf der andern Seite ist eine Ringergruppe abgebildet, ein Jüngling, der dem Kampf zusieht, ein Schiedsrichter, ein Alter mit einem Stabe. Oben steht der Name des höchsten Magistrats von Athen im Jahr 332, und die Worte: „Belohnung von Athen.“ So fördert jeder Tag neue interessante Alterthümer in Italien zum Vorschein.“

Curiose Charade.

Der Franzmann nennt die Erste einen Wagen,
Der Charwoch' Anfang ist's in deutscher Red';
Die beiden Andern hört man scheidend sagen,
Wenn ein Geselle auf die Wand'rung geht
(Nur bitt' ich, daß ihr meine Vorschrift achtet
Und meine letzte Silb' zu dehnen trachtet).
Von meinem Ganzen weiß ich weiter Nichts zu melden,
Es steht ja in dem Titel oben.
Ihr werdet mich nun schwerlich loben,
Daher ich euch gestatte, mich zu schelten.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 62. Samstag, den 30. Mai **1872.**

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Melitta las in ihrer Seele. Ein unendliches Bangen ergriff sie. Sollte sie schweigen und das junge unerfahrene Kind einen Weg verfolgen lassen, der sie in's Verderben stürzen konnte. Wie? Wenn Fides mit verhaftet wurde, weil sie als Warnerin ihren Antheil bethätigte? Ein Schauder durchlief Melitta, denn sie hatte Kenntniß von den Plänen der frivolen Gräfin Ancelet erhalten. Sie benutzte den Moment, wo Frau von Ettershaiden sich entfernte, um den Boten, welcher den Brief gebracht, abfertigen zu lassen und flüsterte Fides zu: „Keine Uebereilung — ich beschwöre Dich!" Fides schaute auf und in ihr Auge hinein. Was Melitta dabei in ihrem Blicke las, schlug alle Hoffnung auf ihren Einfluß nieder. Ehe sie nur eines andern Gedankens fähig war, verschwand Fides aus dem Zimmer. Melitta schlug betend ihre Hände zusammen. Ihr Herz pochte fürchterlich — das Geheimniß Thilo's drängte sich gewaltsam aus der Tiefe ihrer Brust herauf: „Onkel —" schrie sie mit dem Ausdrucke der höchsten Angst, „es ist Thilo, der in der Burg wohnt — Thilo von Ettershaiden!"

Der alte Herr sprang auf. Frau von Ettershaiden, die eben wieder eingetreten war, wankte und hielt sich am Thürpfosten fest.

„Dann ist er verloren", sagte sie tonlos, „denn der Bote hat erzählt, daß ein ganzes Regiment Soldaten aufgeboten ist, die Burg zu besetzen und ohne Schonung mit denen zu verfahren, die man dort finden wird!"

„Thilo von Ettershaiden!" wiederholte der alte Herr ganz betäubt. „Melitta, wovon weißt Du es?"

„Oswald hat mir's vertraut", gestand das junge Mädchen. „Thilo hatte gebeten zu schweigen, bis er Ihnen selber eine Erklärung geben könne. Die Angst um ihn entriß mir dies Geheimniß. Thilo ist sicherlich schuldlos — Oswald's Worte über ihn bürgen mir dafür."

Ettershaiden sah gedankenvoll in die Vergangenheit zurück. Die Wahrscheinlichkeit einer Sache, wie sie hier sich enthüllte, trat immer lebendiger vor ihn hin. Er selbst hatte die Abkömmlinge des Husarenobersten von Ettershaiden stets mißachtet, ihre Bekanntschaft zu machen vermieden, aber Oswald konnte Thilo kennen, denn Thilo war eine Zeitlang nach dem Tode seines Vaters von seiner geschiedenen Gemahlin hier im Schlosse aufgenommen gewesen. Auf der Stelle tauchte nun der Zusammenhang der ganzen räthselhaften Besitznahme einer Burg, die zum Abbruch reif war, in ihm auf. Zwischen dem Staunen darüber stahl sich eine Art Freude hervor. Sein Ahnenstolz, der die Blutsverwandtschaft mit den beiden Brüdern am liebsten verleugnet hätte, war durch den Umsturz vieler socialen und staatlichen Verhältnisse unterwühlt worden, die Erfahrungen der letzten Jahre hatten sein Gemüth in den Grundvesten erschüttert und seinem festen Charakter Beimischungen von Güte gegeben, die beschwichtigend auf sein Urtheil wirkten. Das Alter mit seiner Hilfsbedürftigkeit kam dazu — genug, dieser Augenblick entschied zu Gunsten Thilo's, den er von einer Seite hatte kennen lernen, die ihn ansprach.

Aber helfen konnte er ihm dessen ungeachtet nicht. Er weihete ihm sein Mitleid, sein Bedauern und seine Theilnahme bei dem Schlage, der das ganze mühsam erworbene Lebensglück, den Frieden und die Ruhe einer sichern Stellung mit einem Male erdrückte, allein hilfreich einschreiten durfte er nicht, so sehr ihn

auch sein eigenes Gefühl und die bittenden Blicke Melitta's dazu aufforderten.

Frau von Ettershaiden hoffte späterhin ihren Einfluß geltend machen zu können. Für den Augenblick etwas zu thun, hielt sie auch nicht für rathsam, da, nach dem Berichte des Boten, die kommandirte Truppenabtheilung schon im Walde dicht hinter der Burg, des Oberbefehlshabers gewärtig stand, der mit jedem Augenblicke von Kassel eintreffen konnte. Melitta übergab trostlos die Sache Gottes Barmherzigkeit und betete in stiller Verzweiflung um Schutz für Fides, die bis jetzt von Niemand vermißt worden war. Im Fluge war das junge Mädchen die Allee hinabgeeilt, nicht achtend der blinkenden Bajonnette am Waldrande. Sie erreichte den Garten des Försters in dem Momente, wo sich mit drohender Stille die Mannschaft aus dem Dickicht entwickelte und organisirt zu einem vernichtungsvollen Angriff geräuschlos den Mauern der Burg sich näherte.

Fides fragte athemlos den alten Förster, welcher arglos längst die Soldaten bemerkt und beobachtet hatte, ob er nicht den Marquis herbeirufen könne.

„Ei wohl", antworte der alte Mann freundlich. „Die Pforte ist jetzt immer offen — Sie sind lange nicht hier gewesen, Mademoiselle Fides. — Sehen Sie, da kommen unsere Kleinen." Fides betrachtete ihn sehr verwundert, wendete aber die Augen dann nach der Stelle, wohin er zeigte. Wahrhaftig! Da kamen zwei Kinder den Blumengang hinauf.

„Es sind des Herrn Bruderkinder", erläuterte der Förster geheimnißvoll und wichtig. „Ein paar liebe, muntere Vögel, die gewiß lange eingesperrt gesessen haben!" scherzte er, den Kindern zunickend.

Die beiden Kleinen traten unbefangen näher. Fides Augen wurzelten an ihnen. Ein mächtiges Interesse fesselte ihre Aufmerksamkeit dermaßen, daß sie darüber den Zweck ihres Hereilens vergaß. Sie kniete zu ihnen nieder und ihr Auge glitt von einem zum andern, als wolle sie mit der Gluth ihres ausdrucksvollen Blickes die Zärtlichkeit der Kinder wecken. Dann bot sie ihnen die Lippen zum Kusse. Schmeichelnd hing sich das kleine Mädchen an ihren Hals, aber der Knabe fragte gemessen:

„Wer bist Du denn, daß Du mich küssen darfst!"

Fides lachte. So lange hatte sie stumm eine Bekanntschaft gemacht, die ihrem Herzen nahe stand. Jetzt fing sie an zu sprechen. Schäkernd, tändelnd, und doch im Grunde ernst gemeint, suchte sie das Vertrauen des Knaben zu gewinnen. Es wollte ihr erst nicht gelingen. Der Knabe war in den Zeiten der Noth über sein Alter hinaus bedächtig und bedenklich geworden und das angeborene Temperament der Ettershaiden mochte es ihr auch erschweren, in dies kleine verschlossene Herz zu bringen. Erst als sie, ihrer Mission wieder eingedenk, nach seinem Onkel Thilo fragte, und ihn bat, den Onkel zu rufen, erst da verklärte sich sein kleines Gesicht und er sagte freundlich:

„Wenn Du meines Vaters Bruder kennst, dann komm nur mit in's Haus! Der Onkel ist ausgeritten, kommt aber bald zurück! Willst Du mit meinem Vater sprechen? fragte er altklug und zog sie an der Hand vorwärts. Fides blickte zögernd zum Förster auf. Der winkte mit den Augen und verrieth durch einige sprechende Pantominen, daß er im Geheimniß sei und Fides, als die künftige Erwählte des Herrn Thilo, mit zur Familie rechne.

„Gehen Sie immer mit, Mademoiselle —" sagte er, unterbrach sich jedoch und schattete die Augen mit der Hand, um nach dem Walde hin zu spähen. Fides folgte der Richtung seines Blickes und ein leichter Schrei entrang sich ihrer Brust. Da waren die Soldaten schon die zum Rächeramte ausgesendet die Burg umzingeln sollten. Sie hatte es von dem Boten aus Kassel auch erfahren, aber die Truppen nicht so nahe geglaubt.

Alle Unschlüssigkeiten hatten nun ein Ende. Sie mußte eilen, den Bruder Thilo's zu unterrichten, wenn er Veranlassung hatte vor den westphälischen Soldaten zu flüchten. Der Himmel schien es bestimmt zu haben, daß sie von den kleinen Händen dieser Kinder zu dem Lager Arnulf's geführt werden solle. Von ihnen geleitet stand sie vor dem bleichen Manne, der eben aus seinem Schlummer erwacht, langsam die Augen aufschlug, als die kleine Irmgart mit ihrem lieblichen Stimmchen sagte:

„Papa, wir bringen Dir eine schöne, schöne Dame, die Dich sprechen will!"

Mit klarem Bewußtsein, wenn auch schwach und machtlos, wendete Arnulf das Gesicht zu Fides herum, die sich erschrocken, einem todtkranken Manne gegenüber zu stehen, leicht verneigte und mit Schüchternheit um Vergebung bat ihn gestört zu haben.

Arnulf hielt das weit geöffnete Auge, das sich mit einem geisterhaften Feuer füllte, fest auf das junge Mädchen geheftet. „Meine Phantasie täuscht mich —“ murmelte er, „ich sehe immer ihre Gestalt.“

„Rechnen Sie es mir nicht als Unbesonnenheit an,“ flüsterte Fides eilig. „Soldaten umzingeln das Haus — man spürt einer Verschwörung nach — ich wollte Thilo warnen, er ist aber nicht da!“

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die Grundsteinlegung zum Wagnertheater in Bayreuth.

Wir haben des eigenthümliches Festes in Bayreuth im „Eilboten“ kurz gedacht, und lassen nun hier eine eingehende Schilderung des wichtigsten Theiles der Feier folgen, wie sie ein Specialcorrespondent der „Frankftr. Ztg.“ im Feuilleton des genannten Blattes niedergelegt hat.

„Am Hauptfesttage (22. Mai) hing der Himmel trüb und schwer über der Stadt. Morgens gleich nach sieben Uhr fing es leise an zu regnen und regnete fort, und um 11 Uhr, wo die Grundsteinlegung vor sich gehen sollte, goß es in Strömen. Bald hieß es, die Festlichkeit werde gar nicht abgehalten werden, bald wurde dem widersprochen. Endlich erfuhr man, daß die Grundsteinlegung dennoch, aber nur kurz, stattfinden werde, der übrige Theil der Feier aber in das Opernhaus verlegt werden solle. Demgemäß bewegte sich bald trotz des Regens eine zahllose Menschenmenge auf dem Festplatze, der mit Bühnen, Mastbäumen, Wimpeln und Flaggen geschmückt war, dessen vollständig aufgeweichter Lehmboden zwar eine sehr weiche, aber doch nicht sonderlich angenehme Unterlage darbot. Kurz nach eilf Uhr erschien Wagner mit seinem Gefolge und unter den Klängen des Huldigungsmarsches wurde der Stein versenkt und vermauert. Die ersten drei Hammerschläge that Wagner selbst mit den Worten: „Sei gesegnet mein Stein, stehe lang und fest!“ Dann folgten die Herren des Verwaltungsrathes, Bürgermeister Muncker von Bayreuth, Bankier Feustel, Advokat Käfferlein, darauf der Sänger Niemann, der Maschinenmeister Brand, verschiedene Baumeister, Patrone und Herren und Damen. In die dem Steine eingefügte Blechkapsel waren folgende Gegenstände niedergelegt:

1. Ein Telegramm des Königs von Bayern folgenden Inhaltes: „An den Dichter-Componisten Herrn Richard Wagner in Bayreuth. Aus tiefstem Grunde der Seele spreche ich Ihnen, theuerster Freund, zu dem für ganz Deutschland so bedeutungvollen Tage meinen wärmsten nnd aufrichtigsten Glückwunsch aus. Heil und Segen zu dem großen Unternehmen im nächsten Jahre. Ich bin heute, mehr denn je, im Geiste mit Ihnen vereint. Kochel, 22. Mai 1872. Ludwig.“
2. Eine handschriftliche Urkunde Richard Wagner's mit folgenden Zeilen:

> Hier schließ ich ein Geheimniß ein,
> Da ruh' es viele hundert Jahr;
> So lange es verwahrt der Stein,
> Macht es der Welt sich offenbar.

Bayreuth, 22. Mai 1872. Richard Wagner.

3. Ein Exemplar der Statuten des ersten deutschen Wagner-Vereins in Mannheim.
4. Ein Glückwunschschreiben der beiden städtischen Collegien von Bayreuth.
5. Einige alte Münzen von früherem Bayreuther Gepräge.
6. Ein bayerischer Vereinsthaler.
7. Ein deutsches Zwanzigmarkstück.

Nach Beendigung des Huldigungsmarsches war der erste Theil der Feier beendet, die Menge brachte Wagner ein Hoch aus und ging dann auseinander, um dem zweiten Theile der Feier im Opernhause beizuwohnen. Das Haus war bereits gedrängt voll, als Richard Wagner mit Frau und Kindern und seinem stereotypen Gefolge erschien, um im Vordergrunde des Orchesterraumes Platz zu nehmen. Dann eröffnete er den Akt mit einigen Worten; er sprach sein Bedauern aus über die unliebsame Störung der Feier, dankte nochmals für alle Sympathie und Mithülfe, namentlich seinem hohen Patrone, dem König von Bayern; dann trat Bürgermeister Muncker vor und hielt eine Begrüßungsrede.

Nach dieser Begrüßungsrede trat Richard Wagner vor und legte in längerer Rede seine Bestrebungen, die Zwecke des ganzen Unternehmens dar.

An die Rede Wagner's schloß sich die Absingung des Chors aus den Meistersingern: „Wacht auf, es naht der Tag“, der von sämmtlichen Gesangskräften aufgeführt wurde; sodann ergriff Bankier Feustel das Wort und brachte ein Hoch auf König Ludwig II. von

Bayern aus, dem ein Hoch auf Kaiser Wilhelm folgte.

Nicht mehr jubelnd oder begeistert, sondern brausend und tobend stimmte die Versammlung ein, der Redner wurde von allen Seiten beglückwünscht und von Meister Wagner sogar gerührt umarmt. Damit war die Feier zu Ende.

Auf fünf Uhr war der Beginn des Concertes angesagt, aber lange vorher schon waren die Räume des Opernhauses bis auf den letzten Platz dicht gefüllt. Im Orchesterraume befanden sich weit über hundert Musiker, und um diese waren fast vierhundert Sänger amphitheatralisch gruppirt und aufgestellt. Als Wagner erschien, wurde er stürmisch begrüßt; er fand auf seinem Pulte zwei mächtige Lorbeerkränze; den einen hatte der Wiener Wagnerverein, den anderen ein Bayreuther gewidmet. Die Musikaufführung begann mit dem Kaisermarsch.

Dann ging die eigentliche Sonne des Tages auf; die Aufführung der neunten Symphonie Beethoven's begann. Ich will es nicht wagen, das Werk zu beschreiben, noch weniger, seinen Eindruck zu schildern. Das Alles muß man mitangehört, miterlebt haben. Eine derartige Aufführung hat noch nie stattgefunden, und in der Geschichte der Musik wird sie noch glänzen, wenn die Grundsteinlegung des Wagner-Theaters schon längst vergessen sein wird. Die Besetzung des Orchesters, das Sängerkleeblatt Fräulein Lehmann, Frau Wagner, Niemann und Betz, der großartige Chor und der Stab eines Dirigenten wie Wagner, Alles das wirkte zusammen, um einen Eindruck zu erzielen, wie man sich einen größeren kaum denken kann. Das war auch ein Jubel nach dem Schlusse, wie ich noch keinen erlebt, ein Rufen und Kränzewerfen und Bouquetregen; Richard Wagner war sichtbar tief erschüttert, wies dankend die Ovationen an die Gesammtheit der Mitwirkenden ab. Dann sprach er nochmals mit bewegter Stimme seinen Dank aus. Dann war es aus.

Es war sieben Uhr vorbei geworden, bis das Concert zu Ende gegangen war, und gegen acht Uhr begann im großen Saale des Gasthauses zur Sonne das Banket. Der Saal war groß, aber lange nicht groß genug, um alle zu fassen, die hineingehen wollten; darum vertheilten sich die Gäste in die verschiedenen anderen Localitäten der Stadt. Ueberall ging es hoch und lustig her; es wurde gegessen und getrunken, gelacht und geplaudert, gesungen und getanzt, wie es sich ziemt, wenn Musikanten und Sänger zusammenkommen, um ein Fest der heiligen Frau Musika zu feiern. Minder lebhaft ging es im Saale zur Sonne zu; denn da fand das officielle Banket statt und ich bin jedenfalls nicht der Einzige, dem beim Klange des Wortes „officiell" ein gelinder Schauer über den Rücken läuft. Dafür war dann aber auch Meister Wagner da und hielt eine Rede und brachte einen Toast aus, natürlich auf seinen Freund und Gönner, den Bayernkönig Ludwig.

Nach diesem Toaste wurde ein anderer ausgebracht, und nach diesem wieder ein anderer, und dann toastirte Wagner wieder, und zwar auf die Stadt Bayreuth und ihre Bewohner. So ging es fort und fort bis weit in die Nacht hinein und als ich schon die Ruhe gesucht hatte und in halben Träumen mich wiegte, da klang und brauste noch immer das Menschengesums und das Hochrufen mir in die Ohren, bis allmählig Alles sich auflöste in reine Harmonie, mit der die Traumwelt mich übergoß, und diese Harmonie waren die Töne der neunten Beethoven'schen Symphonie.

Mannichfaltiges.

(Französische Galanterie.) Die junge und schöne Tochter eines Landsberger Bürgers wurde zu den Pfingstfeiertagen durch ein Werthpacket angenehm überrascht, das den Poststempel „Paris" trug. Der Inhalt war ein prachtvoller „Brillantschmuck," den ein französischer Offizier ihr sandte, der während des letzten Krieges als Gefangener bei ihren Eltern gewohnt hatte. — Dem Präsent war ein artiges Briefchen beigefügt, dessen Inhalt durchblicken läßt, „Landsberg und Paris" werden sich vielleicht bald durch ein eheliches Band alliiren.

Auflösung des Räthsels in voriger Nummer:

Charade.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 63. Dienstag, den 4. Juni 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Arnulf schien nichts von den Worten verstanden und begriffen zu haben.

„Man hat sich ein furchtbares Unrecht mit uns erlaubt," sagte er noch leiser, aber Fides verstand jedes Wort, weil sie angsthaft lauschte. Der Ausdruck seines Auges wurde träumerischer. Er griff mit der Hand nach dem Händchen Irmgart's. Die Kleine schmiegte den blonden Lockenkopf an des bleichen Vaters Brust. Ein friedliches Lächeln legte sich um seine Lippen. „Wie liebte ich dies blonde Köpfchen!" sprach er mit halb geschlossenen Augen. „Um Deinetwillen — um Deinetwillen! O die erste Liebe ist so süß!" Fides hatte sich, um ihn verstehen zu können, immer tiefer zu ihm geneigt. Jetzt sank sie auf's Knie nieder und lebte selbstvergessen ihren Kopf dicht neben den des kleinen Mädchens. Ihr wurde so wohl und wehe um's Herz. Diese flüsternde Stimme, halb gebrochen, gleich wie von einem Schlafenden, der noch mit Träumen kämpft und doch schon weiß, daß er nur träumt. Diese weiche Liebe in den Worten, welche nicht für sie bestimmt, aber doch an sie gerichtet waren! Der Knabe Ottmar stand ernsthaft betrachtend am Divan. Sein Blick verrieth Besorgniß, denn er allein sah, daß sein Vater bleicher wurde, er allein hörte, daß seine Athemzüge krampfhaft aussetzten. Der Knabe hatte seine Mutter vor einigen Monaten sterben sehen. Er wußte, daß sein Vater auch sterben werde. Für ihn war aber das Sterben nur ein Schlaf auf ewig, darum grauete es ihm nicht, sondern ein Drang kindlicher Liebe erfaßte ihn, er richtete sich an dem Vater in die Höhe und küßte furchtlos die schon kalt werdenden Lippen. Da regte sich Arnulf noch ein Mal, da öffnete er seine Augen voll und groß und wie eine Stimme der Offenbarung klang es geisterhaft leise und deutlich durch's Zimmer:

„Verzaget nicht! Dort oben sehen wir uns wieder! Mein Segen wird auf Euch ruhen! Verzaget nicht! —" darauf wurde es heilig still im Zimmer. Es war Fides zu Muthe, als seien alle übrigen lebenden Wesen durch einen Zauber von der Erde vertilgt und nur sie mit den kleinen Kindern allein zugelassen, auf daß sie, mit mächtiger Gewalt an einander gekettet, in unlösbarer Vereinigung den Weg durch's Leben antreten sollten bis zu jenem Ziel, wo Alles sich wieder sehen sollte, nach Gottes heiligem Beschluß.

Ein furchtbarer Lärm, der sich außerhalb des Zimmers erhob, machte diese Illusion erlöschen. Entsetzt fuhr Fides aus ihrer knieenden Stellung auf und warf einen Blick auf den Kranken. Er schlief!

Sie erhob sich vollends. Die Kinder schmiegten sich furchtsam an sie. Der Lärm dauerte fort. Fides erkannte an dem Aufstampfen der Gewehre, daß die Soldaten eingerückt waren und ihre Eroberung der Burg mit Spott und Gelächter feierten.

Dann wurde es still da draußen. Eine feste wohltönende Stimme ertheilte Befehle in französischer Sprache. Fides nahm unwillkürlich eine festere Haltung an und stellte sich muthig neben dem Divan auf. Schritte näherten sich. Die Thüre wurde aufgerissen und ein Offizier höheren Ranges erschien auf der Schwelle mit den Worten:

„Im Namen des Königs von Westphalen gebiete ich, daß sich Niemand von der Stelle rühre, sonst hat er die schlimmen Folgen sich selbst zuzuschreiben!"

Erst nach diesen Worten trat er weiter vor und erblickte mit sichtlicher Ueberraschung nichts weiter, als einen bleichen, schlafenden Mann und drei Kinder, wovon die beiden Kleinsten ängstlich, Fides hingegen ruhig und gleichmüthig ihm entgegensahen.

Rasch schritt der Offizier ganz nahe heran an die Gruppe. Fides deutete mit der Hand auf Arnulf und sagte bittend: „Er schläft!"

Rathlos stand der Offizier, der das Zimmer voll Verräther zu finden geglaubt hatte.

Da tönte eine helle, bekannte Stimme von draußen herein. Es war Thilo, der auf den Flügeln der Liebe zurückkam, um mit seinem Bruder in den Armen der Natur zu schwelgen. Nur zwei Stunden war er fort gewesen und während dieser kurzen Zeit hatte sich Alles auf's Entsetzlichste verändert.

„Was ist hier geschehen?" fragte er gebieterisch. „Was soll das heißen? Wer hat Euch hierher kommandirt? Wo ist Euer Commandeur?"

Gleich darauf stand er mitten im Zimmer vor dem Offizier, der noch immer in starrem Schweigen verharrte.

„Was haben Sie vor, Colonel Mericourt?" fragte Thilo mit flammenden Blicken.

„Es thut mir leid, Marquis — Sie sind mein Gefangener!" sprach der Colonel mitleidig und theilnehmend.

„Und weswegen? Und auf wessen Befehl?" fragte Thilo kalt und ruhig geworden.

„Auf Befehl des Königs von Westphalen — wegen Verrätherei!" antwortete der Offizier leise, indem er einen Blick auf den schlafenden Kranken warf, der ganz unberührt von dem Zwiegespräch weiter schlief. Thilo folgte seinem Blicke. Eine furchtbare Ahnung durchzuckte sein Herz. Er eilte an Arnulfs Lager.

„Er ist todt!" schrie er im Entsetzen des ersten Schmerzes laut auf. Die Kinder begannen zu weinen — Fides wankte und sank machtlos zur Erde.

Jetzt erst bemerkte Thilo das junge Mädchen. Er hob sie auf und trug sie zu dem Sessel in der Fensternische. Dort beruhigte er sie mit liebkosenden Worten, berief die Kleinen zu ihr und kehrte erst, als Fides mit rasch wiedergewonnener Besinnung die ganze schwere Bedeutung dieser Scene begreifen konnte, zu dem Offizier zurück.

„Wir haben dergleichen vorausgesehen, mein lieber Colonel", begann er besonnen und kaltblütig, „und wir haben uns dagegen zu sichern gesucht!" Er schritt an einen Schreibschrank, schloß ihn auf und nahm ein großgefaltetes Papier heraus.

„Werden Sie dies respektiren, mein Herr?"

Der Offizier warf nur einen einzigen Blick darauf und machte sogleich die militärischen Honneurs. Thilo fuhr mit gehobener Stimme fort:

„Ich denke, das felsenfeste Vertrauen des Kaisers Napoleon wird eine hinreichende Bürgschaft für meine Ehre sein. Dieser Schutzbrief verleiht mir die Macht, mich nur Aug' gegen Aug' rechtfertigen zu brauchen. Ihnen rechne ich diesen Ueberfall nicht an! Ich werde mich dem Könige stellen, sowie die heilige Pflicht gegen diesen Todten erfüllt sein wird. Gehen Sie hin und verkündigen Sie es laut, daß dieser Feldzug gegen eine Leiche und gegen zwei unmündige Kinder gerichtet gewesen ist! Der Todte ist mein einziger Bruder Arnulf von Ettershaiden, welcher gekommen war, um sein müdes Haupt hier zur Ruhe zu legen!"

Was nun weiter geschah, kümmerte Thilo nicht. Betäubt von dem raschen Wechsel der Ereignisse, warf er sich in denselben Sessel vor dem Lager seines Bruders, wo er vor zwei Stunden begierig seiner Erzählung gelauscht. Jetzt war er todt! Verstummt auf immer! O welch ein Jammer lag für ihn in dem Bewußtsein, den einzigen Menschen, mit dem ihn die Bande der Natur geheimnißvoll verkettet, verloren zu haben! Er verfiel machtlos in eine Träumerei, die dem Stumpfsinn nahe war, wo Welten hätten einstürzen können, ohne ihn aus seiner Unempfindlichkeit aufzurütteln.

Er beachtete es gar nicht, daß sich noch drei Wesen in einer traurigen Verfassung, mit dem unklaren Gefühle eines tiefen Wehes, vermischt mit dem Schauder, welchen ein ungeahnter Tod in das weiche und ungestählte Herz der Jugend drückt, im Zimmer befanden, des Augenblickes schmerzlich harrend, der ihnen das tröstliche Wort Thilo's bringen sollte. Ohne Vorahnung dieses Unglückes war Fides mit hineingerissen.

Sie hielt standhaft darin aus, eine Stütze der armen kleinen Waisen, die sich instinctmäßig an sie schmiegten.

Still und gesammelt erhob sich Thilo nach langer Zeit. Seine Betäubung wich und sein Auge öffnete sich endlich für die qualvolle Lage

der jungen Wesen, die alle drei in einem Sessel, dicht am Fenster, ergebungsvoll der Erlösung warteten.

Thilo ging langsam diesem Fenster zu. Sinnend, wie das Alles so eigenthümlich gekommen sein möchte, was Fides hieher geführt, nachdem sie mehrere Wochen ihn streng vermieden hatte. Alle Gedanken auf diese Fragen richtend, bemerkte er nicht, daß seit einer Minute ein anderer Gast, befremdender als das junge Mädchen, im Zimmer erschienen war, der mit Bestürzung die Stille daselbst wahrnahm, dem sich nach einem raschen Blicke der Tod des ruhenden Arnulf feststellte und der dann die bange, traurige Ruhe begriff, die hier herrschte.

„Allmächtiger Gott, was ist hier vorgegangen?" fragte dieser unbemerkte Gast mit schmerzlich bewegtem Tone. Thilo wendete sich und stand vor dem alten Herrn von Ettershaiden, der ihm beide Hände entgegenstreckte.

„Es ist Arnulf!" sagte Thilo, mit der Hand nach dem Todten deutend, ganz accentlos. „Ich glaubte ihn dem Leben erhalten zu können — aber die Noth hatte ihn innerlich zernagt. — Das sind seine Kinder!" schloß er, als Fides sich eilig mit den Kleinen näherte und ihr Antlitz, das bleich vor Erschütterung war, zu dem Vormund erhob.

„O, mein Gott! Mein Gott!" sprach Ettershaiden mit leisem, erschütterndem Tone. Sein Haupt senkte sich auf seine gefalteten Hände — er betete zu dem Gotte, den er anrief, um Vergebung seiner Sünden. Thilo wußte, daß er dies that.

„Sage mir Thilo, was kann ich thun, um Dir diese fürchterliche Stunde zu erleichtern?" fragte der alte Herr traurig. „Ich habe keine Ahnung davon gehabt, daß zwei Ettershaiden mir so nahe waren. Die Nachricht von der drohenden Gefahr für Dich öffnete Melitta's Lippen — wir vermißten Fides — wir sahen die Soldaten aus dem Walde kommen und eben so schnell zurückweichen — die Sorge um Dich und um Fides trieb mich hieher, wohin ich niemals wieder zu kommen gedachte. Sprich! Was kann ich zu Deiner Erleichterung thun!"

„Nichts! Gar nichts! Was hier in meinem Herzen wühlt und brennt, muß die Zeit lindern, was mir der Tod Arnulf's, der so furchtbar unerwartet eintrat, für Pflichten wieder auferlegt, muß ich selbst durchkämpfen — es ist nicht das Schwerste, was mir vom Leben auferlegt wurde! Ich danke Ihnen, Herr Oberhofjägermeister!"

„Du richtest mich strenger, als mich Gott richten wird," entgegnete der alte Herr würdevoll. „Ich biete Dir in Reue die Hand zum Frieden, stoße sie nicht hinweg!"

„Nein," sprach Thilo. „Ich werde diese Hand nicht verschmähen — nur jetzt, Angesichts dieses bleichen Todten, der unversöhnt gestorben ist, kann ich sie nicht annehmen."

Traurig wendete der alte Herr sein Auge von ihm. „So komm', meine Fides," sagte er mild, „komm', damit die Herzen, die in Kümmerniß um Dich sind, beruhigt werden! Also die Maßregeln gegen den Herrn dieser Burg waren übereilt, man fand statt einer Verschwörung gegen den Staat nur zwei Brüder vom Stamme Ettershaiden! Das sind die Werke der französischen Intriguantinnen!" Thilo verrieth durch eine Geberde, daß ihm ein Licht über die ganze Tragödie aufging, die hier gespielt werden sollte. Die Gräfin Ancelot? Er hatte sie mit ihrem ganzen Anhange verachtet und verschmähet. Freilich, dafür mußte sie Rache nehmen. Der König, obwohl nicht mehr in ihren Banden, war schwach genug gewesen, ihren Einflüsterungen Glauben zu schenken. Ein spöttisches Lächeln glitt über Thilo's blasses Gesicht, indem er dem alten Herrn verständnißvoll zunickte.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Das Hambacher Schloß.

Einige Notizen über die Vergangenheit der interessanten Hambacher Burg, von der in den letzten Tagen ganz besonders lebhaft gesprochen wurde, dürfte manchem unserer Leser sehr willkommen sein. Wir entnehmen nachstehende Mittheilungen aus den Schriften des trefflichen pfälzischen Historikers **Lehmann**. — Das heutige „Hambacher Schloß", auch die „Maxburg" genannt, hieß ursprünglich die **Kestenburg**, und war eine Reichsveste, wahrscheinlich von den mächtigen salischen Kaisern in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts gegründet, indem der östliche Hauptbau und das südliche Burgthor den Baustyl jener Zeit zu erkennen geben. In den verwirrten Zeiten der Zerwürfnisse und des Kampfes des unglücklichsten jener Salier, des Kaisers Heinrichs IV, mit dem römischen Primate, gelangte diese Veste an die Bischöfe von Speier und blieb auch in deren Besitze

bis zur großen französischen Staatsumwälzung. Daher ist es auch erklärlich, daß die Geschichte derselben so wenig interessante Momente darbietet, denn sie diente seitdem nur theils dem Speyerer Oberhirten zur jeweiligen Residenz, theils den in der Nähe befindlichen bischöflichen Ortschaften, Gütern und Gefällen zum sichern Schutze; auch war dieselbe, als eine der haltbarsten Vesten, in schweren Kriegszeiten oft die Zufluchtsstätte der Heiligthümer des Speierer Domes, so wie der Habseligkeiten der hochstiftischen Unterthanen. Sie war mit stattlichen Lehen versehen und zählte viele Burgmänner aus dem umwohnenden Adel, unter denen sich unter anderen sogar die alten Grafen von Zweibrücken, nebst den Veldenzern, befanden. Eintönige Urkunden über diese Lehen und über Ernennungen bischöflicher Vögte, die ihren ständigen Sitz daselbst haben mußten, bilden daher die hauptsächlichsten Nachrichten von der Kestenburg. In dem bekannten Bauernkriege des Jahres 1525 wurde dieselbe von den Rasenden erstürmt, der Wein im großen Fasse daselbst von den Schwelgern ausgesoffen und überhaupt viel Muthwillen verübt, indessen zogen sie ohne Brandschaden wieder ab, so daß der Vogt, sammt seinen Wächterknechten, im Vergleiche mit sonstigen Verwüstungen, welche jene entfesselten Haufen anderwärts anrichteten, noch glimpflich davonkamen. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg eroberte jedoch auf seinem Raubzuge, im August 1552, die Burg, plünderte sie aus und steckte sie dann in Brand, so daß nur noch die nackten Mauern auf der Höhe emporragten. Vollständig ward sie später nicht mehr hergestellt, sondern man richtete in der verheerten Stätte nur einige nothdürftige Wohnungen für den bischöflichen Förster ein, der seitdem seinen Sitz darin hatte, während das übrige Mauerwerk, hauptsächlich die dreifache Ringmauer, immer mehr zerfiel. Darum blieb dieselbe auch im dreißigjährigen Kriege verschont, weil sie als Veste nicht haltbar war und sich auch keine Vorräthe an Wein und Früchten mehr daselbst befanden. Aber im Jahre 1688 vertilgte Brandfackel der entmenschten Horden des großen Ludwigs aus Frankreich, außer dem unzerstörbaren ursprünglichen Hauptbaue, die letzte Spur menschlicher Wohnungen in dieser Burg, und seit der Zeit lag sie öde und verlassen. Nur Vergnügungszügler besuchten später, an schönen Maitagen, noch oft diese Ruinen. In dem durch die französische Revolution von 1830 aufgeregten Jahre 1832 wurde auf Pfingstmontag, am 27. Mai, die bekannte politische Volksversammlung, das sogenannte Hambacher Fest, auf dieser Anhöhe abgehalten, wodurch diese Ruinen, nach allen Seiten hin, eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Zehn Jahre später erhielt aber die Kestenburg eine andere Bestimmung, indem sie dem damaligen Kronprinzen, dem jetzigen Könige Max II. von Bayern, bei dessen Vermählung mit der Prinzessin Maria von Preußen, im Jahre 1842 als Festgabe der Pfälzer und als Eigenthum, nebst dem nächst um dieselbe gelegenen Walde, feierlich übergeben wurde, seit welchem Ereignisse der neue Burgherr auch die alte Benennung derselben in den Namen Maxburg umwandelte und zugleich den Entschluß kundgab, sie wieder herstellen und zu einer königlichen Pfalz erbauen zu lassen. Man arbeitete auch seitdem rüstig an der Ausführung dieses großartigen Planes, allein durch die betrübenden Vorfälle des Jahres 1849, so wie durch einen andern Uebelstand, gerieth das schöne und bereits so weit gediehene Werk in's Stocken."

Mannichfaltiges.

Ein Pasquill, das auf den Kardinal Mazarin gedruckt wurde, brachte den Kardinal anscheinend sehr in Zorn. Allein er stellte sich nur so an, ließ eifrig allen Exemplaren nachspüren und that, als ob sie verbrannt werden sollten. Wie er sie aber sämmtlich hatte, ließ er sie heimlich, als wenn er nichts davon wüßte, verkaufen, und zog zehntausend Thaler daraus. Basta, sagte er: „Die Franzosen sind artige Leute, ich lasse sie singen und schreiben, so lassen sie mich machen, was ich will."

(**Lebensweisheit.**) Die alten Griechen haben uns folgenden Spruch praktischer Lebensweisheit hinterlassen:

„Gutes an schlechten Gesellen zu thun ist thörichte Wohlthat,
Eben, als wenn Du des Meers dunkles Gewässer besäest.
Sä'st Du im Meere, so erntest Du nie die erfreuliche Saat ein;
Nichts empfängst Du zurück, thust Du dem Feiglinge wohl."

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Joſt.

Nr. 64. Donnerſtag, den 6. Juni **1872.**

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernſt Fritze.

(Fortſetzung.)

Dann fiel ſein Blick auf Fides und die Kinder, welche ſich krampfhaft an das junge Mädchen ſchloſſen.

„Werden Sie meinem Bruder eine Stätte in der Familiengruft gewähren?" fragte er ſchnell, des Wunſches gedenkend, den Arnulf ausgeſprochen hatte.

„Unbedingt!" ſagte der Oberhofjägermeiſter ſehr bereitwillig. „Ich werde die üblichen Anordnungen zum Begräbniſſe treffen, wie ſie dem prädeſtinirten Erbherrn gebühren."

Thilo neigte befriedigt ſein Haupt und ſagte weich und verſöhnlich geſtimmt durch dieſe Worte: „Laſſen Sie Fides die Kleinen mit ſich nehmen, Herr Vetter! Was ſollen die armen Waiſen hier im Trauerhauſe, wo ſie ihre Verlaſſenheit ſchmerzlich fühlen würden. Es iſt das ſicherſte Mittel, meinem Herzen zu gebieten, den Stolz zu überwinden, der Mauern zwiſchen dieſe Burg und dem Schloſſe dort ziehen möchte. Die Liebe welche Sie den Kindern erweiſen, gewähren Sie dem Todten und dieſe Liebe wird, wie eine Sühne, die Erinnerung an die Vergangenheit löſchen und das Werkzeug zu einer ſchönen Zukunft werden."

Der alte Herr beugte ſich gerührt zu dem Knaben Ottmar, der mit ſeinem ernſten Blicke furchtlos zu ihm aufſchaute und fragte: „Willſt Du mit mir gehen und mich ehren, als ſei ich Deines Vaters Vater, berechtigt Ehrfurcht, Liebe und Gehorſam zu fordern?"

„Ja ich will!" antwortete der Knabe. „Aber meine Schweſter muß bei mir bleiben, denn ich habe meiner Mutter, ehe ſie ſtarb, gelobt, Irmgart nicht zu verlaſſen und wenn man mir wer weiß was böte."

„Du biſt ein Ettershaiden!" rief der alte Herr, wie begeiſtert ſeine Hand auf den Kopf des Knaben legend. „Wie heißt Du? Da Du Dein Schweſterchen Irmgart nennſt, ſo kann ich nichts Anders erwarten, als daß Du Ottmar getauft biſt."

„Er heißt Ottmar," antwortete Thilo, von dem Benehmen des alten Herrn ergriffen. „Möge er der Gründer eines neuen Geſchlechtes — möge er der Schöpfer einer neuen Aera im Stamme und Hauſe der Ettershaiden werden!"

„Amen!" ſagte der alte Herr feierlich. „Kommt! Nehmt Abſchied von Eurem Vater! — Iſt er als ein Opfer ſeines Stolzes, des Erbtheils der Familie, gefallen, ſo ſoll es mein Beſtreben ſein, Dich in Gottesfurcht und Menſchenliebe heranzubilden zum Wohle Deiner Familie und Deiner Mitmenſchen! Nimm meinen Schwur, Du Verklärter," fügte er hinzu, indem er ſeine Rechte auf die Stirn Arnulfs legte, „nimm meinen Schwur, daß ich Deinen Sohn von heute ab als einen Sohn meines Sohnes betrachten will!"

Und es war Allen, als glitte ein Friedenslächeln, gleich einem Verklärungsſchimmer über des Todten ſtarres Antlitz!

Thilo geleitete ſie hinaus bis zur Einfahrt der Burg.

Von dort ſchauete er ihnen nach, bis ſie das Schloß erreicht hatten und durch die grüne Umhegung desſelben ſeinen Blicken entzogen wurden.

Sein Geiſt erhob ſich an dem Bilde der Hoffnung, welche ſich hiermit eröffnete.

Das Schickſal wurde den Kindern gerecht, nachdem es den Vater hart und unerbitterlich verfolgt hatte.

Und trotzig wendete ſich ſein Blick nach Oſten, wo ihm ein Nachkomme aus jener unſeligen erſten Ehe drohete. „Ich will meine Macht und meinen Einfluß anwenden, um dieſe Brut von

der heiligen Schwelle unsers Stammhauses fern zu halten. Noch wehen die Banner Napoleons! Unter ihrem Schutze will ich einen Feldzug gegen die Unklanky's und Consorten beginnen, der dem Stolze meines Bruders Genüge leisten soll, ohne seine Lieblinge ihres Eigenthumes zu berauben!"

Mit der Zuversicht eines Sterblichen sprach er diesen Schwur. O, daß er hätte in die Zukunft schauen können!

---

7. Kapitel.

Vom Grabe zur Wiege.

Der Morgen brach hell und schön an. Die leichten Thauschleier der Nacht wichen der Macht des Tages und zogen sich in die waldigen Höhenzüge zurück, die das breite Thal umgaben.

Langsam glitt der Trauerzug, welcher die Ueberreste Arnulfs von Ettershaiden nach der Familiengruft geleitete, unter den Bäumen entlang. Ein leiser Wind schüttelte die Kronen der hohen Pappeln, daß sie rauschten wie lindes, trauriges Klagen um den Todten, der in der Blüthe der Jahre dahinging, wo nur das Alter, fortgerafft von den unausbleiblichen Schwächen, sich betten sollte. Eine würzige Luft durchwogte die Fluren, und der Schmuck des Sarges, wozu Fides und Melitta Hunderte von Rosen verwendet hatten, verbreitete einen Frühlingsduft über die Begleitung desselben.

Es lag ein gewisser Pomp in den Begräbnißfeierlichkeiten, womit dieser arme, hart vom Schicksal mitgenommene Erdenbürger nun endlich zur Ruhe gebracht wurde — ein Pomp, der dem Geiste Arnulfs vielleicht als eine irdische Genugthuung erschienen sein würde, während Thilo mehr als je die Erbärmlichkeit der menschlichen Natur darin erkannte und diese Förmlichkeit als einen Spott auf ihr bisheriges Leben hinnahm.

Der ganze umwohnende Adel betheiligte sich auf den Wunsch des alten Herrn von Ettershaiden an diesem Begräbnisse und die Dorfbewohner der Ettershaider Besitzung waren aufgeboten, in üblicher Trauertracht zu erscheinen, um die Leiche Desjenigen, der einst ihr Herr geworden wäre, von der Burg bis zur Familiengruft zu begleiten. Dazu läuteten die Kirchglocken des Dorfes in ihrer monotonen Feierlichkeit und eine Reihe glänzender Karossen, mit Trauerflören behangen, folgten im Trauerschritt dem zahlreichen Gefolge.

Auch der König Jerome hatte eine Trauerdeputation gesendet mit einem Handschreiben sehr reumüthiger Art, worin er Thilo seine unwandelbare Anhänglichkeit betheuerte und ihm eine glänzende Satisfaktion dadurch zu bereiten hoffte, daß er die Gräfin Ancelot in Ungnaden von Kassel entfernt hatte.

Thilo belächelte diese Maßregel. In seinem tiefen Schmerze erschien ihm die Erde mit ihren Nichtigkeiten nicht der Rede werth. Was nützte ihm das Wortgepränge nach den Thatsachen, die seine Ehrenhaftigkeit bezweifelt hatten.

Was nützte ihm auch das Weltgepränge, womit seine Standesgenossen seinem Bruder eine letzte Ehre erzeigten, nachdem sie ihnen Beiden, als den Söhnen eines braven Mannes, die Ebenbürtigkeit bestritten, weil ihr Vater ein armes, schönes Mädchen französischer Herkunft und dem Bürgerstande entsprossen, als Gattin heimgeführt. Die Weltansichten hatten sich freilich geändert, seitdem in der nächsten Nähe eines französischen Reiches, dessen Herrscher eines korsischen Advokaten Sohn, der Adel in hofmäßiger Etikette sich bücken mußte, wenn dieser Herrscher in ihrer Mitte erschien. Napoleon hatte, gleich einem Simson, die Säulen des Hochmuthstempels, die aus Stammbäumen gebildet waren, eingestürzt. Das Ungerechtfertigte der Geburtsvorzüge war niemals heller an's Tageslicht getreten, als in der letzten Zeitperiode, wo gerade Männer aus den ältesten Adelsfamilie in feiger Furcht vor einem niedrig Geborenen, der die Welt in Staunen versetzt, die Waffen früher gestreckt, als nöthig gewesen wäre. — Unter dem Trauergeläute zog der Leichenzug Schritt vor Schritt Arnulfs letzter Behausung entgegen. Thilo, geleitet von dem alten Herrn und dem Geistlichen des Ortes, ging dicht hinter dem Sarge, tief versenkt in traurige Reflexionen, die nirgends ein festes Ziel fanden, sondern wie im Kreislaufe immer auf denselben Gedanken zurückkamen, daß er hiermit das letzte Wesen verloren habe, welches durch die Bande des Blutes ein angeborenes Recht auf seine Liebe gehabt hatte. Das Vorhandensein der kleinen Kinder war ihm für den Augenblick kein Trost. Die verwandte Seele war ihm genommen, und was ihm in Arnulf geraubt war, das konnten kleine Kinder mit aller Liebenswürdigkeit nicht er-

setzen. Trauriger und immer trauriger stand die Oede vor ihm, welcher er nun in seinem Asyle entgegensehen mußte. Da hob der leichte, frische Morgenhauch die Blüthenkelche der Rosen und die Blättchen löseten sich und wurden vom Lufthauche fortgetragen, daß sie wie ein Blüthenregen auf Thilo niederfielen, sich spielend, wie Frühlingsgeister, auf seinen Wangen und seiner Brust bettend.

Ein lieblicher Gedanke erstand augenblicklich in Thilo. War es nicht ein Gruß von Fides, der ihn mit diesen Blüthenblättern aus dem Trübsinn weckte, um ihm frohere Bilder der Zukunft zuzuführen?

War denn sein Glück vernichtet? War seine Freude am Leben auf ewig verloren? Blieben ihm nicht Schätze zurück, die ihn trösten konnkonnten, wenn die Zeit ihr Amt geübt und Linderung dem ersten Schmerze gebracht hatte?

Der Leichenzug hatte die Ringmauern des Kirchhofes erreicht. Der Sarg wurde vom Wagen gehoben und nach dem Altar getragen, wo der letzte Segen der Kirche ihn zur Ruhe heiligen sollte.

Thilo sah Melitta und Fides an den Stufen des Altares stehen. Melitta schauete voll tiefer Theilnahme diesem letzten Akte des Erdenglaubens entgegen. Fides aber schien erschüttert, als beweine sie in diesem Manne, der ihr fremd im Leben gewesen war, einen unersetzbaren Verlust.

Melitta schrieb diese leidenschaftliche Trauer ihrem reizbaren Temperamente zu und versuchte sie durch leisen, gütigen Zuspruch aufzurichten. Es gelang ihr nicht. Von einem Impuls getrieben, den sie niemals hat erklären können, wankte sie zum Sarge und warf sich vor demselben nieder, als die Träger den Deckel abgenommen hatten und Arnulf in der Erhabenheit des ewigen Friedens allen Anwesenden sichtbar wurde. Hier blieb sie knieend liegen, während des Segens, welchen der Geistliche sprach, und als sie sich erhob, nahm sie einen blühenden Myrthenzweig von ihrer Brust, küßte ihn unter heißen Thränen und legte ihn dann auf das Herz, welches unter Todesschauern sie so unendlich liebevoll angeredet hatte.

Nachdem sie dem Entschlafenen diesen Zoll dankbarer Liebe für die wenigen Worte, die er ihr geweihet, entrichtet hatte, ließ sie sich willig von Melitta hinwegführen. Eng verschlungen gingen sie Beide in das Schlafzimmer der Kleinen, denen der schaurige Eindruck des Begrabens erspart weeben sollte. Gefaßt weckten sie die schuldlos lächelnden Kinder, die den Vater gar nicht betrauerten, weil er nur ihrer Mutter gefolgt sei, was er schon lange vorher den Kindern vorausgesagt hatte. Ernst und bedächtig redete der kleine Ottmar von dieser Reise in den Himmel, von der er schon eine leise Ahnung haben mochte. Heiter und froh aber fragte Irmgart des Tages wohl zehn Mal, wann der liebe Vater wohl im Himmel ankommen und ob er wohl gleich die liebe Mutter finden werde. Aus diesem Grunde sagte Fides, die das kleine Mädchen weit inniger liebte, als den gravitätischen Knaben, zu Irmgart:

„Jetzt ist Dein Vater im Himmel angekommen, meine Kleine, und er hat gewiß Deine Mutter gleich wieder gefunden, denn er lächelte so selig, wie ein Glücklicher!"

Die Kleine sah sie ernst und erstaunt an. „Hast Du es gesehen, Fides, daß er meiner Mutter einen Kuß gegeben?" fragte sie. Fides drückte das Kind mit ausbrechender Wehmuth an sich.

„Ja, ich habe gesehen, daß er glücklich ist. Ich habe ihm einen Kuß von Dir und Ottmar mitgegeben. Weißt Du Irmgart — den Myrthenzweig, den Ihr Beide gestern Abend küssen mußtet?"

Die Kleine lächelte in voller Heiterkeit. „Ach wie ist das gut!" sagte sie herzlich." „Nun weiß die Mutter, daß wir nicht verlassen sind?"

Melitta hatte der Scene von fern gelauscht. Sie liebte den Knaben Ottmar wegen seines festen und ernsten Wesens mehr als das kleine wetterwendische Mädchen, das bald sanft, bald lustig, bald launisch oder zärtlich war.

„Sieh Fides," sagte sie etwas spöttisch, „Irmgart ahmt Dein Lächeln nach. Es ist ein kleines, närrisches Ding, aus dem man nicht recht klug werden kann!"

„Gerade wie bei mir, als ich so alt war!" scherzte Fides, die Kleine zärtlich küssend. „Ich war stets am liebenswürdigsten, wenn man mich mit Schmeicheleien und Liebkosungen verzog. Drum will ich Irmgart auch so zärtlich lieben, wie mich selbst!"

(Fortsetzung folgt.)

* Friedrich Gerstäcker.

Der kühne Reisende und beliebte Schilderer des nordamerikanischen Lebens, Friedrich Gerstäcker, ist, wie bereits gemeldet, am 31. Mai nach kurzem Unwohlsein in Braunschweig gestorben. Er war der Sohn des Tenoristen Gerstäcker und wurde am 16. Mai 1816 in Hamburg geboren. Nach Beendigung seiner Schulzeit kam er zu einen Kaufmann in Kassel in die Lehre, aber sein unruhig strebender Sinn paßte nicht an den Komptoirtisch. Nachdem er einige Zeit in Döben verweilt, um die Oeconomie zu erlernen, reiste er 1837 mit geringen Mitteln nach Amerika. Dort machte er Kreuz- und Querwanderungen durch die sämmtlichen nordamerikanischen Freistaaten. Abwechselnd war er Heizer auf verschiedenen Dampfbooten, Farmersknecht, Silberschmied, Schachtelsfabrikant, Chocolademacher, Holzhauer, Koch zc. Dann wurde er Jäger von Beruf, d. h. er trieb sich Jahre lang ohne weitern Zweck, als die Jagd, in den Urwäldern umher. Als er im Jahre 1842 aus Sehnsucht nach dem Wiedersehen der Seinigen in die Heimath zurückgekehrt war, wurde er veranlaßt, seine Tagebücher herauszugeben. So erschienen zuerst die „Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerika's", denen im Jahre 1846 sein erster Roman „die Regulatoren von Arkansas" folgte. Rasch nach einander erschien nun eine Reihe von anderen Werken, so „die Flußpiraten des Mississippi", „Mississippibilder", „Amerikanische Wald- und Strombilder", „Reisen um die Welt" und Andere. Im Jahre 1859 trat er, unterstützt vom damaligen Reichsministerium, sowie von der Cotta'schen Buchhandlung, eine zweite große Reise an, die ihn nach Südamerika und Australien führte. 1851 in die Heimath zurückgekehrt, ließ er sich in Plagwitz bei Leipzig nieder, um seine Erlebnisse zu bearbeiten. Es erschienen die 5 Bände seiner „Reisen", sowie nach und nach verschiedene Romane („Tahiti", „Aus der See", Matrosenleben" zc.). Seine Werke erfreuten sich einer steigenden Beliebtheit und wurden fast sämmtlich in's Englische, theilweise auch in's Französische, Holländische und Polnische übersetzt. Noch in den Fünfziger-Jahren wurde ihm durch die Gunst des Herzogs von Coburg in dem Lustschloß Rosenau bei Coburg ein freundliches Asyl bereitet. 1860 trat Gerstäcker wieder eine Reise nach Südamerika an, deren Ergebnisse er in dem Werk „Achtzehn Monate in Südamerika" schilderte. 1862 begleitete er den Herzog von Coburg auf dessen afrikanischer Expedition. Auch die späteren Jahre waren bei wechselndem Wohnort durch Reisen und emsige literarische Thätigkeit ausgefüllt. Während des deutsch-französischen Kriegs eilte Gerstäcker auf den Kriegsschauplatz, von wo er einigen Blättern anziehende Schilderungen lieferte. Seine letzten Lebensjahre brachte Gerstäcker in Braunschweig zu, wo seine älteste Tochter verheirathet ist. Er selbst war zum zweiten Mal verheirathet, und zwar mit einer Deutschen, die er auf einer seiner Reise kennen gelernt hatte. Bei seinem rastlosen Wanderleben und seinem gleichzeitigen Mittheilungstrieb war seine literarische Thätigkeit eine sehr ergiebige und die Zahl seiner Werke ist eine sehr bedeutende. Wenn dieselben auch keine großartigen Kunstschöpfungen sind, so haben sie doch das Verdienst, unter der Masse des Volkes vielfach Belehrung ertheilt und eine frische u. nützliche Unterhaltung geboten zu haben.

Mannichfaltiges

(Consequenz.) Linchen: „Mama! Nicht wahr, da jetzt Alles, was früher Fuß genannt wurde Meter heißt, so sagt man nicht mehr „dieser Junge geht „barfuß", sondern „dieser Junge geht barometer?" — Mama: „Wie ungeschickt Du bist; dieß gilt ja nur für's Maaß, sonste müßte man ja auch statt „Barfüßer-Mönche" sagen „Barometer-Mönche."

(Moderner Erwerbszweig.) „Wo 'naus mit einander?" — „In d' Stadt zum Gericht. Wir haben jetzt g'rad kein' Verdienst und da hab' i' zu mei'm Nachbar g'sagt, er soll mich wegen Ehrenkränkung verklag'n; mi kann mer net straf'n, weil i's läugn' und er kriegt Zeugengebühr'n und die versaufen wir nachher mit einander."

(Gute Empfehlung.) Dame: „Sonnenberger Chaussee Nr. 20. — Kannst Du aber auch fahren, Junge?" — Kutscher: „Warum net. — Kennen Se mich dann nimmer?" — Dame: „Woher soll ich Dich denn kennen?" — Kutscher: „Ich hab' Ihne doch vorig's Jahr am Theaterplatz umgeschmissen."

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Jb. Jost.

Nr. 65. Samstag, den 8. Juni **1872.**

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Frau von Ettershaiden war während des letzten Worte eingetreten. Lächelnd blieb sie in der Nähe der Thür stehen, um dies Gespräch zu belauschen. Diese Dame erschien seit der Anwesenheit der Kinder im Schlosse wie neu belebt und neu beseelt. Auch sie liebte den Knaben mehr, als Irmgart und diese Liebe schien wunderbarerweise gegenseitig zu sein. Schon in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft hatte sich der kleine Bube dicht vor Frau von Ettershaiden hingestellt und sie unverwandt angesehen. Sein Blick war so sonderbar ausdrucksvoll gewesen, daß die Dame, seltsam davon berührt, ihn plötzlich liebevoll gefragt hatte: „Wirst Du mich denn lieb haben, Ottmar?“

„Ich habe Dich schon lieb,“ war seine feste, ruhige Antwort gewesen. „Ich habe Dich deswegen lieb, weil Du so blaß bist, wie meine Mutter und eben solche Augen hast, aber Deine Augen sehen nicht so gut aus, sie lachen nicht. —“

Seitdem glänzten die kalten Augen der Frau von Ettershaiden in Liebe und Güte und der Knabe wich nicht von ihrer Seite.

Sie hatte schon vor dem ersten Trauergeläute ihr Lager verlassen, um zeitig bereit zu sein, wenn die Kinder wach werden sollten. Jetzt kam sie, um nach ihnen zu sehen. Ein Fall, der zu den unerhörten Ereignissen zu zählen gewesen sein würde vor einigen Monaten, der aber, vorbereitet durch die Veränderung ihres Benehmens, jetzt nur eine frohe Begrüßung von Seiten der jungen Mädchen veranlaßte.

„Du hast Dir vorgenommen, Irmgart gründlich zu verziehen?“ fragte die Dame, indem sie das Kind aufhob und einen Kuß auf ihre Stirn drückte.

Fides küßte ihr die Hand zum Morgengruße, als sie die Kleine wieder hingesetzt hatte. „Es ist ein so himmlisches Glück, verzogen zu werden, liebe gnädige Tante,“ flüsterte sie dabei und sah so verführerisch bittend zu Frau von Ettershaiden auf, daß diese begriff, was sie damit andeuten wollte.

„Ja, ja — ich merk' es schon, daß ich wieder ein strengeres Hausregiment einführen muß,“ sprach sie. „Was hast Du wieder für Dinge in der Kirche gemacht, Fides? Thilo war noch jetzt außer sich!“

„Thilo?“ wiederholte Fides schwärmerisch. „Tadelte er, daß ich seinem Bruder des Versprechen in jene Welt mit hinüber gab, für seine verlassenen Kinder Sorge tragen zu wollen, als wenn es meine Geschäfte...“

„Laß Dir's von ihm selbst sagen, ob er Dich tadelt, Fides,“ erwiederte die Dame ausweichend. Sie hatte mit feinem Frauensinne beim ersten Blicke das bestehende Verständniß dieser beiden jungen Menschen begriffen und es war ihr, zufolge eines Planes, den sie mit sich herum trug, sehr genehm.

„Thilo hat sich dem allgemeinen Frühstücke entzogen und wartet unserer in dem Pavillon,“ erläuterte die Dame, indem sie dem Knaben Ottmar die Hand reichte und mit ihm das Zimmer verließ. Sie hatte mit dem Wechsel ihrer Gesinnungen auch zugleich einen neuen Schauplatz der Thätigkeit betreten und ließ es sich sehr angelegen sein, bei den verschiedenen Mahlzeiten des Tages als Wirthin zu präsidiren. Ein Vergnügen, welches durch das Behagen ihres Gatten täglich erneut wurde. Sie war schon dahin gekommen, sich einzugestehen, daß der Mensch ein Thor sei, der sich nicht durch Leutseligkeit im geselligen Leben unentbehrlich mache. Indessen trieben an diesem Tage noch

andere Beweggründe sie zur eiligen Rückkehr nach dem Pavillon, wo sie Thilo wußte. Mit einer gewissen Staatsklugheit wollte sie erst diesem jungen Manne das Anerbieten machen, die Kinder unter ihrer Obhut zu lassen, auf unbestimmte Zeit, um dann nach und nach Gelegenheit zu finden, ihren Wunsch, Ottmar ganz ausschließlich als Pflegesohn anzunehmen, hervortreten zu lassen. Sie ahnete durchaus nicht, daß ihre Wünsche mit den Plänen ihres Gatten Hand in Hand gingen, da er auf keine Weise eine Vorliebe für den Kleinen blicken ließ, die darauf hindeutete, daß er ihn als sein Eigenthum erwerben mochte.

Thilo hatte jedoch längst durch Rücksprache mit dem Herrn von Ettershaiden den Entschluß desselben kennen gelernt, durch eine förmliche Adoption Ottmars allen Weitläufigkeiten ein Ende zu machen und durch einen königlichen Machtspruch dem Sohne Arnulf's schon jetzt das Erbrecht zu sichern. Nach diesen Beschlüssen hatten sich die lieblichsten Bilder eines beschleunigten Glückes vor Thilo's Seele gedrängt, die nur unter dem Drucke der Trauer gewichen, jetzt in vollem Verklärungslichte wieder erstanden und eine heiße Sehnsucht nach dem holden Wesen in ihm erweckten, das ohne Schwierigkeit sein eigen werden konnte.

Vor allen Dingen fragte es sich um die Erlaubniß des Vormundes zu der Verheirathung seines Mündels, [illegible]

Thilo zweifelte, weil er gar zu tief innig wünschte!

Fides sein Weib — eine Wonne ohne Gleichen durchschauerte sein Herz, wenn er sich diese Gestalt als seine Gefährtin, als seine Sonne im Leben, als seine höchste Erdenfreude neben sich dachte, die himmlischen Augen in strahlender Heiterkeit ihm leuchtend, ihr liebliches Lächeln als Lohn seiner unermüdlichen Thätigkeit — er, nur für sie — sie nur für ihn in dem großen Raume des Weltall's, das für ihn bis dahin keine feste Heimath gehabt hatte. Nein! das Glück schien ihm zu groß! Er zweifelte, weil es eben zu groß und überwältigend vor ihm stand.

Frau von Ettershaiden empfand instinctmäßig diesen Druck des Zweifels. Sie wollte ihn ermuthigen zum freien Worte der Werbung, um sich seiner Hülfe bei ihrem Vorhaben zu versichern.

Darum eilte sie mit dem Knaben Ottmar zum Pavillon; sie wollte die erste Gelegenheit mit diplomatischer Feinheit benutzen, um die Ansichten Thilo's zu prüfen; die Rechtlichkeit ihrer Absichten mußte die Eigennützigkeit ihrer Handlungsweise entschuldigen. Sie hatte den Keim einer Liebe im Herzen, die veredelnd auf die weibliche Natur zu wirken pflegt. Die Liebe der Mutter zum Kinde regte sich, als sie Ottmar's ernste Augen so fragend und forschend auf sich gerichtet fand, die Liebe einer Mutter zum Kinde, das sie zwar nicht selbst geboren, das sie aber sich zu eigen machen wollte, machen mußte, wenn sie ferner glücklich leben sollte. Die Gluth dieser ersten Mutterempfindung weckte alle guten Geister in ihrem Herzen, das zuerst vernachlässigt und verschlossen, jetzt aber schon für einen Wirkungskreis vorbereitet war, welcher mit den Pflichten für diesen Knaben unendlich erweitert und erwärmt werden würde. Ihr Leben gewann einen nie geahnten Reiz, indem sie ihrem Herzen freien Spielraum gab und die Neigung dieses Knaben zu gewinnen strebte!

Thilo war dem Gewühl der Begräbnißgäste entflohen. Es litt ihn nicht unter den Männern, die ihn ohne wahre Theilnahme ihrer Freundschaft versicherten, im Grunde jedoch nur ihrer Neugierde fröhnten, wenn sie nach seinem frühern Leben und nach den Schicksalen seines Bruders Arnulf fragten.

Thilo hatte zu lange, ganz auf sich beschränkt, seinen Lebensweg verfolgt, um solcher oberflächlichen Freundschaft zu bedürfen. Nur einem festen, starken und reinen Gefühle öffnete sich willig sein Herz und das war die Achtung, welche ihm der alte Herr von Ettershaiden einflößte. Schon bei dem ersten Zusammentreffen von dem wohlwollenden und ehrlichen Tone dieses Mannes angezogen, den er hassen zu müssen meinte, verstärkte sich der gute Eindruck während dieser letzten, schweren Tage, wo der alte Herr mit rüstigem Wesen alle Anordnungen zur Leichenfeier übernahm und verwandelte seine Abneigung in ein vollkommen kindliches Vertrauen. Die warme Güte seiner Natur und die unbestechliche Rechtlichkeit seiner Grundsätze, die aus allen seinen Handlungen hervorleuchtete, nahm ihn Wunder. Er hatte sich von diesem alten Hofcavalier ein anderes Bild gemacht und die Vorgänge in seinem Eheleben waren nicht geeignet gewesen, dies durchaus nicht fleckenlose Bild zu bessern. Allein er begriff jetzt Oswald's Urtheil über

ihn und fand es natürlich, daß dieser eingenommen von einem Manne war, dessen lebhaftes Temperament die Situtation der Zeit mehr zur Lehre genommen, als man hätte denken sollen. Was ihm auch als Schwäche angehangen, seine feste, würdige Haltung machte dies jetzt vergessen.

Daß unter solchen Sinnesänderungen der junge Mann sehr bereit war, nun den Stab über die Gattin dieses Cavaliers zu brechen, und ihr den größten Theil der Schuld aufzubürden, die einen Schatten auf sein Leben geworfen, lag nahe. Aber auch hier stieß er zu seinem eigenen Erstaunen auf Entschuldigungsgründe, die er aus vollem Herzen unterschreiben mußte. Jedenfalls war der Herr von Ettershaiden bei der Wahl seiner ersten Gattin mehr den Eingebungen der Vernunft gefolgt oder hatte sich von einer jugendlichen Neigung irre führen lassen, denn nach seinen Knabenerinnerungen war diese Dame so steril einfach, so matronenhaft und altverständig, daß sie zu der geistigen Lebendigkeit des Hofcavaliers nicht gepaßt haben konnte und daß es ganz erklärlich wurde, wenn er diese wenig begabte und früh gealterte Frau ihrem Hange zur ländlichen Ruhe überließ und an der Seite einer jüngern Gefährtin die Glückseligkeit des Erdenlebens nochmals durchkostete. Solche Dinge gehörten damals zur Tagesordnung und verloren sich erst, als der Nimbus einer reinen und glücklichen Häuslichkeit das junge Königspaar umzog und die Unterthanen, hoch und niedrig, zur Nachahmung reizte.

Thilo fand sich zu seinem Erstaunen geneigt, auch dieser noch immer schönen Frau von Ettershaiden ihr Unrecht nicht zu hoch anzurechnen, obwohl er ihr nicht die Achtung weihete, die ihr Gatte ihm abzwang. Freilich sah er sie in dem günstigen Lichte ihrer Gemüthserweichung und hatte keine Idee von ihrer kürzlich erst überwältigten Kälte des Egoismus, der mit seinem eisigen Hauche das ganze Hauswesen bis zur Trostlosigkeit durchweht hatte. Jetzt zierte nur eine planvolle Ruhe, ein zornloser Ernst und eine milde Strenge ihr Wesen. Somit hatte sich das, was ihm früherhin ganz unvereinbar mit seinen Ansichten schien, allmählig einander genähert, hatte sich in vielen Stücken ausgeglichen und schritt nun der gänzlichen Lösung aller Familienconflicte mit starken Schritten entgegen.

Thilo erkannte in dem Gange des Geschickes die Macht eines guten Gottes und er verschloß nicht eigensinnig sein Herz gegen das Walten der Naturkräfte, die nach dem Tode seines Bruders auf eine dauernde Vereinigung der Gemüther hinzuarbeiten Miene machten. Er ehrte das Band, welches heiligend die Familie an einander zu knüpfen pflegt und er wollte durch keine trüben Erinnerungen an die Ungerechtigkeiten, an den Hochmuth früherer Zeit seine Handlungen regeln lassen. Die Verbitterung, womit Arnulf's gekränkter Stolz sein Lebelang gerungen, war ihm fremd geblieben. Er nahm von vornherein das Leben leichter und war in seinem Urtheile über die menschlichen Schwächen toleranter. Sein Geist hatte im Weltverkehre etwas freiere Richtungen verfolgt und sich bis zum kaufmännischen Scharfsinne verstiegen, als er seine gelegentlichen glänzenden Einnahmen so anlegte, daß sie sich im Werthe verdoppeln und verdreifachen konnten. Die Geburt war ihm längst kein Hemmschuh mehr, obwohl er die ehrenhafte Abstammung würdigte und hoch hielt. Er hielt es schon längst für recht und billig, alle Lebenserfahrungen so zu verwerthen, daß sie Vortheil brachten und hierauf gründete sich sein Wille, unbedenklich in die Vorschläge des alten Herrn einzugehen, die das spätere Heil des kleinen Ottmar in sich schlossen.

Thilo wußte davon nichts, also glaubte er in der besondern Zuvorkommenheit dieser Frau eine freundschaftliche Annäherung finden zu müssen. Er küßte ihr wärmer die Hand, als es sonst geschehen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Schnorr von Carolsfeld.

Am 24. Mai ist in Dresden Julius Schnorr v. Carolsfeld, der berühmte Maler, hochbejahrt mit Tod abgegangen. Geboren zu Leipzig am 26. März 1794, ging derselbe, nach erhaltener Ausbildung auf der Academie der bildenden Künste zu Dresden, im Jahre 1817 nach Italien, wo er mit seinem ersten größeren Bilde: „Die Hochzeit zu Canaa“ debütirte, das unter den Kunstverständigen alsbald lebhafte Anerkennung fand. 1827 folgte Schnorr v. Carolsfeld einem Ruf als Professor an die Akademie in München, malte daselbst die Fresken aus dem Nibelungenliede und die

enkaustischen Gemälde aus der Geschichte der drei hervorragendsten deutschen Kaiser, Karl der Große, Friedrich Barbarossa und Rudolf von Habsburg, im Königsbau und ging 1846 als Director der Kgl. Gemäldegallerie und Professor der Kunstakademie nach Dresden, aus welcher Stellung er wegen zunehmenden Alters unlängst erst geschieden ist. Das „Dresdener Journal“ widmet dem heimgegangenen Künstler einen Nachruf, dem wir Folgendes entnehmen: „Als echter Gründer einer neuen Schule, in welcher die technische Handwerkstüchtigkeit nicht stolz vom Genius verschmäht, sondern mit ihm zu einheitlichem Wirken harmonisch verbunden wird, war der Meister stets ein Gegner eigensinniger Künstlerlaunen, aber ein warmer Freund des nimmermüden Fleißes, des all seine Kräfte aufbietenden Strebens nach individueller Gesammtentwicklung, nach Achtung der Kunstgesetze in sinnvoll verständiger Form. Der Verewigte, dem sittliche Würde von der wahren Anmuth unzertrennlich schien, hatte in seinem Ruhm nichts jener blendenden Schminke, jener Schmeichelei der Mode, jener Koketterie der Manier zu danken, welche so manchem seiner Zeitgenossen einen vorübergehenden Namen gegeben haben. An Schnorr's Kunst war alles echt und gediegen, er hatte sich die Devise des Könnens erst nach dem vollendetsten Lernen auf's Papier gesetzt, er schrieb mit dem Stift wie mit der Feder, klar und sicher vom feinsten bis zum stärksten Strich hinunter. Die räumliche Ausdehnung seiner Bilder irritirte ihn nie, er hatte für Miniatur- wie Colossalformat den richtig messenden Blick und die geistige wie physische Energie der Ausführung. Ein solcher Meister ist ein wirklicher Repräsentant deutscher Kunsttüchtigkeit, deutschen Fleißes und deutscher mannhafter Gediegenheit.

Mannichfaltiges.

Des Westrichers Klage.

Will dann der Rehe ke Enn me nemme!
S'is doch wahrhaftig ball e Graus;
Im Feld leits Korn, die Wisse schwemme,
Wo soll das Ding dann noch enaus? —

Die Grumbeer kommt vor lauter Quäcke
Weß Gott, fascht net vum Borum uff!
Unn wer se hackt, ei, der bleibt stecke,
Im Dr... bis an die Knie erruff! —

Un's Obs, des is ach halwer schleife;
Verfrohr in mancher kalde Nacht!
M'r kann wahrhaftig net begreife,
Was unser Herrgott deß Johr macht! —

Ke Stunn im Dahe, wo's net rehend, —
Ach Ueberschwemmung steht im Blahd; —
Unn überahl her in der Gehend
Do werd vum Bauersmann geklahd!

Schunn Woche lang des eklig Werre,
Wie solls noch länger fortgehn so!
Des is so rein zum Närrisch werre! —
Du lieber Gott, loß no, loß no! —

(Uebergaunert.) Kürzlich fuhr in Hamburg ein alter, mehr dumm als gutmüthig aussehender, sorgfältig gekleideter corpulenter Herr in einem Omnibus. Zwei Gauner schwatzten ihm eine Uhr für 8 Thlr. auf, die nicht 2 Thlr. Werth hatte. Der Alte gab ihnen einen Zehnthalerschein und ließ sich 2 Thlr. wieder herausgeben. Die Gauner stiegen darauf aus, kamen aber bald athemlos zu der Stationsstelle des Omnibus und fragten den Conducteur nach der Richtung, welche der alte Herr eingeschlagen habe, denn — der Zehnthalerschein war falsch, die 2 Thlr., die sie herausgegeben hatten, aber ächt!

(Ein neues Wort.) Vor Jahren fingen die Schneider an, sich Kleidermacher zu nennen. Jetzt scheint auch dieses Wort veraltet zu sein; wenigstens bezeichnete sich bei der jüngsten Volkszählung ein Berliner Schneider auf der Zählkarte als Stichologen.

---

* Charade.

(Unorthographisch.)

Sankt Peter sprach: Zeig mir den Ersten vor,
Sonst laß' ich dich in's Zweite nicht hinein.
Das todte Ganze sprach: Das ist nicht fein,
Das Erste brachte ich nicht mit empor;
Was mußt' ich auch ein solcher Zweiter sein!

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 66. Dienstag, den 11. Juni **1872.**

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Frau von Ettershaiden begann ihre Conversation mit der Besonnenheit der Weltdame, die im Auge hat Zerwürfnisse auszugleichen. Erst nach und nach ging sie auf besondere Gegenstände über, woran sie dann die Frage über seine Absichten betreff der beiden verwaisten Kinder knüpfte. Sie hatte Thilo's diplomatische Fassungskraft unterschätzt. Er verfolgte mit innerer Belustigung den Faden ihrer Unterhaltung; nur wußte er nicht, wohin sie damit wollte, ob dieser Faden in ein Labyrinth hinein- oder herausführen werde. Gespannt wartete er des Schlagwortes, das Aufklärung darüber geben konnte. Wollte diese Dame dem Vorhaben ihres Gatten intriguant entgegenarbeiten, oder wurde sie von eigenen Wünschen geleitet, ihn willfährig dafür zu machen.

Eben war Frau von Ettershaiden auf die eigentliche Ursache ihrer Verhandlung gekommen, als ein Geräusch an der Thür sie störte und gleich darauf ihr Gemahl mit allen Anzeichen einer großen Verwirrung im Pavillon erschien.

Seine seltsame Verstörtheit wurde nur von Thilo bemerkt, da Frau von Ettershaiden mit einer sichtlichen Bekümmerniß ihr Gespräch gerade auf einem Punkte abgebrochen sah, wo eine Anknüpfung nur mit Schwierigkeiten wieder zu bewerkstelligen war. Sie wendete sich mit leichtem Unmuthe ab, sah also nicht, daß der alte Herr sich ganz außer aller Fassung zu Thilo wendete, ihn bei der Hand nahm, zu sprechen versuchte und doch nichts weiter hervorbrachte, als die Worte: „O, mein Gott! Mein Gott!"

Thilo sah ein, daß nur etwas ganz Außergewöhnliches den alten Herrn in diesen Zustand versetzt haben könne. Er legte wohlwollend seine Arme um ihn, geleitete ihn zu einem Sessel und sah der Erklärung über den Grund dieser überwältigenden Bewegung mit jener apathischen Ruhe entgegen, die keine Betheiligung daran fürchtet.

Frau von Ettershaiden war ahnungslos in die Fensternische getreten und und zeigte dem Knaben die schönen Pfauhähne, welche eben aus ihren Hütten hervorstolzirten und höchst gravitätisch den sonnigen Rasenfleck betraten, um den prächtigen Schweif im Sonnenlichte zu präsentiren.

Gleichzeitig erschienen im Laubgange, der zum Pavillon führte, die Gestalten der Pflegetöchter, die Irmgart in der Mitte hatten.

Ehe noch Herr von Etteshaiden seine Sinne vollständig gesammelt hatte, standen sie alle drei in anmuthiger Freundlichkeit vor ihm und boten ihm einen guten Morgen.

Er erwiederte ihren Gruß nicht. Wie gelähmt blickte er vor sich hin. Regungslos starrte er auf einen Fleck. In der Hand hielt er einen Brief, den er so krampfhaft fest umfaßte, daß er vollständig zusammengeballt erschien.

Melitta trat zuerst heran zu ihm. Sie hielt seinen Zustand für eine Erschöpfung, herbeigeführt von dem ergreifenden Begräbnißakte.

Fides, aufmerksam diese starren, mehr Ueberraschung als Kummer verrathenden Gesichtszüge betrachtend, legte ehrerbietig ihre weiche Hand auf seine Schulter und suchte in seinen Augen nach der Veranlassung zu diesem gestörten Seelenfrieden zu forschen.

Erst Frau von Ettershaiden war es vorbehalten, Aller Gedanken auf die richtige Spur zu bringen. Sie sah sich beim Eintritte der Mädchen um und schritt dann hastig auf ihren

Gatten zu, als sie Fides bedächtiges Forschen gewahrte.

„Was ist Ihnen, Ottmar?" fragte sie, Ruhe und Gelassenheit heuchelnd, denn ein Schauder durchflog ihre Seele, als sie den alten, kräftigen Mann so hinfällig sitzen sah, als sei seine Kraft plötzlich gebrochen.

Herr von Ettershaiden blickte auf. „Mein Gott, wie kommt das Schlag auf Schlag!" murmelte er. „Sollte diese Kette von Ereignissen vielleicht schon längst im Rathe Gottes beschlossen sein?"

„Schlag auf Schlag!" wiederholte Melitta leidenschaftlich. „O, sagen Sie es nur — ich bin darauf vorbereitet — man spricht von einer Schlacht bei Riga — Oswald ist todt!"

„Beruhigen Sie sich —" fiel Thilo lebhaft ein. „Ich habe gestern einen Brief vom Prinzen Eugen erhalten — Oswald lebt! Er ist im Hauptquartiere der Russen und wird sich mit dem Generalstabe vorerst zurückziehen, wenn das Unglück die russischen Armeen eben so verfolgen sollte, wie die österreichischen und preußischen vormals. Prinz Eugen ist entzückt von Oswald's Einsicht und Klugheit. Er verspricht sich ungeheure Erfolge von den Plänen, die sie zusammen entwarfen. Ein russischer Courier brachte mir gestern spät in der Nacht diesen kurzen lakonisch gehaltenen Brief, der nichts speciell berührt, aber in seiner ganzen Abfassung verräth, daß Oswald mit ganzem Herzen seiner Freunde gedenkt. Wir müssen uns für jetzt, wo die Feindseligkeiten zwischen Rußland und Frankreich beginnen, damit begnügen!"

Melitta hatte mit voller Spannung diesen Worten gelauscht und war dann hinter Fides zurückgewichen, beschämt über ihre Uebereilung, womit sie ihr Herz verrathen.

Der alte Herr aber wartete nur das Ende von Thilo's Bericht ab, um sogleich die Frage daran zu knüpfen:

„Ist Dir bekannt, Thilo, daß Dein Bruder schon früherhin verheirathet gewesen ist?"

„Ja!" antwortete der junge Mann bestimmt, aber sichtlich von der Frage überrascht.

Der alte Herr legte seine Hand in einer Wallung, wie man sie beim Alter selten sieht, auf Thilo's Arm unf fragte mit vibrirendem Tone:

„Weißt Du auch, daß ihm ein Kind aus dieser Ehe lebt?"

„Nein!" rief Thilo bestürzt. Alle seine Hoffnungen für den kleinen Ottmar stürzten bei dieser unerwarteten Frage zusammen und die Energie, womit er das Besitzthum für ihn gegen jeden Angriff zu wahren gelobt hatte, schmolz in der zagenden Erwartung dahin, was sich aus dieser Frage ferner entwickeln werde. Mehr um seine große Erschütterung zu verbergen, als aus Interesse daran fügte er schnell hinzu: „Die erste Nachricht einer sonderbaren Verheirathung meines Bruders gaben Sie mir selbst, Herr Vetter, aber mir konnte nicht beifallen, daß schon längere Zeit über den Tod seiner Frau verflossen war — daß mein Bruder eine zweite Ehe geschlossen hatte. Darum überraschte es mich merkwürdig, von Arnulf Geständnisse darüber hören zu müssen, die schmerzlich und erschütternd waren. Eines Kindes erwähnte er nur, indem er es als eine Möglichkeit andeutete. Was wissen Sie davon, Herr Vetter?"

Herr von Ettershaiden beantwortete die Frage nicht, sondern sagte nur vor sich hin:

„Wie ein einziger Blick in die dunkeln Regionen eines Geheimnisses aufzuklären vermag! Was jahrelang geruhet, steigt dann mit Macht empor und wir wundern uns, daß wir nicht früher sehend geworden sind."

Frau von Ettershaiden, im Ganzen unbefragt von dieser Sache, bat jetzt um aufklärende Mittheilungen. Ihrem scharfen Verstande war die sichtliche Betroffenheit Thilo's ein Leitstern geworden, und wenn sie auch nicht den ganzen Umfang seiner Befürchtung errieth, so war doch das festere Umschließen ihres kleinen Schützlings ein Zeichen, daß sie alle Lust hatte, für dessen Rechte eine Lanze einzusetzen.

Herr von Ettershaiden ermannte sich. Seine Verwirrung löste sich. Sein Unbehagen schwand. Mit einem Blicke voll inniger Zärtlichkeit auf den Kreis seiner Lieben, die ihn umringten, hob er das Schreiben, das er noch immer zusammengeknüllt in der Hand hielt, empor, glättete es und legte es bedächtig auseinander.

„Ich habe hier ein kurzes, aber inhaltsvolles Schreiben des hochwürdigen Bischof Damecke zu verlesen, das geeignet ist, unsere Herzen gemeinsam zu erschüttern."

Fides drängte sich unwillkürlich näher. Thilo warf einen sehr erstaunten Blick auf das junge Mädchen. Er schrieb es ihrer gewöhnlichen Exaltation zu, als sie sich neben dem alten Herrn auf's Knie senkte und beide

Arme auf seine Knie stützte. Ihr Auge ruhte auf dem Papiere, als wolle sie es mit ihren Blicken durchbohren und sie bemerkte, daß auch ihr Vormund so bewegt, wie nie, einen Blick in ihr Auge senkte, der sie auf eine wichtige Ueberraschung vorbereiten zu sollen schien.

„Der Brief des hochwürdigen Herrn ist kurz. Er lautet: „Ihren dringenden Vorstellungen weichend und außerdem einsehend, daß eine längere Geheimhaltung unnütz wäre, eröffne ich Ihnen hiermit, daß das junge Mädchen, welches unter dem Namen Fides Tyrnau Ihrer Erziehung überantwortet wurde, die eheliche Tochter der Frau Helena Mirra von Ettershaiden auf Tyrnau und des Herrn Ottmar Arnulf von Ettershaiden ist. Weiteres besagen die Papiere in dem beifolgenden Kästchen, welches die edle Frau von Ettershaiden, geborne Freiin Helena Mirra von Polenz auf Tyrnau Ihrer Tochter Fides hiermit durch meine Hand übersenden läßt. Die edle Frau ruhet in Gott! Mit dem letzten Hauche segnete sie ihren Gatten und ihr Kind und vergab denen, die sich ein ruchloses Spiel mit ihrem unerfahrenen Herzen erlaubt hatten!"

Starr, bewegungslos, nicht begreifend und den auftauchenden Gedanken bezweifelnd, so war der Ausdruck aller der Gesichter, die sich auf den alten Herrn richteten, als er langsam den Brief sinken ließ und mit unendlicher Liebe auf Fides niederschaute. Kein Laut unterbrach die Stille. Ja man möchte behaupten, jeder Athemzug stockte, bis Thilo, vom Sturme der Ueberraschung genesend, unbeschreiblich innig ausrief:

„Fides — Fides — Du meines Bruders Kind?"

Das junge Mädchen sah ihn an, zuerst abwesenden Geistes, dann vom Wetterstrahle der vollen Erkenntniß getroffen. Sie sprang auf. Sie rief mit einem Wehelaute, der Allen durch Mark und Bein ging:

„Mein Vater! Mein Vater!" Und fort stürzte sie, fort, als gälte es den Entschlafenen einzuholen. Thilo folgte. Er wußte, wohin sie ihre Schritte lenken würde.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Fliegende Blätter von Kaulbach.

Der bayerische Hofphotograph Hanfstängel in München ist gegenwärtig beschäftigt, die Schlacht von Salamis photographisch herauszugeben, und will derselben eine Reihe fliegender Blätter zur Zeitgeschichte voraussenden, die der Meister seit Jahren im Stillen entworfen hat. Viele derselben erinnern an die heitere Satire des Reineke Fuchs, bei andern nimmt Ironie und Humor eine tragische Färbung an, wie bei den Todtentänzen. Kaulbach zeigt uns Napoleon I., wie derselbe über Eroberungsentwürfen brütet; er hat die Erdkugel vor sich stehen, setzt den Cirkel auf und richtet dessen andern Fuß ins Weite; da hält der Tod, als Adjutant gekleidet, ihm einen Schädel hin. Vor Napoleon II., dem Herzog von Reichstadt, stehen huldigend die Fürsten Europa's; das Kind auf dem Schooße der Mutter aber greift nach dem Spielzeug von kleinen Gebeinen, das der Tod ihm hinhält. Alexander v. Humboldt steht wie ein ermüdeter Atlas unter der Weltkugel, die er auf den Schultern trägt; da kommt der Tod in Hercules' Löwenhaut um ihm die Last [illegible] und ihn zur Ruhe einzuladen. Zwei streitsüchtigen pfäffischen Eiferern aber aus dem katholischen und protestantischen Lager stößt er die Köpfe zusammen. Triumphirend hebt der unfehlbare Papst den Schlüssel Petri in die Höhe, aber unter ihm kauert der Tod als Garibaldiner und hängt ihm die Sanduhr an den Schlüssel; die Tage der weltlichen Herrschaft seien gezählt, das sah der Künstler voraus, als er zur Concilszeit die Zeichnung entwarf. Daran werden sich dann andere kleinere Blätter anschließen.

---

* Heinrich Esser.

Vor einigen Tagen ist in Salzburg nach längerem Leiden der bekannte Componist und pensionirte k. k. Hofopern-Kapellmeister Esser im 56. Lebensjahre gestorben. Esser ist ein geborener Mannheimer; seine ersten musikalischen Studien machte er bei Sechter und Lachner. In Wien, wo er zu den populärsten musikalischen Persönlichkeiten gehörte, ist Esser im Jahr 1847, als das Operntheater unter Balochino's Leitung stand, Kapellmeister geworden. Unter Esser's Leitung wurde die erste Wagner'sche Oper in Wien gegeben. Seine

zerrüttete Gesundheit hat ihm seit Jahren eigene Schöpfungen unmöglich gemacht; seine reizenden Lieder sind indessen überall bekannt.

Mannichfaltiges.

(Eine seltsame Favoritin.) Auf der Rückkehr von einem der vielen Besuche, die Niebur, der Africareisende, den wilden Stämmen in der Gegend des Tschadsees abgestattet hatte, fand derselbe bei einem kleineren Fürsten des Reiches Tunis eine ungewönhlich freundliche Aufnahme. Der Fürst, vollständig vertraut mit der türkischen Cultur, unterhielt nach der am Bosporus üblichen Sitte einen Harem mit ausgesuchten Schönheiten, doch war der tunesische Harembesitzer in so fern verständiger wie die eben so glücklichen türkischen Großen, als derselbe bereitwillig den ihn beehrenden Fremden eine Besichtigung seiner lebenden Schätze gestattete. Dadurch erhielt Niebur eines Tages Gelegenheit, einem in tunesischer Sprache geführten häuslichen Zwiste zwischen seinem fürstlichen Wirthe und einer der acht seiner Favor[illegible] mit breiten Schultern, aber angenehmen Gesichtszügen, beizuwohnen, und wunderte sich nicht wenig, als das Eheachtel plötzlich dem Fürsten den Rücken kehrend die Unterhaltung mit den Worten: „Du oller Bullerballerich!" beendigte. Niebur, aus dem Dorfe Lüdingworth im Lande Hadeln gebürtig, war entzückt, als diese heimathlichen Laute an sein Ohr schlugen, und fragte in deutscher Sprache: „Mein Kind, wo bist du her?„ „Ut Lüdingworth im Land Hadeln", erwiederte das deutsche Mädchen. Erstaunt über dieses seltsame Zusammentreffen machte Niebur hierauf ihr Vorschläge, sie aus ihrer Lage zu befreien und nach ihrem Heimathsdorfe zurückzuschaffen. Doch das glückliche tunesische Eheachtel entgegnete: „Ach, lot mi man hie, die Mannslaüt bi uns sin ooch nich bäter, als min oller Bullerballerich." Und mit diesem gnädigen Bescheide mußte Niebur sich begnügen.

(Mißverständniß.) Bei einer landgerichtlichen Verhandlung in einem Dorfe bei Aschaffenburg fragte kürzlich, wie bayerische Blätter erzählen, der Assessor den Schulzen: „Nun, wie steht es bei Euch um die Industrie? Gibt es viel Luxus?" — „Industrie wird hier keine gepflanzt," war die Antwort, „und Luxusse sind seit Menschengedenken keine geschossen worden."

(Geheiligte Esel.) Der König Laku von Siam ward einmal durch das Geschrei eines Esels aus dem Schlafe geweckt und dadurch gegen einen Feind gewarnt, der im Begriff stand, über ihn herzufallen. Zum Dank für diese Rettung befahl der Herrscher der Gläubigen, daß von jetztab der Esel ein geheiligtes Thier und sein Name eine besondere Auszeichnung auch für Menschen sein soll. Als nun bald darauf ein Gesandter aus China an den siamesischen Hof kam, ward er von dem Minister folgendermaßen angekündigt: „Großmächtigster Laku, Beherrscher der Gläubigen und des Universums, König der weißen Elephanten und Bewahrer des heiligen Zahnes! Ein ungeheurer Esel ist aus China angekommen und wünscht vor das Antlitz Deiner Erhabenheit zu treten."

(Kaufmännisches Genie). Lehrer: „Nun Levi, kannst Du mir sagen, was für ein Unrecht Josephs Brüder begingen, als sie ihn verkauften?" Der Schüler schweigt, der Lehrer fragt einen Zweiten, einen Dritten, keiner weiß Antwort zu geben; endlich steht der kleine Jakob auf. — „Nun Jakob, was für ein Unrecht haben sie begangen?" — Jakob: „Daß sie ihn verkauft zu billig!"

Logogriph.

Mit **e** bald glatt, bald rauh,
Mit **au** nicht Maid, nicht Frau,
Mit **u** der Keim der Welt,
Mit **o** was uns erhält.
Mit **ei** noch immer schmal,
Was ist es? rath' einmal!

Auflösung des Räthsels in der vorigen Nummer:

Pastor. — (Paß-Thor.)

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 67. | Donnerstag, den 13. Juni | 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

8. Capitel.

Ein Tagebuch.

Das Morgenlicht des neuen Tages fand Fides gefaßt, aber auch gleichzeitig erschöpft von den Aufregungen des verflossenen Tages.

Sie saß allein in ihrem Zimmer. Frau von Ettershaiden hatte mit weiser Vorsicht angeordnet, daß sie ganz ungestört die Enthüllungen ihrer Mutter in sich wirken lassen und ihre Entschließungen durchkämpfen sollte, damit sie späterhin unwandelbar mit sich selbst einig bleibe.

Thilo hatte Tags zuvor das arme, bis in's Herz hinein erschütterte Mädchen richtig am Grabgewölbe gefunden, dessen Gitterthor sie im wahnsinnigen Schmerze rüttelte. Durch seinen Zuspruch gesänftigt war sie mit ihm zurückgegangen, aber der ganze Tag verging unter leidenschaftlichen Schmerzensäußerungen und der sehr gerechten Klage, warum man ihr bis dahin verhehlt, daß sie noch einen Vater auf Erden habe. Endlich war sie jedoch inne geworden, daß sie durch diese zu späte Entdeckung auf alle Fälle bereichert sei. Sie hatte ja nun Geschwister!

Darauf begann denn ein Kosen eigener Art mit den Kindern Arnulf's, welche erst nach einigen Widerreden begreifen lernte, daß Fides Mutter zuerst nach dem Himmel gereist sei und daß sie daselbst die zweite Mutter, und nun auch den Vater erwartet habe.

Es war rührend zu beobachten, wie die beiden Kleinen zuerst mißtrauisch gegen diese Belehrungen, die sie als Vorspiegelungen betrachteten, jeden einzelnen befragten, daß Fides ihre Schwester bleibe, dann mit voller Seele dem Jubel reinster Freude sich hingaben und es tausend Mal wiederholten, daß Fides von ihrer lieben Mutter gesendet sei, damit sie nicht verlassen wären.

Die Glücklichen widmeten sich an diesem ersten Entdeckungstage so ausschließlich ihrer neuen Schwester, daß diese des inhaltreichen Kästchens, welches ihr späterhin mit einer gewissen Feierlichkeit von ihrem Vormunde übergeben wurde, kaum gedachte. In der Stunde, als die Kinder zur Ruhe gelegt wurden, öffnete sie dasselbe.

Es enthielt einige Documente, einige beschriebene Blätter und einen prachtvollen Diagefügt war.

Sie hatte die Blätter gelesen und mit ihren Thränen bethauet.

Jetzt saß sie vor dem geöffneten Kästche und las diese Blätter mit wiedergewonnenem Lebensmuthe zum zweiten Male. Ihr angeborner Frohmuth hatte schon die finstern Wolken der tiefen Herzenstrauer überwältigt und der Eindruck den die kurzen Aufzeichnungen ihrer Mutter auf sie hervorbrachten, war heute ihrem Wesen mehr übereinstimmend, als die thränenreiche Ueberwältigung des vorigen Tages.

Ihr Gesicht war bleicher als sonst, ihre Augen sahen müde aus, aber um ihre Lippen spielte schon das Glück der Zukunft und die liebevollen Worte, die sie eben zu lesen begann, weckten nicht mehr die Trauer, sondern angenehme Erinnerungen, welche ihr dumpfes Bewußtsein von der Vergangenheit mit hellen Lichtstrahlen durchwoben.

Die Blätter trugen die Aufschrift: Für meine kleine Fides.

„Ach Mama, Deine kleine Fides ist unterdeß groß und recht artig gewarben!“ flisterte

das junge Mädchen mit zärtlichem Lächeln. „Ich möchte Mama könnte mich jetzt sehen!“

Sie las weiter: „Nach menschlicher Voraussicht erhält meine kleine Fides diese Blätter erst dann, wenn sie begreifen kann, daß durch die Erziehung des Menschen seine Schwächen zu Fehlern und seine Meinungen zu Weltgesetzen heranwachsen können. Daran allein scheiterte das Glück ihrer Eltern. Es ist nöthig, daß meine Kleine dies erfährt, damit sie die Verhältnisse ihrer Familie richtig beurtheilen kann, wenn sie eines Tages von den Schicksalen derselben Rechenschaft geben soll. Gelingt mein gut und fest entworfener Plan, den ich mit Hülfe des treuesten und liebevollsten Freundes auszuführen gedenke, so bist Du, meine kleine Fides, beim Lesen dieser Blätter nicht verlassen, sondern geliebt und behütet von einem edlen Manne, der den Namen Deines Vaters trägt. Der Segen einer Mutter wird vom Throne Gottes herab das Haus vor jeglichem Schaden bewahren helfen, worin ihr liebes Kindchen sich des Wohlseins und Gedeihens erfreut.“

Fides legte das Blatt nieder, faltete die Hände und blickte beweglich in die klare Morgensonne hinaus. „Ach Mama,“ flüsterte sie. „[illegible] Deiner armen Fides aber dennoch schlecht ergangen. Oder — solltest Du mir, „vom Throne Gottes aus,“ Melitta's Herz zugeneigt haben, daß sie mich vor Schaden behütete?“ Es verging eine gute Weile, ehe das junge Mädchen wieder zum Lesen überging. Ihre Gedanken hatten die ganze Zeitperiode überflogen, wo sie unverantwortlich vernachlässigt war. Zu dieser Zeitperiode gehörte aber die Kirchenepisode — und bei der Erinnerung überstrahlte das anmuthigste Lächeln ihr blasses Gesicht. Sie war sehr geneigt, Thilo's erste Bekanntschaft dort als eine Veranstaltung ihrer seligen Mutter „von Gottes Thron herab“ zu betrachten und ihr innig dafür zu danken. Dann las sie eifrig weiter.

„Jetzt red' ich zu Dir Fides, als seiest Du erwachsen und ein verständig' Mädchen. Ich will zu den Erinnerungen und Gedanken meiner Jugend zurückkehren. Meine gestillten Schmerzen fachen sich dabei von Neuem an und meine erloschene Liebe steht wieder in Flammen. Aber es ist nur ein Uebergang, der mich von der Erdenseligkeit in die der Ewigkeit führen wird. Darum Geduld, meine Fides! Ich werde mich kurz fassen! Belehrungen wirst Du hoffentlich nicht nöthig haben, denn die Cultur Deines Geistes bewahrt Dich vor den Irrbahnen meiner naturwüchsigen Phantasie. Mein Jugendleben verfloß nicht im Kreise feingebildeter Menschen. Ich sah mich von lustigen, heitern, aber rohen Männern umgeben. Mein Großvater, ein Freiherr von Killan, stand an der Spitze dieser Verwandten. Seine zweite Tochter war meine Mutter gewesen und von der Jugend auf erzählte man mir, daß mein Vater diese Tochter nur ihres Besitzthumes wegen geheirathet und nach ihrem Tode nie wieder sich habe blicken lassen. Als ich denken und begreifen lernte, war er schon todt. Mir fiel das Erbtheil meiner Mutter zu. Es war eine ergiebige Besitzung. Das Dorf Tyrnau mit reichen Waldungen gehörte dazu. Nach dem Tode meines Großvaters habe ich dies Gut an einen Vetter verkauft. Der Caplan Dameke hat sich auch hier als ein treuer, einsichtsvoller Freund bewährt. Er wird Deinem Verlobten Rechenschaft über Dein Vermögen geben, denn nicht eher, als bis Du Dich verheirathen willst, sollen Dir diese Papiere zu Gesicht kommen — es müßte denn sein, daß Du es aus besonderen Rücksichten, jetzt verlangtest, Aufklärungen über Deine Herkunft zu haben. In diesem Falle soll der Caplan Dir das Kästchen ausliefern.!“

Fides hielt inne und seufzte beklommen. „O, hätte ich dies Kästchen acht Tage früher gehabt!“

„Sieh, meine Fides, wir lebten auf unserm Schlosse wie in einer Wildniß. Ringsum Wald. Begränzt von Bergkuppen, über die wir nie hinaus verlangten. Schlesien war an Preußen gefallen. Was kümmerten uns aber Könige und Kaiser? Was ging uns Preußen an? Was fragten wir nach Oesterreich? Wir lebten fort im alten Schlendrian und verlachten des Preußenkönigs Gesetze. Wir verspotteten seine Beamten! Jeder Zwang war uns unerträglich und reizte unsern Trotz. Nach unsern Begriffen geschah uns Unrecht. Ich denke noch jetzt, nach der bittersten Erfahrung meines Lebens, mit Entzücken an die Irrfahrten unserer Vettern, die einen Beigeschmack von wilder Romantik hatten. Bald brachten sie Wagen voll Wild, das sie geschossen hatten, wo es ihnen gerade einfiel. Bald fuhren ganze Reihen Karren, beladen mit nützlichen und angenehmen Gegenständen, die versteuert

werden sollten, unversteuert in unsern Schloßhof und wurden mit gränzenlosem Jubel begrüßt. Ohne Blutvergießen ging das freilich nicht ab. Aber das erhöhete nur die Siegesfreude. Jetzt, wo ich, fern von der Heimath, zu sterben bereit bin, jetzt sehe ich ein, wie wenig ritterlich dergleichen Auflehnungen gegen das Gesetz sind. Die preußischen Beamten fühlten sich sehr unbehaglich in diesem Landesdistrikte. Besonders aber klagten die Gränz-Beamten. Fast Alle starben in der Ausführung ihrer Berufspflichten. Das heißt mit andern Worten, sie wurden erschossen, wenn sie sich einfallen ließen zu spioniren und die Schmuggelei zu stören.

Plötzlich hieß es, ein preußischer Edelmann aus alter Familie sei in unsere Gegend geschickt, „um scharf auszukehren!"

„Der muß unser werden, ehe er die Augen aufthun kann!" jubelten die Vettern. Mein Großvater war schon gelähmt, aber seine ganze Seele glühte noch im Jugendfeuer. Er betheiligte sich mit Wort und Rath bei den schlimmen Händeln, die zur Tagesordnung gehörten, als er nicht mehr zur That schreiten konnte. Bei der Nachricht, die eben von allen anwesenden Vettern durchsprochen wurde, saß er still zusammengekauert in seinem Rollstuhle. Ich fühlte, daß sein Blick auf mir ruhete. Die Bedeutung dieses Blickes sollte mir erst später erklärt werden.

„Er muß verheirathet werden!" sagte er ohne sich zu regen

Mit tollem Jubel nahmen Alle diesen Vorschlag auf. Es wurden Wetten auf das Gelingen dieses Planes eingegangen. Ich blieb gleichgiltig bei dieser Scene. Meine Vorstellungen von preußischen Beamten gränzten an's Abenteuerliche. Ich sah in jedem von ihnen einen alten bärbeißigen, griesgrämlichen Mann, der kein Herz im Busen trug und würde es dreist geglaubt haben, wenn mir Jemand erzählt hätte, die preußischen Beamten trügen Hörner auf der Stirn.

Kurze Zeit nach dem Gespräche, das durch allerlei muthwillige Bemerkungen über die Armuth des altadeligen Preußens gewürzt wurde, kam ich auf die Einladung einer uns bekannten, aber nicht verwandten Dame zum Ball nach einer großen Provinzstadt. Dort haftete mein Auge sogleich auf einem Mann, der die edelste und schönste Erscheinung war, die ich jemals gesehen hatte.

Auch er bemerkte mich. Ich vergaß jede gesellschaftliche Regel, die mir Zurückhaltung vorgepredigt hätte. Großer Gott, war es denn eine Sünde, diesen Mann zu lieben?"

Fides neigte ihre Stirn auf das Papier. Zwei große Thränen perlten darauf nieder, als sie flüsternd diese Frage ihrer Mutter wiederholte und dabei an Thilo dachte. Zögernd ergriff sie nach einer Weile das Blatt. Ihr Herz pochte, denn sie kannte ja das Ende dieser tiefen heftigen Liebe schon.

„Unsere Liebe war gegenseitig nicht schüchtern, nicht verzagt, sondern flammend und überwältigend. Ich vernahm kaum aus seinem Munde die verrätherischen Worte voll Gluth, so gab ich ihm mein ganzes Herz zu eigen. Eine unaussprechliche Seligkeit folgte dem ersten Tage unserer Bekanntschaft — es war ein einziger wonnevoller Traum von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat — und dann erwachten wir Beide am Rande des ewigen Unglückes.

Meine Vettern trafen zum Besuch bei mir ein. Zuerst erschreckte mich ihr lärmendes Auftreten, denn ich war innerhalb der fünf Monate meiner Verheirathung merkwürdig veredelt und gezähmt. Jetzt erst erfuhr ich, daß mein Arnulf jener preußische Beamte sei, welcher dem tollen Treiben, so weit es gesetzliche Ueberschreitungen betraf, einen Hemmschuh anlegen sollte. Jetzt erst begriff ich, daß er durch eine Verheirathung mit mir in unsere Interessen verflochten werden sollte. Zuerst betäubten mich diese Eröffnungen. Dann nahm ich die Sache leicht. Meine Anschauungen von Recht und Gesetz erleichterten meinen Vettern den Sieg über die Scrupeln, welche mein geschärftes Ehrgefühl und meine stolze Liebe zu Arnulf erhoben.

Die Verachtung, womit Arnulf meine Vettern behandelte, that mir weh.

Laß mich kurz sein, meine Tochter! Es ist gar zu schwer, einer Tochter gegenüber die Thorheit des gereizten Gemüthszustandes einzustehen. Genug, Dein Vater faßte den Entschluß, sofort die Gegend, wo seine Ehre und seine Liebe bedrohet wurde, zu verlassen und man willfahrte unverzüglich seinen Bitten.

Es war jedenfalls der beste Ausweg, unser eheliges Glück wieder herzustellen und zu sichern. Ich wollte ihm aber nicht folgen!

Ich war bis dahin noch nie hart getadelt, mir war niemals ernst widersprochen worden,

Kein hartes Wort hatte mich getroffen, trotz der wilden Gemüthsart meiner Vettern. Der chevalereske Ton gegen die Frauen ihres Cirkels hatte mich verwöhnt. Daher kam es, daß mich jedes stolze und befehlende Wort aus dem Munde meines Gatten verletzte, tödtlich verletzte und bis zum Grimme reizte.

Die Abgötterei endete im ersten bittern Wortwechsel. Meine Begeisterung für Arnulf erlosch plötzlich — ich haßte ihn eben so rasch aufflammend, wie ich ihn geliebt hatte. Ich floh vor seinen anmaßenden Zurechtweisungen und ging zu meinem Großvater zurück, im Stillen darauf bauend, daß seine Liebe die stolze Härte seines Charakters nach und nach schmelzen und schließlich unsere Vereinigung wieder herbeiführen werde.

Dies geschah nicht! Als Arnulf fortging, ohne auch nur den Versuch zu machen, das heilige Band zwischen uns zur Geltung zu bringen, da entflammte ich in wildem Zorn. Dies gehässige Gefühl besänftigte sich erst, als ich durch die Länge der Zeit und durch Gewohnheit eine ewige Trennung von ihm erträglich fand. Es mochte indessen die leise Hoffnung auf ein endliches Wiedersehen und Wiederfinden viel dazu beitragen, daß ich nicht so schmerzlich litt, wie ich es im Anfange gefürchtet hatte.

Wenigstens ist es mir erinnerlich, daß ich, trotz alles Zornes, beständig darauf dachte, die Beziehungen zu meiner Sippschaft zu lockern und mich dergestalt von ihnen fern zu halten, daß meiner Entfernung aus der Gegend nichts in den Weg gelegt werden konnte. Geschah dies auch unbewußt, so bin ich mir doch des festen Willens sehr bewußt gewesen, nur nach den Gewohnheiten, nach dem Willen und den Meinungen meines Gatten zu leben. Ich zog mich nach meinem eigenen Besitzthume zurück, verschönerte das einfache, kleine Wohnhaus nach meinem Geschmacke und verließ dies klösterlich einsame Asyl nur zeitweise, um meinen alten Großvater zu besuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(**Wie es mit dem drohenden Komet steht.**) In einem Feuilleton-Artikel der „Frkf. Ztg.“ erzählt Karl Vogt Folgendes: Neulich hat eine monture (scherzhafte Mystification) von Genf aus die Runde durch alle Zeitungen gemacht und sogar den Witz der Gelehrten hie und da zu Widerlegungen aufgefordert. Man erzählte, Professor Plantamour in Genf habe einen neuen Kometen entdeckt, der jetzt zwar erst nur durch Fernröhre erkenntlich sei, aber seinen Beobachtungen zu Folge, sich mit unerhörter Geschwindigkeit der Erde nähere und, wenn ich nicht irre, am 10. August Mittags 1 Uhr 16 Minuten 31 Sekunden mit unserem Planeten zusammenstoßen werde. Voraussichtlich würden fürchterliche Ereignisse die Folge sein, da die Materie des Kometen durch eine ungeheure Hitze in gasförmig ausgedehntem Zustande erhalten werde. Die Geschichte kam erst in einem Lyoner Blatt: die Swiss Times, welche zur Befriedigung des reisenden Cockney in Genf erscheint, fing sie im Fluge ab, und nun machte sie die Runde. Einige Tage darauf treffe ich meinen Collegen Plantamour auf der Universität. „Sie haben mir mit Ihrem Kometen einen schönen Schrecken eingejagt“, sagte ich lachend. „Unsinn“, erwiedert er. „Anfangs habe ich auch darüber gelacht, aber jetzt wird mir die Sache zu toll. Können Sie sich denken, daß ich täglich Haufen von Briefen erhalte, in welchen man mich um nähere Auskunft bestürmt!“ „Aber wie kommen Sie denn zu der monture?“ fragte ich weiter. „Das ist es ja eben, was mich ärgert. Ich habe mich erkundigt. Einige lustige Gesellen haben die Sache in einem Café in St. Gervais drüben ausgeheckt. Kein Mensch wird sie uns glauben, sagte Einer. Meinst Du, antwortete der Bäcker P. — Sie kennen ihn ja, den Schlingel! — Wenn wir aber den Namen unseres Astronomen Plantamour dazu setzen, der in der ganzen Welt bekannt ist, so tappt alle Welt hinein! — So ist es denn auch geschehen — aber die Schlingel haben nicht bedacht, welche Arbeit sie mir damit aufladen, indem ich nach allen Seiten hin Dementi's schicken muß!“

Auflösung des Logogriphs in voriger Nummer: Brett, Braut, Brut, Brod, breit.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 68. Samstag, den 15. Juni **1872.**

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Fünf Monate nach der gewaltsamen Trennung von Deinem Vater wurdest Du mir geboren. Ich war damals noch zu sehr in den Banden meines Trotzes gegen den harten Mann, als daß es mir eingefallen wäre der Verpflichtung zu gedenken, die mir Dein Dasein auferlegte. Ich nahm Dich, meine kleine Fides, als ein Geschenk des Himmels an und war selbstsüchtig genug, diesen Trost für mich zu behalten, obwohl ich durch die Verheimlichung Deiner Geburt Deinem Vater eine Freude entzog und gegen Dich sündigte. Auch hier handelte ich aber unbewußt und ohne klaren Willen zu böser That. Dies zeigte sich, als unser Caplan kam das Kind zu taufen. Entschieden wies ich ihn zurück und machte ihn auf den Schwur aufmerksam, den ich nach der Trauungsfeierlichkeit in seinem Beisein und mit seiner Bewilligung meinem Gatten geleistet hatte. Arnulf war Protestant. Wir waren von Geistlichen beider Confessionen eingesegnet, aber wenn ich auch nicht Willens war, meine Religion des geliebten Mannes wegen zu wechseln, so hielt ich seine Forderung für gerechtfertigt, daß unsere Kinder in seiner Religion auferzogen werden sollten. Ich versprach ihm feierlich Gewährung seines Wunsches und forderte jetzt, daß mein Töchterchen von einem benachbarten protestantischen Geistlichen getauft werde.

Im tiefsten Herzensgrunde schlummerte also bei mir immer noch die Hoffnung, meinem Gatten beweisen zu können, daß mir sein Andenken heilig geblieben sei. Unser Caplan zürnte mir deshalb nicht. Sein weiches, gutes Herz fühlte Mitleid mit meiner Lage, in die mich der Uebermuth meiner nächsten Verwandten gestürzt hatte. Er hegte dieselben Hoffnungen, wie ich, und hielt den Tod meines Großvaters, der fünf Jahre später eintrat, für einen geeigneten Zeitpunkt, um einige Schritte zu meiner Erleichterung zu thun. Schon früher hatte er zu erforschen gesucht, wo Dein Vater lebe. Man hatte ihm einen Winkel, nahe der russischen Gränze bezeichnet. Die weitern Nachrichten lauteten schrecklich — man hielt den jungen, kräftigen Mann für unrettbar verloren — seine Gesundheit erliege dem ungewohnten Klima, aber er weise alle Menschen von sich, [illegible] schmähe jede Hülfe, jeden Trost, jede Theilnahme. Er begnüge sich mit der kärglichen Einnahme, lebe in fürchterlicher Abgeschiedenheit und verzehre sich sichtlich in einer vollkommen menschenfeindlichen Stimmurg.

O Fides, Fides — wenn Du Deinen Vater nach der Aufklärung Deiner Herkunft aufsuchst, so sage ihm, daß von diesem Tage an die Reue in mir einkehrte. Mein Herz blutete. Ich eilte zu meinem Großvater und enthüllte ihm mit bittern Selbstanklagen das Gemälde des Jammers, das mich gewaltsam aus meinen selbsüchtigen Träumereien aufgeschreckt hatte. Der alte Mann wurde zum ersten Male böse auf mich, drohete mir mit seinem Fluche, wenn ich mir einfallen lassen wolte, eine Annäherung an den Gatten zu bewerkstelligen, der mich beinah fünf Jahre vernachlässigt hatte. Er nahm mir das feierliche Versprechen ab, mich nie wieder mit Arnulf zu vereinigen.

Fides hielt, wie von einer Erinnerung getroffen, inne mit Lesen und legte sinnend die Hand an die Stirn. „Mein Gott, könnte das jene Scene gewesen sein, der ich mich lebhaft erinnere? Es lag etwas Ergreifendes in diesem ganzen Auftritte, dem ich unbeachtet beiwohnte, dadurch prägte er sich meinem Gedächtnisse so scharf ein. Ja ja! Ich weiß es ganz genau, daß meine Mutter um etwas bat — ich weiß,

daß ich mich an ihre Knie schmiegte, daß sie sagte: „Es ist sein, wie mein Kind!“ Arme Mutter! Armer Vater! Und doch kann ich Euch Beide nicht freisprechen von Schuld. Die wirkliche wahre Liebe mußte Euch wieder zusammenführen — Ihr habt Euch nicht so wahr und heiß geliebt, wie ich den Mann lieben würde, der mich sein eigen zu nennen berechtigt wäre!“

Dann las sie weiter:

„Als mein Großvater gestorben war, bot ich Schloß Tyrnau, wie man bei uns zu Lande das kleine Haus mit seinen Wirthschaftsgebäuden zu nennen beliebte, zum Verkaufe aus. Der Caplan hatte eine Anstellung angenommen. Ohne ihn mochte ich nicht in meiner Einsamkeit leben. Ohne seinen trostreichen Umgang wäre ich in Elend versunken. Ich begann zu kränkeln. Ein schleichendes Uebel, von einer starken Erkältung zurückgeblieben, zehrte an mir. Ich dachte zum ersten Male an meinen Tod und an die hülflose Abhängigkeit meines Kindchens von denen, die an meinem Unglücke schuld waren. Meine kleine Fides soll nicht in solchen Verhältnissen aufwachsen, daß sich ihr Vater einst zu schämen hätte, wenn er sie als seine Tochter anerkennen muß.

Dieser Gedanke wurde zu einer fixen Idee bei mir. Der ersten fixen Idee gesellte sich bald eine zweite zu. Ich verkaufte Tyrnau bald und gut. Meine innere Unruhe, ganz sicher der Stachel zu später Reue, trieb mich zu einer Reise nach Berlin, wo der Caplan für kurze Zeit stationirt war. Dort in Berlin unter den Linden begegnete mir ein Herr in reicher Hoftracht. Mein Blick wurzelte an ihm. Die Bildung des Gesichtes, die Gestalt und ein nicht zu beschreibendes, nicht zu enträthselndes Etwas brachte mir, wie durch Zauberei, das Bild meines Gatten vor Augen. Der Hofherr war alt. Aber ich wußte, daß Arnulf verwaist sei, sonst hätte ich seinen Vater dahinter vermuthet. Zwei Tage später begegnete mir der Herr wieder. Dies Mal war der Caplan bei mir und ich fragte ihn, ob er den Herrn kenne. Er kannte ihn nicht. Um mir gefällig zu sein, wendete er sich zu einem Manne in Livree und erkundigte sich nach demselben. Ich war langsam mit Dir, meine Fides, fortgeschritten. Als ich mich fragenden Blickes dem Caplan wieder zuwendete, da sah ich an seinen bewegten Mienen, daß es wirklich ein Herr von Ettershaiden sei, wie ich schon vermuthet hatte. Jetzt gesellte sich die zweite Idee zu der ersten. Dieser Mann sollte mein Kind beschützen! Dieser Mann sollte es erziehen — er sollte es den Ansprüchen seiner Familie gemäß zum Leben heranbilden. Aber das Versprechen, das ich meinem Großvater an Eidesstatt gegeben, machte es nöthig, meinen Namen zu verbergen. Es war mir sogar lieb, dazu gezwungen zu sein. Ich glaubte übrigens noch lange Zeit zur Ueberlegung zu haben, allein das Geschick fügte es anders. Mein Uebel griff rasend schnell um sich. Ich konnte nicht wieder in die Heimath zurück, ohne Gefahr zu laufen, unterwegs zu sterben. Der Caplan ordnete meine Geschäfte. Er nahm meine Angelegenheiten in die Hand. Ich bezog unter dem Namen Madame Tyrnau ein schön eingerichtetes Quartier. Hier will ich nun meinen Tod ruhig abwarten. Umgeben von treuen Menschen, in Hoffnung auf Gottes Gnade und mit dem Bekenntniß, daß ich einsehe, Arnulf von Ettershaiden konnte nicht anders handeln, wie er gehandelt hat, wenn er seine Mannesehre und seine Berufswürde unbefleckt erhalten wollte, schließe ich diese Blätter, die ich nur für meine kleine, herzigliebe Fides schrieb. Mir zum Troste und theilweise zur Entschuldigung und Beschönigung füge ich hinzu, daß es zu keinem rechten Einklange zwischen uns Gatten gekommen wäre, nachdem der grelle Mißton die himmlisch schöne Harmonie unserer Herzen gestört hatte. Wir waren Beide erwacht! Wir hatten die Seligkeit des Lebens traumhaft durchlebt — ein solches Glück ist nicht für die Kämpfe der Wirklichkeit — es unterliegt denselben. Wandle getrost Deinen Lebensweg, meine Fides, mein Segen wird auf Euch ruhen!“

Diese Schlußworte, so ähnlich den letzten Worten, die ihr Vater geflüstert, übermannten abermals die Fassung des jungen Mädchens. Sie verhüllte die Augen und überließ sich der Trauer über die Zerstörung eines Lebensglückes, das Ansprüche auf eine Dauer bis zur Gränze der Ewigkeit gehabt, wenn die menschliche Schwäche es nicht untergraben hätte.

Von ihr unbemerkt hatte dieser kurze stille Gram einen theilnehmenden Beobachter. Thilo war schon längere Zeit im Nebengemache gewesen. Seine unruhige Liebe hatte ihn angetrieben leise einzutreten. Als Fides von schmerzlichen Gefühlen durchwogt, ihr Haupt senkte, da stand er hinter ihr und ließ seinen Blick

flüchtig über die letzten Zeilen des mütterlichen Tagebuches gleiten. Wunderbar besänftigend wirkten sie auf sein aufgeregtes Gemüth. Diese wenigen und doch so vielsagenden Worte „Wir waren erwacht — wir hatten die Seligkeit des Lebens traumhaft durchlebt — ein solches Glück ist nicht für die Kämpfe der Wirklichkeit — es unterliegt denselben!“ —

Sanft umschloß Thilo die geliebte Gestalt. „Fides,“ flüsterte er leise und feierlich — „Fides, warum trauerst Du? Dort, wo die Geister derer, welche der Tod auf Erden getrennt hat, sich vereinen, dort hören die Kämpfe der Wirklichkeit, welche die Seligkeit des Lebens bedroheten, auf! Sie sind glücklich, Fides! Deines Vaters Bruder kann Dir mit voller Ueberzeugung verkünden, daß sein irdisches Wallen Qualen eigener Art in sich barg. Selbst Deine Kindesliebe hätte sie nicht zu bannen vermocht. Gönne ihm die Ruhe!“

„O, Thilo — Du weißt nur nicht, was Kindesliebe vermag!“ sprach Fides bewegt.

„Doch! Ich weiß, daß sich Kindesliebe opfern kann und doch einen unheilbaren Schaden nur unschädlich macht, ohne die Macht dieses Uebels zu entkräften“, sprach Thilo entschlossen.

„Du würdest anders urtheilen, hättest Du die reiche Liebe gesehen, womit mein Vater, entweder von Visionen oder von der Aehnlichkeit verleitet, zu mir, als zu meiner Mutter sprach“, fuhr Fides mit gesteigerter Lebhaftigkeit fort.

„Und dennoch bleibe ich bei meiner Behauptung!“ sagte Thilo noch entschlossener.

Fides bewegte langsam, aber entschieden ihren Kopf. Dabei hob sie ihre Augen zu Thilo empor, unschuldig und kindlich, aber ihre Augenlider senkten sich schüchtern vor dem Blicke des jungen Mannes und ein tiefes Roth schlich langsam über ihre bleichen Wangen, Thilo's Herz begann leidenschaftlich zu pochen. Er legte seinen Arm fester um Fides und neigte seinen Kopf näher zu ihr nieder. In dieser Stellung blieb er, als er sprach: „Der Geist meines Bruders war furchtbar mächtig — sein Charakter durch Jugenderfahrungen gestählt. Der Nerv seines Daseins war ein Stolz, wie man ihn selten findet! Daß Deine Mutter eine Anerkennung in diesen letzten Zeilen ausspricht, ist mir ein Beweis ihres innern Werthes, und daß mein Bruder es trotzdem über sich vermochte, sie auf immer zu verlassen, muß Dir den Beweis liefern, wie unheilbar der Schaden seiner Seele war. Als er Dich sah, waren die Kräfte seines Geistes gebrochen, daher die Weiche seines Herzens, welches er, neu belebt und beseelt, mit ungeschwächter Macht tyrannisirt haben würde, seines Stolzes wegen. Wohl Dir, Du Tochter meines Bruders, daß er Dir in schwindender Kraft begegnete, daß er im Traume seines Herzens mit dem letzten Lebenshauche Dich segnete!“

„Meinst Du, daß es nicht geschehen wäre, wenn er bewußtvoll sein Kind erkannt hätte?“ fragte Fides zitternd.

„Nein!“ sagte Thilo feierlich. „Sein letzter Auftrag für mich ging dahin, das fragliche Erbtheil der Ettershaiden den Verwandten Deiner Mutter zuzuwenden, wenn das Kind Deiner Mutter ein Knabe sein sollte. Damit glaubte er seinem Stolze genug gethan zu haben, seinem Stolze, Fides, der ihn, gleich einem Stachel, immerfort reizte. Preise also Gott, daß er in seiner letzten Herzenswallung Dich gesegnet hat.“

Fides verhüllte ihr Gesicht. Thilo athmete tief auf. Das schwere, anklagende Geständniß, dessen Wirkung entscheidend für sein Lebensglück war, hatte sich von seiner Brust gewälzt und mußte nun erst zerstörend in der Seele des jungen Mädchens walten, bevor er Heilung ihrer Wunden erwarten konnte.

Er fühlte mit Wonne, daß sie sich fester an ihn lehnte, daß sie in ihrer Hilfsbedürftigkeit zu ihm flüchtete, daß sie, die Wahrheit der Wirklichkeit gegen die Verklärung der Phantasie abwägend, mit unverkürztem Vertrauen eine Zuflucht an seinem Herzen suchte.

„Du tadelst also die Strenge Deines Bruders? fragte sie nach langem Schweigen sehr leise und schüchtern. Aber trotzdem lag in ihrem Stimmenklange ein Glück, nur dem Ohr der Liebe verständlich.

„Ja, ich tadle seine Consequenz, die ihn von einem Lebensglücke trennte,“ antwortete Thilo mit Bestimmtheit. „Ich würde jeden Mann tadeln, der das Weib seiner Liebe aus irdisch nichtigen Gründen verlassen und aufgeben kann. Das Wesen, das durch den Kuß der Liebe unser eigen geworden ist, das müssen wir als geheiligt betrachten, das müssen wir beschützen, das müssen wir an unserem Herzen fest zu halten suchen bis zum Rande der Ewigkeit. Es ist ein Schwur der Ehre, es ist ein Eid unserer Religion, den wir brechen, wenn wir gleichgültig gegen das Wohl und Wehe

dieses Wesens werden, wenn wir nicht Alles versuchen, dasselbe auf den Weg zu leiten, der für ein gegenseitiges Glück nothwendig ist! Mein Bruder ist sich dieser Pflicht nicht klar bewußt geworden, sonst hätte er die Fesseln seines Stolzes gebrochen und einen anderen Weg eingeschlagen. Ihm waren die heiligen Bande der Liebe Blumen auf seiner Lebensbahn — mir sind sie die theuersten und schönsten Pflichten."

Seine Stimme sank bis zum Flüstern bei den letzten Worten. Fides fühlte, daß sie tief aus seinem übervollen Herzen kamen! O wie wünschte sie ihm sagen zu dürfen, daß sie schon längst sein eigen sei! Sie sah, zwar verschämt, jedoch so süß verlangend und verlockend zu ihm auf, daß sein fester Wille dazu gehörte, um nicht seine Liebe mit dem heiligenden Kusse zu besiegeln. Aber es waren erst noch nothwendige Auseinandersetzungen noch zu heben, die früherhin keinen Einfluß auf sein Verhältniß zu Fides Tyrnau hatten, jedoch wesentlich wichtiger wurden, als sich Fides in eine Tochter seines Bruders verwandelte, anerkannt von dem Aeltesten der Familie Ettershaiden. Fides mußte seine letzte Vergangenheit durch ihr Urtheil sanctioniren, bevor er es für gut fand, um sie zu werben. Ihr Vater hatte ihn freigesprochen von jeder Versündigung am Vaterlande, denn er hatte erkannt, daß er nicht um Ehre und Ansehen gebuhlt, sondern seinen Lebensunterhalt gesucht habe. Er war aber nicht ganz sicher, wie der alte Herr darüber dachte und ob nicht das Gift der Verdächtigungen im Stande sein würde, sein Liebesglück zu stören.

„Dein liebes Auge verräth mir, daß Du die Wahrheit meiner Worte nicht bezweifelst, Fides," sagt er liebevoll, indem er gewaltsam seines Herzens Wallungen dämpfte.

„Ist niemals im Kreise meiner Verwandten ein Urtheil über mich laut geworden, welches Dir Mißtrauen gegen mich einflößen konnte?"

„Niemals!" sagte Fides zuerst mit jener Gelassenheit, womit man gleichgültige Fragen beantwortet. Dann aber erkannte sie die Wichtigkeit dieser Frage und sprach mit dem Ausdrucke der Betheuerung: „Niemals Thilo, selbst damals nicht, als man Dich für den Marquis d'Etérais hielt." (Forts. f.)

Mannichfaltiges.

(Bostoner Musikspektakel.) Vom Geldpunkte betrachtet, wird diese neueste Yankee-Spekulation sich wohl als ein glänzender Erfolg herausstellen, aber wehe der Musik! Denn wenn auch die 23,000 Vocalisten und Instrumentalisten ganz genau Tempo hielten, so braucht der Schall bekanntlich Zeit zu seiner Verbreitung, und da die 23,000 Personen doch jedenfalls 150 Quadratmeter nöthig haben, so läßt sich nicht begreifen, wie die einzelnen Töne genau gleichzeitig an das Ohr der hunderttausend Zuschauer gelangen können. Zumal bei raschem Tempo dürfte die Wirkung keine sehr erbauliche sein. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß man auch in Amerika schon anfängt Scherz über diese neueste Gründung zu machen. Es wird vorgeschlagen das Concert durch ein von 2,500 Geistlichen gesprochenes Gebet einzuleiten, und — so sagt die „Newyork Evening Mail" — „ein anderer entsprungener Tollhäusler bringt die Idee vor, das „Jubiläum" bis ins Unendliche zu verlängern durch eine Riesenpredigt, woran alle berühmten Geistlichen der ganzen Christenheit einer nach dem andern so predigen sollen."

(Abwehr.) Förster: „Hört einmal, Herr Vorsteher, jetzt muß ma denn a mal den Gemeinderath z'samma komma lasse, wegen der streitigen Waldspitz dort ob'n." — Gemeindevorsteher: „Grad' d'n Augenblick geht dös Ding net, weil d' Gemeindestuben renovirt wird." — Förster: „No so lassen's ihn halt in eurem Haus z'samma komma!" — Gemeinde-Vorsteher: „I kann die Sauerei in meinem Haus net brauchen!"

(Närrisch aus Gescheidheit.) „Aber, Herr Feder, wie können Sie in ihrer höchst traurigen Lage noch so leichtsinnig sein! Jetzt sind Sie schon 50 Jahre alt! Werden Sie denn gar nicht mehr gescheidt?" — „Hören Sie, Herr Schwerer, wenn ich in meiner Noth einmal gescheidt werde, dann werde ich — närrisch."

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 69. Dienstag, den 18. Juni **1872.**

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

„Auch späterhin nicht? Auch jetzt nicht, wo man meine Stellung zu dem Manne kennt, der als ein Feind unsers Vaterlandes betrachtet werden muß?"

„Auch jetzt nicht!" betheuerte Fides mit leuchtenden Augen. „Ich würde dies auch nicht geduldet haben! Der Name Thilo von Ettershaiden klingt mir noch aus meinen frohen Jugendjahren heraus. Ich hörte stets mit gespannter Aufmerksamkeit den elegischen Klagen des Fräulein Bianca von Wangera zu, wenn sie Deinen Tod bedauerte und ich weiß auch noch, daß ich ihre schwärmerische Sentimentalität einstmals garstig durch die naive Frage störte, „ob sie denn Thilo von Ettershaiden hätte begraben sehen."

Thilo lächelte. „Bianca von Wangera!" wiederholte er mit einem gewissen Pathos. „Merkwürdig, daß sie jetzt wieder auftaucht, wie ein nothwendiger Geisterspuck! Bianca hat an Deinen Vater geschrieben. Der Brief traf erst nach seinem Tode ein, weil man in Magdeburg nicht hatte erfahren können, wohin Herr Arnulf von Ettershaiden mit seinen Kindern gegangen war!"

„Was wollte Bianca von meinem Vater?" fragte Fides gespannt.

„Ihm beistehen, Fides, sie wollte ihm die Wirthschaft führen und ihm durch ihre kleine kärgliche Einnahme die Sorgen um seine Existenz erleichtern. Das gute excentrische Mädchen sitzt nun in Magdeburg, wohin sie mit dem alten Fritsche, der dort Verwandte hat, gereist ist. Ich will Bianca den Tod meines Bruders melden und ihr freistellen, ob sie hieher zu mir kommen möchte. Ich bezweifle es, denn sie liebt ihre Cousine Bella viel zu wenig, um ihr bewegtes Leben gegen ein stilles Landleben aufgeben zu mögen. Sie hat übrigens dort schon wieder ein Feld für ihre Begeisterung gefunden. Sie pflegt einen alten Freund ihres Vaters."

Fides lachte. Es war dem jungen Manne bei diesem Lachen zu Muthe, als bräche der Sonnenschein durch Nebelwolken.

„Möge Dir Gott Deine Heiterkeit nur erst wiedergeben, mein liebes Lieb," sagte er innig. Sieh, wir wollen nun mit dem kurzen Abriß zu einem neuen Lebensabschnitte übergehen. Du weißt also schon, daß ich, so zu sagen, von der Erde verschwunden war und Du hast meine Auferstehung von den Todten selbst mit erlebt. Was dazwischen liegt, ist zweifelhaft geblieben und ich muß Dein festes Vertrauen in Anspruch nehmen, wenn ich Dir versichere, daß mich die Noth und nicht eine frivole und unlautere Absicht verleitete, meine Fähigkeiten dem Welteroberer zu widmen."

„O, höre auf Thilo!" rief Fides mit edler Entrüstung. „Du thust mir wehe mit solchen Betheuerungen. Hast Du schon die Erfahrung gemacht, daß die Liebe ohne Verehrung und ohne Vertrauen gedeihen kann? Bedarf der Mann eines Ablaßbriefes für sein äußeres Leben, wenn er mit dem Herzen voll Liebe in eine Einsamkeit flüchtet? Nein Thilo — thue mir nicht so weh, daß Du mir Mißtrauen unterlegst — ich könnte nie an dem zweifeln, den ich liebe!"

„Fides!" rief Thilo, seiner Vorsätze vergessend, leidenschaftlich.

Sie kam jetzt erst zum vollen Bewußtsein dessen, was sie gesprochen hatte. Beschämt neigte sie ihre Stirne an die Brust des Mannes, der ein Bruder ihres Vaters war. „Mein Glück ruht in Deinen Händen, Fides", fuhr dieser fort. „Ich fordere es einst von Dir. Du

weißt das ja längst, Du theures, liebes Kind. Aber es wird mir furchtbar schwer, Deinem lieblichen Wesen, das mich beständig reizt und lockt, zu widerstehen. Ich muß Dir fern bleiben, wenn ich Dich nicht mit glühender Liebe an mich reißen und das Wort der Treue von Dir heischen will. Du bist so jung — ich will, ich muß ja warten. —"

Sie richtete sich auf und umklammerte mit beiden Händen seinen Nacken.

„Mein Thilo — nimm mich mit Dir!" bat sie mit weicher klagender Stimme. „Mein Herz weilt ja doch stets bei Dir seit jenem Tage, wo ich Dich fand. Gib mir meine Ruhe, meine Freudigkeit, meine Heiterkeit wieder! Laß mich bei Dir sein — bitte — laß mich bei Dir sein!"

Thilo wankte in seinen Entschlüssen. Er preßte sie feurig an sich. Er sah in ihre strahlenden Augen. „Als mein Weib, Fides?" fragte er leise. „Als mein Weib?" Eine namenlose Wonne durchzitterte das glühende Mädchen. Halb bewußtlos schaute sie auf — mit heißem Drucke auf ihre Lippen.

„Nun bist Du mein eigen!" flüstertete er. „Was auch in der großen, weiten Welt geschehen mag, wir tragen Alles zusammen."

„Und der Segen meiner Eltern beschützt uns!" fiel Fides begeistert ein. „Lies nun das Tagebuch der Mama! Thilo, ich will anders leben mit Dir, als meine Mutter mit Deinem Bruder! Nicht im Traume des seligen Glückes, nein im vollen Bewußtsein unserer gegenseitigen Pflichten, im vollen Bewußtsein der Wahrheit und Wirklichkeit beginnen wir unsere Verbindung, und wenn ich glücklich den rechten Weg darin finde, so verdanke ich es Melitta, meinem Schutzengel, meiner Schwester, meiner Freundin!"

Schlußcapitel.

Zwei Märztage.

Die beiden glücklichen Menschen säumten nicht nicht ihr Einverständniß der Familie bekannt zu machen. Es erregte weder Erstaunen noch Mißbilligung. Der alte Herr verheimlichte gar nicht, daß er seine kleine Fides niemand lieber anvertraue, als dem jungen Vetter Thilo. Der gnädigen Frau Tante kam die schnelle Verlobung sehr gelegen. Sie brachte damit gleich zur Sprache, daß sie den Sohn Arnulf's am liebsten sofort adoptirt sähe und sie traf zu ihrer Verwunderung auf keinen Widerspruch. Man fand diese Vorsichtsmaßregel ganz in der Ordnung und schritt unverzüglich zur Ausführung.

Melitta war längst über den Herzenszustand ihrer Pflegeschwester im Klaren. Sie hatte von den Erschütterungen der Begebenheiten erwartet, was wirklich erfolgt war. Nur überraschte sie die Beschleunigung der Verheirathung, die unmittelbar nach Ablauf des Trauervierteljahres in aller Stille vor sich gehen sollte.

Fides als Hausfrau in der Burg sich denken zu müssen, war für sie fast peinlich und nur das unaussprechliche Glück in dem anmuthig verklärten Gesichte ihrer Freundin versöhnte sie nach und nach mit diesem Gedanken.

Das Leben im Schlosse zu Ettershaiden gewann plötzlich eine andere Gestalt. Die Regsamkeit Thilo's beeinflußte dasselbe. Was sich schon im Laufe der verflossenen Monate vor- [illegible] eine Frühlingssaat hervor und weckte ein geistiges Gedeihen, ein Blühen der Gemüthlichkeit, wie man es noch vor kurzer Zeit nicht für möglich gehalten. Jeder Einzelne that dazu, was er vermochte. Im Stillen erklärte man es für ein Wunder, daß eine solche Harmonie möglich geworden sei, aber äußerlich gab sich Jeder das Ansehen, als habe man dergleichen erwarten können. Der Grundton in diesem harmonischen Beisammenleben lag in der Selbstzufriedenheit jedes Einzelnen. Man fand sich an seinem Platze und man fand seine Ansprüche nirgends beeinträchtigt.

Die Tage verflogen beinahe spurlos, selten unterbrochen von äußeren Begebenheiten. Nur einige Briefe von Oswald trafen auf geheimnißvolle Weise ein. Sie lauteten erfreulich, so weit es seine persönlichen Angelegenheiten betraf, aber ernst und auf eine drohende Zukunft deutend, in Rücksicht auf die näher rückenden Kriegsergnisse. Das Interesse an diesen Briefen wuchs aber erst späterhin, als der Herbst mit seinen mächtigen Winterfrösten eintrat und manches zeitigte, was erst vom Januar des russischen Klima's geleistet werden sollte. Unter dem Flügelschlage der nächsten Zeit entwickelte sich gleichzeitig das Glück Thilo's von Ettershaiden mit dem Geschicke der Völkerschaften.

Während dieser junge Mann sein Geschick

klugerweise von dem labyrinthischen Wege Napoleons sonderte, als der Kaiser auf den Fittichen des Ehrgeizes bis zur glänzendsten Höhe der Macht getragen war und in dem Uebermuthe seiner Macht mit der Unfehlbarkeit seiner Herrschsucht das ganze Europa zu tyrannisiren suchte, während dessen schlich verderbenschwer die Nemesis hinter den neuen Plänen zur Demüthigung Rußlands her. Langsam wälzte sich die furchtbare Heeresmacht durch die deutschen Gauen dem russischen Reiche zu.

Muthlos ergab sich Alles dem Befehle des Weltbeherrschers. Man sah in dumpfer Verzweiflung dem Treiben eines Mannes zu, der von Gott begnadigt schien, Alles zu erreichen, was er erstrebte.

Bis zu den Glücklichen im Schlosse Ettershaiden drangen diese schrecklichen Streifzüge nicht. Nur die Nachrichten darüber beunruhigten sie. Gleich einer Völkerwanderung überflutheten die Heereszüge alle Provinzen, die ihnen wegsam lagen und gleich die ersten Schlachten erwiesen wiederum das ungeheure Kriegsglück Napoleons. Schon im September war er tief in Rußland eingedrungen und seine Absicht, bis Moskau zu gehen, um dort Winterquartier zu machen, entwickelte sich auf's deutlichste. Was kümmerten diese Absichten aber das glückliche Brautpaar, welches vor dem Altar einem Herzensbunde die Weihe geben ließ, der über alles Irdische hinaus zärtlich und edel zugleich war. Thilo und Fides reichten sich mit vielsagendem Blicke an derselben Stätte die Hände und wechselten das Gelübde ewiger Liebe und Treue, wo der Sarg Arnulf's gestanden, wo Fides im letzten Abschied von dem Todten eine so wunderbare Erschütterung gezeigt hatte.

Sie war jetzt getröstet. Ihr rosiges Gesicht leuchtete voll Heiterkeit. Früh gereist von den letzten Ereignissen hatte ihr Frohsinn dennoch nichts verloren und es ließ sich, nach Melitta's weisen Behauptungen, fast mit Sicherheit erwarten, daß aus der Würde der Hausfrau das thörichte Kind noch oftmals hervorspringen werde.

Als Thilo's Frau ging sie inmitten ihrer Geschwister ehrbar der Burg zu, während Melitta mit wehmüthiger Freude ihre Schritte nur von fern verfolgte und dann still dem Kastanienbaume zuschlich, der mit seinem dunklen Laube auch nicht mehr so fröhlich aussah, wie im Frühlinge, wo Fides in seinem Schatten Kränze flocht. Melitta fühlte die Veränderungen in ihrem Leben sehr tief. Ihre Gedanken durchirrten die kurze Zeitperiode vom Frühling bis zum Herbste. Wie die Blumen des Frühlings waren ihre Hoffnungen auf ein stilles Glück gewelkt. Jetzt stand sie nun einsam dem fernen Geschick preisgegeben. Eine Thräne stahl sich aus ihrem Auge.

Bald darauf kamen die Kinder von der Burg wieder heim. Sie blieben für's Erste im Garten bei der traurigen Melitta und an diesem Tage war es, wo Irmgart an die Stelle von Fides trat und eine Quelle des Trostes für sie wurde. Mit der Zärtlichkeit einer Mutter suchte sie die Aehnlichkeiten auf, die zwischen Fides und der Kleinen entschieden obwalteten. Die friedliche Gemüthsstille, nur auf Momente gestört, kehrte wieder ein bei ihr und geduldiger noch als sonst sah sie ihrer Zukunft entgegen.

Das Schicksal säumte nicht, sie zu prüfen! Napoleons Geschick wurde mit dem ihrigen verflochten, als Gott über diesen Mann zu Gericht saß! Napoleon erlitt die fürchterlichste Niederlage durch den Brand von Moskau. Noch erhob er zwar kühn und hoch sein Haupt und schauete den kommenden Tagen getrost in's Auge, aber er vermochte sich nicht in dem Lande zu halten, das er zu demüthigen und zu unterjochen gedrohet hatte. Seine Macht zerschellte an der Macht eines höhern Richters. Der große Kaiser floh gedemüthigt, entblößt von allen Bequemlichkeiten, gejagt von dämonischen Gewalten, zurück nach Paris, während eine große Armee, mit Kälte, Hunger und Durst kämpfend, armselig der Heimath sich näher betteln mußte. Dem Kampfe mit feindlichen Elementen sind auch die gewaltigsten Sieger nicht gewachsen, ihr Widerstand gegen die Natur ist ein vergeblicher.

Als die Herbststürme, welche ein grenzenloses Elend über Tausende von Menschen heraufbeschworen, die Blätter von den Bäumen gefegt hatten, war es nirgends behaglicher und lieblicher, als in der alten Burg.

Fides regierte dort mit allerliebster Würde. Ihre Gemächer waren vom alten Förster Lukas, dem die neue Herrschaft über Alles lieb geworden, mit Topfgewächsen ausstaffirt, so daß es, wie mitten im Sommer, dort blühete und duftete.

Wie war es so prächtig bequem durch die Pforte in den Garten schlüpfen und einen

kurzen Spaziergang durch die Taxusgänge machen zu können. Wie einladend winkte danach das warme Zimmer, wie wohlthätig wirkte dann der heiße, dampfende Thee. Wahrlich es ging nichts über die Burg, wo es so himmlisch friedlich war, daß es die Herrschaften vom Schlosse tagtäglich magnetisch dort hinzog.

„Ich hätte nie geglaubt, daß es in dem alten Gebäude so hübsch werden könne!“ sagte Frau von Ettershaiden, als sie mit Pelz und Muff versehen, dem ersten Froste muthig Trotz geboten hatte, um den Thee bei Fides zu trinken.

„Ja, das macht nur, weil ich darin hause“, gab Fides mit drolliger Gravität zur Antwort. „Mir stehen die Geister der Burg zu Gebote! Habt Ihr nicht gesehen, daß unsere Pappeln Euch zu Ehren weiße Kronen aufgesetzt haben und daß der Wald hinter uns wie mit weißen Flittern überzogen ist? Nun seht Ihr! Als gestern die Nebelgeister ihr schauriges Tuch über Alles gebreitet hatten, da schalt ich sie und sie flohen, indem sie mir schnell noch die Bäume mit Silber und Edelsteinen bewarfen.“

„Eine schnell schwindende Herrlichkeit“, spottete der alte Herr, indem er seine kalten Hände flach gegen die Kaminwände legte. „Ergreift man sie, so ist sie verschwunden.“

„Wie alle Erdenfreuden“, antwortete Fides schelmisch. „Will man sie fesseln, so entfliehen sie. Darum genieße ich meine jetzige Seligkeit, ohne ihre Dauer zu berechnen.“

Thilo faßte verstohlen ihre Hand und küßte die weichen Finger derselben. Fides deutete auf ihn, ein Lächeln zwischen Wehmuth und Schmerz umzuckte ihren Mund.

„Es überschauerte ihn heute plötzlich die Furcht, unser entzückendes Glück könne ein Ende nehmen!“ sprach sie. „Melitta, meinst Du, daß der große Geist dort oben, den wir Gott nennen, so fürchterlich unbarmherzig sein könnte, das zu trennen, was er durch seine weisen Wege erst vereinigt hat?“

Melitta verneinte diese Frage. Sie allein kannte Fides so genau, um zu wissen, daß hinter dieser Sorglosigkeit ein banges Fürchten lauschte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Der Diplomat.) „Ja, meine Freunde, ich bin wunderbar gerettet worden. Dreizehn meiner Genossen haben ihren Tod durch das Umschlagen des Bootes in den Wellen gefunden.“ — „Und wie kam es, daß Sie nicht auch ertranken?“ — „Ganz einfach — ich war zu Hause geblieben.“

(Vervollständigung.) „Ach Freundin, mir geht's schlecht in der Ehe; mein Mann ist der leibhaftige Satan!“ — Was nicht gar, hat er denn auch Hörner?“ — „Ach nein, Du Spaßmacherin!“ — „Wenn's so ist, wie Du sagst, glaub' ich, daß er sie bald bekommt.“

(Der Druckfehler.) „Auf des Capitols Ruinen . . .“ — „Du liest falsch, Judith, Capital heißt's!“ — „Es heißt Capitol, Isaak!“ — „So? dann ist's ein Druckfehler; jetzt kann sich blos mehr das Capital ruiniren!“

—(Zopf und Haarbeutel. Wirthin: Ich sag' Ihnen, Herr von Biermeier, ein wunderschönes Haar hab' ich früher gehabt, den Zopf hätten Sie sehen sollen! Aber nach einer Krankheit in Zeit von 8 Tagen war er ganz verschwunden.

Gast: Ich bitt' Ihnen! Das ist gar kein Vergleich! Haben Sie denn den Haarbeutel nicht gesehen, den ich gestern gehabt hab'? — Heute in der Frühe war keine Spur mehr davon zu sehen.

— (Klarer Beweis.) Assessor zur Kellnerin: „Johann Donath, der am vorigen Dienstag Schlägerei anfing, sagt, er sei total betrunken gewesen Wie verhält sich dieses?“ — Kellnerin: „Ja, das ist wahr, er hat 18 Halbe Bier getrunken.“ — Assessor: „Können Sie behaupten, daß er nicht mehr wußte, was er that, und mithin unzurechnungsfähig war?“ — Kellnerin: „Ja, das ist wahr, denn nachdem er schon bezahlt hatte, wollte er noch zwei Mal bezahlen, und sonst zahlt er oft in vier Wochen gar nicht.“

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

@

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 70. Donnerstag, den 20. Juni 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

„Siehst Du, Thilo!“ rief die junge Frau mit auflodernden Uebermuthe. „Nicht wahr, gnädige Frau Tante, ohne des Himmels Bestimmung wäre ich nie Thilo's Frau geworden! Warum hätte mich sonst das Schicksal in das Haus meines lieben Vormundes, warum in die Garnisonkirche geführt! Warum wären wir hieher verschlagen? Warum hätte Thilo die Burg geschenkt erhalten? Warum wäre der Name Melitta wie ein Stern in seine dunkle Nacht gefallen — sagt nur selbst, warum alle diese Vorbereitungen, wenn nicht unser Glück ein dauerndes sein und bleiben sollte!“ schloß sie eifrig.

„Ich sehe auch keinen triftigen Grund zu Befürchtungen“, sprach der alte Herr lächelnd.

„Der Grund zur Furcht liegt in dem zu großen Glücke,“ erwiederte Thilo schwärmerisch.

„Wenn man gelebt hat, wie ich, heimathlos, freudlos, einsam im Weltall nur selbstischen Zwecken huldigend, so fragt man sich mit Recht, ob eine solche Heimath, wie ich hier finde, ein verdientes Glück ist.“ Frau von Ettershaiden reichte ihm die Hand. Ihr Gewissen sagte ihr, daß sie weit unedleren Zwecken gelebt habe und dennoch wieder glücklich geworden sei, als sie des Lebens würdigere Bedeutung erkannt habe.

„Wißt Ihr, was Schuld an Thilo's Aufregung ist?“ fragte Fides mit komischer Feierlichkeit. „Ein großartiges Schreiben der Tante Bianca. Sie predigt Sonnenschein und Sturm in diesem Briefe. Ihr Geist scheint von den Steppen Rußland's eben heimgekehrt zu sein, denn sie verwünscht die Schutzgeister Napolon's, die ihn auch diesmal bei seinen Unternehmungen zu geleiten schienen.“

„Ich denke, Bianca vergöttert Napoleon?“ fragte der alte Herr erstaunt.

„Jetzt haßt sie ihn mit derselben Exaltation, womit sie eine Ursache wurde, daß ich in seine Bahn trat,“ sprach Thilo. „Mich berührte diese wahnsinnige Exclamation unangenehm, weil ich in dem Wechsel ihrer Gesinnungen eine Verurtheilung meiner Handlungsweise sah. Obwohl ich die Verwünschungen des französischen Kaisers ganz naturgemäß finde, so empörte mich doch Bianca's Fluch, da es mir schien, als kenne meine jetzige Existenz darin begriffen sein. Die Liebe und und das Glück macht abergläubisch.“

„Bianca hat Deiner gar nicht dabei gedacht,“ versicherte der alte Herr heiter.

„Dies seltsame Frauenzimmer spukt förmlich in unserer Familie. Immer war ein besonderes Ereigniß im Anzuge, wenn Bianca in den Vordergrund trat und ihr mysteriöser Einfluß auf Familienbegebenheiten datirt sich von ihrer frühesten Kindheit. Als damals im Sommer ihr Brief mit der Nachricht kam, daß Arnulf noch lebe, da wußte ich schon im Voraus, daß sich etwas Wichtiges ereignen würde.“

„Es ist uns zum Glücke geworden,“ fiel Fides ein. „Mag es diesmal auch zum Guten sein, daß sie sich uns nähert.“

Frau von Ettershaiden, welche wenig Theil am Gespräche genommen, weil sie, wie immer, fast ausschließlich mit dem Knaben Ottmar beschäftigt gewesen war, lachte jetzt hell auf.

„Was seid Ihr thöricht!“ rief sie. „Ihr legt Gewicht auf die Einwirkung einer unruhigen, abenteuerlichen, von ihren Einfällen hin und her getriebenen Person? Ihr habt Lust, sie als ein Werkzeug des Schicksals zu betrachten? Viel Ehre für meine überspannte

Cousine. Sie wird sehr glücklich sein, wenn sie erfährt, was für eine Geisterrolle sie in Eurer Phantasie spielt. Wo lebt sie denn? Noch in Magdeburg?"

„Nein. Sie ist bei einer Freundin, die an einen Gutspächter in der Nähe von Gommero verheirathet ist," berichtete Thilo. „Das Gut muß dem Prinzen Louis gehört haben, denn sie spricht mit Entzücken von den Erinnerungen, die ihr aus jedem Winkel entgegentreten und citirt den Geist des Prinzen, der noch auf der ganzen Einrichtung des Hauses ruhe. Sie scheint für den Prinzen Louis auch begeistert gewesen zu sein," schloß er ironisch.

„Bianca hat es sich, wie viele Berlinerinnen, zur Lebensaufgabe gemacht, alle hervortretende Männer zu lieben und anzubeten," spottete der alte Herr. „Schade, daß die Männerwelt im Allgemeinen solche Abgöttereien mit Hohn betrachtet!"

„Ich denke mir, solche Damen beten sich selbst an und wollen nur Aufsehen erregen!" rief Fides. „Was mir imponirt, das macht mich eher stumm und schüchtern, als beredt."

„Weise gesprochen!" sagte Frau von Ettershaiden, wohlgefällig die kleine Frau betrachtend. „Nun aber hoffe ich nichts mehr von Bianca zu hören, sondern Musik. Du kennst meine Lieblingsstücke, „L'invocation" von Dussek und die „Phantasie" von Mozart!"

Fides eilte zum Flügel und spielte.

Das war einer jener Tage, wie sie jetzt oft in der Burg vorkamen. Wie verschieden stellte sich dies friedliche Leben gegen die äußere Zerrüttung des Landes auf. In Kummer und Noth, in Angst und Sorge schleppte sich überall die Zeit hin. Das Ende des Jahres näherte sich, ohne die geringste Aussicht auf Abhülfe zu bringen.

Von dem schon eingebrochenen Elende in Rußland wußte man nichts. Napoleons fluchtähnliche Rückreise nach Paris kam nur Wenigen zur Kenntniß. Diese Rückreise wurde beschönigt, durch Lügen bemäntelt, von den Anhängern des Kaisers oft geradezu bestritten und als Verleumdung behandelt. Im Reiche Westphalen herrschte eine tiefe, aber stumme Bestürzung, weiter ließ sich nichts behaupten.

Der erste Schnee legte sich weich und duftig auf die herbstliche Flur und hüllte die Burg mit ihren Insassen ein. Fides freuete sich wie ein Kind auf eine Schlittenparthie nach Wangeroda und lud Melitta zur Begleitung ein.

Es war der jungen Frau schon lange kein Geheimniß mehr, daß der Verkauf dieses Gutes nur zum Schein eingeleitet sei und daß Thilo mit redlichem Eifer die Aufsicht darüber führe. Auch Melitta wußte dies schon. Sie hatte einen Trost in diesem Umstande gefunden und verfehlte niemals sich Fides anzuschließen wenn diese ihren Thilo dahin begleitete.

Eng aneinandergeschmiegt saßen die beiden holden Wesen vor Thilo im Schlitten, den er sicher von der Pritsche aus fuhr. O, war das eine Lust auf der glatten Schneebahn dahin zu gleiten! Fides hätte laut aufjauchzen mögen vor Freude!

Vielleicht hätte es ihr Thränen des Mitleids erpreßt, hätte sie in diesem heitern Momente gewußt, daß unter der Wucht des Schnees zu derselben Zeit ganze Reihen von starken, kräftigen Männern erlagen, daß sie ihr Haupt darauf betteten, um zu sterben!

Fröhlich kamen die Lustfahrenden in Wangeroda an. Thilo war unruhiger, als bisher. Kaum daß er sich Zeit gab, Fides und Melitta in ein schon durchwärmtes Zimmer zu geleiten. Böse Gerüchte hatten ihn ereilt und er sah der Minute, die ihn darüber versichern konnte, mit Spannung entgegen.

Rasch schritt er zum Fenster eines kleinen Cabinettes, das die Ecke des Herrenhauses bildete. Er vergaß in seiner gesteigerten Aufregung die sonstige Vorsicht und beide Freundinnen sahen durch die offen gebliebene Thür, daß er dicht unter dem Fensterbrett einen Nagel auszog und dann ein dünnes, schmales Brettchen darunter hervorhob. Er legte das Brettchen aus einander und nahm ein Blatt hervor.

Mit Erstaunen verfolgte Fides und Melitta jede seiner Bewegungen. Sie bemerkten die Aufregung seines Innern, womit er las.

„Es betrifft Oswald!" flüsterte Melitta hochaufgerichtet ihm entgegentretend.

„Du hast Geheimnisse, Thilo?" fragte Fides mit zärtlichem Vorwurfe.

„Es drängte mich längst Euch zu belasten," sprach Thilo ganz leise. „Aber der Frieden Eurer Jugend stand dabei auf dem Spiele. Mit solchen Geheimnissen ist Angst verknüpft, Ihr Lieben. Hört, was hier steht. — Gelungen! Fürchterliche Zerstörung! Entsetzliche Niederlage! Aufgerieben durch Kälte und Hunger, was dem Tode in den Kämpfen entgeht. Unaufhaltsam zur Gränze zurück. Ehe die Jahreszahl wechselt, beginnt die Jagd. Glück auf!"

Thilo ließ die Hand mit dem Blatte sinken, seine Wange war bleich geworden, aber sein Auge strahlte wie in Siegesfreude. „O, daß ich nicht hin kann, Oswald in seinem Werke beizustehen," sprach er traurig. „Aber wenn mich auch die Ehre zwingt, mein Schwert ruhen zu lassen — was ich zur Befreiung meines armen bedrängten Vaterlandes thun kann, das soll bei Gott, geschehen!"

„Lebt Oswald?" fragte Melitta ernst.

„Es ist seine Handschrift!" erklärte Thilo bestimmt. Sie ergriff das Blatt.

„Ueberlasse es mir," bat sie mit erstickter Stimme. Thilo erschrack.

„Melitta, es muß vernichtet werden! Bedenke die Gefahr!" sagte er warnend.

„Die Gefahr träfe nur mich," antwortete sie begeistert und schob zitternd vor Aufregung das Blatt unter ihres Kleides Gürtel, wo es von dem Pochen ihres Herzens berührt wurde.

„Melitta — ich darf dies nicht zugeben," sagte Thilo flüsternd. „Du weißt nicht, was für Folgen sich daran knüpfen können. Tod und Verderben vieler unglücklicher Männer, die heimlich ihr ganzes Dasein einem Plane geweihet haben. Du kennst die Feinheit der französischen Spionage nicht. Ein einziger Buchstabe würde hinreichen, ganze Dörfer und Städte dem barbarischen Spürsystem Napoleons auszusetzen. Das war es, was mich von ihm trennte, das war es, was mich seine fernere Gemeinschaft fliehen hieß, was den Werth dieses Mannes in meinen Augen gleichsam vernichtete. Die Furcht erweckte seine Grausamkeit — er wurde Despot, als seine Sicherheit zu wanken schien. Melitta, vernichte dies Blatt um Deines Heiles willen und um der Sicherheit dieses ganzen Landstriches willen!"

„Nein!" sagte das junge Mädchen mit jener Beharrlichkeit, die unter ihrer sanften Miene verborgen lag. „Eine Ahnung sagt mir, daß dieses Despoten Macht mit Hülfe Gottes gebrochen ist. Dies Blatt soll mich aber auch täglich an meine kalte Selbstsucht erinnern und mir ein Sporn werden, edler denken und handeln zu lernen. Dies Blatt soll aber auch meines Lebens Trost sein — ich werde es bewahren gleich einer Reliquie.*) — Der junge Mann wendete sich voller Unmuth ab.

„Thilo gib nach!" bat Fides, ihn umschlingend. „Sie liebt Oswald so tief und innig — gib nach — laß ihr das Blatt, welches bei ihr wohl sicher ist."

„Du bittest um etwas, dessen Verantwortung auf meine Ehre zurückfällt," sprach Thilo.

Fürchte nichts!" sagte Melitta bewegt. „Deine Ehre ist mir so theuer, wie Oswald's Leben. Ich kämpfe um den Besitz dieses Blattes und setze Dir mein eigenes Leben zum Pfande, daß nie eines Menschen Auge es erblicken soll! Es ist mir ein geheiligtes Dokument — Oswald's Hand hat darauf geruht."

Thilo warf einen wilden, verzweiflungsvollen Blick auf das hartnäckige Mädchen. „Melitta — ich verletze einen Schwur" flüsterte er dumpf.

„Die Folgen dieser Schwurverletzung mögen auf mein Haupt zurückfallen!" sprach Melitta feierlich.

„Gieb nach!" bat Fides. „Heiliges Schweigen zwischen uns Drei sichert uns!"

Thilo seufzte. „Möge es mir nicht angerechnet werden, wenn ich mich Euren Bitten schwach zeige. Der Jammer der ersten Verfolgung, die ich dadurch verschulde, wird mir ein Todesruf sein! Dessen seid eingedenk!"

Das Wort klang schwer und gewichtig. Es klang von nun an täglich in dem Herzen Fides wieder und störte sie, so wie Melitta, aus dem ruhigen Frieden und Gleichmuthe auf, womit sie bis dahin die Weltereignisse betrachtet hatten. Jetzt, wo ihr Interesse geweckt war, wo es mit ihrem persönlichen Wohlsein sich verbunden hatte, jetzt achteten sie mit Spannung auf jede Veränderung nah und fern. Ihre Seelenruhe wurde vielleicht dadurch beeinträchtigt, aber es entwickelte sich eine Kraft in ihnen, die sie bis dahin nicht gekannt hatten. Die Liebe zur Heimath verwandelte sich in Liebe zum Vaterlande. Opferfreudigkeit wuchs aus der Begeisterung heraus, womit sie die Kriegsthaten der Helden beleuchteten, die schon im Beginne des neuen Jahres einzeln, wie leuchtende Vorbilder, hervortraten.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Im Jahre 1837 existirte es noch.

Mannichfaltiges.

— (Englisch.) Von dem Regenschirm des Herrn Thiers erzählt das „Paris-Journal" nachstehende Geschichte: Am letzten Sonntag Morgen wollte Herr Thiers in einem der Höfe des Schlosses (zu Versailles) spazieren gehen und nahm einen Regenschirm mit sich, nebenbei bemerkt, einen ganz ordinären Regenschirm, der kaum 15 Francs kostete. So wie er war, führte er aber doch, wie es scheint, einen sehr anständig gekleideten Herrn in Versuchung, der einen Augenblick, als Thiers mit Jemanden sich unterhielt und den Regenschirm an das Gitter gestellt hatte, benutzte, um sich desselben zu bemächtigen. Der Dieb wurde sofort verhaftet und zur Wache transportirt, wo sich herausstellte, daß er ein Engländer nobelster Herkunft war Er hatte den Schirm annectirt als „un dokiment kiourieux pour son collektien". Hr. Thiers schenkte ihm die Freiheit und den Schirm obendrein. — Die Ehre, von einem Engländer gestohlen zu werden, ist selbst dem Regenschirm Louis Philipp's nicht zu Theil geworden. Hr. Thiers muß in der That ein sehr berühmter Mann sein.

(Für Raucher.) Putzsüchtige Frauen gleichen schlechten Cigarren: bei beiden ist das Deckblatt am werthvollsten. — Politische Witze und Cigarren machen beide häufig dieselbe Operation durch: beiden wird von oben die Spitze abgebrochen — Die Cigarrenhändler sollten eigentlich von der Staatsregierung protegirt werden: sie sorgen dafür, daß so viele Menschen ein Blatt vor den Mund nehmen. — Zänkische Menschen und starke Raucher haben eine gewisse Aehnlichkeit: beide theilen viel Dampf aus. — Die Beliebtheit der Meerschaumpfeifen beweist den Schiller'schen Ausspruch: „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen." — Die Cigarren sind ein Sinnbild unserer Hoffnungen: sie werden geflissentlich in Gluth gehalten, um endlich in Rauch aufzugehen und dem Aschenkrug anheim zu fallen. — Mädchen und Tabakspfeifen bieten einen Vergleichungspunkt: beide finden ihre Liebhaber der schönen Form wegen, wenn auch der Kopf bei beiden leer ist. — Seit Erfindung des Tabaks gibt es in Europa viel mehr geräucherte Ochsenzungen. (Grabbe.) — Sinnreich haben die Griechen angedeutet, daß die Liebe nur ein blauer Dunst ist: sie lassen Aphrodite dem Meerschaum entsteigen!

— (Auch ein Instrument.) Bei dem großen Richard Wagner'schen Concerte in Bayreuth passirte nachfolgende Anekdote. Ein Einwohner Bayreuths hatte sich von einem befreundeten Musiker in das Orchester hineinschmuggeln lassen, und glaubte so auf billigste Weise die Gelegenheit zu haben, Alles zu hören und zu sehen. Das Unglück wollte, daß er sich dicht in der Nähe von Wagner's Dirigentenpult placirt hatte. Wagner bemerkte ihn, sah, daß er weder Instrument noch Noten vor sich hatte und rief ihm zu: „Sie spielen?" — „Den Zuschauer". — war die Antwort. „Auch ein sehr angenehmes Instrument," entgegnete Wagner lächelnd.

* Preis-Räthsel.

(Dreisilbig.)

Nicht unbekannt wird Dir, o Leser,
Die erste meiner Silben sein;
Es ist ein Fluß, das „Wo?" errathe
Und rath' auch, ob er groß, ob klein.
Ein Name sind die beiden letzten,
Von dem oft die Geschichte spricht;
Es führten Herrscher, stolz und mächtig,
Den Namen einst, doch deutsche nicht.
Das Ganze hat ein fremder König,
Der's aufgebaut, nach sich benannt;
Er ahnte nicht, daß seine Schöpfung
Einst dienlich sei dem deutschen Land.

L. E. Z.

Auf die richtige Lösung des vorstehenden Räthsels haben wir als Preis ein elegant gebundenes Exemplar des sehr interessanten Romans von Dr. C. Werder:

„Der Fürst von Hochland",

der in der Gegenwart spielt und mit Recht großes Aufsehen erregt, gesetzt. Die Lösungen müssen sich in verschlossenem Couvert befinden und bis spätestens Dienstag, den 25. Juni d. J. in den Händen der Redaktion sein. Bei mehreren richtigen Auflösungen entscheidet das Loos. Das Resultat wird am 27. Juni in den „Heitere Stunden" publicirt.

Die Redaktion.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 71. Samstag, den 22. Juni 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Immer sichererer verbreiteten sich die Kriegsnachrichten aus Rußland durch's ganze Land. Aber die Erbitterung der deutschen Bevölkerung war so groß, daß sie kein Mitleid bei dem gränzenlosen Elende fühlte, das sich in Rußland entwickelte, sondern dies Elend als ein Gottesgericht ansah und es als eine Vermittelung erkannte, das schauderhafte Joch abzuschütteln. Immer stärker wogte es in den Herzen der Preußen, die zunächst dem Schauplatze dieses Elendes waren.

Der Frühling nahete. Schon war der Saft und die Kraft zum neuen Leben in der Natur sichtbar aber auch die Hoffnung auf Erlösung schwellte sichtbar die Herzen der Menschen! Schon löset sich das Eis von den Gewässern — aber auch das Eis der Furcht von der Seele der Menschen!

Da rief der König von Preußen, gedrängt von guten Rathgebern, ermuthigt von edeln Feldherren, sein ganzes Volk zum Kampfe gegen den Bedrücker auf und verbündete sich mit Alexander, Kaiser von Rußland.

Es war am 15 März des Jahres 1813, als die beiden Monarchen, die im November des Jahres 1805 einen heiligen Freundschaftsbund geschworen hatten, sich Aug' in Auge gegenüberstanden und mit übervollem Herzen der Nacht gedachten, wo sie zum Schutz und Trutz gegen die gewaltige Macht Napoleons an der Gruft des großen Friedrich den Bruderkuß getauscht. Was war seitdem nicht Alles geschehen? Wirkungslos war dieser Schwur geblieben. Gedemüthigt hatte der edle Preußenkönig seinen Thron wanken — schmerzerfüllt hatte er seine schöne Gattin dem Grame endlich erliegen müssen sehen. Der verklärte Geist der Königin Luise trat in diesem verhängnißvollen Momente der schmerzlichen Rückerinnerung zwischen die festentschlossenen Monarchen und als hörten sie die Stimme wieder, die schon damals sprach:

Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine neue Ordnung der Dinge kommen, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, der, als Herr eines neuen Zeitalters, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns.

Der französische Kaiser scheint dazu ausersehen, uns als Wegweiser zu dienen. Von ihm können wir Vieles lernen und es wird nicht verloren sein, was er jetzt schon gethan und ausgerichtet hat. Aber ich halte es dennoch für eine Lästerung, zu sagen: Gott sei mit ihm! Er ist nur ein Werkzeug in der Hand des Allmächtigen, um das Alte, welches keine Stätte mehr hat, aber mit allen Einrichtungen verwachsen ist, zu begraben. Gewiß wird es einst besser werden, das verbürgt mir der Glaube an das vollkommenste Wesen. Da es aber nur gut in der Welt werden kann durch die Guten, so glaube ich nicht, daß der Kaiser Napoleon fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Thron sitzt. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit und er ist nur politisch, das heißt klug, indem er sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen richtet, wie sie ihm gerade vorkommen. Ich glaube aber zu fest an Gott und also auch an eine sittliche Weltordnung, um nicht auch an ein Ziel dieser Zeitbewegung zu glauben.“*)

---

*) Aus einem Briefe der Königin Louise.

Die Stimme, die das gesprochen, war verhallt, war gebrochen im Todeskampfe, aber das das geistige Wehen dieser Offenbarung traf mahnend die Herzen Alexanders und Friedrich Wilhelms. Sie gedachten des Segens, womit sie damals den Freundschaftsbund geheiligt hatte, „Gott sei mit Euch!“ und sprachen wie von Einem Gedanken beseelt: „Gott sei mit uns!“

Die Zurüstungen zum ernsten Kampfe begannen. Das Licht der neuen Hoffnung entflammte den Enthusiasmus der ganzen Nation. Der patriotische Eifer übertraf alle Erwartungen. Alles drängte sich zu den Panieren, die ihnen Freiheit versprachen. Es war die Blüthe, es war der Kern des Volkes, von jedem Alter, von jedem Stande, der sich sammelte, bereit, Gut und Blut, Leib und Leben zum Opfer darzubringen.

Thilo durch sein Ehrenwort von diesem allgemeinen Kampfe ausgeschlossen, legte den größten Theil seines Vermögens, das er mühsam im Dienste des Kaisers gesammelt, auf den Altar des Vaterlandes und war nicht zu stolz, sich von dem Vermögen seiner Fides erhalten zu lassen.

Während dieser gewaltig aufregenden Zeit waren die Nachrichten aus dem russischen Lager auf dem mysteriösen Wege, den Melitta hatte kennen lernen, immer siegesfroher und bestimmter geworden. Obwohl ihr nie wieder ein Blatt davon zu Gesicht kam, so betrachtete sie Thilo's gelegentliche Aeußerungen doch immer als Orakelsprüche und zitterte nach jeder Schlacht, bis sie eintrafen. Es waren diese Nachrichten gleichsam Bescheinigungen über Oswald's Leben und Gesundheit.

Die stete Unruhe und Spannung prägte das sanfte und stillgeduldige Gefühl der Liebe weit unauslöschlicher und leidenschaftlicher in Melitta aus, als es jemals ein ruhiges Beieinanderleben vermocht hätte.

Plötzlich hörten die Mittheilungen Oswald's auf. Man vernahm Gerüchte von einem Zusammenstoß der Verbündeten mit französischen Truppen in der Gegend von Magdeburg. Man bezeichnete die östlich von dieser Festung belegenen Städte Gommera, Möckern und Leitzkan als das Terrain eines harten Kampfes, der zum Vortheil der Verbündeten ausgeschlagen sein sollte. Daß russische Truppen dabei betheiligt gewesen, stellte sich nach und nach fest, aber da selbst Thilo niemals erfahren hatte, unter welchem russischen Feldherrn Oswald stand, so blieb es fraglich, ob er schon der Heimath so nahe sei.

Melitta zeigte sich unruhiger, als je. Täglich bat sie Thilo um Untersuchung des wunderbaren, geheimen Briefkastens. Es war vergebens. Der Brettverschluß blieb leer. Anfangs tröstete Fides die Freundin damit, daß ja nicht Oswald, sondern nur sein Vermittler durch veränderte Verhältnisse verhindert sein könne, die Zuschriften zu befördern. Nach und nach neigte indeß selbst diese leichtblütige Trösterin sich dem Glauben zu, daß Oswald irgendwo dem Schicksale eines Kriegers erlegen sei. Eine ahnungsvolle, schwüle Stille herrschte seitdem in der Burg.

Melitta suchte dort Trost und Erheiterung, fand Beides aber nicht. Draußen in der Welt wurde es täglich wüster und wilder. Sieg und Niederlage wechselte. Eine Schlacht folgte der andern. Der Kampf zog sich der Gegend immer näher.

Man sprach ernstlich davon in Ettershaiden, sich zu vereinigen und entweder im Schlosse oder in der Burg eine gemeinsame Wirthschaft einzurichten. Für die Burg stimmte Thilo, so lange nämlich des Königs Jerome's Herrschaft in Kassel ungefährdet erschien. Er stand als sein Unterthan sicherer unter dem Schutze desselben und der Schutzbrief mit Napoleons Unterschrift hatte Macht, ihn gegen französische Unbill zu schützen.

Dagegen stellte der alte Herr von Ettershaiden Gründe auf, die bei der stets höher aufflammenden Hoffnung auf gänzliche Befreiung Gewicht erhielten. Die kaiserlichen Diplome konnten sehr bald in Mißcredit kommen. Er rieth zu Vernichtung des Schutzbriefes, den Thilo besaß, und schlug ihm vor, auf preußischen Grund und Boden überzusiedeln.

Der Abend eines schönen Frühlingstages brach herein, als die ganze Familie, in derartige Discussionen vertieft, in der Burg beisammensaß, um zum letzten Male genau die Folgen jedes Entschlusses abzuwägen. Man muß jeden Tag erwarten, daß sich Streifzüge über diesen Landesstrich ergießen würden — die Noth drängte — ernster als sonst schauete Thilo aus, würdiger und fester beharrte der alte Herr auf seinen Ansichten.

Das Thor der Burg war, wie jetzt immer, geschlossen. Nur nach einem Zeichen mit dem

schweren Messingklopfer an der Pforte wurde diese geöffnet.

Mitten im Gespräche hielt Thilo plötzlich den Athem an — dröhnend schallte das Zeichen durch den stillen Abend. Es begehrte Jemand Einlaß.

Mit stiller Fassung, durch Blicke sich Muth zurufend, erwartete man das Resultat dieses Ereignisses. Thilo allein stand auf. Die Würde des Hausherrn erforderte es, daß er sich zum Empfange unerwarteter Gäste bereit hielt.

Der Diener trat ein und meldete einen Boten, der nur dem Herrn von Ettershaiden allein seine Bestellung ausrichten wolle.

Alles athmete froh bei dieser friedlichen Wendung auf. Thilo ging schnell in den Vorflur. — Fides folgte ihm neugierig bis zur Schwelle. Gespannt hingen die Blicke Aller an der Thür. Melitta war geisterbleich und stützte sich krampfhaft auf die Lehnen ihres Sessels. Gleich darauf hörte man Thilo's Stimme, welche freudig und laut durch die Wölbung ertönte.

„Fritsche — alter guter Leibhusar — täuscht mich denn wirklich mein Auge nicht — Fritsche — ist Er es denn oder ist's ein Geisterspuck?"

„Fritsche selbst und nicht sein Geist, Junker Thilo," brummte der Alte aus seinem weißen Barte hervor und dasselbe Lächeln, welches wie Wellenschlag früherhin seine Runzeln in Bewegung brachte, glitt über das alte braunrothe Gesicht hin.

Thilo zog ihn rasch in's Zimmer. Fröhlich, wie ein Knabe, stellte er den alten Mann hier als seinen allerältesten Freund vor und wurde gar nicht müde sich zu wundern und zu freuen über die Ankunft desselben, bis Fritsche endlich einen Brief aus seiner Brusttasche zog und dazu sprach:

„Dies sendet Ihnen das gnädige Fräulein Bianca und was nicht d'rinnen stände, das sollte ich erzählen!"

Thilo entfaltete eiligst den Brief und vertiefte sich in das feine Gekritzel Bianca's, während Fides den allerältesten Freund ihres Gatten von allen Seiten besah und ihn auf den nächsten Stuhl placirte, ohne sich an den mißliebigen Blick der gnädigen Frau Tante zu kehren.

Thilo las und sein helles Antlitz umwölkte sich mehr und mehr. Ein tiefer Seufzer entschlüpfte ihm — ein blitzschneller Blick streifte Melitta's Gesicht — dann rief er aber:

„Gott sei gedankt — die Gefahr ist also vorüber, Fritsche?"

„So weit wir armen Menschenkinder in einen Menschen hineinzuschauen vermögen, Herr Junker — ja, so weit ist die Gefahr vorüber. Das gnädige Fräulein hat es sich mächtig viel Pflege kosten lassen um den Herrn —"

Ein Wink Thilo's gebot ihm Einhalt. Es war zu spät. Melitta stand schon neben dem Alten und fragte fest: „Oswald lebt also?"

„Er lebt und ißt und trinkt wieder. Aber die Kräfte sind weg. In der Klemme, wo er sich befindet, kann er fernerhin nicht gedeihen — er muß fort. Deshalb bin ich hermarschirt, um das zu besprechen."

„O, guter, guter Fritsche!" rief Fides zärtlich seine Wange streichelnd. „Ja seht nur, ich bin ja Junker Thilo's Frau! fügte sie stolz hinzu.

Melitta hatte indeß mit bittender Geberde den Brief Bianca's ergriffen und war in's Fenster getreten, um ihn zu lesen. Das letzte Sonnenglühen leuchtete ihr dazu.

(Fortsetzung folgt.)

Eine interessante Wittwe.

Im Jahre 1852 — erzählt die Pittsburger „Morn. Post" — lebte in Washington ein bildschönes junges Mädchen, Tochter eines reichen Vaters, und eben daselbst ein junger Commis, Namens Robert Chapmann, der sich um die Hand der jungen Dame bewarb. Das Fräulein hatte nichts dagegen, wohl aber der Herr Papa, und nach kurzem Besinnen heirathete sie — einen Andern, einen reichen Mann, den der Herr Papa dringend empfohlen hatte. Drei Monate dauerte die Ehe, da fand der Ehemann durch einen Sturz vom Pferde seinen Tod. Robert, der erste Liebhaber, schöpfte neue Hoffnung und näherte sich der jungen Wittwe wieder, that aber die entscheidende Frage nicht rechtzeitig und erhielt eines Tages eine Einladung zur Hochzeit seiner Angebeteten mit Herrn Soundso. Zwei Jahre darauf zog das Ehepaar nach Syracuse (im Staate Newyork), wo der Mann an der Cholera starb. Robert war wieder auf dem Posten und eben im Begriff, die große Frage zu thun, als ihn die Dame in Kenntniß setzte, daß ihr Mann seine

Geschäfte in solcher Unordnung hinterlassen habe, daß sie, um keinen Verlust zu erleiden, seinen Compagnon heirathen müsse. Mit dem dritten Gatten zog die Dame nach Detroit, Michigan, wo das Paar mehrere Jahre lebte Eines Tages befanden sie sich auf einer Vergnügungsreise an Bord eines Dampfers. Ein Sturm kam, das Schiff strandete, und der Gatte fand unter den Trümmern desselben seinen Tod in den Wellen, während die Gattin durch den Heldenmuth eines Bekannten gerettet wurde und aus Dankbarkeit diesem ihre Hand reichte. Die Neuvermählten wandten sich nach Pittsburg und Robert, der treue Robert, folgte ihnen dahin. Eines Tages, als er gerade an dem Laden des Ehemannes vorbeigeht, bietet sich ihm ein gräßlicher Anblick. Eine Tonne, die aus dem oberen Stockwerk herabgelassen werden sollte, ist heruntergestürzt und hat den Mann seiner Geliebten erschlagen. Schnell tritt er ein. „Weiß die unglückliche Wittwe schon —?" „Der Buchhalter ist eben auf dem Wege zu ihr", wird ihm zur Antwort. Dies hören, sich umdrehen und pfeilgeschwind auf die Straße hinausschießen, war das Werk eines Augenblicks Vor sich sieht er den Buchhalter, der wie ein gehetztes Reh vor ihm herläuft. Schweißtriefend folgt er ihm. Beide Boten gelangen gleichzeitig an die Hauptstraßen-Brücke, dort muß der Buchhalter Brückengeld bezahlen, Robert hat einen Freipaß, er stürmt vorbei und kommt endlich athemlos vor dem Hause der Ruhe an. Er weiß, daß es hier schnell handeln heißt. „Dein Mann ist todt! Willst Du mich heirathen?" stößt er schnell hervor und sinkt erschöpft in einen Stuhl. Jetzt kommt der Buchhalter auch, sieht aber, daß er keine Aussicht mehr hat und condolirt nur. Die Dame nimmt Robert's Hand an, und nach Ablauf des Trauesjahres hat nun die Hochzeit stattgefunden. Durch die vielen Erbschaften hatte die vielbegehrte Wittwe ein beträchtliches Vermögen gesammelt und Robert ist jetzt „gut ab", wie man drüben sagt, — woraus sich ergibt, daß auch in unserm prosaischen Zeitalter treue Liebe noch ihren Lohn findet.

Mannichfaltiges.

Von Katzen.

Vergangnen Maitag brachte meine Katze
Zur Welt sechs allerliebste kleinste Kätzchen.
Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen.
Fürwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!
Die Köchin aber — Köchinnen sind grausam,
Und Menschlichkeit wächst nicht in einer Küche —
Die wollte von den sechsen fünf ertränken,
Fünf weiße, schwarzgeschwänzte Maienkätzchen
Ermorden wollte dies herzlose Weib.
Ich half ihr heim! — der Himmel segne
Mir meine Menschlichkeit! Die lieben Kätzchen,
Sie wuchsen auf und schritten binnen Kurzem
Erhobenen Schwanzes über Hof und Herd;
Ja, wie die Köchin auch ingrimmig drein sah,
Sie wuchsen auf, und Nachts vor ihrem Fenster
Probirten sie die allerliebsten Stimmchen.
Ich aber, wie ich sie so wachsen sahe,
Ich pries mich selbst und meine Menschlichkeit. —
Ein Jahr ist um, und Katzen sind die Kätzchen,
Und Maitag ist's! — Wie soll ich es beschreiben,
Das Schauspiel, das sich jetzt vor mir entfaltet!
Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
Ein jeder Winkel ist ein Wochenbettchen!
Hier liegt das eine, dort das andre Kätzchen
In Schränken, Körben, unter Tisch und Treppen;
Die Alte gar — nein, es ist unaussprechlich,
Liegt in der Köchin jungfräulichem Bette!
Und jede, jede von den sieben Katzen
Hat sieben, denkt Euch! sieben junge Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen.
Die Köchin rast, ich kann der blinden Wuth
Nicht Schranken setzen dieses Frauenzimmers;
Ersäufen will sie alle neunundvierzig!
Mir selber, ach, mir läuft der Kopf davon. —
O Menschlichkeit, wie soll ich dich bewahren!
Was fang ich an mit sechsundfünfzig Katzen!

(Maulaffen) Mancher hat sich vielleicht schon den Kopf zerbrochen, wie diese mit obigem Namen belegte Unart zu der Ehre gekommen ist, zu einer besonderen Species der Gattung Simia, zu deutsch Affe, erhoben zu werden. Trotzdem, daß Maulaffe, Muloape 2c. im Deutschen eingebürgerte Wörter sind, dürfte die Entstehung doch eine zufällige und vielleicht folgende sein In einem plattdeutschen Dialecte lautet die Bezeichnung von solchen Personen: De Kiärl höllt veil d't Mul oapen. (Der Kerl hat viel den Mund offen.) Ein des Plattdeutschen unkundiger Hochdeutscher hat es vielleicht mit „der Kerl hält feil die Maulaffen" wiedergegeben, und die neue Species und die Redensart waren fertig.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Josk.

Nr. 72. Dienstag, den 25. Juni 1872.

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Was sie las, machte sie beben. Oswald war gefährlich verwundet am Rande des Fichtenwaldes bei Gommera liegen geblieben. Dort hatte ihn Bianca, mit gränzenlosem Erstaunen ihn erkennend, entdeckt, als sie mit der vollen Begeisterung einer barmherzigen Samariterin nach dem Kampfe hinausgeeilt war, den Verwundeten hülfreich beizustehen. Es war vorsichtig nach dem jetzigen Aufenthaltsorte Biancas geschafft und dort in eines jener reizenden, versteckten Cabinette untergebracht, die sich oben im zweiten Geschoß des hübschen Amtshauses neben dem Saale befanden, worin der geniale Prinz Louis seine bekannten Festins zu feiern pflegte. In diesem Cabinette, das durch eine Tapete gänzlich unsichtbar von Außen war, hatte Oswald drei volle Wochen versteckt gelegen, da der Verrath wach und die Vermuthung seines Dortseins verderblich für die guten, treuen Amtleute war. Der Kampfplatz hatte sich zwar schon weiter nach der Saale hingezogen, aber französische Streifzüge, aus Magdeburg's Mauern gesendet, um zu plündern und zu brandschatzen, machten die höchste Vorsicht nöthig, wenn man Oswald nicht als Gefangenen fortschleppen und ihn unter brutaler Behandlung seinen schweren Wunden erliegen sehen wollte. Er war nothdürftig so weit genesen, daß er vorsichtig fortgeschafft werden konnte. Nun forderte Bianca in seinem Namen Thilo's Rath, wie dies geschehen solle und wohin er gehen müsse, um sicher seine Genesung abwarten zu können. Melitta hatte den Brief gelesen und blickte gedankenschwer über die Landschaft hinweg, nach Wangeroda hinunter. In ihrer Seele rang der Schmerz und die Freude. Vielleicht nahete hiermit das Ende ihrer inneren Qual. Vielleichte hinderte ihn seine Wunden, wieder einzutreten in die Reihen seiner Waffenbrüder?

Während sie grübelte, hatte sich Fides dem alten Fritsche als jenes schlafende Mädchen in der Garnisonkiche vorgestellt und ihn dadurch zum höchsten Staunen gebracht.

„Aber ich war nicht Melitta, alter Fritsche, sondern Fides," sagte sie neckisch. „Und daß Ihr mich Melitta getauft hat mich beinahe um den Mann gebracht, den mir Gott von Anfang meines Lebens bestimmt hatte."

„Melitta —" wiederholte der alte Leibhusar nachsinnend. „Ja, Melitta — das muß wohl des Rittmeister von Wangera Liebste sein — er rief wenigstens beständig diesen Namen, so lange er im Fieber lag."

Welch' ein süßer Trost barg sich für Melitta in der treuherzigen Eröffnung des Alten!

Geschäftig, wie zwei Töchter, sorgten die jungen Freundinnen für seine Erquickung und Bequemlichkeit. Dann aber wurde Familienrath gehalten.

Durch diese unerwartete Begebenheit veränderte sich der Standpunkt aller Verhältnisse wesentlich. Oswald mußte nach Schloß Ettershaiden gebracht werden, um auf preußischen Schutz Anspruch machen zu dürfen. Thilo dagegen nahm es auf sich, ihn unter Napoleons Schutzbrief hieher zu bringen.

„Es soll der letzte Dienst sein, den mir dies Papier leistet," sagte Thilo am Schlusse der Berathungen. „Ist Oswald in Sicherheit, so übergebe ich es sammt meiner ganzen Vergangenheit der Flammen!"

„So soll's sein!" sprach der alte Herr von Ettershaiden.

Thilo richtete Alles vortrefflich ein. Er verschaffte sich eine französische Uniform, ließ sich einen bequemen Reisewagen direct aus Kassel

kommen und fuhr unter dem Namen Marquis d'Etérais innerhalb der westphälischen Gränze ruhig bis vor Magdeburgs Thore, legitimirte sich dort, fuhr unangefochten hindurch und befand sich dann bald auf dem nächsten Wege nach Gommera, der theilweise durch Waldungen führte.

Jetzt wechselte er die Maske, denn er befand sich auf preußischem Grund und Boden. Der alte Fritsche, der ihn auf dieser Fahrt begleitete, führte von jetzt ab das Wort und verkehrte so zwangslos gut preußisch mit einem kleinen Trupp Soldaten, daß man gegen den Herrn, welcher mit ihm im Fond des Wagens saß, durchaus keinen Argwohn faßte, und ihn ohne Legitimation weiter fahren ließ.

Abends spät waren die beiden Reisenden glücklich auf dem Amthofe in Pöthen angelangt und trotz der späten Nachtstunde trat Thilo ganz geräuschlos in das geheime Cabinet, wo Oswald, unruhig wartend, ihm entgegenkam. Dies Wiedersehen war ergreifend. Thilo gab sein Leben preis, um ihn zu retten. Das wußte Oswald sehr gut. Hätte Fides eine Ahnung von seiner Gefahr gehabt, so würde sie Den, welchen sie mehr liebte, als ihr eigenes Leben, sich nicht in diese Abenteuer haben stürzen lassen.

Stumm standen sich die jungen Männer eine Weile im Dämmerscheine einer kleinen kleinen Lampe gegenüber. Thilo betrachtete erstaunt die Verwüstungen, welche das Kriegerleben und das Wundfieber in dem Gesichte Oswald's angerichtet. Er erschien um zehn Jahre gealtert. Seine ernste Ruhe war einer leidenschaftlichen Regsamkeit gewichen. Sein Patriotismus schien bis zum Fanatismus gesteigert zu sein.

Genug, Oswald war unglaublich verändert. Die Krankheit hatte seine Kräfte erschöpft, aber nicht die brennende Sehnsucht gelöscht, kämpfen zu wollen für die heiligen Rechte seiner Brüder. Sein ganz farbloses Gesicht verrieth, was er an Schmerzen des Körpers gelitten hatte, aber er achtete das gering gegen die Leiden seines ruhelosen Geistes, der vorwärts strebte, um das glücklich begonnene Unternehmen zu enden.

„Gott sei gepriesen, Thilo, daß Du da bist", sprach er gedämpft, denn noch war nicht Alles zur Ruhe im Amthofe und sie waren nicht sicher vor Horchern und Schleichern, die gern die Verräther gespielt hätten, wenn sie die leiseste Ahnung eines Geheimnisses gewittert. „Gott sei gepriesen. Ich kann keine Ruhe finden — ich muß fort — ich muß an meinen Platz, den Niemand auszufüllen vermag! Ich muß fort! Hilf mir dazu! Ich habe nicht eher Ruhe, bis ich die Macht Napoleons vernichtet weiß, bis wir diese Fremdlinge in das Mark ihres Vaterlandes zurückgetrieben sehen. Mach', daß ich fortkomme! Ich kann sicherlich schon wieder zu Pferde sitzen!"

„Ja", fiel Thilo gutmüthig spottend ein „ja um herunter zu fallen und von Neuem in Fieberphantasien dahin zu schwärmen bis zur Pforte des Todes. Halte Ruhe, mein Freund! Fortbringen will ich Dich, aber meine Instruktionen von Fides und Melitta lauten „bis zum Schloß Ettershaiden!"

Oswald machte eine Gebärde des Unwillens und der Ungeduld.

„Es hilft Dir nichts! Ein guter Ehemann lernt pariren!" scherzte Thilo.

Oswald lächelte schwach. „Bianca sagte mir's. Du bist mit der kleinen Fides verheirathet? Sie ist Deines Bruders Tochter erster Ehe?"

„Ganz in aller Form verheirathet mit meiner eigenen Nichte!" erklärte Thilo lachend. Er hatte die Absicht der krankhaften Aufregung Oswald's entgegen zu arbeiten, um ihn für seine Vorschläge vorzubereiten.

„Du Glücklicher! Und Melitta?

„Wartet geduldig auf Dich, den tapfern, klugen und bescheidenen Franzosenvertilger!"

„O Thilo! Ich darf nichts lieben, so lange mein Vaterland meiner bedarf!"

„Melitta hat auch nichts dagegen. Sie begnügt sich mit der zweiten Stelle in Deinem Herzen. Aber sie läßt Dich beschwören, meinen Rathschlägen unbedingt Folge zu leisten, sonst könnte es sich ereignen, daß Du und wahrscheinlich auch ich, eines schmählichen Todes sterben müßten. Man macht in der Wuth jetzt kurzen Proceß und spart Pulver und Blei. Der erste, beste Baum ist brauchbar zum Galgen. Stricke hat jeder Franzose bei sich!"

Oswald nickte. Er wußte das schon. Thilo fuhr fort.

„Mein Vorschlag geht dahin, daß Du in der Uniform eines französischen Grenadierlieutenants —"

„Wie? Ich — in einer französischen Uniform — es wäre eine ewige Schande für mich!"

unterbrach ihn Oswald wild auffahrend. „Das kann Dein Ernst nicht sein!"

„Es ist mein Ernst gewesen," erwiederte Thilo gelassen, „und mein ganzer Plan würde scheitern, wolltest Du bei Deiner Weigerung beharren."

„So laß mich hier!" rief Oswald kurz und heftig. „Eine Rettung vor Gefangenschaft in der Uniform des tief verhaßten Feindes läuft meiner Soldatenehre zuwider. Nur ein Dip o-mat, der jeden Schleichweg für erlaubt hält, kann so etwas ersinnen!"

Thilo legte gutmüthig die Hand auf seine verwundete Achsel. „Ruhig, Freund! Ich zwinge Niemand meine weisen Rathschläge auf, aber ich mache Dir bemerklich, daß es draußen böse aussieht und daß ich Dich nur auf westphälischen Wegen, als ein dem fürchterlichen Elend in Rußland Entkommener, retten kann. Alle andere Wege sind unsicher. Dieseits der Elbe schwärmen Preußen, Russen, Franzosen, Sachsen, Baiern u. s. w., wild durcheinander. Die Straße durch Anhalt bis Dresden ist so gut, wie ein fortlaufendes Pelotonfeuer zu betrachten. Wir würden in Freundes Land weit mehr incommodirt werden und Gefahr laufen, als in Feindes Land. In Feindes Land müßtest Du aber, um sicher zu sein, die Rolle spielen, die ich Dir vorschlug."

„So will ich meinen Weg allein antreten!" sagte Oswald entschieden.

„Das erste Piket französischer Plänkler wird Dich dann in die Kasematten Magdeburg's liefern. Außerdem habe ich die Ehre, Dir zu sagen, daß jeder Edelmann gern seine Schwüre hält und ich habe Fides sowohl als Melitta auf Ehre versichert, daß ich mit Dir eher untergehen würde, als Dich Deinem eigenen Eigensinn opfern. Melitta scheint Dich sehr genau zu kennen — ihr ahnete dergleichen."

„Thilo — die Uniform kann und werde ich nicht anziehen," sprach Oswald hierauf.

Thilo sann nach. „Nun — so wagen wir es Dich als Todtkranken zu costümiren. Betten werden ohnehin sehr nothwendige Uebel sein, Du hälst sonst das Fahren nicht aus. Eine alte Jeppe wird sich auftreiben lassen. Den Kopf verbinden wir und Du schläfst, wenn sich Jemand unserm Wagen nähert Blaß genug bist Du, um als halbtodt gelten zu können."

„Diesem Vorschlage will ich nicht widerstreben," meinte Oswald seufzend, „obwohl es mir lieber wäre, Du bötest mir eine Escorte meiner wackern Russen an."

„So weit reicht meine Macht nicht — ich bin westphälischer Unterthan, wie Du weißt."

„Wann würden wir unsern Fastnachtszug beginnen können?" fragte Oswalt mit bitterm Scherz.

„Vor morgen Nachmittag nicht, denn meine Pferde sind durch die eilige Reise hierher angestrengt und müssen einen halben Tag ruhen. Die Rückreise machen wir Deines Zustandes wegen langsamer."

„O nein! Nur vorwärts, nur vorwärts! Ich will schon Alles ertragen!" rief Oswald.

„Warten wir ab, was Du morgen um diese Zeit empfindest. Eine Verschlimmerung wird eintreten, davon bin ich überzeugt. Nur noch eins, ehe Bianca kommt, die mir zugeflüstert hat, daß sie uns aufsuchen werde, sobald das Gesinde zur Ruhe sei. Ich habe stets die Erfahrung gemacht, daß jedes Geheimniß am sichersten bewahrt wird, wenn Niemand ein Geheimniß ahnet und daß jedes Wagestück am besten gelingt, wenn Niemand eine Gefahr fürchtet. Selbst dem treuesten und zuverlässigsten Menschen traue ich nicht. Darum erfuhr mein Kutscher gar nichts von der Absicht meiner Reise Reise und darum bitt' ich Dich, weder gegen den ehrlichen Fritsche, noch gegen Bianca von unsern Befürchtungen zu sprechen. Wir fahren einfachvon hier ab, ohne Fritsche wieder mitzunehmen. Der alte Leibhusar paßt mir nicht auf Westfalens Grund und Boden, und Bianca's Stoßgebete würden mehr verrathen, als nützen. Mein Kutscher ist ein alter Bekannter, der mich nur unter dem Namen Marquis d'Etérais kennt. Ich habe ihn eigens aus Kassel zur Reise kommen lassen mit dem Wagen zugleich. Er kennt Dich nicht — er kennt meine wahren Verhältnisse nicht. Er weiß nichts vom Grunde meiner Reise und ist sorgloser Natur. Also unser Losungswort heißt: Keine Vorsichtsmaßregeln sind die besten Vorsichtsmaßregeln."

„Ich füge mich — um mich vor Gefangenschaft zu bewahren — Deiner diplomatischen Klugheit," murmelte Oswald und winkte Thilo zu schweigen, weil ein Geräusch sich nähere.

Gleich darauf trat Fräulein Bianca ziemlich aufgeregt in das kleine Cabinettchen, das kaum Raum für so viel Gäste bot. Sie reichte Thilo,

den sie erst flüchtig begrüßt hatte, in einem Anfluge von Extasen, die Hand und sprach mit Pathos: „Ich sehe Dich wieder, Thilo — noch glaube ich es kaum! Hätte ich gewußt, wo Du zu suchen gewesen, ich würde das Land durchpilgert haben, um Dich von dem Despoten Napoleon zurückzufordern!"

„Lassen Sie es gut sein, Cousine Bianca," antwortete Thilo herzlich lachend. „Wäre dieser Despotenhaß damals schon ausgebildet gewesen, so hätte ich wahrscheinlich nie das Angesicht Napoleons gesehen und mein Lebensweg würde sich einer andern Richtung erfreuet haben. Aber ich bin jetzt zufrieden. Wir wollen die Vergangenheit ruhen lassen."

„Ja, ja!" sprach sie eifrig. „Wir haben Wichtigeres zu sprechen. Dies kostbare Leben muß den Klauen der Franzosen entrissen werden," fügte sie theatralisch auf Oswald deutend, hinzu.

„Lassen Sie doch den armen Franzosen Gerechtigkeit widerfahren," spottete Thilo, um ihre Aufmerksamkeit von Oswald abzuziehen, der sich unbehaglich zu fühlen schien, daß er seiner treuen Pflegerin nicht volles Vertrauen schenken dürfe. „Wissen Sie nicht mehr, wie Sie die Zierlichkeit der französischen Hände und Beine gepriesen haben? Denken sie an den Tambour!"

„Ich habe diese Verblendung schwer gebüßt!" antwortete die Dame mit erhabener Würde. „Was habt Ihr über die Reise beschlossen?"

„Gar nichts, Cousine Bianca."

„Wie wollt Ihr den Spürnasen der Feinde entgehen?"

„Ach thörichte Einbildungen — wer wird sich um zwei Reisende bekümmern, wovon der eine, ein ehrbarer westphälischer Unterthan, und der andere ‚ein halbtodter Mensch' ist," antwortete Thilo leichthin. „Sie übertreiben stets, Cousine, in der Furcht, wie in der Hoffnung — in dem Tadel, wie im Lob — im Abscheu, wie in der Begeisterung! Sorgen Sie nur für Betten, den armen Kranken einzupacken."

Bianca sah ihn verwundert zuerst an, dann ließ sie ihre lebhaften Augen über Oswald gleiten. Ihr Verstand war klar, wenn sie sich nicht in Exaltationen verstrickte. „Betten? Glaubt Ihr, daß es sicherer sei, ihn als Todtkranken reisen zu lassen?"

„Nicht doch! Die Betten sind nöthig, um das Rütteln des Wagens erträglich zu machen!" sprach Thilo. Bianca ließ sich ablenken vom richtigen Urtheile und versprach Betten zu besorgen. Weiter verlangte Thilo nichts. Alles Andere besorgte er allein.

Am nächsten Nachmittag rüstete er sich zur Abreise. Er hatte sich ganz harmlos auf dem Amthofe gezeigt und sich hier als wohlwollender und leutseliger deutscher Herr aufgestellt, um von vornherein jede Neugier beim Gesinde zu unterdrücken. Er kannte den Volksgeist auf dem Lande. Was nicht befremdet, wird ohne Argwohn betrachtet. Nachmittags ließ er den Wagen, dicht verschlossen, vor der Hausthür vorfahren. Die Betten lagen schon darin. Die Sache war bis jetzt vortrefflich gegangen. Kein Mensch glaubte, daß sich im Hofe ein Verwundeter befinden könne.

Die Minute rückte heran, wo Oswald im Hausrock des Amtmannes den Wagen besteigen sollte — da fiel sein Blick auf seine eigene Uniform, auf seinen Säbel und Czako. Er beharrte darauf, diese Sachen mitnehmen zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— (Prinz Humbert.) Einer Berliner Correspondenz der Perseveranza entnehmen wir folgendes: „Als der Kaiser Wilhelm den Wunsch äusserte, die Photographie des Prinzen Humbert zu haben, gab dieser sie ihm, indem er darunter schrieb: „Sr. Maj. dem Kaiser von Deutschland, König von Preußen, ein dankbarer Husar: Humbert von Savoyen."

Goldkörner.

Auf sein Leben blickt man je älter je öfter zurück, wie auf einen aus der Druckerei kommenden Correctur-Bogen mit seinen hundert Fehlern und Irrthümern. Sie zu bessern ist unmöglich. Man muß sich zufriedengeben, wenn von Dem, was man durch sein Leben hat ausdrücken wollen, nur im Allgemeinen der Sinn verstanden wird.

Sei nur gewiß, daß die Menschen, wenn sie dich einmal anerkannt haben, sich durch alle möglichen Einwände von den drückenden Pflichten der Verehrung wieder loszuwinden suchen!

Wenn man sich herzlich freut, daß Jemand Glück hat, so ist damit noch immer nicht gesagt, daß man ihm einräumt, dies Glück verdient zu haben.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 73. Donnerstag, den 27. Juni **1872.**

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Thilo erschrack über diese Zumuthung. Er suchte ihm den Gedanken auszureden — vergebens — Oswald erklärte nichts davon in Stich lassen zu wollen — seine Ehre verlange es.

„Wunderliche Begriffe von Standesehre, wenn man sich dadurch in die Situation versetzt, als stelle man ein Faß Pulver mit brennender Lunte neben sich,“ sagte Thilo verdrießlich. „Gut denn — auch dies sei gewagt! Ich werde die Behauptungen des alten Leibhusaren Fritsche wahr machen müssen, um aus dieser schwierigen Lage als Sieger hervor zu gehen. Der alte Bursche meint, ich sei als Knabe niemals um Ausflüchte verlegen gewesen, hoffen wir also, daß mein Ingenium mich bei dieser vorhabenden Heldenthat nicht in Stich läßt. Im Nothfalle habe ich den lettre de protection zur Hand, werde jedoch so wenig, wie möglich Gebrauch davon machen. Napoleon soll in Sachsen sein. Es könnte sich ereignen, daß er in seinem gewaltigen Grimm über Deutschland's Undankbarkeit seine eigene Unterschrift nicht respectirt wissen wollte.“

Der Wagen fuhr ab. Der Argwohn folgte nicht seiner Spur. Nur theilnehmende Blicke und stille Sorge geleiteten ihn. Thilo's Mienen verriethen die größte Sorglosigkeit.

Zuerst ließ Thilo den Kutscher ruhig die Straße verfolgen, die sie Tags zuvor gekommen waren, dann gab er ihm Instruction, nichtsab einen Sandweg zu wählen, um dem Kranken das scharfe Rütteln zu ersparen. Es wurde diesem Befehle natürlich Gehorsam geleistet und man näherte sich dadurch Magdeburg von einer ganz andern Seite, wie Tags zuvor.

Je näher man Magdeburg kam, desto straffer richtete sich Thilo auf. Entschlossen maß er die sich verringernde Entfernung an den Domthürmen ab, die seine Straße zu verschränken schienen. In dieser verhängnißvollen Stunde verwünschte er seine Nachgiebigkeit gegen Oswald, die ihn bewogen hatte sich mit seiner verrätherischen Uniform zu beladen. Oswald ahnte nichts von dem harten Seelenkampfe seines Freundes. Apathisch in die Kissen zurückgelehnt, die ihm jetzt erst als durchaus nothwendig erschienen, überließ er sich dem Behagen, seiner beklemmenden Lage im Amthause enthoben zu sein und schlummerte endlich ein. Erst beim Anhalten des Wagens am Thore schreckte er aus diesem leichten Schlafe auf und wollte sich erheben. Thilo drückte ihn zurück in die Kissen.

„Kein Laut von Deinen Lippen — schlafe fort!“ flüsterte er. Ein wachhabender Officier trat eilig näher und forderte Thilo's Legitimationspapiere, natürlich in französischer Sprache. Ruhig reichte er sie ihm. Der Officier verbeugte sich leicht, blickte aber zu gleicher Zeit scharf in den Wagen auf die Betten, worin Oswald eingehüllt lag.

„Aber der Kranke, Herr Marquis?“ fragte er mißtrauisch und befremdet zugleich.

„Ist ebenfalls westphälischer Unterthan,“ antwortete Thilo mit seiner gewinnenden Freundlichkeit.

„Er heißt?“ fragte der Offizier scharf.

„Wangéra —“ antwortete Thilo, den Namen so streng französisch accentuirend, daß niemand Wangera darunter gesucht haben würde.

„Kommt woher?“ fragte der Officier ungeduldig. Thilo zuckte mitleidig die Schultern. „Von Rußland! Aus Mitleiden nahm ich ihn mit in den Wagen! O, mein Herr, wer könnte solchem Elende widerstehen! Ich glaube des-

halb keiner Unannehmlichkeit ausgesetzt zu werden. Mein Reiseziel ist Kassel!"

Alles das redete Thilo mit der zuversichtlichen Miene eines Franzosen, der hier in seinem Rechte zu sein glaubte. Der Officier trat zurück und verschwand durch das Pförtchen im Thore, welches halb zugelehnt war.

Es verging eine qualvolle Stunde. Thilo stand Höllenangst aus. Er konnte erwarten, daß eine strenge Visitation des Wagens stattfinden werde.

Wenn er nur die verwünschte russische Uniform fortgehabt hätte.

Plötzlich zeigte sich ein Sergeant am Thore. Langsam schlendernd umging er den Wagen und musterte ihn, als wolle er ihn zum Modell nehmen.

Beim Kutscher, der gelangweilt im Bocke saß, blieb er stehen und fragte ihn auf französisch, woher er komme. Der Bursche lachte und schüttelte mit dem Kopfe.

Dann folgte die Frage, wohin er wolle. Wiederum ein höchst vergnügtes Gesicht als Antwort — nichts weiter.

Der Sergeant fragte immer weiter. Der Kutscher lachte immer sorgloser.

Zuletzt rief er in der allerfröhlichsten Laune: „Parle nicht französisch, guter Mann — kann nichts weiter sagen, als vive le roi Jérome!"

Ah! bien, très bien!" sprach der Sergeant und ging durch's Thor zurück.

Gleich darauf erschien der junge Officier, überreichte Thilo'n die mitgenommenen Papiere und rief mit lauter Stimme: „Passez!"

Die Thore flogen auf — der Wagen rollte hinein in die Friedrichsstadt.

Nicht eine Regung der Wimpern hatte gezeigt, daß Thilo unter fürchterlicher Herzensangst der Entwicklung dieser Thorscene geharrt hatte. Nicht eine verrätherische Bewegung hatte bewiesen, daß Oswalt im Innern entschlossen gewesen war, lieber seinen Säbel sich durch die Brust zu bohren, als sich gefangen hier festhalten zu lassen. Unverändert ruhig fuhren die beiden junger Männer über all' die Brücken, die sie zu passiren hatten, durchschnitten die Stadt bis zum Sudenburger Thore und wurden nun abermals angehalten.

Hier forderte man nur die Papiere Thilo's, worauf der erste Wachthabende die Begleitung des Kranken vermerkt hatte und ließ den Wagen schneller passiren. Noch immer herrschte lautlose Stille im Wagen. Nur ein Blick voll Dank stieg aus Oswald's Augen zu Thilo's ruhigem Gesichte empor.

Sie beobachteten die größte Vorsicht, bis sie endlich auf offener Landstraße waren, Oswald hob sich hier aus seiner liegenden Lage auf, trocknete sich den Schweiß von der Stirn und sagte aufathmend: „Lieber drei Stunden vor dem Feinde, als eine solche qualvolle halbe Stunde peinlicher Erwartung. Warum machtest Du keinen Gebrauch von Deinen lettres de protection — Ich hätte Dich so gern daran erinnert, fürchtete aber beobachtet zu werden."

„Diese Furcht ist sehr begründet, mein Freund!" sprach Thilo ebenfalls erleichtert.

„Wir beide waren fortgesetzt dem Brennspiegel eines Fernglases ausgesetzt und die leiseste Unvorsichtigkeit hätte unser Grab gegraben, darauf kannst Du Dich verlassen! Meinen Schutzbrief hier anwenden hieß mein letztes Pulver verschießen. Ich hätte ihn nie wieder zu sehen bekommen und geholfen hätte er mir nicht. Aber — noch sind wir nicht über alle Berge! Hast Du bemerkt, daß meine Tactik richtig war — die gränzenlose Harmlosigkeit meines Kutschers gab den Ausschlag: Vive le roi Jérome!"

„Die schwierigste Passage ist überstanden!" meinte Oswald freudig.

„Wer weiß!" war Thilo's lakonische Antwort Seine Ahnung war richtig

Bald darauf sahen sie sich von einem Trupp Soldaten umringt, dessen Anführer ein so wild verwegenes Aussehen hatte, daß selbst Thilo's Fassung bei dem drohenden Blicke desselben erschüttert wurde.

„Wohin? Woher?" fragte er deutsch, aber mit französischem Accente.

Thilo antwortete artig in seinem schönen geläufigen französischen Jargon, der selbst feingebildete Franzosen zu dem Wahne verleitet hatte, in ihm ein Kind Frankreichs zu sehen. Des Colonels Züge glätteten sich auf der Stelle. Sein Blick wurde milder. Theilnehmend fragte er nach dem Kranken, der unbeweglich und mit festgeschlossenen Augen dalag. Thilo brachte wieder seine Vorspiegelung von Rußland an und zeigte bedeutungsvoll auf die Stirn Oswald's. —

„Ah — pauvre camérad," flüsterten die nächststehenden Soldaten. Sie grüßten achtungsvoll und ritten davon.

Das war die letzte Prüfung, welcher Thilo's Geistesgegenwart ausgesetzt wurde. Von da an

passirten sie ohne Schrecken und ohne Aufenthalt alle Städte und alle Flecken Westphalens bis Kassel hinab.

Aber andere Umstände begannen Thilo zu ängstigen, so daß er wünschte, endlich seine Heldenfahrt, wie er diese Reise mit Recht nannte, beendet zu sehen.

Oswald's Befinden verschlechterte sich sichtlich. Seine Wunden, schlecht und mangelhaft verbunden, öffneten sich wieder und als Thilo mit ihm in Ettershaiden ankam, mußte man ihn aus dem Wagen tragen.

Es folgten jetzt schwere Tage voll Leiden und Besorgniß. Eine Woche lang schwebte der junge Krieger, der durch seine unzeitige Unruhe seinen Zustand verschlimmerte, in Todesgefahr. Man gab ihn verloren, nur Fides sprach täglich mit frohem Gottesglauben fest und zuversichtlich die Hoffnung aus, daß er nicht sterben werde, und hob durch ihr kindhaftes Vertrauen den sinkenden Muth Melitta's so weit, daß sie sich standhaft der Pflicht der Pflege unterziehen konnte.

Erst als die Lebensgefahr vorüber war, wanderte Fides an Thilo's Arm wieder in ihre eigene Häuslichkeit zurück. Sie hatte sich trefflich bewährt in dieser Zeit der Angst und Noth, warf sich aber freudestrahlend an Thilo's Brust, als sie wieder im lieben Daheim saßen und flüsterte ihm zärtliche Worte und Betheuerungen zu.

„Glaub' mir, mein Thilo, ich bin in dieser Zeit zur Erkenntniß meines Glückes gekommen und habe in dieser Erkenntniß den Zweifel bestätigt gefunden, daß meine selige Mama Deinen Bruder nicht wahrhaft geliebt haben kann. Ich wäre nicht im Stande gewesen die Trennung von Dir länger zu ertragen — zu Fuß hätte ich eine Wallfahrt den Weg entlang, den Du kommen mußtest, unternehmen mögen. —

Thilo sonnte sich einen Augenblick in ihren zärtlichen Augen, ehe er antwortete: „So lieb das klingt, so muß ich Dir Deine Ansicht rücksichtlich Deiner Mama doch widerlegen. Deine Mutter wurzelte mit ihrem Jugendleben in einer weit verbreiteten und doch eng geschlossenen Familie, deren Gewohnheiten ihr als Tugenden erschienen. Sie war dort so fest heimisch, daß sie erschreckt wieder dahin zurückfloh, als ihr des Lebens Zwiespalt näher trat; daß sie Deinen Vater niemals vergessen hat, zeigt ihr übriges Leben und Handeln."

„Weißt Du, daß in Deinen Worten eine Lebenslehre steckt?" fragte Fides lachend. „Dannach werden die Männer am glücklichsten werden, die eine Frau finden, welche nicht aus den Banden einer großen Familie losgelös't werden muß. Diesen Frauen wird der Mann Berather und Beschützer, Vater, Freund und Geliebter sein." Thilo küßte ihre Lippen und fiel mit heiterm Spotte ein:

„Richtig! Aber leider können solche Frauen oft nicht ohne eine Melitta leben!"

„Doch — ich kann's!" sagte die junge Frau mit plötzlichem Ernst. — „Aber ich weiß, daß Du mir erlaubst, sie immer zu lieben, bis an meines Lebens Ende!"

Oswald's Genesung verzögerte sich bis zum Sommer. Er hatte seinem Commandeur unverzüglich Nachricht über seine Verwundung und über seinen Aufenthalt ertheilen lassen und dagegen vom Prinzen Eugen von Württemberg mehrmals kurze Berichte über sein Kriegsleben erhalten. Kaum war der junge Mann bei solchen Nachrichten zu erhalten! Als aber die Kunde das Land durchlief, Napoleon rüste sich zu einem entscheidenden Schlage gegen Berlin, da hielt es ihm nicht länger! Fort drängte, fort zog es ihn, als könne man seiner nicht entbehren! Vorwärts mußten sie, wenn nicht Alles, Alles wieder rückwärts gehen sollte!

(Schluß folgt.)

---

* Das Preis-Räthsel

in Nr. 70 der „Heiteren Stunden" hat eine lebhafte Concurrenz hervorgerufen. Sehr schwer hatte es allerdings der Räthselfabrikant den Lesern nicht gemacht; und so trafen denn von 97 Einsendern 72 das Richtige, nämlich den Namen der Stadt und Festung

„Saarlouis",

welche der sogenannte große Ludwig XIV. durch seinen genialen Festungsbaumeister Vauban (der bekanntlich auch der Erbauer unserer, Gott sei Dank, nunmehr der Geschichte angehörenden Festung ist), im Jahre 1680 errichten und nach sich benennen ließ. Die Namen der erwähnten 72 glücklichen Löser sind folgende: Aus Landau: Frl. Lina Neuert, Hr. A. Schimpf, Kaufmann, Hr. Artillerie-Direktor Hauptmann Weissenbach, Hr. J. Köffler, Hr. Wilhelm Unzer, Herr Ludwig Schlegel, Hr. Ferd. Geropp, Frl. Louise Wechinger, Hr. Karl Link, Fräul. Elise Läroth,

Frl. Jos. Schultz, Hr. R—, Frl. Rosa Lehmann, Frl. Rosa Keßler, Frl. Lina Köhler, Gg. Littig, Lateinschüler, die Zwillingsschwestern Julie und Eugenie Weiß; diese sandten die nachstehende ganz nette Reimlösung ein:

„Der kleine Fluß französisch war,
Ist Preußens Eigenthum, die Saar.
Der „große" König Louis heißt;
Nur Frankreich seine Thaten preist.
Als Festung stark, als Stadt wohl klein,
Wird stets Saarlouis den Deutschen sein."

Hr. Carl Seitz, Hr. Heinrich Frey, Hr. H. Schmitt, Cafetier, Fräul. M. Schlüsselblum, Oskar Müller, Lateinschüler, F. Streckes, J. D . . . ., Karl Weil, E. L. und L. (Reimlösung). Aus Arzheim: G. Gerstner. Aus Rhodt: Hr. Lehrer Pfleger. Aus Böchingen: Hr M. Boos Aus Burrweiler: Frl. J. D., Frl Therese Weisbrod, Hr. St. Hartkorn, Hr. Benedikt Dörr. Aus Ebesheim: Hr Schulverweser Jakob Knecht, Hr. E. H., J. und L. K. Aus Queichheim: Frl. Louise Fath. Aus Frankweiler: Hr. Friedr. Eckerle. Aus Insheim: Hr. J. R. D., Hr. Lehrer J Hauck. Aus Ingenheim: Hr. Theodor Mair, Hr. Lehrer Jak. Michael, Hr. Ph. Wirth. Aus Albersweiler: Hr. David Siegel, Hr. L. Nägele, Frl. Babette Benedikt, Hr. Friedr. Machwirth, Otto Spitzfadem. Aus Kandel: Hr. Gerichtsvollzieher Ball. Aus Frankfurt a. M: Hr. J. Kapeller, Hr. Leopold Krailsheimer, Hr. Anton Taufenbach. Aus München: Hr. Artillerie-Lieutenant M. Käß vom 2. Art.-Reg. Aus Mühlhofen: Hr. Johannes Baugerth. Aus Pirmasens: Hr. Rentamtsgehilfe H. Nutz. Aus Dürkheim: Frl. Philippine Schick. Aus Ottersheim: Hr Johannes Job VI. Aus Ludwigshafen: Hr. C. Heilmann, Telegraphist. Aus Iggelheim: Hr. Lehrer F. Härtz. Aus Langenberg: Frl. Emma Foetsch. Aus Trier: Hr Telegraphist Haubrich. Aus Dahn: Hr. Lehrer Demolet. Aus Oberhochstadt: Hr. Gemeindeschreiber J. Mutzbauer (Reimlösung). Aus Mittelbrunn: Frau Pfarrer Piton. Aus Wilgartswiesen: Fr. Bähring. Aus Lotzweiler bei Odernheim a. G.: Fr. Brünnigs mit folgender Reimlösung:

„Ob's wahr nun, oder auch nicht ganz wahr:
Ich rathe nichts anders als wie die Saar.
Stolz nennen wir „Ludwig" viel Kön'ge und Kaiser,
Doch „Louis" klingt's von da drüben gar heiser.
Und von den „Louis'n" des Jenseits allen
Hat keiner den Deutschen je gefallen.
Saarlouis, das baute ein Louis uns zum Trutz,
Doch heut' hält's ein deutscher Kaiser in Schutz."

Aus Ultweiler bei Bouxweiler im Elsaß: Herr Lehrer Ad. Fischer. Aus Klingen: Herr S. Steigner. — Aus Weißenburg: Hr. Horn. Aus Berg: Hr. Sauer, k. Förster (Reimlösung) Ferner sind folgende annonyme Lösungen eingegangen:? — in Friedrichsthal bei Neunkirchen, H. B. in F. (Reimlösung) und E. D.

Den ausgesetzten Preis: Dr. Werders Roman: „Der Fürst von Hochland" wies das Loos dem Hrn. Artillerie-Direktor Hauptmann Weissenbach zu Landau zu, an welchen die Prämie sofort abgeschickt wurde.

Landau, 26. Juni 1872.

Die Redaktion der „Heiteren Stunden."

Mannichfaltiges.

(Ein Vorschlag zur Güte.) Ein Engländer machte in einem „Eingesendet" der Times folgenden ergebensten Vorschlag: „Alle diejenigen verehrten Damen, welche es für eine unabweisbare Nothwendigkeit halten, auf ihrem Kopfe ein Fuder falscher Haare zu tragen, darüber einige Etagen Hut aufzubauen und dieses Gebäude mit einer Kuhportion Blumen und Grünes zu krönen, werden höflichst gebeten, bei ihren Theaterbesuchen einen Operngucker in die Coifure mit einflechten zu lassen, damit den hinter ihnen sitzenden Herren die Möglichkeit gegeben werde, durch dies Glas wenigstens Etwas von der Darstellung zu sehen." —

Goldkörner.

Allzu lange im Gewühl des Lebens verweilen, weckt die Sehnsucht nach der Natur. Allzu lange in der Natur verweilen, weckt die Sehnsucht nach dem Leben.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 74. Samstag, den 29. Juni 1872.

* Der Spielmann.

Ich zog die Welt wohl auf und ab,
Die schöne weite Welt!
War heiter stets bei Schritt und Trab,
Frug nicht nach Gut und Geld.
Und sang ich so vor einem Haus
Ein Lied von Liebe gleich,
Kam wohl ein schmuckes Kind heraus,
Beschenkte mich gar reich.
Und sah ich keck in's Auge ihr,
Daß glühend ward die Wang',
Dann kündete ein Blick wohl mir,
Daß sie verstand den Sang
Wohl Manchem fällt da sicher ein:
„Ich möchte auch ein Spielmann sein!"

Und sang ich so beim Abendschein
In lust'ger Zecher Kreis,
Am Rhein beim gold'nen Feuerwein,
Wo man zu trinken weiß:
Dann ließ ich wohl ein Schelmenlied
Erschall'n allgemach,
Das mächtig zu dem Jocus zieht,
Der nie am Rheine schwach.
Drauf reichte man mir jauchzend gleich
Den perlenden Pokal.
Ich trank, ich leert' ihn bis zur Neig'
Und jubelte zumal —
Wohl Manchem fällt da sicher ein:
„Ich möchte auch ein Spielmann sein!"

Lag ich im Frühlingssonnenschein
Am Wald im duft'gen Grün,
Sah über mir so ganz allein
Die weißen Wölkchen ziehn.
Dann lauschte träumend ich dem Sang
Der Vöglein in dem Wald,
Und griff beim trauten, lieben Klang
Nach meiner Zither bald.
Rasch stand vor meiner Seele Blick
Das liebe Heimathsthal.
Und wieder fühlt' ich stilles Glück
Und wieder stille Qual.
Da sang ich wehmuthsvoll allein:
„Möcht' fürder nicht mehr Spielmann sein!"

L. E. J.

---

* Die Herren von Ettershaiden.

Roman von Ernst Fritz.

(Schluß.)

„Achtzigtausend solcher Männer, wie Oswald und Deutschland würde frei!" sagte Thilo am Morgen des Tages, wo Oswald durch seine Hülfe heimlich den leidenschaftlichen Bitten Melitta's entwichen war. Das Wort der Treue ließ er dem jungen Mädchen zurück, der Schwur ewiger Liebe war zwischen ihnen getauscht, aber unter welchen Aussichten, unter welchen Hoffnungen?

Das Vaterland rief: Was galt ihm da die Liebkosung der Geliebten.

Man hörte nichts von ihm. Die blutigen Schlachten gingen vorüber — der Graus des wildesten Kampfes, den Haß und Ehrsucht, Verzweiflung und Eroberungswuth nur kämpfen kann, entwickelte sich immer gräßlicher, je mehr die Unterdrückten entflammten in vaterländischer Begeisterung und die Unterdrücker vor Wuth entbrannten in stolzem Uebermuthe!

Man hörte nichts von Oswald. Der Winter kam in's Land. Das Reich Westphalen verschwand bei seinen ersten kalten Nächten, als sei es im Nebel aufgelöset, wie es aus wüsten Wetterwolken entstanden war. Immer weiter zurück zogen sich die Männer, welche mit Wehr und Waffen ihre Heimath verlassen zur Bedrückung fremder Staaten. Kühn vorwärts drangen die Heere der Verbündeten.

Der Frühling kam. Ein Jahr, ein einziges Jahr hatte hingereicht, um Deutschland aus dem Joch zu befreien und Napoleon's Siegesstolz zu brechen.

Wieder war es März, als die beiden Monarchen, die vor Jahresfrist in Schlesiens Gauen hoffnungsvoll der Kraft der Völker vertrauten, Hand in Hand auf der Höhe von

Beaumont standen und mit gerechter Genugthuung auf Paris hinschauten, das sich so eben der Großmuth der feindlichen Heere ergeben hatte.

Während der Kaiser Napoleon mit sprachlosem Entsetzen die erste Nachricht seiner Niederlage empfing, standen diese beiden Herrscher im Abendglanze auf der Höhe und gedachten mit Wehmuth der Opfer, die dieser endliche Sieg gekostet hatte.

Vor allen Dingen drängten sich dem Könige von Preußen die Leidensjahre in's Gedächtniß, wo er gebeugt und gedemüthigt der Uebermacht hatte weichen müssen, wo er an der Seite seiner Gemahlin hülflos der Zukunft entgegengelebt hatte. O, wenn sie, die Verklärte, die seine Trösterin gewesen im tiefsten Trübsale, wenn sie diesen Augenblick erlebt hätte! Ihr Andenken schwebte heiligend über der Stätte und milderte die Bitterkeit der Empfindungen, welche Vergeltung heischten. Der Frieden Gottes kam über die Herzen der Herrscher und sie vergaßen im Edelmuthe des Siegers, daß es in ihre Hand gelegt sei, ohne Schonung und ohne Großmuth handeln zu dürfen. Freudig bewegt standen sie und horchten den Klängen ferner Musik, die zum Marsche einzelner Heerhaufen ertönte. Der Donner der Geschütze schwieg und Friedensfahnen weheten von den Thürmen im letzten, goldenen Sonnenlichte!

Wie ein Lauffeuer ging diese Nachricht durch Deutschland, Paris genommen! Napoleon entthront! Der alte Herr von Ettershaiden faltete bewegt seine Hände und sagte:

„Nun mag mich der Tod heimholen in sein Reich! Daß ich dies noch erlebt habe, ist eine unverdiente Gnade des Himmels!"

Aber Alle mäßigten den Jubel ihres Herzens um Melitta's willen, die still und gebeugt das Opfer trug, das ihr auferlegt schien. Thilo sprach davon, daß er sich nun an den Prinzen Eugen wenden und Nachricht über Oswald's Schicksal einziehen wolle. Noch waren zwar die Kriegsunruhen nicht ganz vorbei, aber es kehrte doch eine gewisse Ordnung ein, die eine Uebersicht der gefallenen Krieger möglich machte.

Ehe Thilo zu seinem Vorhaben schreiten konnte, sprengte eines Tages eine Staffette auf den Schloßhof von Ettershaiden und hoch aufjauchzend vor Freude hielt der alte Herr einen Brief den Seinen entgegen mit dem Ausrufe: „Er lebt!"

Melitta wankte zwar ein klein wenig, fiel jedoch nicht in Ohnmacht, sondern brach nur in Freudenthränen aus. Nun war ja Alles gut!

Oswald schrieb:

„Das Werk ist vollbracht! Unser Schwur ist gelöset! Welch' eine Satisfaction für uns, in Paris zu sein und die vollständige Entthronung des Mannes festsetzen zu sehen, der so unsägliches Elend über unser Vaterland gebracht, der den Tod von Hunderttausenden auf der Seele hat! Meine Brust drohete vor Entzücken zu springen, als wir, unsern heldenmüthigen Eugen an der Spitze, in Paris einzogen. Seine Auge suchte meinen Blick — er konnte am besten beurtheilen, wie stark es in mir wegte und wallte. Das geschah am 30. März, meine Theuern! Am folgenden Tage ward uns die Ehre, die drei verbündeten Monarchen, Alexander, Friedrich Wilhelm und Franz in Paris empfangen zu können. Dabei empfing ich meinen Lohn für meine treue Ausdauer. Prinz Eugen sprach mit dem Kaiser Alexander einige Worte. Dieser trat rasch auf mich zu, reichte mir beide Hände und sprach laut und feierlich: „Wir wissen, was wir Ihnen danken, Major Wangera — wir werden nicht Ihr Schuldner bleiben. Auch das Wort ist mächtig — wir haben das kennen gelernt! Jetzt aber denken Sie an Ihre Gesundheit, die sehr erschüttert ist! Kehren Sie in Ihre Heimath zurück — Unsere Achtung begleitet Sie!"

Ja, ich komme! Ich reise unmittelbar nach dem Courier ab, der diesen Brief bringt. Ich komme, aber vielleicht komme ich nur, um bei Euch zu sterben! Aber auch das ist süß! In der Heimath, nach vollbrachtem Werke, gehegt von der Liebe meiner süßen Braut, von der treuen, geliebten Melitta, die den fliehenden Athem meiner erschöpften Brust zurückhalten wird — endlich dann in ihren Armen einzuschlummern mit dem Bewußtsein, nicht umsonst gelebt, gedacht und gewirkt zu haben — ja auch das ist ein Segen des Friedens, den ich mir erworben habe.

Aber meine theuern Lieben — ich will mich in Wangeroda, das mir mein herrlicher Thilo erhalten hat als Eigenthum, zur Ruhe niederlassen. Melitta — bitte ich zu viel, wenn ich sage: Erwarte mich dort im bräutlichen Kranze und laß den Priester bereit sein uns zu segnen, damit Du still bei mir bleiben

kannst, entweder mir zum Heile, daß ich gesunde oder bis ich eingeschlummert sein werde.

O, wie sehne ich mich nach Dir, Melitta! Wie sehne ich mich nach den heitern, sonnigen Zimmern meines ländlichen Hauses! Wie sehne ich mich, die reine klare Fluth unsers Teiches zu sehen, nicht von Menschenblut gefärbt, sondern von der Gluth des Abendrothes, beschattet vom Grün der Bäume, die silbernen Wellen im grünenden Rasen auslaufend. Ich komme! Dann wollen wir zusammen Gott preisen, der Alles so wunderbar und herrlich zu Ende geführt hat."

Eine heilige Stille folgte dem Vorlesen dieses Briefes. Die Blicke aller Anwesenden richteten sich auf Melitta, die mit verklärtem Lächeln da saß und endlich mit sanfter Stimme sagte:

„Es war meines betrübten Herzens einziger Wunsch, ihm im Tode nur nahe sein zu können — dieser Wunsch wird mir erfüllt und ich bin glücklich darüber. Daß ich seine Bitte erfüllen werde, ist natürlich. Schon morgen ziehe ich nach Wangerode, um ihn zu erwarten. Die Trauung wird wohl keine Schwierigkeit finden, nicht wahr?"

„Das besorge ich, Melitta," sagte der alte Herr. Gehe hin und thue, wie Du willst, unser Segen begleitet Dich!"

Fides stand längst hinter der Freundin und küßte sie. Thilo bemächtigte sich ihrer Hand. Frau von Ettershaiden aber sagte im prophetischen Tone:

„Gottes Gerechtigkeit wird Dein Glück in Obacht nehmen und es nicht kürzen um Oswald's willen, denn er hat sein irdisches Glück schwer verdient!"

Und sie behielt Recht! Oswald starb nicht, obwohl er mehrere Jahre siech und elend blieb. Melitta's liebende Pflege kämpfte ihn dem Tode ab und er erfreuete sich in späterer Zeit einer ziemlich kräftigen Gesundheit.

Thilo verließ die Burg nie wieder, aber er bauete sie aus, er vergrößerte sie durch einen Anbau und verschönerte sie, daß sie ein Schmuck der ganzen Umgegend wurde.

Der alte Herr lebte noch viele Jahre. Er schien in dem Aufblühen des neuen Stammes zu verjüngen und er erzählte den Kindern Melitta's und Fides' noch, daß einst ein französischer König in Deutschland geherrscht und die Burg an Thilo von Ettershaiden geschenkt habe.

Seine Gattin widmete sich eifrig der Erziehung von Arnulf's Kindern und fand eine lohnende Vergeltung in der Verehrung, womit sie nach des alten Herrn Tode im Schlosse Ettershaiden als Herrin betrachtet und behandelt wurde bis an ihres Lebens Ende.

Bianca von Wangera war unmittelbar nach Beendigigung des Krieges nach Potsdam zurückgekehrt, wo sie, durch Thilo's Hülfsleistung, von nun an ein sehr behagliches Leben führte. Durch den kühnen Umschwung ihrer Begeisterung zur Patriotin geworden, erzählte sie sehr gern von dem Zufalle, der sie zur Retterin ihres Vetters Oswald gemacht hatte und es blieb für sie der größte Triumph ihres Lebens, bei der Schicksalsentwickelung Thilo's die Hand im Spiele gehabt zu haben.

---

* Robert Prutz.

Wieder ist ein bedeutender Schriftsteller heimgegangen. Robert Prutz ist am 21. Juni früh zu Stettin, wo er am 30. Mai 1816 geboren war, gestorben. Er hatte als Dichter einen geachteten Namen, war aber vor allem ein scharfer Kritiker und trefflicher Literarhistoriker, sowie ein Meister im mündlichen Vortrage seines Wissens. Er studirte in Berlin, Breslau und Halle und begann in letzterer Stadt schon im Jahre 1839 seine literarische Laufbahn als Mitarbeiter der Halle'schen Jahrbücher. Im Jahre 1841 veröffentlichte er sein erstes literarisches Werk, „Der Göttinger Dichterbund." Seiner freisinnigen Lyrik wegen von der Polizei vielfach gemaßregelt, siedelte er nach Dresden über, wo er sich verheirathete, zog dann nach Jena, von wo er 1843 wieder nach Halle ausgewiesen wurde. In Halle schrieb er die 1845 erschienene aber unvollendet gebliebene „Geschichte des deutschen Journalismus," und die Trauerspiele „Moriz von Sachsen," „Karl von Bourbon" und „Erich XIV." Da er seiner politischen Gesinnung wegen keine akademische Lehrstelle erlangen konnte, hielt er in Berlin literarische Vorträge, die er dann im Druck herausgab. Nachdem er in Hamburg eine Zeit lang als Dramaturg thätig gewesen war, wandte er sich wieder nach Berlin, wo er während der Ereignisse des Jahres 1848 in der demokratischen Partei eine ziemlich hervorragende Rolle spielte. Als die Reaktion eintrat, zog er sich nach Stettin zurück, bis ihm der Minister Ladenburg eine Professur in Halle anbot. Er nahm sie an,

mußte sie aber im Jahre 1858 wegen Kränklichkeit wieder niederlegen. Während dieser Zeit schrieb er „Zehn Jahre," „Taschenbuch der neuesten Zeit," und begann 1857 das „Deutsche Museum." Von seinen lyrischen Gedichten sind verschiedene Sammlungen erschienen und auch im Roman hat er sich versucht. Kurz vor Ausbruch des Krieges 1866 wurde er auf ein in der „N. Stett. Ztg." veröffentlichtes Gedicht hin wegen Majestätsbeleidigung zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt, welche abzusitzen ihm durch die Amnestie erspart blieb. Die letzten Jahre seines Lebens widmete er historischen und literarischen Vorträgen in allen größeren Städten Deutschlands. Sein körperliches Leiden nahm indessen immer mehr zu, und er mußte wiederholt in Bädern Erholung suchen. Eben bereitete er sich wieder zu einem Sommeraufenthalt in Schlangenbad vor, als ihn am 20. Juni Abends nach einem Spaziergang im Freien ein Gehirnschlag traf; am andern Morgen war der Dichter und Literarhistoriker Robert Prutz eine Leiche.

---

* Das moderne Hagestolzthum.

Ueber die geringe Heirathslust der heutigen Männerwelt und die fortwährend sich mehrende Zahl der Hagestolzen wird jetzt in den verschiedensten Ländern geklagt. Aus London meldet die „Allg. Ztg." darüber: „Nicht nur die untersten, sondern auch die obersten Gesellschaftsklassen haben den Geschmack am Heirathen verloren. Der betreffende Nothschrei aus dem vornehmen Stadtbezirk Belgravia, der jährlich wiederkehrt und gewöhnlich von „mehreren Matronen", „einer besorgten Mutter", oder auch kurzweg „a Lady" in der „Times" angestimmt wird, ertönt heuer in einem Leitartikel der „Morning Post", des Journals für die elegante Welt par excellence. Der Artikel enthält einige interessante statistische Thatsachen. Die Zahl der Frauen, welche durch das Mißverhältniß der zwei Geschlechter in England und Wales unter allen Umständen genöthigt sind, ledig zu bleiben, beträgt 3 bis 400,000. Diese Armen sind die Opfer eines grausamen Naturgesetzes, und ihnen ist daher nicht zu helfen. Die Zahl der Frauen, welche thatsächlich unverheirathet sind, überschreitet anderthalb Millionen, und von diesen sind 1,230,000 in der Blüthe und Kraft der Weiblichkeit. Das Umsichgreifen der Ehelosigkeit grassirt, wie die „M.-Post" richtig bemerkt, namentlich unter den „obern Zehntausend"; denn die Smith und Brown des Mittelstandes haben sich zum fashionabelen Hagestolzthum noch nicht emporgeschwungen. — Das ernste sociale Problem läßt sich jedoch nicht lösen durch Strafpredigten, wie sie die „Post" im Auftrag ihrer hohen Gönnerinnen den vornehmen Hagestolzen hält. Denn der Grund des Altjungfernthums in England liegt viel tiefer, vor Allem in der verschrobenen und unweiblichen Erziehung, welche den jungen Lady's der oberen Stände zu Theil wird, in der fabelhaften Steigerung des Luxus, welche das „Halten einer Frau" auch für einen wohlhabenden Mann zu kostspielig und gefährlich macht. Diese Salon-Engel sind wie die Lilien auf dem Felde; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Für die Kleidung sorgen sie allerdings, lassen aber Väter und Ehemänner dafür bezahlen, daß ihnen die Augen übergehen." (Dies soll auch außerhalb Englands vorkommen.)

Mannichfaltiges.

(Zu den originellen Druckfehlern) hat auch die „Cref. Z." einen Beitrag geliefert, der sich sehen läßt. Im Schluß des Reichstages läßt der Setzer, der anstatt eines w ein m gegriffen, den Alterspräsidenten die Worte des Dankes an den Präsidenten richten für die sichere Leitung der Geschäfte in dieser langen und überaus **schmierigen** anstatt (**schwierigen**) Session.

---

* Räthsel.

(Homonyme.)

Ich bin ein afrikanisch Steppenthier
Und lief're Damen reiche Kopfeszier.

In unserm eignen Continente
Bin ich Produkt der heimatblichen Flur
Und wand're meist in eines Liebchens Härde,
Verbinde sinnig Kunst mit der Natur.

Einst pflegten mich die Männer auszufechten
Mit blankem Schwert in hochgeschwung'nen Rechten;
Doch heute geht man kläglich vor Gericht,
Wo Jedes mit der Zung' sein Recht verficht.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 75. Dienstag, den 2. Juli 1872.

Prolog

zur

Eröffnung des Liebhaber-Theaters in Landau

am 27. Juni 1872.

Mit leichtem Schritt und Heiterkeit im Blicke
Hat diesem Ort die Muse sich genaht. —
„Hier will ich weilen!" sprach sie, „denn im stillen Glücke
Sucht hier schon längst die Jugend meinen Pfad.
Hier lockt der Bäume Grün, der Blumen süße Düfte
Und drüber lacht der Abendhimmel hold.
Hier klingt der Vögel Sang durch milde Lüfte.
Hier grüßt durch's Laub des Mondes blitzend Gold.
Hier will ich sie mit süßem Scherz erfreuen,
Die mich gehegt, gepflegt mit edler Lust;
Ja, gerne will ich ihrem Dienst mich weihen,
Und selig ruhen an Landavias Brust."
So sprach die Himmlische. — Mit flücht'gem Fuße
Stieg sie herab beim gold'nen Abendschein
Und trat beglückend und mit trautem Gruße
In dieses Tempels schöne Räume ein.
Und wunderbar erhoben, als sie nahte,
In diesem Raum Gebilde sich alsbald,
Die zauberartig, auf verschlung'nem Pfade
Hintraten zu der himmlischen Gestalt.
Es regten sich bald tausend Zauberhände,
Die wacker bauten an der Muse Haus
Aus duft'gem Grund erhob es sich behende,
Und lockend ragt's nun aus dem Grün heraus.
Und als das Werk die Muse nun beschaute,
Da lächelt sie mit hoher Götterlust;
Begeistert griff sie dann zur gold'nen Laute,
Und lieblich klang's aus der verschwieg'nen Brust:
„Weil Ihr mich liebt, weil Ihr mich treulich pfleget,
So lohn' ich's Euch wie ich es nur vermag:
Was sich in meinem Reiche munter reget
Sei dienstbar Euch an manchem schönen Tag."
Kaum war dem Mund der Göttlichen entflohen
Das mächt'ge Wort, da nahte eine Schaar
Von muntern Götterkindern, niedern, hohen,
Der Muse Wort zu machen treulich wahr.
„Landavia!" so riefen sie mit Freuden,
Dir gilt, du Traute, unser buntes Spiel!
Es banne Grillen Dir und Sorg und Leiden;
Der holde Frohsinn, er sei unser Ziel!
So möge denn das holde Spiel beginnen,
Es schwinge Komus fröhlich sein Panier.
Und wenn die Stunden heiter Euch verrinnen,
Dann ruft uns zu: „Auf Wiedersehen hier!"

Eduard Jost.

* Ein vergilbtes Blatt.

Novelle aus der Gegenwart.

I.

Es war an einem kalten, trüben December-morgen. Hastig eilten die Leute über die Straßen der Stadt, theils um sich vor der empfindlichen Kälte zu schützen, theils um einem baldigst zu erwartenden Schneesturme aus dem Wege zu gehen.

Das Geschäftshaus der Firma Rührmann und Comp. war eben geöffnet worden.

Das Personal stand schwatzend im Comptoir um den Ofen herum. Es waren vier junge Leute, von welchen Einer älter als zwanzig Jahre war, während die drei Anderen dieses Alter noch nicht erreicht hatten. Der Aeltere trug einen Backenbart und sprach mit sehr wichtiger, man konnte sagen, herablassender Miene. An dem Respekt, mit welchem zugleich die Andern zuhörten, konnte man ersehen, daß er eine höhere Stellung einnahm. Er war der Herr Magazinir und hieß Weilmann. Von den drei Andern interessirt uns nur noch Einer, eine lange, schmale Gestalt mit Sommer-sprossen im Gesicht und einem sehr kleinen An-fluge von Schnurrbart, der flachsgelb, wie das Haupthaar des Herrn Würmer zu werden ver-sprach. Wenn Herr Würmer sich ärgerte, was ziemlich häufig geschah, da er eine gallige Natur hatte, so zog er gewaltig an diesen Flaumen; es schien dann, als wolle er dadurch das Wachsthum derselben befördern. Dieser junge Mann war der älteste Lehrling des Hauses; in einigen Wochen sollte er Commis werden, und das mochte wohl der Grund sein, warum er so selbstbewußt sprach und Herrn Weilmann antwortete. Die beiden Andern am Ofen waren noch junge Bursche von sechzehn und achtzehn Jahren. Sie waren viel zu sehr von dem Ge-

fühle ihrer untergeordneten Stellung durchdrungen, als daß sie gewagt hätten, eine selbstständige Bemerkung zu machen.

Außer diesen vier Personen befand sich noch Jemand im Comptoir, gleichfalls ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, mit bleichem, edlem Gesicht und lockigem Haare, der, wie es schien, eifrig an seinem Pulte mit Schreiben beschäftigt war.

„Herr Werner," rief ihm der Magazinir zu, „halten Sie 'mal einen Augenblick in ihrer wüthenden Correspondenz inne und lassen Sie sich erzählen, was mir gestern Abend widerfahren. Ich saß mit meiner gemüthlichen Clique im Bierhause bei Gerber; wer, glauben Sie wohl, tritt da herein? Wahrhaftig, unser Alter! Er grüßt uns sehr freundlich und — was denken Sie wohl? — setzt sich zu uns, das heißt nachdem er sich vorher im Saale umgesehen, ob kein Bekannter von ihm da ist, fängt an, sich mit uns zu unterhalten und zieht erst nach einer Stunde ab. Nun, was sagen Sie dazu?"

„Das ist wirklich alles Mögliche," erwiederte Werner.

Die beiden jüngeren Lehrlinge sahen mit dem höchsten Respekt den Herrn Weilmann an; er schien in ihren Augen noch bedeutend zu steigen, während ihnen anderseits diese Herablassung des Chefs fast unmöglich dünkte.

Auch Herr Würmer wunderte sich; als baldiger Commis glaubte er aber das nicht so zeigen zu dürfen und bemerkte daher: „Hm, ja, der Alte hat Ihnen da eine große Ehre erzeigt, aber ebenso gut hätte Herrn Werner oder meiner Wenigkeit das passiren können, wenn wir im Lokale gewesen wären. Nicht wahr, Herr Werner?"

„Wer weiß", entgegnete Werner, indem er weiter schrieb, „jedenfalls ist Herr Weilmann aber mit dieser Ehre bedacht worden."

Der Magazinier war durch diese Antwort befriedigt, während Herr Würmer sich ein wenig an seinem keimenden Schnurrbarte zwiebelte.

Da schlug die Comptoiruhr neunmal.

Herr Weilmann wandte sich mit großer Wichtigkeit an seine Untergebenen.

„So", sagte er. „Ihr werdet Euch nun vollkommen mit Wärme versehen haben. Herr Rührmann wird, wenn er gleich herunterkommt und uns am Ofen überrascht, ein kleines Donnerwetter loslassen. Wilke und Stein, Ihr geht auf's Lager und ordnet ein wenig, während Sie, Würmer, den Hausknecht anweisen, die gestern angekommenen Collis zu öffnen."

Die beiden jüngeren Lehrlinge beeilen sich zu gehorchen, Würmer blieb jedoch noch auf seinem Platze, augenscheinlich mit der Absicht, noch ein wenig zu plaudern.

„Wo mag nur der Silberg bleiben," fing er an, „der junge Mann führt wirklich ein angenehmes Leben, er kommt ins Geschäft und geht weg, wie es ihm beliebt, dabei mag er thun und treiben was er will, er hört vom Alten kein lautes Wort. Wie hat's Unsereiner dagegen!" Der angehende Commis unterdrückte einen Seufzer und zerrte ein wenig am Schnurrbart.

„Silberg ist Volontär," entgegnete Weilmann, „er hat einen Vater, der Millionen besitzt, und mit welchem es Herr Rührmann, was wohl die Hauptsache ist, nicht gerne verdirbt, weil er bedeutende Posten von ihm bezieht, und" —

„Das ist Alles gut," rief Würmer wieder, der offenbar noch nicht gerne vom Ofen ging, „aber Silberg sagt unserm Chef zuweilen solche unangenehme Sachen ins Gesicht, daß ich, wenn ich an des Alten Stelle wäre, ihm schon längst gezeigt, wo der Baumeister Platz für die Thüre gelassen hat "

„Es wäre Ihnen wohl sehr angenehm," höhnte Weilmann, „wenn sich dieser Fall in kürzester Zeit ereignen würde, Sie sind ja auch dem Silberg nicht besonders grün, er macht zuweilen sehr passende Bemerkungen, nicht wahr, Würmer?"

Der Magazinier lachte laut auf.

Herrn Würmers gelbliches Gesicht wurde von einer leichten Röthe überzogen, und der arme Schnurrbart mußte wieder herhalten.

„Ha, ha," rief Weilmann jetzt, als er den falschen Blick des Lehrlings bemerkte, „ha, ha! denken Sie noch daran, als Sie damals im Lager Kunststücke auf dem Tische machten?"

„Was war das?" fragte Werner am Pult.

„Ach, faule Geschichten," brummte Würmer.

„Geschätzter Herr Würmer, thun Sie mir den einzigen Gefallen und ärgern Sie sich nicht abermals, die Bemerkung Silbergs verdient es ja gar nicht." Der Magazinier lachte über den Zorn des Lehrlings, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen. „Hören Sie, Werner: also, Silberg und ich kommen aus dem Comptoir,

um etwas auf dem Lager zu besorgen, und überraschen da gerade die drei Herren Lehrlinge, wie sie sich mit Turnübungen auf den Tischen amusiren.

Würmer hier hatte gerade seine dünnen Beine graciös auf einem Tische liegen, während sein langer Rumpf an der Seite herunterbaumelte; wahrscheinlich wollte er über Schwerkraft Versuche aufstellen. Im ersten Augenblicke bemerken wir seine Beine auf dem Tische und da ruft Silberg: „Element, wer hat denn da die Salonstreichhölzer hingelegt?" Denken Sie sich, Werner, er vergleicht Würmers Beine mit Salonstreichhölzern, ha, ha, ha! Würmer, wie können Sie so polizeiwidrig mager sein?"

„Wissen Sie was, Herr Weilmann," rief der Gekränkte, „essen Sie 'mal zwei Jahre bei unserm Alten, da wollen wir 'mal sehen, wo Ihr Bäuchlein bleibt!" Herr Würmer, erfreut über diese gute Bemerkung, spazirte Schnurrbart reibend im Comptoir auf und ab. Plötzlich fing er ein anderes Thema an. „Ich kann Ihnen eine Neuigkeit mittheilen, meine Herren," sagte er vertraulich.

„Nun," fragte Weilmann, „was haben Sie wieder ausspionirt?"

„Ich, spionirt, wie können Sie das sagen! Ich sah gestern nur zufällig einen geöffneten Brief — auf dem Pulte des Alten liegen" —

„Den lasen Sie ganz zufällig, nicht wahr?' spottete der Magazinier.

„Ja, ganz zufällig, weil ich glaubte, er enthalte etwas Geschäftliches."

„Was aber nicht der Fall war."

„Nein, es wurde darin dem Alten von seiner Schwester die Mittheilung gemacht, daß ihre Tochter, also seine Nichte, nächsten Dienstag, mithin morgen, hierher zum Besuche käme 2c. Nun, was sagen Sie dazu, meine Herren? So ein hübsches Mädchen, wahrscheinlich ist sie doch hübsch, hier im Hause, wo man nur das alte knurrige Gesicht der Haushälterin sieht, nicht wahr, das wäre so übel nicht?"

Würmer riß unternehmend an seiner Nasenzier und strich über sein flachsgelbes Haupthaar.

„Ach, Sie kennen sie ja, Herr Werner", rief er dann plötzlich, „Sie waren ja schon einmal bei den Eltern; ist sie denn schön?"

Werner schien eifrig mit seiner Correspondenz beschäftigt zu sein; in Wirklichkeit hörte er mit beiden Ohren zu, als Würmer von der Nichte des Chefs erzählte; ein feiner Beobachter hätte sogar eine kleine Röthe auf seinem Gesichte wahrnehmen können.

„Ich weiß wirklich nicht," erwiederte er ausweichend auf die Frage des Lehrlings, wobei er mechanisch an einer 5 malte, „ich habe Fräulein Elise nur kurze Zeit gesehen."

„Oh, er weiß schon, wie sie heißt" rief der Lehrling triumphirend, „und hat sie nur wenige Augenblicke gesehen, wie geht das zu?"

„Brüllen Sie doch nicht so," mahnte Weilmann und gab ihm einen Stoß in die Rippen. „Sie rufen ja den Prinzipal herbei! Da, da haben wir es!"

Oben ließ sich in diesem Augenblicke ein lautes Husten hören.

„Der Alte," flüsterte Würmer, indem er eiligst zur Thür hinausschoß, um den Befehl Weilmanns auszuführen, während dieser einen der umherliegenden Briefe ergriff und eifrig darin zu lesen schien.

Während einiger Augenblicke hörte man nur das Ticken der Comptoiruhr und das Rascheln der Feder Werners. Dann sah der Magazinier von seinem Brief auf.

„Es scheint ein blinder Lärm gewesen zu sein," bemerkte er, „es ist doch sonderbar, daß man Montags so recht nicht an die Arbeit kommen kann; das rührt wahrscheinlich von dem freien Sonntage her!"

„So ist es," entgegnete Werner, eifrig weiter schreibend.

Weilmann sah dem emsigen jungen Manne einige Augenblicke zu, dann fing er wieder lächelnd an: „Ich begreife nicht, wie der Alte Sie nicht recht leiden kann; die Sache ist mir völlig unerklärbar, da Sie doch jedenfalls der fleißigste und sicherste Arbeiter sind, den man finden kann, auf Wort! Das ganze Personal kann sich ein Beispiel an Ihnen nehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Gfr. Bismarck.

Die „Magdb. Ztg." schreibt: Jemand, der dieser Tage von Hinterpommern zum Besuche hier war, erzählte eine drollige Geschichte, die auch in Varzin viel belacht worden ist: In Stolp, das etwa zwei Meilen von Varzin entfernt ist, lebt ein Bismarck, der als Gefreiter den Krieg gegen Frankreich mitgemacht hat. Im vorigen Jahre von der Armee entlassen, telegraphirt unser Gefreiter, seines Zeichens

ein Gastwirth, von Stettin aus nach Stolp an einen dortigen Hotelbesitzer: „Komme morgen früh mit dem ersten Zuge. Gfr. Bismarck.“ Die guten Stolper, an ihren eigenen Landsmann nicht denkend, sind der Ansicht, das Telegraphen-Bureau habe aus Versehen aus „Gfr.“ Grf.“ gemacht und die Depesche solle besagen, daß morgen früh Graf Bismarck einzutreffen gedenke. — Flugs rüstet sich die Stadt zu festlichem Empfang. Von früh 5 Uhr ab wehen von allen Häusern deutsche und pr. Fahnen; auch Ehrenjungfrauen in Weiß werden parat gehalten. Der Zug braust heran, aus einem Wagen dritter Klasse springt seelenvergnügt heraus der Gefreite Bismarck und freut sich des herrlichen Empfanges. Einige wollten sich auf den Spaß gar nicht verstehen und fingen an zu schmollen, aber der Humor der Meisten brachte die Verdrießlichkeit Einzelner zum Schweigen und — „Gfr.“ Bismark nahm huldvoll das Frühstück an, das für Grf. Bismark bereit gehalten war.

Mannichfaltiges.

(Ein Held der Ehe.) Aus Terra Haute, Indiana, kommt die Kunde, daß sich ein deutscher Arzt daselbst soeben zum neunten Male verheirathet hat, nachdem er das Unglück gehabt im Laufe von 11 Jahren acht Gattinen durch den Tod zu verlieren. Das Gerücht sagt, dieser achtfache Wittwer sei so sparsamer Natur, daß er alle neun Trauungen in dem nämlichen Frack durchgemacht habe, obwohl ihm jedesmal eine recht anständige Mitgift zufiel.

— (Ein alter Witz als Heirathsstifter.) Zwei preußische Offiziere wetteten neulich darauf, daß der Eine von ihnen im Stande wäre, eine unbekannte, anständige junge Dame anzureden, ohne dabei „reinzufallen.“ Eines Tages gingen beide Herren in Berlin unter den Linden spazieren und sahen zwei elegant gekleidete junge Damen auf sich zukommen. Da die Eine von ihnen auffallend schön war, so entschloß sich der eine Offizier schnell, trat an die Damen heran und sagte: „Ich bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein, daß ich Sie unbekannter Weise anzureden wage; allein ich muß einen Gruß bestellen und das entschuldig mich hoffentlich.“ — „Von wem kommt denn der Gruß?“ — Von Heinrich Heine; dieser sagt: „Wenn du eine Rose schaust, sag' ich laß sie grüßen.“ Die junge Dame lachte, gerieth in ein Gespräch mit dem Offizier und ist jetzt — seine glückliche Braut.

Goldkörner.

Nennt es doch nicht Neid, wenn sich Eine Kraft, gerade von dem Werbe der andern beunruhigt, nur stärken und zum Vollendeten aufgipfeln will.

Wenn Dir im Stillen ein Unglück begegnet ist, plaudere es nicht selbst aus. Wir wollen nicht gerade sagen, daß es doch immer nur die Schadenfreude ist, die es verbreitet, schwerlich aber auch ist es das wahre Mitgefühl, selbst bei Wohlwollenden.

Positives Glück gibt es wenig. Wir müssen es schon Glück nennen, wenn das Unglück nicht zu regelmäßig uns besucht oder etwa ein mal um das andere milder auftritt, als wir seinen Besuch erwarteten.

Wie viel Liebenswürdigkeit muß derjenige später aufwenden, der uns nicht beim ersten Zusammentreffen gewinnen konnte.

Vielleicht ist unser Leben nur ein Nachtwachen und erst am Morgen kommt der friedenliebende Schlaf.

Volksthümlich ist nicht, was im Munde des Volks, sondern was im Herzen des Volks ist.

Rednerkunst kann der Verstand auch haben. Beredsamkeit hat nur das Gemüth.

Auflösung des Räthsels in voriger Nummer:

Strauß.

Verantwortlicher Verleger und Drucker: L. Georges.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 76. Donnerstag, den 4. Juli 1872.

* Ein vergilbtes Blatt.

Novelle aus der Gegenwart.

—

(Fortsetzung.)

„Ach, lassen Sie das, lieber Weilmann“, unterbrach ihn Werner trübe lächelnd, „die Sache liegt einmal so, ich fühle auch, daß mir Herr Rührmann nicht wohl will, aber was ist da zu machen? Ich kann es nicht ändern, muß mir seine Behandlung also gefallen lassen“

„So, gefallen lassen“, rief in diesem Augenblicke eine kräftige Stimme hinter Werner, „na, Narr dazu sind Sie! Morgen!“

Die Thür hatte sich, während Werner gesprochen, unhörbar geöffnet und so hatte der Hereintretende die letzten Worte gehört und seine Bemerkung darüber machen können.

Es war ein junger Mann von Werners Alters, mit blühendem Gesicht und keckem Wesen.

„Ah, guten Morgen, Silberg“, rief ihm Weilmann entgegen, „schon da?“

„Ja, schon“, entgegnete Silberg, seinen Havelok abwerfend, „mein Wirth hat mich zu früh wecken lassen. Ist unser werthgeschätzter Herr Chef noch nicht gegenwärtig?“ Er hatte bei diesen Worten ein elegantes Cigarrenetuis hervorgezogen und brannte sich nach sorgfältiger Durchsicht seines Vorraths eine Cigarre an.

„Kann ich dienen?“ fragte er dann, den beiden Herren das Etuis hinreichend.

Diese verbeugten sich dankend.

„Ah“, lachte Silberg, „Sie rauchen im Geschäft nicht, Herr Rührmann ist etwas engbrüstig und kann den Rauch nicht vertragen, obgleich er selbst raucht. Na, nehmen Sie sich Eine für später, die Sorte ist gut, ich habe sie mir neu angeschafft. — Aber wir kommen vom Thema ab“, unterbrach er plötzlich seine Tirade, „ich fragte Sie, Herr Werner, warum Sie sich die Grobheiten des Prinzipals, womit er Sie täglich bedient, so geduldig gefallen lassen.“

Werner richtete sich auf. Eine feurige Röthe überzog sein bleiches Gesicht. „So will ich es Ihnen denn sagen, weshalb“, entgegnete er hastig, „um ein für alle Mal dieser Frage, die Sie füglich an mich stellen können, enthoben zu sein Was ich Ihnen jetzt mittheile, ist eigentlich Familienangelegenheit, doch kenne ich Sie ja Beide und weiß, daß Sie keinen Mißbrauch mit dieser Mittheilung treiben werden. Was Sie wohl wissen werden, meine Herren, ist, daß mein seliger Vater ein Compagnon des Herrn Rührmann war. Die Beiden hatten an einem kleinen Orte, wenige Meilen von hier, ein Colonialwaarengeschäft. Als mein Vater auf seinem Sterbebette lag, ließ er Herrn Rührmann zu sich rufen, und dieser mußte ihm versprechen, seinem Weibe und seinen beiden Kindern ein treuer Freund zu bleiben. Ob und inwieweit Herr Rührmann in meiner frühesten Jugend sein Versprechen erfüllt hat, weiß ich nicht, da ich begreiflicherweise zu klein war, um darauf zu achten, und meine Mutter trotz meiner Bitte bis jetzt noch nichts darüber mitgetheilt hat. Nur so viel kann ich Ihnen sagen, daß wir nicht an jenem Orte geblieben sind, sondern zu einer Nichte meiner Mutter zogen und dort sehr einfach lebten. Trotzdem wurde an meiner und meiner kleinen Schwester Erziehung Nichts gespart. Ich besuchte bis zum neunzehnten Jahre eine höhere Schule, da ich Doktor werden wollte. Aus Gründen, die ich jetzt nicht weiter darlegen will, änderte ich jedoch diesen Entschluß; ich beabsichtigte Kaufmann zu werden. Meine Mutter wandte sich an Herrn Rührmann, der inzwischen, durch eine Erbschaft sehr vermögend geworden, in hiesiger Stadt ein Engrosgeschäft etablirt hatte, um mir eine Stelle im Geschäfte

desselben zu vermitteln. Es kostete einige Mühe, ehe derselbe sich bereit erklärte, mich aufzunehmen; schließlich willigte er jedoch ein, und so kam ich hieher. Meine Mutter, die sich nicht gut von mir trennen konnte, zog mit meiner Schwester gleichfalls hieher und eben sie ist die Veranlassung, daß ich noch immer bei Herrn Rührmann bin, da sie mir auf meine Klagen stets erwiedert, daß es zu" —

Ein starkes Husten wurde abermals und jetzt dicht vor der Thüre laut, und dieselbe wurde unmittelbar darauf geöffnet.

Der Eintretende ging mit raschen Schritten auf die Gruppe am Pult zu. Jeder von den Dreien hatte sich an die Arbeit gemacht; Werner correspondirte, Weilmann las eifrig in einem Briefe, und was Silberg anbetraf, so rauchte er behaglich weiter, während er zugleich mit einem Messer die Eisblumen von einer Fensterscheibe kratzte.

„Ich habe Sie ja eben vor der Thüre eifrig declamiren hören, Herr Werner," begann der Prinzipal, „ich habe nicht gerne, wenn Sie durch Entwicklung Ihres Rednertalents die Collegen von ihrer Beschäftigung zurückhalten; lassen Sie sich das gesagt sein, mein Herr!"

Werner gab keine Entgegnung, sein Gesicht wurde nur todtenbleich und seine Lippe zitterte.

„Bitte, Herr Rührmann," rief Silberg, „wie können Sie nur vermuthen, daß Herr Werner diese Absicht hat? Ihr feines Ohr hat sich wahrscheinlich diesmal getäuscht, und hat das Scharren meines Messers, sowie das Rascheln der Feder des Herrn Werner für eine menschliche Stimme gehalten. Nein, mein Herr Rührmann, Ihr Personal kennt seine Pflicht und unterhält sich nicht in Ihrer Abwesenheit." Nach dieser Tirade schabte er tapfer an den Eisblumen herum.

Herr Rührmann lachte bittersüß. „Und Sie, Herr Weilmann?" fragte er.

Der Magazinier schien mit der Lektüre des Briefes fertig zu sein, er nahm denselben und verließ mit einigen undeutlichen Worten, als: Aussuchen, Bestellen, Waare senden, das Comptoir. Der Inhaber der Firma Rührmann und Comp. setzte sich auf seinem Stuhle zurecht und begann die angekommenen Briefe zu erbrechen und zu lesen.

II.

Geschäftliche Unterhaltungen.

Herr Rührmann war ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, hatte sich aber noch wohl conservirt. Er war etwas derber, untersetzter Statur. Das Gesicht, welches, wie es bei Leuten von solchen Formen gewöhnlich der Fall ist, etwas stark geröthet war, hätte man männlich, imponirend nennen können, wenn nicht zwei kleine Augen in demselben gewesen wären, zwei Augen von unbestimmter Farbe und unstät wie die einer Katze. Von der Vergangenheit des Herrn Rührmann kann nicht viel erzählt werden. Er war der Sohn eines mit vielen Kindern gesegneten Beamten, hatte eine mittelmäßige Schulbildung genossen und war dann in seinem vierzehnten Jahre bei einem Krämer in die Lehre gekommen, wo er gegen freie Kost und Logis in einer Dachkammer vier Jahre gelernt, oder richtiger gesagt, gewogen und gemessen hatte. Er wurde dann Commis und Voyageur und ersparte sich in den zwölf Jahren, die er als solcher in verschiedenen Geschäften zugebracht, ein kleines Vermögen. Dann hatte er mit dem Vater Werners ein Geschäft etablirt. Als dieser gestorben, mußte er das Vermögen desselben an die Wittwe abgeben, und bald darauf durch eine Erbschaft, wie es hieß, plötzlich reich geworden, gründete er in dieser Stadt unter der Rührmann und Comp. auf eigne Rechnung ein Engrosgeschäft. Als ein Mann, der gedarbt, gespart und Vieles über sich hatte ergehen lassen müssen, bevor er seine jetzige Stellung erreicht, glaube er, dürfte es Andern auch nicht anders gehen und that alles Mögliche, das seinen Untergebenen fühlbar zu machen. Wir haben ja über die Art und Weise, dieselben zu behandeln, schon etwas erzählt und die folgenden Blätter werden noch Weiteres bringen.

Selbstverständlich haßte er Silberg, der durch seinen reichen Vater die Mittel erhielt, sich das Leben so angenehm als möglich zu machen.

Der Prinzipal durchsah die Briefe, während er hin und wieder leise hustete, wenn ihm der Inhalt derselben nicht behagte. Werner correspondirte und Silberg rieb an den Scheiben herum.

Plötzlich fuhr Herr Rührmann auf.

„Sehen Sie doch einmal, Werner," rief er, „da schreiben Tiefenbach & Wacker, daß der ihnen gesandte Auszug zwei Rechenfehler zum Nachtheile derselben enthielte. Sie machen mir schöne Geschichten, sehen Sie einmal auf dem Conto nach!"

Werner beeilte sich, dem zu willfahren

und fand nach einigem Rechnen die beiden Fehler.

„Hier sind allerdings zwei Fehler," versetzte er, „aber sie sind nicht durch meine Schuld entstanden, Sie, Herr Rührmann, haben die betreffenden beiden Facturen nachgerechnet und auch eingetragen, mithin können Sie mich nicht für den Error verantwortlich machen wollen."

Der Chef gerieth durch diese in ruhigem Tone gegebene Antwort in Zorn.

„Und wenn auch die Fehler durch meine Schuld entstanden sind," äußerte er, nachdem er sich von der Richtigkeit der Bemerkung Werners überzeugt hatte, „weshalb haben Sie nicht den Posten nachgerechnet, als Sie den Auszug anfertigten?"

„Auch deshalb, geschätzter Herr, können Sie Herrn Werner keinen Vorwurf machen," mischte sich jetzt Silberg ins Gespräch, „ich erinnere mich zufällig der Sache sehr genau; Sie befahlen ihm ganz kurz vor Abgang des Zuges den Auszug anzufertigen, Werner behauptete, in so kurzer Zeit denselben nicht vollenden zu können, Sie klopften mit der Hand aufs Pult: Es muß gehen, und so ging es Hals über Kopf."

„Schon gut," murrte Herr Rührmann, „es mag sein; jedenfalls ist es gut, daß die Sache noch in Ordnung gebracht werden kann."

Da klopfte es.

„Herein!" rief Herr Silberg.

Die Thür öffnete sich, und ein freundliches Gesicht schaute ins Comptoir.

„Ah, guten Morgen Herr Wispel!" rief Herr Rührmann, eiligst von seinem Stuhle springend und dem Herrn herzlich die Hand schüttelnd, „wie gehts, was gibts Neues? ich hätte Sie heute nicht erwartet!"

„Ich komme eben erst an," erwiederte Herr Wispel, „und mein erster Besuch gilt natürlich Ihnen."

„Freut mich, freut mich! Sie kommen mir da grade zur rechten Zeit, eben erhalte ich eine Reclamation eines meiner Kunden, Sie können sie hier lesen; der Kunde behauptet, daß das ihm gesandte Stück Waare, es ist von Ihnen, schadhaft sei und sein volles Ellenmaß nicht habe."

„Oh, oh, wie ist das möglich, Herr Rührmann? Sie sind der Erste, von dem ich Derartiges höre."

„Ei, ei, Herr Wispel, ich der Erste? das ist sehr eigenthümlich; es wäre mir lieb, wenn das die einzige Reclamation wäre, die mir über Ihre Waaren zukommen, ich hätte dann die Sache gar nicht berührt; aber das ist schon die fünfte Reclamation, und alle sind sie von Kunden, die mir etwas Derartiges nicht ohne Grund schreiben."

„Hm, hm, das ist sehr schlimm, was machen wir denn da, Herr Rührmann?"

„Na, lassen Sie sich über diese Sache keine grauen Haare wachsen, Herr Wispel, Sie wissen ja, ich bin nicht der Schlimmste! Ich habe den Leuten 3 Procent Decort bewilligen müssen, und lassen Sie mir solche nach, so ist die Sache abgemacht."

Der Volontair, der lächelnd der Verhandlung zugehört hatte, konnte sich bei den letzten Worten seines Prinzipals nicht enthalten, leise die ersten Takte eines sehr bekannten Liedes zu pfeifen.

Das scharfe Ohr des Herrn Rührmann hörte es.

„Herr Silberg," sagte er ärgerlich, „bringen Sie gefälligst diese von dem Reisenden eingesandten Commissionen dem Herrn Weilmann!"

Silberg nahm das betreffende Blatt und verschwand in der Thür, indem er ziemlich laut: „Muß i denn, muß i denn zum Städtli 'naus, Städtli 'naus," sang.

Herr Rührmann hatte sich wieder zu Herrn Wispel gewandt, und die beiden Herrn brachten ihre Abrechnung in's Reine, worauf sich Herr Wispel sehr devot empfahl.

Als Silberg die Verbingungsthür zwischen Comptoir und Lager etwas hastig öffnete, fühlte er das Anprallen derselben an einen Gegenstand. Wirklich sah er auf der andern Seite Herrn Würmer stehen, der sich mit beiden Händen die Nase hielt.

(Fortsetzung folgt.)

---

* E. Maria Oettinger.

Abermals ist ein Schriftsteller von hoher geistiger Begabung, ein Mann von reichem Wissen und unermüdlichem Fleiße aus der Welt gegangen. Am 26. Juni starb zu Blasewitz bei Dresden nach langen, schweren Leiden Eduard Maria Oettinger. Geboren zu Breslau am 19. Nov 1808, begann er bereits mit dem 18. Jahre zu Wien seine schriftstellerische Thätig-

keit, siedelte später nach Berlin, dann nach Hamburg, München, Mannheim, Zürich, Leipzig, Prag und Dresden über, wo er verschiedene Journale und Zeitungen redigirte, in Berlin den „Figaro“ und in Leipzig von 1842—52 den „Charivari“. Oettinger war in fast allen Sphären des Schriftstellerthums thätig, und ist in Anbetracht seines eisernen Fleißes ihm nur selten ein Literat des Alterthums und der neuern Zeit an die Seite zu setzen; eine Wahrheit, die ihm Alexander von Humboldt mehrmals in Briefen bestätigt, als sie miteinander in freundlichster Art correspondirten. Man denke nur an sein Riesenwerk, den „Moniteur des Dates“, ein Werk, wie es keine andere Nation in dieser Art aufzuweisen hat. So umfassen seine bibliographischen Schriften 8 große umfangreiche Werke, seine biographischen und geschichtlichen 9, seine dramatischen Schriften 9 und seine lyrisch-poetischen 6. Seine Romane, Novellen und Satiren umfassen 33 Werke in vielfachen Bänden, die meist Uebersetzungen in fremde Sprachen fanden. Im Jahre 1833 vermählte er sich in Berlin mit Minna Hepner, und nahe an 39 Jahre stand ihm bis zum letzten Augenblicke die treue Gattin liebevoll zur Seite, theilte mit ihm Leid und Freude; der Leiden oft mehr als der heiteren Tage, die nur selten einem deutschen Gelehrten lächeln, namentlich einem Journalisten, der mit unversöhnlichem Hasse wider alles Falsche und Rechtswidrige ankämpft. Sein Tod war sanfter wie sein Leben.

Mannichfaltiges.

(Bostoner Musikspectakel.) Wie es beim Bostoner sogenannten international-musikalischen Friedensjubiläum um die Musik steht, ist aus einem Kabeltelegramm zu ersehen, welches uns die wichtige Mittheilung macht, daß Abends in der Jubiläumshalle ein großer Ball stattfand, an welchem 27,000 Personen theilnahmen, und bei welchem Walzer-Strauß den Taktstock schwang. Die Amerikaner haben übrigens für diesen Spektakel einen neuen Namen gefunden, sie nennen ihn: „das Bostoner musikalische (?) Erdbeben.“

(Strenge Handhabung der Gesetze.) Der Waldheger Buchmeier versteht aus allerlei selbst gesammelten Kräutern einen für Gichtleidende gar köstlichen Balsam zu bereiten, deren wunderthätige Heilkraft nicht nur in Sitzendorf — wo er dient, — sondern auch viele Meilen in der Runde eines großen Rufes genießt. So kommt's, daß Buchmeier zwar viele und sehr angesehene Freunde, unter den Aerzten der Umgegend aber auch aufrichtige Feinde zählt; in Sonderheit aber ist der Dr med. in der nahen Neustadt (der die Gicht mittelst Galvanismus curirt), über das Gebahren des „Curpfuschers“ wüthend und bald ist unser Heger „Curpfuscherei und unbefugten Handels mit Medicamenten“ wegen angeklagt und, was für ihn das schlimmere — verurtheilt. Der seiner Strenge halber allseits gefürchtete Bezirksrichter hat die Verhandlung geführt und das Urtheil gesprochen. Gebeugten Hauptes will der Verurtheilte soeben die Gerichtsstube verlassen, als ihm der Herr Bezirksrichter freundlich nachruft: „Sie, Herr Buchmeier, wenn S' nächste Woche hereinkommen, Ihre Straf' antreten, sind S' so gut, bringen S' mir wieder meine 2 Flaschen Balsam mit!“

(Kindliche Furcht.) Die kleine Gretel ist an den Masern erkrankt und die befreundeten Nachbarskinder kommen deßhalb nicht mehr zu ihr. Als sie Abends ihr gewöhnliches Abendgebet hersagen soll, zögert sie mit dem Anfang desselben, worin die lieben Engelein zum Kommen an ihr Bett aufgefordert werden. Die Mama ermahnt sie, jetzt, da sie krank sei, erst recht zu beten, aber Gretel entgegnet wehmüthig resignirt: „Ach, Mama, die Engelein kommen ja doch nicht zu mir, weil ich die Masern hab'.“

(Geschäftspraxis.) Handwerksbursch: „Ich bitte um einen Zehrpfennig für „uns zwei.“ — Madame: „Wie so — für zwei? ich seh' ja nur Sie allein.“ — Handwerksbursch: „Ja wissen S', mein College steht unten an der Hausthür und paßt auf, daß uns die Polizei nicht erwischt.“

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 77. Samstag, den 6. Juli 1872.

Spruch

von Hermann Marggraff.

Wenn ein Leid dich schwer bedrängt,
Tritt entgegen ihm mit Waffen!
Wenn es dir den Raum beengt,
Suche selbst dir Raum zu schaffen!

Zeige dich zu jeder Zeit
Stärker als dein Herzensjammer!
Dien' als Ambos nicht dem Leid,
Nein, sei deines Leides Hammer!

Wenn die Qual nicht heut' von dir
Ueberwunden und gebannt ist:
Wisse, daß du dann von ihr
Morgen dreifach übermannt bist!

* Ein vergilbtes Blatt.

Novelle aus der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

„Ha, ha," lachte der Volontair, „wieder einmal spioniren wollen? Zeigen Sie mir doch einmal ihren Geruchskolben. Auf Ehre ganz blau! Lieber Würmer, diese Bläue verunziert Ihr ganzes reizend schönes, sommersprossenbedecktes Angesicht! Drei Tage lang dürfen Sie sich jetzt keinem Frauenzimmer nähern, wenn Sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, daß man vor Ihnen ausspuckt.

„Ach, so schlimm wird es doch wohl nicht sein," rief Herr Würmer kläglich. „Ich hörte eben die laute Stimme des Prinzipals und ich fürchtete, es sei etwas vorgefallen und da —"

„Unsinn, der Alte und ich haben eben Karten gespielt, der Alte hatte Pech und hatte deßhalb, weil er sich ärgerte, etwas laut gesprochen."

„Sie Elle, Sie dünner Schmetterling, wagen zu behaupten, daß ich lüge." Der Volontair faßte eine der mageren Schultern des Herrn Würmer, dieser riß sich jedoch in Angst los und eilte windschnell weg.

Der Herr Silberg ging ins Comptoir zurück. —

Der Prinzipal stöberte wieder in den Correspondenzen und Werner schrieb.

III.

Die Familie Werner.

Vom Hause des Prinzipals wandte sich Silberg zu einer der belebtesten Straßen, sah dort einen Augenblick dem harmlosen Spiele einiger Jungen zu, welche Bahn rutschten, und bog dann in eine Straße ein, welche dem Wege zum Güterschoppen grade entgegengesetzt lag. Nachdem er noch verschiedene kleinere Straßen durchschritten, zog er an einem Hause von einfachem Aussehen stillstehend, die Klingel.

Ein junges Mädchen öffnete und empfing ihn mit einem freundlichen: „Guten Morgen, Herr Silberg, das ist schön von Ihnen, daß Sie auch einmal an uns denken!"

„Guten Morgen, Fräulein Werner", entgegnete Silberg, „ich muß einmal hören, wie es Ihnen und Ihrer Frau Mutter geht."

„Treten Sie näher", sagte das junge Mädchen in herzlichem Tone, indem sie eine Zimmerthür aufmachte, „Mama ist drinnen."

Es war ein schlicht möblirtes Zimmer, in das Silberg jetzt eintrat, aber es machte auf den Beschauer einen unendlich wohlthuenden Eindruck. Alles glänzte in der größten Reinlichkeit, und die Ordnung der verschiedenen Möbel, sowie Alles dessen, was das Zimmer zierte, zeigte, daß weibliche Hände hier walteten.

Eine ältliche Frau saß, mit einer Handarbeit beschäftigt, allein im Zimmer. Man sah sofort, daß sie die Mutter des jungen Mädchens war, welches Silberg die Thür geöffnet. Das

war dasselbe feine Profil, nur zeigte das Antlitz der Mutter manchen Zug, der von der Sorge oder dem Gram früherer Tage sprach, während das der Tochter im vollsten Glanze der Jugend und Unschuld strahlte.

Der Volontair trat achtungsvoll näher. Das Uebermüthige und Frivole, das er seinem Prinzipale gegenüber zur Schau trug, war ganz aus seinem Gesichte verschwunden und hatte einem Zuge von Herzlichkeit und Achtung Platz gemacht. Er nahm dankend den dargebotenen Stuhl und erkundigte sich zuerst theilnehmend nach dem Befinden der Mutter.

„Ich danke Ihnen,“ entgegnete diese, „es geht jetzt ziemlich gut, die leidigen Kopfschmerzen haben etwas nachgelassen, hoffentlich werden sie sobald nicht wiederkehren. Sie kommen wohl aus dem Geschäfte, befindet sich Herr Rührmann wohl?“

„Ich danke Ihnen im Namen meines Chefs bestens,“ erwiederte Silberg lächelnd, „so viel ich bemerkt habe, erfreut sich dieser Herr gegenwärtig einer sehr guten Gesundheit.“

„Es ist eigenthümlich, ich darf mit meinem Sohne nicht von diesem Manne reden, ohne daß er, obgleich er sonst sehr sanft ist, außer sich geräth. Ist Herr Rührmann denn wirklich ein solcher Mann, wie ihn mein Sohn schildert, aufbrausend, jähzornig und über den geringfügigsten Gegenstand erzürnt?“

„Allerdings,“ versetzte Silberg sehr ernst, „ich theile in dieser Beziehung nicht allein die Ansicht ihres Sohnes, ich behaupte sogar, Ihr Ernst hat ihn noch zu milde geschildert. Die Eigenschaften, die er erwähnt, können auch auf einen gutmüthigen Mann passen, der ja manchmal auch eine heftige Gemüthsart besitzen kann, aber Herr Rührmann ist nicht gutmüthig, er ist vielmehr rachsüchtig, intriguant, berechnend und schlau; kurz, ein gefährlicher Mensch für einen Gegner, der ihn fürchtet.“

„Aber, Herr Silberg, das ist doch wohl übertrieben?“

„Durchaus nicht, Madame Werner, sehen Sie mich an, fragen Sie Ihren Sohn, ob er nicht die Höflichkeit, die Zuvorkommenheit selbst gegen mich ist, er läßt sich von mir Dinge sagen, über die sonst ein anständiger Mann mit Recht erzürnt sein dürfte. Wissen Sie, Madame, weshalb ich dieses eigentlich unwürdige Betragen gegen jenen Mann fortsetzte? Weil ich weiß, daß er mich bitter haßt, weil ich reich bin und mir nichts von ihm gefallen zu lassen brauche. Ja, er kriecht, er bückt sich vor mir, mit Gift und Galle im Herzen! Was er gegen Ihren Sohn hat, weiß ich nicht. Es kömmt mir vor, wenn ich zuweilen einen so eigenthümlich scheuen Blick auffange, den er auf ihn wirft, als erinnere ihn der Anblick Ihres Sohnes an etwas Unangenehmes.“

„Sonderbar, sehr sonderbar,“ bemerkte Madame Werner. Sie war sehr ernst geworden und ließ einen Augenblick den Kopf in die Hand sinken, als ob sie ihres Besuches ganz vergessen hätte.

Silberg benützte diese Pause, um sich an das Mädchen zu wenden, welche gleichfalls eine Arbeit zur Hand genommen hatte. „Sie sind so fleißig, mein Fräulein,“ redete er sie an, „so oft ich auch hierher komme, stets finde ich Sie beschäftigt.“

Er betrachtete, während er das sagte, mit Interesse das reizende Mädchen.

Frau Werner nahm an Stelle ihrer Tochter das Wort.

„Sagen Sie besser, so *selten* Sie zu uns kommen,“ bemerkte sie lächelnd, „aber Sie haben Recht, was kann Ihnen eine Frau mit ihren Kindern, die so zurückgezogen leben, für Annehmlichkeiten bieten!“

„O, sagen Sie das nicht, liebe Madame Werner,“ entgegnete der junge Mann hastig, „das ist nicht der Grund. Ich würde gern häufiger kommen, aber ich fürchte zu stören. Gerade Ihr stiller Familienkreis hat für mich etwas unendlich Anziehendes. Ich war leider nie so glücklich, eine so ruhige, stille Gemüthlichkeit zu Hause zu haben. Meine Mama ist eine stolze Dame, die keinen Sinn für Dergleichen hat, und eben nur die Frauen sind im Stande, ein solches anheimelndes Familienleben zu schaffen.“

„Wenn Sie sich bei uns behaglich finden, so kommen Sie nur recht häufig. Doch das klingt gerade“, lächelte die alte Frau, „als wollte ich Sie veranlassen, sich jetzt schon zu empfehlen, ich bitte Sie, das nicht unter meinen Worten zu verstehen.“

„O nein, gewiß nicht, ich weiß, wie gastfreundlich Sie sind, und ich danke Ihnen herzlichst als Fremdling, der von seinem Vater in die Welt geschickt wurde, um Geschäft und Menschen kennen zu lernen, aber bis jetzt, in Klammer gesagt, noch spottwenig profitirt hat.“

Die Beiden lächelten, und sie verplauderten

noch eine Viertelstunde, worauf sich Silberg empfahl, nachdem er noch vorher eine Einladung auf den heutigen Abend, an welchem der Geburtstag der Madame Werner gefeiert werden sollte, angenommen. Mit einem herzlichen Glückwunsch entfernte er sich.

„Ich begreife nicht", murmelte er vor sich hin, als er seinen Weg nach Hause nahm, „welche Anziehungskraft dieses Haus für mich hat, Madame Werner hatte mit ihrer Bemerkung eigentlich recht. Es ist mir gerade, als könnte ich diesen braven Menschen noch einmal nützen." Unter solchen Gedanken war er an ein schönes Haus gekommen, schüttelte noch einmal nachdenkend den Kopf und zog dann die Klingel.

IV.

Familien-Unterhaltungen.

Die Glocken zeigten von allen Thürmen der Stadt die zwölfte Stunde an. Die stille Straße, in der das Geschäftslocal von Rührmann & Comp. gelegen war, wurde zu dieser Zeit belebt. In der Nähe lagen Fabriken, Gruppen von Arbeitern wanderten in dieser Stunde nach Hause, um ihr Mittagsbrod zu verzehren.

Auch das Personal der Firma Rührmann & Comp entfernte sich, um sich dann Schlag zwei Uhr Nachmittags wieder einzufinden.

Wir sehen auch unsern Freund Werner aus der Thüre des Geschäftshauses treten und folgen ihm.

Der junge Mann ging, in tiefes Sinnen versunken, seiner Wohnung zu.

Was er sich schon so oft gesagt, mußte er sich heute wiederholen: daß seine Stellung im Hause des Herrn Rührmann nicht haltbar sei. Er sah zu deutlich, daß er dem Manne ein Dorn im Auge war, obwohl er sich bei seinem ruhigen Gewissen den Grund nicht denken konnte.

Er beschloß seiner Mutter, so leid es ihm auch that, da er dies.lbe kindlich liebte, zu erklären, daß er nicht mehr länger bei dem Manne bleiben könne Die Erzählung seiner Familiengeschichte, welche er heute Morgen den Herren Weilmann und Silberg zum Besten gegeben, hatte Erinnerungen in ihm aufgefrischt, und er nahm sich vor, seine Mutter um die genauere Mittheilung dessen, was er noch nicht wußte, zu bitten. Der heutige Abend schien ihm geeignet dazu. Dann dachte er an den Besuch, der Herrn Rührmann angemeldet worden, und fast mußte er in seiner trüben Stimmung lächeln, als ihm seine frühere Begegnung mit der Nichte des Herrn Rührmann in's Gedächtniß kam.

Es war vor einem halben Jahr gewesen, als der Schwager des Prinzipals, der ein bedeutendes Geschäft in einem Landstädtchen besaß, wegen eines Postens Waare an die Firma Rührmann & Comp. geschrieben und daß er wünsche, daß Jemand vom Hause herüberkommöge, um ihm die Muster vorzulegen. Die Reisenden waren zu weit von jenem Orte entfernt gewesen, und so war Werner mit den Waarenproben geschickt worden. Da keine Eisenbahn zu dem Städtchen führte, mußte er mit der Post fahren, zum Unglück hatte er nur selten ein solches Beförderungsmittel benutzt. Der Postwagen war gedrängt voller Passagiere, zugleich sandte die Junisonne ihre versengenden Strahlen in denselben; das Alles wirkte auf den jungen Mann so nachtheilig, daß er, als er an seinem Bestimmungsorte ankam, in einem Zustande war, der mit der Seekrankheit Aehnlichkeit hat. Er nahm sich jedoch zusammen und versuchte die kurze Strecke vom Wagen bis zum Hause des Schwagers zurück zu legen. Als er an der Hausthür ankam, überwältigte ihn aber sein Zustand, und er wäre hingesunken, wenn nicht gerade in diesem Augenblicke eine junge Dame aus dem Hause getreten wäre, der er geradezu in die Arme fiel. Die Dame wollte, da sie glaubte, daß es ein Betrunkener sei, mit einem Schrei entfliehen, aber ein Blick in das blasse Gesicht des jungen Mannes belehrte sie eines Andern. Sie rief Hülfe herbei und Werner wurde in ein Zimmer gebracht, wo er nach einiger Bemühung wieder zu sich kam. Er bat sehr um Entschuldigurg, und es wurde, als er sich als Abgesandter der Firma Rührmann & Comp. vorstellte, viel über seine Art und Weise, wie er die Kunden besuche, gelacht. Daß die junge Dame, die Tochter des Hauses, gleichfalls ein Weniges geneckt wurde, läßt sich denken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— (Eine excommunicirte — Eisenbahn.) So sonderbar es klingen mag, es ist dennoch wahr. Die Geschichte ist folgende. Seit zwei Monaten ist die Stadt Montpellier in Südfrankreich durch eine neue Eisenbahn mit dem Meere verbunden, aber diese Bahn ist bei ihrer Eröffnung nicht kirchlich eingesegnet worden! Schreckliche Gottlosigkeit! Was aber thun? Man kann doch den Gläubigen, die auf dieser Bahn fahren, die Absolution nicht versagen; sie würde nichts nützen, denn die Hitze in Montpellier ist zu groß und die Meereskühle zu sehr verlockend! — Und doch ist das ewige Seelenheil der lieben Schäflein in so großer Gefahr! — Der Bischof von Montpellier hat ein Mittel gefunden: Bevor die Gläubigen in die gottlosen Waggons einsteigen, müssen sie ein besonders für diesen Zweck verfaßtes Gebet hersagen, und damit haben sie ihre Seelen gerettet. Die „Semaine religieuse du diocèse de Montpellier", welche alle Samstage mit Approbation des dortigen Bischofs erscheint, veröffentlicht in ihrer Nummer vom 9. Juni zwei solcher Gebete unter der Ueberschrift: „Gebete für Diejenigen, welche auf einer neuen Eisenbahn fahren, die trotz einer ganz katholischen Bevölkerung nicht geweiht ist." Das erste derselben lautet: „Allmächtiger ewiger Gott, der Du zu Deinem Ruhme und zum Nutzen des Menschen alle Elemente geschaffen hast, segne diese neue Bahn mit ihren Schienen, Wagen und sonstigen Geräthschaften, und wache über sie mit Deiner heiligen Vorsehung. Mache, o Herr, daß Deine Diener, wenn sie auf dieser Bahn fahren, nie Dein heiliges Gesetz vergessen, sondern mit Eifer die Bahn Deiner Gebote wandeln und glücklich an die Station des himmlischen Vaterlandes gelangen, durch Jesus Christus unsern Herrn, Amen." Das zweite heißt: „Herr, Gott, erhöre unser Flehen, laß Deine Rechte diese schnellen Wagen segnen und sende Deine heiligen Engel, um Diejenigen zu beschützen, welche in rascher Fahrt dahineilen. Und gleichwie Du durch Deinen heiligen Apostel Gnade und Glauben dem Aethiopier gewährt hast, der auf dem Wagen sitzend die heiligen Schriften las, so zeige auch Deinen Dienern den Weg des Heils, damit sie nach der wechselvollen Bahn des Lebens die Freuden der seligen Ewigkeit genießen mögen, durch Christus unsern Herrn, Amen. — Also, nur immer einsteigen! Einsteigen, meine Herren! Es ist keine Gefahr vorhanden, denn die Rechte des Herrn wird sich über Euch ausbreiten und seine Engel werden Euch beschützen! Wir dagegen haben nur einen Wunsch, nämlich daß ihr so spät als möglich an die „Station des himmlischen Vaterlandes" gelangt, denn dorthin — gibt es keine Retourbillets!

— (Zwillinge.) Der Pariser „Figaro" erzählt folgende hübsch erfundene Geschichte: „Ein braver Bürgersmann geht unruhig in seinem Salon auf und nieder, denn in wenigen Minuten soll er Vater werden. Da kommt der Beamte vom statistischen Bureau mit Bleifeder und Papier in der Hand: „Ihr Name, Vorname, Geburtstag, Alter und Stand?" — Der Bürger beantwortet alle Fragen. — „Sind Sie verheirathet?" — „Ja" — „Wie viel Kinder haben Sie?" — „Drei; aber wenn Sie mir die Ehre schenken wollen, einige Minuten zu warten, dann werde ich deren vier haben." Der Beamte erwiderte mit einem Lächeln; da hört man in dem benachbarten Zimmer einen Schrei ausstoßen; der Ehemann eilt hinein. Doch bald kehrt er zurück und ruft, sich den Schweiß von der Stirne wischend: Sie können nun fünf aufschreiben!"

— (Ausgeglichen) Pfarrer: „Sie, Herr Oberlieutenant, sehe ich doch gar nicht in der Kirche. — Oberlieutenant: „Ja, wissen Sie, Herr Pfarrer, ich sehe auch keinen geistlichen Herrn auf den Exercierplatz."

Goldkörner.

Man muß den Werth des Menschen positiv und negativ anschlagen. Es kann sich leicht um einen Charakter des Nimbus des Edeln legen und dennoch frägt sich: Ist er nur edel, weil er das Böse überhaupt nicht kennt, oder ist er edel, weil er es vermeidet? Gut sein ist nur dann ein Verdienst, wenn man sich es erwirbt; nicht, wenn es angeboren ist.

Druck von L. Georges in Landau.

// Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 78. Dienstag, den 9. Juli 1872.

* Bevorzugung.

Aus Eduard Bloch's „Original-Deklamatorium".

Jüngst klopfte an die Himmelspforte
Ein Doktor, Einlaß zu empfah'n,
Und harrte lange an dem Orte,
Eh' man den Pförtner hörte nah'n.
„Wer ist da?" fragte barsch St. Peter.
„„Ein Doctor!"" war die Antwort d'rauf,
„Ach so! — hieß es — na, davon später,
In ein paar Stunden mach' ich auf." —
Der Wartende konnt' nicht verstehen,
Weßhalb man ihn nicht gleich ließ ein,
Da er den Himmel doch versehen
Mit vielen Seelen durch Freund Hain.
Und als vergangen eine Weile,
Pocht Jemand an das Himmelsthor;
St. Peter kam in müß'ger Eile
Mit seiner Frag: „Wer ist davor?"
Rasch, da die Antwort ihm geworden,
Es sei ein frommer Jesuit
Und Priester aus dem Jesu-Orden,
Schließt Petrus auf und nimmt ihn mit.
Der Doctor fragte, als bekommen
Er Einlaß in das Himmelreich,
Weßhalb bevorzugt sei'n die Frommen,
Wo Einer doch dem Andern gleich?

„Die sich — sprach Peter — auf der Erden
Verdienten ihren Himmel schon,
„Die können warten, denn sie werden
„Uns nicht entgeh'n, mein lieber Sohn.
„Jedoch ein Jesuit, dies wisse,
„Ist hier bei uns so rar wie Gold,
„Wenn ich den draußen warten ließe,
„So hätt' der Teufel ihn geholt!"

---

* Ein vergilbtes Blatt.

Novelle aus der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann rief sich mit einem eigenthümlichen Reiz diese kleine Episode in's Gedächtniß zurück, und ein absonderliches Gefühl beschlich ihn bei dem Gedanken, das junge Mädchen so bald wiederzusehen.

Unter solchen Träumereien kam er zu Hause an und hörte hier, daß Silberg einen Besuch abgestattet und für den Abend eingeladen worden. Da er den lebenslustigen, heiteren, jungen Mann recht gerne hatte, freute er sich darüber.

Die kleine Familie speiste zu Mittag und Werner begab sich dann wieder ins's Geschäft.

Silberg kam während des Nachmittags nicht hin. Da das ziemlich häufig bei ihm passirte, so wurde weiter keine Bemerkung darüber gemacht. Werner arbeitete, wie immer, fleißig und so verging ihm die Zeit sehr schnell. Um acht Uhr Abends machte er sich auf den Heimweg.

Zu Hause fand er seine Mutter und die Schwester mit der Vorbereitung zu dem kleinen Feste beschäftigt. Bald war alles arrangirt, und auch Silberg ließ nicht auf sich warten.

Es herrschte eine recht gemüthliche Stimmung unter der kleinen Gesellschaft, nur der Sohn war etwas ernst, da er nicht wußte, wie er seine Frage an die Mutter einleiten sollte. Er brauchte jedoch nicht länger darüber nachzudenken, da seine Mutter ihm bald freiwillig hierzu Gelegenheit bat.

„Wie wir hier so traulich beisammen sitzen," begann sie, „denke ich daran, wie schön es wäre, wenn mein lieber seliger Mann noch in unserer Mitte weilte. Der liebe Gott wollte es jedoch nicht, und wir müssen uns seinem weisen Willen beugen." Frau Wernerseufzte bei diesen Worten leise.

„Liebe Mutter," sagte da ihr Sohn, „Du hast uns aus den früheren Zeiten immer nur Bruchstücke mitgetheilt, wie wäre es, wenn Du uns jetzt eine vollständige Erzählung davon gäbst?"

Silberg wollte sich bei diesen Worten diskreter Weise erheben, um sich zu empfehlen, Werner bat ihn aber sitzen zu bleiben. „Ich betrachte Sie als unsern Freund," sagte er, indem er ihm die Hand reichte, in die Silberg kräftig einschlug, „heute Morgen habe ich Ihnen ein Bruchstück mitgetheilt, Sie sollen jetzt das Ganze hören."

„Es kommen keine Geheimnisse in meiner Erzählung vor," fügte die Mutter hinzu, „es ist nur eine einfache Familiengeschichte, die Sie möglicher Weise sogar langweilen könnte."

„O, ich bitte Madame Werner," sagte Silberg schnell, „wäre ihre Erzählung auch noch so einfach, so ist sie mir immer wichtig durch das Interesse, das ich für Ihre Familie habe."

„In diesem Falle bitte ich zuzuhören. Ich war mit meinem Mann," begann sie, „sehr glücklich verheirathet. Wir besaßen in dem Städtchen Feldheim, etwa sechs Stunden von hier, ein kleines Geschäft, das uns so viel eintrug, daß wir glücklich leben konnten. Der einzige Wunsch meines Mannes war, dieses Geschäft zu vergrößern, um später besser für Euch, meine Kinder, sorgen zu können. Es fehlten uns jedoch dazu die Mittel. Da besuchte uns eines Tages Herr Rührmann. Mein seliger Mann hatte ihn, als er noch reiste, häufig getroffen, und Beide waren dadurch bekannt geworden. Bei den gegenseitigen Mittheilungen vertraute ihm mein Mann seinen Wunsch, unser Geschäft zu vergrößern, worauf ihm Herr Rührmann den Vorschlag machte, sich mit ihm zu associren. Nach einiger Ueberlegung ging mein Mann darauf ein, und bald stand unter der Firma Werner & Rührmann ein Engros-Geschäft in Feldheim. Herr Rührmann reiste, während mein Mann die Angelegenheiten zu Hause besorgte.

Die Beiden mochten das Geschäft etwa 1 bis 1¼ Jahr getrieben haben, da kam eines Tages mein Mann in großer und wie es schien, freudiger Aufregung nach Hause „Marie," sagte er, „ich habe Dir eine wichtige und sehr angenehme Nachricht mitzutheilen; doch erst heute Abend, dach ich noch manches zu besorgen habe, freue Dich aber schon." Ich wußte nicht, und weiß es bis jetzt noch nicht, was ich von diesen Worten halten sollte. Er ging in seinen Secretär, schrieb, verschloß Briefe, siegelte und ließ sich, um seine Aufregung zu dämpfen, sehr häufig Wasser bringen, das er dann hastig trank. Ich besorgte inzwischen die häuslichen Geschäfte, immer darüber nachdenkend, was seine räthselhaften Worte wohl bedeuten möchten. So kam ich auch wieder in's Wohnzimmer, wo mein Mann schrieb; aber gütiger Himmel, was sah ich? Mein Mann lehnte mit todtblassem Gesichte in seinem Stuhl, an dessen Lehne er sich krampfhaft hielt, um nicht herunter zu sinken. Um Gottes Willen, Georg, was ist Dir? rief ich in meiner Angst. Er suchte mich mit schwacher Stimme zu beruhigen, und wünschte sich zu Bett zu legen, es werde dann schon besser werden. Mit Mühe und nur mit meiner Hilfe gelang ihm das. Sein Zustand wurde jedoch statt sich zu bessern, sehr bedenklich, so daß ich eilends einen Arzt rufen ließ. Als dieser meinen Mann bald so schwer athmend, bald todtenblaß, bald roth daliegen sah, schüttelte er den Kopf, bat um Wasser und ließ ihm dann zu Ader. Das half etwas. Nach einiger Zeit erhielt er seine Stimme wieder und bat mich an sein Bett zu kommen. „Marie, sagte er mit leiser Stimme, indem er meine Hand faßte, „ich fühle, daß ich sterben werde." Ich wollte in lauten Jammer ausbrechen, aber er drückte leise meine Hand, und ich bezwarg den furchtbaren Schmerz in meiner Brust. „Zu meinem Trost," fuhr er fort, „lasse ich Euch nicht mittellos in der Welt zurück, in meinem Secretär wirst Du das Nöthige finden. Lasse jetzt Herrn Rührmann zu mir rufen, ich fühle, daß meine Zeit gemessen ist und ich habe noch Manches mit ihm zu besprechen." Ich gehorchte ihm. Herr Rührmann kam sofort zu uns. Was mein seliger Mann mit ihm besprochen hat, weiß ich nicht mehr. Der entsetzliche Schmerz hatte mich betäubt und ich kam erst durch Deine Stimme, lieber Ernst, zu mir. Du sagtest in Deiner kindlichen Weise: „Komm', Mama, zum Papa, eben ist Onkel Rührmann weggegangen und Papa hat Dich schon mehrmals gerufen." Ich eilte zu dem Bette meines Mannes und fand dort — ach! einen Sterbenden. Er konnte nicht mehr sprechen, aber ich las das Verlangen in seinen Augen. Du, liebe Emma, ruhtest in sanftem Schlummer, unbekümmert um jeden Erdenschmerz, in Deiner Wiege. Ich holte Dich dann, mit einem Arm

Dich, mit dem andern Dich, lieber Ernst, aufhebend, brachte ich Euch dem sterbenden Vater. Er wandte seine erlöschenden Augen auf Euch, er flehte wohl den Segen des Himmels auf Eure Häupter herab. Zum letzten Male blickte er uns drei unendlich liebevoll an, dann schlossen sich die Augen auf ewig."

Bei diesen Worten entströmten Thränen den Augen der Wittwe, die Tochter schluchzte leise und der Sohn bewahrte mit Mühe seine Standhaftigkeit. Auch Silberg bekämpfte eine tiefe Rührung

„Lange Zeit", fuhr Frau Werner fort, dauerte es, „ehe ich mich in das Unvermeidliche schicken lernte. Dann kam Herr Rührmann, um mit mir Rechnungs-Abschluß zu machen. Ich verstand von diesem Geschäfte nichts, hatte aber auch keinen Grund, gegen ihn mißtrauisch zu sein Er ordnete unsere Papiere und gab mir den Antheil meines Mannes heraus. Es war kein großes Vermögen, aber doch genügend, um Euch, meine Kinder, eine anständige Erziehung geben zu können. Wir müssen uns mit dem Uebriggebliebenen zwar etwas einschränken, aber es reicht doch, um, verbunden mit Deinem Gehalte, lieber Ernst, drei genügsame Menschen leben zu lassen. Meine Sorge, liebe Kinder, ist die Zukunft, doch — der liebe Gott wird helfen."

„Aber die angenehme Nachricht, liebe Mutter, die der Vater Dir mittheilen wollte, wie ist es damit?"

„Ich kann nichts darüber sagen, lieber Ernst. Damals dachte ich nur an das große Unglück, das uns alle betroffen, alles Andere berührte mich nicht. Vermuthlich hatte Euer seliger Vater an dem Unglückstage ein gewinnreiches Geschäft abgeschlossen"

Silberg sah schon eine ganze Zeit in Gedanken versunken vor sich nieder.

„Was geschah nun weiter mit Herrn Rührmann, liebe Frau Werner?" fragte er jetzt, „er besitzt ja gegenwärtig ein großes Geschäft und gilt für einen reichen Mann."

„Ja, Herr Rührmann," erzählte die Wittwe, „erhielt bald darauf eine bedeutende Erbschaft, wie es hieß aus Amerika. Er verkaufte das Geschäft in Feldheim und etablirte in hiesiger Stadt das Engrosgeschäft. Er wurde dann im Verlauf der siebzehn Jahre ein reicher und angesehener Mann."

„Und hat sich während dieser Zeit doch häufig nach Ihnen und Ihrer Familie erkundigt? Er ist Ihnen doch ein Freund geblieben?"

Madame Werner lächelte trübe.

„Auch ich blieb mit meinen Kindern nicht in Feldheim," berichtete sie. „Wir zogen zu einer Nichte nach Bachstetten, etwa drei Stunden davon entfernt. Dort besaß deren Mann ein Ackergut. Ich ging meinen Verwandten bei der Wirthschaft an die Hand, während meine Kinder den Unterricht des Hauslehrers empfingen. Nachher kam Ernst auf eine höhere Schule, da er nach dem Wunsche meines seligen Mannes studiren sollte. Doch reichten unsere Mittel zum Beenden seiner Studien nicht hin. Ich sah mich deshalb veranlaßt, mich an Herrn Rührmann zu wenden und ihn zu bitten, Ernst eine Stelle auf seinem Comptoir zu geben. Herr Rührmann willigte ein, und so kam Ernst und später auch ich und meine Tochter hierher."

Silberg schüttelte in Gedanken den Kopf. Plötzlich fragte er, ohne sich selbst Rechenschaft davon geben zu können: „Ihr seliger Mann hat doch von wichtigen Papieren in seinem Secretär gesprochen?"

„Allerdings. Ich habe auch später alle Papiere durchgesehen, aber keins gefunden, das mir fremd gewesen wäre; sie beschränkten sich meistens auf Trau-, Geburtsscheine 2c., Herr Rührmann hat sie auch geordnet."

„So, so," sagte der Volontär. Es gingen ihm verschiedene Gedanken durch den Kopf, die er aber auszusprechen sich hütete.

Man brach nun von diesem Thema ab und Silberg entfernte sich bald darauf, herzlich für die freundliche Aufnahme dankend.

„Er ist wirklich ein braver, junger Mann," sagte Madame Werner, „und ich bereue es nicht, ihm mein Vertrauen geschenkt zu haben."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Compliment.) „Ach, herrliche, theure Adele, wie glücklich bin ich, endlich den Augenblick gefunden zu haben, Ihnen unter vier Augen meine Gefühle aussprechen zu können! Schon seit Monaten folge ich Ihnen jeden Sonntag hierher in den zoologischen Garten, dessen schönste Zierde Sie sind."

(Der König der Raucher.) In Holland hat dieser Tage ein höchst wunderlicher Charakter das Zeitliche gesegnet. Vor einigen Tagen starb in der Nähe von Rotterdam Mynheer Klaus, der „König der Raucher.“ Dieser Herr hat nach dortigen Blättern im Leinwandhandel ein großes Vermögen erworben, von dem er einen sehr eigenthümlichen Gebrauch machte. Bei Rotterdam hatte er sich ein stattliches Haus gebaut, in welchem er eine Art Museum für Tabakspfeifen anbrachte, die daselbst in chronologischer Reihenfolge und nach den Nationalitäten geordnet aufgestellt waren. Durch das Testament, welches er kurz vor seinem Ableben machte, ordnete er an, daß alle Raucher des Landes zu seinem Leichenbegängnisse eingeladen und jedem 10 Pfund Tabak und zwei holländische Thonpfeifen neuester Façon auf denen Namen, Wappen, und Todestag des Erblassers angebracht waren, verehrt werden sollten. Seine Verwandten, Freunde und Begräbnißgäste sollten, wie er weiter verordnet, dem Sarge mit brennenden Pfeifen folgen und dieselben auch bei der Versenkung des Sarges nicht ausgehen lassen. Statt der üblichen drei Hände voll Erde sollten sie ihm die Asche der Pfeife ins Grab ausklopfen. Die Armen der Nachbarschaft, welche diesen seinen letzten Wünschen entsprächen, sollten jedes Jahr an seinem Todestage wieder 10 Pfund Tabak und daneben ein kleines Faß gutes Bier zum Danke erhalten. Er befahl ferner, seinen eichenen Sarg mit den Cederbrettchen der letzten Cigarrenkisten auszufüttern, die er ausgeraucht, eine Büchse mit französischem Caporal und ein Packet guten holländischen Tabak ihm zu Füßen zu stellen und seine Lieblingspfeife nebst einer Schachtel mit Zündhölzchen, Stahl, Stein und Zunder an seine Seite zu legen; „denn“, wie er meinte, „man kann nicht wissen, was passirt. Man hat berechnet, daß der selige Herr in den achtzig Jahren, welche er gelebt und geraucht hat, mindestens vier Tonnen (80 Centner) Tabak in Asche und Rauch verwandelt und circa eine halbe Million Quart Bier dazu vertilgt haben muß.

Tänzer: „Welche Musik lieben Sie am meisten, mein Fräulein?“

Fräulein: „Bei dieser Hitze nur Blas-Instrumente.“

— (Ein Neger-Prediger) in Georgia predigte kürzlich seinen Landsleuten auf freiem Felde. Gar eindringlich wußte er ihnen zu schildern, daß sie mit der Schnappsflasche in der Tasche niemals in den Himmel kommen könnten. „Hierher,“ rief er begeistert, „hierher an die Stufen des Altars bringt eure Flaschen, die ihr bei euch führt, damit der Teufel keine Gewalt mehr über euch habe und ich sie dem Herr opfere.“ Die Neger gehorchten ihrem Seelsorger, die Flaschenernte war nicht gering, und an demselben Abend war der schwarze Herr Prediger sternhagel voll betrunken.

(Scherzfrage). „Warum gibt ein Fürst seinen Unterthanen nicht gerne die Hand?“

„Weil er keinen Eingriff in seine Rechte duldet.“

Goldkörner.

Die Kunst des Lebens fängt da an, wo die Natürlichkeit desselben aufhört. Doch kann man nur denjenigen Lebenskünstler rühmen, der die spröden Stoffe der Charaktere und Situationen deshalb beherrscht, deshalb vermittelt, einander sich aufreiben, spielend von sich abgleiten läßt u. s. w., um zuletzt doch der Natur und dem Allgemeinen die Ehre zu geben. Lebenskunst kann ein Gift und kann ein Heilmittel sein, jenachdem sie der Egoismus anwendet oder die Anspruchslosigkeit eines Weisen.

* * *

Bildung heißt, sich mit jedem Menschen auf den Ton setzen können, dessen Zusammenklang mit dem eigenen Wohllaut gibt.

---

* Räthsel.

Mit B hat Jeder zwei von mir;
Mit D, mein Freund, gehör' ich Dir;
Mit F bin ich kein grober Wicht,
Mit H ist knöchern mein Gesicht.
Mit K bring' ich viel Sorg' und Weh,
Wenn ich dem Geld zur Seite steh'.
Mit L bin ich in Mutter's Schrank,
Mit M giebt's oftmals Streit und Zank.
Mit N bedeutet's Widerspruch,
Mit P bringt's Schmerz und Angst genug.
Mit R ist's nett und säuberlich,
Mit S betrifft es ihn, nicht mich.
Mit W sitzt Jeder gern dabei,
Und ohne Alles sind's nicht zwei.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 79. Donnerstag, den 11. Juli 1872.

Frage nicht!

Was blitzt mir vor den Augen? Was tönt so süß dem Ohr?
Was singt die Lust der Lieder aus langem Schlaf empor?
Bezaubert Dich im Grünen die warme Veilchenluft?
Ist's, weil die Liebe sprengte die winterliche Gruft?
Herz, wenn im Rausch der Jugend Dir stürmisch wallt das Blut,
Frag' nicht, ob es die Liebe, ob es der Frühling thut:
Bergauf und thalhernieder zieh' mit dem Sonnenschein
Und stimm' in all' die Lieder auch Du frohlockend ein!

Wilhelm Buchholz.

---

* Ein vergilbtes Blatt.

Novelle aus der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

V

Herr Rührmann.

Der Volontär ging indessen in tiefem Sinnen seiner Wohnung zu. „Ganz klar ist die Geschichte nicht,“ sagte er zu sich selbst, „es sollte mich nicht wundern, wenn hier ein gemeiner Streich verübt worden ist. Ich halte diesen Herrn Rührmann zu Allem fähig.“

„Es giebt Menschen“, philosophirte er dann, „die vom ersten Augenblick an einen nachtheiligen Eindruck auf Einen machen, die Einem nie etwas zu Leide gethan haben und gegen die man trotzdem einen instinktiven Widerwillen hegt Ein solches Gefühl erfaßte mich, als ich jenen Mann zuerst sah, und dasselbe hat sich bis jetzt nicht geändert; im Gegentheile es ist stärker geworden, wie ich sein unterwürfiges Wesen mir gegenüber und seine Impertinenz gegen das übrige Personal bemerkte; das gibt ein zu deutliches Bild von seinem niedrigen Charakter.“

Er kam jetzt an dem Hause des Prinzipals vorbei und sah das Comptoir noch erleuchtet.

„Ah, da sitzt der Fuchs,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „und zählt wahrscheinlich seine Geldrollen. Wer weiß, ob davon nicht mancher Thaler das Eigenthum von Wittwen und Waisen ist? Doch, schon gut, edler Herr,“ rief er ingrimmig, „ich will versuchen, das zu entdecken und wehe Dir, wenn ich Dich schuldig finde! Ich werde keine Barmherzigkeit gegen Dich üben, wie Du keine gegen Andere hattest und,“ er hob mit Energie die Hand auf, „ich werde Dir zeigen, daß Silberg kein solcher leichtsinniger Sausewind ist, wie Du vielleicht glaubst.“

Und er ging kräftigen Schritts weiter und verschwand im Dunkel der Nacht. —

Silberg hatte richtig vermuthet, als er den Prinzipal noch im Comptoir glaubte. Derselbe war jedoch nicht allein, sondern Herr Würmer befand sich bei ihm.

Herr Rührmann ging unmuthig im Comptoir auf und ab. Endlich blieb er vor dem Lehrling stehen, der mit gesenktem Blick und schlaffer Unterlippe demüthig an einem Pult lehnte.

„Ich habe es Ihnen schon wiederholt bemerkt und sage es Ihnen jetzt zum letzten Male,“ rief er, „ich kann und will das Nachtschwärmen nicht dulden, besonders nicht von einem so jungen Menschen, wie Sie es sind. Sie glaubten wohl eben unbemerkt auf Ihr Zimmer huschen zu können? Mir kommen Sie nicht durch, ich habe Sie wohl gehört. Also ich habe es Ihnen zum letzten Male gesagt, richten Sie sich genau nach meinen Worten, attrapire ich Sie noch einmal, so jage ich Sie sofort zum Hause hinaus. Der Susanne werde ich einen derben Verweis geben,

daß sie sich von Ihnen den Hausschlüssel hat abschwatzen lassen."

Der angehende Commis hörte diese zornige Rede seines Prinzipals mit der größten Demuth an.

Als Herr Rührmann geendet, wollte er sich sachte entfernen, besann sich jedoch und erwiderte mit leiser Stimme: „Ich bitte sehr um Verzeihung, Herr Rührmann, es soll gewiß nicht mehr vorkommen. Bevor ich mich jedoch entferne, wollte ich Sie noch bitten, ja nicht zu glauben, daß ich vielleicht bis jetzt im Wirthshause gewesen bin. Nein, gewiß nicht," fügte er mit einem demüthig falschen Blick hinzu, „mein Ausbleiben hat einen andern Grund."

„So, und was für einen?" fragte Herr Rührmann, sich den Anschein eines gerechten Richters gebend, der alles hören will, um unparteiisch richten zu können.

„Ich, — ich," stotterte Würmer, „ich kam an einem Hause —, dem Hause der Frau Werner vorbei, das Fenster stand ein wenig auf, ich hörte im Zimmer sprechen und blieb einen Augenblick stehen —"

„Nun?" fragte Herr Rührmann, der plötzlich sehr aufmerksam wurde.

„Ich hörte Herrn Silbergs Stimme, und später erzählte Frau Werner eine ganze Zeit lang, und da hörte ich draußen zu, weil mich die Erzählung interessirte, und das ist die Veranlassung, daß ich so spät nach Hause komme."

„So, das ist etwas anderes," bemerkte der Prinzipal, „ich glaubte, Sie seien bis jetzt im Wirthshause gewesen. Was erzählte Frau Werner denn?" fragte er, seiner Stimme einen gleichgültigen Ton gebend.

Der Lehrling berichtete umständlich, ohne etwas Wesentliches auszulassen, man sah, daß er mit großer Aufmerksamkeit zugehört haben mußte, und welche Anlage er zum Spioniren hatte.

Herr Rührmann hörte anscheinend nur mit halbem Ohre zu.

Als Würmer geendet, sagte er: „Nun, es ist gut, ich merke, daß Sie mir die Wahrheit gesagt, gehen Sie jetzt zu Bette, ich werde diesmal noch ein Auge zudrücken, sorgen Sie aber, daß Sie künftig vor Thürschluß im Hause sind."

Herr Würmer wünschte demüthigst gute Nacht und verschwand.

Kaum waren seine Schritte auf der Treppe verklungen, als sich das Gesicht des Chefs plötzlich änderte.

Haß, Wuth und Angst blitzten aus seinen Augen, die Lippen preßten sich zusammen und seine Hände ballten sich.

„Soll ich denn immerwährend an diese Geschichte erinnert werden," zischte er, „wächst denn nicht endlich einmal Gras darüber, und muß sich jetzt auch noch dieser ver . Volontär hineinmischen? ich wollte der T... holte diesen Menschen, der nur zu meinem Aerger da zu sein scheint. Nicht allein, daß er mich im Geschäfte durch seine unverschämten Bemerkungen zur Verzweiflung bringt, muß er sich jetzt auch noch in meine Privatangelegenheiten mischen! O, wenn er ahnte — wäre eine solche Geschichte nicht Wasser auf seine Mühle? Ich fange wahrhaftig an, diesen Menschen zu fürchten! Könnte ich mich nur seiner entledigen, aber ich habe keine Veranlassung dazu und ich muß mir die Freundschaft seines Vaters erhalten! Aber weg muß er, weg! die erste Gelegenheit, ihn zum Teufel zu jagen, benutze ich —"

Er unterbrach sich plötzlich und eilte an sein Pult.

„Hätte ich nur das verdammte Papier", murmelte er, das Pult mit Hast öffnend, „dann wäre alles gut, wo mag ich es damals nur hingelegt haben? Hätte ich es doch gleich verbrannt! Ich werde noch einmal suchen, obgleich ich fürchte, daß es vergeblich ist!"

Er warf bei diesen Worten die Papiere durch einander, hierhin, dorthin. Er durchstöberte jeden Winkel — vergeblich. Der Schweiß rann von seiner Stirne, trotz der Kälte, sein Gesicht glühte. Vergeblich! Nichts da, spurlos verschwunden.

„Ich wußte es ja", ächzte er, „daß ich es nicht finden würde, wo mag es nur sein? Wenn ein Anderer es findet, bin ich verloren, auf ewig blamirt. Ach hätte ich nur damals auf die Stimme meines Innern gehört! Es war ein schlimmer Augenblick, aber das Gold war zu verführerisch! Warum ließ mich das unbesonnene Weib auch an den Secretär? Ah, bah! das Schicksal wollte es, ich sollte doppelt reich werden!"

„Ah, bah! weg mit den Scrupeln und Gedanken!" rief er noch einmal, von seinem Stuhle aufspringend und mit großen Schritten das Zimmer durchmessend, „das Papier

ist verschwunden, eben so gut, wie verbrannt; es kräht kein Hahn mehr darnach! Ich gebe dem Jungen im nächsten Jahre eine anständige Gehaltserhöhung und bin dann der brave, wohlthätige Rührmann! Sähe ich ihn nur nicht alle Tage vor mir sitzen, wo mich sein Anblick immerwährend an diese Geschichte erinnert. Ich konnte aber doch damals nicht gut nein sagen, als seine Mutter mich um seine Aufnahme bat, ich hätte mir eine zu große Blöße gegeben, na, das ist am Ende noch auszuhalten! Verliere mir den Kopf nicht, Rührmann, wer wagt etwas gegen dich, den reichen und angesehenen Mann zu sagen? Unsinn! ich brauche mir keine Gedanken zu machen!"

Er schloß unter diesen Betrachtungen sein Pult sorgfältig ab, drehte das Gas aus und zog sich in sein Schlafzimmer zurück.

Ob er ruhig schlief?

Wir bezweifeln es. An dem Sünder prallen die Mohnkörner der Herrscherin der Nacht wirkungslos ab.

6.

Die Entwickelung.

Eine weiße Decke hüllte am nächsten Morgen die Erde ein, und die Strahlen der Wintersonne ließen dieselbe schimmern und blitzen, daß sich das Auge, das auf ihr ruhte, bald geblendet abwenden mußte. Man konnte sich keinen schöneren Wintertag denken und ein bekümmertes Herz mußte frischen Muth für die Zukunft fassen.

Werner saß an seinem Pulte und blickte gedankenvoll auf die Straße hinaus.

Die Arbeit wollte ihm heute nicht recht von der Hand gehen. Die Erzählung seiner Mutter, die er noch nie so vollständig gehört, hatte ihn tief berührt und wollte ihm nicht aus den Gedanken.

Er dachte auch an seine Zukunft und wie wenig Hoffnung ihm dieselbe bot. Ein tiefer Groll gegen sein Schicksal stieg in ihm auf. Draußen der schöne Wintertag, hier das düstere Comptoir, dachte er, ist es nicht das Bild meines Lebens?

Aus seinem dumpfen Brüten weckte ihn ein leichter Schlag auf seine Schulter.

Vor ihm stand Silberg und blickte ihn freundlich lächelnd an.

„Es scheint, Sie leiden noch ein wenig von gestern Abend her an Katzenjammer, wahrscheinlich haben Sie, nachdem ich mich entfernt, dem vortrefflichen Punsch etwas zu stark zugesprochen?"

„Beruhigen Sie sich, lieber Silberg", entgegnete Werner melancholisch, „mein Trübsinn hängt zwar mit dem gestrigen Abend zusammen, rührt aber doch nicht vom Punsche her."

„So, so, na wissen Sie was, das Kopfhängen hilft zu nichts. Frisch auf, Mann! Nur nicht den Muth verloren! Vertrauen Sie auch ein wenig auf Ihr gutes Glück! Mir sagt eine Ahnung, daß es bald besser wird. Da ist der Alte, zeigen Sie dem nur kein trauriges Gesicht, es könnte ihm am Ende Freude machen."

Er ging gemessenen Schrittes auf seinen Platz zu, da Herr Rührmann eintrat.

Auch auf diesen schien der schöne Wintertag keinen wohlthuenden Einfluß zu üben. Er bot dem Personal keine Tageszeit und setzte sich schweigend auf seinen Schemel.

Nach einiger Zeit, nachdem er in seiner Cassette Geld gezählt hatte, reichte er dem Correspondenten einen Pack Banknoten herüber.

„Hier sind zweitausend Thaler, Herr Werner," sagte er dabei, „Sie erhalten gegen Aushändigung derselben bei den Herren Wollenberger & Comp. einen Wechsel von gleichem Betrage, sputen Sie sich gefälligst, damit Sie bald zurück sind!"

Werner legte seine Feder hin und bemerkte vorsichtigerweise: „Herr Rührmann, wäre es nicht vielleicht gut, wenn ich das Geld zuvor hier nachzählte? Sie könnten sich geirrt haben und ich müßte den Weg zweimal machen, da die Herren, wenn vielleicht etwas am Gelde fehlte, mir den Wechsel möglicherweise, weil sie mich nicht kennen, nicht mitgeben könnten."

„Sie haben doch, so oft ich Sie was heiße, einen Einwand zu machen," rief Herr Rührmann barsch, „ersparen Sie sich doch Ihre Bemerkungen, Herr, und thuen Sie, was Ihnen gesagt wird!"

Werner zog stillschweigend seinen Comptoirrock aus.

„Ich muß Herrn Werner beipflichten," sagte Silberg trockenen Tons, „denn kürzlich haben Sie ihm bei Einlösung des Wechsels von Ommerhoff Sohn zu wenig Geld mitgegeben."

„Herr Silberg, ich bitte mir Ihre Bemerkungen gleichfalls aus!"

„Na, denn nicht!“ brummte Jener leise.

Der Prinzipal ging in's Lager, Werner machte sich auf den Weg, und Silberg blieb allein im Comptoir.

Er nahm seine Lieblingsbeschäftigung wieder vor, d. h. das Copirbuch durchzulesen und zu registriren.

Bei letzterer Arbeit fand er die Tinte im Fäßchen aufgebraucht und ging, es wieder zu füllen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Auch ein Predigerwort). Aus einer gedruckten Predigt des Pfarrers Spörer zu Rechenberg im Fränkischen 1720 möchte Folgendes mittheilenswerth sein: Das Frauenzimmer liebe ich von Natur, wenn es schön, galant, complaisant, honnet, sauber aufgeputzt, wie ein schönes Pferd, da weiß ich schon, wie sie zu respektiren seien, die recht haushalten können, dem Manne Alles an den Augen absehen, was er will, ha! da lacht das Herz, wenn der Mann heimkommt, und einen solch liebenswürdigen Engel antrifft, der ihn mit den schneeweißen Händchen empfähet, küsset, herzet, ein Brätlein und Salätlein auf den Tisch trägt, und sich zu ihm hinsetzt und spricht: Engel, wo will er heruntergeschnitten haben? und was dergleichen honig- und zuckersüße Sachen mehr sind. Wann man aber ein hoschi, hoschi, ruschi, einen Rumpelkasten, ein altes Reibeisen, ein Zeitelbär, eine Haderkatz, ein Marterfell im Haus hat, die immer brummt: mum, mum, mum, die eine Thüre zu, die andere aufschlägt, die im Schlot mit der Ofengabel hinausfahrt, und wieder auf den Heerd herunterplumpt, die ein Gesicht wie ein Nest voller Eulen macht, die lauter Suppen aus dem Höllentopfe anrichtet, und was das Teufelzeug mehr ist, die lieb ich nicht, der Teufel mag sie lieben.“

(Sicheres Treffen.) Aber, Herr Nachbar, man sieht Sie ja gar nicht mehr in der Stadt! Sind Sie denn ein Einsiedler geworden, oder fehlt es am Pedal?“ — Keines von Beiden, allein man trifft im Städtchen selten Gesellschaft, und da warte ich immer bis Viehmarkt ist; da trifft man seine Collegen am besten.“

(Zerstreutheit.) Der Registrator Kippe hat die Gewohnheit, allabendlich vor Schlafengehen noch eine Tasse Thee zu trinken. Seine Aufwärterin macht alles dazu Nöthige zurecht, füllt den Theekessel mit Wasser an 2c., so daß Kippe nur die Spirituslampe anzuzünden und den Kessel darauf zu setzen braucht, worauf er sich, bis das Wasser kocht, behaglich aufs Sopha streckt. Nun leidet aber der Registrator an einer grenzenlosen Zerstreutheit und so passirt ihm gestern Abend der fatale Fall, daß er den Theekessel auf's Sopha, sich selbst aber auf die brennende Spirituslampe setzt, und — denken Sie sich, nicht eher bemerkt Kippe seinen Irrthum, als bis er anfängt, zu singen.“

(Sächsischer Speisezettel.) Fremder: „Ich möchte Etwas essen! Kann ich eine Portion Rinderbraten bekommen?“ — Wirthin: „Nee!“ — Fremder: „Oder vielleicht Kalbsbraten?“ — Wirthin: „Nee!“ — Fremder: „Nun, was gibt es denn zu essen?“ — Wirthin: „Nu sehn Se — mir haben eegentlich blos noch Knödel, die sin aber ooch alle.“

(Wahrheisliebe.) Frau von Lutsch kommt zum Kaffee und erkundigt sich bei der Dame des Hauses, warum die Schnabel noch nicht da sei, worauf die Hausfrau erwidert, dieselbe sei unwohl. Das 5jährige Töchterchen: „Mama, Du sagst immer, das Lügen sei eine Sünde und thust es nun selbst; die Frau von Schnabel war gerade hier und sagte, ja wenn die Lutsch heute kommt, gehe ich lieber, denn die ist mir gar zu dumm!“

Auflösung des Räthsels in voriger Nummer:

Bein — Dein — Fein — Hain — Kein — Lein — Mein — Nein — Pein — Rein — Sein — Wein.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 80. Samstag, den 13. Juli 1872.

* Sonett.

Wie das Geschick auch seine Fäden schürze,
Daraus gewebt dieß vielverschlung'ne Leben,
Ob spätes Ziel zur Wand'rung sei gegeben,
Ob frühes Ende rasch die Tage kürze, —

Nicht bange drum! Wenn nur die beste Würze
Des Daseins Dir geworden: reines Streben
Nach Schönheit, Wahrheit! Du wirst nicht erbeben,
Ob auch, was Du gehofft, in Trümmer stürze!

Wohl müssen wir mit allen Kräften ringen
Nach unsern Zielen; doch in höhern Händen
Liegt jeder Mühe Segen und Gelingen. —

Vergeblich strebte Niemand noch auf Erden.
Auch das Geringe wird, was wir vollenden,
Ein bindend Glied im großen Ganzen werden.

Landau, im Juli 1872. F. H.

* Ein vergilbtes Blatt.

Novelle aus der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Der Tintenkrug stand in einem Schrank unter dem Pulte des Prinzipals, der sonst ganz leer war.

Mitten in seiner Beschäftigung hörte er plötzlich, wie Jemand schnell die Thüre aufmachte, die vom Lager in's Comptoir führte. Er wollte hinter dem Pulte auftauchen, um zu sehen, wer da sei, als er die Stimme des Prinzipals vernahm, der halblaut sagte: „Niemand im Comptoir? Wo mag dieser verd. Volontär sein!"

„Danke für das Epitheton," dachte Silberg.

„Ich mag diesen Werner nicht länger im Hause behalten," fuhr der Prinzipal halblaut vor sich hinmurmelnd fort, „sein Anblick ist mir verhaßt. Ich denke, wenn er jetzt zurückkommt, ihm eine Pille zu schlucken zu geben, die ihn veranlaßt, mir zu kündigen".

Er lachte höhnisch vor sich hin und ging hinaus.

Silberg, auf's Tiefste durch diese Worte berührt, denen er genug Bedeutung unterlegen konnte, verließ eiligst den Schrank, so eiligst, daß er mit dem Kopf stark an die obere Bekleidung des Pultes stieß. Er achtete jedoch des Schmerzes nicht und lief immer und immer die Worte des Prinzipals erwägend, im Comptoir auf und ab.

„Was mag nur der Grund sein, daß er Werner so haßt?" fragte er sich und wußte sich keine befriedigende Antwort zu geben. „Ich bin überzeugt, daß der Haß mit früheren Verhältnissen zusammenhängt, aber da Licht zu haben! O, wer schafft mir Licht!"

Er stützte sich auf das Pult und versank in Grübeleien. Zufällig blickte er hinunter auf den Boden und sah dort ein Blatt Papier liegen.

Da er glaubte, als er sich eben gebückt hatte, es verloren zu haben, so nahm er es auf, um es in seine Rocktasche zu stecken.

Mechanisch blickte er zuerst hinein und schrack zusammen, während er vor innerer Erregung blaß wie ein Todter wurde.

Er sah nochmals hinein, und wieder immer wieder starrte er das kleine vergilbte Blatt an.

„Gott im Himmel," rief er dann und athmete aus tief innerster Seele, „sollte es möglich sein? Ja, es ist so!" und nicht vermögend seine Freude zu unterdrücken jauchzte er: „Ich wußte es, ich ahnte es, daß es Licht werden müsse! Ja Licht, heller Tag! jetzt, jetzt hat alle Noth ein Ende."

Er sprang wie wahnsinnig im Zimmer herum, das kleine Blatt schwenkend, er tanzte, er schrie, als ob er das Haus zusammen rufen wolle.

Zum Glück schien ihn Keiner zu hören und endlich beruhigte er sich.

„Aber wie ist es möglich, daß ich dies Papier finden konnte?“ fragte er sich, „ohne Zauberei kann ich mir die Sache nicht erklären.“

Er untersuchte das Pult, blickte unter dasselbe und nun fand er den Zusammenhang.

Die vordere Bekleidung des Pultes endete nämlich nicht mit dem Boden desselben, sondern ging noch etwa 1½ Zoll darüber hinaus. Sie schloß zugleich nicht fest an demselben, vielmehr blieb eine kleine Ritze, in welcher noch einige Papiere steckten. In derselben hatte auch das verhängnißvolle Blatt gesteckt; der Stoß mit dem Kopfe hatte dieselbe wahrscheinlich etwas gelockert und so war das Blatt auf den Boden gefallen.

Der Volontär hörte Schritte und begab sich geräuschlos an seine Arbeit zurück.

Es war der Chef, welcher eintrat.

Er warf einen mißtrauischen Blick auf Silberg. „Wo waren Sie eben,“ fragte er, „ich kam in’s Comptoir und fand keinen Menschen darin“.

„So,“ erwiderte Silberg gleichgültig, „ich war beim Hausknecht draußen, ich hatte Ihnen ja nicht versprochen, im Comptoir zu bleiben.“

In diesem Augenblicke kehrte Werner eiligst zurück.

„Ich ahnte es, Herr Rührmann, rief er, „daß das Geld nicht richtig gezählt war. Als Wollenberger & Comp. nachzählten, fand sich, daß Sie mir zehn Thaler zu wenig mitgegeben.“

„So, so,“ sagte Herr Rührmann mit eisigem Ton, „ich weiß aber auch bestimmt, daß ich mich nicht verzählt habe.“

„Das muß aber doch der Fall gewesen sein,“ bemerkte Werner bestimmt. „Verloren habe ich die fehlenden zehn Thaler nicht, da ich das Geld hier in meine Brieftasche legte und dieselbe erst an der Casse der Herren Wollenberger wieder öffnete. Dort fehlten aber zehn Thaler, wie ich mich durch Nachzählen überzeugt habe.“

Der Prinzipal veränderte keine Miene, seine Augen funkelten nur tiegerartig, wie er sagte: „Sparen Sie sich diese Redensarten, lieber Herr! Ich muß Ihnen gestehen, daß die Sache mir sehr sonderbar erscheint.“

Werner wurde todtenblaß. Eine schreckliche Ahnung stieg in ihm auf.

„Sie werden doch nicht behaupten, daß ich —“, er sagte nichts weiter, denn Silberg stand plötzlich an seiner Seite. Der Volontär richtete sich in seiner ganzen Größe auf und warf auf den Herrn Rührmann einen Blick, daß Jener unwillkührlich zusammenschauerte.

„Thorheit, lieber Werner,“ sagte er mit bitterer Ironie im Tone, „Herr Rührmann kennt Sie und Ihre Familie zu gut, um etwas Schlechtes von Ihnen zu glauben. Eben hat er übrigens seine Casse nochmals durchgezählt und gefunden, daß er Ihnen in Wirklichkeit zehn Thaler zu wenig mitgegeben. Nicht wahr, Herr Rührmann?“

„Gott sei Dank,“ sagte Werner aus tiefster Brust, „ich glaubte —“

„O, wo können Sie das glauben, ha, ha, ha, ist das nicht komisch, Herr Rührmann? Unsinn!

Herr Rührmann sah den kühnen Sprecher mit wuthblitzendem Auge an. Er gab keinen Laut zur Antwort. Seine ganze Gestalt zitterte, die Unterlippe blutete, so hatte er sie zwischen die Zähne geklemmt; man mußte im nächsten Augenblicke etwas ganz Schreckliches fürchten.

Der Volontär hielt unerschrockenen Blicks seine Augen auf den Widersacher seines Freundes gerichtet.

Dieser Blick übte eine magische Gewalt auf Herrn Rührmann.

Allmälig glätteten sich seine Züge und die Augen nahmen den gewöhnlichen Glanz an. Er lächelte sogar schwach. Dann aber sagte er mit einem falschen Blick auf Werner:

„Die Sache thut mir sehr leid, indessen ich kann das Verhältniß nicht ändern. Ich habe meine Casse nicht wieder nachgezählt, wenn es auch eben Herr Silberg behauptete, bin vielmehr der festen Ueberzeugung, daß ich mich nicht geirrt habe; Sie müssen daher sehen, wir Sie die fehlenden zehn Thaler schaffen.“

Silberg sah, daß der Prinzipal nach einem systematischen Plane handelte. Er durchschaute diesen Plan, der darauf hinzielte, seinen Freund durch indirekt ausgesprochenen Verdacht zur Verzweiflung zu bringen.

Es ekelte ihn vor soviel Bosheit und Niederträchtigkeit und er beschloß, der Sache ein Ende zu machen.

Er trat ganz dicht an den Prinzipal, so dicht, daß dieser unwillkürlich einen Schritt

zurücktrat, dann sagte Silberg leise, aber Wort für Wort betonend:

„Und wenn Herrn Werner zehn Thaler durch einen Grund abhanden gekommen wären, würden Sie eine solche Kleinigkeit dem Theilhaber Ihres Geschäftes vorwerfen wollen?"

Die Wirkung dieser wenigen Worte war großartig.

(Schluß folgt.)

* Wie es Einem ergehen kann!

Es war im August 185 . . Ich hatte in Berlin die große juristische Staatsprüfung absolvirt, war glücklich zwischen allen Klippen der Probearbeiten hindurchgeschifft und erhielt eines Tages durch den Boten des Ministeriums meine Ernennung zum Gerichtsassessor. Nur wer 6 bis 7 Jahre unbesoldet an den verschiedenen Gerichtshöfen des Landes „zur Uebung" gearbeitet, nur wer, den dreißiger Jahren näher als den Zwanzigern, bescheiden in den Sitzungen in der Ecke gesessen und seine besten Arbeiten von launigen alten Herren hat „corrigiren" lassen müssen, nur der weiß, was ich beim Empfange dieser Botschaft fühlte! Endlich ist die Zeit der Prüfung vorüber, endlich der Hafen erreicht, der Jahre lang im Nebelschleier vor uns lag, endlich die Möglichkeit vorhanden, ein anständiges Auskommen zu erreichen. Rosenfarben liegt die Zukunft vor uns da. Rosenfarbener noch, wenn eine alte Mutter, die Jahre lang die höchsten Entbehrungen getragen, um dem Sohne die große Carriere zu ermöglichen, die Freude theilt.

Ich hatte also eines schönen Morgens mein Patent erhalten. Ich wohnte im Hotel X., Zimmer Nr. 4, und mit Blitzesschnelle hatte sich die freudige Kunde dem ganzen Hauspersonal mitgetheilt. Kellner, Hausmädchen, und Barbier erschienen mit grinsendem Gesicht und wünschten mit Nachdruck dem „Herrn Assessor" einen guten Morgen. Der Tag und der Abend wurden freudig im Kreise lieber Freunde verbracht, Briefe wurden nach allen Himmelsgegenden geschrieben und die einbrechende Nacht sah den neugebackenen Herrn Assessor auf den Tiger- und Löwenfellen in Reinecke's Cap-Keller an der Ecke der Linden sitzen, wo er behaglich sein Glas Cap Constantia schlürfte. Gegen Mitternacht trat ich meinen Heimweg an. Wie selig warf ich mich auf mein Lager! Vorüber rauschten sie, die Bilder vergangener Jahre, eines folgte dem anderen und verdrängte es mit Macht. Aber inmitten alles Gewirres leuchtete immer ein heller Schein und vergoldete ein gar liebliches herziges Bild. — Waren es nicht blaue, treue Augen, die auf den Schlafenden herniederschauten, waren es nicht dunkle Locken, die in den schönsten Nacken fielen . . . ? — „Machen Sie auf, mein Herr, machen Sie auf!" tönte eine Stimme. — Erschrocken fuhr ich von meinem Lager in die Höhe, denn ein starkes, ungeduldiges Klopfen begleitete diese Worte. Es war schon heller Tag. — „Wer ist da?" antwortete ich. „Die Polizei!" — Das fehlte gerade noch zu aller Freude! Aber ich mußte gehorchen, kleidete mich nothdürftig an und öffnete. Da stand auf der Flur eine wahre Armee von Schutzmännern, voran ein Wachtmeister mit riesigem Schnurrbart, in der rechten Hand einen Stiefel Hinter ihm der Wirth des Hotels, kreideweiß im Gesicht. Sie traten ein. — „Darf ich fragen, Herr Assessor, wo Sie den gestrigen Abend zugebracht!" begann der Beamte. — „Im Cap-Keller, mein Herr." — „Wann verließen Sie denselben?" — „Um Mitternacht." — „Welchen Weg gingen Sie nach Hause?" — „Die Friedrichsstraße entlang." — „Wer öffnete Ihnen das Hotel?" — Der Nachtwächter, da ich vergebens die Glocke zog." — „Also Sie standen länger vor der Thür?" — „Ja wohl!" — „Was machten Sie da?" — „Welche Frage, mein Herr!" — „Sie haben Recht; aber wenn, wie dies heute Nacht geschehen ist, von der Straße aus in das Comptoir des Wirths dieses Hotels eingebrochen und die Summe von 800 Thalern entwendet ist, wenn sich ferner auf dem Steinpflaster von dem zerbrochenen Fenster ein großer Theerfleck, ein dergleichen im Innern des Comptoirs auf der Diele befunden hat, und wenn ferner an Ihrem Stiefel, den Sie zum Reinigen vor die Zimmerthür auf den Flur gestellt haben, auch Theer klebt, so werden Sie die Frage wohl verzeihlich finden!"

Der Beamte hob den ominösen Stiefel in die Höhe. Wahrhaftig, an der Sohle klebt Theer. Ich fühlte, daß mir das Blut in das Gesicht stieg. — „Mein Herr", begann ich, „es gibt mehr Theerflecke in Berlin!" — „Das ist wohl möglich," sagte der Beamte mit langgedehnter Stimme, indem er an meiner linken Seite vorbei den Blick fest auf den Tisch richtete. — „Was ist das, Herr Assessor?" —

„Was meinen Sie?“ — „Was liegt da auf dem Tisch?“ — „Meine Cigarrenspitze!“ — „Ja, aber der Kopf fehlt.“ — „In der That, ich — muß ihn verloren haben.“ — „Dann bin ich vielleicht so glücklich gewesen, ihn zu finden, und zwar auf der Straße unter dem zerbrochenen Fenster!“ — Sprach's und holte aus der Tasche ein Meerschaumköpfchen hervor, das ich auf den ersten Blick als das meinige erkannte. Ich fühlte, wie das Blut mir aus dem Gesichte wich. — „Das ist sehr schlimm“, sagte der Beamte. Ich fühlte, wie Recht er hatte. — „Sie werden gestatten, daß wir im Zimmer Nachsuchung halten!“ — „Ich bitte sogar darum, mein Herr.“ — Alles wurde durchsucht. Endlich öffnete der Beamte die luftdichte Thür des Ofens, streckte seinen Arm hinein und . . . ein schwerer Beutel kam zum Vorschein, dessen Inhalt sich als grobes Courant erwies. — Das Blut im Herzen drohte mir still zu stehen. Als Jurist fühlte ich die Macht der Beweise. Welch' herrliches Material zur Anklage wegen schweren Diebstahls für den Staatsanwalt des Stadtgerichts! Ein Indicienbeweis, wie er im Buche stand! — Der Wirth mischte sich jetzt in die Sache. — „Es fehlt noch ein Notizbuch mit 400 Thalern in Papier,“ sagte er. — Ich war vor Wuth und Aerger unfähig zu antworten. „Sie werden die Güte haben, mir auf das Polizeibureau zu folgen.“ — „Sehr gern, der Schein ist gegen mich!“ — „Das wird sich finden!“

In diesem Augenblicke entstand ein Geräusch auf dem Vorsaal. Die Thür öffnete sich und ein anderer Beamter, der den Hausknecht des Hauses am Kragen hielt, trat ein. Er wendete sich an den Wirth: „Ich habe bei der Geliebten Ihres Hausknechts Haussuchung gehalten und das Notizbuch mit den 400 Thlrn. gefunden. Der Mensch ist geständig und behauptet, einen Beutel mit Courant in dem Ofen dieses Zimmers Nummer 4 versteckt zu haben.“ — „Ist schon da!“ schrieen wir alle einstimmig. — Der Wachtmeister trat vor: „Bitte tausendmal um Verzeihung, Herr Assessor. Der Schein hat getrogen. Sie werden selbst zugeben müssen, daß ...“ — „Schon gut, mein Herr“, unterbrach ich ihn, „Sie haben nur Ihre Schuldigkeit gethan!“ Ich athmete dankbar. — Eine Stunde später aber saß ich auf der Eisenbahn und nach fünf Stunden lag ich in den Armen meiner alten Mutter, ihr lachend erzählend, — wie es Einem ergehen kann.

Mannichfaltiges.

(Ueber Gerstäcker's Tod) erfährt die „Constitutionelle Zeitung“ folgende Details: Am Sonntag vor seinem Tode begleitete er seine junge Frau, die auf sein Zureden eine kleine Erholung brauchen sollte und auf einige Tage nach Halberstadt (zwei Stunden von Braunschweig) reiste, um eine Verwandte zu besuchen, noch nach der Bahn. Am Montag klagte er über Kopfschmerzen und Nackenschmerzen, er schob es auf eine Erkältung; am Abend fühlte er sich nicht gut. Seine Schwägerin sagte, sie wolle der Frau lieber schreiben; er lehnte es aber ab, weil er meinte, es wäre nicht nöthig; morgen würde er wieder ganz wohl sein. Am Dienstag war es auch so; er hatte am Morgen noch an seiner Arbeit geschrieben, dem kleinsten Töchterchen auf der Zither vorgespielt, und erst gegen Mittag überfiel ihn ein Schwindel, und mitten im Satze hat er aufhören müssen, zu arbeiten; am Nachmittag ging es wieder besser, so daß er sich noch freute, daß an die Gattin nicht geschrieben worden sei. Er machte noch seine Witze, wie diese schmählen würde, daß er sich nicht von ihr hätte pflegen lassen. Am Donnerstag kam seine Tochter, um zu sehen, was er machte, blieb da und führte ihn noch einige Minuten vor dem Schlaganfall im Zimmer herum; um 9 Uhr legte er sich auf's Sopha, fiel ohne Besinnung zurück und blieb so bis um 2 Uhr, wo der liebe Gott ihn zu sich nahm. Die Gattin, Morgens durch Depesche herbeigerufen, fand ihn schon todt. Des Verstorbenen ältester Sohn wird zur Erziehung nach Dresden gebracht werden.

Goldkörner.

Für wahrhaft edle Menschen ist ein unverdientes Glück mehr peinigend als erfreuend.

Druck von F. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Joß.

Nr. 81. Dienstag, den 16. Juli 1872.

* Ein vergilbtes Blatt.

Novelle aus der Gegenwart.

— —

(Schluß.)

Während Werner den Sprecher ansah, fürchtend, er sei wahnsinnig geworden, war das Gesicht Rührmanns nicht zu beschreiben. Todtenblaß hielt er sich mit zitternden Händen am Pulte fest, während er seine Augen mit furchtbarer Spannung auf Silberg richtete.

„Was wollen Sie damit sagen?“ keuchte er fast athemlos

„O, nichts Besonderes, was Sie nicht schon wüßten,“ lächelte Silberg, „Herr Werner, oder dessen Familie, hat ja so ungefähr siebzehntausend Thaler in Ihrem Geschäfte stecken.“

Rührmann sank fast zusammen.

„Beweise, Beweise!“ schrie er mit heiserer Stimme.

Silberg zog das eben gefundene Blatt aus der Tasche und las mit lauter Stimme:

„Ich Unterzeichneter, Joh. Heinr. Rührmann, bescheinige hiermit, daß mein Compagnon, Herr Georg Werner, seinen Gewinnst-Antheil von Thlr. 10,000, geschrieben zehntausend Thaler, des von uns gemeinschaftlich in der . . . . schen Lotterie gespielten und jetzt mit einem Gewinn von 20,000 Thlr. herausgekommenen Looses Nr. 14,751 in die Geschäftskassa niedergelegt hat, und kann diese Summe zur beliebigen Zeit von demselben oder dessen Erben erhoben werden. Sollte Herr Georg Werner aus der Firma ausscheiden und diesen Betrag in dem Geschäfte belassen, so wird das Capital von Thaler zehntausend vom Tage des Austritts an zu fünf Procent verzinset. Herr Georg Werner hat zu meinen Gunsten ein gleiches Formular wie vorliegendes mir eingehändigt und unterzeichnet.

So geschehen . . . .

Joh. Heinr. Rührmann.“

„Um Gotteswillen,“ rief jetzt Werner, fast seiner Stimme nicht mächtig, „Herr Silberg, was ist das?“

„Was das ist, lieber Werner?“ rief Silberg und ein Blick befriedigter Rache traf den zerschmetterten Verbrecher, „was das ist? Dort jener Mann, Joh. Heinr. Rührmann, ist ein gemeiner Dieb, der Ihrer Mutter dies Blatt gestohlen, der Betrüger einer armen Wittwe, ein niederträchtiger Mann, der zwei Waisen um das Ihrige zu bringen fähig war.“

Während dieser Scene hatte sich die Thüre geöffnet, ohne daß Einer der Betheiligten es gemerkt hätte.

Ein frisches Mädchengesicht hatte dann hindurch gesehen, hierauf hatte sich die Thür ganz geöffnet und das Mädchen war eingetreten. Sie war im Reiseanzuge und trug ein Täschchen in der Hand.

Wie erstarrt stand sie plötzlich, als sie Silbergs Worte hörte.

Das fröhliche Lächeln verschwand von ihren Zügen und sie stieß einen lauten Schrei aus, daß die beiden jungen Leute sich überrascht umschauten, und Herr Rührmann, den jedes Wort Silbergs wie ein Donnerkeil traf, matt aufblickte.

„Onkel Rührmann,“ rief das junge Mädchen fast weinend, „was soll das bedeuten? Ist das wahr, was jener Herr dort sagt?“

Herr Rührmann war nicht im Stande zu antworten; das Gesicht sank in seine Hände, und ein tiefer Seufzer drang aus der Brust des starken Mannes.

„Ach, das ist ein trauriger Empfang,“ klagte das junge Mädchen weinend, „so sagen

Sie mir, Herr Werner", und sie wandte sich an diesen, „was hier vorgeht."

„Fräulein Elise," entgegnete Werner mit verwirrter Stimme, „ich bin wirklich nicht im Stande Ihnen Aufklärung zu geben, mein Kopf schwindelt mir von dem Gehörten; ich selbst vermag nicht zu denken."

Eine drückende Pause folgte.

Endlich sagte Silberg, indem er mitleidig auf das schluchzende Mädchen schaute: „Es thut mir Leid, mein Fräulein, daß Sie Zeugin dieser Unterredung waren, doch das ist nicht mehr zu ändern. Sie werden einsehen, daß hier nicht der Platz für sie ist."

„Gewiß, ich möchte wieder nach Hause zurückkehren," weinte das Mädchen.

„Das wird sich wohl sogleich nicht bewerkstelligen lassen, da die Post erst heute Nachmittag fährt; so mag Ihnen Herr Werner die Adresse seiner Mutter geben, wohin Sie einstweilen gehen wollen."

Werner that so, und das Mädchen entfernte sich mit gesenktem Haupte, ohne dem Onkel ein Wort des Abschieds zu sagen.

Als die Thür sich hinter ihr geschlossen, wandte sich Silberg mit ernster Stimme an den tiefgebeugten Mann.

„Jetzt zu Ihnen, Herr Rührmann," sagte er, „wir wollen Gnade für Recht ergehen lassen und die Sache nicht den Gerichten übergeben. Eine Entschädigung können Sie der Familie Werner nicht geben für die vielen sorgenvollen Tage, die der Besitz ihres Vermögens von ihnen abgewandt hätte, doch werden Sie dasselbe selbstverständlich mit Zinseszinsen bis heute ausbezahlen. Wir werden uns jetzt entfernen und erwarten bis heute Mittag Ihre Nachrichten hierüber."

„Es ist gut," erwiederte Rührmann mit zitternder Stimme, „entfernen Sie sich, meine Herren, und seien Sie überzeugt, daß ich zurückzahle, was mir nicht zukömmt. Die Motive meiner Handlungsweise werde ich Ihnen schriftlich mittheilen."

Die Beiden gingen stillschweigend von dannen.

Die Bestrafung des stolzen Mannes war vollständig, und Mitleid war bei ihnen an Stelle der Verachtung getreten. Unterwegs mußte Silberg dem Freunde, der noch immer nicht im Stande war, das Geschehene zu fassen, erzählen, in welcher Weise er in den Besitz der Quittung gekommen, und Beide konnten nicht schnell genug der Wohnung Werners zueilen, um der Mutter und der Schwester das unverhoffte Glück mitzutheilen.

Die Nichte Rührmanns war inzwischen schon dort angekommen, hatte weinend den beiden überraschten Damen das Gehörte mitgetheilt und um Aufnahme, bis die Post wieder nach ihrem Heimathsort fahre, gebeten, was ihr gern gewährt wurde.

Des Nachmittags kam ein Brief von Rührmann.

Er bat darin zuerst wegen des Geschehenen reuevoll um Verzeihung und gab als Grund seiner Handlungsweise an, daß gerade, als er und der selige Werner die verhängnißvolle Summe gewonnen und Werner durch ein eigenthümliches Schicksal an demselben Tage gestorben, ihm das Engros-Geschäft das er jetzt besäße, zum Kaufe angeboten worden sei. Er habe es in seinem Egoismus für einen Wink des Schicksals gehalten, da nunmehr Niemand außer ihm von dem Dasein des Geldes wußte, sich dasselbe ganz anzueignen und damit die Kaufsumme für das Engros-Geschäft zu bezahlen. In einer unglücklichen Verstocktheit habe er nicht daran gedacht das Geld, als er auch im Stande dazu war, zurückzuzahlen, doch sei es nicht seine Absicht gewesen, dasselbe für immer zu behalten 2c. 2c. In dem Briefe lag eine Anweisung auf Rührmann zahlbar vista mit Thlr. 17,382; zugleich befand sich noch im Briefe die genaue Ausrechnung dieses Betrags, wobei sogar Abzüge und Gebühren der Lotterie aufgestellt waren.

Es bleibt uns jetzt noch wenig zu erzählen übrig.

Rührmann konnte das Erlebte, obgleich kein Mensch jemals Etwas darüber von der Familie Werner und Herrn Silberg erfuhr, nicht vergessen. Er lebte in der beständigen Angst, daß die Welt doch eines Tages die Sache höre, wurde in Folge dessen mißmuthig und menschenscheu. Dann kränkelte er. Nach zwei Jahren starb er, und Werner und Silberg kauften von den Erben das Geschäft, das Silberg durch die Mittel seines reichen Vaters noch bedeutend vergrößerte. Herr Weilmann blieb noch einige Jahre bei ihnen und wurde dann, da er selbst unvermögend war, in den Stand gesetzt, sich selbst zu etabliren.

Was Herrn Würmer anbetrifft, so war er untröstlich, daß er das Geheimniß, das über dem plötzlichen Austritt des Buchhalters und

Volontärs der Firma, sowie über dem plötzlich enstandenen Reichthum der Familie Werner schwebte, nicht durchdringen konnte. Er schnupperte überall herum, bis ihn einmal der Herr Rührmann ertappte, als er im Pulte unter den Papieren desselben suchte. Was geschehen ist, erzählt die Geschichte nicht, doch ging Herr Würmer einige Tage mit angelaufener Backe herum, die er dadurch erhalten, wie erzählte, daß er im Dunkeln gegen einen Balken gerannt, und kurze Zeit darauf packte er plötzlich seinen Koffer und — ward dann nicht mehr gesehen.

Die Firma Werner & Silberg aber gedieh und blühte kräftig empor.

Eines schönen Tages war das Geschäftshaus mit Blumen und Guirlanden prächtig geschmückt, und unter dem festlichen Geläute der Glocken führte Silberg ein bildschönes Weibchen dort ein. Es war die Schwester Werners, die er sich erkoren, und die Folge zeigte, daß er ein zärtlicher Ehegatte war.

Werner sah das Glück der jungen Leute, und auch er fing an, häufig an eine junge Dame zu denken.

Eines Tages sehen wir ihn im schwarzen Frack und weißen Glacées in einen Wagen steigen. Wir kennen das Ziel der Reise, die er zurücklegt. Er hatte sie nicht in heißer Junihitze, in überfülltem Postwagen gemacht. Das Ziel ist das kleine Landstädtchen, in welchem Herr Rührmanns Schwager wohnt, das Haus des Schwagers selbst.

Dort angekommen, hält Werner feierlichst um die Hand der Tochter an. Die Eltern geben mit Freuden ihre Zustimmung, und als die Tochter selbst gefragt wird, da giebt sie mit holdem Erröthen ihr Jawort und setzt hinzu, daß sie versuchen wolle, durch treue Anhänglichkeit gutzumachen, was einst ein Mitglied der Familie Unrechtes gegen die Familie Werner verübt.

Mannichfaltiges.

(Petrus im Arrest.) Aus Znaim wird unterm 7. d. M. geschrieben: Wie tief der Aberglaube im Landvolke noch wurzelt, zeigt folgende Thatsache. Eine Bäuerin in der Umgebung von Znaim klagte dieser Tage ihrer Nachbarin, daß ihr im Traume ihr „seliger" Mann erschienen sei und sie sehr zornig angeschaut habe. Sie könne sich nun den Gedanken nicht aus dem Kopf schlagen, daß ihr Mann „umgehe", und gern möchte sie Alles thun, um den armen Geist zu „erlösen". Die schlaue Nachbarin, welche wußte, daß die Bäuerin Geld habe, beschloß, das Erlösungswerk auf sich zu nehmen. In der darauffolgenden Nacht wurde die Bäuerin durch das Klirren eines Schlüssels aus dem Schlafe geweckt, und als sie die Augen aufschlug, da stand vor ihr ein Mann mit einer Bischofsmütze auf dem Kopfe, mit einem bis zum Gürtel herabhängenden Barte und einem großen Schlüssel in der Hand. Die Bäuerin glaubte steif und fest, einen „Geist" vor sich zu haben, und zitternd stammelte sie die Beschwörungsformel: „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn; was ist dein Begehr'n?" Die Erscheinung antwortete: „Ich bin der heilige Petrus und bin gekommen, dir zu sagen, daß dein Mann nicht in den Himmel hineindarf, wenn du nicht 300 fl. mir übergibst, damit ich seine Seele erlöse." Die Bäuerin übergab ohne Zögern das Geld, worauf der gespenstige Bischof verschwand. In der darauffolgenden Nacht hatte die Bäuerin zum zweiten Male dieselbe Erscheinung. Diesmal sprach der heilige Petrus: „Dein Mann ist ein großer Sünder gewesen, du mußt noch mehr Geld geben, sonst wird derselbe in die Hölle verstoßen." Die Bäuerin erschrak sehr darüber, endlich sagte sie: „Ich habe nichts mehr als ein Sparkassebüchel über 500 fl. österr. Währung, die ich in Nikolsburg eingelegt habe." Der „Geist" antwortete: „Löse schleunig das Büchelchen aus, in drei Tagen werde ich wiederkommen und das Geld holen." Bei allem Respekt vor dem hl. Petrus konnte sich die Bäuerin jedoch nicht enthalten, am Morgen die Geschichte weiter zu erzählen, und so gelangte dieselbe auch zu den Ohren des Gendarmerie-Commandanten. Derselbe erbot sich, die Erscheinung in einem Verstecke auch mit anzusehen. In der dritten Nacht, Schlag 12 Uhr, kam richtig wieder der Bischof, forderte das Geld und erhielt es. Kaum aber hatte der der „Geist" die fünf Hunderter in Empfang genommen, da sprang der Gendarm hervor, riß der Erscheinung Bart und Bischofsmantel herab, und siehe da: der heilige Petrus war ein Weib, die Nachbarin der Bäuerin. Noch in derselben Nacht machte der Gendarm die Strafanzeige, und seitdem sitzt der „Apostel Petrus" zu Znaim im Arrest.

(Amerikanisch.) Aus San Francisco wird folgende, ächt amerikanische Schauder-Geschichte mitgetheilt: Die Linie der Pacificbahn zieht sich bekanntlich durch ein von Indianerstämmen bewohntes Gebiet, die dabei bleiben, die Lokomotiven für phantastische Ungeheuer anzusehen, welche der „große Geist" zur Vertilgung der Rothhäute geschaffen hat. Schon mehrmals hatten die Indianer die Züge aus dem Geleise zu bringen gesucht; sie waren dabei von einem ihrer wildesten Häuptlinge, einem Cheroken-Indianer, Maha, mit dem Beinamen „der Spottvogel", angeführt. Alle ihre Versuche mißglückten; Maha wechselte deßhalb seine Angriffsweise. Am 2. Juni legte er sich bei der Linie in Hinterhalt, und es gelang ihm durch außerordentliche Gewandtheit, sich auf einen Wagentritt des nach New-York fahrenden Zuges Nr. 76 zu schwingen. Er schob sich längs des Zuges bis zur Lokomotive, tödtete den Heizer mit einem Hiebe seines Tomahawk, den Mechaniker mit einem Messerstich, scalpirte sie und schwang sich auf den Tender, indem er die Scalpe schwang und einen wilden Kriegsgesang heulte. Die Bahnwärter staunten, als sie den Zug mit unsinniger Geschwindigkeit und dem sonderbaren Maschinisten vorübersausen sahen. Die Reisenden stießen Schreckensschreie aus; die Lage war in der That furchtbar; sie flogen ihrem gewissen Tode entgegen. Endlich opferte sich ein Seeoffizier, Namens Henry Pierce, um die Andern zu retten. Er ergriff einen Dolch, ging auf dem Wagentritt den Zug entlang und sprang auf die Maschine. Der Häuptling stieß sein Kriegsgeschrei aus, indem er den Tomahawk schwang, und nun begann auf den Leichen des Heizers und Mechanikers ein Kampf, Mann gegen Mann. Alle Reisenden lehnten aus den Fenstern und versuchten mit einer leicht begreiflichen Angst den Vorgang mit anzusehen. Nach einer Minute fiel Herr Pierce schwer verwundet zu Füßen des „Spottvogels", der ihn in einem Augenblick scalpirte. Aber während er die Kopfhaut des Besiegten schwang und ein Triumphgeheul ausstieß, hatte Pierce, der noch lebte, die Kraft, sich plötzlich zu erheben und ihm sein Messer in die Brust zu stoßen. Der Häuptling fiel todt auf das Geleise. Herr Pierce schleppte sich bis zur Kurbel, stellte den Dampf ab, und nun fiel auch er wieder hin. Der Zug hielt. Man eilte sofort dem braven Offizier zu Hilfe, allein es war zu spät. Zwei Stunden nachher gab er den Geist auf.

(Aus Wien.) „Sie in Berlin sind also noch immer entschlossen, nicht nach Canossa zu gehen?" fragte den deutschen Botschafter ein durch seine caustischen Einfälle bekanntes Reichsrathsmitglied. „Ich meine, ja", entgegnete General Schweinitz lächelnd. „Schade — recipirte der Fragesteller — Sie hätten sonst mit einem sehr liebenswürdigen und des Weges kundigen Gesellschafter, mit unserm Cultus-Minister, Herrn v. Stremayr, zusammen reisen können."

Goldkörner.

„Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten." Dieser allerdings an sich wahre, jedoch in seiner Ausschließlichkeit und Einseitigkeit schädliche Satz wird in der Regel derart betont und hervorgehoben, daß man die andere, die Schattenseite, die nachtheiligen Wirkungen des Frauenumgangs, ganz zu übersehen Gefahr läuft. Aber fast nichts wirkt schwächender und entnervender auf den Charakter des Mannes, nichts vermag ihn schwankender und haltloser zu machen als ein beständiger, inniger, zum Bedürfniß gewordener Umgang mit Frauen.

* * *

Goethe sagt: „An wem viel zu entwickeln ist, der wird später über sich und die Welt aufgeklärt." Nur meine nicht Jeder, der unklar ist, es sei Wunder was an ihm zu entwickeln. Nur in Schwächen hängen bedeutende Menschen mit unbedeutenden zusammen.

* * *

Die wahre Natur des Menschen lernt man eigentlich erst nur in den außergewöhnlichen Momenten des Lebens kennen.

* * *

Die Entwickelung und Bildung des Charakters ist das Erste, worauf eine vernünftige Erziehung zu sehen hat. Genie, Talent, die geistigen Anlagen und intellectuellen Fähigkeiten entwickeln sich schon von selbst — auch bei geringerer Nahrung; nicht so der Charakter, der mehr die Frucht der Erziehung, des Lebens und des eigenen Menschen ist. Darum kann man, wenn man bedeutenden Persönlichkeiten in intellectueller Hinsicht sich nicht zur Seite zu stellen vermag, in Hinsicht des Charakters ihnen nahe kommen und kann in dieser Hinsicht auch der unbedeutendere Mensch das Genie erreichten.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Borst.

Nr. 82. Donnerstag, den 18. Juli 1872.

Mädchenfreundschaft. *)

Erzählung von Gustav Nieritz.

Die breite Hauptstraße einer deutschen Residenz durchschritt ein etwa zwölfjähriger Knabe. Seine Kleidung war dürftig, jedoch überaus reinlich und ohne Löcher, sein Antlitz, sowie sein ganzer Körper schwächlich und mager. Das ist nichts Ungewöhnliches, ebenso, daß er beschauend vor den prunkvollen Spiegelfenstern stehen blieb, welche eine reiche Fülle von goldenen und silbernen Geräthen, von blitzenden Schmucksachen und anderen Kostbarkeiten zeigten. Still den Kopf schüttelnd ging er weiter und in ein schmales Gäßchen hinein, wo unter anderen unscheinbaren Kaufläden einer sich befand, dessen Ueberschrift lautete: „Christian Wermuth, Gold- und Silberarbeiter." An der äußeren Ladenthür hing ein kleines, ovales Blechschild, auf welchem man las: „Ein- und Verkauf von Juwelen, Gold und Silber." Nach kurzem Besinnen öffnete der Knabe die Ladenthüre, was ein vernehmbares Klingeln in dem Innern des Kaufladens nach sich zog. Demohnerachtet war, als der Knabe eintrat, jener menschenleer und blieb es auch, daher der Eingetretene Muße bekam, sich umzusehen. Auf dem Ladentische, sowie an den Wänden hingen Glaskästen, mit den üblichen Verkaufsgegenständen eines Goldschmieds gefüllt. Ohne sich zu rühren und geduldig wartend, stand der Knabe, den Blick auf eine Glasthüre geheftet, hinter deren grünem Vorhange ein stechendes Augenpaar durch eine schmale Spalte hereinlugte. Endlich erschien dessen Besitzer, ein altes, dürres Männchen, Herr Christian Wermuth.

*) Aus dem so eben im 23. Jahrgang erschienenen Nieritz'schen Volkskalender für 1873.

Auf den Gruß des Knaben antwortete er kurz: „Was soll sein?" Dabei maß er geringschätzig dessen Anzug.

„Ich wollte Sie fragen —" entgegnete der Knabe — „ob Sie ein Paar guter Ohrringel kaufen wollen."

„Sehen!" sagte Wermuth lakonisch.

Der Knabe zog aus seiner Westentasche ein zusammengefaltetes Papier hervor, das die Ohrringel enthielt, und reichte eins derselben dem Goldschmied dar, wobei er sprach: „Es sind echte Brillanten!"

„Brillanten!" lachte Wermuth höhnisch, während er mit heimlicher Gier die in allen Farben blitzenden Edelsteine betrachtete. „Böhmische Steine — nichts weiter. Was sollen die Dingelchen kosten?"

„Ich bitte, daß Sie ein Angebot darauf thun —" antwortete der Knabe.

„Hm! eigentlich kann ich die werthlosen Dingel nicht gebrauchen — allenfalls an ein eitles Dienstmädchen verkaufen — wenn ich ein Uebriges thue, so gebe ich Dir anderthalb Thaler dafür. Ist das übrigens eine Manier, nur das eine Ohrringel vorzuzeigen und das andere festzuhalten, wie der Geier eine geraubte Taube?"

Bei diesen Worten streckte Wermuth die Rechte nach dem andern Ohrringel aus. Jedoch der Knabe schloß dasselbe nur noch fester in seine Hand und sagte: „Geben Sie mir mein Ohrringel zurück. Unter fünfundzwanzig Thalern darf ich sie nicht verkaufen. Das ist noch ein ganz billiger Preis."

„Fünfundzwanzig Thaler!" rief Wermuth aus — „Junge, Du bist verrückt. Wie aber kann ich einen Kauf abschließen, bevor ich die Waare gehörig gesehen und untersucht habe? Das andere Ohrringel kann ja ganz werthlos und himmelweit von dem in meiner Hand verschieden sein. Fürchtest Du denn, daß ich

Dir's rauben werde? Wenn Du das denkst, so packe Dich wieder. Nun, wie wird's?"

Zögernd gab der Knabe das Ohrringel hin. Wermuth verglich beide mit einander. Seine Stirne zog finstere Falten und mit barscher Stimme sagte er drohend: „Höre Bürschchen, wie kommst Du, wenn das wirkliche brillantne Ohrringe sind, zu denselben? Man liest fast jeden Tag im Tageblatte, daß man kleinen Mädchen reicher Eltern die Ohrringel listigerweise ausgehängt und gestohlen hat. Wie heißest Du denn, Junge? Wer sind Deine Angehörigen und wo wohnen sie?"

„Kleinen Kindern —" versetzte der Knabe fest — „hängt man nicht brillantene Ohrringel ein, mögen ihre Eltern noch so reich sein. Ich heiße Fedor Willkomm. Meine Mutter, eine Malerswittwe, wohnt im Trabantengäßchen No. 5. Sie wäre selbst gekommen, wenn sie nicht krank läge."

„Wenn's wahr ist!" sagte Wermuth höhnisch. „Das Beste ist's, wenn ich nach der Polizei schicke und von ihr Dir auf den Zahl fühlen lasse."

„Das können Sie thun —" antwortete der Knabe gereizt, aber muthig. „Jedoch will ich meine Ohrringel wieder haben."

„Damit Du mit ihnen ausreißen kannst —" bemerkte Wermuth. „Hältst Du mich für so dumm? Die Ohrringel bleiben hier und Du dazu. Wenn ich nur gleich Jemanden hätte, den ich nach der Polizei schicken könnte!"

Die heimliche Hoffnung Wermuths, daß der Knabe aus Furcht vor der angedrohten Polizei auch ohne die Ohrringel das Weite suchen würde, erfüllte sich nicht. Fedor blieb, und nothgedrungen mußte auch Wermuth Stand halten. Dieser sprach nach einer langen, stummen Pause mit freundlicherem Tone: „Wer gesagt hat, daß es Brillanten seien, hat entweder gelogen oder nichts verstanden. Ich muß es besser wissen. Daß ich's kurz mache: ich gebe Dir drei Thaler und damit basta."

„Nicht unter fünfundzwanzig Thaler —" erwiederte Fedor fest. „Geben Sie mir meine Ohrringel wieder."

„Nichtswürdiger Schlingel!" tobte Wermuth und rannte in dem beschränkten Raume hinter der Ladentafel auf und ab. „Ob sich ein Polizeier blicken läßt! Sonst gehen aller halben Stunden welche vorüber. Vielleicht käme man einem ganzen Diebesneste auf die Spur." Dabei warf Wermuth einen verstellt forschenden Blick nach der auf die Straße gehenden Ladenthüre. Fedor ebenfalls. Da pochte dieser schnell und stark gegen die Glasscheibe und ohne den Juwelier ganz aus den Augen zu lassen, rief er laut: „Mamsell Weinhold! Mamsell Weinhold!"

Auf diesen Ruf trat eine junge, bildhübsche Mädchengestalt rasch in den Laden, deren Anzug und Putz einigermaßen dem der demimonde glichen.

„Was giebt's, Fedor?" fragte sie den Knaben, dem jetzt die Freude das magere Gesicht verschönte.

„Ich sollte für meine kranke Mutter ein Paar brillantene Ohrringel verkaufen —" antwortete jener anklagend. „Der Herr hier bot mir erst ein Spottgeld dafür und da ich solches nicht annahm, so sagte er, die Ohrringel seien gestohlen, drohte, die Polizei herbeizurufen, und will mir die Ohrringel nicht zurückgeben."

„Ich hafte für die Wahrheit von der Aussage dieses Knaben —" wendete sich das Mädchen an den Juwelier — „wie für die Rechtlichkeit seiner Familie. Wenn Sie den geforderten Kaufpreis nicht bewilligen, so geben Sie die Ohrringel ohne Weigerung heraus."

„Mit wem zu sprechen habe ich die Ehre, mein sauberes Jüngferchen?" fragte Wermuth spöttisch.

„Diese naseweise Frage verdiente mit einer derben Maulschelle beantwortet zu werden —" erwiederte das Mädchen erzürnt — „und Sie würden solche empfangen haben, hätte ich nicht Mitleid mit Ihrem Alter und Ihrer Gebrechlichkeit. Ich bin die Ballettänzerin am königlichen Hoftheater, Fräulein Weinhold."

„Tragen Sie Ihr Anstellungsdecret oder Ihre Paßkarte bei sich?" fragte Wermuth mißtrauisch und höhnisch.

„Unverschämter!" rief das Fräulein aus. „Den Augenblick die Ohrringel heraus, oder ich verklage Sie als Betrüger und Dieb."

„Ich mag mich nicht länger mit dieser Gesellschaft auflegen —" murmelte der Juwelier. „Hier die Ohrringel."

„Das sind andere, falsche, nicht die meinigen!" rief Fedor aus.

„Nun wird mir's doch zu arg!" zankte der Juwelier. „Ich habe die Dinger nicht aus den Händen gelassen."

„O doch!" rief Fedor. „Während ich an die Ladenthür pochte, legten Sie meine Ohr-

ringel schnell in das Kästchen dort und nahmen andere heraus. Ich ließ Sie nicht aus den Augen."

„Mir steht der Verstand still!" klagte Wermuth mit verstelltem Staunen.

„Sie sind ja ein noch weit sauberer Juwelier, als ich ein sauberes Jüngferchen —" höhnte die Ballettänzerin. „Jetzt ist an mir die Reihe, die Polizei herbeizuholen und ihr den von Ihnen beabsichtigten Betrug mitzutheilen. Die Folge davon werden Sie sich denken. Du, Fedor, bleibst indessen hier und siehst dem saubern Patron hübsch auf die Finger."

Die Tänzerin wendete sich nach der Ladenthüre. „O Glück!" rief sie freudig aus — „da geht unser Theaterdoctor!" Wie vorhin Fedor, so pochte das Mädchen gegen die Glasscheibe.

(Fortsetzung folgt.)

*Die Ausstellung des pfälz. Kunstvereins 1872.

Die seit 8 Tagen im Aulasaale der neuen Gewerbe- und Lateinschule dahier eröffnete Gemälde-Ausstellung des pfälzischen Kunstvereins hat dies Mal gerade keine sehr große Anzahl von Nummern aufzuweisen. Es sind etwas über 40 Gemälde ausgestellt. Wie gewöhnlich herrscht die Landschaft vor. Genrebilder, Porträts, Thierstücke und sogenannte Stillleben sind nur sehr wenige zu erblicken. Doch befinden sich — und dies ist die Hauptsache — unter dem wenigen Vorhandenen Schöpfungen von bedeutendem Kunstwerth. Beim Beschauen der ersten Reihe, dem Eingang zunächst, fällt uns sofort ein reizendes Bildchen von W. Schmitt in Karlsruhe: „Im Stalle" in die Augen. Kinder machen sich in einem Stalle um ein Rind zu schaffen. Kaninchen treiben in der Nähe ihr Spiel. Die Beleuchtung ist vorzüglich, die Kindergestalten allerliebst. Dieselbe Reihe enthält ein fesselndes Bild von Hofmaler Lange in München: „Partie vom Remigiusberge bei Kusel." Die Felsenparthie im Vordergrunde rechts mit dem ruhenden Pärchen, das Kirchlein auf dem Felsenvorsprung, die Aussicht auf die weite, weite Ebne, die Perspektive, alles ist an diesem Bilde gelungen. Ferner erwähnen wir aus derselben Reihe ein sehr gutes Pastellbild von Serr in Heidelberg: „Johannes der Täufer" und ein gutes Oelportrait, „Männliches Bildniß" voll Leben von demselben Künstler. Aus der zweiten Reihe heben wir ein prächtiges Mondscheingemälde von Andreae in München: „Die Insel Ischia bei Nacht", hervor. Eine gerade nicht sehr gelungene Composition ist das in derselben Reihe befindliche Bild von Hofmaler Richard in Karlsruhe: „Mutterschaaf von einem Adler verfolgt." Die Gruppirung sowohl wie die Zeichnung lassen zu wünschen übrig. Das Bild vermag nicht zu packen — Eine ganz vorzügliche Landschaft hat Emil Ernst von Düsseldorf ausgestellt: Ein Felsenschloß auf einer schön bewaldeten Höhe. Ueber die Brücke zum Portal des Schlosses reiten Cavaliere mit ihren Damen. — Ein meisterhaft ausgeführtes, höchst effektvolles Bild ist der „Julier-Paß im Engadin" von J. Vollweider in Karlsruhe. Nicht minder gelungen ist ein Landschaftsbild von Karl Hetz in München: „Partie bei Meran", ein duftiges frisches Gemälde, das den Beschauer außerordentlich anheimelt. Ein herrlicher Baumschlag fesselt zumeist. Als Staffage dienen Kinder, die Vieh hüten. Eines der Thiere trinkt behaglich aus dem vorüberfließenden Bache, auf welchem Enten und Gänse lustig schwimmen. — Von den Thierstücken, welche hauptsächlich in den unteren Reihen aufgestellt sind, heben wir als ganz besonders gelungen hervor ein Gemälde von F. Heimerdinger in Hamburg: „Junger Fuchs, den Verlust seiner Brut befürchtend." Ein niedliches, mit großer Sorgfalt ausgeführtes Bildchen ist das in der letzten Reihe aufgestellte kleine Gemälde von Cornvill in Frankfurt: „Der alte Kapuziner." — Es würde natürlich die Grenzen unseres kleinen Referates überschreiten, wollten wir noch vieler anderen, nicht unbedeutender Schöpfungen gedenken. — Wenn wir schließlich noch die Albert'schen Photographieen des berühmten Werkes von M. v. Schwind: „Die schöne Melusine" erwähnen, eilf Blätter nach Aquarellen des genannten Meisters, die den Beschauer mächtig anziehen, so glauben wir unserer Referentenpflicht so ziemlich nachgekommen zu sein. Mögen die Bewohner unserer Stadt durch recht zahlreichen Besuch der Ausstellung zeigen, daß sie das Gebotene zu würdigen wissen.

Mannichfaltiges.

(Heimfahrt per Nachnahme.) Reisender Moriz Pfirsichkern: „Ich habe hier gar keine Geschäfte gemacht; Sie kennen mich und noch mehr meinen Vater in München, leihen Sie mir also gütigst auf meine Schuld noch 10 Thaler, ich muß heute Nachmittag die Heimreise antreten; den Betrag, den ich Ihnen schulde, erhalten Sie vom Hause aus sobald ich zurückkomme." — Hotelbesitzer: „Es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, Ihnen dienen zu können. Ich werde Sie selbst in meinem Omnibus zur Bahn geleiten und Ihnen dort das Gewünschte einhändigen. Auch werde ich mir die Ehre geben, Ihnen Fahrkarte und Gepäck zu besorgen.

Moriz Pfirsichkern schwimmt in Wonne. Die Stunde naht, der Omnibus fährt vor, Pfirsichkern übergibt sein Gepäck dem Hotel-Hausknecht, der gleichzeitig Omnibuskondukteur ist, und fährt seelenvergnügt mit seinem Wirth zur Bahn.

Dort begibt er sich in die Restauration. Der Hotelbesitzer erscheint alsbald mit Fahrkarte II. Classe und Gepäckschein für Herrn Moriz Pfirsichkern, zugleich aber auch mit der saldirten Wirthshausrechnung und baaren 6 Thaler 15 Silbergroschen.

Dies Alles übergibt er Moriz Pfirsichkern mit den Worten:

Meine Rechnung beträgt	Thlr.	20. 15.
die Fahrkarte und Gepäckschein	Thlr.	3. —.
weiter hier baare	Thlr.	6. 15
Summa	Thlr.	30 —.

welchen Betrag ich auf Ihrem Koffer, dessen Inhalt ich beiläufig kenne, nachzunehmen so frei war. Indem ich Ihnen noch bestens für die Bezahlung danke, bitte ich Ihrem verehrten Herrn Vater meine Hochachtung zu melden und mich recht bald wieder mit Ihrem Besuch zu beehren.

(Verwandtschaft.) Richter (zum Zeugen): „Kennt Ihr den Angeklagten, seid Ihr verwandt zu ihm? — Zeuge: „No freilich kenn' ich ihn, wir waren bei'm nämlichen Bauern in Dienst; er war bei die Roß und ich bei di Ochs'n — weiter san wir nit verwandt!"

(Auch nicht übel.) Der in Unna erscheinende „Hellweger Anzeiger und Bote" Nr. 53 enthält folgende Anzeige:

„General-Versammlung der Rindvieh-Sterbe-Kasse findet am Sonntag den 7. Juli, Nachmittags 4 Uhr, beim Wirth W. Voß statt, wo Rechnungslegung und sonstige wichtige Berathungen vorgenommen werden. Um zahlreichen Besuch der Versicherten ladet ein.

Pelkum, den 28. Juni 1872. Der Vorstand."

Pelkum hat ein Wirthshaus, das einer Versammlung von versicherten Rindern einen Saal einräumen kann? Pelkum wird Weltstadt!

(Eine seltsame Karawane.) Die „Berliner Wespen" schreiben: Ein Herr Bazerque in Paris hat den Plan zu einer Weltkarawane nunmehr veröffentlicht. Dieselbe wird die ganze Welt durchwandern, nur Deutschland nicht berühren. Keine Karawane ohne Kameele!

Goldkörner.

Wir Männer täuschen uns, wenn wir glauben, weibliche Gefallsucht wäre immer nur auf unsere Eroberung gerichtet. Die meisten Frauen sind nur eitel, um ihre Mitschwestern zu übertreffen und wollen nichts als die Schmeicheleien ihres Spiegels.

* * *

Rüste dich nur bei jedem Unternehmen auf sein Mißlingen. Hat es Erfolg, so lohnt dieser sich doppelt. Das Glück erhebt dann auch zugleich dein Herz, ohne es aufzublähen.

* * *

Den untern Volksklassen erscheint der Tod auch deshalb nicht so schreckhaft, weil ihrem dumpfen, thatsachenlosen Leben damit Einschnitte und kräftige Impulse gegeben werden. Ein Leichenbegängniß wird im Volk oft wie eine Kindtaufe gefeiert.

* * *

Der größte Geist wird von dem Augenblick an im Umgange langweilig, wenn er glaubt, sich nur als absolutes Ich geben zu dürfen und mit diesem keine Thatsachen allgemeiner Natur mehr in Verbindung zu setzen weiß.

* * *

Eine Warnung für Berühmte! Je mehr dich dein Genius den entfernt dich Bewundernden zum Gott zu machen scheint, desto vorsichtiger sei darauf bedacht, dich Denen, die in der Nähe leben, als Mensch zu zeigen!

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 83. Samstag, den 20. Juli **1872.**

Mädchenfreundschaft. *)

Erzählung von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung.)

„Sie kommen wie gerufen, Herr Doctor!" sprach sie zu dem Eintretenden. „Ich habe hier mit einem hart gesottenen Sünder zu thun und Sie sollen mir beistehen gegen ihn." Sie erzählte ihm den Hergang der Sache.

„Herr Wermuth —" wendete sich der Arzt gegen denselben — „ich habe Sie vor vier Jahren in der Behandlung gehabt und kennen mich daher gewiß noch. Ich rathe Ihnen als Freund, die schlimme Sache in Güte beizulegen. Sie haben es mit einer sehr energischen jungen Dame zu thun, die im Stande wäre, nicht nur die Polizei, sondern auch noch alle Vorübergehenden, ja, die ganze Nachbarschaft herbeizurufen, in welchem Falle man leicht Lynchjustiz gegen Sie ausüben könnte."

„Ich muß mich vergriffen haben —" entschuldigte sich Wermuth — „was leicht möglich ist. Ich erbiete mich, die geforderte Kaufsumme zu bezahlen, obschon ich beträchtlich einbüße."

„Das sollen Sie nicht, mein sauberer Herr!" sprach die Tänzerin. „Her mit den richtigen brillantnen Ohrringeln! Was Sie dafür zahlen wollten, kann ich auch. Hier —" sie zog aus ihrer Tasche ein Bündel Cassenbillets hervor — „sind fünfundzwanzig Thaler, und da für Dich, mein wackeres Jüngelchen, noch ein Thaler für Dein tapferes Benehmen gegen den saubern Herrn Goldschmied."

„Potztausend!" lachte der Arzt — „die Damen vom Balletcorps werden eben nicht reich honorirt. Sind Sie vielleicht zur Solotänzerin avancirt, Fräulein Weinhold? oder —"

„Wenn Sie nicht unser gefälliger Theaterarzt wären —" versetzte die Tänzerin — „so bliebe ich stumm auf Ihre Frage. Wissen Sie: ich habe einen Schatz gefunden."

„Einen lebenden? zweibeinigen?" scherzte der Doctor.

„Das ist meine Sache —" lächelte die Tänzerin. Dann wendete sie sich an den Knaben. „Ihr seid wohl in Noth, daß Deine Mutter die kostbaren Ohrringel verstoßen wollte?"

Fedor brachte seinen Mund zu dem herabgeneigten Ohre des Mädchens und sagte leise: „Sie waren der letzte Ueberrest aus einer besseren Zeit und darum meiner Mutter überaus theuer. Aber wir sollen den Hauszins bezahlen und obschon meine Schwester vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht am Stickrahmen saß, langte das Geld nicht zu. Und obendrein liegt meine liebe Mutter krank —"

„Lieber Doctor —" sprach das Mädchen bittend zu demselben — „ich weiß, Sie besitzen noch ein fühlendes Herz. Thun Sie mir den Gefallen und besuchen Sie, wenn Ihnen einige Minuten Zeit übrig bleiben, die Mutter meiner besten Freundin, und sehen, was ihr fehlt."

„Und was bekomme ich an Honorar von Ihnen?" scherzte der Arzt.

„Aus meiner Schulzeit erinnere ich mich des Bibelspruchs —" entgegnete die Tänzerin — „daß wir, wenn wir Gutes thun sollen, nicht erst fragen dürfen: Was wird mir dafür? Diesen Spruch merken Sie sich gefälligst, Herr Doctor."

„Soll geschehen!" betheuerte dieser. „Aber einen Kuß von Ihren schönen Lippen erhalte ich doch, wenn ich Ihnen den Willen thue?"

„Drei für einen", gelobte die Tänzerin — „sobald Sie Fedors Mutter gesund machen. Und das vor Aller Augen, selbst vor denen meines —"

„Schatzes!" ergänzte der lachende Arzt.

Mit grämlichem Gesichte blickte der Goldschmied den drei, seinen Laden verlassenden Personen nach.

„Saubere Bagage!" murmelte er. „Eins so leicht und locker wie das Andere. Nur der Bube gefiel mir einigermaßen. Hätte es dem Hungerleider gar nicht angesehen, daß er so viel Energie besitze. Jeder Andere wäre schon bei dem bloßen Nennen der Polizei davon gelaufen und hätte die Ohrringel im Stiche gelassen. Diesmal hattest Du falsch calculirt, Christian!"

Es war nach dem Schlusse des Theaters und des Ballets, als Leonie Weinhold heimging, nachdem sie sich von dem lärmenden Haufen ihrer Kameradinnen getrennt hatte. In die Hausflur tretend, fuhlte sie sich plötzlich von zwei Frauenarmen umschlungen und auf den Mund geküßt, wobei eine von Schluchzen unterdrückte Stimme sprach: „Gute, gute Leonie! wie großen Dank bin ich Dir schuldig! Ach, wie kann ich Dir je vergelten, was Du heute an uns gethan hast!"

„Ach, Du bist's, Lisbeth?" entgegnete Leonie. — „Wie Du mich erschreckt hast!"

„Eine volle Stunde stehe ich schon hier in der finstern Hausflur, um Dir unsern Dank abzustatten —" versetzte Lisbeth. „Dein Doctor hat meine Mutter besucht, ihr die beste Hoffnung zur Genesung gemacht, auch ein Recept verschrieben. Fedor ist ganz glücklich und weint vor Freude, weil Du ihm einen Thaler geschenkt hast, den er aber nicht für sich b halten will. Wir können den Miethzins bezahlen und ich brauche nicht mehr bis um Mitternacht am Stickrahmen meine Augen zum Erblinden anzustrengen. Dies Alles ist Dein Werk."

„Ihr habt mich immer eine leichte Finke geschimpft —" erwiederte Leonie. „Heute habe ich Euch gezeigt, daß eine leichte Finke auch einmal etwas Gescheidtes machen kann. Aber Du bist in der kalten Hausflur ganz ausgefroren. Komm' mit mir herauf. Wir finden ein warmes Stübchen und ein Glas heißen Punsches, welches beides zu besorgen ich meiner Aufwärterin geboten habe. Wir plaudern zusammen und das ist doch annehmbarer, als wenn Du noch am Stickrahmen gebannt wärest. Auch habe ich Dir eine große Neuigkeit zu berichten. Ich bin — Braut!"

„Schon wieder?" platzte Lisbeth heraus.

„Diesmal wirklich —" betheuerte Leonie, indem beide die Treppen erstiegen. „Du weißt —" fuhr jene fort — „daß der Schauspieler Darlo ernstliche Absichten zum Heirathen mir zeigte. Anfangs ging auch Alles nach Wunsch. Bald aber überzeugte ich mich, daß er nicht blos Schau-, sondern auch Karten-, Würfel- und anderer Glücksspieler war, der seinen Beruf vernachlässigte, die Gage verspielte und lau in seiner Liebe gegen mich wurde. Daher gab ich ihm die Schlippe. An seine Stelle trat der Militärguide Battmann. Derselbe schwor mir tausend Eide, daß er nur mich liebe, und gelobte, mich als seine Gattin heimzuführen, sobald er eine gewünschte und gesuchte Civilanstellung erhielte. Nachdem er von hier versetzt worden, erfüllte sich an ihm das soldatische Sprüchwort: Ein ander Städtchen ein ander Mädchen. Noch drei oder mehrmal habe ich ähnliche Erfahrungen gemacht und mir dadurch die Hörner gänzlich abgelaufen. Gegenwärtig aber ist ein Be[illegible]erber um meine Hand aufgetreten, über dessen Rechtlichkeit mir kein Zweifel beikommt. Er ist Wittwer, kinderlos, nicht mehr jung, ein Fünfziger, auch eben nicht schön, aber seelengut, grundehrlich, folgsam wie ein Pudel und — sehr reich. Er hat mir fünfhundert Thaler geschenkt, mit welchen ich nach Belieben schalten sollte. Der Spaß mit den Ohrringeln, der mich lumpige sechsundzwanzig Thaler gekostet, hat mir mehr Freude gemacht, als ich je bei meinen Liebeleien gehabt. Nächsten Ersten kündige ich meine Stelle beim Balletcorps und in sechs Wochen werde ich getraut. Dann kann ich mich erst recht meiner Freundinnen annehmen und Gutes stiften."

„Gute Seele!" lobte Lisbeth.

Eine wohlthuende Wärme empfing die in die Wohnung der Tänzerin tretenden Mädchen und der süße, verführerische Duft des auf dem Ofen bereit stehenden Punsches erfüllte das trauliche Stübchen, welches eine brennende Lampe erleuchtete. Leonie rückte zwei Stühle an den Tisch, holte vom Ofen die Punschterrine und ein Papier mit leckeren Pfannkuchen herbei, die sie ihrer Freundin darbot. „Mein Bräutigam —" sprach sie — „überschüttet mich fast täglich mit derartigen Gaben."

Punsch und Pfannkuchen waren schon seit Jahren nicht über Lisbeth's Lippen gekommen, daher es ihr um so besser schmeckte. „Wenn doch meine Mutter und Fedor jetzt es eben so gut hätten!" dachte sie heimlich. Da ging die Thüre auf und mit allen Zeichen der überstandenen Kälte es war zu Anfang des Decembermonats 1870 — trat zu den beiden schmausenden und zechenden Grazien die dritte, eine nicht minder hübsche Jungfrau.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Sommersprossen: *)

Humoreske von S. Behrend.

Die junge hübsche Frau des Professor Hahn stand vor dem Spiegel und legte die letzte Hand an ihre Toilette. Diese Toilette war untadelhaft vom kleinsten Bändchen bis zur Robe, welche die Gestalt der jungen Frau umfloß. Wer die Professorin jetzt sah, mußte sich gestehen, daß sie allerliebst aussah; Frauen, sagt man, wissen es, wenn sie schön oder hübsch sind, und daher wissen wir es uns zu deuten, wenn wir die Professorin sich im Spiegel anlächeln sehen.

Die junge Frau wußte, daß sie unter der Benennung: „Die schönste Frau der Stadt" verschrieen war, weßhalb sollte sie ihr Spiegelbild nicht anlächeln? und hätte sie gewußt, daß es Jemand gäbe, der sie für die schönste Frau der Welt hielt, sie würde ihr Spiegelbild vielleicht geküßt haben, bestimmt aber würde sie diesen Jemand geküßt haben, denn dieser Jemand war ihr Gatte, der Professor der Philologie, Hahn. Professoren haben Eigenthümlichkeiten, die Andere nicht haben. Wir wollen die Eigenthümlichkeiten des Professors Hahn hier nicht der Reihe nach aufzählen, sondern nur einer erwähnen, nämlich der: er fürchtete sich, seine Frau wissen zu lassen, daß sie schön sei. Sie könnte eitel werden, meinte er, und Das war es eben, worin sich seine Professoreneigenthümlichkeit zeigte, er trieb die Aengstlichkeit, seine Frau nicht wissen zu lassen, daß sie schön sei, bis auf die Spitze, er wachte über seine Stimme, er wachte über seine Mienen, seine Bewegungen, seine Worte, und über die Mienen, Bewegungen und Worte Anderer. Im Zusammenhange mit dieser lächerlichen Eigenthümlichkeit des Professors stand es, daß er seine Frau stets begleitete, daß er lieber die Griechen und Römer im Stich ließ, als seine Frau allein gehen zu lassen. Zum Glück für seine Ruhe war Hahn der jüngste Professor, seine Collegen überragten ihn alle um eine ganze Anzahl von Maimonaten, von diesen hatte er nicht zu fürchten, daß sie seiner Frau irgendwie Complimente machen würden.

In der letzten Zeit war jedoch seine Ruhe bedenklich untergraben worden durch einen jungen Arzt, der sich vor Kurzem in N., unserer Professorenstadt, niedergelassen hatte. Er hatte Zutritt in den Cirkeln der Professoren und es konnte daher nicht vermieden werden, daß der Professor und die Professorin Hahn und Doctor Breier, so hieß der junge Mann, öfterer als Ersterem lieb war, zusammentrafen. In der That hatte Hahn vollkommen Grund, zu befürchten, seine Frau könnte durch Doctor Breier aus ihrem Zustande aufgeweckt werden und zu erfahren bekommen, daß sie schön sei, denn er ließ es sich recht angelegen sein, der Professorin zu gefallen, aber auch um das Herz des Professors zu erobern. Letzteres wurde dem Doctor nun recht schwer gemacht, denn je freundlicher Dieser ward, desto kälter, zugeknöpfter wurde Jener, denn neben der Befürchtung, die Professorin könnte erfahren, daß sie schön sei, trat auch die Eifersucht. Hätte Hahn die Gründe des Doctors gekannt, um die er bemüht war, sich ihm zu nähern, er würde ihn mit offenen Armen entgegenkommend unterstützt haben. Doch kehren wir zu dem Toilettespiegel der jungen Frau zurück. „Ob ich meinem Manne wohl gefalle?" sagte sie, ihr Bild anlächelnd. „Ach ja gefallen, dem Brummbär ist es ganz gleich, wie ich aussehe." Sie sah zu dem Portrait ihres Mannes, das an der Wand hing, auf. „Nicht wahr, Brummbär? Es ist Dir ganz gleich, wie ich aussehe. Das Eisengesicht, nicht einen Muskel verzieht es", sagte sie halb scherzend, halb unmuthig. „Ja", hauchte sie, „so sind die Männer, vor der Hochzeit und in den Flitterwochen sind wir leibhaftige Engel und wenn diese vorüber sind, ganz gewöhnliche Frauen, und wenn sie uns alsdann ungestraft davon laufen könnten, ich glaube, sie würden es thun. Nein, nicht doch, davonlaufen würde er mir nicht", sagte sie, „mein Mann gewiß nicht, er liebt mich, nur seine Griechen verdrehen ihm den Kopf. Die alten, alten Griechen", schmollte sie. „Nun sitzt er wahrscheinlich bei seinen Büchern und studirt — heute soll er einmal nicht studiren, heute soll er für mich da sein. — Vielleicht liegt auch die Schuld an mir, vielleicht thue ich zu wenig, um meine Vorzüge geltend zu machen. Vielleicht fände er, der Philologe, es interessant, wenn ich mich etwas für die Alten interessirte. Nun, wir wollen sehen." Sie ging auf eine Seitenthür zu und klopfte an."

„Herein!" rief eine Stimme. (Forts. f.)

---

*) Aus dem Illustrirten Familienkalender für 1873. Preis 18 kr.

Mannichfaltiges.

(Ein auf den Hund gekommener Löwe.) General C., eine bekannte Pariser Persönlichkeit, trat vor einigen Tagen, angelockt durch ein mächtiges Schild mit der Aufschrift: „Großer afrikanischer Löwe", in eine jener Schaubuden, die sich vor den Barrieren der Seinestadt befinden. Der wunderbare, große afrikanische Löwe war in einem dunkeln Käfig untergebracht und der „Bändiger" begann eine Produktion, indem er den in sichtlich gedrückter Stimmung sich befindenden Herrscher der Wüste mit einem Stecken ohngefähr in der Weise bearbeitete, wie wenn man im Frühjahr einen alten Sommerüberzieher seines alten Staubes entledigen will. Der Leu ließ diese entwürdigende Operation ruhig über sich ergehen und wagte es nicht, auch nur durch ein Knurren die Expectorationen zu unterbrechen. General C. beobachtete das Thier aufmerksamer und als der Bändiger abermals begann: „Dies ist der große afrikanische Löwe", schnitt er demselben die Rede mit folgenden Worten ab: „O nein, das ist kein Löwe, sondern mein im vorigen Jahre verlorener Neufundländer." Der Meister, sichtlich überrascht, erwiederte diese Anschuldigung mit Hohngelächter. General C. aber rief sofort „Hektor!" und der „Löwe" sprang freudig in die Höhe und begrüßte seinen wiedergefundenen Herrn, der den vermeintlichen Löwen seiner Mähne entledigte, die aus einem von einem Pelzhändler acquirirten Fußteppich bestand und mit einer großen Geschicklichkeit angebracht war. Der Bändiger mußte sich mit einer kleinen Geldsumme zufrieden stellen und sucht nun vermuthlich einen andern zum Löwen brauchbaren Hund.

(Zweifelhafte Ehre.) Einer berühmten Tänzerin waren nach dem Theater die Pferde ausgespannt worden und eine Anzahl Enthusiasten hatten den Wagen nach ihrem Hotel gezogen. „Ich bezweifle", sagte ein Satyriker, „ob dies eine so große Ehre ist, Pferde mit Eseln zu verwechseln."

(Ein gewisser Tenorist) schützte stets Unwohlsein vor, wenn er den Tannhäuser singen sollte. Im Publikum bildete sich in Folge dessen für ihn der Spitzname „Dann heiser."

Goldkörner.

Man ermüdet recht gründlich, sich die Menschheit zu gewinnen, wenn man sieht, daß alle Liebe und Freundschaft, die wir finden, doch nur die Folge unsers ersten Entgegenkommens ist.

* * *

Nur oberflächliche Frauen können den Mann nicht lieben, der sie in Verlegenheit setzt.

* * *

Wer eine schwache Erinnerung hat, ist arm an Gemüth und wer in seiner Jugend ein starkes Gedächtniß hatte, in seinen spätern Jahren es aber verliert, der stelle eine ernste Prüfung mit seinem Herzen an. Es ist sicher nicht der Geist, der nachläßt, sondern irgend eine Seite des Charakters. Je stolzer z. B. und von sich eingenommener man wird, desto mehr verliert sich jene Innigkeit der Seele, die aufmerkt und behält.

* * *

Kluge Menschen beherrschen ihre Eitelkeit jahrelang, bis sie Kinder haben. An diesen bricht dann ihre Schwäche hervor. Unter dem Deckmantel der Aelternliebe sich sicher glaubend, zeigen sie sich in der Würdigung und Förderung ihrer Kinder als wahre Narren.

* * *

Die schönsten Gegenden der Welt werden selbst dem sinnlichen Auge nicht traulich, wenn wir nicht für sie eine gewisse geistige Beleuchtung gefunden haben.

---

* Räthsel.

(Dreisilbig.)

Zu ihrem Herzen fand die „ersten Beiden"
Der Jüngling. — „Willst Du mich?" so fragte er galant.
Sie sparte ihm der „Letzten" bittre Leiden,
Weil seine Liebe — Gegenliebe fand.
Sie ward sein Weib; regierte unverdrossen
Im Haus, dem „Ganzen" treue Hüterin.
Ihr Wahlspruch ist: „Nur immer hübsch verschlossen,
Und dann die „Ersten" in das „Ganze hin!"
Wie in der Welt der Mensch sich eint zum Bunde,
So reih'n in ihm sich Bunde an — Bunde!"

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 84. | Dienstag, den 23. Juli | 1872.

Mädchenfreundschaft.

Erzählung von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung.)

„Brrrr!" hob sie, sich schüttelnd an — „ist das eine Kälte! Die armen Soldaten im Felde!"

„Ja, diese sind Dein erstes und letztes Wort —" spottete Leonie. — „Wenn wir nicht wüßten, daß Dein Schatz ein Soldat ist, so könnten wir es schon aus Deinen Reden errathen. Hast Du wieder Nachricht von Deinem Schützencorporal, Alwine?" Unter diesen Worten zog Leonie einen dritten Stuhl herbei, schänkte ein neues Glas voll Punsch und deutete auf die Pfannkuchenfülle hin.

„Ja!" versetzte Alwine nach einem langen Schlucke — „heute habe ich einen Brief von meinem Heinrich erhalten, der am 26. Nov. geschrieben ist. Er liegt mit seinem Regimente und noch vielen andern vor Paris, in welchem schon alle Pferde, Esel, Hunde, Katzen, Ratten und sonstiges Ungeziefer aufgezehrt ist und sich gleichwohl nicht ergiebt. In einem Umkreise von vielen Meilen stecken die deutschen Soldaten in Erdhöhlen, von wo aus sie unausgesetzt herauslugen, ob die Rothhosen einen Ausfall machen wollen. Denkt Euch, vierundzwanzig Stunden lang in einer Erdhöhle stecken zu müssen, bei Winterkälte, ohne Feuer, ohne Lagerstätte, nicht einmal Tabak rauchen zu dürfen! Nur in der Nacht erfolgt die endliche Ablösung, weil bei Tage die Franzosen sogleich ihre eisernen, mehr als hundertpfündigen Zuckerhüte auf unsere Leute losdonnern würden Kein Bischen warmes Essen erquickt den frierenden Magen, höchstens einige Schlucke elenden, theuern Fusels. Ach, könnte ich doch jetzt mein Glas Punsch meinem armen Heinrich hintragen! Er schreibt, daß man in den nächsten Tagen einen Ausfall mit Gewißheit erwarte. Ach, vielleicht liegt mein Heinrich in dieser Minute, wo ich mir's wohl schmecken lasse (sie verzehrte mit Lust eben einen Pfannkuchen) auf der kalten, hartgefrorenen Schneedecke, schwerverwundet, hilflos, verlassen und röchelnd da. Sein heißes Blut röthet den Schnee umher und gerinnt endlich zu Eis. Keine Nacht schlafe ich jetzt vor diesen, mir stets vor Augen schwebenden Schreckbildern und meine Madam zankt mich aus, daß ich den zusprechenden Kunden keine freundliche Miene mehr mache und kaum den Mund zum Sprechen öffne. Wenn das noch lange so fortwährt, bleibe ich endlich liegen."

„Warum hast Du Dir auch einen Soldaten zu Deinem Geliebten auserkoren!" versetzte Leonie.

„Muß denn nicht jeder junge, gesunde Mann jetzt Soldat werden?" — fragte Alwine. — „Nur Krüppel und alte Knasterbärte sind zurückgeblieben."

„Du!" sprach Leonie mit verstelltem Ernste und drohend erhobenem Zeigefinger — „schmähe meinen Bräutigam nicht."

Dieser trat in demselben Augenblicke in das Stübchen. Er war, wie Leonie gesagt hatte, ein Fünfziger, etwas wohlbeleibt, von mittler Gestalt, mit schwarzem Haupthaar, Schnur- und Backenbart, und hatte ein ziemlich breites Antlitz, das jetzt ein freundliches Lächeln zeigte.

„Ah!" hob er an — „da komme ich ja gerade gelegen. Sähe ich hier nicht schon drei Schönheiten beisammen, so würde ich sprechen: O, laßt mich sein, ich bitte, in Euerem Bunde der —"

„Vierte!" fiel Leonie lachend ein, indem sie ihrem Bräutigam in der einen Hand ein gefülltes Glas Punsch darbot und mit der andern ihm die etwas schlaffe Wange streichelte. „Warst Du diesen Abend im Theater, lieber Milo?" fragte sie.

„Leider nein!" antwortete dieser. „Wie gern hätte ich meine Leonie im Ballet bewundert, allein ich hatte ein dringendes Geschäft zu besorgen. Hier das Ergebniß davon." Milo zog ein schwarzes Maroquinkästchen aus der Tasche und, es seiner Braut überreichend, sprach er lächelnd: „Da, nimm, lieber Schatz!"

Nun, ein Schatz war es auch, was sich bei dem Oeffnen des Kästchens den sechs Mädchenaugen funkelnd, blitzend und verführerisch zeigte. Staunend, stumm, überrascht starrten die drei Grazien einen Brautschmuck an, der einer fürstlichen Braut Ehre gemacht hätte. Wie erblichen die Ohrringel, welche Leonie mit fünfundzwanzig Thalern bezahlt hatte, gegen dieses kostbare Halsband, die Busennadel, die Armbänder und den Brillantring, die sämmtlich in allen Farben blitzten! Ja, ja, Milo verstand sich auf die Schwächen des weiblichen Geschlechts und, was ihm an Jugend und Schönheit abging, durch den verführerischen Glanz seiner Geschenke zu verdecken. So kam es, daß Leonie, nachdem sie sich an dem Inhalte des Schmuckkästchens einige Augenblicke geweidet hatte, den Geber mit mehr wie einem feurigen Kusse belohnte. Milo setzte sich zu den drei Mädchen hin, welche noch immer die einzelnen Theile des Schmuckes betrachteten und bewunderten. Er genoß ein Glas Punsch und einen Pfannkuchen, worauf er sich mit dem Vorwande dringender Geschäfte entfernte. Leonie verwahrte den Schmuck und sagte freudestrahlend zu ihren Freundinen: „Nun wie gefiel Euch mein Bräutigam? Hat er nicht ein gutes Herz?"

„Seine freigebige Hand ist an ihm das Allerbeste —" erwiederte Alwine, nicht ohne Anflug von Neid, während Lisbeth nur stumm bejahend nickte.

„Diese Hand —" fuhr Leonie fort — „soll auch gegen Euch nicht knickerig sich beweisen. So wie ich Milo's Frau bin, bekommt Ihr beide bessere Tage als bisher."

Lisbeth's Augen erglänzten und dankend nickte sie ihrer großmüthigen Freundin zu. Alwine dagegen sagte seufzend: „Ach, alle Edelsteine der Welt und Golkonda's Schätze gäbe ich darum, wenn mein Heinrich lebend und gesund aus dem Kriege zurückkäme. Selbst als Krüppel sollte er mir willkommen sein." Sie versank in trübes Nachdenken.

„Grillen sind mir böse Gäste —" sang Leoni — „laß sie fahren, Alwine. Sie helfen doch nichts. Trink, iß und wirf alle Sorgen hinter Dich."

„Ich muß heim —" sprach Lisbeth — „meine Mutter wird nicht wissen, wo ich so lange bleibe."

„Mich leidet's auch nicht länger hier —" sagte Alwine — „obschon ich vor banger Sorge nicht schlafen und mein Kopfkissen mit meinen Thränen benetzen werde."

„Schade um meinen Punsch —" versetzte Leonie. „Ich hoffte, daß er für Euch zu einem Sorgenbrecher werde. Sie holte eine Flasche herbei, füllte sie mit Punsch, drang sie nebst einem Päckchen mit Pfannkuchen Lisbeth auf, dabei anhebend: „Da, Kind, für den wackeren Fedor, der sich heute wie ein Mann gegen den sauberen Juwelier benommen hat."

Beide Mädchen gingen. Unterwegs sprach Alwine zu Lisbeth: „Bemerktest Du, daß Leonie's Bräutigam eine Perrücke trug? Ich wette, daß auch sein Schnur- und Backenbart nur angeleimt waren."

„Du irrst Dich," versetzte Lisbeth. „Alwine! Alwine! Daß ich Dich nicht über häßlichem Neide ertappe."

„Ich müßte keine Friseurstochter sein —" antwortete Alwine — „wenn ich falsch gesehen hätte. Und Leonie zu beneiden, fällt mir nicht ein. Und wenn ihr Bräutigam bis über die Ohren in Gold und Edelsteinen säße, so wäre mir mein junger, frischer, stattlicher Schütze zehntausendmal lieber als eine ausgestopfte Mumie."

Daheim fand Lisbeth ihre Mutter und Fedor noch munter. Jene erfreute ihren Bruder durch die Austheilung der für ihn erhaltenen Gaben. Aber auch sie selbst, wie ihre Mutter, erstaunten höchlich, als bei dem Oeffnen des Pfannkuchenpäckchens ein zusammengefaltetes Papier sich zeigte, welches das verhandelte Ohrringelpaar enthielt. Mit Bleistift geschrieben standen die Worte: „Anderweit reichlich versorgt, erstatte ich die Inlage ihrer früheren Besitzerin zurück. Versteht sich: kostenfrei. Leonie.

„Leichtsinnig, aber herzensgut ist meine Leonie —" sprach die tiefgerührte Lisbeth. Und die Mutter setzte mit gefalteten Händen hinzu: „Gott segne die edle Seele und lasse ihre Ehe eine recht glückliche werden."

(Fortsetzung folgt.)

Die Sommersprossen.

Humoreske von S. Behrend.

(Fortsetzung.)

Die Professorin trat ein. „Störe ich, lieber Eduard?“ Der Professor, der es nicht gewöhnt war seine Frau in seinem Studirzimmer zu sehen, sah diese groß an. „Ob ich Dich störe, lieber Eduard?“

„O, durchaus nicht, mein Kind, willst Du Dich nicht setzen?“ Er schob einen Haufen Bücher, die neben ihm auf einem Stuhle lagen, bei Seite und lud seine Frau mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen. Die junge Frau setzte sich, legte ihre Hand auf die Schulter ihres Mannes und klappte mit der andern den Deckel des Buches zu, in dem er soeben gelesen hatte. „Wollen wir nicht ein wenig plaudern, lieber Eduard?“ sagte sie.

„Wenn Du willst, mein Kind, recht gern, aber wovon denn?“

„Wovon? — Je nun, wovon Du willst. — Aber was ich Dich zuvor fragen wollte! Ja, ganz recht, sag einmal, hat Sokrates seine Frau geliebt?“

Der Professor sah seine Frau zweifelhaft an, aber ihr Blick war so ernst und ruhig, daß er überzeugt war, sie treibe keinen Scherz mit dieser Frage.

„Ob Sokrates seine Frau geliebt habe, willst Du wissen? Allerdings, mein Kind, sie war ja seine Frau.“

„Freilich, aber trotzdem will man wissen, daß sie nicht die glücklichste Ehe mit einander geführt hätten.“

„Ganz recht, aber daran war lediglich die Frau schuld.“

„Glaubst Du?“

„Freilich, wird denn der weise Sokrates mit seiner Frau einen Zank begonnen haben?“

„Das nicht, aber er war Veranlassung dazu. Sie fühlte sich gekränkt, zurückgesetzt, daß er sich so wenig um sie kümmerte. Sokrates gehörte dem öffentlichen Leben an, aber seine Gattin hätte er dennoch nicht vernachlässigen dürfen. Die Ehe ist ein heiliges Institut und keine Philosophie wird den Segen eines glücklichen Familienlebens aufwiegen können. Mich würde es recht unglücklich machen, wenn Du Sokrates wärest.“

Der Professor sah seine Frau an und lächelte.

„Ich bin aber nicht Sokrates“, sagte er dann bescheiden.

„Aber Du hast die Schriften seiner Schüler, des Plato und des Xenophon studirt; nicht wahr, so hießen die Herren, welche über ihn geschrieben haben?“

Der Professor nickte mit dem Kopfe, dann sah er seine Frau mit einem leuchtenden Blick an. Sie war so schön und das Plato und Xenophon klang aus ihrem Munde so reizend. Es fehlte nicht viel, so hätte er diesen Mund geküßt, aber er erinnerte sich noch zeitig genug, daß seine Frau über das Warum dieses Kusses nachdenken würde und dann, die Wahrheit vermuthend, stolz, eitel ꝛc. werden könnte. Er beugte sich über das Buch, in dem er vorhin studirt hatte, schlug es auf und fing an zu lesen. Die Professorin, die glaubte, ihren Gatten in's rechte Fahrwasser gelenkt zu haben, war verwundert ob dieses Rückschlages. „Was ist Dir, Eduard?“ fragte sie.

„O nichts, mein Kind, ich habe nur geseufzt“, dann beugte er sich wieder über das Buch und versuchte zu lesen. Die Professorin sah ihm eine Zeitlang schweigend zu, dann sagte sie ärgerlich: Weißt Du, Eduard, daß Du sehr viel von Sokrates hast?“ Der Professor erschrak, es ging ihm plötzlich durch den Kopf, daß Sokrates sehr häßlich gewesen. Er sprang auf und trat vor den Spiegel. „Ich hätte Aehnlichkeit mit Sokrates?“ sagte er.

Die Professorin fing an laut zu lachen. „Mein Gott, das meine ich ja gar nicht!“ rief sie, „sondern ich bezog meinen Ausspruch nur auf die Art und Weise des Sokrates, mit der Xantippe umzugehen. Und Du glaubst, ich fände Dich häßlich, als wie Sokrates? Aber das freut mich, das freut mich, es ist Dir also daran gelegen, daß ich Dich hübsch finde!“

Sie stand auf und legte ihre Arme um seine Schultern; „nein“, sagte sie, „ein Sokrates bist Du nicht, Sokrates ganz und gar nicht, aber ein Brummbär, ein guter lieber Brummbär bist Du.“ Der Professor legte einen Arm um den Leib seiner Frau und küßte sie auf die Stirn. Die Professorin strich ihrem Mann das Haar aus der Stirn und sah lächelnd zu ihm auf.

„Du bist hübsch, Eduard“, sagte sie.

„Wirklich?“ sagte er erfreut.

„Natürlich, Du bist ja mein Mann, muß ich Dich denn als solchen nicht hübsch finden?

Ebenso wie Du mich hübsch findest; nicht wahr, mein Herz, ich bin hübsch?"

Jetzt saß Professor Hahn am Riegel; seine Frau fragte ihn, ob sie hübsch sei?

Was sollte er nun antworten? Nein sagen konnte er nicht, das war gegen seine Ueberzeugung, und Ja sagen durfte er nicht, das war gegen seine Methode. Er sah seine Frau zögernd an.

„Nun", drängte diese schmollend, „bin ich nicht hübsch?"

„Aber liebes Kind", sagte der Professor ausweichend, „allerdings, ja, ja, Du bist hübsch."

Die junge Frau, erfreut ihren Zweck für heute erreicht zu haben, küßte ihren Mann auf den Mund, und der Mann, als er den frischen duftenden Mund auf dem seinigen brennen fühlte, erwiederte diese Küsse, als ob er sich in den Flitterwochen befände.

Der Professor saß allein in seiner Studirstube. Er hatte seinen Blick jedoch nicht in den Büchern, sondern er schaute in's Leere hinein Plötzlich schüttelte er den Kopf. „Ich hätte es nicht thun sollen", sagte er für sich hin, „sie ist lieb und gut, aber sie ist ein Weib." — Er ging nachdenkend im Zimmer auf und ab, dann blieb er stehen und sagte, wie sich selbst entschuldigend: „Aber sie hat mir das Geständniß abgedrungen, ich konnte ja nicht anders." Nachdenkend und dann und wann ein „Hm, hm" ausstoßend, ging er wieder auf und ab. „Wenn ich nur ein unschuldiges Mittel wüßte, wodurch ich sie glauben machen könnte, daß sie weniger schön sei." Er sann weiter nach. Man sah es ihm an, daß er einige Mittel gefunden hatte, welche er jedoch eben so schnell wieder verworfen. Plötzlich hatte er jedoch das richtige getroffen. „Ja, ja, das geht", sagte er, „es ist zwar etwas sonderbar, aber der Zweck heiligt die Mittel, und am Ende so ganz jesuitisch ist das Mittel nicht.

Als die Eheleute am Mittag bei Tische saßen, sah der Professor seine Frau plötzlich erstaunt an, und fixirte dabei einen bestimmten Punkt in ihrem Gesicht. „Was hast Du?" fragte die Professorin.

„Du bekommst Sommersprossen", sagte der Professor.

„Sommersprossen, ich?"

„Allerdings. Hier, da und dort."

Die junge Frau stand auf und trat vor den Spiegel.

„Ich sehe keine Sommersprossen", sagte sie.

„Nun, so stark, daß sie der Spiegel zeigt, sind sie eben nicht, sie markiren sich nur ganz unmerklich unter der Oberhaut, wer nicht scharf hinsieht, würde sie jetzt auch noch gar nicht sehen."

„Du meinst also, daß sie stärker hervortreten werden?"

„Allerdings", sagte der Professor, und führte einen Löffel Suppe zum Munde.

„Und kann man denn nichts dagegen anwenden?"

„O ja, es giebt einige Mittel, welche die Sommersprossen zerstören, aber sie greifen gleichzeitig auch die Haut an. Man kommt also nur von der Scylla in die Charybdis. Wie ich weiß, sitzen die Sommersprossen in der untern Fläche der Cutis oder Oberhaut, dem sogenannten Rutu Malphigii, sie können daher durch solche äußere Mittel nur beseitigt werden, die die Oberhaut entfernen. Ein zu häufiges Entfernen der Oberhaut kann nur nachtheilig für den Körper wirken und innere Mittel hat man nicht. Aber, liebes Kind, komm nun zu Tische, die Suppe wird kalt, und so wichtig sind die Sommersprossen am Ende nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Französische Weisheit.) Der Pariser „Rappel" berichtet von der Einweihung des Stein-Denkmals bei Nassau und erzählt seinen Lesern dabei die Lebensgeschichte des Mannes, dem das Denkmal errichtet wurde, nämlich — des National-Oekonomen Professor Lorenz Stein in Wien! sorgfältig ausgezogen aus Vapereau's „Contemporains".

Auflösung des Räthsels in voriger Nummer:
Schlüsselkorb.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 85. Donnerstag, den 25. Juli 1872.

* Sinnsprüche.

Träum' nicht zu viel, ach wenn Du wär'st
Ein Rath auf hohem Sitze;
Beim Thurmbau kommt der Grundstein erst,
Und dann die gold'ne Spitze.

Sei nicht mit Deiner Wahl zu schnell,
Siehst Du ein schön' Gesicht;
's glänzt schön wohl manches Schlangenfell,
Die Schlange doch — die sticht!

Ein eitler Mann sucht noch im Sterben
Sich viele Freunde zu erwerben,
Daß er noch auf dem letzten Gange
Mit reichlichem Gefolge prange.

* Mädchenfreundschaft.

Erzählung von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung.)

Noch war keine Woche vergangen, so saß Alwine wieder in Leonie's Zimmer auf einem niedrigen Fußbänkchen und mit vor die Knie festgefalteten Händen. Ihr bleiches, zu Boden gesenktes Antlitz sah verweint und entstellt aus. Lisbeth und Leonie standen vor ihr und blickten mitleidig stumm auf ihre Freundin nieder.

Nach langer Pause hob diese tonlos und wie mit sich selbstredend an: „Todt! todt! In hartgefrorene, feindliche Erde haben seine Kameraden meinen Heinrich gebettet und ein schlichtes Holzkreuz mit seinem Namen auf seinen Grabhügel gepflanzt. Heinrich Mai! Mai! Wonnemonat! Welch' ein Spott für mein Weh! Getödtet im Dezember! Oh! Ach, daß ich ein Mann wäre, der bis auf's Messer gegen die Mörder meines Geliebten kämpfen könnte, die so ruchlos den Krieg begonnen haben. Still! kein Wort des Trostes!“ fuhr sie heftig zu den beiden Mädchen fort. „Du, Lisbeth, liebst nur Deine Mutter und Deinen Bruder. Und Leonie an ihrem feisten, alten Perückenstock nur dessen Reichthum und Geschenke.“

„Solche Reden —“ sprach Leonie achselzuckend zu Lisbeth — „muß man jetzt der Aermsten zu Gute halten.“

„Mehrmals schon —“ fuhr Alwine fort — „habe ich mich auf die Schienen der Eisenbahn legen und mir den Kopf vom Rumpfe trennen lassen wollen. Warum ich's nicht ausgeführt habe? Weil ich warten will, bis die Franzosen ihren Schandlohn vollständig ausgezahlt erhalten. Dann wallfahre ich — wenn's sein muß — zu Fuße nach meines Heinrichs Grabe und gebe mir dort den Tod.“

Lisbeth erfaßt mit beiden Händen der Klagenden Haupt und drückte es sanft an sich. Dann setzten die beiden Mädchen sich — wie die Freunde des aussätzigen Hiobs — der Verzweifelnden stumm gegenüber, bis diese nach längerer Pause in ein heftiges Schluchzen ausbrach und sich ausweinte. „Nur die Zeit vermag so schwere Wunden heilen —“ lispelte Leonie gegen Lisbeth.

„Und der feste Glaube an eine selige Wiedervereinigung —“ antwortete diese leise.

Doctor Baumann, der Theaterarzt, besuchte noch immer die Malerswittwe Willkomm, obschon diese fast gänzlich genesen war. Diese Menschenfreundlichkeit war ihm um so höher anzurechnen, als die Wittwe im vierten Stockwerk wohnte und er auf ein Honorar für seine Bemühung nicht rechnen durfte. Es gibt Aerzte, welche, nachdem sie in Ruf und zu gut zahlenden Kunden gekommen sind, zu den bei ihnen Hilfe Suchenden vornehm sagen: „Ueber zwei Stockwerke hoch steige ich nicht.“ Solche Schonung des Athems und der Lunge ist aber mehr dem Eigenutz als der Sorge für die Gesundheit beizumessen, indem in der Regel reiche Leute zwar bildlich gern hoch steigen wollen, aber nicht leiblich. Ein Arzt vermag

durch seine Persönlichkeit gar großen Einfluß auf seine Patienten auszuüben, größeren oftmals noch, als durch seine Recepte. Ein theilnehmender, Trost zusprechender, erheiternder und freundlicher Arzt wirkt ungleich günstiger ein, als ein kalter, finstrer, mürrischer, wortkarger und barsch auftretender. Die ersteren Eigenschaften besaß Baumann in hohem Grade und war es deshalb bei allen beim Theater beschäftigten Personen beliebt, von der oft eigensinnigen Primadonna und dem viel sich einbildenden ersten Sänger an, bis zu dem Coulissenschieber und Lampenwärter herab.

„Sitzen Sie schon wieder festgebannt am Stickrahmen —" sprach Baumann bei einem seiner Besuche zu Lisbeth: „Ich wiederholte Ihnen, daß Sie noch blutarm, bleichsüchtig, leberkrank und hysterisch werden, wenn Sie es so fort treiben."

„Mir fehlt nichts —" antwortete Lisbeth und eine in ihrem reizenden Gesichte aufsteigende Purpurröthe strafte die Befürchtung Baumanns, hinsichtlich der Bleichsucht, Lügen.

„Das kommt nach!" warnte Baumann. „Sie sollten, um sich das kostbare Gut der Gesundheit zu erhalten, täglich zwei Stunden, wenigstens eine, im Freien bewegen."

„Das Wetter ist eben nicht einladend dazu —" lächelte Lisbeth. „Es schneit und weht ein häßlicher Wind."

„Thut nichts —" erwiederte Baumann. „Sie müssen sich an jede Witterung gewöhnen. „Wie geht denn mir's? Bei Regen, Schnee, Glatteis, Wind, ja bei Sturm, nicht selten des Nachts, muß ich die Straßen durchwandern, und, wie Sie sehen, bin ich gesund."

„Ich versäume zu viel bei meiner Arbeit —" erwiederte Lisbeth — „wenn ich spazieren gehen wollte. Nicht selten muß bestellte Arbeit mit der Stunde fertig sein."

„Was ist's, das Sie jetzt sticken?"

„Ein battistenes Taschentuch für eine polnische Gräfin."

„Sehr schön und kunstvoll. Wie viel erhalten Sie für Ihre Arbeit?"

„Zwei Thaler."

„Und wie lange bringen Sie damit zu?"

„Mindestens zehn bis zwölf Tage."

„So viel trägt mir zuweilen ein einziger Gang ein —" sprach der Arzt zu sich selbst — „und meine vornehmeren Collegen bekommen sogar jeden Besuch mit Goldstücken vergolten." — „Haben Sie gehört oder in den Zeitungen gelesen —" fuhr er laut fort — „daß die französische Kaiserin ein Spitzenkleid besitzt, welches dreitausend Thaler gekostet hat, und daß sie ein gesticktes Taschentuch mit fünfhundert Franken bezahlt?"

Staunend blickte Lisbeth den Arzt an, schüttelte das Haupt und handhabte wieder ihre Sticknadel.

„Sie haben da, Frau Willkomm —" wendete sich Baumann an die Mutter Lisbeth's — „ein schönes Oelgemälde hängen. Es paßt in meine Sphäre. Eine blasse, kranke, junge Frau auf einem Stuhle, neben ihr der Arzt, der aufmerksam das Uringlas betrachtet, im Hintergrunde eine Magd, mit theilnehmendem Gesichte, welche den Bettvorhang aufzieht."

„Es ist meines seligen Mannes letzte Arbeit —" sagte die Wittwe.

„Und Ihnen darum lieb und theuer, so daß Sie es nicht verkaufen wollen —" bemerkte Baumann.

„O deswegen nicht —" antwortete die Wittwe — „sondern weil sich kein Käufer dazu gefunden hat."

„Haben Sie das Bild auf der Kunstausstellung gehabt?"

„Dort wurde es nicht angenommen, weil gegenwärtig nur Orginalwerke ausgestellt werden dürfen. Dieses Bild aber ist eine vierfach vergrößerte Copie nach Caspar Netscher und das Original in unserm Museum befindlich."

„Wir haben ja noch eine Ausstellung des hiesigen Kunstvereins, in welche auch Copieen aufgenommen werden. Benutzen Sie doch diese Gelegenheit und ich wollte dafür einstehen, daß sich ein Käufer findet."

„Dem Bilde mangelt der Goldrahmen —" seufzte die Frau — „und dieser ist, wie mein seliger Mann treffend sagte, der Kuppler zum Bilde."

Als Baumann fort war, hob die Wittwe zu Lisbeth an: „Dem lieben Doctor schien unser Bild recht zu gefallen. Auch paßt's, wie er sagte, ganz zu seinem Beruf. Bezahlen können wir ihm seine vielen Gänge und seine Bemühungen um meine Herstellung nicht. Wie wär's, wenn wir ihm das Bild schenkten?"

„Du hast's getroffen, liebe Mutter!" versetzte Lisbeth eifrig. „Auch ich habe daran gedacht, wie wir dem braven, uneigennützigen Manne unsere Dankbarkeit bezeigen könnten. Ich beabsichtige, ihm ein Taschentuch, Manschetten oder ein Vorhemdchen zu sticken; allein das Bild wäre ein weit werthvolleres und

dauernderes Geschenk, als leicht vergängliche Wäsche."

„Noch heute soll Fedor das Bild hintragen" sprach die Wittwe. „Wird er es denn fortbringen?"

„Ich hoffe es —" antwortete Lisbeth. Aber schmerzen wird es ihn, denn er hängt mit großer Vorliebe an dem Bilde, das gleichsam das einzige Erbe unsers Vaters ist."

„Wenn Fedor aber bedenkt, daß der gute Doctor mich hergestellt, vielleicht vom Tode errettet hat —" sagte die Wittwe — „so wird er gewiß anderen Sinnes werden."

Mutter und Tochter hatten wahr gesprochen. Schwer, sehr schwer fiel es Fedor, sich von dem Bilde zu trennen, jedoch trug er es auch freudigen Herzens zu dem Arzte, der, höchlich überrascht, das Geschenk annahm und dafür danken ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sommersprossen.

Humoreske von S. Behrend.

(Fortsetzung.)

„O doch, mein Kind", sagte die Professorin, „mir ist das sehr wichtig." Sie sah in den Spiegel hinein. „Sie müssen doch noch sehr schwach sich markiren", sagte sie dann nach einer Weile, „ich kann durchaus nichts entdecken."

„Allerdings, noch sehr schwach. Aber, liebes Kind, Deine Suppe wird kalt."

„Was geht denn mich die Suppe an." Sie eilte dennoch zum Tisch, um ihrem Mann den Gefallen zu thun und aß hastig ihre Suppe, dann stand sie wieder auf und trat vor den Spiegel."

Dem Professor war es schon leid, seine Frau so in Allarm gesetzt zu haben, aber er konnte nun nicht mehr zurück. Außerdem hatte er Hunger und seine Frau versäumte durch ihr vor dem Spiegel Stehen, der Köchin zu klingeln, damit sie das Gemüse herein brächte. Heute, wußte er zufällig, gab es Spinat, und Spinat war sein Leibgericht. „Soll ich klingeln?" fragte er nach einer Weile. Die Professorin eilte an den Tisch, klingelte und eilte dann wieder zum Spiegel zurück. Die Köchin brachte das Gemüse, der Professor lehnte sich in die Ecke seines Sophas zurück und blickte grollend auf seine Frau. „Liebes Kind, laß uns doch essen", sagte er dann nach einer Weile. Die Professorin ging mit sichtbarem Aerger an den Tisch, füllte von dem Gemüse auf die Teller und ging wieder an den Spiegel. Sie besann sich jedoch gleich darauf, daß es unschicklich sei, ihren Mann allein essen zu lassen und sie setzte sich daher zu Tische.

„Ich werde jedenfalls einen Arzt zu Rathe ziehen", sagte die Professorin, nachdem sie gegessen hatte.

„Dagegen habe ich durchaus nichts, doch möchte ich Dir Doctor Pollack vorschlagen."

„Doctor Pollack gehört einer ältern Schule an, ich werde mich an einen Jünger der neuen Schule wenden, an Doctor Breier."

„An Doctor Breier?"

„Er ist der einzige junge Arzt in unserer Stadt."

Wieder saß der Professor am Riegel, seine Frau wollte den Doctor Breier zum Arzte. Was sollte er thun? Sollte er darauf bestehen, den Doctor nicht in seinem Hause zu wollen? Das würde ihn lächerlich machen. Er sagte daher weiter nichts und ging dann, nachdem er seinen Kaffee getrunken, in sein Zimmer.

Die Professorin pflegte, nachdem sie ihren Hausstand besorgt hatte, zu lesen. Sie durchlief die Zeitschriften, las die neuesten Erzeugnisse der Literatur. Heute that sie von Alledem nichts, sondern sie stand vor dem Spiegel und suchte nach ihren Sommersprossen. Sonderbar, sagte sie, ich kann sie nicht sehen. Sollte er sich getäuscht haben? Aber weshalb sollte er? Er hat ja ein paar prächtige Augen im Kopfe. Es wäre wirklich fatal, wenn ich Sommersprossen bekäme. — Sollten denn alle Anpreisungen in den Zeitungen Humbug sein? — Sollte die ganze Welt sich betrügen lassen? Sie setzte sich an den Tisch, nahm eine Zeitung zur Hand und las die Annoncen durch. Endlich hatte sie gefunden, was sie suchte, sie schrieb etwas auf ein Stück Papier, couvertirte es, klingelte und übergab es dem eintretenden Dienstmädchen. „So", sagte sie, „es braucht's Niemand zu wissen, und mein Mann vor allen Dingen nicht, er würde es lächerlich finden, wenn er erführe, daß ich zur Quacksalberei meine Zuflucht nehme." Das

Mädchen kam bald wieder zurück und brachte das Verlangte. Die Professorin las hastig die dabeifolgende gedruckte Anweisung durch, eilte dann zum Spiegel und setzte die Gebrauchsanweisung in's Werk. Der Professor ging während dessen in seinem Zimmer auf und ab und grübelte, wie er es vermeiden könnte, daß seine Frau den Doctor Breier consultirte. Wenn er doch nur nichts von den Sommersprossen gesagt hätte, wenn er es rückgängig machen könnte, er würde ihr zehnmal sagen, daß sie hübsch sei. Könnte er denn nicht sagen, daß er sich geirrt habe? Nein, das konnte er nicht, das wäre lächerlich. Aber richtig, das ginge ja, es kommen ja oft Naturheilungen in der Medicin vor. „Das geht, das geht", dachte er erfreut. Als er am andern Morgen mit seiner Frau beim Kaffee saß, sagte er: „Sonderbar, liebes Kind, heute Morgen sind Deine Sommersprossen fast gar nicht zu sehen."

„Wirklich", sagte die Professorin erfreut.

„Hoffentlich werden wir jetzt keinen Arzt mehr nöthig haben, mein Kind." Die Professorin war an den Spiegel getreten und beschaute ihr Gesicht. Ihr Mann hatte Recht, sie konnte keine Sommersprossen entdecken.

„Siehst Du!" rief sie erfreut, „mein Mittel hat doch geholfen!"

„Dein Mittel?" fragte der Professor betroffen, „hast Du denn ein Mittel angewendet?"

„Allerdings", sagte die Professorin.

„Und welches denn?"

„Welches, weiß ich nicht, ich habe das Recept nicht gelesen."

„Aber Kind, Du konntest Dich schädigen, wenn Du Dinge gebrauchst, die Du nicht kennst. Nicht wahr, Du hast den Parfümhändler zu deutsch Quacksalber in der Krautgasse consultirt?" Die Professorin genirte sich ihrem Manne zu sagen, daß sie diese Quelle benutzt habe, sie half sich daher mit einer kleinen Lüge und sagte:

„Nein."

„Also, Du hast einen Arzt zu Rathe gezogen?"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Eine Strike.) Unter den Stammgästen einer Weinwirthschaft in Köln ist seit einigen Tagen eine Strike ausgebrochen. Dieselben wollten in letzter Zeit die Erfahrung gemacht haben, daß der „Kutscher" (Moselwein), den der Wirth vorfahren ließ, gar zu wenig „Gehalt" habe und proponirten deßhalb dem Letzteren, sie würden sich gern für Aufbesserung desselben eine Belastung ihres Weinbudgets gefallen lassen. Der Zuschlag geschah und zwar in einer Höhe von 25 pCt. Allein von einer Aufbesserung des Kutschers war nach Ansicht der Gäste nichts zu bemerken. Deshalb gingen alle sofort zu einem Strike über und erklärten dem Wirthe kurz und bündig, daß sie ihre Thätigkeit in seinem Hause nicht eher wieder aufnehmen würden, bis er seinem „Kutscher" die verlangte „Gehalts-Erhöhung" habe zukommen lassen

(„Mit Schmerz".) In ein Telegraphenbureau bei Paris trat jüngst ein Herr und gab folgende Depesche auf, die als einfache nur zwanzig Worte zählen durfte: „Madame Duval, X-Straße 15, Paris. Melde mit Schmerz Tod Oheim Vincent's. Komme rasch zur Eröffnung Testaments. Glaube, wir sind Erben. Durand." — Der Telegraphenbeamte zählte die Worte und fand deren zweiundzwanzig. — „Es sind zwei Worte zu viel, Herr", bemerkte er dem Aufgeber. — „So?" entgegnete dieser, las das Telegramm durch und entschied dann: „Wohl, streichen Sie: mit Schmerz."

(Zu den drolligen Druckfehlern) hat jetzt auch die „Wertheimer Ztg." einen werthvollen Beitrag geleistet. Die „Lenker" des deutschen Reichs haben sich daselbst unter den Händen des Setzers in einen „Henker" verwandelt.

Goldkörner.

Im Sommer bringen uns gerade die dunkelsten Wolken keinen Regen, wie die glühendsten Hoffnungen keine Erfüllung.

* * *

Nur der Unwissende prahlt mit seinem Wissen.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 86. Samstag, den 27. Juli **1872.**

* Mädchenfreundschaft.

Erzählung von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung.)

Leonie war frei von dem Balletdienste, jedoch verzögerte sich ihre Trauung, weil ihrem Bräutigam die erforderlichen Papiere und Zeugnisse fehlten, deren langsame Beschaffung ihn sehr verdrießlich machte. Zufällig nur erfuhren Leonie und Lisbeth, daß auch Alwine ihre Stelle als Verkäuferin in einer Conditorei aufgegeben habe, aber nicht, was sie nunmehr betreibe. Ueberhaupt kam den beiden Mädchen das Benehmen ihrer Freundin sehr sonderbar vor.

„Alwine ist jetzt recht verschlossen gegen mich —" klagte Lisbeth gegen Leonie — „und verbreitet einen ganz eigenthümlichen Geruch um sich, wie von altem, gepökeltem oder geräuchertem Fleische. Sollte sie in einem Fleischerladen jetzt angestellt sein und solches zu gestehen sich schämen?"

„Ich habe sie in einem weit schlimmeren Verdachte —" erwiederte Leonie. „Wenn Alwine mit uns zusammenkommt, so ist ihr Benehmen derart, daß ich fürchte — sie — trinkt! Nämlich Schnaps, Branntwein, Rum, Fusel, oder wie dieses Gift sonst noch heißt. Glaube mir, Lisbeth, sie trinkt aus Verzweiflung über ihren erschossenen Geliebten."

„Dann wäre es unsere heilige Pflicht —" sagte Lisbeth ergriffen — „die Aermste in Zeiten zu warnen. Es giebt ja nichts Abscheulicheres, als ein trunksüchtiges Weib."

„Ich mag's nicht versuchen —" erwiederte Leonie — „denn in den wenigsten Fällen heilt man einen Trunksüchtigen."

Bei dem ersten Zusammentreffen mit Alwine hob Lisbeth mit eindringlichem Ernste zu ihr an: „Alwine, gieb mir den Beweis, daß ich wirklich Deine Freundin sei. Sage mir offen und ehrlich heraus: suchst Du Deinen Schmerz um den Geliebten durch den Genuß geistiger Getränke zu betäuben?"

Alwine blickte die Fragerin lange und mit flackernden Augen an, daher Lisbeth fortfuhr: „Erweiset sich meine und Leonie's Befürchtung gegründet, so bist Du das bedauernswertheste Geschöpf unter der Sonne, welches der allgemeinen Verachtung anheimfällt und mit dem schimpflichsten Untergange endet. Sprich! ich verlange Wahrheit von Dir!"

„Sie soll Dir werden —" erwiederte Alwine mit zuckenden Lippen — „nachdem Du mit Mund und Hand mir angelobt hast, niemandem wieder zu erzählen, was ich Dir sagen werde."

Nach Erfüllung dieser Bedingung fuhr Alwine fort: „Ich habe Dir und Leonien gesagt, daß für mich keine Freude mehr auf Erden blühe, daß mir das Leben eine Last ist, daß ich nur noch den Wunsch hege, die ruchlosen Mörder meines Heinrichs bestraft zu wissen und dann auf seinem Grabe zu sterben. Zu letzterer Absicht bedarf ich aber der Reisemittel, die ich als Ladenmädchen nicht erübrigen konnte. Darum habe ich mich in der jetzt hier befindlichen Thierbude oder Menagerie als Bändigerin wilder Thiere anwerben lassen. Als solche gehe ich täglich mit Löwen, Tigern, Panthern, Bären und Hyänen um."

„Jesus!" rief Lisbeth voll Entsetzen aus. „Wenn sie Dich zerreißen!?"

„Gehen etwa Menschen, Christen, liebreicher miteinander um, indem sie sich bekriegen?" fragte Alwine bitter. „Die wilden Thiere morden nur aus Hunger und angeborenen Trieben, die Menschen dagegen, obschon mit Vernunft, mit Religion, mit Sittengesetzen begabt, aus niedriger Habsucht, aus verdammlichem Ehrgeiz und anderen Lastern."

„Wenn die wilden Bestien Dich zerreißen!"

wiederholte Lisbeth mit gerungenen Händen. „Man hat ja schon so viele Beispiele davon. Die Obrigkeit sollte ein solch grausames Spiel mit Menschenleben gar nicht erlauben.“

„Damit hat es nicht so große Gefahr, als Du Dir einbildest —“ tröstete Alwine. „Schon mehrmals bin ich in dem Käfig der reißenden Thiere gewesen und sie haben mir nichts zu Leide gethan. Versteht sich, in Beisein des Directors, der sich bei ihnen in Respect zu setzen weiß. Zu meiner Sicherung wird mein Anzug mit einem den Bestien angenehmen Riechmittel durchräuchert, an welchem sie mich erkennen. Zweitens trage ich unter meinem weißen Kleide eine Art Panzer von dickem Büffelleder, und drittens steht der Director stets hinter der Käfigthüre in der Rückwand bereit, um mir im Nothfalle mit geladener Pistole und weißglühender Eisenstange hilfreich beizuspringen. Endlich trinke ich vor dem Eintreten in den Thierkäfig eine Opiummischung, die mir alle Furcht benimmt und mich mit einem wahren Todesmuthe erfüllt. Ist die Aufregung vorüber, so schlafe ich wie todt und verträume mein Seelenleid. Allerdings versetzt mich der Opiumgenuß in eine Art von Trunkenheit, jedoch nicht durch Branntwein, wie Du gefürchtet hast. Für jede Vorstellung erhalte ich versprochenermaßen anderthalb Thaler und werde ich in den nächsten Tagen öffentlich als Cora Genelli auftreten. Wenn Du mein Debut mit ansehen willst, so verspreche ich Dir ein Freibillet auf den ersten Platz.“

„Um Jesu willen, nein, nein!“ sprach Lisbeth abwehrend. „Mit Schaudern werde ich an den Tag denken, wo Du Dich muthwillig in Gefahr begibst. Ach, liebste Alwine! gib Dein schreckliches Vorhaben auf; füge Dich in Gottes heiligen Willen, trage mit Ergebung den Dich getroffenen schweren Schlag und bedenke, daß der Tod Dich auf ewig mit Deinem Heinrich wieder vereinigt.“

„Dein Beschwören ist vergeblich —“ sagte Alwine düster. „Die Würfel sind gefallen. Es bleibt bei meinem Entschlusse.“

Tief betrübt kehrte Lisbeth von dieser Unterredung heim. Da wurde ihr eine unverhoffte Freude zu Theil. Jubelnd sprang ihr Fedor entgegen, freudig ausrufend: „Noch fehlen drei Tage bis zum Weihnachtsheiligenabend und doch ist schon der heilige Christ bei uns eingezogen. Da sieh, was auf dem Tische liegt.“

Stillverklärt und Freudenthränen im Auge, deutete die Mutter auf viele Reihen silberblinkender Thaler hin. Fedor aber wurde zum Dolmetscher der mütterlichen Handbewegung.

„Von dem prächtigen Herrn Doctor Baumann —“ sprach er — „denke Dir! er hat unser Bild nicht behalten, sondern in die Ausstellung des Kunstvereins gegeben, wo sich bald ein Käufer gefunden und hundert Thaler bezahlt hat. Da liegen sie. Der Herr Doctor hat sie uns geschenkt, damit wir uns eine Weihnachtsfreude bereiten können.“

Das Bild des lieben, menschenfreundlichen Arztes trat in frischen, glänzenden Farben vor die Seele Lisbeth's und heimlich gelobte sie sich, ihn, nächst ihrer Mutter und ihrem Bruder, am meisten zu lieben.

Das Auftreten der Cora Genelli am zweiten Weihnachtsfeiertage lockte eine weit vermehrte und beabsichtigte Menge von Zuschauern in die ausgestellte Menagerie. Gleicht ein solches gefahrvolles Schauspiel nicht den Stierkämpfen Spaniens, die man in Deutschland mit Recht verurtheilt?

Einige Wochen lang blieben die von der Thierbändigerin gegebenen Vorstellungen frei von jeglichem Unfall, so daß jene immer kühner und furchtloser wurde. Liesbeth hatte treulich das ihr anvertraute Geheimniß bewahrt und demnach ahnte Leonie, als sie in Begleitung ihres Bräutigams die Menagerie besuchte, nicht, daß Cora Genelli eins mit Alwine Thomas sei. Diese trat in den geräumigen Käfig, in welchen aus den benachbarten, durch Thüren mit einander verbundenen Behältern zwei Hyänen, ein brauner Bär, ein Löwe und ein Panther zusammen gelassen waren. Mittelst einer kurzen Peitsche trieb sie die einander feindselig anknurrenden Bestien zu Paaren, streichelte die eine, liebkosete die andere, setzte sich auf den niedergelegten Löwen, vertheilte Fleischstücken und erfaßte schließlich eins derselben mit den Zähnen, nach welchem die Bestien hüpfend schnappten. In diesem Augenblicke erkannte Leonie ihre Freundin und über ihre Lippen glitt der Ruf: „Alwine!“ und „Alwine!“ ertönte blitzschnell ein starkes, erschrockenes Echo. Die Gerufene starrte in die Zuschauermenge vor sich, in welcher ein Soldat in Uniform, mit leichenblassem Gesichte, den linken Arm in einer Binde, den rechten lang

ausgestreckt, wie versteinert stand. Einen schrillenden Schreckensschrei ausstoßend, stürzte die Thierbändigerin zu Boden und jegliche Bestie auf sie hin, um das entfallene Fleischstück zu erhaschen. Unten ihren Griffen und Klauen zerriß das weiße Kleid in Stücken, der braune Lederpanzer wurde sichtbar, aber auch ein rother Blutstrom floß über die zerfleischte rechte Wange, über den Hals und färbte des weißen Kleides Obertheil. Unter dem gemeinsamen Schreckensgeschrei der Zuschauer riß der Director der Menagerie die Thüre der Hinterwand auf, donnerte einen blinden Pistolenschuß unter die Bestien und fuchtelte dann mit der glühenden Eisenstange eine jede in ihr Behältniß zurück, das sofort durch die herabgelassene Fallthüre geschlossen wurde. Währene dem hatte einer der Wärter die Ohnmächtige aus dem Käfig geschleift, in welchem nur noch der Löwe zurückblieb, von welchem sich, nun auch der Director mit geschwungener Eisenstange zurückzog.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Sommersprossen.

Humoreske von S. Behrend.

(Fortsetzung.)

Die junge Frau wollte nicht weiter lügen „Das bleibt sich ja ganz gleich, lieber Eduard" sagte sie.

„Liebes Kind, mir ist das nicht gleich, Du könntest statt des Medicamentes eine schädliche Substanz erhalten haben."

„Aber Mann, Du siehst ja, daß sie geholfen hat."

„Allerdings, ja", sagte der Professor verlegen, „aber sie könnte auf andere Körpertheile schädlich wirken. So lange ich nicht weiß, welchen von unseren Aerzten Du zu Rathe gezogen, bin ich besorgt. Hast Du denn Gründe, mir den Namen des Arztes zu verschweigen?"

„Das nicht, aber —"

„Nun."

„Ich möchte ihn lieber nicht nennen."

„Du möchtest ihn lieber nicht nennen?"

Die Unterhaltung wurde hier unterbrochen durch den Eintritt des Dienstmädchens, welche einen Brief an die Professorin überbrachte. Sie erbrach denselben und sagte: „Ach, von meiner Schwester Anna!" Sie las weiter:

„„Meine gute Schwester.

Dieses Briefes Inhalt ist nur für Dich, für Deinen Mann muß es für's Erste Geheimniß bleiben. Im letzten Winter lernte ich in der Residenz den Candidaten der Medicin Breier kennen, denselben, der jetzt in Euerer Stadt als praktischer oder practicirender Arzt lebt. Wir hatten Wohlgefallen an einander und zwar ein so starkes Wohlgefallen, daß wir beschlossen uns zu heirathen — Gott sei Dank, daß es heraus ist! — Doctor Breier hat zwar bei Papa noch nicht um mich angehalten, da ihm seine Praxis noch nicht so viel einbringt, um eine Frau Doctorin ernähren zu können, dagegen hat er Mittel und Wege gefunden, sich bei uns einzuführen und die Herzen Papa's und Mama's im Sturm erobert. Er ist nun einmal ein Herzensdieb! Nun wirst Du aus Erfahrung wissen, daß man Jemand, den man liebt, recht oft sehen möchte. Bei der sechs Meilen weiten Entfernung Eures und unseres Wohnortes ist das aber nicht möglich, denn wenn es Breiers Praxis auch erlaubte, täglich uns zu besuchen, so darf er das seiner zukünftigen Praxis wegen nicht. Nun, liebe Schwester, ist es zwischen uns eine beschlossene Sache, daß ich in vierzehn Tagen nach N. komme, um den Winter bei Euch zu bleiben. Breier ist natürlich schon längst davon unterrichtet, und er hat Versuche gemacht sich Euch zu nähern, wurde aber jedes Mal durch das schroffe Wesen Deines lieben Mannes zurückgeschreckt. Ich weiß nicht, was Eduard gegen Breier hat, und ich glaube nicht, daß Gründe vorhanden sind, Breier schroff zu behandeln. Da die Frau, glaube ich, Vieles über ihren Mann vermag, so möchte ich Dich bitten, liebe Schwester, Deinen Mann dahin zu bringen, weniger schroff gegen meinen Doctor zu sein, damit dieser es möglich machen kann, sich bei Euch einzuführen, verstanden? In der Hoffnung, Dich bald in die Arme zu schließen, verbleibe ich Deine Schwester

Anna.

„N. S Papa und Mama lassen Dich und Deinen Mann herzlich grüßen. Auch von mir grüße den Brummbär viel Mal."

D. O.

„N. S. Gestern Nacht war in der Gegend von N. der Himmel von Feuer geröthet, wir waren Alle in Angst, denn es hätte ja auch bei Euch brennen können, ich stand doppelt

Angst aus, denn auch bei Breier hätte es brennen können. Am Morgen erfuhren wir jedoch, daß in Ruhdorf zwei Scheunen abgebrannt sind. Leb wohl.

D. O"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Stock-Englisch.) Anfang dieses Jahrhunderts ereignete sich ein äußerst charakteristischer Vorfall zu London. Eine Prozession war eben auf dem Wege nach dem Kirchenspiel St. George und traf unterwegs auf eine jener alten schwerfälligen Karossen des Adels, welche gerade quer auf dem Damm Posto gefaßt hatte und ihren Besitzer erwartete. Der Kirchendiener bat den Kutscher, etwas Platz zu machen, letzterer aber verweigerte dies, weil ihm sein Herr befohlen habe, hier zu halten. Der Kirchendiener öffnete mit größter Seelenruhe den Kutschenschlag, trat in den Wagen, ging auf der andern Seite wieder heraus und — die ganze Prozession that desgleichen Als der Herr des Wagens kam, fragte er den Kutscher: „Nichts Neues?" — „Nein, Mylord, 's ist nur eine Prozession durch die Kutsche passirt!" — „Nichts entzwei geschlagen?" fragte Mylord mit stoischer Ruhe. „Nur dem Kaplan den Talar abgetreten!" — „Am Wagen meine ich!" fragte Mylord ärgerlich. „Nein, Mylord!" — „All right! Vorwärts!" Mylord stieg ein und sauste davon.

(Der Hut aus guten Gründen.) „Aber sagen Sie mir, Herr Duckrich, warum tragen Sie einen so schäbigen Hut, der ist ja unter aller Kritik?"

„Nur um der schönen Freiheit willen! Sobald ich diesen Hut aufsetze, sagt meine Frau: „Nee, August, mit dir zu geh'n in diesem Deckel, das ist zu affrös, da schäme ich mich." — Deßhalb bleibt sie zu Hause, und ich kann allein gehen. Der Himmel erhalte mir diesen Hut!"

(Poesie eines Colonialwaarenhändlers.) Obgleich die Vereinbarung der Berliner Colonialwaarenhändler behufs Schließung ihrer Geschäftslokale an Sonn- und Feiertagen wieder zu Wasser geworden ist, so findet man doch hier und da einen solchen Laden geschlossen, damit Principal und Commis sich der wohlverdienten Sonntagsruhe erfreuen. Am originellsten dürfte aber wohl ein Colonialwaarenhändler in der Gartenstraße seinen Kunden die Schließung seines Geschäftes angezeigt haben, denn an den Schaufenstern seines geschlossenen Ladens hatte er am Sonntag folgendes Plakat angeheftet:

Sechs Tage soll man schuften!
Am siebenten ruhen aus.
Drum werd' ich heut' verduften,
Und fahr'n nach Pankow raus.

Darunter stand mit fetter Schrift: „Morgen früh wird frischer Kaffee gebrannt!"

(Gebet eines Ehemannes.)

Du magst, o Gott, die Blumen dieser Au
Mit wunderbarem Stoffe kleiden: —
Gib Kleider doch auch meiner theuern Frau
Und meinen Töchtern auch, den beiden!

Goldkörner.

Die Zukunft hat über den zurückgelassenen Trümmern der Vergangenheit noch nie das Genick gebrochen, so oft sie auch darüber gestorben ist.

* * *

Fremde Begeist'rung berauscht schwache Seelen, während sie starke nüchtern macht.

* * *

Seinen Gott suchen heißt — die Wahrheit finden.

* * *

Wohl ist die Welt groß und herrlich, aber Blinde wachen über die Schätze des Lebens und wissen nicht, was sie hüten.

* * *

Unsere bittersten Erfahrungen entspringen doch nur aus unserer mangelnden Menschenkenntniß.

* * *

Wer für Alles Thränen hat, dessen Schmerz ist nie wahrhaft tief.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Poſt.

Nr. 87. Dienſtag, den 30. Juli 1872.

* Mädchenfreundſchaft.

Erzählung von Guſtav Nieritz.

(Fortſetzung.)

Der verworrene Lärm vieler ſchreiender, fragender, bedauernder Stimmen wandelte ſich plötzlich in lautloſe Stille um, als der Menageriebeſitzer erſchien und um geneigtes Gehör bat. „Fräulein Cora Genelli —" hob er an — „lebt, und wird ihre erhaltene Wunde ſoeben durch einen, glücklicherweiſe unter den Zuſchauern zugegen geweſenen Arzt unterſucht und verbunden. Er giebt die tröſtende Hoffnung, daß das Fräulein am Leben erhalten werden wird, indem die Pulsader am Halſe von der Hyänentatze nicht getroffen worden iſt. Der unglückliche Vorfall ereignete ſich nur durch einen, noch unerklärlichen Doppelruf, der die Thierbändigerin des Bewußtſeins beraubte. Ich erſuche ſonach das geehrte Publikum, die weitere Fütterung der Thiere ruhig mit anzuſehen, oder ſtill die Menagerie zu verlaſſen."

Die Mehrzahl der Zuſchauer zog das Letztere vor, um die große Neuigkeit in der Stadt ſchnell zu verbreiten. Leonie dagegen beſchwor ihren Bräutigam, ſie in den Bretterverſchlag zu begleiten, in welchem man die Verletzte einſtweilen untergebracht hatte. Dem Paare dorthin voraus eilte der Soldat mit dem Arme in der Binde. Mit aller Strenge nur konnte der beſchäftigte Arzt den Krieger dahin bringen, daß er durch zu große Annäherung ihn nicht an der Ausübung ſeines Berufs verhinderte. Aber mit welchen Zeichen von Seelenangſt und Ungeduld der Soldat Folge leiſtete und ſtille ſtand!

Endlich war die Wunde ausgewaſchen, das zerriſſene Fleiſch der Wange zuſammengenäht und dieſe mit Verband umgeben worden. Den fortgeſetzten Bemühungen des Arztes gelang es hierauf, die lange andauernde Ohnmacht zu beſeitigen und die Jungfrau in's Bewußtſein zurückzurufen.

Alwine's erſte, nur ſchwach gelispelten Worte waren: „Der Geiſt meines Heinrichs iſt mir erſchienen, um mich nachzuholen. Ich komme, mein Heinrich, ich komme!"

„Nicht der Geiſt Deines Heinrichs, ſondern er ſelbſt iſt hier —" rief der Soldat, hinzuſtürzend — „um Dich nie wieder zu verlaſſen."

„Träume oder wache ich?" ſprach Alwine, über der Freude des Wiederſehens den brennenden großen Schmerz ihrer Verletzung vergeſſend. „Die beglaubigte, nicht zu bezweifelnde Nachricht von Deinem Tode iſt ja in meine Hände gelangt."

„Der Kamerad —" erzählte der Corporal — „für den ich gehalten wurde, hatte, als wir allarmirt wurden, in der Eile und Dunkelheit meinen Brotbeutel ſtatt des ſeinen ergriffen. Jener trug meine Nummer und enthielt meine Namenkarte, ſowie mein Soldbüchel. Daher die Verwechſelung, die erſt ſpäter an den Tag kam, weil ich verwundet im Lazareth lag. Freilich bin ich zum Krüppel geworden, indem mir der linke Arm unter dem Ellenbogen abgelöſt worden iſt. Wirſt Du aber einen Krüppel zum Manne haben wollen?"

„Und wenn Du auch noch ein Bein dazu verloren hätteſt, ich würde Dich nicht weniger lieben —" ſprach Alwine mit Feuer. „Ich dagegen frage Dich, ob Du, wenn ich je hergeſtellt werde, mein zerfetztes Antlitz wirſt ertragen können?"

„Welche Frage entgegnete der Einarm — „ich verſichere Dir, daß —"

„Daß, wenn das Geplauder noch länger dauert —" unterbrach ihn der Arzt — „das eintretende Wundfieber doppelt ſtark werden und dann wohl gar der tödliche Kinnbackenkrampf den Mund unſrer Thierbändigerin für immer verſchließen dürfte. Ruhe, Ruhe iſt auch hier die erſte Bürgerpflicht. Man verſetze die Ver-

wundete so bald als möglich in ihre Wohnung und sorge für eine gewissenhafte Krankenwärterin."

„Diese steht hier! —" sprach der Einarm.

„Und ich —" fiel Leonie ein — „werde Ihnen treulich beistehen. Unsre Lisbeth wird ebenfalls die Krankenpflege mit uns theilen." Hierzu machte der Bräutigam eine krause Stirne, jedoch schwieg er.

In tiefer Bewegung vernahm später Heinrich Mai aus Lisbeth's Munde den Grund, welcher Alwine bewogen hatte, die gefahrvolle Rolle einer Thierbändigerin zu übernehmen. Diese fiel, wie der Arzt vorausgesagt, in ein sehr heftiges Wundfieber, wobei die Pflege des einarmigen, noch nicht völlig hergestellten Wärters unzureichend gewesen wäre, hätten nicht Leonie und Lisbeth thätigen Beistand geleistet. Auch an Geldmitteln mangelte es nicht, um Alwine's Zustand möglichst zu erleichtern und die Heilung zu befördern. Sie selbst hatte als Thierbändigerin eine kleine Summe, ihr Geliebter während des Feldzugs in Frankreich eine weit größere erspart und zurückgebracht. Milo's Freigebigkeit gegen seine Braut setzte diese in den Stand, den erforderlichen Aufwand für die Kranke bestreiten zu helfen, und sogar Lisbeth trug, von ihrer, durch den Verkauf des Bildes sich reich dünkenden Mutter ermächtigt, das Ihrige bei.

Milo aber wurde mit jedem Tage unzufriedener und mürrischer. Als Ursache hievon gab er die Langsamkeit der betreffenden Behörden an, die noch immer die zur Trauung erforderlichen Zeugnisse nicht einsendeten. „Das Gescheidteste ist —" hob er eines Tages gegen Leonie an — „daß ich mit Dir in meine Heimath, die Schweiz, reise und dort uns trauen lassen. Du, geliebte Leonie, wirst hoffentlich nichts dagegen einzuwenden haben."

„Durchaus nichts —" erwiederte Leonie — „vielmehr freue ich mich darauf, die Schweiz, dieses einzige Juwel Deutschlands, nein, Europa's, zu sehen. Nur, guter Milo, gedulde Dich so lange noch, bis meine arme Freundin Alwine ganz außer Gefahr und mein Beistand nicht mehr nöthig ist." In seinem Innern verwünschte Milo die Thierbändigerin, jedoch mußte er sich dem Willen seiner angebeteten Braut gehorsamst fügen.

Eines Tages kam Fedor sehr aufgeregt heim. „Mutter! Mutter!" rief er der ganz genesenen Frau hastig entgegen — „höre, was ich eben erlebt habe. Ich gehe durch das Schmiedegäßchen und bei des Goldschmieds Wermuth Laden vorüber. Da erschreckt mich plötzlich ein Knall, wie ein Kanonenschuß so stark. Zugleich klirren Fensterscheiben von allen Seiten, Fensterkreuze und Thüren krachen auf das Straßenpflaster und Jammergeschrei folgt nach. Ich kehre um und sehe, daß in dem Juwelierladen die Thüre und das Fensterkreuz weggesprengt sind. Auch die Thür des hinteren Zimmers liegt auf den Dielen des Ladens, helle Flammen und Hilfegeschrei dringen heraus. Ich springe hinzu, ziehe den auf dem Boden liegenden Goldschmied in den Laden herein und lösche, wobei mir einige schnell herzugesprungene Nachbarn helfen, den Brand. Nun in den Laden zurückeilend, sehe ich, wie ein Kerl just ein Kästchen mit Kleinodien unter seinen weiten Rock versteckt und damit durchbrennen will. Ich packe ihn. Er schlägt mich mit der Faust in's Gesicht — auf den Kopf — die Schultern. Ich aber lasse nicht los, schreie laut nach Hilfe, bis ein Polizeier herzukommt, mich befreit und den Dieb festnimmt. Sieh nur, Mutter, was für blaue Flecken mein Gesicht davon getragen hat. Aber noch weit übler ist der Goldschmied daran. Mit versengtem Kopfhaar, verbranntem Antlitz und verbrannten Händen lag er da, während seine glimmende Kleidung rauchte. Die Leute sagten, eine Gasröhre sei gesprungen, das ausströmende Gas habe sich in einem Behältnisse des Goldschmieds angesammelt und explodirt, als dieser entweder mit einem brennenden Lichte eingetreten sei oder Feuer, behufs des Löthens, angmacht habe."

„Du zeigst ein freudiges Gesicht, Fedor —" sagte die Frau — doch nicht deshalb, weil der Goldschmied, der uns bei dem Verkauf der Ohrringel bevortheilen wollte, so großes Unglück gehabt hat?"

„Bewahre, liebe Mutter", entgegnete Fedor gekränkt. „Mich dauert vielmehr der arme Mann. Ich freue mich blos darüber, daß ich trotz den erhaltenen Püffen den Spitzbuben nicht losgelassen habe und daß dieser seine Strafe erhält."

(Fortsetzung folgt.)

* Die Sommersprossen.

Humoreske von S. Behrend.

(Fortsetzung.)

Als die Professorin den Brief gelesen, sagte sie zu ihrem Mann: „Anna schreibt mir lauter gleichgiltige Dinge in Bezug auf ihr Herkommen, außerdem einen Gruß für Dich, von meinen Eltern und Anna.“

„Danke bestens“, sagte der Professor. „Aber Kind, der Brief hat uns gerade unterbrochen. Sage mir, von wem hast Du das Mittel gegen Sommersprossen?“

„Aber lieber Eduard, ich bitte Dich, laß doch die Sache auf sich beruhen.“

„Bei Leibe nicht, Kind, ich muß wissen, wer Dir das Mittel verschrieben hat, oder was darin enthalten ist. Wie ich sehe, hast Du Gründe, mir den Namen des Arztes zu verschweigen, hole mir daher etwas von der Substanz, um sie untersuchen zu lassen.“ Die Professarin ging in ihr Cabinet, that etwas von dem Sommersprossenmittel auf ein Schälchen und übergab es ihrem Mann, „Wenn Du durchaus willst, hier ist es.“ Der Professor nahm die Substanz und ging auf sein Zimmer. Dann kleidete er sich an und ging fort. Am Ende der Straße wohnte der Doctor Pollack. Ein kugelrunder Mann mit einem kugelrunden Bauche, an dessen einer Seite eine große goldene Kette mit ditto Petschaft prangte.

Doctor Pollack saß beim Frühstück; sein etwas geröthetes, volles Gesicht hatte den Ausdruck einer innern Befriedigung. Die Gabel, die Doctor Pollack in der Hand hielt, war in fortwährender Bewegung zwischen Teller und Mund, und diese Bewegung wurde nur dann unterbrochen, erstens, wenn er sich ein Glas Portwein einschenkte und zweitens, wenn er seinem Kater etwas zurichtete, der stets, wenn der Doctor aß, auf seinem rechten Schulterblatte saß. Die Haushälterin des Doctors meldete den Professor Hahn, und gleich darauf trat dieser herein. Der Doctor hielt ihm ein volles Glas entgegen. „Guten Tag, Professor“, rief er, „Sie sollen leben“, und er goß das Glas in seine immer durstige Kehle hinab. Dann hob er den einen Arm in die Höhe, ergriff den Kater beim Fell und setzte ihn sanft neben sich aufs Sopha. „So, Herr Professor, jetzt stehe ich zu Diensten; doch nicht etwa Jemand krank?“

„Nein“, sagte der Professor, „ich kommen wegen meiner Frau.“

Im Fall Doctor Pollack das Sommersprossenmittel verschrieben hatte, würde er sich gewiß darüber äußern und dann wäre ihm ja eine weitere Frage erspart worden. Doctor Pollack erwähnte jedoch der Sommersprossen gar nicht, sondern er sagte: „Wegen Ihrer Frau? Ach so, ach so! Nun ich gratulire, ich gratulire“, er füllte schnell zwei Gläser mit Wein an, ergriff das seinige und stieß mit dem für den Professor bestimmten Glase an. „Die Frau soll leben, der Junge soll leben!“ und er leerte das Glas mit einem Zuge. Der Professor war über und über roth geworden.

„Lieber Doctor“, sagte er, „das meine ich ja gar nicht.“

„Das meinen Sie nicht, was meinen Sie denn?“

„Sehen Sie, Doctor, meine Frau hat Sommersprossen, das heißt, nur wenige, fast gar nicht zu sehen. Und um diese zu vertreiben, hat sie sich ein Mittel angeschafft. Der Parfümeur in der Krautgasse ist es nicht, ich vermuthe also, irgend ein Arzt in unserer Stadt hat es ihr verordnet. Daß ich nicht weiß, welcher Arzt dies ist, beunruhigt mich, ich vigilire also und deßhalb kam ich zu Ihnen. Wenn Sie oder Ihr College Meier es verordnet hätten, so wäre ich beruhigt gewesen, aber ich vermuthe, meine Frau hat die Hülfe des neuen Arztes, des Doctor Breier, in Anspruch genommen.“

Das vom Wein geröthete Gesicht des Doctors wurde dunkelroth vor Zorn. „Was, Doctor Breier, dieser Schwerenöther?“

„Ich weiß es nicht bestimmt“, sagte der Professor.

„Er ist es, kein Anderer, wenn es der Quacksalber nicht ist, denn ein anständiger Arzt verschreibt kein Mittel gegen Sommersprossen. Da haben Sie es, Professor, dahin ist die Wissenschaft gekommen. Was sind unsere heutigen Aerzte anders, als Quacksalber? Ein Arzt, der einen Patienten brieflich curirt, sollte an den Pranger und ein Arzt, der seine Mittel anpreist, sollte dazu verurtheilt werden, diese, seine Mittel, selbst verschlucken zu müssen. Passen Sie auf, es kommt noch so weit, daß die Aerzte, angezogen wie die Affen, durch die Straße fahren, und von ihren Karren herab der gaffenden Menge ihre Mixturen und Pflaster feilbieten, wie im Mittelalter,

Seien Sie überzeugt, Doctor Breier und kein Anderer hat Ihrer Frau das Sommersprossenmittel verschrieben, und damit wir ganz sicher sind, wollen wir der Reihe nach meine Collegen fragen. Sind Sie's zufrieden?" Der Professor stimmte zu. Der Doctor unterbrach seine Mahlzeit und kleidete sich an. „Denken Sie, Professor, dieser Doctor Breier, nicht einmal vorgestellt hat er sich mir, als er sich hier in N niederließ, nicht einmal vorgestellt. Aber das kommt davon, so ein junger Arzt mit seiner Physiologie, Histologie und pathalogischen Anatomie glaubt, er sei der liebe Gott. Ach ja! Kommen Sie, Professor, kommen Sie."

Sie gingen zum „Collegen" Meier, dieser war es nicht, dann gingen sie zum „Collegen" Schreier, dieser war es auch nicht und zuletzt zum „Collegen" Tobias. College Tobias hatte der Professorin eben so wenig ein Kosmeticum verschrieben, als wie die übrigen Aerzte und alle stimmten in der Entrüstung überein, daß ein Arzt es wagen könne, ein Mittel gegen Sommersprossen zu verschreiben.

„Sagte ich es Ihnen nicht gleich, von unsern älteren Aerzten ist es Keiner?"

„Ich dachte mir, daß er es sei" sagte der Professor tonlos. An der Straßenecke standen sie still und der Doctor rieth dem Professor, das Kosmeticum durch einen Chemiker untersuchen zu lassen und ihm das Ergebniß der Untersuchung mitzutheilen, sobald er etwas dem Körper Nachtheiliges unter den Bestandtheilen des Medicamentes finde, werde er gegen Doctor Breier vorgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges

(Ländlicher Scherz.) In Xhausen war ein pfiffiger Knecht, der immer einen losen Streich in Bereitschaft hatte und das Arbeitspersonal immer mit seinen Lurken unterhielt. Eines Tages fand er in der Nähe eines Feldes, welches er nebst einem andern Knechte pflügte, einen Bummler betrunken im Schlafe liegen. Er bestreute ihn dick mit Poudrette, lief ins Dorf und sagte dem Schulzen, der das Pulver keineswegs erfunden hatte, es liege draußen ein Leichnam. Der Schulze verfügte sich sogleich an Ort und Stelle, fand den „Entseelten", konnte es natürlich vor Gestank nicht aushalten und machte ans Gerichtsamt folgende Anzeige: Ew. Königl. Geriechsamt mage Ich die Ahnzeiche, drausen am Ahngewänne licht Einer, der dod ist. Er riecht schon ser, und mus schon lange liegen. Bidde Ich daher um geriechliche Aushebung." Inmittels sammelten sich um den Betrunkenen neugierige Bauern und es dauerte nicht lange, so richtete der vermeintlich Todte unter großem Gaudium der Zuschauer sich auf. Sogleich beorderte der Schulze einen Expressen nach der Stadt mit folgendem Schreiben ans Gericht: „Postkriebtum. Der Leichnahm bedarf nicht aufgehoben zu werden, da er allein wieder aufgestanden ist."

(Güte des Alters.) Wodurch unterscheidet sich der Wein vom Weibe? Je älter er ist, desto höher wird er geschätzt. Und worin gleicht er ihm. Je jünger desto berauschender.

* Charade.

(Viersilbig.)

Als Künstler sich die Erste zeigt,
Geliebt von Jedermann.
Die Frau im Hause übt sie leicht
Der Mann auch dann und wann.

Auf Schiffen ist es meist ein Mann,
Den Frauen wär's zu schwer.
Denn fängt es da zu stürmen an
Wirft es sie hin und her.

Die Zweite nur zwei Zeichen hat,
Drei Striche nett und klein.
Anwendung findet meistens statt
Auf wo und wo hinein.

Die Letzten sind ein Kaiserreich,
Den Frauen gut bekannt,
Ein Heilmittel — wie heißt es gleich?
Wird ebenso genannt.

Das Ganze ist ein Kaiserreich,
Ihm grollte der Franzos,
Es liegt in vorgenanntem Reich,
Ist deshalb nicht so groß.

Hans ging einst in die weite Welt
Und als er kam zurück
Bracht er nach Haus viel baares Geld,
Die Kunst, sie bracht ihm Glück.

Man fragt ihn, wo und was er war
In einem Rebelauf.
Die Antwort war sehr kurz und rar, —
Löst nur das Ganze auf.

(N. W.)

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 88. Donnerstag, den 1. August 1872.

* Mädchenfreundschaft.

Erzählung von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung.)

Nach drei Tagen ließ Wermuth die Malers-Wittwe um einen Besuch bitten. „Was mag er wollen?" sprach diese zu sich. „Denkt er etwa, daß mein Fedor ihm etwas entwendet habe?"

Sie fand den Goldschmied mit verbundenem Gesicht und verbundenen Händen im Bette liegen.

„Sie sehen —" hob er mit schwacher Stimme an — „einen armen Lazarus, einen schwer leidenden Hiob, vor sich. Daran sind die neuen Erfindungen schuld. Wenn wir noch Feuerstein, Stahl, Zunder, Inseltlichter, Brennöl und Wachsstock statt der Streichhölzchen, des Leuchtgases und des gefährlichen Petroleums gebrauchten, so würde mein Unglück und noch vieles fremde nicht geschehen sein. Ihr Söhnlein, das ich bereits als einen herzhaften und klugen Jungen kennen gelernt habe, hat, wie mir die Nachbarn erzählen, mich aus dem Feuerofen gezogen, den Brand gelöscht und einen Langfinger am Mausen behindert. Wie wär's, wenn Sie mir denselben ganz überließen? Er sollte es nicht schlecht bei mir haben, aus Einer Schüssel mit mir essen, aus Einem Becher mit mir trinken, in Einer Kammer mit mir und im weichsten Bett schlafen, und wenn er sich ferner wacker benimmt, wohl gar mein Erbe werden. Ich habe weder Frau noch Kind, noch Kegel, noch nahe Verwandte. An das Arbeiten gewöhnt, wird mir jetzt in meinem hilflosen Zustande Zeit und Weile lang. Ihr Sohn könnte mir dieselbe verkürzen durch Vorlesen, Erzählen und Sprechen. Sobald ich wieder auf den Beinen bin, unterweise ich ihn in den leichteren Arbeiten meiner Kunst und wird er älter, so bilde ich ihn zum geschicktesten Juwelier. Daß ich für Schulgeld, Kleidung und sonstige Bedürfnisse Ihres Sohnes sorge, versteht sich von selbst. Wie stehts? Darf ich Ihnen mit Ihrem Jungen eine Last und Sorge abnehmen?"

„Mein Sohn —" versetzte die Wittwe ernsthaft — „ist mir keine Last, sondern eine Lust. Selbst die Sorge um meine Kinder ist nicht freudenlos. Sodann habe ich noch ein gegründetes Bedenken, ihr Anerbieten auszuschlagen."

„Welches ist dies? Heraus mit der Sprache! Offenherzig und ohne alle Winkelzüge!" drängte Wermuth.

„Ihre Grundsätze —" sprach die Wittwe — „die Sie bei dem beabsichtigten Verkauf meiner Ohrringel an den Tag legten, sind nicht die meinigen, weichen vielmehr himmelweit von denselben ab."

„Ach, Sie meinen, weil ich Sie damals über's Ohr hauen wollte?" antwortete Wermuth. „Denken Sie, daß ich der einzige Goldschmied sei, der so etwas versucht? Wir werden ja halb und halb dazu gezwungen. Unser Waarenlager kostet in die Tausende und trägt keine Zinsen. Darum sind wir genöthigt, uns auf andere Weise schadlos zu halten. Viele meiner Amtsgenossen verkaufen zwölflöthige Silberwaaren für vierzehnlöthige, vierzehnkaratiges Gold für zwanzigkaratiges, geschliffene Kiesel und Krystalle für Diamanten, gefärbte Glasmasse für Rubine, Smaragde und Türkise. Wieviel unächter Schmuck wird mit oder ohne Vorwissen ihrer Besitzer als ächt ausgegeben und getragen! Ich bekam eine angeblich goldene Theekanne von unserem Königshofe zum Ausbessern. Bei der Probe fand ich, daß sie aus getriebenem stark vergoldetem Kupfer bestand. Deßhalb aber schmeckt der Thee nicht schlechter als wie aus einer massiv goldenen Kanne. Die Einbildung thut auch hierin viel. Ueber-

legen Sie sich mein Anerbieten und sagen Sie mir gefälligst Antwort."

Frau Willkomm aber verspürte nicht die geringste Lust, den Vorschlag Wermuths anzunehmen. Jedoch theilte sie denselben Fedor mit, hinzusetzend: „Böse Gesellschaften verderben gute Sitten. Und wenn Du bei Wermuth ein Schlaraffenleben führtest und all' seine Habe erbtest, so gebe ich doch nie meine Einwilligung."

„Mutter —" versetzte der für seine Jahre sehr verständige Knabe — „könnte es nicht auch umgekehrt sein und gute Gesellschaften böse Sitten bessern? Ich rühme mich nicht, ein guter Gesellschafter zu sein, aber auch kein schlechter. Ich würde dem Goldschmied nur gute Geschichten vorlesen und erzählen, ihm meinen Abscheu vor schlechten, betrügerischen Handlungen offen zu erkennen geben, ihn augenblicklich zu verlassen drohen, sobald er Jemand bevortheilen will. Vielleicht bessert ihn auch das jetzt erlebte Unglück. Mutter, wenn es mir gelänge, aus Wermuth einen ehrlichen, christlichen Menschen zu machen! Unser Herrgott kann ja auch ein schwaches Werkzeug zu seinen weisen Absichten verwenden."

„Du bist mein lieber, braver Sohn!" sprach die Mutter in tiefer Bewegung. „Thue, wie Du willst Aber gelobe mir, sofort zu mir zurückzukehren, wenn der Goldschmied Dir irgend etwas Unrechtes zumuthet oder selbst eine schlechte Handlung begeht."

„Hier meine Hand darauf —" betheuerte Fedor. Er zog zu Wermuth und übernahm zunächst das Amt eines Krankenpflegers. Dasselbe that auch Heinrich Mai bei seiner geliebten Alwine, deren Wunde langsam heilte. Lisbeth und Leonie besuchten ebenfalls ihre leidende Freundin öfters Bei dieser Gelegenheit erzählte Lisbeth ihren Freundinnen die Versetzung ihres Bruders in die Wohnung des Juweliers und den ganzen Inhalt des derselben vorausgegangenen Gesprächs zwischen Wermuth und ihrer Mutter.

„Wenn ich wie Du wäre —" hob Alwine zu Leonie an — „so ließ ich den von Milo Dir geschenkten Brautschmuck untersuchen und taxiren. Ist er echt, so besäßest Du einen wahrhaft fürstlichen Schatz."

„Milo hat mir wenigstens es versichert, daß er echt sei —" antwortete Leonie.

„Laß ihn von Wermuth untersuchen —" beharrte Alwine eigensinnig. „Lisbeth begleitet Dich und giebt vor, ihren Bruder zu besuchen. So macht sich die Sache von selbst. Thue mir den Gefallen."

„Es sei!" sprach Leonie. „Kindern und Kranken thut man ja den Willen, obschon ich meinem Bräutigam fest traue."

Leonie holte den Schmuck und ging in Lisbeth's Begleitung zum Goldschmied. Dieser betrachtete genau den Schmuck, dessen Fassung er höchlich lobte. „Aber —" sprach er dann — „echte Steine sind's nicht, weder Diamanten, noch Brillanten. Wären es solche, so hätte der Schmuck einen Werth von 25,000 bis 30,000 Thalern. Vergleichen Sie, liebes Mamsellchen, Ihre Steine mit denen hier in meinem Ringe. Ihre flimmern, glänzen und blitzen zwar, aber meine funkeln und glühen in allen Farben, wie die Thautropfen in der Morgensonne."

„Wie hoch schätzen Sie meinen Schmuck, wenn er wirklich unecht ist?" fragte Leonie.

„Sechs-, höchstens achthundert Thaler —" antwortete Wermuth achselzuckend.

„Immer noch viel, viel zu hoch für ein armes Mädchen wie ich bin —" sagte Leonie. Jedoch stieg ein bitteres Gefühl in ihr auf, das nicht aus getäuschter Erwartung entsprang, sondern dem sie getäuscht habenden Bräutigam galt. Dieser kam, nachdem sich Leonie von Lisbeth verabschiedet und den Heimweg zurückgelegt hatte, hastig in ihr Zimmer.

„Liebe Leonie —" hob er keuchend an — „in spätestens einer Viertelstunde mußt Du mit mir abreisen. Unten hält die Droschke, die uns auf den Bahnhof bringen soll. Daher packe rasch das Nöthigste ein und namentlich Deinen Brautschmuck, damit Du ihn an unserm Hochzeitstage anlegen kannst. Schnell, schnell, Leonie."

Dieser war das Alter und das schlaffe Antlitz ihres Bräutigams noch nie so aufgefallen, als jetzt. Ohne eine Frage zu thun, packte sie ein, verließ sie in Milo's Begleitung ihr Zimmer, stieg sie die Treppenstufen eilig hinab. Da strauchelte ihr rechter Fuß über ein gerundetes Stück Holz, das ein Bewohner des Hauses verloren und aufzuheben unterlassen hatte. Leonie stieß einen lauten Schmerzensschrei aus und stand still.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die Sommersprossen.

Humoreske von S. Behrend.

(Fortsetzung.)

Doctor Breier saß in seinem Zimmer und las einen Brief:

„Innigstgeliebter Karl!

Heute kann ich mich bestimmt darüber auslassen, wann ich bei meiner Schwester eintreffen werde, am neunzehnten September, also in vierzehn Tagen. Deinem letzten Briefe zufolge ist es Dir nicht gelungen, Verbindungen mit Hahn anzuknüpfen. Nun, mein Herz, damit Du es weißt: Ich habe meiner Schwester Alles gestanden, sie wird hoffentlich zu Wege bringen, was Dir nicht möglich war, denn sehen müssen wir uns jeden Tag und küssen auch, verstanden? Papa und Mama sprechen oft von Dir und Ersterer stellt Dir ein gutes Prognostikon. Du kannst Dir denken, wie mir das Herz im Leibe hüpft, wenn sie von Dir reden. Ich glaube, meine Eltern glauben, Du seiest in mich verliebt, und um mich Dir geneigt zu machen, reden sie in meiner Gegenwart von Dir. Das ist Alles für heute, mein guter, guter Mann. Ich küsse Dich und bin, selbst für die Ewigkeit

Deine Anna."

Doctor Breier hatte kaum den Brief zu Ende gelesen, als das Dienstmädchen einen zweiten Brief überbrachte. Der Inhalt dieses Briefes war folgender:

„Mein Herr Doctor.

Sie waren so freundlich, meiner Frau ein Mittel gegen die Sommersprossen zu verordnen, nun sage ich Ihnen dafür meinen Dank, möchte Sie aber trotzdem bitten, meiner Frau dergleichen Medicamente nicht wieder zu verschreiben, da eine chemische Untersuchung ergeben, daß sich für den menschlichen Organismus gefährliche Stoffe darin befinden. Ueberdies erlaube ich mir, ein Laie in der Medicin, Ihnen zu sagen, daß Sommersprossen, auch wenn sie durch äußere Mittel entfernt sind, immer wiederkehren. Ich zeichne ergebenst

Eduard Hahn, Professor."

Der Doctor starrte auf den Brief, als ob dieser plötzlich aus den Wolken gefallen sei. „Was!" rief er erstaunt, „was? Ist der Brief denn auch an mich?" Er besah die Adresse, der Brief war an ihn. Er las ihn noch einmal durch, dann noch einmal. „Entweder ein Irrthum, oder eine Malice steckt dahinter. Da muß ich Licht haben. Ich werde einfach zum Professor gehen, um ihn zur Rede zu stellen."

Er wollte sich eben ankleiden, als das Mädchen einen andern Brief brachte „Was, schon wieder einen Brief, warum bringt der Briefträger denn nicht alle zu gleicher Zeit?"

„Der Briefträger hat die Briefe nicht gebracht, sondern zwei verschiedene Boten."

Doctor Breier öffnete rasch das Couvert und las:

„Mein Herr Doctor!

Das Medicament, das Sie der Frau Professor Hahn verordnet haben, enthält Hydrargyrum bichloratum corrosivum und zwar in solcher Menge, daß ein oftmaliger Gebrauch sehr bedenkliche Folgen haben könnte; ich sehe mich daher genöthigt, in der nächsten Sitzung des Gesundheitsrathes die Anzeige von dem Vorfalle zu machen

Ich zeichne

Dr. Pollack."

„Bin ich denn verrückt!" rief Doctor Breier, „oder sind die Beiden verrückt?" Rasch hatte er sich angezogen und ohne sich zu besinnen, eilte er dem Hause des Professors zu. Der Professor war nicht zu Hause, sondern in der Classe, nur die Professorin war anwesend.

„Mein Gemahl ist nicht zu Hause", sagte sie, „in einer Viertelstunde kommt er von der Schule, wenn es Ihnen gefällig ist, zu warten."

Der Doctor blieb.

„Es ist eine eigenthümliche Angelegenheit, die mich in Ihr Haus führt", sagte er. „Jedenfalls ein Irrthum, bei dem jedoch meine Ehre und mein Ruf als Arzt gefährdet ist. Wenn ich mir erlauben darf, Ihnen diese Briefe vorzulesen?"

Die Professorin stimmte zu und der Doctor las ihr die Briefe von Hahn und Doctor Pollack vor. „Das ist allerdings eine komische Geschichte", sagte sie, als Doctor Breier zu Ende gelesen. Sie stand auf und ging mit großen Schritten auf und ab. „Die Sache bringt mich in Verlegenheit, Herr Doctor", sagte sie, „denn die eigentliche Urheberin des Vorganges bin ich. Mein Mann entdeckte nämlich einige Sommersprossen in meinem Gesichte und ich verschaffte mir ein Mittel von dem Parfümeur in der Krautgasse dagegen, schämte mich aber, nachdem ich es angewendet hatte, meinem Manne die Quelle zu nennen. Wodurch mein

Gatte dazu kam, Sie für den Verordner des Medicamentes zu halten, weiß ich nicht, denn bei meiner Ehre, Herr Doctor, ich habe den Namen eines unserer Aerzte nicht genannt."

„Dann ist es möglich, daß der Parfümeur in der Krautgasse meinen Namen genannt hat, um sich aus der Affaire zu ziehen, denn Doctor Pollack nannte mir in seinem Brief ein starkes Gift, das in dem Mittel enthalten sei."

„Ist denn wirklich ein so starkes Gift darin?" fragte die Professorin. „Mein Mann warnte mich, die Substanz ferner zu benutzen."

„Allerdings, wenn die chemische Analyse den genannten Stoff wirklich ergeben, so ist die Substanz nicht unbedenklich zu gebrauchen. Aber, verehrte Frau, wo haben Sie denn Sommersprossen?" setzte er mit galanter Ironie hinzu.

„Hier", sagte die Professorin launig, „hier und hier."

„Erlauben Sie", sagte der Doctor. Er trat etwas näher und betrachtete die bezeichneten Stellen, dann zuckte er mit so einem ausgesprochenen Humor mit den Schultern, daß die Professorin anfing zu lachen.

„Nein", sagte sie, „sehen können Sie meine Sommersprossen nicht, der Parfümeur in der Krautgasse hat sie mit seiner Salbe fortgebracht. Oder sie sind auch ohne dies verschwunden. Mein Mann sagte mir diesen Morgen es gäbe acute Sommersprossen, und zu diesen werden wohl die meinigen gehört haben."

„Allerdings, ja, die gibt es", sagte der Doctor und ein leises Lächeln schwebte um seinen Mund.

„Und welche Bedeutung haben diese acuten Sommersprossen", fragte die Professorin.

„Sie haben eine sehr interessante Bedeutung, verehrte Frau", sagte der Doctor. Die Professorin wurde glühend roth und wußte nicht, wohin sie die Augen richten sollte. Der Doctor weidete sich einen Augenblick nur an ihrer Verlegenheit. Dann ergriff er die Hand der jungen Frau und führte sie an seine Lippen. „Diesen Morgen erhielt ich einen Brief von Anna", sagte er leise. Der Uebergang war so rasch erfolgt, daß die Professorin, noch unter dem Eindruck des eben Gesprochenen leidend, so rasch nicht folgen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Auch eine Anwendung.) In einer Gesellschaft von Männern und Frauen erwähnte ein Satyricus, um die Frauen zu treffen, das Wort des Marschalls d'Hurelle: „Ich habe noch keine Frau gefunden, deren Mann ich hätte sein mögen." „Und ich," versetzte eine (bereits von fünf Männern getrennte Frau) „ich habe noch keinen Mann gefunden, dessen Frau ich geblieben sein möchte."

(Ein Fechtbruder.) In Burgkundstadt ging ein Fechtbruder, der sein edles Handwerk aus dem Fundament versteht, die Wette ein, daß er binnen einer Stunde wenigstens 10 fl. innerhalb des Stadtbezirks zusammenbettle. Und richtig, kaum war die Frist verstrichen, zählte er das Geld in landesüblicher Kupfermünze bei Heller und Pfennig auf dem Wirthstische auf und die Wette war gewonnen. Bei einer solchen Virtuosität in der Fechtkunst wäre freilich die Arbeit Luxus!

(Jungfräuliche Bescheidenheit.) Kapuziner: „So Marie heißt du? — Da muß ich dir wohl ein gold'nes Marienbildchen schenken? Und eine Bundesjungfrau bist du? Das ist recht schön und löblich von dir? Du liebst also den Herrn?

Jungfrau: Das schickte sich nicht — blos seinen Jäger!

(Immer höflich.) Auf dem Extrazuge einer Breslauer Bahn steigt ein echter Breslauer zu einer Dame in's Eisenbahn Coupé, zieht eine riesige Tabakspfeife hervor und wendet sich an seine Nachbarin mit der Frage: „Genirt Sie das Rauchen vielleicht?" „Allerdings sehr", lautet die Antwort. „Nun, dann müssen Sie machen, daß Sie hinauskommen, denn ich fange jetzt an!"

(Ein Landwirth) sagt mit Stolz: Unser landwirthschaftlicher Verein zählt 70 Ochsen, 300 Kühe, 90 Pferde, 600 Schaafe, die Esel und Kälber nicht zu rechnen.

Auflösung der Charade in voriger Nummer: Koch — in — China. (Cochinchina.)

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 89. Samstag, den 3. August 1872.

* Mädchenfreundschaft.

Erzählung von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung.)

„Was giebt's?“ fragte der vorweggeeilte Milo ärgerlich.

„Ich habe mir den Fuß verstaucht oder gar gebrochen —“ klagte Leonie.

„Da muß doch gleich ein Kreuzdonnerwetter hineinschlagen!“ fluchte Milo, die wenigen Stufen zu Leonie heraufsteigend. „Sei nicht kindisch, Leonie. Versuch's — tritt herzhaft auf — es muß gehen.“

„Es geht aber nicht!“ erwiederte jene, vor Schmerz die Zähne zusammenbeißend. „Nicht einen Schritt vermag ich zu thun.“

„So trage ich Dich hinab in die Droschke. Fort müssen wir.“

„Wie, Du könntest grausam genug sein, mich mit gebrochenem Fuße und unter dem heftigsten Weh eine weite Reise antreten zu lassen?“

„Im Bahnhofe oder unter den Mitreisenden selbst findet sich ein Arzt. Wir machen kalte Wasserumschläge, fahren bequem in der ersten Wagenklasse und steigen an einer geeigneten Station aus.“

Milo umfaßte seine Braut, um sie hinabzutragen. Doch diese widersetzte sich und sagte entschieden: „Um keinen Preis weiche ich von der Stelle. Warum soll ich, um einer Grille wegen, die Dich so plötzlich von hinnen treibt, meine Gesundheit opfern?“

„Eine Grille?!“ entgegnete Milo bitter. „So muß ich ohne Dich fort. Wenn Du in einigen Tagen so weit hergestellt bist, daß Du das Reisen verträgst, so telegraphire ich Dir, wo Du mich triffst. Allein dies braucht kein Mensch zu erfahren. Kein Mensch! hörst Du! Selbst nicht Deine Freundinnen.“ Er trug Leonie unter diesen Worten in ihr Zimmer zurück. „Den Schmuck nehme ich mit als Bürge, daß Du mir nachfolgst. Adieu!“ Milo sprang fort.

„Das ist also seine heilige, mir so oft zugeschworene Liebe und Treue?!“ sprach Leonie bitter. „Und der Schmuck, unecht wie seine Liebe, soll die Kette werden, die mich ihm nachzieht? O Männer, Männer, junge und alte, wie verachte ich Euch insgesammt! Mein Fuß schwillt zusehends an. Hier sitze ich verlassen und hilflos!“

Auf dem Heimwege begriffen, sah sich Lisbeth von einer Droschke eingeholt. Diese hielt plötzlich im schnellsten Laufe, Milo bog sich aus dem Wagenthürfenster und sagte hastig: „Fräulein Willkomm, meine Braut hat sich den Fuß verstaucht oder gar gebrochen. Bitte, rufen Sie schnell einen Arzt herbei. Ich muß fort.“ Dahin rasete nun die Droschke weiter.

Diese Worte bewirkten, daß Lisbeth eiligst den Weg zur Wohnung des Theaterarztes einschlug. O Glück! er war daheim, saß auf dem Sopha, las Zeitungen und trank seinen Kaffee. So überraschte ihn die Jungfrau, die, ohne sich anmelden zu lassen, in's Zimmer gedrungen war. Bei ihrem Anblicke sprang Baumann vom Sopha auf.

„Ist Ihre Mutter wieder krank geworden, Fräulein Lisbeth?“ fragte er besorgt.

„Nein —“ versetzte diese, nach Athem ringend — „aber meine Freundin, Leonie. Diese hat, wie mir soeben ihr Bräutigam in großer Eile mittheilte, den Fuß verstaucht, wohl gar gebrochen. Nun ist zwar Leonie, seitdem sie das Balletcorps verlassen, nicht mehr Ihrer Pflege und Obhut untergeben, allein ich habe das festeste Vertrauen auf Ihre Menschenfreundlichkeit und dieses führt mich hierher.“

„Also haben Sie wirklich Vertrauen zu mir?“ fragte Baumann.

„Gewiß! das größte!“ gestand Lisbeth ein, indem sie betheuernd die Hände auf ihre Brust legte.

„Das freut mich —“ sprach Baumann. „Also Vertrauen, das bekanntlich wieder Vertrauen erweckt! Im Vertrauen sage ich Ihnen jetzt: die Tänzerin Weinhold versprach mir, dafern ich Ihre Frau Mutter herstellte, der Küsse drei. Ich habe solche, nach erfüllter Bedingung, nicht eingefordert. Wird mir denn die Tochter einen einzigen versagen?“

Mit Purpur übergossen, stumm und mit zu Boden gesenktem Blick stand Lisbeth vor dem Arzte. Dieser weidete sich an der jungfräulichen Verlegenheit und fuhr nach einer Pause fort: „Ich begreife, daß die züchtige Jungfrau nicht geben mag und kann, was richtiger genommen werden muß.“ Mit beiden Händen erfaßte Baumann Lisbeth's Haupt, hob es zu sich empor, und küßte die reine, jetzt heiße Stirne Lisbeth's. Diese blickte andächtig verklärt auf und ihren blauen Augen entquollen langsam zwei volle Thränen. In denselben flimmerte es goldig und als Lisbeth sie wegtrocknete, staunte sie einen breiten, reichverzierten Goldrahmen an, der ihr gegenüber an der Zimmerwand hing und das Oelgemälde der kranken Frau umgab.

„Wie?“ rief sie erschrocken aus — „Sie haben das letzte Werk meines Vaters behalten und so theuer bezahlt?“

„Nicht zu theuer —“ lächelte Baumann. „In der Ausstellung des Kunstvereins bot ein Liebhaber 100 Thaler für das Bild. Ich aber hatte mir im Stillen den Vorkauf vorbehalten. Das kann nichts Unrechtes sein.“

Mit gefalteten Händen und thränenden Augen blickte Lisbeth auf das Bild hin, das, gereinigt und neu gefirnißt, gar prächtig anzuschauen war.

„Ich betrachte —“ nahm der Doctor wieder das Wort — „Ihr Erscheinen in meiner Wohnung als eine Gelegenheit, wie ich sie längst schon gewünscht und gesucht habe. Wenn ich Ihre Frau Mutter öfterer und länger besuchte als nöthig, so waren Sie der mich anziehende Magnet. Ich beobachtete verstohlen, aber genau, Ihren stillen Fleiß, Ihre Anspruchlosigkeit, Ihre Einfachheit, Genügsamkeit, Ihre Liebe gegen Mutter und Bruder, Ihre Häuslichkeit und Ordnungsliebe — kurz Alles, was eine Jungfrau ziert und einen Mann glücklich zu machen vermag. Ich liebe Sie innig und herzlich, und frage in dieser ernsten, für mein Leben und Glück entscheidenden Minute: wollen Sie mein liebes trautes Weib werden? Gestern zum Director unsers städtischen Krankenhauses mit einem nicht unbedeutenden Gehalte ernannt, kann ich Ihnen, wenn schon keine glänzende Stellung, jedoch ein hinlängliches Auskommen bieten. Welche Antwort bekomme ich von Ihnen?“

Eine solche blieb aus. Stumm, versteint, wie Frau Lot, stand Lisbeth da. Ungestüm klopfte ihr Herz gegen seine Umhüllung. Wie flehend, aber zugleich auch mit dem Feuerstrahle des höchsten Entzückens haftete ihr Auge an des Doctors Antlitz.

Dieser sagte jetzt lächelnd: „Wer schweigt, willigt ein, lautet das Sprüchwort.“ Mit beiden Armen zog er die nicht Widerstrebende an sich, umfing sie liebend und küßte die willig ihm dargebotenen Lippen der reizenden Jungfrau.

„Noch immer wortlos, Geliebte?“ fragte Baumann schalkhaft.

Tief aufathmend aus gepreßter Brust lispelte Lisbeth: „Ist's wahr, daß Sie mich armes, unbedeutendes Mädchen zu Ihrer Gattin erheben wollen? Ich träume wohl nur süß, um, ach so schrecklicher, wieder zu erwachen?“

„Kein Traum!“ sprach Baumann, Lisbeth nochmals küssend. „Dir den Ernst meines Antrags zu beweisen, laß uns sogleich zu Deiner Mutter gehen und uns ihr als überglückliches Brautpaar vorstellen. Sie wird doch nichts gegen unsern Bund einzuwenden haben?“

„Ach, nein, nein —“ versetzte Lisbeth lebhaft — „sie ist Ihnen, ihrem Lebensretter, von Herzen gut.“

„Wie aber steht's mit Dir, Liebchen? Bist Du mir auch ein wenig gut?“

„Sehr — schon lange, doch nur ganz im Geheim —“ gestand Lisbeth unter schamvollen Erröthen ein.

Auf's Neue schloß der Arzt das liebliche Mädchen in seine Arme. „Nun, wohlgemuth zu Deiner Mutter —“ sprach er — „doch halt! kamst Du nicht her, um mich zu Deiner leidenden Freundin zu holen?“

„O, ich Vergeßliche!“ klagte Lisbeth sich an. „Ueber mein unerwartetes großes Glück habe ich das Unglück meiner Freundin rein vergessen.“

Beide machten sich eiligst auf den Weg.

„Gebrochen ist der Fuß nicht —“ entschied

Baumann nach genauer Untersuchung — „wohl aber stark verstaucht, wie man sagt. Die Flechse ist übermäßig ausgedehnt, wohl gar gerissen. Sie werden, Fräulein Weinhold, eine längere Zeit zubringen, bevor Sie ohne Schmerzen auftreten können. Auch dürfte eine Schwäche zurückbleiben, die Sie an fernerem Tanzen behindert."

„Letzteres wäre mein geringster Kummer —" sagte Leonie und versank in tiefes Sinnen, während Baumann den Fuß verband.

„Ruhe, Ruhe —" sprach der Doctor — „ist die erste Bedingung für Ihre Genesung. Sorgen Sie dafür, daß Ihre Aufwärterin stets zu Ihrer Bedienung zugegen bleibt. Nun aber, geliebte Lisbeth, laß uns zu Deiner Mutter eilen und um ihren Segen bitten."

Staunend blickte Leonie das Paar an. „Wie? was hör' ich? Du und Du? Um Segen bitten?" Stumm umhalsete Lisbeth die Freundin. Baumann dagegen sprach: „Ja, liebe Leonie, beglückwünschen Sie uns. Unsere Herzen haben sich gefunden — wir haben uns verlobt." Leonie küßte ihre Freundin zärtlich. „Ich gönne Dir Dein Glück —" sprach sie — „Du verdienst es."

(Schluß folgt.)

---

* Die Sommersprossen.

Humoreske von S. Behrend.

(Fortsetzung.)

„Von Anna?" wiederholte sie verwundert.

„Von Ihrer Schwester", sagte der Doctor. Anna schrieb mir, daß Sie Alles wüßten."

„Ach ja, ganz recht."

„Nun?" sagte der Doctor, „was habe ich von Ihnen zu hoffen?"

Die Professorin reichte ihm die Hand. Seien Sie mir in meiner Familie herzlich willkommen", sagte sie. Der Doctor ergriff ihre Hand und küßte sie. — Und die Thür ging auf und Professor Hahn trat in's Zimmer. Er blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, dann trat er mit einem sehr lauten „guten Morgen" in's Zimmer.

Die Professorin wollte Alles vermeiden, was dazu beitragen könnte, den Standpunkt des Doctors zu erschweren, oder was ihren Mann dem Doctor gegenüber in Verlegenheit bringen könnte. Sie ergriff daher des Doctors Hand und sagte:

„Lieber Hahn, ich stelle Dir hier unsern Schwager „in Zukunft" vor.

„Unsern Schwager?"

„Der Herr und meine Schwester Anna haben nämlich das Uebereinkommen getroffen, sich zu heirathen, nicht wahr, Herr Doctor?"

Der Doctor bejahte. Der Professor wußte nicht wie das Alles zusammenhing und er befand sich in einer Situation, in der er nicht wußte, ob er lachen oder weinen sollte. Die Professorin errieth ihn, sie eilte an ihren Schreibtisch und holte Anna's Brief hervor, den sie ihrem Manne zum Lesen gab.

Der Professor nahm den Brief und las, und als er an die Stelle kam, wo Anna sich beklagte, daß er es dem Doctor schwer mache, sich bei ihm einzuführen, erröthete er. Der Professorin entging dies nicht und sie freute sich, daß ihr Mann wegen seines kalten zugeknöpften Wesens einmal „angelaufen" war.

„Mein Gott, Herr Doctor, sagte der Professor, dem Doctor die Hand reichend, „es liegt dies so in meiner Art. Seien Sie mir herzlich willkommen. Wenn ich nur geahnt hätte. — Alle Wetter", setzte er hinzu, sich vor die Stirn schlagend, „nun wird Doctor Pollack Ihre Verordnung dem Gesundheitsrathe vorlegen."

„Doctor Pollack wird weise thun, mich ungeschoren zu lassen", sagte Breier ernst.

„Allerdings, Eduard, Herr Doctor Breier ist gerade deßhalb hier. Er hat mir das Sommersprossenmittel nicht verschrieben."

„Nicht!"

„Nein", sagte die Professorin, „ich habe dasselbe von dem Parfümeur aus der Krautgasse."

„Von dem Parfümeur aus — aber Du sagtest doch, Du hättest es nicht von dem?"

„Eine kleine Unwahrheit, ich räume sie ein. Hast Du denn wirklich geglaubt, daß ich es nicht von dem Parfümeur habe?"

„Allerdings."

„Das ist sonderbar", sagte die Professorin, und sah den Doctor an. „Nein, das ist nicht sonderbar, sondern daß Du glaubst, Herr Doctor Breier habe sie mir verschrieben."

„Das ist durchaus nicht sonderbar. Aber Herr Doctor, ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung. Sie werden mir jedoch zugeben, daß ich nicht anders konnte. Du sagtest", wendete er sich an seine Frau, „der Parfümeur habe Dir das Mittel nicht verkauft, es mußte

also einer unserer Aerzte sein. Doctor Pollack, Doctor Meier, Doctor Schreier, Doctor Tobias waren es nicht, folglich mußte es Herr Doctor Breier gewesen sein."

Die Logik war richtig und die Einwendungen, die Doctor Breier trotzdem hätte machen können, machte er nicht, denn er lachte so herzlich, daß erst die Professorin und dann der Professor mit einstimmte.

Als der Professor und seine Frau Abends allein waren, sagte Letztere: „Nun, sage mir aufrichtig, Eduard, weßhalb warst Du so schroff gegen den Doctor, daß es erst eines solchen Zufalles bedurfte, damit der junge Mann uns nahe kam, hat er Dir denn so mißfallen?"

„Das eben nicht."

„Was war denn der Grund?"

„Weil — mein Gott, aus gar keinem Grunde."

„Aus gar keinem Grunde? Ein Mann, wie Du, handelt niemals ohne Gründe. Ich weiß, daß Du zuweilen etwas schroff und kalt bist, leide ich ja selbst darunter, aber ich tröste mich mit dem Gedanken, daß Deine Wissenschaft Dich zu sehr beschäftigt um zuweilen Deiner Frau anzugehören."

„Clara!"

„Nun, lassen wir das."

Der Professor rückte näher zu seiner Frau und legte seinen Arm um ihre Taille, etwas, was er lange nicht gethan.

„Liebe Frau", sagte er, „wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe!"

„Ich glaube Dir, Eduard, aber eine Frau in meinen Jahren verlangt, daß man sich mit ihr beschäftige." Sie sah ihren Mann ernst an. „Es giebt Frauen", sagte sie, „die deßhalb, weil ihre Männer sich zu wenig um sie kümmern, diesen oder jenen Mann interessanter finden als den Gatten. Doctor Breier hat sich um mich bemüht, weil er meine Schwester liebt. Konnte ich das aber wissen? Hätte ich seine Bemühungen nicht auf meine Person deuten können?" Der Professor war bleich geworden.

„Mein Gott, Clara, das klingt ja wie ein Geständniß!" rief er.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ein Hoch auf Isar-Athen.) Doctor Petzet, Redakteur der „Schlesischen Zeitung", brachte beim Banket des deutschen Journalistentags am 28. Juli folgenden hübschen Trinkspruch auf die Kunstmetropole Deutschlands aus:

„Der schönen Stadt am Isarstrand,
Allwärts mit Ehr' und Lieb' genannt,
Wo von deutschem Geist und deutschem Fleiß
Manch' treuer Zeuge zu reden weiß
Wo unter großsinniger Fürsten Hut
Hell strahlte der Kunst hochheilig Gut,
Wo auch nach langer dunkler Haft
Zum Licht aufrang sich die Wissenschaft
Nicht mehr Monachium monarchorum,
Und der virorum obscurorum,
Wo nicht mehr finsterer Glaubenswahn
Der Wahrheit hemmt die freie Bahn,
Wo zu des Vaterlandes Heil und Ruhm
Ein reines Christen- und Menschenthum,
Die Bürgschaft nahender besserer Zeit,
Ein neu Geschlecht zum Dienst sich geweiht,
Voll Zukunftsdrang und Werdelust —
Dem München ein Hoch aus voller Brust."

(Naive Antwort.) In der Sonntagsschule wurde ein Knabe gefragt: „Sage mir doch mein Sohn, wer all' die schönen Hügel gemacht hat, von denen unsere Stadt umgeben ist?" — „Das weiß ich nicht," antwortete der Junge, „wir sind erst seit einigen Tagen hier!"

(Geschminkte Damen) gleichen den Gartenstühlen im Frühjahr: sie sind frisch gestrichen und färben ab.

Goldkörner.

Viele kommen sich interessanter vor, wenn sie sich anders geben, als sie wirklich sind.

* * *

Was mit der Stunde geht, kommt mit dem Tag nicht wieder.

* * *

Keine Tugend wird mehr gelehrt, keine ist zum Leben nothwendiger und keine wird weniger geübt als die Selbstüberwindung.

* * *

Empfänglichkeit und reizbare Phantasie sind an sich sehr ehrenwerth, ohne Klarheit des Denkens aber und ohne Kraft des Willens erzeugen sie unfehlbar Charakterlosigkeit.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 90. Dienstag, den 6. August 1872.

* Mädchenfreundschaft.

Erzählung von Gustav Nieritz.

(Schluß.)

Nachdem das Brautpaar fort war, brach Leonie in ein heftiges, lange andauerndes Weinen aus. „Welch' ein Unterschied!" klagte sie endlich, „der Doctor jung, liebenswürdig, hochgeachtet und der zärtlichste Liebhaber. Milo dagegen! Fluchte er doch wie ein roher Landsknecht, als ich den Fehltritt ohne meine Schuld gethan! Wie lieblos er sich dabei benahm! Was trieb ihn denn so unaufhaltsam davon! Wie gemein, daß er den Schmuck als meinen Bürgen mit sich forttrug! Wenn er mich mit dem unechten Schmuck hinterging, wird er's da nicht auch in andrer Beziehung thun? Ich bin nun einmal zum Unglück geboren"

„Der Herr Maschinenmeister vom Hoftheater wünscht Sie zu sprechen —" meldete die Aufwärterin. Jener folgte dieser auf dem Fuße und sagte zu Leonie: „Entschuldigen Sie meine Kühnheit, Fräulein. Aber ich komme in einer für Sie sehr wichtige Angelegenheit." Er wartete, bis die Aufwärterin das Zimmer verlassen und fuhr dann fort: „Ich habe mich immer für Sie interessirt und thue dies noch, obschon Sie Ihre Stellung am Theater aufgegeben haben und Braut geworden sind. Ich habe Sie, so wie Ihren Bräutigam, nicht aus den Augen gelassen und im Stillen beobachtet. Heute fällt mir ein Zeitungsblatt unter die Hände, das unter Anderem einen Steckbrief und zugleich das photographische Bild des Verfolgten enthält. Derselbe ist der Bankdirector Müller aus Genf, der vor Jahr und Tag mit einer Summe von etlichen hunderttausenden Franken durchgebrannt war. Man entdeckte nach langem Forschen ihn in Nordamerika; er wußte sich aber seiner Verhaftung durch die Flucht zu entziehen. Dann tauchte er in London auf, verschwand jedoch ebenfalls wieder. Man vermuthet, daß er, natürlich unter falschem Namen und im Aeußern verstellt, in Deutschland sich aufhalte, und hat eine namhafte Belohnung auf seine Entdeckung ausgesetzt. Hier das Bild. Betrachten Sie dasselbe genau, ob Sie eine Aehnlichkeit mit Jemandem entdecken. Uebersehen Sie die Warze am linken Nasenflügel nicht. Im Steckbriefe ist bemerkt, daß der Verbrecher sein röthliches Haupthaar entweder dunkel gefärbt habe oder es unter einer Perücke verberge. Ferner, daß gedachter Müller etwas mit der Zunge beim Sprechen anstoße und er das L vor dem S wie N ausspreche z. B. Hans, statt Hals, anso, statt also, sage."

Aufmerksam betrachtete Leonie das ihr gereichte Bild. „Gerechter Gott!" rief sie aus — „Milo und Müller sind eine und dieselbe Person! Welch' einem schrecklichen Schicksale ich durch den Fehltritt auf der Treppe entgangen bin! Außerdem säße ich jetzt bei dem Verbrecher im Dampfwagen und eilte einer dunklen Zukunft entgegen. Gelobt sei Gott, der mich noch zur rechten Zeit errettete." Erleichtert holte Leonie tief Athem und ihr erst schmerzvolles Antlitz erheiterte sich sichtlich.

„Ich bewundere die Fassung —" sprach der Maschinenmeister — „mit welcher Sie die Vernichtung eines glänzenden Looses ertragen, das Ihnen an der Seite eines, wenn schon bejahrten, aber reichen Mannes alle Genüsse eines sorgenfreien Lebens versprach"

„Lieber Herr Werner —" versetzte Leonie — „verkennen Sie mich nicht. Ich hatte so traurige Erfahrungen bei den Männern gemacht, die mich zu lieben vorgaben, daß ich endlich einwilligte, die Frau eines älteren

Mannes zu werden, der anscheinend ein gutes Herz besaß, mich treu zu lieben und mir eine heitere Zukunft versprach. Erst in der letzten Stunde erwies er sich als Lügner. Nun bin ich wieder frei — aller Fesseln entledigt, und darum vergnügt. Zwar sollte mir für die Zukunft bangen, weil ich, selbst wenn ich wollte, nicht wieder in's Balletcorps eintreten kann —"

„Nicht? nicht?" unterbrach sie Werner eifrig.

„Weil mein verletzter Fuß —" erklärte Leonie — „wie der Arzt sagt — nimmer wieder tanzen wird und kann."

„Das ist eben kein Unglück, sondern recht gut —" sprach Werner mit unverhehlter Freude.

„Ei, ei, wie schadenfroh!" — erwiederte Leonie. „Ist das die Theilnahme, die Sie mir gewidmet zu haben, vorhin vorgaben?"

„Doch!" antwortete Werner. „Sehen Sie, Fräulein! Wenn man von einem Mädchen achselzuckend sagt: Sie ist eine Tänzerin — so ist das für diese keine Empfehlung, denn in der Regel haben die Besitzer von leichten Füßen auch einen leichten Sinn. Das habe ich mehr oder weniger an unserm Balletcorps beobachten können. Daher sagte meine Mutter oft zu mir: Gustav, nimm Dir zur Frau, wen Du willst, nur keine Tänzerin."

Hier wurde das Gespräch durch den Eintritt von zwei Polizeipersonen unterbrochen. Im Auftrage der Direction stellten sie ein Verhör über Leonie's Verhältniß zu Milo an. Getreulich gab diese an, was sie wußte, und verschwieg auch nicht, daß sie von dem Geflüchteten noch 300 Thaler an Geschenken besitze, daß aber jener den Schmuck mit sich fortgenommen habe. Ohne Widerstreben, ja freudig sogar, lieferte Leonie die Geldsumme an die Polizeiorgane aus, die sich hierauf mit der Erklärung entfernten, daß der, von den Verbrechern „Angstdraht" genannte Telegraph bereits nach dem vormaligen Bankdirector spiele und man denselben zu erwischen hoffe.

„So habe ich denn auch den letzten Staub von meinen Füßen über meinen vormaligen Bräutigam abgeschüttelt —" sagte Leonie lächelnd. „Womit in Zukunft mein Brod erwerben? Nun, wenn alle Stränge reißen, so werde ich an Alwine's Stelle zur Löwen- und Tigerbändigerin. Daran behindert mich mein lahmes Bein nicht."

„So lange ich lebe und einen Groschen besitze, geschieht das nicht —" betheuerte Werner und seine Augen glänzten hierbei so zärtlich, daß Leonie die ihrigen erröthend niederschlug.

Müller-Milo wurde glücklich erwischt, nach Genf ausgeliefert und zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Nach fünf Wochen standen drei Brautpaare vor dem Traualtar: Dr. Baumann mit Lisbeth, Heinrich Mai — jetzt Telegrapheninspector — mit Alwine, der Maschinenmeister am Hoftheater, Werner, mit Leonie, die noch etwas hinkte, übrigens aber die glückliche Braut eines jungen, hübschen und ihr im Geheim längst gut gewesenen Mannes. Freudeerfüllte Zeugen hierbei waren Lisbeth's Mutter und Bruder, sowie der sittlich gebesserte Wermuth. Weitere Zeugen füllten die Kirche: sämmtliche Mitglieder des Balletcorps, welche mit Blumen, Kränzen und Laubgewinden den Altar geschmückt und ihrer einstigen Kameradin ein prächtig eingebundenes Album mit den Photographieen der Tänzer und Tänzerinnen zum Geschenk überreicht hatten. Die Hochzeit selbst wurde in der geräumigen Wohnung des Doctors und Krankenhausdirectors Baumann ausgerichtet, in welche Frau Willkomm mit ihrer Tochter zugleich einzog.

Alwine's linke Wange zeigte die unvertilgbaren Spuren von der Hyänentatze, was aber der zärtlichen Liebe ihres Gatten keinen Eintrag that, und das um so weniger, als er selbst ja in seinem halben Arme einen Gegenausgleich besaß. Der hinkende Fuß Leonie's war dem Maschinenmeister ganz recht und eine Bürgschaft, daß seine Frau nie wieder als Tänzerin die Bühne betreten werden. Nur Lisbeth prangte in fleckloser Schönheit, und als diese von den Zuschauern vernehmbar gepriesen wurde, fühlte sich jene von einer brennenden Röthe überströmt, die sie noch reizender machte. Als sich am Spätabende die Brautpaare von einander verabschiedeten, gelobten sich, unter inniger Umarmung, die drei jungen Frauen den unvergänglichen Fortbestand ihrer Freundschaft, und somit führt der Verfasser diese Erzählung zu einem guten Ende.

---

* Die Sommersprossen.

Humoreske von S. Behrend. *

(Schluß.)

„Ich habe Dir nichts zu gestehen, weil ich nichts verbrochen habe, und wenn ich Doctor Breier zuweilen freundlich entgegenkam, so geschah es, um Dich eifersüchtig zu machen. Aber an Dir war Hopfen und Malz verloren."

„O nicht doch, nicht doch!" rief der Professor. „Ich sah Alles, sah die Bemühungen des Doctors, sah Deine freundlichen Blicke. Clara, wenn Du wüßtest, was ich litt, wie die Eifersucht mich quälte. Ich habe mich deßhalb nur dem Doctor gegenüber so zugeknöpft, so feindlich gezeigt."

Die Professorin schlang die Arme um ihren Mann und küßte ihn, er drückte sie feurig an sich und küßte sie wieder und in dem verliebten Rausche lehnte die Professorin ihren Kopf an seine Schulter und erröthend sagte sie: „Die Sommersprossen hatten eine Bedeutung", und sie legte ihren Mund an das Ohr ihres Mannes und indem sie tiefer erröthete, sagte sie ihm etwas in's Ohr. Dem Professor ging es wie ein Stich durch's Herz. Er stand auf und ging ein paar Mal durchs Zimmer. Dann blieb er plötzlich vor seiner Gattin stehen.

„Clara", sagte er, „höre mich an. Es war an unserm Hochzeitstage, gleich nach der Trauung, als Dein Vater mich beim Arme nahm und mich einige Schritte von Deiner Seite wegführte. Eduard, sagte er, das Princip meiner Erziehung war, meine Kinder so lange wie möglich im Stadium der Unschuld zu halten. Und es ist mir bei meinem Mädchen gelungen. Sie erhalten Clara aus meiner Hand so unschuldig und rein wie die Natur, in der sie aufgewachsen. Wollen Sie meine Tochter und sich selbst glücklich machen, so vermeiden Sie Alles, was diese aus dem Stadium der Unschuld erwecken könnte. Clara ist schön, aber von mir und meiner Frau hat sie es niemals erfahren. Lassen Sie sie ihre Vorzüge niemals kennen lernen, lassen Sie sie ein Kind sein, so lange Sie es vermögen. Ich habe den Rath Deines Vaters befolgt, ich habe Alles vermieden, was Dich Deiner Vorzüge bewußt machen könnte — bis gestern Morgen, da mußte ich Deiner Liebenswürdigkeit nachgeben. Du fragtest mich, ob Du schön seiest und ich bejahte es. — Ich bereuete es bitter und ich beschloß, ein Gegenmittel anzuwenden. Ich erzählte Dir, Du hättest Sommersprossen. Es war ein Unrecht von mir, Dich so zu erschrecken, aber meine Grundsätze geboten es mir, so zu handeln. Wer hätte geahnt, daß Deine kleine Lüge mein ganzes Gebäude zerstören würde? Bist Du mir böse, Clara?" fragte er, als er sah, daß die Professorin nachdenkend vor sich hinblickte. Die junge Frau schwieg. „Bist Du mir böse, Clara?" wiederholte der Professor.

„Böse? nein", sagte die Professorin, „aber es berührte mich schmerzlich, als ich soeben darüber nachdachte, wie so wenig Du bemüht warst, meinen Charakter kennen zu lernen.

„Der Professor setzte sich neben seine Frau und ergriff ihre Hand. „Du bist im Irrthum", sagte er, „ich habe Deinen Charakter erkannt, und — ich will offen sein, ich habe Dich für eitel, gefallsüchtig gehalten. Ich sah, daß Du Dich gern putztest, und ich verschloß mich hinter meine Bücher nur deßhalb, um dieser Eitelkeit jede Nahrung von meiner Seite zu entziehen. Hätte ich mich ganz meinen Gefühlen hingegeben, ich hätte wie ein Sklave zu Deinen Füßen gelegen und Deinen Reizen gehuldigt und —"

Die Professorin ließ ihn nicht ausreden, sie warf sich stürmisch an seine Brust und erstickte ihn mit Küssen. „Nein!" rief sie, „Du hast mich nicht erkannt, Du würdest dann eingesehen haben, daß ich nur für Dich mich putzte und für Dich Toilette machte, daß seitdem ich Dich habe, mir Alle, Alle gleichgiltig sind."

„O, Du einzig geliebtes Weib!" rief der Professor „wer hätte das geahnt!"

Die beiden Gatten blieben lange in stummer Umarmung. Dann erhob sich der Professor. „Ich muß zum Doctor Pollack", sagte er, „um ihn wegen des Irrthums in Bezug auf Doctor Breier aufzuklären. Es wird ihm recht fatal sein."

„Welche Gründe hat der Doctor Pollack, Doctor Breier gram zu sein?" fragte die Professorin, „denn gram ist er ihm, sonst würde er nicht auf einen kleinen Verdacht hin gerichtlich gegen ihn einschreiten wollen."

„Ja nun, Doctor Breier hat vergessen, bei Antritt seiner Praxis den älteren Collegen seine Aufwartung zu machen."

„O, Ihr Gelehrten", lächelte die Professorin.

„Allerdings, die Gelehrten haben recht oft ihre Schnurren. Nun, ich werde mich davon emancipiren", sagte der Professor und er ließ sich galant auf ein Kniee nieder und küßte seiner Frau die Hand.

Unsere Geschichte wäre hier zu Ende, wenn wir dem geehrten Leser und der freundlichen Leserin nicht noch einige Nebenpersonen vorführen müßten. Doctor Pollack machte ein sehr langes Gesicht, als er vernahm, daß er sich dem Doctor Breier gegenüber lächerlich gemacht hatte, und er brachte seine Klage gegen ihn in der Sitzung des Gesundheitsrathes nicht vor. Die Regierung hatte in N. ein großes Krankenhaus bauen lassen und dem Gesundheitsrathe die Besetzung des ärztlichen Personals übertragen.

Doctor Pollack war Mitglied dieser Körperschaft und seinen Bemühungen gelang es, daß Doctor Breier bei der Wahl eines ersten Arztes dieser Anstalt die Stimmenmehrheit erhielt, und nach einem Vierteljahr erster Anstaltsarzt mit 600 Thalern Gehalt ward Diese 600 Thaler veranlaßten, daß Doctor Breier bei Anna's Eltern um diese anhielt und das Jawort erhielt.

Als eines Tags die Professorin wieder vor dem Spiegel stand, entdeckte sie plötzlich einige Sommersprossen auf der Stirn, und als man Doctor Pollack um die Ursache fragte, lächelte dieser und zwinkerte mit den Augen. — Ein Viertel Jahr später hielt der Professor einen schreienden Buben im Arm, den seine Frau ihm soeben geschenkt hatte.

Mannichfaltiges.

(Gustav Walter und Napoleon.) Man schreibt dem „Sprudel" aus Carlsbad: Unser gefeierter Tenorist Walter, der als Curgast hier weilte, hatte einem seiner Freunde, welcher in dem Hause zur Kanone logirt, wo angeblich die Wohnung für Napoleon genommen sein sollte, versprochen, noch am Abend seiner Abreise einige Lieder zu singen. Die Hausfrau, welche durch die Aufnahme eines Piano's davon in Kenntniß gesetzt war, hatte dies vielen Gästen mitgetheilt, und so versammelte sich in der Abendstunde ein kleines Publicum vor dem Hause, in der Erwartung künstlerischen Genusses. Das kleine Häuflein wuchs bald zu einer dichten Menge an, in der plötzlich das Gerücht um sich griff, Napoleon sei hier angekommen. Sofort ertönten vereinzelte „Vivat Napoleon", denen mehrstimmige Pereat folgten; die Menge wurde immer dichter, das Geschrei immer toller, halb Carlsbad strömte zusammen; da öffnete Walter, der indeß durch den Waldweg angekommen war, die Fenster des Erdgestöckes und sang mit weithinaustönender Stimme die „Wacht am Rhein"; das Publicum brach in stürmischen Jubel aus, und selbst der Bürgermeister von Carlsbad war der Erwartung zugänglich, daß Napoleon nicht sofort bei seiner Ankunft die „Wacht am Rhein" vorsingen werde.

(Im Schwetzinger Schloßgarten.) Von einem Führer geleitet, kommen zwei Fremde zum Apollotempel. Ein Landmann steht in Betrachtung vor der Statue.

Führer: „Hier meine Herren, Apollo, der Freund der Musik."

Erster Fremder: „Warum der hier so hoch steht."

Zweiter Fremder: „Weil er, wenn ich mich erinnere, eine Frau von Schwetzingen hatte."

Landmann, sich schüchtern umdrehend: „Deß kann ich ihne ach nit sage, ich bin erst zwee Jahr hier." —

(Trost.) Eine Berliner Wittwe, welche am Grabe ihres eben beerdigten Gatten weinte, trocknete endlich ihre Thränen und sagte: „Eenen Trost hab ick doch; — jetzt wees ick wenigstens, wo er det Nachts is!"

Goldkörner.

Die Charakterlosen theilen sich in zwei Arten — in die, deren Repräsentanten charakterlos aus Interesse — und das ist die gemeinste — und in die, deren Angehörige charakterlos sind aus wechselnden Trieben und Affecten — und das ist die gefährlichste Art.

* * *

Personen verschiedener Anschauung und Meinung können miteinander und oft fruchtbar miteinander streiten, aber nicht Personen verschiedener Bildung und Geisteskraft.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 91. Donnerstag, den 8. August **1872.**

* Doch der Richtige.

Humoreske von E. F. Liebetreu.

„Herr August Schultze wird hierdurch
„höflichst ersucht, sich zu einem kleinen,
„gemüthlichen Abendessen am Fastnachts-
„Abende gütigst bei uns einfinden zu
„wollen.
Eduard Brettschneider und Frau."

Diese Einladung hat soeben Herr August Schulze zum zwei und zwanzigsten Male mit lauter Stimme, in seinem kleinen, möblirt gemietheten Stübchen gelesen, August Schulze, seines Standes ein Bauführer, und im Uebrigen, um uns kurz und deutlich auszudrücken, ein hübscher Junge.

„Da reicht meine Mathematik mitsammt der Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht aus", murmelte er vor sich hin und maß mit langen Schritten das Zimmer. „Hier steht mein Name; hier auf dem Couvert meine genaue Adresse, wörtlich aus dem Adreßbuch, zum Ueberfluß die römische III dahinter, damit der Briefträger auch ja die drei Treppen herauffindet, Alles in normalster Ordnung, aber — Brettschneider und Frau! Himmel und Hölle! Wer ist Brettschneider und Frau! Brett Brettschnei — nein, da hört Alles auf! Habe ich denn so ein jämmerliches Gedächtniß, daß ich trotz angewandter dreitägiger Tortur dasselbe nicht zwingen kann, mir etwas Näheres über Brettschneider zu berichten, habe ich denn ein Brett vor'm Schädel, daß ich auf diesen Brettschneider nicht kommen kann? — Ach was! Ich gehe einfach hin! Werde schon sehen, wer's ist! Ich nehme die Einladung zum gemüthlichen Abendbrod mit, für den Fall, daß mir etwas Ungemüthliches drohen sollte. Muß übrigens eine ganz nette Familie sein — seine Karte — Goldrand — hm! hm! Zeit ist gar nicht angegeben, als wenn ich schon hundert mal dagewesen. Gleichviel, ich gehe hin, sowie ich den Anschlag hier fertig habe. Bis dahin in die Ecke mit Deiner Karte, geehrter Herr Brettschneider, großer Unbekannter nebst Frau. Die Holzberechnung wenigstens muß ich fertig haben; also erstens die Dachschalung —"

„Guten Abend, Herr Schulze", rief ein dünnes Stimmchen durch die Thür, „darf ich Ihnen die Lampe bringen?"

„Ja wohl, Frau Weber", erwiederte Schulze, „stecken Sie dieselbe nur gleich an!"

Die Wirthin, ein gutmüthig blickendes Frauchen trat ein, setzte die Lampe auf den Tisch und machte sich dabei, dieselbe anzuzünden.

„Sie armer Herr Schulze!" sagte sie in mitleidigem Tone.

„Zehn Schock lange Nägel" rechnete halblaut August Schulze, „was?" fuhr er auf, „warum bedauern Sie mich?"

„Weil Sie schon wieder mit einem Examen sich quälen müssen!"

„Ich? Wieso?"

„Verstellen Sie sich nur nicht! Sie wollen es nur nicht eher sagen, bis Sie durch sind! Damals, beim letzten Male, haben Sie auch immer so laut gelernt und sind durch's Zimmer gerannt, wie heute! Ja, ja! die Weber ist nicht so dumm, die merkt so etwas bald! So, nun brennt die Lampe. Ich wünsche Ihnen guten Abend und recht viel Glück beim Examen!"

Sie machte einen freundlichen Knix und ging. „Schön Dank!" rief ihr Schulze lachend nach, „dies Mal wird's wohl gehen; es handelt sich nur um Brettschneiderei!"

— —

Während August Schulze noch in seinen Berechnungen vertieft war, herrschte bei „Brett-

schneider und Frau" bereits die großartigste Festlichkeits-Vorbereitungs-Aufregung. Brettschneider war ein wohlhabender Rentier, welcher sich in früheren Jahren als intelligenter Kaufmann durch Fleiß und Rechtschaffenheit ein Vermögen erworben, der noch jetzt überall durch seine ruhige Einsicht tonangebend war, nur nicht — bei seiner Frau, die stets das letzte Wort, das große Messer und Gott weiß, was sonst noch hatte, nur niemals — Unrecht.

„So Väterchen!" ruft Frau Brettschneider, tief Athem holend in ihrer seidenen Robe, die, wegen der Körperfülle der Besitzerin, eine hübsche Anzahl Ellen gekostet, „nun ist Alles fertig. Für die Bowle mußt Du sorgen."

„Ist besorgt!" meint Papa, nichts weniger als vergnügt; er hat den Trubel des ganzen Tages noch nicht recht verdaut und sitzt in einer Nebenstube, aus dem besten und stillsten Tröster des männlichen Herzens, aus der Cigarre, neuen Muth saugend.

„Sage mal, liebes Männchen" — nur wenn die gehäuften Stirnwolken der Frau des Hauses eine Art Scheu vor der Laune des Mannes abzwingen, nennt sie ihn „liebes Männchen", — „sage mal, wer ist denn eigentlich der Herr August Schulze, den wir auch eingeladen haben?"

„Ich weiß nicht!" ist die ebenso kurze, wie bündige Antwort des Gatten.

„Na, aber —"

„Er ist eingeladen. Basta!"

„Aber liebes Männchen!"

„Quäle mich doch nicht", erwiderte der Gatte, halb erweicht durch den einschmeichelnden Ton seiner Ehehäl te. „Sein Vater, ein alter, braver Jugendfreund, den ich sehr lieb habe, hat mir geschrieben, ich möchte seinem Sohne Eintritt in unser Haus gestatten. Er hofft, daß letzterer dadurch endlich von den vielen Kneipereien geheilt werde, besonders, wenn ich ihm väterlich in's Gewissen rede. Ob der junge Mann aber kommt, weiß ich nicht."

„Ich denke", erwiderte Madame, indem sie den Kopf zurückwarf, „er wird es sich zur Ehre schätzen, von uns aufgenommen zu werden!"

„Möglich; aber —"

„Nun, was aber?"

„Der Mensch hat das Unglück, Schulze zu heißen. Sein Vater nennt ihn August, vergißt mir die Adresse zu schreiben, und so habe ich den Adreßkalender benutzt — er kann seine Wohnung längst gewechselt haben, wer weiß, ob der Brief ihn erreicht hat."

„Alice braucht wieder eine Ewigkeit zu ihrer Toilette", antwortete, in logischer Folge auf die Worte ihres Gatten, Frau Brettschneider.

„Hat sie von Dir!" erwiderte er. Der Genuß des Nikotins seiner Cigarre stimmte ihn manchmal kaustisch.

Madame sagte „Abscheulich" und ging fort, um nach ihrer Tochter zu sehen. —

Die ersten Freunde des Hauses meldeten sich bereits; Herr Brettschneider empfing sie in seiner herzlichen Weise und führte sie in die gute Stube, wo ein Büffet mit den herrlichsten Delikatessen ihnen beim Schimmer der Kerzen und beim Flimmern des Silbergeschirrs entgegenlachte, der Duft der noch unsichtbaren Pfannkuchen sie angenehm berührte und die Größe der auf einem Seitentische prangenden Krystallbowle zu den verschiedensten, wohlthuenden Gedanken anregte. Bei jedem Eintritt eines neu Hinzukommenden wurde das Flüstern mehr und mehr zum lauten, angeregten Sprechen und als nun wirklich August Schulze eintrat, wurde er nicht von allen Seiten beäugelt, da jeder mit seinem Nachbar zu thun hatte.

„Ah, Herr Schulze!" sagte Brettschneider, als er die Meldung des Dieners vernommen, „es freut mich sehr, daß mein Brief Sie angetroffen und ich Gelegenheit habe, den Sohn eines alten, lieben, lustigen Freundes in meinen vier Pfählen zu sehen.

„Sie sind sehr freundlich, Herr Brettschneider", sagte Schulze, der vor Staunen, seinen stillen, ernsten Papa, der im fernen Ostpreußen einer kleinen Dorfpfarre vorstand, als lustigen Freund erwähnt zu hören, keine passendere Antwort finden konnte.

„Hier, liebe Marie", fuhr Brettschneider zu seiner Frau fort, die soeben eingetreten war und die verschiedenen Verbeugungen der Gäste huldvoll entgegennahm, „hier stelle ich Dir Herrn Schulze vor."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Das vierhundertjährige Jubiläum der Münchener Universität.

Im Hauptblatte haben wir über diese bedeutungsvolle Feier aus räumlichen Rücksichten nur ganz kurze, meist telegraphische Mittheilungen bringen können. Damit wird aber der Leser nicht zufrieden gewesen sein, und deshalb geben

wir nachträglich in den „Heitern Stunden“ einen ziemlich ausführlichen Bericht.

Nachdem am Mittwoch den 31. Juli der Empfang der beglückwünschenden Deputationen und am Abend in den beiden Hoftheatern die Festvorstellungen des „Lohengrin“ und der „Minna von Barnhelm“ stattgefunden hatten, trat die Jubiläumsfeier am Morgen des 1. August mit dem Festzug hervor in die weitere Oeffentlichkeit. Dieser Zug, aus den Deputationen der Universitäten, Akademieen, höheren und mittleren Schulen, aus dem Lehrpersonal, den Freunden der Universität und alten und jungen Musensöhnen bestehend, bewegte sich in einer Stärke von wohl dritthalbtausend Mann von dem Akademie-Gebäude nach der Residenz, und von da nach der Universität; vor der Residenz wurden dem Könige, vor der Universität dem Rector J. v. Döllinger Huldigungs-Bezeigungen dargebracht. Würdig war das Innere der Universität ausgeziert. Da hatte man schöne Büsche und Bäume aus den staubigen Treibhäusern geholt und sie um weiße Genien und Büsten herumgeordnet, man hatte Fahnen mit reichlichem Silber und Gold aufgesteckt, verschiedene Wappen angebracht, und wer die Treppe hinaufstieg, dem leuchteten, ein junger, herrlicher Ruhm der Hochschule, aus dunkelm Grün von weißer Tafel die Namen der im letzten deutschen Kriege gefallenen münchener Studenten entgegen. In der großen Aula wechselten Schilder mit W. und L — Wilhelm und Ludwig — und die Universitäten deutscher Zunge waren — eine stattliche Reihe! — an den Wänden verzeichnet. Wie lachte Straßburg aus der Schwestern Mitte heraus! Mir war's, als müßten die steifen Lettern dieses alten, theuern Namens sich zu recken und auszuschlagen beginnen, so voll Hoffnung, voll Triebkraft schien Alles, was es uns jetzt birgt.

Als der Zug angelangt und so viel von demselben als möglich war in die große Aula sich begab, spielte die Musik von der Galerie herab einen Beethoven'schen Marsch, darauf sang der akademische Gesangverein ein Weihelied, und als dies beendet war, trat Rector Döllinger hervor, um mit einer herrlichen Rede den Festtag der Universität zu feiern. Niemand konnte das besser als er. Menschen von hohem Wissen und großer Erfahrung saßen rings um ihn, Staatsmänner, Gelehrte, Künstler, die Blüthe der baierischen Hauptstadt und der deutschen Hochschulen — sie alle waren fast zwei Stunden gefesselt von der in mildesten Formen sich ergießenden Fülle von Geist und Wissen, von Menschen- und Vaterlandsliebe, von harmonischem, reifem Denken in dieser Rede, und sicherlich fühlte Jeder sich neu belehrt und angeregt; als sie beendet war, erscholl nicht rauschender, klatschender Beifall, sondern inniger, wunschvoller Dank in begeisterten Hochrufen. Eine von M. Carrière gedichtete Festhymne, vom Gesangverein und Hof-Orchester executirt, schloß diesen unvergeßlichsten Theil des Festes, der dem Ganzen einen dauernden und fortwirkenden Kern verliehen hat.

Der warme patriotische Ton, der wie ein Abglanz dessen, was vor zwei Jahren durch Deutschland zog und seitdem so Erfreuliches bewirkte, in der Stimmung der Versammelten vorwaltete und in mehr als einer Rede deutlich ausgesprochen, in anderen mannigfach durchgeklungen war, der besonders in Döllinger's Ansprache den Gedankenfaden bildete, gelangte des Nachmittags beim Festessen in dem Trinkspruch, den Minister v. Lutz auf Kaiser und Reich ausbrachte, zum beredtesten Ausdruck, und wie in ihm das Verdienst des baierischen Königs um die Neugestaltung des Reiches gefeiert ward, so klang der Gedanke an das, was Deutschland der Vaterlandsliebe dieses Fürsten zu danken hat, in dem Jubel wieder, mit dem der junge König im Theater, beim Festzug und beim Fackelzug von Einheimischen und Fremden empfangen ward. Das Wetter, das am Morgen beim Festzug nur zur Noth sich gehalten hatte, brach am Abend in heftigen Regen aus, doch störte das nicht mehr, und der große Fackelzug der Studenten ging programmgemäß von Statten. Wie im Regen der graubraune Pechrauch gedrückt in der Luft stehen blieb und die grellen Lichter von der Nässe des Pflasters und von häufigen Pfützen wiedergespiegelt wurden, sagten die Leute, es sei so viel schöner, als wenn klarer Himmel und trockener Boden sei. An diesem Abende gab man im Hof-Theater Wilhelm Tell.

Den folgenden Festtag bezeichneten die Ehrenpromotionen, die von der juristischen, staatswissenschaftlichen, medicinischen und philosophischen Facultät in der großen Aula vorgenommen wurden. Die Beethoven'sche Ouverture „Weihe des Hauses“ eröffnete den Act; darauf verlas jeder Decan nach kurzer An-

sprache und Begründung die Namen derer, welche die Facultät mit dem Doctorhut zu ehren beschlossen hatte. Nachmittags gab die Stadt ein Festessen im Rathhaussaale und Abends ein Kellerfest im Augustinerkeller; leider schränkte das kühle Wetter dieses letztere, von dem man sich viel versprochen hatte, bedeutend ein, es wurde vorwiegend Studentenfest.

Sicherlich ist es zu bedauern, daß die Spaltung innerhalb des Kreises der theologischen Lehrer der Universität ein wesentliches Glied dieser nicht als Corporation am Feste Theil nehmen ließ, daß die Mehrzahl der Theologen fern blieb. Aber im ganzen Feste wurden fürs Ohr die Lücken nicht merklich, welche das Auge da sah; es wurde durchaus nicht in Tendenz gemacht, und die bedeutenderen Aeußerungen der Festgeber sowohl als der aus allen deutschen Landen herbeigeeilten Gäste trugen den Stempel einer von dem Verständniß dessen, was die neue Zeit von der Wissenschaft und was die Entwicklung unseres Volkes von derselben fordert, durchdrungenen Auffassung der Aufgabe der Universitäten. Wir hörten nichts rein Gelehrtes und nichts von Parteien in diesen Tagen, wir vernahmen wohlerwogene Urtheile und Rathschläge patriotischer Männer, denen die Wissenschaft in erster Reihe das Mittel ist, Menschen und vor Allem das Volk zu bilden, dem sie angehört. Die Universität München, die in schlimmeren Tagen den geistigen Zusammenhang Baierns mit dem übrigen Deutschland wesentlich vermitteln half, hat an diesen ihren Jubeltagen mit Recht die Freude über das neuerstandene Deutsche Reich in den Vordergrund gestellt, und wie ein stilles Gelöbniß ging es durch die Versammelten, daß die Hochschule Deutschlands sich in ihrem Wirken von dem Gedanken an das, was unserem Volke noth thut, auch in Zukunft nicht weniger leiten lassen wollen, als zu der Zeit, da sie die erstarrte Erde rings um den Keim, der nun aufgegangen, bereiten halfen. Das war, für unser Gefühl, die Feststimmung, die, wie Sonnengold den Buchenhain, das Thun und Reden durchleuchtete.

Mannichfaltiges.

(Eine Entführungsgeschichte.) In Frankfurt ist am verflossenen Freitag, den 2. August ein merkwürdig freches verbrecherisches Unternehmen in's Werk gesetzt worden. Am hellen Tage wurde die 19jährige Schwester des Papierhändlers Z. beim Petersthor auf listige Weise überfallen und entführt. Als Fräulein Z. gegen 10 Uhr früh promenirte, bot ihr daselbst eine Blumenhändlerin einen Strauß an; auf ihre Weigerung wurde sie von der Verkäuferin ersucht, dann wenigstens, um derselben ein Geschäft zu ermöglichen, einer unfern in einer Equipage haltenden alten Dame einen Gulden zu wechseln. Arglos willfahrte Fräulein Z. diesem Ansuchen; sie wurde jedoch, an den Wagen herantretend, plötzlich ergriffen und, indem sich ihrer eine betäubende Ohnmacht bemächtigte, gewaltsam in denselben hineingehoben. Nach langer Bewußtlosigkeit endlich allmählich erwachend, fand sie sich mitten unter Stroh verpackt und an den Händen gebunden, während ein Wagen langsam mit ihr dahinfuhr. Der Wagen hielt plötzlich im Lauf und rauhe Männerstimmen schlugen an ihr Ohr. Es dünkte dem beklagenswerthen Opfer, als wenn sich Jemand von dem Wagen entfernte, während eine andere Person es sich auf demselben bequem zu machen und sich zum Schlafen anzuschicken schien. Diesen Moment hielt Fräulein Z für ihre Befreiung geeignet; sie arbeitete sich aus den Strohschichten des Erntewagens heraus und fiel zur Erde. Glücklicherweise hatte sie die Kraft, sich aufzuraffen und zu fliehen; ihr Hilfegeschrei rief die auf den Feldern arbeitenden Leute herbei und der Hüter des Wagens, die Erfolglosigkeit, seines Opfers wieder habhaft zu werden, einsehend, fuhr im Galopp davon. Dies ereignete sich zwischen Nauheim und Friedberg. Die junge Dame ist jetzt ihrer Familie, Gott sei Dank, unversehrt und auch ihres Schmuckes unberaubt wiedergegeben. Allein ihr Portemonnaie wird vermißt; es läßt sich jedoch wohl vermuthen, daß ihr dasselbe beim Ringen am Petersthor, da sie es zum Wechseln geöffnet hielt, entfallen ist. Die Polizei ist mit der Fahndung auf die Schuldigen beschäftigt.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 92. Samstag, den 10. August **1872.**

* Doch der Richtige.

Humoreske von C. F. Liebetreu.

(Fortsetzung.)

Schulze dienerte pflichtschuldigst, küßte der Gnädigsten die Hand, und hatte unbewußt eine kritische Betrachtung ihrerseits zu bestehen, die durchaus nicht zu seinen Ungunsten ausfiel. „Das ist recht von Ihnen", meinte sie freundlich lächelnd, „wir fürchteten schon, daß Ihre lustigen Freunde Ihnen nicht Zeit lassen würden, auch uns ein Stündchen zu schenken!"

„Lustige Freunde?" fragte Schulze erstaunt.

„Gewiß! denken Sie, wir wissen's nicht? O, Ihr Herr Vater hat uns eine schwere Aufgabe gestellt."

„Mein Vater?"

„Ja, ja, Ihr Herr Vater!" lachte Brettschneider, „er hat mir von Ihnen geschrieben; ich bedaure, daß er es nicht früher gethan hat; ob Sie aber bei uns Ersatz für Ihre lustigen Studienfreunde beim Cerevis finden werden, das müssen wir erst abwarten!"

„Hätte man wohl so etwas meinem Vater zugetraut?" dachte Schulze.

„Nun heute wenigstens müssen Sie recht vergnügt sein; es ist der Geburtstag unserer Kleinen und da müssen Sie auch das Ihrige zum Frohsinn beitragen!" Nach diesen Worten ging Brettschneider auf andere Gäste zu, um auch mit Ihnen sich zu unterhalten.

„Da kommt meine Kleine!" sagte Frau Brettschneider. Die Gäste traten höflich zurück, Alice trat ein.

Armer August Schulze! Die „Kleine" von vielleicht achtzehn Jahren, hatte ihm mit Sturm sämmtliche Gedanken geraubt

Zu verwundern war's nicht. Alice war hübsch, wunderhübsch! Goldiges Blond umgab ihr liebliches Gesichtchen, aus welchem die schönen großen Augen herausschauten, so wahr und treu wie Rehaugen; schelmisch blickten die weißen Zähne durch die halbgeöffneten rosigen Lippen, ein hellblaues, einfaches seidenes Kleid umgab ihren schlanken Körper, jede ihrer Bewegungen war reizend und doch natürlich. Ohne alle Befangenheit erwiderte sie die Grüße und Anreden der Gäste, auch August Schulze wurde ihr vorgestellt, auch er bekam einen freundlichen, ja, ihm dünkte, sogar neugierigen Blick, weiter aber auch nichts, denn sämmtliche Herren der Gesellschaft schienen, jeder auf eigene Hand, sich vorgenommen zu haben, alle nur erdenklichen zuckersüßen Worte auf Alice mitrailleusenmässig abzuschießen, um Bresche in ihr kleines Herzchen zu legen.

„Bitte, meine Herrschaften, greifen Sie zu!" unterbrach mit lauter Stimme der Wirth die verschiedenen Gespräche. Groß und Klein, Männlein und Weiblein traten an's Büffet und gehorchten pflichtschuldigst diesem Befehle. Auch Schulze fügte sich in das Unvermeidliche und musterte mit feierlichem Ernst die vor ihm ausgebreiteten Schätze.

„Wenn Sie lieber Rheinwein trinken, als Bowle", erklang ein süßes Stimmchen neben ihm, „hier auf dem anderen Tisch." Schulze verbeugte sich vor Alice, die zu ihm gesprochen, wollte etwas erwidern, doch — sie war schon wieder von drei oder vier anderen Gästen in Beschlag genommen.

Schulze, der Niemand in der Gesellschaft kannte, wählte sich einen einsamen Stuhl in einer Fensternische und begann bei der angenehmen Beschäftigung des Essens, seinen Gedanken und Betrachtungen nachzuhängen.

„Ich begreife den guten Papa nicht", begann er zu sich selbst, „mir solche, freilich durchaus nicht unangenehme Ueberraschung zu bereiten; in seinem ganzen Leben hat er mir nicht erzählt, daß er diese Familie kennt, hat

mir nie gesagt, daß er in seiner Jugend lustig gewesen, scheint geschrieben zu haben, daß ich gern kneipe — na warte, Papa, morgen sollst Du einen Brief von mir bekommen, der —“

„Zum Tanze, meine Herrschaften! Wer spielt zuerst Klavier?“ rief Alice mit fröhlicher Stimme.

Die Herren, die ihr zunächst standen, sahen sich nach dem gesuchten Opferlamm um. Es entstand eine minutenlange Pause; kein Herr, noch weniger eine der tanzlustigen Damen schien Lust zu haben, den glatt gebohnten Fußboden mit dem Klaviersessel zu vertauschen.

„Wenn Sie erlauben, werde ich spielen, muß aber sehr um Nachsicht bitten!“ sagte Schulze, der es für seine Pflicht hielt, für die freundliche Aufnahme sich dankbar zu erweisen.

„Sie?“ fragte Alice erstaunt. „Das freut mich, aber Marie hat mir doch gesagt, Sie können nicht spielen? Bitte, zuerst einen Walzer! Ja?“

Pflichtschuldigst nahm Schulze Platz und spielte. Es wäre Unrecht, wenn wir behaupteten, er hätte sich staunend gefragt: Wer ist Marie? Nein, der Wahrheit die Ehre! Er dachte: Welche von allen Marien, die ich kenne, ist Alice's Freundin? Und dabei spielte er so wild und leidenschaftlich, als verfolgte ihn das böse Gewissen, als hätte er mit mancher Marie manchmal gekost, wovon, seiner Ansicht nach, Fräulein Alice gar nichts zu wissen brauchte.

„Herzlichen Dank!“ rief ihm Alice freundlich zu, als er im Schweiße seines Angesichtes die Schlußakkorde verarbeitet hatte; „jetzt wird Herr von Bredow gewiß die Güte haben, Sie abzulösen und einen Polka zum Besten zu geben!“

„Mit dem allergrößten Vergnügen, gnädiges Fräulein!“ näselte mit süßsaurer Miene das neue Opferlamm und ließ den Kneifer aus seinem linken Auge fallen.

„Dann darf ich wohl um die Polka bitten?“ fragte bescheiden Schulze Fräulein Alice.

„Das thut mir recht leid!“ antwortete sie und sah ihn so süß an, daß er sie hätte küssen mögen.

„Aber doch den dann folgenden Tanz?“

„Auch nicht!“ meinte sie; ein anderer Herr eilte in diesem Augenblicke mit großen Schritten auf sie zu; sie bemerkte es, wollte eiligst noch etwas sagen, doch der Herr war schon da und bat um einen Contretanz.

„Habe ich soeben diesem Herrn zugesagt!“ antwortete sie auf August Schulze zeigend. Dieser verbeugte sich triumphirend; ihm kam es vor, als wären Alice's Worte zu ihm viel freundlicher gewesen, als zu dem anderen Herrn.

Die Polka begann; Schulze hielt es — setzen wir voraus, aus Instinkt, für passend, mit der Mutter Alicens, wollten wir sagen, mit der Frau des Hauses ein Gespräch anzuknüpfen und sie nach besten Kräften zu unterhalten. Es gelang ihm vollkommen und bei den Gemeinplätzen, die abgehandelt wurden, hatte er Zeit, die Gesellschaft zu mustern.

Es war ein lustiges, frohes Völkchen; Alle den wohlhabenderen Ständen angehörend, schienen sie das echte, gute Bürgerthum zu vertreten; die Ungenirtheit des Bierhauses war ebenso verbannt, wie die Maske der steif aristokratischen Gesellschaft, wo Jeder bei dem verbindlichsten Lächeln sich schrecklich langweilt und höchstens in der herzlosen Kritisirung der Anderen einen Ersatz für die Entbehrung des ungezwungenen, natürlichen Frohsinns zu finden sucht. Nur eine Person störte etwas die gesellige Harmonie, trug aber schließlich zur Erhöhung der allgemeinen Heiterkeit bei. Die Frau des Hauses hatte es sich nämlich nicht nehmen lassen, gerade so wie die wirkliche Geheime Commissionsräthin Steinbeck bei ihrer letzten „Soirée“ einen Tanzmeister zur Leitung der Tänze zu engagiren. — Ein fremder Tanzmeister in der Gesellschaft ist stets ein Stein des Anstoßes. Es ist seine Schuldigkeit, jede Extravaganz bei den einzelnen Touren sofort im Keime zu ersticken, und je öfter er Gelegenheit zu nehmen hat, Diesem oder Jenem die ganze Wucht seiner Tanzmeisterherrschaft mit der tadellosesten, deßhalb Widerspruchs-unmöglichen Würde fühlen zu lassen, desto größer erscheint er sich selbst, desto mehr fühlt er sich angestachelt zu neuem Eifer bei seiner Pflichterfüllung, die ihm so wichtig dünkt, wie die Strategik des größten Feldherrn.

Wie ein Kaiser vor seinem siegreichen Heere schritt er der Polonaise voran, den „Chapeau claque“ in der Hand, drehte sich nach einigen Schritten um, legte dem ihm nächstkommenden Herrn den Zeigefinger auf die Schulter, sah die Dame desselben tiefsinnend an, sprach mit fester Ueberzeugung: „Damen rechts! Herren links!“ und trat dann mit vorgestreckten Armen

und gebeugtem Oberkörper einige Schritte zurück, um die Zauberwirkung seines Commando's aus der Perspective zu genießen.

August hatte hie und da geplaudert, bald dieser, bald jener jungen Dame ein artiges Wort gesagt und sich alle nur mögliche Mühe gegeben, sämmtliche Blicke Alicens, die in seinen Bereich fielen, pünktlichst aufzufangen. Endlich waren die Rundtänze vorbei und mit gewaltiger Stimme rief der unter dem Kronleuchter postirte Tanzmeister: „Ich ersuche die Herren, zum Contre zu engagiren." Wer die Worte nicht verstand, hätte nach dem Ton der Stimme schließen müssen, der Jünger der Grazien habe gesagt: „Es ist hier soeben eine Dame unter die Räder gekommen!"

„Fräulein Alice!" rief August vergnügt, verbeugte sich und hielt ihr den Arm hin.

„Sie haben ja noch gar nicht getanzt!" sagte sie, nahm den dargebotenen Arm und sah ihn mit ihren großen schönen Augen durchaus nicht vorwurfsvoll an.

„Ich hatte —"

„Haben die Herrschaften schon ein Vis-à-vis?" unterbrach der Tanzmeister.

„Nein!" meinte Schulze.

„Dann bitte ich, sich gefälligst ein solches zu suchen!" und er eilte zum nächsten Paare.

„Vielleicht gestatten Sie uns" näselte Herr von Bredow, indem er sich an Alice wandte, „Ihnen gegenüber den Platz einzunehmen!"

„Sehr gern!" meinte diese etwas kühl.

Herr von Bredow war so gnädig, einen äußerst wegwerfenden Blick auf August zu heften und stellte sich dann mit seiner Dame gegenüber.

„Sie fragten, weßhalb ich noch nicht getanzt habe", begann August.

„Chaine anglaise!" commandirte der Tanzmeister.

Alice nickte und chassirte. Als sie zurückkam, sagte sie: „Sie sind doch sonst ein flotter Tänzer, der nie einen Tanz ausläßt?"

„Ich?" fragte August erstaunt, der noch nie großes Vergnügen am Tanze gefunden.

„Läugnen Sie es nicht!" lachte Alice, schelmisch drohend. „Marie hat mir sehr viel von Ihnen" —

„Encore une fois! En avant les Cavaliers!"

Dieses en avant vollführte August äußerst linkisch, und daran war einzig und allein „Marie" schuld.

„Bestes Fräulein!" sagte er nach Abwickelung dieser angreifenden Tour, „wer ist denn eigentlich dieses Fräulein Marie?"

„Verstellen Sie sich doch nicht!"

„Auf Wort, Fräulein", und er legte zur feierlichen Betheuerung die Hand auf das Herz.

„Nicht doch, Herr Schulze! Marie interessirt sich so für Sie, daß es wirklich von Ihnen unrecht ist, ganz unschuldig zu thun! Ja, es ist grausam von Ihnen!"

„Grausam? Ich? Fräulein, Sie sind grausam! Sie müssen mir bei meiner Ungeschicklichkeit schon angesehen haben, daß —"

„Aber mein Herr!" rief der Tanzmeister, „sehen Sie denn nicht, daß Ihr Gegenüber Sie erwartet? Demie promenade!"

August raste hinüber, verbeugte sich vor dem lorgnettirenden Herrn von Bredow, bedauerte innerlich, demselben für seinen insolenten Blick keine Grobheit sagen zu können und trabte zu Alice zurück. „Fräulein!" rief er außer Athem, „bei diesem Tanz, bei diesem Quälgeist von Tanzmeister ist ja Unterhaltung nur in telegraphischer Kürze möglich."

„Wir brauchen gar nicht zu plaudern, wenn es Sie so anstrengt" meinte Alice etwas schnippisch.

„Fräulein Alice, Gnade, Gnade, ich versichere Ihnen —" rief er ganz laut.

„Mein Gott! Sämmtliche Tanzenden sehen uns schon an!" sagte sie ängstlich.

„Chassez-croisez!"

„Gestatten Sie mir nachher einige Min —"

„Révérence aux dames!"

„Ja, ja", antwortete hastig Alice, „aber jetzt seien Sie still, der Herr von Bredow beobachtet uns so maliciös —"

„Daß ihn der Teufel —"

„Cavaliers en avant!"

Herr von Bredow und August verbeugten sich gegenseitig.

„Welche Furie hat denn den Contredanse geschaffen!" rief August ganz außer sich.

„**Sehr** schmeichelhaft für **mich**!" erwiderte Alice.

„Sie mißver —"

„Mouliné! Grrrande promenade! Tournez! Encore une fois! Révérence aux Dames!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Ringelnatter und ihr Nutzen für die Landwirthschaft.

Seit vielen Jahren besitze ich eine große Sammlung lebendiger Ringelnattern, die vom gemeinen Volke irrthümlich für giftig und deßhalb für gefährlich gehalten werden, und ich hatte dabei vielfältige Gelegenheit, das Wesen und die Natur dieser Schlange und den unberechenbaren Vortheil, den sie der Landwirthschaft gewährt, zu beobachten.

Auf einer von den Mäusen gleich einem Sieb durchlöcherten und mit Schärrhäufen ganz überfüllten Wiese habe ich eine meiner zahmsten Ringelnattern abgelegt. Sie machte einige Bewegungen und verkroch sich dann in ein Mauseloch. Nach 10—12 Minuten kamen aus drei Löchern fünf Mäuse auf einmal zum Vorschein, die in ihrer Angst blindlings herumirrten und in kein Loch hinein mehr zu gehen wagten, so daß ich sie leicht tödten konnte. Bald kamen auch die sechste und siebente Maus aus ihrem unterirdischen Versteck hervor und unmittelbar nach ihnen kam auch meine Natter, einige Schritte von da entfernt, wo sie sich vorher verkrochen hatte, und verfolgte die Mäuse. Ich tödtete auch diese und nahm sie weg, um der Natter durch das Verschlingen derselben die Lust zu neuen Jagden nicht nehmen zu lassen, — denn die gefütterte, gesättigte Natter bleibt träge liegen und läßt auch die Mäuse in Ruhe. Ich ließ die Schlange auf der nämlichen Stelle zum zweiten Male in ein Mäuseloch schlüpfen. Es währte nicht lange, so kamen wieder fünf Mäuse zum Vorschein, die ich ebenfalls tödtete; zwei andere sind mir entkommen. Bald kam auch meine Natter wieder an's Tageslicht, diesmal aber mit einer Maus im Rachen, die sie sofort verschlang.

Innerhalb zweier Stunden habe ich dieses Experiment zehnmal gemacht und dabei etwa 50 Mäuse getödtet und etwa 50 sind mir entkommen, die sich aber von meiner Wiese sofort entfernten und anderwärts einen neuen Wohnsitz aufgesucht haben. Im Verlauf von acht Wochen war auf diese Weise mit einer Natter meine Matte von den Mäusen gänzlich befreit und gereinigt und bald zeigte sich darauf ein fetter üppiger Graswuchs. Ohne Anwendung dieses Mittels hätte ich wenigstens 60 Procent weniger Futter erhalten. Auf den Aeckern machte ich mit meinen Nattern die gleichen Versuche und erzielte auch dieselben Resultate.

Mannichfaltiges.

(Ein Rechenexempel.) Ein Amerikaner, der nichts Besseres zu thun hat, will ausgerechnet haben, daß die „Mündchen" und „Munde" (so heißt's doch wohl?!) der 25,000 Sängerinnen und Sänger beim Bostoner Musikspektakel — wenn „aufgesperrt" — zusammen einen Flächenraum von 736 Quadratfuß bedecken würden.

Goldkörner.

Wir sind immer bessere Menschen, wenn wir Musik gehört haben. Es ist als breitete dann ein linder Zauber seinen Schleier über unsere Seele und stimmte sie weich und mild.

* * *

Er hatte für die Leiden seines Volks ein offenes Ohr und ein fühlend Herz, aber keine thatkräftige Hand! Das wird die Geschichte an den Sarkophag manches Herrschers schreiben müssen.

* * *

Das Gold der Hoffnung läßt sich durch keine Erfüllung ganz ausmünzen.

* * *

Ein gesunder Blick für die Tiefen und Höhen des Erdenlebens scheint in den meisten Fällen auch ein langes Leben zu verbürgen.

* * *

Nur Begeisterung hilft über Klippen hinweg, die Weisheit nicht zu umschiffen vermag.

* Charade.

(Viersilbig.)

Wenn Du die ersten Zwei genommen
Zu früh in Deine junge Hand,
So war es sicher nicht zum Frommen
Für das Gemüth und den Verstand.

Die beiden Letzten, die bedeuten
Ein Nichts, so lange sie allein;
Doch wenn Geschwister sie begleiten,
Dann werden sie sehr wichtig sein.

Das Ganze endlich hat geschaffen
Ein deutscher Dichter wohl bekannt,
Der oft und gerne schwang die Waffen
Des Spottes gegen Unverstand.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 93. Dienstag, den 13. August 1872.

* Doch der Richtige.

Humoreske von C. F. Liebetreu.

(Fortsetzung.)

Der Tanz war vorbei. „Gott sei Dank!" stöhnte August.

„So!" meinte Alice, ihn scharf anblickend.

„Fräulein! Ihnen gegenüber vertheidige ich mich nicht," sagte er, legte ihren Arm in den seinigen und führte sie zu ihrem Platze; „Sie kennen mich bereits, ohne mich zu kennen; Sie kennen —"

„O mein Himmel! Was reden Sie da zusammen!"

„Aber Sie lassen mich ja nicht zu Worte kommen!"

„Ich? Ich bin ja ganz still."

„Aber, Fräulein Alice, seien Sie nicht bös, wenn ich's Ihnen gestehe, Ihre Augen —"

„Ach was!" meinte sie, durchaus nicht ärgerlich. „Nun tanzen Sie —"

„Noch einmal mit Ihnen!"

„Vielleicht! Oder vielmehr nur dann will ich Ihnen den Cotillon geben — dabei kann man plaudern, — wenn Sie bis dahin mit allen andern Damen getanzt haben!"

„Mit allen?"

„Mit allen!"

Alice hat ihren Platz erreicht, Herr von Bredow stand bereits da, um ihren Stuhl zurecht zu schieben; August verbeugte sich und begann nach einer kleinen Erfrischung, die er bei der kurzen Pause genießen konnte, die Herkulesarbeit, mit allen Damen nach einander zu tanzen.

Er that es mit der größten Pflichttreue, er that es im Schweiße seines Angesichts. Noch nie hatte er in seinem Leben so viel, so ungern getanzt, noch nie hatte er sich zur Liebenswürdigkeit so sehr zwingen müssen, wie heute. Nur einmal wurde ihm bei der Arbeit eine kleine Rast gegönnt: er durfte wieder zum Tanze spielen und daß sich in seine Tänze so oft die Melodie: „Hab dich von Herzen lieb, das glaube mir" hineinmischte, das war wohl nur ein ganz zufälliger Zufall.

Endlich war das große Werk vollbracht. „Cotillon!" ertönte die Stimme des Tanzmeisters und August ging langsamen Schrittes auf Alice zu, um sie abzuholen. Herr von Bredow war ihm zuvorgekommen, August erreichte das schöne Kind gerade, als sie sagte: „Bedaure unendlich, Herr Schulze hat mich bereits engagirt."

„Aha!" erwiderte der Angeredete näselnd, und wandte sich, mit dem Kneifer im Auge, an August. „Darf ich wissen, mit wem ich die Ehre habe? Mein Name ist Herr von Bredow."

„Ich heiße August Schulze!"

„Aha! Wohl Kaufmann?" examinirte Herr von Bredow unverschämt weiter.

„Das nicht, Herr von Bredow," erwiderte August sehr ruhig; „ich bin Korbmacher!" Er nahm Alice's Arm und stellte sich in die Reihe der Tanzenden, während der Andere ihm dumm und verblüfft nachschaute.

Man nahm Platz; August hatte seine Absicht vollkommen geändert; während er zuerst gern seine Neugier befriedigt hätte, lag ihm jetzt daran, durchaus keine Aufklärungen zu erlangen: Er hatte Furcht, durch dieselben den Platz an Alicens Seite zu verlieren.

„So nun haben wir Ruhe!" meinte Alice; „erzählen Sie mir vor allen Dingen, warum verläugnen Sie heute meine Freundin Marie?"

„Gestatten Sie mir vor der Antwort eine Querfrage: Hat Fräulein Marie jemals behauptet, daß ich mich für sie interessire?"

„Das nicht, aber sie interessirt sich für Sie!"

„Gott sei Dank! Nun Fräulein, dann glauben Sie meiner Versicherung, daß mir sämmtliche

Marien der Sonne, des Himmels und der Erde vollkommen gleichgültig sind, seit ich das Glück habe, Sie zu kennen."

„Die Erfahrung wird's lehren!"

„Ich hoffe, Sie werden mir Gelegenheit dazu geben?"

„Warum nicht? Sie haben ja immer Zeit und keine Sorgen, Sie leben — nun, wie eben ein reicher Mann leben kann!"

„Fräulein!" erwiederte August sehr ernst, „ich bin nicht reich! Ich lebe von meiner Arbeit und würde mich schämen, nichts zu thun."

Alice sah ihn verwundert an. Nach einer kleinen Weile aber lächelte sie und sagte so recht von Herzen: „Das freut mich."

„Ohne Aufklärung geht es doch nicht, Fräulein, das sehe ich. Wollen Sie mich hören?"

„Recht gern!"

„Nun, die Einladung Ihrer Eltern hat mich überrascht, da ich nicht die Ehre hatte, sie zu kennen. Jetzt aber möchte ich um keinen Preis diesen schönen Abend zurückgenommen sehen. Ich habe mein Staatsexamen als Baumeister bestanden, erwarte täglich mein Diplom darüber, beabsichtige, da es mir, Gott sei Dank, an Arbeit und entsprechenden Einnahmen nicht mangelt, vor Allem einen eigenen Heerd zu gründen, — das heißt, dieser letzte Gedanke ist mir erst heute Abend gekommen!"

In diesem Augenblicke wurde Alice von einem Herrn zur Extratour aufgefordert. — August hatte das Nachsehen

Als sie zurückkehrte und sich setzte, kam eine andere junge Dame auf August zu, überreichte ihm einen Cotillonorden und nahm seinen Arm.

August hatte noch nie in seinem Leben auf einen Orden Werth gelegt; die jetzige Dekoration war ihm aber geradezu verhaßt.

Als er die Tour beendet, fand er Herrn von Bredow neben Alicen sitzend. Er hörte noch, wie derselbe zu dem jungen Mädchen sagte: „Vielleicht denken Sie morgen anders, mein Fräulein!"

August nahm den Stuhl ein, welchen nach diesen Worten Herr von Bredow verlassen. Tiefe Röthe bedeckte das Gesicht Alicens, und neugierig wagte August die Frage: „Herr von Bredow hat Ihnen wohl etwas sehr Interessantes erzählt?"

„Im Gegentheil!"

„Er schien nicht sehr erbaut?"

„Das glaube ich!" antwortete sie, das Köpfchen zurückwerfend, und fügte lachend hinzu: „Ich habe Ihnen in's Handwerk gepfuscht!"

„Als Korbmacher?" rief August entzückt.

Alice nickte. August ergriff ihre Hand und sagte in bittendem Tone: „Fräulein, das ist ein sehr, sehr langweiliges, häßliches Geschäft! Nicht wahr, mir gegenüber werden Sie dasselbe nicht fortsetzen?"

Alice lachte, sah ihn freundlich an, es schien August, als ob der Druck seiner Hand leise erwiedert würde, er war überglücklich.

„Schlußgalopp!" tönte die Stimme des Tanzmeisters; alle Paare erhoben sich, auch August legte seinen Arm um die graziöse Taille seiner Tänzerin; der wilde Tanz schien seinem wildklopfenden Herzen noch nicht wild genug.

Alles Schöne hat ein Ende; so der Tanz, so der ganze genußreiche Abend. Die Gesellschaft brach auf, auch August empfahl sich, entwickelte gegen Herrn und Frau Brettschneider eine von ihm selbst kaum geahnte Liebenswürdigkeit und wurde gebeten, recht bald wiederzukommen.

„Schlafen Sie recht wohl, Fräulein!" sagte er zu Alice; er mußte wohl heut kurz von Gedanken sein, denn es war bereits das siebente Mal, daß er das größte Interesse für ihren guten Schlaf an den Tag legte. „Auf morgen!" fügte er leise hinzu.

Alice blickte ihm freundlich in's Auge, nickte Ja und August Schulze ging träumend und glücklich nach Hause. —

Nur wenige Tage sind seit dem Festabende vergangen. August hat sein Diplom erhalten und ist zufällig mit Brettschneiders zweimal wieder zusammengetroffen. Nach der letzten Begegnung, als er und Alice ganz leise und heimlich mit schrecklich wichtiger Miene geplaudert und sie ihm mit der allergrößten Aufmerksamkeit zugehört und dann freundlich genickt und lieblich gelächelt hatte, war er nach Hause geeilt und hatte in der Freude seines Herzens folgenden Brief geschrieben:

„Heißgeliebter Vater!

Du bist der beste Mann, Du bist der böseste Mann von der Welt! Laß Dich küssen, laß Dich schelten! Warum hast Du mir nie von Deinem alten Freunde Brettschneider gesprochen, warum hast Du mich stets mit Deinen Geldsendungen während meiner Studienzeit so knapp gehalten, trotz Deines Vermögens? Doch Du wirst Deine Gründe haben, alter,

guter, lieber, braver Vater, nächstens schreibe ich ausführlicher; heute nur Grüße von Brettschneiders und von mir, der Dir hoffentlich bald ein großes Glück melden wird.

Dein August."

(Schluß folgt.)

Ein Jesuitenstücklein aus alter Zeit.

(Als Seitenstück zum angeblichen „Gespenst in der Wiener Hofburg".)

Kurfürst August II. von Sachsen kehrte aus dem ungarischen Feldzuge nach Wien zurück, um dem Kaiser Leopold seine Ehrfurcht zu bezeigen. Das war im Jahre 1692. Der Kaiser Leopold I empfing und behandelte den Kurfürsten mit einer Aufmerksamkeit und Auszeichnung, die vor ihm noch kein protestantischer Fürst am Wiener Hofe erfahren hatte. Glänzende Feste wurden ihm zu Ehren angestellt, von denen eines das andere in buntem Gemisch verdrängte. Mit dem Prinzen Joseph (nachmaligem Kaiser Joseph I.) hatte der Kurfürst ein inniges Freundschaftsbündniß geschlossen. Früh eines Morgens erbat sich der Prinz den Besuch seines geliebten Gastes. Ungesäumt begab sich dieser zu ihm und war nicht wenig erstaunt, den Prinzen ganz bleich, entstellt und fast verwirrt im Bette zu treffen. „Gott!" rief der Kurfürst, „was ist Euer Liebden begegnet?

„Die allerschrecklichste Begebenheit", erwiderte der Prinz; „hören Sie nur: heute Nachts hatte ich kaum ein paar Stunden geruht, als eine schreckliche Erscheinung sich mir darbot. Es eröffnete sich mit großem Getöse die Thür meines Schlafgemaches, (der Prinz wohnte in dem noch heute sogenannten leopoldinischen Tracte" der k. k. Hofburg) und unter Kettengeklirre trat vor mein Bett eine hagere weiße Gestalt, die mich mit dumpfem hohlen Tone so ansprach: „Prinz Joseph! Ich bin eine abgeschiedene Seele des Fegfeuers — auf ein höheres Geheiß verließ ich den Aufenthalt der Pein, dir zu künden, daß dein Freundschaftsbündniß mit dem Kurfürsten dich in den Abgrund der Hölle stürzen wird. Ich komme, dich zu warnen; gib auf den ketzerischen Freund — trotze nicht der Allmacht oder erwarte den Feuerpfuhl. In drei Tagen siehst du mich wieder; ich harre deines Entschlusses." Unter Kettengerassel verschwand die Gestalt. Entsetzen band mir die Zunge, so daß ich meine Diener nicht zu rufen vermochte; erst später gewann ich so viel Kraft, an der Klingel zu ziehen — mein Kammerdiener fand mich fast leblos, jetzt bin ich gefaßter — ich will meine Sünden bereuen, mich bessern, und so hoffe ich Gnade vor dem Allerbarmer zu erlangen. Treten auch Sie in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche und erringen Sie so das himmlische Paradies."

Der Kurfürst, ein Helldenker, bemühte sich, die nächtliche Erscheinung als Traumbild, als Phantasiespiel zu erklären. Der Prinz jedoch blieb standhaft dabei, er habe vollkommen gewacht und richtig beobachtet. „Aber wäre nicht ein absichtlicher Betrug möglich?" — „Wer würde sich unterstehen, mich auf so derbe und plumpe Art zu hintergehen?"

„Der Anschein spricht freilich gegen die Annahme, aber die sündenbleiche Schaar der Pfaffen, die den kaiserlichen Hof cabalirend umschleichen, zählt mitunter unternehmende Genies. Vielleicht will man meine Wenigkeit gern von hier entfernen, weil man wähnt, ich decke Eurer Liebden so manche ihrer Schelmenstücklein auf?"

Das fand Eingang, und als der Kurfürst hindeutete, ob Joseph's Beichtvater ihren Freundschaftsbund gutgeheißen, gestand der Prinz ganz offen, daß er ihn schon gar oft davon abgemahnt und ihm sogar die Absolution verweigert habe, wenn er den Umgang mit dem ketzerischen Fürsten nicht aufgäbe.

„Jetzt haben wir, was wir brauchen", rief August, den dies freimüthige Geständniß sehr erheiterte; er beschloß, das Gespenst zu entlarven. Die beiden Freunde gelobten sich ein unverbrüchliches Stillschweigen und trafen eine gegenseitige Abrede.

Am Abend des dritten Tages ließ sich August zum Scheine auskleiden und begab sich zur Ruhe. Doch kaum hatte er seine Lakaien entlassen, als er sich durch eine Tapetenthür in das Gemach des Prinzen verfügte. In einem Verstecke harrte er hier der Mitternacht. Mit dem zwölften Glockenschlage trat die Vermummung mit allem Schreckens-Apparate der ersten Nacht ein. „Prinz Joseph!" ertönte die tiefe Stimme wieder; aber im selben Augenblicke verhallte sie unter dem Riesenarme des Kurfürsten, der die Gestalt an der Gurgel gefaßt hatte und sie zu Boden warf. „Wer bist du?" donnerte der Kurfürst. „Jesus, Maria und Joseph!" heulte der Geist; „ich bin der

Pater Hugo.“ — „Nichts da, Pater Hugo; du bist eine arme Seele aus dem Fegfeuer — allons mit dir dorthin, wo du hergekommen bist.“ Mit diesen Worten packte August den Vermummten, öffnete das Fenster und stürzte den Geist hinab in den Wallgraben. Die Wucht der Ketten, die in der stillen Nacht schauerlich klirrten, beschleunigte den Sturz. Früh fand man die zerschmetterte Leiche des Gespenstes, in dem man einen Handlanger von Joseph's jesuitischem Beichtvater entdeckte. Letzterer ward vom Hofe entfernt und der Geist aus dem Fegfeuer kam nie mehr wieder.

Die That bewirkte dem Kurfürsten große Theilnahme und Bewunderung, und triumphirend über diese elende Intrigue der Väter der Gesellschaft Jesu verließ er Wien.

(Nosseks Hist. Lexikon.)

Mannichfaltiges

(Der wahre Esel.) Der Wirth zum grünen Esel wurde reich, aber auch so hochmüthig, daß er sich seines Schildes schämte, und ein in seinen Augen würdigeres aufhängen ließ. Sein Nachbar, ein armer Wirth, wählte wohlberechnet das verachtete Schild. Theils weil der reiche Wirth nicht mehr so höflich war, theils weil der grüne Esel einmal in gutem Rufe stand, ging nach und nach fast die ganze Kundschaft auf den neuen Besitzer desselben über, und gab demselben reichliches Brod. Neidisch blickte der ehemalige Eselwirth auf den zunehmenden Wohlstand seines Nachbars hin, und ließ, um seine verlornen Kunden wieder anzulocken, unter seinem neuen Schilde diese Worte anbringen: „Hier wohnt der wahre Esel.“

(Die zweideutige Entschuldigung.) Zur Zeit der Königin Elisabeth kam ein Londoner Bürger in Verdacht, daß er katholisch sei, und den Katholiken in seinem Hause heimliche Zusammenkünfte gestatte. Er gestand weder das Eine noch das Andere, und sollte, um sich von Allem Verdachte zu reinigen, vor dem Friedensrichter, den Papst einen Schurken heißen. Diese Zumuthung lehnte er folgenderweise ab: „Wie kann ich den Papst, den ich nicht kenne, und der mich nie beleidigte, schimpfen? Wäre mir der Papst nur halb so bekannt wie Euere Herrlichkeit, so wollte ich ihn mit Freuden zehnmal einen Schurken nennen. Der Friedensrichter stand sogleich von seinem Begehren ab.

(Der Pinsel.) Ein von seinen Talenten im Zeichnen und Malen sehr eingenommener Künstler zeigte einem Freunde mit vieler Selbstgefälligkeit seine Gemälde, wo unter jedem sein Name stand, und bat um sein Urtheil. Dieser, der sie weit unter mittelmäßig fand, gab ihm zur Antwort: „Das hat ein großer Pinsel gemalt!“

(Eine Ungläubige.) Eine zänkische Frau schlug einst nach ihrem im Bette liegenden kranken Mann. — Weib, Weib, rief dieser drohend, weißt Du nicht, daß jeder Frau die Hand aus dem Grabe wächst, die sich an ihrem Manne vergreift?“ — „Possen, erwiederte die Frau; wenn dieß wahr wäre, dann müßten die Kirchhöfe längst wie Spargelfelder aussehen!“

Goldkörner.

Es gehört viel Muth dazu, ein Besitzthum des Gemüths in dieser Welt vor Lächerlichkeit zu bewahren, und viel Geisteskraft, es zu seiner Behauptung zu umhegen mit allen dazu nothwendigen Verstandespalissaden.

* * *

Es ist eine der traurigsten Wahrheiten der unerläßlichen Weltmoral, daß man nicht jeder Auswallung seines guten Herzens Gehör schenken soll.

* * *

Grob ist besser als fein, z. B. bei Handtüchern und in der Erziehung.

* * *

Auf einem Verwaltungsposten, wo man unaufhörlichen und allseitigen Bittgesuchen ausgesetzt ist, gewöhnt man sich sehr bald ein summarisches Neinsagen an. Es gehört Milde des Gemüths und ein angeborener Gerechtigkeitssinn dazu, in dieser an sich vielleicht unerläßlichen Kunst des „Erledigens“ nicht auch allzu mechanisch zu werden. Ein Wink unter andern für Monarchen bei der Wahl — ihrer Cabinetsräthe.

Auflösung der Charade in voriger Nummer:

Romanzero.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Jost.

Nr. 94. Donnerstag, den 15. August **1872.**

* Doch der Richtige.

Humoreske von C. F. Liebetreu.

(Schluß.)

Es ist Sonntag früh. August musterte so eben mit peinlicher Genauigkeit seine Toilette, entfernt jedes Stäubchen von den Kleidungsstücken und lacht hinaus durch's offene Fenster, wie die Sonne hinein! Er will ja heut zu Brettschneiders und mit ihm, dem Haupte der Familie ein wichtiges Wörtchen reden! Um elf soll er da sein, hat Alice gesagt, denn um diese Zeit, meint Alice, ist Papa gerade in der besten Laune, und Mama, fügt Alice hinzu, ist dann in der Küche beschäftigt, so daß sie, Alice weiß es ganz genau, durchaus nicht störend dazwischen kommen wird.

Der Briefträger unterbricht ihn bei seiner Beschäftigung. „Aha," jubelt er, „ein Brief vom Vater!"

Richtig! Der Vater schrieb:

„Lieber Sohn!

Bringe sofort inliegenden Brief zu meinem alten Freunde, dem Dr. Weißenbach. Sonntag Nachmittag um 3 Uhr bin ich bei Dir.

Dein Vater."

„Kurz und bündig!" brummte August, durchaus nicht zu freundlich; heut Nachmittag also kommt der Alte selbst! Herrlich! Prächtig! Was wird der sich über seinen Jungen freuen!"

Mit fliegender Eile beendete er seine Toilette, um durch den Gang zum Dr. Weißenbach nicht zu spät zu Brettschneiders zu kommen Endlich war er fertig, steckte den Brief ein, stürmte zum Doctor und wurde sogleich vorgelassen.

Es war ein alter würdiger Herr, der sich sehr freute, als er in dem jungen Mann den Sohn seine Freundes erkannte. August gab den Brief, der Doctor nöthigte ihn zum Sitzen, nahm seine lange Pfeife wieder in den Mund und las.

Je mehr er las, desto mächtiger dampften die Rauchwolken empor, desto ernster wurde sein Gesicht. „Hm!" meinte er bedächtig, als er mit Lesen fertig war, legte den Brief bei Seite und sah dem jungen Mann betrübt in's Gesicht. August erschrak nicht wenig. „Darf man erfahren," fragte er, „was mein Vater Ihnen geschrieben?"

„Nicht viel!" erwiderte der alte Herr, indem er sich zu einem Lächeln zwang. „Leiden Sie viel an Kopfschmerz?"

„Ich?" prallte August zurück,

„Nun ja," fuhr der Doctor sinnend fort und ließ sein Auge über den Schädel August's wandern, „es ist ja nichts Seltenes, daß junge, kräftige Leute durch Blutandrang gequält werden."

Das Staunen ließ August nicht zu Worte kommen.

„Bei solchem Blutandrang kommt es sehr auf die Diät an," fuhr der Alte fort, „auf die Speisen. A propos Speisen: Wollen Sie heute mein Gast sein?

„Herzlichen Dank, ich bin schon versagt."

„Kommen Sie morgen früh wieder," rief der Alte hastig, „dann wollen wir weiter über die Sache sprechen!"

August empfahl sich. Als er die Treppe hinabging, murmelte er: „Der Alte ist verrückt!"

Endlich hatte er die Wohnung seiner Liebe erreicht. Es war ihm doch gar eigen zu Muth, als er die Klingel zog; eine gewisse Beklommenheit bemächtigte sich seiner und seine Stimme zitterte, als er den Guten Morgen des Dienstmädchens erwiderte. Er trat in das Empfangszimmer, Alice war allein darin, sie eilte ihm entgegen. Sie sah reizend aus, das duftige luftige Mullkleid hob die Zartheit ihrer Formen noch mehr hervor und die schönen blauen Augen blickten so treu und lieb auf den Eintretenden, ihr kleines, zartes Händchen streckte

sich ihm so zutraulich entgegen, daß er sie wahrhaftig nicht zu fragen brauchte: „Liebst Du mich auch?

„Papa kommt gleich, er plaudert noch mit einem alten Geschäftsfreunde. August, ich habe schreckliche Angst!"

„Nicht doch, Alice", meinte er, ohne das Zittern seiner Stimme unterdrücken zu können; „Papa scheint mich ja leiden zu mögen!"

„Ah, Herr Schulze!" rief der soeben eintretende Hausherr, „was bringen Sie?"

„Nur mich selbst!" antwortete August und drückte die dargebotene Rechte.

„So!" meinte Brettschneider mit einem lächelnden Seitenblick auf Alice, welche sich anschickte, das Zimmer zu verlassen. „Nun vor allen Dingen — setzen Sie sich!"

Mächtig wurde in diesem Augenblick an der Klingel gezogen, das Dienstmädchen trat ein und meldete: „Herr Schulze!"

Die beiden Männer blickten sich an. „Der Herr mag eintreten", sagte Brettschneider.

Die Thür ging auf und — August flog an den Hals des Kommenden „Lieber, einziger, guter Papa!" rief er entzückt, „das ist herrlich! Nun magst Du bei Deinem alten Freunde ein gutes Wort für mich einlegen. Herr Brettschneider —"

Die Stimme stockte ihm; Herr Brettschneider sowohl als sein Papa blickten sich fremd an, sie verriethen auch nicht die geringste Freude des Wiedersehens.

„Mein Herr", begann Schulze Vater, „ich fürchte das Schlimmste für meinen Sohn —"

Wieder trat das Dienstmädchen ein; ein breites, dummes Lachen lagerte auf ihrem Gesicht, sie grinste: „Da ist nun noch ein Herr, und der sagt, daß er auch Schulze heißt!"

Die beiden Schulze, Brettschneider und Tochter standen bei dieser Nachricht so mäuschenstill, als hätte der Photograph ihnen soeben zugerufen: Jetzt, bitte still zu stehen!

Herr Brettschneider winkte dem Mädchen zu. Sie ließ einen jungen Studenten eintreten, der „in vollem Wichs" aufgezogen war. Die mächtigen Kanonenstiefel gingen ihm bis über die Kniee und das Corpsband lag breit auf dem Rock mit Stehkragen. Die unvermeidliche Schmarre fehlte nicht in dem jugendlichen, etwas gerötheten Gesicht, und die großen, wasserhellen Augen sahen dreist in die Welt hinein. Mit leichter Verbeugung sagte er: „Nehme mir die Freiheit, mich Herrn Brettschneider vorzustellen. Heiße August Schulze, Studiosus juris, habe Auftrag vom Alten — vom Vater, Sie zu besuchen!"

„Also — Sie — sind — Herr — August — Schulze!" meinte Brettschneider, indem er die Pausen benutzte, um sich zu sammeln; „bitte nehmen Sie Platz"

„Sehr verbunden!" und er setzte sich.

„Ich hoffte schon längst, Sie zu sehen, aber Ihre Wohnung —"

„Habe noch keine fixe Kneipe," lachte August Schulze II., „wohne vorläufig im Hotel."

August Schulze I. murmelte vor sich hin: „Wie werde ich heute zu meinem Ziele gelangen?"

„Ihrem Herrn Vater geht's gut?" fragte Brettschneider.

„Danke!" meinte August Schulze II.

„Wollen Sie uns das Vergnügen machen, heute Mittag unser Gast zu sein?"

„Danke! Kann's aber leider nicht annehmen; bin gerade heute beim großen Commers!" Damit stand er auf, verbeugte sich und wollte gehen.

„Erlauben Sie, daß ich Sie begleite", sagte Brettschneider, der sich vorgenommen hatte, den jungen Mann, diesmal den echten August Schulze, in Folge der schriftlichen Bitte des echten Vater Schulze in der Nebenstube etwas abzukanzeln. Er ging voran, die Thür blieb halb geöffnet und Alice mit August Schulze I. und Vater hatten Zeit, sich in ihrer neuen Lage zu orientiren.

Plötzlich hörten sie, wie die andere Thür der Nebenstube geöffnet wurde und eine Stimme, welche August sofort für die des Dr. Weißenbach erkannte, rief: Guten Morgen, lieber Brettschneider. Komme nur in größter Eile auf ein Wort. Bei Dir verkehrt ein Herr August Schulze?" Ohne die Antwort erst abzuwarten, fügte er hinzu: „Nimm Dich in Acht, der Mensch ist verrückt!"

„Herr!" donnerte August Schulze II.

„Was?" rief wüthend August Schulze I. und stürzte in's Nebenzimmer, aus welchem die Schmeichelei gekommen. Vater Schulze und Alice folgten.

„Herr, wie erlauben Sie sich —" „Herr, wie können Sie sich erdreisten!" ertönte es gleichzeitig aus dem Munde der beiden August Schulze.

Dr. Weißenbach war jetzt überzeugt, mit zwei Verrückten zu thun zu haben.

„Mein Gott, was giebt es?" rief ängstlich Frau Brettschneider, die endlich ihre Toilette beendet und bei dem Lärm eiligst eingetreten war.

„Meine Herrschaften!" sagte der alte Herr Schulze, „nur ich kann die Sache entwirren! Darf ich bitten, Platz zu nehmen?" Er erzählte Alles und schloß mit den Worten: „Mag mein Sohn es der Vaterliebe verzeihen, wenn ich gegen Freund Weißenbach brieflich die Befürchtung aussprach, er habe den Verstand verloren!"

„Den Verstand habe ich nicht verloren, Papa, aber — mein Herz! Diese junge Dame hat es mir fortgenommen und ich hatte eben die Absicht, mir als Ersatz für meinen Verlust die Hand derselben von Vater Brettschneider zu erbitten!"

„Dacht' ich's mir doch," meinte Herr Brettschneider, „nun, offen gestanden, ich war darauf gefaßt."

„Ich auch!" rief seine Gattin, „aber hier geht es doch nicht, das müssen wir in der guten Stube —"

„Nein Mama, wir machen's hier, nicht wahr Alice?" rief fröhlich August Schulze I., ihre beiden kleinen Händchen ergreifend; sie sagte: Ja! und die Lippen Beider trafen sich so geschickt, daß ein längeres Vorstudium nicht zu verkennen war.

„Das ist ja ein Hauptulk!" meinte der erstaunte August Schulze II. „Wenn ich das beim Commers erzähle, brüllen sie vor Lachen! Adieu, meine Herrschaften!"

Ein Brief Bismarcks.

Der Pariser „Figaro" vom 6. Aug. feierte den Jahrestag von Wörth und Spicheren in einer Weise, welche der Expeditionscasse einen hübschen Gewinn abwarf. Ueber die ganze erste Columne hinweg druckte das marktschreierische Organ in rother Schrift das Autograph eines „bisher unbekannten" Briefes ab, welchen Bismarck von dem nahe bei Sedan gelegenen Vendresse aus an seine Gemahlin geschrieben habe und der auf dem Wege nach Deutschland von den Franzosen erbeutet worden sei. Die kräftigen, characteristischen Schriftzüge Bismarck's sind vom Xylographen gut wieder gegeben. Hier der Wortlaut des Schreibens:

„Vendresse, den 3. August.

Mein liebes Herz!

Vorgestern vor Tagesgrauen verließ ich mein hiesiges Quartier, kehrte heute zurück, und habe in der Zwischenzeit die große Schlacht von Sedan erlebt, in der wir gegen 30,000 Gefangene machten, und den Rest der französischen Armee, der wir seit Bar-le-Duc nachjagten, in die Festung warfen, wo sie sich mit dem Kaiser kriegsgefangen ergeben mußte. Gestern früh 5 Uhr, nachdem ich bis 1 Uhr früh mit Moltke und den französischen Generälen über die abzuschließende Capitulation verhandelt hatte, weckte mich der General Reille, den ich kenne, um mir zu sagen, daß Napoleon mich zu sprechen wünschte. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offenen Wagen mit drei Adjutanten und drei zu Pferde daneben auf der Landstraße vor Sedan haltend. Ich saß ab, grüßte ihn eben so höflich wie in den Tuilerien und fragte nach seinen Befehlen. Er wünschte den König zu sehen; ich sagte ihm der Wahrheit gemäß, daß Se. Majestät 3 Meilen davon an dem Orte, wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf Napoleons Frage, wohin er sich begeben solle, bot ich ihm, da ich der Gegend unkundig, mein Quartier in Donchery an, einem kleinen Orte an der Maas dicht bei Sedan; er nahm es an und fuhr, von seinen 6 Franzosen, von mir und von Carl, der mir inzwischen nachgeritten war, geleitet durch den einsamen Morgen nach unserer Seite zu. Vor dem Orte wurde es ihm leid, wegen der möglichen Menschenmenge und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehen durch Carl. Der meldete, es sei „ärmlich und unrein"; n'importe, meinte N., und ich stieg mit ihm eine gebrechliche enge Stiege hinauf. In einer Kammer von 10 Fuß Gevierte, mit einem fichtenen Tische und 2 Binsenstühlen, saßen wir eine Stunde, die anderen waren unten. Ein gewaltiger Contrast mit unserem letzten Beisammensein, 67 in den Tuilerien. Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte,; die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten. Ich hatte durch Carl Officiere aus der Stadt holen und Moltke bitten lassen, zu kommen. Wir schickten dann einen der ersteren auf Recognoscirung und entdeckten ½ Meile davon

in Fresnois ein kleines Schloß mit Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Escorte vom Leib-Kürassier-regiment und dort schlossen wir mit dem französischen Obergeneral Wimpfen die Capitulation, vermöge deren 40- bis 60,000 Franzosen, genauer weiß ich es noch nicht, mit allem, was sie haben, unsere Gefangenen wurden. Der vor- und der gestrige Tag kostet Frankreich 100,000 Mann und einen Kaiser. Heute früh ging letzterer mit allen seinen Hofleuten, Pferden und Wagen nach Wilhelmshöhe bei Kassel ab. Es ist ein weltgeschichtliches Ereigniß, ein Sieg für den wir Gott dem Herrn in Demuth danken wollen, und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letzteren gegen das kaiserliche Frankreich noch fortführen müssen. Ich muß schließen. Mit herzlicher Freude ersah ich heut aus Deinen und Marien's Briefen Herbert's Eintreffen bei Euch. Bill sprach ich gestern, wie schon telegraphirt, und umarmte ihn angesichts Sr. Maj. vom Pferde herunter, während er stramm im Gliede stand. Er ist sehr gesund und vergnügt. Hans und Fritz Carl sah ich, beide Bülow's, bei den 2. Garde-Drag. wohl und munter. Leb wohl mein Herz, grüße die Kinder. Dein v. B."

Es ist kein Zweifel, daß der Brief ächt ist. Abgesehen von den Schriftzügen spricht dafür ganz und gar der Stil und der Gedankengang. Nicht ohne Interesse sind die Bemerkungen, welche Herr v. Villemessant daran knüpft. Es spreche sich, meint er, in dem Schreiben tiefe Freude aus, welche aber bis zur Aengstlichkeit niedergedrückt werde. Es ist, als halte Bismarck vor einem bedeutenden Lichte die Hand vor die Augen und appellire allein an Gott. Kein Lob für die Seinen, keine Anklage gegen die Feinde kommen unter seine Feder. Gott allein habe Alles gethan, Gott allein habe den Gefallenen niedergeschlagen. Dieselben Reserven mache Bismarck über die Folgen des Sieges. Die Diction findet der Franzose präciß und malerisch zugleich und er verweist in dieser Hinsicht mit Recht auf die Einleitung, die ihn zu dem Ausrufe veranlaßt: „Welches Geschichtsgemälde in sechs Zeilen!" Ferner macht Hr. v. Villemessant auf den zärtlichen Familienton des Briefschreibers aufmerksam, jeder seiner Lieben erhalte ein freundliches Wort. Der Schlachtbericht sei „umrahmt von einem Idyll." Das ohne alle Vorbereitung aufgesetzte Schreiben sei das Spiegelbild eines Charakters und dieser Charakter sei der einer Race. Wie hätte, sagt „Figaro", ein Franzose dagegen unter ähnlichen Verhältnissen geschrieben, wenn statt der grausamen Niederlagen der Sieg ihm zugefallen wäre. — Wir finden das Erstaunen des „Figaro" sehr erklärlich. Ein richtiger Franzose muß es unbegreiflich finden, daß einer der Nächstbetheiligten über solch' wichtiges Ereigniß ohne hohlen Wortschwall berichten kann.

Mannichfaltiges.

(Ein guter Ausgang.) Es kommt selten vor, daß ein Prozeß einen so glücklichen Ausgang findet, wie unlängst in einem Gerichtshof in der irischen Stadt Clonmel. Ein junger Landwirth und eine junge Frau, die eines Grundstückes wegen mit einander im Prozesse lagen, erweckten, als sie im Audienztermine neben einander standen, die Sympathie des Richters. Wie, dachte Letzterer, wenn diese beiden hübschen jungen Leute ein Paar würden? Gedacht, gethan. Er stellte den beiden Prozeßsüchtigen vor, daß, wenn sie sich verheiratheten, beide das Grundstück gemeinschaftlich besitzen würden, während es im anderen Falle in Gerichtskosten aufgehen würde. Kläger und Beklagte nahmen diesen Vorschlag zur Güte an und der Prozeß endete mit einem Verdict zu Gunsten des Ersteren unter der Bedingung, daß er verspreche, Beklagte binnen zwei Monaten zu heirathen.

(Schulbildung.) Fürst: „Meine lieben Kinder, ich bin mit Euren Kenntnissen sehr zufrieden. Nur noch eine Aufgabe: 12 Kaufleute kaufen zusammen 24 Säcke Weizen. Wie viele Säcke bekommt ein Jeder?" — (Die Kinder denken lange nach.) Endlich steht der Hansl auf und sagt: „Herr Fersicht, dös han mer noch net g'lernt." — Fürst: „Wie so, mein Lieber, der Herr Lehrer sagte mir doch, daß Ihr alle 4 Species durchgenommen habt!" — „Hansl: „Dös schon, aber mer hawe's als mit Ruben und Kartoffeln gelernt, bis zum Weizen sein mer noch net kumma!"

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 95. Samstag, den 17. August 1872.

* Das Haidemädchen. *)

Novelle von August Schrader.

I.

Die Nachbarn.

Es war Sonntag Die Landleute verließen, da der Nachmittagsgottesdienst zu Ende, das Kirchlein des Dorfs Erlrode. Die Septembersonne schien hell vom blauen Firmamente herab und goß Licht und Wärme auf die Landschaft, die noch im spätsommerlichen Schmucke das Auge entzückte. Der Blick, soweit er reichte, fand zwar keinen Berg, nicht einmal einen Hügel, aber das Dorf mit seiner nächsten Umgebung war doch malerisch zu nennen, denn es zeigten sich hier und dort Wiesen mit Baumgruppen, und Häuschen, die ein wirklich reizendes Idyll bildeten.

Die letzten Töne der kleinen Orgel waren verklungen und die Kirchgänger zerstreuten sich, nach alter Sitte, zwischen den Gräbern des Friedhofs, in dessen Mitte das graue, mit kleinen Fenstern und plumpen Strebepfeilern versehene Gotteshaus lag. Wer ein theures Wesen verloren, suchte die letzte Ruhestatt desselben auf, und ordnete oder verwahrte den Blumenschmuck, der pietätvoll erhalten wurde. Die Friedhofspracht einer Stadt suchte man hier vergebens, man fand nur einfache Holzkreuze mit rührend naiven Inschriften, oder höchstens einen weißen Stein, der den Namen des heimgegangenen Erdenpilgers trug. Die Bewohner Erlrode's waren meist arme Leute, die theils durch Torfstich in der nahen Haide, theils durch Leinwandweberei ihr kärgliches Dasein fristeten Einzelne, und diese waren die Wohlhabenden, trieben Ackerbau; sie besaßen nicht viel, aber fruchtbare Ländereien und Wiesen, die von stattlichen Erlen und Buchen eingeschlossen wurden. Die nächste Umgebung des Dörfchens glich einem großen Garten, der mit Obstbäumen und Gemüse bepflanzt ist. Nach Osten zu begannen die Felder, im Süden aber begann die Haide, die wegen ihrer ergiebigen Torflager weit und breit bekannt war.

Unter den jungen Mädchen, die langsam zwischen den Gräbern auf und abgingen, zeichnete sich eins nicht nur durch reichere Kleidung, sondern auch durch besondere Schönheit und Lebendigkeit aus. Es war dies Martha, die Tochter des reichen Haidebauers Bruns, dessen ausgedehntes Gehöft am äußersten Ende des Dorfes lag. Man nannte ihn Haidebauer, weil er den größten Theil der Torfstiche sein eigen nennen durfte.

Martha war völlig nach Sitte der Landbewohner jener Gegend gekleidet; sie trug ein schwarzes Mieder mit kleinen weißen Knöpfen, einen braunen Friesrock, der nicht lang genug war, um die Füße mit den schneeweißen Strümpfen zu bedecken, und einen Strohhut mit breitem Rande, den ein weißes Seidenband schmückte. Der Stoff zu ihren Kleidern war feiner, als bei den anderen Mädchen, und die blinkenden Knöpfchen an ihrem Mieder waren silbern. Außerdem trug sie an einem schwarzen Bande, das sich um den weißen Hals schlang, einen Henkeldukaten, das Zeichen des Wohlstandes in jener Gegend.

Ein junger Mann trat aus dem Portale der Kirche und schloß die Thür Er trug ein Schlüsselbund in der Hand und unter dem Arme ein Choralbuch, das, dem Aussehen nach, schon lange Dienste geleistet hatte.

„Dort kommt Julius Sabath!" flüsterten die Mädchen. „Wie schön hat er heute die Orgel wieder gespielt!"

Und Martha fügte rasch hinzu:

*) Nachdruck ist nicht gestattet.

„Der versteht es besser, als sein Vater! Man kann sich freilich darüber nicht wundern, da er in der Stadt gelernt hat, und viel Anlagen zur Musik besitzt . . . so hörte ich von meinem Bruder Philipp sagen, der oft mit ihm verkehrt."

Die Mädchen betrachteten die Blumen, aber sie sahen doch verstohlen dem jungen Manne nach, der, städtisch gekleidet, zu einem frischen Grabhügel ging und dort sinnend stehen blieb. Seine Mutter schlummerte unter dem grünen Rasen, man hatte sie vor acht Wochen erst beerdigt.

Julius Sabath war der Sohn des Schulmeisters und seit dem Frühjahre aus der Stadt zurückgekehrt, wo er Musik studirt hatte. Er zählte jetzt neunzehn Jahre, war schlank gewachsen und hatte ein volles schwarzes Haar, das lang in den Nacken hinabfiel. Sein Gesicht, obwohl bleich, mußte man schön nennen, und seine großen dunkeln Augen, sowie die freie und hohe Stirn verriethen das Talent, das in ihm schlummerte. Seine Jugendgespielen, die nicht aus dem Dorfe gekommen, betrachteten ihn mit scheuer Ehrfurcht, sie konnten es nicht über sich gewinnen, herzlich mit ihm zu verkehren, da er sie in jeder Beziehung bei Weitem überragte. Nicht nur die Zeit, auch die Bildung des jungen Studenten, wie sie ihn nannten, hatte ihn den Bauern entfremdet, die sich nach und nach daran gewöhnt hatten, in ihm einen stolzen Stadtmenschen zu erblicken. Da stand er nun an dem Grabe seiner Mutter, das Haupt entblößt; er schien zu beten. Wie er auch geworden sein mochte, dieser Stadtmensch, die Pietät der Geschiedenen gegenüber hatte er doch bewahrt und die fromme Sitte, nach dem Kirchgange das Grab zu besuchen, übte er nicht minder gewissenhaft als der schlichte Bauer. Dem aufmerksamen Beobachter würde es nicht entgangen sein, daß Julius nicht nur der Sitte, sondern auch seinem Herzen folgte, in dem wahre und innige Kindesliebe ihren goldenen Sitz aufgeschlagen. Das Gemüth eines Künstlers ist ja stets tiefer und inniger als des Alltagsmenschen, der das Glück nach irdischen Gütern bemißt. Mancher Bauer hatte schon gesagt: „Dieser Julius thut, als ob er über Tausende kommandirte, und sein Vater hinterläßt ihm doch nicht einen Heller; statt ihn nach der Stadt zu schicken, wo es Geld kostet, hätte man ihn im Torfstiche arbeiten lassen sollen, dann würde er noch verdient haben. Der Alte will zu hoch hinaus, er wird es büßen müssen. Da hat er die Rechnung ohne den Wirth gemacht, wer weiß, was noch geschieht!"

Dies Alles war in einem kleinem Dorfe bekannt, und darum ward der alte Schulmeister, der mit seinem Sohne hoch hinaus wollte, verschieden beurtheilt. Aber weder der Vater noch der Sohn kümmerte sich um die engherzigen Urtheile der Bauern, und dies ward ihnen als Stolz ausgelegt, als ein Hochmuth, der vor dem Falle sich einstellt. Im Uebrigen war Vater Sabath als ein rechtschaffener Mann bekannt, der nicht nur streng seine Pflichten erfüllte, sondern auch sich gefällig zeigte, wie und wo er konnte. Irdische Güter besaß er, außer dem knappen Einkommen seines Postens, nicht; nur in einer Hinsicht hatte ihn der Himmel mit reichem Segen überschüttet: er besaß zehn Kinder, von denen Julius das älteste war. Und alle diese Kinder waren nun mutterlos! Dieser Gedanke mochte dem jungen Musiker das Herz durchbeben, denn er flüsterte schmerzlich vor sich hin: „O, brächte mir meine Kunst doch viel, recht viel ein; ich würde meinen Geschwistern ein thatkräftiger Helfer sein! Schirme mich, Mutter, die Du in lichten Himmelshöhen wohnst, daß ich auf der dornenvollen Bahn nicht strauchle und das schöne Ziel erreiche, nach dem ich strebe. Bei Deiner Asche schwöre ich, ein treuer Jünger der hehren Kunst zu bleiben, die erhebt und veredelt."

Er verließ den Grabhügel.

Draußen am Gitter traf er mit den Mädchen zusammen, die hier Abschied von einander nahmen, um sich in die verschiedenen Dorfgassen zu zerstreuen. Nur Martha mußte eine Strecke Wegs mit dem Sohne des Schulmeisters gehen, da das Schulhaus an das Gehöft des Haidebauers grenzte. Die jungen Leute kannten sich als Nachbarskinder schon längst, sie hatten selbst vor Jahren harmlose Spiele mit einander getrieben.

„Guten Tag, Martha!" grüßte freundlich der Künstler.

Sie war so verwirrt, daß sie kaum den Dank auf diesen Gruß aussprechen konnte. Gesenkten Blicks ging sie neben ihm her, das mit Goldschnitt gezierte Gesangbuch fest an sich drückend. Er sah verstohlen zur Seite. Wie lieblich war Martha's Gesicht, wie schön und kräftig war ihre Gestalt geworden.

„Wir haben uns lange nicht gesehen!" begann er nach einer Pause.

„Ich komme wenig in das Schulhaus; Käthchen hat seit dem Tode ihrer Mutter so viel zu thun, daß es Sünde wäre, sie in der Arbeit zu stören. So sagt der Vater, und auch ich denke so!"

„Du hast wohl recht . . ."

Julius erschrak, er hatte das schöne und reiche Mädchen, mit dem er seit Jahren nicht gesprochen, „Du" genannt. Es war ihm entschlüpft, ohne daß er sich etwas dabei gedacht. Und wahrlich, sie konnte es übel nehmen, da sie längst den Kinderschuhen entwachsen und eine stattliche Jungfrau geworden war. Als er wiederum zur Seite sah, entdeckte er, daß eine tiefe Purpurröthe ihre Wangen überzog, und daß das Gesangbuch in ihren Händen leise zitterte. Gewiß, er hatte einen Fehler begangen, den er gut machen mußte.

„Verzeihung!" flüsterte er verwirrt, ich habe die Tochter unseres Nachbars „Du" genannt, habe so vertraulich zu ihr gesprochen, als ob wir noch im Obstgarten spielten. . . . Die Erinnerung an jene wunderbar schöne Zeit regt sich so lebhaft in mir, daß ich die indeß eingetretenen Verhältnisse darüber vergaß . . . Zürnen Sie mir, Martha?"

„Ja, ich bin recht böse!" rief sie unwillig.

„Es soll nicht wiedergeschehen, ich werde die Achtung zu bethätigen wissen, die ich vor Ihnen hege."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zwei dramatische Künstler

von großer Bedeutung, welche der Tod zu Anfang dieses Monats hinwegführte, hat Deutschland verloren. **Karl und Emil Devrient** sind gestorben, der Erstere am 3. August zu Lauterburg in Hannover, der Letztere in der Nacht vom 6. auf den 7. August in Dresden. Karl Devrient war 1798 in Berlin als Sohn eines Kaufmannes geboren. Er sollte demselben Stande sich widmen, trat 1815 als freiwilliger Jäger in ein preußisches Husaren-Regiment, stand mit demselben im Feuer bei Waterloo und erwirkte sich nach der Heimkehr nicht ohne Mühe die Erlaubniß der Eltern, statt des kaufmännischen den Beruf seines berühmten Oheims zu wählen. 1819 betrat er in Braunschweig als Rubenz im Tell die Bühne, kam nach wenigen Jahren als erster Held und Liebhaber nach Dresden, verheirathete sich dort 1823 mit der berühmten Sängerin Wilhelmine Schröder, schied sich von seiner Gattin schon nach 5 Jahren wieder verließ Dresden, wurde 1836, nachdem er viele Gastreisen gemacht hatte, in Karlsruhe, und 1839 in Hannover angestellt, wo er bis wenige Monate vor seinem Tode blieb und wirkte. Die Kritik hat ihn öfter als den genialeren unter den drei Brüdern ausgezeichnet, ohne ihm die größere Correctheit und feinere Durcharbeitung der Leistungen zuzuerkennen, worin der Bruder Emil ihn überragte. Zu den Vorzügen, die er weniger seinem Kunsteifer als seinem Naturel zu danken hatte, gehörte die körperliche wie geistige Frische, die ihm in seltenem Grade erhalten blieb. Am 25. Jahrestage seiner Wirksamkeit in Hannover konnte er in denselben Rollen jugendlicher Charaktere auftreten, mit denen er ein Vierteljahrhundert früher dieselbe Bühne zuerst betreten hatte, und Niemand hätte der Darstellung angesehen, welch ein Zeitraum zwischen ihr und der ersten lag. So kam es auch, daß er bis zu Jahren hinauf, die im Bühnenleben selten erreicht werden, seinem Beruf treu bleiben konnte. Vor drei Jahren beging Karl Devrient mit der Darstellung des Tell den Tag, an dem er 50 Jahre früher in demselben Schauspiel begonnen hatte, und bei diesem Anlaß verlieh ihm die Stadt Hannover das Ehrenbürgerrecht. So nahe man das Ziel seiner künstlerischen Thätigkeit vor Augen haben mußte, die Kunstfreunde werden ihn doch vermissen; es ist kein Anderer solcher Schule da, der ihn ersetzen könnte, wenn auch nur in den wenigen und weniger anstrengenden Partieen, die er bis an sein Ende noch zu beherrschen vermocht hatte.

Kaum hatte sich das Grab über Karl Devrient geschlossen, so kam aus Dresden die Trauerkunde, daß Emil Devrient, der jüngste und zugleich der berühmteste der drei Brüder gleichen Namens, in der Nacht vom 6. auf den 7. d. M. gestorben ist. Gustav Emil Devrient war geboren am 4. September 1803 in Berlin. Auch Emil war von seinem Vater zum Kaufmannsstande bestimmt und mußte daher als Lehrling in die chemische Fabrik eines Oheims zu Zwickau treten, wendete sich aber bald dem Theater zu und debutirte 1821 in Braunschweig als Raoul in der „Jungfrau von

Orleans". Ausgestattet mit einem angenehmen Aeußern und wohlklingenden Organ trat er bald auch in der Oper auf. Erst nachdem er in Leipzig im Jahre 1823 ein Engagement gefunden, widmete er sich ausschließlich dem Schauspiel. Als im Jahre 1828 Hofrath Küstner die Direction des Leipziger Theaters niederlegte, siedelte Devrient mit den bedeutendsten Mitgliedern desselben nach Magdeburg über, von wo er 1829 einem Rufe nach Hamburg folgte. Hier vollendete er seine dramatische Bildung und fand dann in Dresden an der Hofbühne eine dauernde Stellung. Als Schauspieler zeichnete er sich durch Wärme und Leben, Wahrheit in der Darstellung, Phantasie in der Auffassung der Charaktere und feinen Geschmack bei der idealistischen Ausschmückung derselben aus. Sein Spiel zeigte den denkenden Künstler, namentlich war er Meister im Gebrauch des Sprach-Organs. Im Jahre 1827 heirathete er die Schauspielerin Dorothea Böhler, welche damals muntere Rollen und Soubretten in der Oper spielte und bald sich zu einem der besten Mitglieder der Leipziger Bühne ausbildete. Nach ihrer Vermählung mit Devrient ging sie mit ihm nach Magdeburg und Hamburg und fand später in Dresden neben ihm ihren Wirkungskreis. Im Jahre 1842 trennte sich seine Gattin von ihm und verließ die Bühne. Im Jahre 1868 richtete Devrient, längst zum Rücktritte von der Bühne entschlossen, an den König eine Eingabe, in welcher er unter den Gründen, die ihn zu diesem Schritt veranlaßten, besonders den Wunsch hervorhob, sich nicht selbst zu überleben und lieber begehrt als geduldet vom Schauplatz abzutreten; erleichtert werde ihm der Rücktritt durch die schmerzliche Betrachtung, welche unheilvolle Richtung die gesammten deutschen Theater jetzt einschlügen; das edlere Genre des Schauspiels scheine dem Untergange geweiht, und wer die Bestrebungen seines ganzen Lebens an ideale Wahrheit auf der Bühne gesetzt, fühle, daß seine Zeit vorbei sei. Der Rücktritt erfolgte am 1. Mai 1868 in der Rolle des Torquato Tasso, doch war Devrient bis zu seinem Ende Ehrenmitglied des Dresdener Hoftheaters.

Mannichfaltiges.

(**Bismarck in Boulogne!** Dieser Ruf brachte vor einigen Tagen die zahlreichen Gäste des französischen Seebades in nicht geringe Aufregung. Alles wundert sich, halb ist man toll vor Neugier, halb vor Entrüstung. „Welche Frechheit! Seine Sommervilleggiatur in demselben Lande zu halten, das er kurz vorher so erbarmungslos beraubt hat!" riefen die einen, „höchst merkwürdig jedenfalls!" die andern. Abends drängte sich eine zahllose Menge auf den Hafendamm, um sich „Herrn v. Bismarck" aus der Nähe anzusehen, der ahnungslos, in hellen Beinkleidern und Sommerüberzieher mit brennender Cigarre einherspazirte, die Seeluft einathmete und im Anschauen des von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten Horizontes über dem Canal versunken war. Anfänglich beachtete der Spaziergänger die Menge eben nicht, deren Neugier er als Ziel diente, die Zudringlichkeit der Leute wuchs aber bis zu einem solchen Grade, daß sie ihm nicht länger entgehen konnte und sein momentanes Erstaunen gar bald in förmliche Nervosität verwandelte. Der Gegenstand der allgemeinen Neugierde musterte mit bestürzten Blicken zunächst seinen äußeren Menschen, in der unklaren Besorgniß, er möge vielleicht aus Versehen eine rothe Badehose angezogen oder in irgend einem Café seinen Cylinderhut gegen einen Dragonerhelm vertauscht haben. Nichts von alledem! Nachdem der Fremde sein Gehirn mit allen denkbaren Hypothesen zermartert zu haben schien, hielt er es für das Gerathenste, sich rückwärts in sein Hotel zu concentiren, wohin ihm indessen die am meisten Enthusiasmirten seiner Bewunderer folgten. Am Abend wurde das Casino von unauslöschlichem Gelächter aus allen Tonarten erschüttert. Eingezogene Erkundigungen hatten nämlich herausgestellt, daß der angebliche „Herr von Bismarck" nichts weiter sei, als ein einfacher Geschäftsreisender einer Stahlfederfabrik, der nur in Folge einer großen Aehnlichkeit der Gesichtszüge und des Schnurrbarts zu der unverhofften Ehre kam, mit dem berühmten Kanzler des deutschen Reiches verwechselt zu werden.

Druck von L. Georges in Landau.

// Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 96. Dienstag, den 20. August 1872.

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Da freuete ich mich nun, daß der alte Jugenfreund mir gegenüber derselbe geblieben ist, der er früher war, während er bei anderen Leuten aus dem Dorfe stolz thut ... Nun zeigt sich auf einmal der vornehm gewordene Städter ...“

„Nein, Martha, das ist es nicht! Wahrlich, ich habe gefürchtet ...“

„Daß ich stolz und vornehm geworden wäre? Fällt mir nicht im Traume ein!“ rief sie lachend. „Worauf soll ich denn stolz sein? Ich bin eben so gut ein Bauernmädchen, wie jedes andere im Dorfe, und das Bischen Geld, das mein Vater verdient, wird mich nicht ändern. Aber der Julius Sabath, der ein feiner Mann in der Stadt geworden ist, fürchtet, daß auch ich ihn mit dem alten vertraulichen „Du“ anreden könnte, wenn Leute zugegen sind ...“

„Martha, das war mehr als boshaft!“

„Mag sein: der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird. Ich kann den Hochmuth nun einmal nicht leiden, und wenn ich alle Schwächen besäße, hochmüthig werde ich in meinem Leben nicht.“

Der Musiker blieb stehen.

„Schließen wir Frieden!“ sagte er treuherzig. „Mißverständnisse haben unsern Streit hervorgerufen, die nun beseitigt sind.“

Sie blickte schüchtern auf ihr Gesangbuch, indem sie flüsterte: „O, ich bin nicht streitsüchtig, ich liebe den Frieden, vorzüglich mit dem Nachbar, der mir am nächsten wohnt.“

„Freuen wir uns der Gegenwart, ich bleibe so nicht lange mehr in Erlrode.“

Martha blickte erschreckt auf.

„Du willst wieder fort, Julius?“ rief sie. „Gefällt es Dir bei uns nicht mehr?“

„O, die Heimath ist immer schön, und wäre sie das kleinste Dorf auf der Erde; man empfindet das erst, wenn man fern von ihr ist.“

„So bleibe doch in Erlrode, wo die Leute Dich, trotz Deiner Absonderlichkeiten, gern haben. Du spielst die Orgel so schön, viel schöner als Dein Vater ... Und wenn Du den Choral aufnimmst ... Du magst immer die Orgel spielen, magst einmal Kantor werden.“

Julius mußte lächeln.

„Mein Plan geht viel weiter, liebe Martha; die Stellung eines Kantors in Erlrode genügt mir nicht, ich will ein Künstler werden, der sich in der großen Welt zeigen kann. Auch ist die Orgel nicht mein Instrument ... Auf der Geige kann ich mich hören lassen, in Concerten der großen Städte ... O, die Geige ist das wunderbarste Instrument, das der menschliche Geist erfunden hat! Noch ist meine Ausbildung zwar nicht vollendet, ich mußte die Studien unterbrechen, um an das Krankenlager meiner guten Mutter zu eilen; aber zwei Jahre werden genügen, mich an das herrlichste aller Ziele zu bringen ...“

Die Tochter des Haidebauers hatte erstaunt zugehört. Mit einer Art Ehrfurcht sah sie zu dem jungen Manne empor, dessen dunkle Augen vor Begeisterung glüheten.

„Das verstehe ich nicht! flüsterte sie. „Die Orgel klingt doch weit stärker und schöner, vorzüglich wenn Du sie spielst. Ich habe in unserem Garten manchmal Dein Geigenspiel gehört ... es gefällt mir nicht so gut ...“

„Weil ich nur Uebungen angestellt habe, die zur vollendeten Ausbildung unumgänglich nöthig sind.“

„Gleichviel bleibe noch in Erlrode!“ bat sie.

„Ich kann nicht. Zum Herbste muß ich wieder nach der Stadt.“

„Warum denn?“ fragte sie traurig.

Weil ich bei guten Meistern Unterricht

nehmen, und unsere ersten Virtuosen hören muß. Hier auf dem Lande hat man von Musik keinen Begriff, der strebsame Schüler kommt zurück, er findet keine Anregung, da er auf sich selbst angewiesen ist . . . Außerdem muß ich durch meine Kunst verdienen, da ich von dem Vater Unterstützung nicht erwarten kann. Später gedenke ich einen Ertrag zu haben, der mich in den Stand setzt, für meine jüngeren Geschwister zu sorgen . . . Das habe ich an dem Grabe meiner Mutter gelobt, der brävsten aller Mütter . . . und ich werde mein Gelübde halten!"

Martha konnte ihr Erstaunen kaum bemeistern. Wie anders erschien ihr jetzt der junge Mann, den sie für stolz und hochmüthig gehalten! Er wollte ein vollendeter Künstler werden, um für seine jüngeren Geschwister zu sorgen, um dem alternden Vater eine schwere Sorge abzunehmen. Das klang anders als das Urtheil der Bauern, die da meinten: Julius, der hoch hinaus wollte, koste seinem Vater zu viel Geld, er benutzte die Gutmüthigkeit des Alten, um in der Stadt flott zu leben und ehrgeizige Pläne zu verfolgen.

„Julius", flüsterte sie, „hätten wir uns doch früher einander genähert . . . da überlassen wir es dem Zufalle, der uns heute zusammenführt . . . Ich habe es nicht gewagt, aber Du hättest mich wohl einmal grüßen können . . . Nein, wenn Du so gute Absichten mit Deinen Geschwistern hast, will ich Dich nicht abhalten, nach der Stadt zurückzugehen."

Sie gingen schweigend weiter. Der Weg führte zwischen hohen Hecken hin, über die hinweg die Zweige der schwer beladenen Obstbäume hingen. Hier glänzten rothe Aepfel, dort gelbe Birnen und blaue Pflaumen. Und der lachende Septemberhimmel spannte sich über der reich gesegneten Landschaft aus, als ob er sie unter seinen besonderen Schutz nehmen wollte. Tiefer Frieden lag rings ausgebreitet, eine Stille herrschte, die nicht einmal durch einen leisen Lufthauch unterbrochen ward. Bald war der Punkt erreicht, wo die jungen Leute sich trennen mußten.

„Wie lange bleibst Du noch hier?" fragte Martha schüchtern.

„Vier, auch wohl fünf Wochen; es kommt auf die Nachricht an, die ich aus der Stadt erwarte. Mein Vater hat sich ein wenig beruhigt, er wird nun wieder seinen Amtspflichten genügen können, und ich bin ihm entbehrlich. Martha, ich schließe aus Deinen Reden, daß die Leute im Dorfe nicht eben günstig mich beurtheilen . . ."

„Ich will offen sein, Julius: es ist wahr, sie halten Dich für hochmüthig. Jetzt aber werde ich Deine Vertheidigung übernehmen und ihnen sagen, daß sie sich geirrt haben. Das kommt davon, wenn man nicht einmal mit seinen nächsten Nachbarn verkehrt und allein durch die Haide schleicht, als ob man an den Menschen gar keinen Gefallen mehr fände. Na, es freut mich, daß dem nicht so ist; laß uns die kurze Zeit, die Du noch im Dorfe bleibst, gute Nachbarschaft halten, und zuweilen von der Jugendzeit plaudern . . ."

Sie reichte ihm zum Abschiede die Hand.

„Das wollen wir, Martha! Du wirst meine Schwester Käthchen, ich werde Deinen Bruder Philipp besuchen, und wenn es möglich ist, sehen wir uns auch in dem Garten . . . Nicht wahr, Du entschuldigst mich? Als ich zu Anfang des Sommers hier eintraf, lag meine gute Mutter schwer krank . . . Dann zog die Trauer in unser Haus ein . . . Ich half dem Vater Schule halten, und spielte Sonntags die Orgel . . ."

„Rechtfertige Dich nicht, Julius, ich weiß nun Alles! Vielleicht komme ich gegen Abend ein Viertelstündchen zu Deiner Schwester . . . Du bist doch zu Hause?"

„Wenn ich weiß, daß Du kommst."

„Gut, so werde ich gewiß kommen. Sonst hättest Du wohl wieder eine Irrfahrt durch die Haide gemacht? Ja, ich weiß alles, unsere Arbeiter haben Dich oft gesehen."

Martha wandte sich und eilte dem väterlichen Hause zu, dessen hoher Giebel aus einer Baumgruppe emporragte.

Julius öffnete eine Gitterthür, die in einen geräumigen Hof führte. Im Hintergrunde, unter Bäumen, stand das Schulhaus, ein langes, Gebäude, das nur aus einem Erdgeschosse bestand. Die Wände desselben waren so dicht von Weinblättern eingehüllt, daß man kaum die Fenster sehen konnte. Vor dem Hause tummelten sich sechs Kinder im Spiele herum, die, als sie den Bruder erblickten, laut schreiend ihm entgegenstürzten Der Vater saß auf einem Stuhle neben der Thür, und rauchte aus einer langen Pfeife. Sein Befehl brachte die übermüthigen Jungen zum Schweigen. Julius trat ihm mit den Worten näher: „Guten Tag, Vater!"

(Forts. folgt.)

* Thiers in Trouville.

Seit Trouville präsidentliche Residenz ist, wimmelt es in den Straßen und Gasthöfen dieses kleinen Seebades, das der kleine Thiers von je her so treu geliebt hat. Jeder Expreßzug bringt neue Gäste, die sich im Lichte der neuen Sonne wärmen wollen und nicht einmal den Fuß mit Seewasser netzen, geschweige denn ein Wellenbad nehmen. Trouville ist für einen Stellenjäger der kürzeste Weg in's Amt. Auch eine Garnison erhielt Trouville, ein Infanterie-Bataillon zum Ehrendienste und 150 superbe Gendarmen, die Geheimen der Polizei ungerechnet; auch eine Artillerie-Batterie lagert in Trouville. Das Chalet Cordier liegt einige Minuten von Trouville auf einer bewaldeten Anhöhe am Meere. Mit dem ländlichen Frieden hat es aber keine zwölf Stunden gewährt: Thiers wird überlaufen von Freunden, Bittstellern, indeß im Ganzen lebt das Männchen, wie es als Student, Schriftsteller, Minister, ausrangirter Politiker, Oppositionsführer u s. w., kurz, wie es unter allen seinen Lebensstationen bis hinauf zum Präsidenten gelebt hat: Morgens 5 Uhr sitzt es unter seinen Büchern oder es betrachtet und ordnet Kupferstiche in seinem Cabinet, das in Paris weiland ein wahres Duodez-Museum war. „Was sind Sie glücklich!“ rief ihm dazumal ein Freund zu. „Glücklich?“ entgegnete er mit heiterem Lächeln. Damals ward sein Herz zernagt vom Wurm der Machtlosigkeit, des Ehrgeizes. Jetzt dagegen ist Thiers wieder in der Macht und Herrlichkeit und bei seinem nervösen Temperament ganz in seinem Elemente: er arbeitet mit Leidenschaft, er weiß Alles besser und will daher Alles selbst anordnen; Schlaf ist jetzt Nebensache, doch kann er schlafen, wenn er will, trotz seiner fünfundsiebenzig Jahre, er kann überhaupt Alles ertragen, Alles leisten, nur muß er Macht haben, nur muß er immer Recht behalten, nur muß er nicht sich bloß bewundert, sondern angestaunt sehen. Um 4½ Uhr Morgens erhebt sich Herr Thiers, rasirt sich selbst und zieht sich an; um 5½ Uhr sitzt er vor seinem Schreibtische; um 6 Uhr trinkt er seinen Kaffee mit Milch und verzehrt ein geröstetes Butterbrod dazu; er schenkt sich den Kaffee selber ein und empfängt dabei den oder jenen Vertrauten. So unterhielt er sich jüngst beim Frühstück mit einem Badegaste und äußerte über die Drei-Kaiser-Zusammenkunft spöttisch: „In der Politik wie in der Liebe ist die Zahl 3 minder gefährlich, als die Zahl 2.“ Wenn die Kaiser von Deutschland und Oesterreich allein zusammenkämen, wer weiß, ob nicht etwas passiren könnte, doch der Czaar wollte auch von der Partie sein, und dies ist eine Bürgschaft für den Frieden Europa's.“ Wie man sieht, ist Thiers auch für diesen Frieden. Der Präsident zeigt sich dem Publikum nur wenig am Strande: er wird zu sehr angegafft, er fürchtet, umgerannt zu werden. Persönlicher Muth ist seine starke Seite nie gewesen, er kennt zu sehr seine schwachen Füßchen, er ist zu sehr von der Wichtigkeit seiner kleinen Existenz für die große Nation durchdrungen. Deßhalb fährt er Nachmittags in den Wald und hört die Blätter rauschen, wie sie ihm Orakel ertheilen, und lauscht dem Flug der Vögel — der kluge, weltkundige Augur. Aber Trouville bereitet eine Reihe von Festlichkeiten vor, bei den Thiers sich allem Volke zeigen wird: am 20. August ist auf Betrieb der Mme. Thiers und einer Anzahl vornehmer Patientinnen im Casino großer Wohlthätigkeitsball fur die Waisen des Krieges; Mlle. Alboni wird singen. Dann gibt es Pferderennen in Trouville am nächsten Sonntag, Montag und Dienstag, am letzteren Tage auch Schießen nach Tauben. Die Artillerie-Versuche finden auf der Düne Houlgate statt und Thiers, der eine schwache Seite für die Vierpfünder hat, hofft die Siebenpfünder damit zu übertreffen. Das Wetter ist leider noch immer sehr stürmisch und die Artillerie-Uebungen, die unter Thier's Augen erfolgen sollen, werden erst in nächster Woche anfangen können. Die Berichte aus dem Seebade erwähnen auch, was wir schließlich noch bemerken wollen, daß, wenn Thiers sich zeigt, Alles ihn ehrerbietig grüßt. Erst kam Ludwig XVIII. und der echte Karl X., dann der Sohn jenes Orleans, der sich Egalité nannte; so kam erst Napoleon der Oheim, dann Napoleon der Neffe, und nun ist der Historiker des Consulats und Kaiserthums, der Minister Louis Philippe's und der Erfinder der Napoleonischen Legende, Herr Thiers, der Mann, der die Geschicke Frankreichs in seiner Hand hält und die „Vorsehung“ der Nation macht. So wechseln die Loose in Frankreich und so ähnlich zugleich bleiben sie sich in allen Zeiten. Es ist der chinesische Zug im Charakter dieses sonst so beweglichen Volkes.

Man fährt mit dem Schnellzuge von Paris bis Trouville etwas mehr als 6 Stunden; der Zug hält in Demuville an der Brücke des in die Rhede vor Trouville mündenden Flüßchens, über das eine Brücke führt.

Demuville ist eine Schöpfung Morny's, der großartige Bauten begann; der Tod des unternehmenden Mannes unterbrach die Arbeiten, und der Sturz des Kaiserreichs gab den Speculationen den Rest; doch ist jetzt kaum an ihrer Durchführung zu zweifeln. Hier wurde von Morny eine großartige Rennbahn geschaffen, da das Empire den Sport sehr begünstigte. Zweimal täglich geht ein Dampfer nach Havre; die Fahrt dauert bei gutem Wetter etwa eine Stunde. Die beiden größten Hotels in Trouville, unmittelbar am Gestade, sind der Gasthof Zu den schwarzen Felsen und das Hotel de Paris; das Casino, gleichfalls am Gestade, hat zwei große Säle mit Theater, ein Kaffeehaus und ein Lesecabinet; das ist nur Abonnenten (50 Fr. für zwei Personen monatlich) zugänglich; die Abonnenten zahlen aber daneben den Eintritt zu Theatervorstellungen und Bällen; auf die Ehrenhaftigkeit der Abonnenten wird scharf gesehen. Das Landhaus des Herrn Cordier, in welchem Thiers residirt, hat schöne Parkanlagen. Im Städtchen herrscht jetzt eine lebhafte Bauspekulation, seit Wohnungsmangel fühlbar wurde. Trouville sur Mer (zum Unterschiede von Trouville bei Bolbec und Trouville la Halle bei Quillebœuf) liegt im Departement Calvados, hat jetzt an 6000 Einwohner, treibt Schiffahrt, Fischerei (auch Austernfang und Häringsfischerei), und das Hauptvergnügen der Badegäste besteht darin, vom Wellenbrecher die Schifferboote auslaufen zu sehen, so wie kleine Bootfahrten zu machen, Ausflüge auf den Dampfern nach Havre zu unternehmen u. s. w. Im Uebrigen ist das Leben hier wie in den meisten französischen Bädern: man bringt Frau und Kinder mit, lebt gemächlich und gemüthlich, ohne viel Geist und Abwechselung, man ruht sich aus von den Freuden des Winters und bereitet sich zur nächsten Wintercampagne in Paris vor, denn die Pariser bilden den Hauptstamm der Gäste.

Mannichfaltiges.

(Gräuel der Verwüstung.) Wenn die Welt wirklich am 12. August untergegangen wäre, so wäre ein vom „Fr. K." berichteter Gräuel, den ein Bäuerlein in Burghausen verübt hat, allein hinreichend, um diesen Entschluß Gottes zu rechtfertigen. Eine alte Frau sollte „versehen" werden; die Leute waren so arm, daß sie das übliche Leinen, mit dem der Tisch für die Ceremonie gedeckt wird, nicht auftreiben konnten. Man behalf sich daher mit Papier und erwischte — ein Exemplar der vom frommen Bischof Heinrich zu Passau mit dem großen Bann belegten „Passauer Zeitung". Der Herr Cooperator war gerade im Begriffe, das „Allerheiligste" auf das verfluchte Papier zu stellen, als er den Gräuel bemerkte und das bestürzte Bäuerlein mit einer Fluth von Worten der tiefsten Entrüstung überschüttete. Erst auf die Versicherung, daß das Papier vom Nachbarn zum Buttereinwickeln geborgt sei, beruhigte sich der Mann Gottes und nahm die Ceremonie vor, nach deren Beendigung er sich zum Nachbar verfügte, um diesem den Kopf zu waschen.

(Meinetwegen.) Ein Vorfall, der sich im Kanton A. zutrug, verdient wohl erwähnt zu werden Als nämlich bei einer Trauung der Civilstandsbeamte die Braut vorschriftsgemäß frug: „Anna Maria N. N., willst Du den hier gegenwärtigen Jakob N. N. zu Deinem Ehemanne nehmen?" hub die Braut an: „Na, wie meenen er dann, Herr Borgemeester, soll ich en nemme?" — „Nun, ich glaube, Du wirst ihn nehmen", erwiederte der Beamte, worauf die Braut ganz ruhig antwortete: „Meinetwegen, Herr Borgemeeschter."

(Ein preisgekröntes Fest-Knödel-Essen) fand kürzlich in einem Gasthause zu Weilheim statt. Es waren drei Preise ausgesetzt und diese wurden von drei Herren gewonnen. Der erstere dieser Herren hatte 26, der zweite 19 und der dritte 16 Knödel à 9 Loth zu sich genommen. Hier darf man wohl von ganzem Herzen „Gesegnete Mahlzeit" wünschen.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 97. Donnerstag, den 22. August 1872.

* Mars la Tour.

Frisch auf und spürt, Ihr Rothen vom dritten Regiment,
Husaren des Vaters Zieten, ob Welschland Euch noch kennt.
Von Torgau, Katzbach, Leipzig und auch von Dennewitz?
Auch Euch führt heut ein Zieten, wie der vom alten Fritz.
Den Karabiner fertig, die Sporen scharf und spitz,
Durchfliegen die rothen Burschen die Fluren wie der Blitz.
Sie haben den Feind gefunden und halten ihn nun fest.
Jetzt, Infanterie und Schützen, gebt Ihr ihm nun den Rest.
Der Feind bei Gorze war bissig, er wies den scharfen Zahn,
Chassepots und Mitrailleusen, sie fingen zu heulen an.
Manch' braven Reiter und Schützen sie streckten in den Sand,
Frisch drauf, frisch drauf, Ihr Braven, es gilt dem Vaterland!
Auch einen hat's getroffen, den Jeder liebt und kennt:
Hans Joachim von Zieten vom dritten Regiment.
Vom Pferde sank er blutend. Zu rächen gilt es heut,
Ihr Rothen, Euren Führer! Frisch auf, vorwärts zum Streit!
Und Dämmerung ward's. — Von Frischem der Feind rückt in das Feld, —
Jetzt gilt's, Husaren, zu zeigen, daß Jedermann ein Held!
Hurrah! Die Klingen, sie sausen nach echter deutscher Art, —
Der alte Zieten im Himmel drob fröhlich streicht den Bart.
Die stolze Kaisergarde zertreten und entfloh'n,
Der Turco und der Zuave schreit jämmerlich Pardon.
Manch' braver rother Junge sinkt sterbend in den Sand,
Noch winkt er, froh des Sieges, zum Abschied mit der Hand. —
Der junge Vater Zieten führt sie zur Himmelspfort;
Da saß der alte Fritze, dem brachte er Rapport.
Präsentirt, Ihr Grenadiere, und blaset einen Tusch,
Es sind ja noch die Alten, wie damals aus dem Busch!
Ruht sanft, Ihr Kameraden, fahrt wohl zur ew'gen Ruh!
Im Kampf und in Gefahren, Ihr Geister, winkt uns zu!
Und ist der Feind geschlagen, — in heimathlicher Flur
Pflanz' eine deutsche Eiche ich Euch von Mars la Tour.

(Gedichtet bald nach dem 16. August 1870 von dem Gefreiten Wille der 5. Escadron Zieten'schen Husaren-Regiments.)

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

Der Schulmeister, ein Mann von fünfzig und einigen Jahren, hatte ein schon stark ergrautes Haupt und bleiche, schlaffe Gesichtszüge, die von Sorgen und Kummer zeigten. Obgleich schlank und hager, bildete er doch eine stattliche Erscheinung, die nicht nur Achtung, sondern auch Vertrauen einflößte. Wir werden bald erfahren, wie er mit den einzelnen Gliedern seiner Gemeinde stand. Schweigend reichte er dem Sohne die Hand. Vor acht Wochen erst hätte er die Gattin begraben und Julius sein ältestes Kind, war der Heimgegangenen sprechend ähnlich . . . Da stand er nun vor ihm, ein hübscher und vielversprechender Jüngling, ein Künstler, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Soeben hatte der Vater sich im Geiste lebhaft mit ihm beschäftigt und gedacht: hätte doch die Mutter erleben können, was mir noch bevorsteht! Gewiß, Julius wird ein bedeutender Künstler werden. Er selbst war ja Musiker genug, um sich ein richtiges Urtheil bilden zu können.

Der junge Mann legte das Choralbuch in das offene Fenster und ließ sich auf einer Steinbank nieder, die neben dem Stuhle des Vaters stand.

„Ist der Gottesdienst gut verlaufen?"

„Wie immer, Vater. Leider waren nicht viel Leute in der Kirche."

„Ist schlimm, sehr schlimm! Nächsten Sonntag werde ich wieder gehen . . ."

„O nein, lieber Vater; so lange ich in Erlrode bin, vertrete ich Dich als Organist. Das Positiv ist zwar nicht viel werth, aber es genügt, um mir Uebung in dem Begleiten des Chorals zu verschaffen. Ich will mich nach

der Richtung hin ausbilden, man kann nicht wissen, wozu es gut ist."

„Ach, da fällt mir ein, daß ein Brief für Dich angekommen ist."

„Endlich, endlich! Wo ist er?"

Der Vater zog ihn aus der Brusttasche seines langen schwarzen Rocks, den er Sonntags nicht nur beim Ausgehen, sondern auch im Hause trug, denn er pflegte den Tag des Herrn auch im Aeußeren zu feiern.

„Hier, mein Sohn. Gebe Gott, daß er gute Nachrichten enthalte.

Julius erbrach hastig das Couvert.

„Von der Direction des Conservatoriums für Musik!" rief er, und zugleich begann er vor Ungeduld zu zittern.

Ein bitteres Lächeln glitt über sein bleiches Gesicht. Vater Sabath schüttelte schmerzlich das Haupt, er wußte schon, was dieses Lächeln bedeutete.

„Nicht wahr", fragte er, „man schlägt Dir die Freistelle ab? Sage es mir rund heraus, ich merke schon, daß der Inhalt des Briefes nicht erfreulich ist."

„Ja, Vater, meine letzte Hoffnung ist dahin! Für dieses Jahr habe ich Nichts zu erwarten, sämmtliche Freistellen sind vergeben ... Und ich habe mich doch zeitig genug gemeldet, habe mich auch einer Prüfung unterworfen ..."

„Aus der Du erfolgreich hervorgegangen".

„Aber mir mangelt eine nachdrückliche Empfehlung, und ich hatte schon eine Ahnung von diesem Bescheide ... Vater, wie überall, so ist es auch in der Kunstwelt traurig bestellt. ..."

Er wollte fort in das Haus.

„Bleibe, Julius!" rief der Vater.

„Ich bin überzeugt, daß Unfähige mir vorgezogen sind! Oder, was noch schlimmer ist, man hat mein Talent für nicht beachtenswerth, für zu gering erkannt."

Der Schulmeister hob den Kopf hoch empor.

„Das ist nicht möglich, mein Sohn! Es müßten denn böswillige oder unverständige Richter über Dich geurtheilt haben. Nein, Dein Talent ist unbestreitbar, ich habe es längst erkannt ... Meinst Du, ich würde so große Opfer gebracht haben, wenn ich mir durch lange Beobachtung nicht ein festes Urtheil gebildet hätte? Es wäre Frevel, Dich einem Stande zu widmen, zu welchem Dir die Befähigung fehlt. Ich bleibe dabei: die Herren in der Stadt sind entweder böswillig oder unverständig. Freilich, wenn Du zahlst, bist Du sofort aufgenommen ... Dann steht Dein Talent außer Zweifel, dann wirst Du prosperiren! Zahlen, Geld, Geld ... ach, es ist mehr als traurig, es ist entsetzlich. Doch beruhige Dich, mein Sohn; denke an unsere besten und größten Meister in Kunst und Wissenschaft, fast alle haben mit Noth und Entbehrung zu kämpfen gehabt, haben sich durch riesige Wälle von Widerwärtigkeiten Bahn brechen müssen. Verliere den Muth nicht, erhalte Dir das Selbstvertrauen und Du wirst an das Ziel gelangen."

„Vater", sagte Julius bittend, „Du kannst mir keine Geldopfer mehr bringen, es wäre dies eine Sünde an meinen Geschwistern, die doch auch Deine Kinder sind. Bis jetzt hast Du die Kosten meines Aufenthaltes in der Stadt getragen, hast die Lehrer bezahlt, die mich für das Conservatorium vorbereiteten ... und hier im Hause hat oft der Geldmangel geherrscht ... nein, Vater, ich kann Deine Güte nicht mißbrauchen, kann für mich allein die Mittel nicht in Anspruch nehmen, deren Du zur Ausbildung meiner Brüder bedarfst. Ich trüge die Schuld daran, wenn sie als Taglöhner in die Torfstiche wandern müßten. Und wer kann wissen, ob nicht in diesem oder jenem der Knaben ein schönes Talent schlummert, das nur geweckt und ausgebildet zu werden braucht ... Vater, ich kann es nicht zugeben!" rief schmerzlich der junge Mann. „O, wie habe ich geweint, wenn Du mir einen Brief mit Geld sandtest ... Ich wußte, wieviel Sorgen Dir das Zusammenbringen der kleinen Summe verursacht, ich wußte, daß Du sie mit tiefen Seufzern überschickt, obgleich Deine Zeilen nur Freudigkeit und Liebe athmeten. Und dann fragte ich mich: Wird das Kapital auch nutzbringend angelegt sein? Wirst Du es je zurückzahlen können? Wird es Dir möglich werden, durch Deine Kunst so viel zu erwerben, daß Du Deine armen Geschwister, die in Erlrode eine dürftige Ausbildung genießen, entschädigen kannst? O, die bittersten Zweifel stiegen in mir auf, und ich machte mir die heftigsten Vorwürfe. Aber der Kampf, der in meiner Brust tobte, ward durch Deine liebevollen Zeilen beschwichtigt, und die Zweifel, die an meiner Seele nagten, wurden durch den Gedanken beseitigt: der gute Vater ist ein urtheilsfähiger

Mann, er streut nicht unbedacht Samen aus, von dem er nicht mit Sicherheit eine Erndte erwarten darf. Dann ging ich mit neuer Lust an die Arbeit, studirte von Morgens früh bis spät in die Nacht, und freute mich der Lobsprüche meiner Lehrer, die mich ermuthigten und mit neuem Selbstvertrauen erfüllten. Unsere Familienverhältnisse sind nun in ein neues, betrübendes Stadium getreten . . . Die gute Mutter ist heimgegangen zur ewigen Ruhe . . ."

Thränen erstickten die Stimme des jungen Mannes, er mußte sich abwenden, um das Schluchzen zu unterdrücken Auch der Vater Sabath war so tief ergriffen, daß er die Augen mit der Hand bedeckte.

„Gott gebe ihr des Himmels Frieden!" murmelte er. „Sie hat viel, viel gelitten! Gibt es einen Trost für mich, so ist es der, daß nur der Tod ihren schrecklichen Leiden ein Ende machen konnte . . . menschliche Kunst und Pflege waren vergebens. Die brave, gute Frau hat ausgerungen! Aber mir liegt es ob, ihren Kindern den Weg zu bahnen, der sie durch das Leben führt. Ich erfüllte diese Pflicht mit der Gewissenhaftigkeit und Pietät, die ich der Verstorbenen gelobt habe und schuldig bin. Wisse, mein Sohn, ich erfülle auch ein Gelübde, wenn ich dafür sorge, daß Du Deine Studien fortsetzest. Der talentvolle Erstgeborne war immer der Stolz und die Freude der Mutter, die selbst aus einer Künstlerfamilie stammt. Durch sie ist die Befähigung zur Kunst in Dich übergegangen. Ich habe ihr auf dem Sterbebette gelobt, Dich der einmal betretenen Bahn nicht zu entreißen, vielmehr alle Widerwärtigkeiten beseitigen zu wollen, die sich Deinem Kunststreben entgegenstellen, könnten. Ich würde Dir von Diesem Gelübde Nichts gesagt haben, wenn ich es nicht für nöthig erachtete, um Dich anzuspornen und Dir das Selstvertrauen zu erhalten Erfülle den Wunsch und den Willen Deiner seligen Mutter, ihr Segen wird Dich begleiten. Du wirst ein Künstler werden, wirst Ruhm und Geld erwerben, dann trage die Schuld an Deine Geschwister ab, und mache mir den Abend meines Lebens zu einem heitern. Kommt Zeit, kommt Rath . . . Gott wird schon sorgen, wenn wir das Unserige nicht versäumen. Gräme Dich nicht, mein Sohn, Du wirst sicherlich die Stütze unserer Familie werden."

Er reichte ihm die Hand und ging in das Haus.

„Die Stütze meiner Familie!" dachte Julius. „O, wie nöthig ist es, daß ihr eine neue, ausgiebige Erwerbsquelle geöffnet werde. Hier im Dorfe ist es nicht möglich, die Verhältnisse sind zu klein, zu eng begrenzt . . . Ich allein bin das Medium zwischen dem Dörflein und der großen Welt . . . So will ich denn auch, da ich muß . . . Der Segen der Mutter wird mich begleiten!"

Julius betrachtete sinnend die spielenden Kinder; alle waren zwar reinlich, aber doch sehr dürftig gekleidet. Die blondköpfigen Knaben, muntere und aufgeweckte Bursche, tummelten sich lärmend durch den Hof, während zwei hübsche Mädchen still mit ihren Puppen spielten.

„Die Glücklichen!" dachte Julius seufzend. „Sie kennen den schweren Ernst des Lebens noch nicht, sie haben noch nicht einmal eine Ahnung davon. Der Leichtsinn der Jugend läßt sie schon den Tod der Mutter vergessen; freilich, es fehlt ihnen ja das Verständniß. Ach, ich war besser daran! Als ich, der lebensfrohe Knabe, hier meine Spiele trieb, wachte die Mutter in liebender Sorgfalt über mich, auf dessen Haupt sie alle Zärtlichkeiten legte, die sie später theilen mußte. Tummelt euch, spielt und lacht, Brüder und Schwestern, vielleicht habe ich Glück . . . dann tilge ich meine Schuld mit hohen Zinsen. Der Vater hat Recht: ich darf nicht feig zurückweichen, ich darf den Saamen, der bis jetzt ausgestreut ist, nicht verkümmern lassen.

Er versank in tiefes Nachsinnen.

„Julius!" rief eine zarte Mädchenstimme.

„Kätchen, liebe Schwester!"

Sie stand vor ihm, ein zartes Kind auf dem Arme tragend, das sie in ein kurzes Kattunmäntelchen gehüllt hatte. Wie sauber und nett sah die Schwester aus, ein Mädchen von sechszehn Jahren. Ihr zartes Gesichtchen, zwar bleich, war doch nicht krankhaft; still freundlich glänzten ihre großen blauen Augen und der feine Mund lächelte. Das volle blonde Haar war glatt über der Stirn gescheitelt, bildete aber zugleich einen Flechtenkranz, den ein schwarzes Band schmückte. Das schlichte Kleid von schwarzem Merino verrieth die Trauer um die gestorbene Mutter. Die kleineren Kinder trugen nur schwarze Tücher, da mehr Trauertoilette zu schaffen die Mittel des Schulmeisters nicht ausreichten.

„Nun bin ich mit der Wahrheit fertig, kann mit Dir plaudern, Julius! Wo ist der Vater?“

„Wahrscheinlich in seinem Stübchen, wo er, wie gewöhnlich, seinen trüben Gedanken nachhängt.“

„Es ist wahr, der gute Vater hat sich völlig verändert; die Zeit will auch gar keinen heilsamen Einfluß auf ihn ausüben.“

„Er empfindet tiefer und denkt anders als wir. Habe nur Geduld mit ihm . . .“

„Ich beklage mich ja nicht!“ rief Käthchen rasch. „Aber es durchschneidet mir die Seele, wenn ich den guten Vater so betrübt sehe.“

Der Bruder ergriff sanft die Hand der Schwester. (Fortsetzung folgt.)

* Der Kapuziner wider Willen.

Aus dem Canton Freiburg meldet man folgendes lustiges Stückchen: „Ein aus eidgenössischem Dienst heimkehrender Soldat hatte in der Freude, seinen heimathlichen Heerd wieder zu sehen, des Guten zu viel gethan. Zwei Spaßvögel aus seinem Dorfe fanden ihn total betrunken am Straßenrande liegen. Ihn aufpacken und ihn in das nahe Haus eines Freundes schleppen, war eins. Dort rasirt man ihm den Schnurrbart, schneidet ihm eine Tonsur, steckt ihn entkleidet in eine Capucinerkutte und bringt ihn auf einem Wagen nach dem einige Stunden entfernten Mönchskloster, vorgebend, man habe den betrunkenen Capuciner am Wege gefunden, man solle ihm, um öffentlichen Scandal zu vermeiden, im Kloster ein Asyl gönnen, bis daß er den Rausch ausgeschlafen. Natürlich wird dem Wunsche entsprochen. Das Erstaunen des Erwachenden über seine Metamorphose kann man sich denken. Er macht Lärm. Seiner Versicherung, er sei ein aus dem Dienste entlassener Soldat, ein Bauernbursche aus dem und dem Dorfe, wird kein Glauben geschenkt. Die Mönche halten ihn noch für betrunken und rathen ihm, sich nochmals auf's Ohr zu legen. Er geräth in Zorn, wird wüthend und fängt an, auf die Mönche loszuschlagen. Diese glauben jetzt, er sei vom Delirium tremens befallen. Er wird bewältigt, gebunden und jetzt förmlich in eine Zelle eingesperrt. Da wird der Patient ruhiger und verlegt sich auf's Bitten: man solle doch den Pfarrer seines Orts holen, er werde constatiren, wer er ist. Dies geschieht endlich: der Pfarrer kommt und erkennt den angeblichen Capuciner sofort als ein Schäflein der seiner Obhut anvertrauten Herde. Damit ist die Geschichte aber noch nicht aus: Soldat und Mönche haben gegen die Spaßvögel, denen man auf die Spur gekommen, Klage erhoben.“

Mannichfaltiges.

(Was Thiers eigentlich ist.) Der Pariser Schriftsteller Charles Monselet ist der Verfasser eines Lexikons der bekannten französischen Zeitgenossen, betitelt: „Lorgnette littéraire.“ Ueber Thiers ertheilt dies Buch folgende Auskunft: „Thiers (Adolph), Kupferstichliebhaber.“ — Das Buch ist 1857 erschienen, und Thiers galt damals in politischer Beziehung allerdings nicht viel; daß aber ein Franzose von dem — ob mit Recht, kommt hier nicht in Betracht — gefeierten Historiker und Minister der Julimonarchie nichts zu sagen weiß, als daß er „Kupferstichliebhaber“ sei, ist zum Mindesten originell.

(Umsonst.) Ein Herr in Berlin, im Begriff seine Wohnung zu wechseln, hatte eine Commode vor die Hausthüre gestellt und einen Dienstmann gerufen, um dieselbe forttragen zu lassen. „Was will Er für das Forttragen der Commode haben?“ fragte zuvörderst der Herr den Gerufenen. „Zehn Silbergroschen“, war die Antwort. „Nein, das ist mir zu viel; mehr als 5 Silbergroschen geb' ich nicht!“ „Det haben Se och nich nöthig“, antwortete der Dienstmann mit größter Ruhe, „lassen Se se man da stehen und warten Se bis et Nacht ist, da trägt se Ihnen Eener umsonst weg!“

(Unter die Erde.) Wirthin: „Schon wieder betrunken! Oh Du gottloser, unverbesserlicher Mann, Du solltest Dich aus Scham unter die Erde verkriechen!“ — Wirth: „So gib die Kellerschlüssel her.“

(Ein verschlafener Kellner) saß schlummernd in der Kirche unter der Kanzel. Als der Prediger etwas stark auf das Pult schlug, wachte der Kellner auf und rief: „Ich komme gleich, mein Herr, ich komme gleich!“

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 98. Samstag, den 24. August 1872.

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Deine Stellung ist eine schwierige, Käthchen, es weiß dies Niemand besser zu beurtheilen als ich, der ich Dein Schaffen und Walten täglich vor Augen habe. Die schönsten Jugendjahre schwinden Dir unter Arbeiten und Entbehrungen dahin; Du mußt für die kleinen Kinder sorgen, mußt die Stelle der Mutter vertreten . . ."

„Wenn ich es nur immer recht mache!" entgegnete sie seufzend. „Mein Wille ist der beste, aber die Mutter kann ich doch nicht ersetzen."

Sie weinte. Das zarte Kind auf ihrem Arme sah sie mit großen hellen Augen an, als ob es fragen wollte: warum weinst Du? Der Schmerz macht sich so oft Luft, als das Gespräch die Erinnerung an die Heimgegangene lebhaft anregte. Ueberall fehlte die Mutter, die treue Beratherin und Schützerin.

„Harre aus, Schwester!" sagte Julius mahnend. „Auch ich werde ausharren, wir sind es dem Vater schuldig, der soviel Gutes an uns gethan."

Man sprach von dem Briefe. Julius verschwieg der Schwester Nichts.

„Das ist traurig!" flüsterte sie erschreckt. „Was gedenkst Du nun zu thun?"

„Ich arbeite um Geld und bilde mich zugleich aus. Der Vater soll ferner keine Last an mir haben, das gelobe ich Dir. Mein Entschluß steht fest: ich biete den Widerwärtigkeiten, die sich mir entgegenstellen, eine eiserne Stirn."

Käthchen lobte diesen Entschluß und gab zugleich zu erkennen, daß man sich im Hause schon einrichten könne, um dann und wann eine Hülfe nach der Stadt abgehen zu lassen.

„Es würde dies ja nicht so lange nöthig sein," fügte sie hinzu, als sie das schmerzliche Lächeln des Bruders erblickte.

In diesem Augenblicke trat der Schulmeister aus dem Hause; er trug seinen Sonntagsrock und Hut und Stock. Der Schulmonarch sah recht stattlich aus, man hätte ihn für den Pfarrer des Dorfs halten mögen, da ein schneeweißes Tuch seinen Hals schmückte, und seine schwarze Tuchweste eine Reihe schwarzglänzender Knöpfe zierte. Nach Sitte der dortigen Gegend trug er nicht nur einen Trauerflor am Hute, sondern auch am linken Arme.

„Wohin, Vater?" riefen beide Kinder zugleich.

Sabath antwortete lächelnd:

„Ich bin lange nicht draußen vor dem Dorfe gewesen; laßt mich einen Spaziergang machen! Auch drängt es mich, die Haide zu überschauen bei diesem köstlichen Wetter . . . Haltet Haus und wacht über die Kleinen, ich werde nach einer Stunde zurückkehren. Die frische Luft wird mir wohlthun."

Die Geschwister begleiteten den Vater bis an die Gitterthür die sie hinter ihm schlossen. Dann sahen sie ihm nach, der wirklich den Weg nach der Haide einschlug.

„Gott sei Dank!" sagte Käthchen. „Den ganzen Sommer ist der Vater nicht in der Haide gewesen, wo er doch sonst so gern seine Spaziergänge machte . . . Ich glaube, die Freudigkeit des Gemüths stellt sich bei ihm wieder ein."

Bruder und Schwester gingen langsam nach dem Hause zurück und ließen sich auf der Steinbank nieder, ein Gespräch beginnend.

„Käthchen, wie stehst Du mit Martha Bruns?"

Die Schwester sah rasch auf.

„Wie kommst Du dazu, Julius, mich danach zu fragen?"

„Weil ich Martha heute auf dem Friedhofe

gesehen und gesprochen habe; sie ist ein hübsches, stattliches Mädchen geworden, scheint auch sonst in der Bildung nicht zurückgeblieben zu sein."

„Du hast mit ihr gesprochen?" rief Käthchen erstaunt.

„Es machte sich so, ohne daß ich es recht wollte. Wir gingen zusammen bis an unser Gitterthor."

„Wie, sie hat nicht den Weg durch das Dorf genommen?"

„Dort an der Thür trennten wir uns. Martha wird Dich diesen Abend besuchen . . ."

Die Schwester war wie aus den Wolken gefallen.

„Nein, ist das die Möglichkeit! Martha will mich besuchen?"

„Sie hat es aus freiem Antriebe mir zugesagt und wird auch, da ich sie nicht für flatterhaft oder geschwätzig halte, kommen. Mir scheint, Du bist nicht gut auf sie zu sprechen."

„Offen gestanden, Bruder: Martha hat sich so verändert, daß es mir gleichgültig ist, ob sie zu uns kommt oder nicht. So lange Du hier bist, ist die Rede nicht von ihr gewesen . . . Wir hatten ja auch mit uns selbst soviel zu schaffen, daß wir uns um andere Leute nicht kümmern konnten, zumal um solche, die sich bei unserm schmerzlichen Verluste gleichgültig zeigten. Magst es nur glauben: der Haidebauer ist mit seinem zunehmenden Reichthume immer stolzer und hochmüthiger geworden. Und Martha weiß, daß sie einen reichen Vater hat. Mit dem Philipp, ihrem Bruder, ist schon lange nicht mehr auszukommen, er thut, als ob er der Großmogul selbst wäre. Begegnen wir uns, so sieht er mich nicht an, er hat sich auch schon abgewendet, um mit mir nicht sprechen zu müssen. Und warum? Weil ich städtische Kleider trage. Die Frau des Haidebauers hat nie mit unserer Mutter gute Nachbarschaft gehalten, weil sie ihr zu hochnäsig war. Denke Dir, unsere gute liebe Mutter hochnäsig . . . Sie war der Bäuerin zu gebildet."

„Ich finde das natürlich," sagte Julius; „wahre Freundschaft kann nur zwischen solchen Personen entstehen, die sich an Geist und Bildung ziemlich gleich sind. Daher mag es auch gekommen sein, daß Martha . . ."

„O, das reiche Mädchen hat seit zwei Jahren Unterricht bei dem Pfarrer; ich habe sogar gehört, daß Bruns seine Tochter nach der Stadt bringen will, damit sie dort eine höhere Bildung erhalte."

„Und wie steht der Vater mit seinem Nachbar?"

„Einer kümmert sich um den Andern nicht. Bruns ist doch zugleich Dorfschulze . . . als solcher hat er mit dem Vater von Zeit zu Zeit zu verkehren . . . dann zeigt sich der reiche Mann dem armen Schulmeister gegenüber. Aber unser Vater bleibt ruhig, er widerlegt ihm so haarscharf die barocken Behauptungen und Aufstellungen, daß der aufgeblasene Bauer sich zurückziehen muß. Das ärgert ihn . . . Man kann nicht sagen, daß es zum offenen Bruche zwischen Beiden gekommen ist, aber von nachbarlicher Freundschaft ist auch keine Rede. Was nun Martha anbetrifft, so kann ich mich nicht gerade über sie beklagen . . . wir weichen uns nicht aus, aber wir suchen uns auch nicht. Vielleicht hält der Alte sie ab, mit uns Umgang zu pflegen. So hat sich denn nach und nach die Gleichgültigkeit eingestellt, in der wir jetzt leben. Bei dem Tode unserer seligen Mutter haben wir manchen Beweis von Theilnahme erhalten; Bruns sind still geblieben, sie haben uns nicht einmal einen Kranz auf den Sarg geschickt. Da sollte es mich nun wundern, wenn Martha heute zu uns käme."

„Sie hat es zugesagt", versicherte der Bruder.

„Du wirst sehen, daß sie nicht kommt."

„Denselben Vorwurf, den Du ihr machst, macht sie uns. Wir sollen so stolz sein, daß wir uns um die schlichten Bauern nicht bekümmern."

Nach einer Pause fragte Julius: „Käthchen, wie wirst Du Martha empfangen?"

„Wenn sie nur erst da wäre!"

„Sie kommt."

„Warte es ruhig ab, Julius; Martha hat längst vergessen, was sie versprochen Aber sollte sie dennoch kommen, so werde ich sie wie sonst empfangen, und der mißlichen Verhältnisse mit keinem Worte erwähnen. Ich habe sie gern, sie ist die beste von den Bruns . . . Mag sie in Gottes Namen kommen."

So schloß das Gespräch über die Nachbarfamilie. Käthchen sah, daß das Kind auf ihrem Arme eingeschlafen war; sie ging leise und vorsichtig in das Haus, um das zarte Wesen in das Bettchen zu legen. Auch Julius verschwand; er suchte das Giebelstübchen auf, das er bewohnte, nahm seine Geige und begann zu spielen. Wahrlich, auch der Nicht-

kenner mußte den schönen, reinen Tönen mit Entzücken lauschen, die der junge Musiker dem Instrumente zu entlocken verstand; der Fachmann aber, und wäre er der schärfste Kritiker, würde mit dem Schulmeister die Meinung getheilt haben: in diesem Manne steckt ein bedeutendes Talent, das schlummern zu lassen, eine Sünde an der Kunst wäre.

Wir begleiten den Schulmeister, der ruhig seinen Hof verlassen hatte, und zwischen den Hecken hingegangen war. Sinnend, beide Hände auf den Rücken gelegt, verfolgte er den Weg. Er mochte mit der Feststellung eines Entschlusses kämpfen, denn er bewegte die Lippen und schüttelte das Haupt. Nach einigen Minuten stand er an einem geöffneten Thore, das zu einem großen Hofe führte. „Oh", murmelte er, „es wird mir doch recht schwer!" Er ging weiter bis zu einer Baumgruppe, die am Rande einer Wiese sich erhob. Auf dem Wege, der die Ufer eines Bachs verband, blieb er stehen und sah über das aus einfachen Latten gefertigte Geländer hinab. Das murmelnde Wasser hatte eine bräunliche Farbe, es kam aus der Haide, die jenseits der Wiese begann. Die schwarzen Ufer verriethen hier schon den Moorboden, aus dem der Haidebauer seinen Reichthum zog.

„Ich muß, ich muß!" dachte Sabath. „Was verlange ich denn eigentlich von dem reichen Manne? Eine kleine Gefälligkeit, die ihm weder Verlegenheit, noch Unannehmlichkeit bereitet. Vielleicht ist es ihm lieb, wenn ich mit einer Bitte vor ihn trete und ihm beweise, daß ich Vertrauen zu ihm habe. Bruns ist zwar stolz und auffahrend, aber er besitzt doch auch ein gutes Herz, das ich bei verschiedenen Anlässen kennen gelernt habe. Weis't er mich ab, nun so gehe ich ruhig heim und kann das Bewußtsein mit mir nehmen, meine Schuldigkeit gethan zu haben. Und wahrlich, es ist meine Schuldigkeit, für den talentvollen Sohn zu sorgen, es ist auch der verstorbenen Mutter gegenüber Pflicht . . . Nein, ich darf nicht schwanken! Es ist ja zwischen dem Haidebauer und mir Nichts vorgefallen, das Haß oder Groll erzeugen könnte. Auf Meinungsverschiedenheiten stößt man ja überall . . . Und wenn ich es recht bedenke, so habe ich dem Bruns früher manche Gefälligkeit geleistet, deren er sich vielleicht noch erinnert. Außerdem bin ich der Lehrer seiner beiden Kinder gewesen . . . Ich darf es schon wagen, mit ihm vertraulich zu sprechen."

Sabath trat den Rückweg an. Je näher er dem Gehöfte kam, je schwerer ward ihm das Herz. Der Stolz, den der gebildete Mann hegte, kämpfte mit der Vaterliebe. Er mußte an die Zukunft seines Julius denken, um sich den Muth zu erringen, das Gehöft zu betreten. Wie ein Träumender schritt er zwischen den Wagen hin, die in langen wohlgeordneten Reihen aufgefahren waren. Rechts lagen die Stallungen für die zahlreichen Gespanne, die der Haidebauer beschäftigte; links erheben sich die großen luftigen Speicher, angefüllt mit dem schwarzen Brennmaterial, das von hier weit und breit ausgeführt ward. Dem Thore gegenüber stand das stattliche Wohnhaus mit den hellen Fenstern, die von weißen Gardinen halb verhüllt wurden. Bruns hatte vor drei Jahren erst dieses Gebäude von Grund aus neu aufgeführt, da das alte zu klein und seinem Reichthum nicht entsprechend gewesen. Wozu soll ich geizen? hatte er damals gesagt. Man lebt nur einmal und eine schöne bequeme Wohnung ist das halbe Leben. Da war nun ein Wohnhaus entstanden, wie es weder in Erlrode, noch in der ganzen Moorgegend ein zweites gab; es hatte zwar ein schönes Stück Geld gekostet, aber die Einrichtung im Innern und Aeußern ließ Nichts zu wünschen übrig. Das Dach war mit hellgrauem Schiefer gedeckt und die Mauern waren gelblich weiß übertüncht, aus denen die grünen Fensterrahmen angenehm und gemüthlich hervortraten.

Verlegen lächelnd stieg Sabath die drei Stufen der Steintreppe hinan, die zu der ziemlich großen Hausflur führte.

„Ist der Empfang nicht wie ich ihn wünsche," dachte er, „so brauche ich ja mein Begehren nicht auszusprechen. Sehen wir zu, wie die Dinge sich gestalten."

Auf der Hausflur trat ihm Martha entgegen. Verwundert, fast bestürzt sah sie ihren früheren Lehrer an, der grüßend seinen schwarzumflorten Hut zog und entblößten Hauptes vor ihr stehen blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanisch!

Ueber das Project eines Riesenhotels in dem aus der Asche neu erstehenden Chicago lauten die neuesten Nachrichten also: Es wird eine Front von 3 englischen Meilen, dagegen eine Tiefe von 6 englischen Meilen haben, wird 77 Stockwerke hoch werden und vom Trottoir bis zum Dache 3480 Fuß messen. Treppen wird es in diesem Mammuth-Gebäude gar nicht geben, statt deren sollen 500 Luftballons stets in Bereitschaft sein, um die Passagiere von und nach ihren Zimmern zu expediren. Zimmer-Kellner werden nicht existiren, statt deren wird jedes Zimmer mit einem erst kürzlich in Chicago erfundenen und patentirten Automaten versehen. Will ein Gast nun barbiert oder frisirt sein, so braucht er nur dem Automaten den Kopf hinzuhalten und er bekommt ihn gründlich gewaschen. Will der Gast etwas Wasser, so braucht er es dem Automaten nur in's Ohr zu rufen und gleich erschallt es im Basement des Hauses: der Herr auf Zimmer Eine Million Neun Hundert Neun und Neunzig Tausend, Neun Hundert Neun und Neunzig wünscht einen Pilser Eiswasser, und sogleich wird dem Gaste dasselbe vermittelst eines neu patentirten Elevators hinauf befördert. Auch für Unterhaltung wird der Automat sorgen; ist ein Gast Liebhaber vom Gesang, so braucht er nur eine Hand des Automaten zu kitzeln und die schönsten Gesangstöne werden in seine Ohren hineingeschrieen. Wenn es Essenszeit ist, wird nicht, wie in den meisten Hotels üblich, eine Glocke geläutet, sondern es wird auf jedem Flur ein 24-Pfünder abgefeuert. Die Tische im Speisezimmer sind 4 englische Meilen lang, auf jeder Seite reiten 12 Kellner zu Pferde. Um die Gäste während des Speisens zu unterhalten, befinden sich an jedem Tische 3 Blechkapellen, jede 177 Mann stark, welche Tafelmusik machen. Um den Passagieren den Verkehr in den Corridors zu erleichtern, wird auf jeder Etage eine Eisenbahn erbaut. Auch wird sich ein Telegraphen-Bureau auf jeder Etage befinden, so daß irgend welche Mittheilungen an Gäste in anderen Zimmern befördert werden können. Sämmtliche Straßen, über welche sich das Mammuth-Hotel erstrecken wird, werden überwölbt, so daß die Fuhrwerke und Eisenbahnwagen durch das Hotel fahren. Der Preis per Tag ist wie bereits angegeben, von 1—10 Dollar, so daß sowohl der Reiche wie auch der Arme dort logiren kann. Die Kosten dieses Riesenbaues sind auf 680 Mill. veranschlagt. Das Billardzimmer wird 1000 Billards enthalten, und da hier meistens nur auf amerikanische Kunden gerechnet wird, so wird sich in demselben ein Spucknapf befinden, der 100 Fuß im Durchmesser hat.

Mannichfaltiges

(Heitere Revue.) Selten ist bei einer Revue so gelacht worden, wie bei jener der Veteranen, welche vor einigen Tagen der deutsche Kronprinz im Städtchen Berchtesgaden abgehalten hat. Die jungen und alten Krieger des Ortes hatten sich dazu, weil sie wußten, was sich vor so hohem Herrn schickt, alle in die zahmste städtische Kleidung geworfen, und mancher ächte Gebirgssohn hatte sich die Hosen 2c. von seinem Badegast geborgt. Der Kronprinz dagegen, der an so etwas nicht denken konnte, hatte sich den Kriegern zu Ehren in die Gebirgstracht geworfen: grüner Hut mit Gemsbart, graue Joppe, kurze schwarze Sammthose, nackte Kniee u. s. w. Es gab ein herzliches Lachen und beste Stimmung.

(Eine Musteranzeige.) Einem amerikanischen Blatte entnehmen wir folgende Annonce: Freunden und Bekannten die Anzeige, daß mir gestern meine geliebte Frau im selben Augenblick durch den Tod entrissen wurde, als sie mich durch die Geburt eines munteren Knaben erfreute, zu dessen Wartung ich eine kräftige Amme suche, bis es mir gelingt, eine liebenswürdige vermögende Dame als Lebensgefährtin wieder zu finden, die befähigt ist, meinem gut renommirten Weißwaarengeschäft, in dem alle Bestellungen binnen 12 Stunden auf das Billigste ausgeführt werden, vorläufig vorzustehen, da ich das Engagement einer tüchtigen Directrice, mit 200 Dollars Jahrgehalt, erst beabsichtige, wenn der augenblicklich à tout prix statthabende Ausverkauf beendet und mein Geschäft am 1. August nach der X-Straße Nr. 11 verlegt sein wird, wo ich noch eine Etage für 500 Dollars abzulassen habe.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum „Germersheimer Anzeiger".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Post.

Nr. 99. Dienstag, den 27. August 1872.

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Herr Kantor!" flüsterte sie und eine tiefe Röthe zeigte sich auf ihren schönen Wangen. Dabei verneigte sie sich mit der ihr natürlichen Anmuth. Sie trug dieselben Kleider nicht mehr, in denen wir sie auf dem Friedhofe gesehen; ihre Toilette war vielmehr halb städtisch, halb ländlich. Man sah, daß sie nach und nach den Uebergang herbeiführte, daß sie nicht auf ein Mal mit der Mode des Dorfs brechen wollte. Zur Kirche wäre sie auf keinen Fall in städtischen Kleidern gegangen, sie fürchtete nicht nur die Bemerkungen der mit ihr herangewachsenen Gespielinnen, es hielt sie auch ein eigenes Gefühl, eine Art Schaam ab, sich in die modischen Formen zu fügen, die ihren reizenden Wuchs im hellern Lichte zeigten. Daß sie heute das feine Tibetkleid, das der Vater ihr schon lange aus der Stadt mitgebracht, angelegt, hatte einen Grund, den wir bald kennen lernen werden. Das hochrothe Tuch, das ihren schönen Oberkörper bedeckte, war zwar von der weichsten Wolle, aber es gab ihrer Toilette immer noch einen bäurischen Beigeschmack, und dies lag in der Absicht des jungen Mädchens.

„Kann ich den Herrn Nachbar sprechen?"

„Mein Vater ist im Garten; ich werde ihn gleich holen . . . treten Sie indeß hier ein, Herr Kantor!"

Sie öffnete eine Thür und Sabath überschritt die Schwelle. „Wie", rief er aus, „in das Putzgemach führen Sie mich? Nein, das ist unnütz, es ist zu viel . . . ich möchte den Herrn Nachbar nur um eine freundschaftliche Unterredung bitten, die ich so kurz, als nur immer möglich, halten werde. Führen Sie mich, liebe Martha, in das Wohnzimmer, wenn es Sie nicht genirt."

„Nein, nein, Herr Kantor, Sie müssen hier bleiben; für die Torfbauern mag die Wohnstube gut sein, wenn uns der Herr Kantor aber besucht, was leider so selten geschieht, ist unsere beste Stube noch nicht gut genug . . . Hier, in diesem Lehnstuhle werden Sie sitzen, ich bitte Sie darum, Herr Kantor . . . Er steht so hübsch am Fenster, und ist weich gepolstert. Sie können den ganzen Hof übersehen, das ist sehr angenehm . . ."

Lebhaft und flink hatte sie ihm Hut und Stock abgenommen; Sabath saß auf dem weichen Lehnstuhle, ehe er sich dessen versah, denn Martha hatte ihn mit liebenswürdiger Zudringlichkeit so geleitet, daß er nicht ausweichen konnte.

„Gutes Kind!" murmelte er lächelnd. „Sie haben stets soviel Freundlichkeit für mich, als ob ich Ihr Vater wäre."

„Mein Lehrer sind Sie und als solcher mein zweiter Vater; aber Sie betrachten mich nicht mehr als Ihre Schülerin, als Ihr Kind!" fügte sie wie schmollend hinzu. „Und das ist sehr unrecht von Ihnen, Herr Kantor."

„Diese Annahme ist nicht gerechtfertigt!"

„Annahme, ich habe die Gewißheit, Herr Kantor; so eben haben Sie sie mir gegeben."

„Ich", fragte Sabath verwundert, „ich hätte Ihnen diese Gewißheit gegeben? Das ist unmöglich, wahrlich unmöglich! Was habe ich denn gethan, liebe Martha?"

Er nahm liebreich ihre kleine Hand in die seinige, und sah erwartungsvoll zu ihr, die vor ihm stand, empor.

„Sie haben mich mit ‚Sie' angeredet, als ob ich dieselbe Martha nicht mehr wäre, die ich stets gewesen bin."

„Ah, das ist es!" rief Sabath gedehnt.

„Nennen Sie mich wie bisher, und ich werde zufrieden sein.“

„Das geht nicht gut an!“ rief Sabath gerührt.

„Ei, warum denn nicht?“

„Weil aus dem Kinde, das einst zu mir in die Schule gegangen, eine stattliche Jungfrau geworden ist, weil, um mich kurz zu fassen, alle Verhältnisse sich geändert haben ... Nein, liebe Martha, ich weiß schon, was sich schickt ... Aber darum sind Sie meinem Herzen nicht minder lieb und werth. Wir sprechen über diesen Punkt schon noch, wenn wir einmal mehr Zeit haben.“

„Gut, ich erinnere Sie daran, Herr Kantor! Nächstens besuche ich Käthchen ... kommen Sie nur recht oft zu uns, es ist gar nicht recht, daß Nachbarn so wenig mit einander verkehren. Ich hole den Vater!“

Martha huschte aus dem Zimmer.

„Ein gutes, ein braves Mädchen!“ dachte der Schulmeister. „Diese Martha hat, was Charakter anbetrifft, nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Vater. Ihr Vermögen könnte sich bis zu einer Million erhöhen, sie würde, ich glaube es fest, nicht um ein Haar anders werden. Ach, wenn ich mit ihr berathen, ihr meine Bitte vortragen könnte! Der erste Empfang war gut, und wenn ich daraus auf den Erfolg meines Besuchs schließen darf, so habe ich die beste Hoffnung.“

Er blickte durch das Zimmer.

„O, wie prächtig!“ murmelte er vor sich hin. „Hier könnte ein reicher Kaufmann aus der Stadt wohnen! Prachtvolle neue Möbel und wie geschmackvoll! Auch ein Teppich liegt vor dem Sopha auf dem Boden ... Und die rothen Tapeten, sie sehen aus als ob sie von Sammt wären. Wenn ich dagegen das armselige Schulhaus bedenke, das von der Gemeinde erhalten wird ... Der Mensch, der mit dem Geiste arbeitet, bleibt arm; und dieser Torfbauer ... Still, Sabath, still, du sollst keine Mißgunst hegen, das ist nicht christlich! Ach ja, ich gönne ja Jedem alles Glück der Welt, wenn ich nur erst für meinen Sohn gesorgt hätte! Hier ist Alles vorhanden, nur ein musikalisches Instrument nicht ...“

Er versank in tiefes Nachsinnen.

„Guten Abend, Herr Kantor!“ rief eine Stimme.

Der Haidebauer war eingetreten, ein kurzer und gedrungener Mann von vielleicht neunundvierzig Jahren. Ein struppiges flachsblondes Haar bedeckte seinen etwas eckigen Kopf, und sein fast rundes Gesicht, dessen fettes glatt rasirtes Kinn bläulich erschien, war von Luft und Sonne braun gefärbt. Da er keinen Rock trug, sah man die schneeweißen Aermel seines feinen Linnenhemds. Auf der schwarzen Sammtweste, die seine breite Brust bedeckte, lag eine schwere Goldkette, die sich in der rechten Tasche verlor. Seine Beinkleider aus dunkelgrünem Manchester, reichten nur bis an das Knie; hier begannen die glänzenden Schäfte der Stiefel, die einen ungewöhnlich starken Fuß einschlossen. Bruns kleidete sich nach eigenem Geschmacke, vorzüglich des Sonntags; ihn leitete dabei nicht nur die Bequemlichkeit, sondern auch die Sucht zu glänzen. Der erste Eindruck, den sein Erscheinen ausübte, war nicht ungünstig; der, welcher ihn nicht näher kannte, mußte ihn für einen leutseligen, stets vergnügten Landmann halten.

Sabath hatte sich erhoben.

„Guten Abend, Herr Schulz! Bitte mir zu sagen, wenn ich störe ... In diesem Falle gehe ich, und komme ein anderes Mal wieder ...“

„Nein, Herr Kantor, Sonntags treibe ich keine Geschäfte, ich lasse die Arbeit ruhen und gebe mich erbaulichen Betrachtungen hin. Freut mich Sie zu sehen ... Habe lange nicht das Vergnügen gehabt ... Behalten Sie doch Platz, es sitzt sich gut in dem Lehnstuhle ... Womit kann ich dienen? Ist ein Gläschen Wein gefällig, eine Cigarre?“

„Bitte, bemühen Sie sich um Nichts, Herr Schulz, denn ich fühle weder nach dem Einen, noch nach dem Andern das Bedürfniß. Sie wissen wohl, daß ein Mann, der so schwere Prüfungen überstanden, nach den Genüssen des Lebens nicht geizt.“

Der Haidebauer hatte sich auf den Mahagonistuhl gesetzt, der dem Sessel gegenüber stand.

„Es ist wahr, Herr Kantor“, murmelte er, „das Schicksal hat Sie weidlich heimgesucht. Ich kann mir lebhaft Ihre Lage denken ... Wenn bei so viel Kindern die Hausfrau fehlt ... Eine böse, böse Sache! Wäre unsere Gemeinde nicht so arm, ich würde Verbesserung Ihres Gehalts beantragen; aber woher sollen wir die Mittel nehmen? Sie kennen ja die Verhältnisse, es ist Noth in

allen Ecken. Vielleicht läßt sich später etwas thun."

Bruns stand auf, öffnete die Thür und rief hinaus:

„Martha, Martha!"

„Gleich, Vater!"

„Bringe dem Herrn Kantor ein Glas Wein!"

„Augenblicklich!"

Er schloß die Thür und kam zurück. „Bester Herr Schulz", sagte Sabath, „Sie sollten Ihrer guten Tochter die Umstände ersparen, mir ist wirklich ein Glas Wasser eben so lieb . . ." „O", rief der Bauer, „Sie werden doch nicht verschmähen, mit mir ein Glas Wein zu trinken?"

Martha trat schon ein. Sie trug auf dem Präsentirteller eine Flasche und zwei gefüllte Gläser.

„Nehmen Sie, Herr Kantor!"

Sabath ergriff das Glas.

„So trinken wir denn auf das Wohl meiner lieben Martha, meiner besten Schülerin. Möge Gott sie unter seinen gnädigen Schutz nehmen, daß sie an Geist und Körper erstarke und lange die Freude und der Stolz ihrer Eltern bleibe."

Er trank. Martha konnte vor Bewegung nicht antworten, sie entfernte sich still und schweigend.

„Das ist ein Wort!" sagte Bruns, nachdem er das Glas in einem Zuge geleert hatte. „Die Tochter ist mir an's Herz gewachsen, ich lebe und webe für sie. Wer die einmal heimführt, soll sagen: sie hat mein Glück gemacht. Wenn ich sie nur erst dahin bringen könnte, daß sie mehr aus sich herausgeht . . . Sie verstehen mich schon, Herr Kantor. Es hat viel Mühe gekostet, sie zu bewegen, das neue Kleid anzuziehen! Sieht das Mädel nicht aus, wie eine Puppe? Ja, wenn ich es nicht könnte, würde ich nicht darauf bestehen, es muß sich Jeder nach seiner Decke strecken. Mit dem Philipp ist Nichts anzufangen, der bleibt ein Bauer so lange er lebt; aber Martha, aus der mache ich etwas, und darum soll sie zum Winter nach der Stadt, in ein Institut . . . ich habe schon geschrieben. Trinken Sie doch, Herr Kantor; das ist ein Prachtwein, den Sie in Ihrem Keller doch wohl nicht haben."

Er nahm die Flasche und füllte die Gläser.

„Ich habe überhaupt keinen Wein", murmelte Sabath schmerzlich lächelnd.

„Stechen wir die Flasche aus, Ihr Wohl!"

Beide tranken. Der wirklich gute Wein erquickte den armen Schulmeister, der seit Jahren ein so köstliches Getränk nicht genossen hatte. Er fühlte, daß Feuer und Kraft seine Adern durchströmte.

„Vorzüglich, vorzüglich!" murmelte er. „Wer täglich so ein Gläschen trinken könnte! Von den köstlichen Gaben, die der Himmel den Menschen bescheert, ist der Wein doch die köstlichste." (Fortsetzung folgt.)

---

* Vom bayerischen Lehrertag.

Am 21. dieses Monats fand in München die erste öffentliche Sitzung des bayerischen Lehrer-Tages statt. Der westliche Flügel des Glaspalastes war zu diesem Zwecke auf das Prachtvollste dekorirt. Den Eintretenden fesselte auf den ersten Blick die Colossalbüste Sr. Majestät des Königs, von tropischer Flora umrahmt. Nach rechts grenzte den Raum ein riesiges Gemälde ab, Germania mit der Ueberschrift: „Ewig währt Wahrheit und Recht." Die großen Räumlichkeiten vermochten kaum die Zahl der Anwesenden zu fassen, geschweige denn, daß die Sitzplätze ausreichen konnten! Bald nach 9 Uhr, nachdem der II. Bürgermeister Dr. Wiedenmayr in Begleitung der Magistratsräthe Schanzenbach und Riedmayer, sowie des Schulrathes Marschall in den Saal eingetreten, wurde zur Eröffnung der Feierlichkeit der von Lorenz Kling gedichtete und von Carl A. Mayer componirte Festgesang „Die Nacht entschwand, die dichten Nebel weichen ꝛc." von der ganzen Versammlung vorgetragen und zwar mit einer Kraft und Weihe, welche den mächtigsten Eindruck machen mußte. Hierauf richtete Dr. Wiedenmayer an die Versammlung folgende Worte des Willkommens: „Hohe Versammlung! Im Namen der Stadt München sage ich dieser Versammlung herzlichen Gruß und Willkommen. Möge es Ihnen wohlgefallen in unseren Mauern, sowohl in den Stunden ernster Arbeit als in der Zeit Ihrer Erholung. Wir nehmen es als ganz besonders glückliche Vorbedeutung an, daß nach den schweren Kämpfen der vorausgegangenen Jahre zwei Friedensfeste im eminentesten Sinne des Wortes in unserer Stadt gefeiert worden. Das erste Fest galt unserer Alma mater, dem schönsten Friedensdenkmale,

das die Vergangenheit sich gesetzt und uns und unseren Nachkommen hinterlassen hat. Das zweite Fest, es gilt diesen Tagen, es gilt dem bayerischen Lehrervereine, einem Kinde unserer Zeit. Der Lehrerverein ist aus dem unmittelbaren Bildungsbedürfniß der Gegenwart herausgewachsen; er hat eine rauhe Jugend gehabt; es hat ihm keine milde Frühlingssonne geleuchtet; unter vielen Stürmen ist er groß geworden; aber was er ist und daß er so dasteht, so frisch und kräftig und männlich, das dankt er sich selbst, seiner eigenen Kraft, der inneren Tüchtigkeit und Wahrheit seiner Bestrebungen um die deutsche Schule. Wohin führt der Weg nach so manchen Kämpfen, nach so mancher bitteren Täuschung? Die tausendfältigen Kräfte, die dieser Verein in sich birgt, was soll ihr nächstes Ziel sein? Es ist gestern von den Vertretern des hiesigen Bezirks-Vereines Ihnen ein neues praktisches Ziel für ihre Bestrebungen vor Augen gestellt worden, und ich als Vertreter der Gemeinde halte es für meine Pflicht, es hier zu wiederholen: Helfen Sie, meine Herren, mit der ganzen Fülle Ihres Wissens, Ihrer Erfahrung, Ihrer Begeisterung und Thatkraft, helfen Sie den Gemeinden unseres Landes, daß sie die Resultate, die geistigen Resultate auf dem Gebiete des Volksschulwesens zu Verwirklichung bringen. Meine Herren! Daraus wird ein Schulgesetz erwachsen, welches im Geist und im Herzen unseres Volkes Wurzeln gefaßt hat, und welches durch keine Partei aufgehalten werden kann. (Allseitiges Bravo.) Meine Herren! an Ihnen ist es auch, mitzuhelfen, daß die Kämpfe, welche in der Gegenwart, mit den Feinden des deutschen Staats- und Kulturlebens entbrannt sind, daß diese Kämpfe auf einem anderen Gebiete zum Austrage kommen, als in den Sälen unserer Stadtgerichte! Meine Herren! in Ihrer Hand liegt das Wohl unserer Zukunft; machen Sie aus unserer Jugend ein tüchtiges Geschlecht, männlich, charaktervoll im Handeln, selbstständig und frei im Denken, tüchtig im Wissen, ein Geschlecht, eben so groß im friedlichen Wettstreit der Nationen, als kühn und muthig, wenn es sich um die Vertheidigung des Vaterlandes gegen den äußeren Feind handelt. Möge die erste Arbeit dieser Tage ein neuer Schritt zu diesem Ziele sein In dieser Hoffnung biete ich Ihnen wiederholt freundlichsten Gruß und Willkomm!" (Lange anhaltendes und stürmisches Bravo!)

(Forts. folgt.)

Mannichfaltiges.

(Spitzbubenhumor.) Dem Colonialwaarenhändler Werninger in Berlin waren Anfangs voriger Woche aus seinem verschlossenen Weinkeller mittelst Eindrückens mehrerer Fensterscheiben vier oder fünf Flaschen guten Ungarweins (Ruster Ausbruch im Werthe von 1 Thaler) gestohlen worden, der den Dieben gar wohl gemundet haben muß, denn sie holten in der Nacht zum letzten Sonnabend in ganz derselben Weise wiederum eine Ladung von derselben Sorte. Herr Werninger hatte die eingedrückten Scheiben inzwischen wieder machen lassen und in der richtigen Voraussetzung, daß seinem Weinkeller noch einmal die Ehre eines Besuches zugedacht war, zwei mit Ungarwein-Etiquetten versehene Flaschen mit einer unschädlichen verdünnten Säure angefüllt und dieselben recht handlich hingestellt. Letztere sind denn auch bei dem zweiten Diebstahl mit entwendet worden. Die enttäuschten Diebe haben nun vorgestern in ihrem Unmuth über den ihnen gespielten Streich an Herrn Werninger einen unfrankirten Brief folgenden Inhalts geschrieben: „Geehrter Herr Kaffer! Da uns Ihre Sorte Wein so ausgezeichnet geschmeckt hat, so versuchten wir in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend durch Einschlagen zweier Fenster wiederum einen kühnen Griff, um uns recht tüchtig Einen anzusaufen, und zu unserem Staunen bemerkten wir, daß Du duseliger Stiefel den Wein verfälscht hast. — Alter Kronsohn, da mußt Du früher aufstehen, uns alte gediegene Weinspitzbuben zu vergiften. Du bist ein zu großes (hier folgen ein Paar schwer wiederzugebende Complimente), und dann kannst Du General-Klammer-Boom-Affe uns anführen. — Wir thun Dir hiermit kund, daß, so lange kein richtiger Wein da ist, alle Fenster eingeschlagen werden. Mit Gruß — zwei alte Weinspitzbuben" — Auf den Rand dieses famosen Briefes ist eine große und kleine Weinflasche mit der Aufschrift „Ruster Ausbruch" gezeichnet.

Druck von L. Georges in Landau.

// Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 100. Donnerstag, den 29. August 1872.

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

Das Gespräch ward nun lebhafter; der Haidebauer blinzelte freundlich mit seinen kleinen dunkeln Augen, und der Schulmeister, dem alle Befangenheit gewichen war, glaubte, der günstige Moment sei gekommen, sein Gesuch anzubringen. Er pries seinen Julius, schilderte dessen Talent, Fleiß und Fortschritte, sprach von der fehlgeschlagenen Hoffnung auf eine Freistelle, von der augenblicklichen Noth, in die er durch die Krankheit und den Tod der Frau gekommen, stellte reichen Gewinn in Aussicht und bat schließlich den Nachbar um die Gefälligkeit, ihm hundert Thaler auf ein Jahr zu leihen.

„Sie wissen, lieber Herr Schulz, daß ich ein ehrlicher Mann bin . . . Ich verbürge mich mit meiner ganzen Habe für meinen Sohn."

Bruns, der die Arme gekreuzt hatte, sah ernst vor sich nieder. In seinen starren Zügen ließ sich nicht erkennen, ob er unangenehm berührt war oder ob er sich über die Verlegenheit des Nachbars wunderte. Sabath saß wie auf Kohlen; dicke Schweißtropfen perlten dem armen Manne von der Stirn herab und die hageren Hände, die er gefaltet auf den Knieen hielt, zitterten. Der Haidebauer zog die Unterlippe über die Oberlippe, drückte die Arme fester unter einander und rief nach langer Pause:

„Hm, hm! Das hätte ich nicht gedacht!"

„Was hätten Sie nicht gedacht?" fragte Sabath schüchtern.

„Daß Sie mit erborgtem Gelde Ihren Sohn studiren lassen wollen. Ich rathe davon ab, wahrlich, ich rathe davon ab. Trinken Sie doch, Herr Kantor!"

Die letzten Worte sprach er in einem völlig veränderten Tone, so kalt, so theilnahmlos, daß der Bittsteller davor erschrack. Trotzdem versuchte er es, seinem Vorhaben noch einmal das Wort zu reden und die Zukunft zu schildern, der sein talentvoller Sohn entgegenginge. Er betonte sogar, daß der Nachbar es sich zum Verdienste anrechnen könne, wenn der Name „Julius Sabath" einmal unter den Künstlern ersten Ranges genannt werde.

„Da haben wir es!" rief der Haidebauer, indem er seine Hand dem Schulmeister entgegenstreckte. „Da haben wir es, da liegt der Hase im Pfeffer. Hoch hinaus wollen Sie, Herr Schulmeister, und haben das Geld nicht dazu. Das ist von jeher Ihr Fehler gewesen, nehmen Sie mir es nicht übel. Und dieser Fehler ist auf den Sohn übergegangen. Da haben Sie ihn nun drei oder vier Jahre in der Stadt gehabt, was ist aus ihm geworden? Man sehe nur sein langes Haar an, das den Rockkragen beschmutzt, und man weiß schon, woran man ist. Das Geld, das Sie nach der Stadt geschickt haben, hätten Sie auf die übrigen Kinder verwenden sollen, damit sie nicht barfuß und in zerrissenen Kleidern herumzulaufen brauchten. Die armen Kinderchen haben mir oft in der Seele wehe gethan. Aber da wurde das Geld fortgeschickt, damit der talentvolle Julius faullenzen und den großen Herrn spielen konnte. Ich muß einmal von der Leber weg reden, es ist als Ortsschulze meine Pflicht. Die Bauern haben sich schon gewundert, daß die Wirthschaft in dem Schulhause nicht längst zusammengebrochen ist. Nein, für den überspannten Patron leihe ich nicht einen Groschen her, und wenn man mir goldene Berge als Zinsen verspräche."

Sabath erhob sich.

„Genug, Herr Schulz!“ sagte er ernst. „Ich habe Ihnen vertrauensvoll mein Herz eröffnet, habe als Mann zu dem Manne gesprochen . . . Sie weisen mich ab, und ich gehe. Das Recht, mein Verfahren als Familienvater zu tadeln, räume ich Niemandem ein, auch dem Schulzen von Erlrode nicht. Die harten Worte, die ich habe hören müssen, verzeihe ich Ihnen . . .“

„Ah, jetzt kommt der Stolz!“ rief Bruns.

„Nein, die Achtung, die ich vor mir selbst empfinde, spricht aus mir!“

„Ihre kleinen Kinder will ich gern unterstützen, daß sie einmal tüchtige Menschen für das Leben werden; dem Julius aber, der sich einbildet, was Großes zu sein, beachte ich nicht. Reden Sie ihm die Dinge aus dem Kopfe, die weder für ihn, noch für Sie passen... Arbeiten, arbeiten soll er, wie ich und mein Sohn auch arbeiten. Sehen Sie mein Haus, meinen Hof an, Alles verdanke ich dem Fleiße, der Arbeit. Brechen wir nun ab, ich habe meinem Herzen Luft gemacht.“

„Jawohl, brechen wir ab!“ rief mit bebender Stimme der Schulmeister, der Hut und Stock ergriff.

„Wir bleiben deßhalb doch gute Freunde, nicht wahr, Herr Kantor?“

„Wir bleiben gute Freunde! Vergessen Sie, daß ich Ihnen heute eine Bitte ausgesprochen habe. Es war ja nur eine Anfrage... Leben Sie wohl, Herr Schulz!“

„Leben Sie wohl, Herr Kantor!“

Sabath verließ das Haus. Als er über den Hof ging, stand Bruns am Fenster und murmelte vor sich hin: „Da habe ich ihm tüchtig die Wahrheit gesagt, habe seinen Hochmuth ein wenig niedergebeugt. Ich mit meinem beschränkten Verstande, wie er sich einmal geäußert hat, ich, der Torfbauer, der durch andere Leute reich geworden ist, ich habe ihm gezeigt, das ich nicht Alles ruhig über mich ergehen lasse, wie ein dummer Kerl. Soll ich ihn in seinen Narrheiten unterstützen? Der kann vor mir niederknien, nicht einen Pfennig rücke ich heraus. Hatte mir es längst vorgenommen, ihm einmal, sobald es paßte, tüchtig den Kopf zu waschen. Jetzt kennt er meine Herzensmeinung, nun wird er mich ferner wohl höflich behandeln.“

Er rieb sich die rauhen Hände und ging hinaus. Auf der Hausflur stand Martha; sie bemerkte den Vater nicht, der sie anredete:

„Martha, Mädchen! Da stehst Du wie im Schlafe . . . bist doch nicht etwa . . .“

Sie fuhr empor aus ihrem Sinnen.

„Was soll ich sein, Vater?“ fragte sie ruhig.

„Man hat immer seine Furcht vor Krankheiten; oder ärgerst Du Dich über das Kleid, in dem ich Dich so gern sehe?“

Er kniff ihr zärtlich in die rosige Wange.

„Nein, Vater, ich freue mich über das Kleid, das ich nun so oft als möglich tragen werde. Du weißt ja, daß ich Dir gern jede Freude mache.“

Der Bauer hatte seine Arme wieder gekreuzt.

„Woran dachtest Du denn, Martha?“ fragte er mit Behäbigkeit und Stolz. „Magst wohl nicht in die Pension . . . Gestehe es nur, Du dachtest wieder an den Abschied vom Hause . . . Ist nicht so gefährlich; kannst auch im nächsten Jahre gehen, die Zeit drängt nicht, da Du von dem Herrn Pastor Unterricht empfängst.“

„Ich gehe,“ antwortete ruhig die Tochter, „wenn Du es für gut befindest. Das städtische Kleid habe ich schon angezogen, weil ich mich nach und nach daran gewöhnen will . . . Magst doch wohl Recht haben, Vater, wenn Du meinst, daß ich in der Stadt lernen müsse, um Dir Ehre zu machen. Ich begreife schon, daß es zu meinem Vortheile nöthig ist, und darum werde ich Dir den Willen thun.“

Bruns streckte die Arme aus und klatschte in die Hände, daß ein heller Schlag durch die Hausflur tönte.

„Topp, es gilt! Morgen schreibe ich an die Frau Professorin. Nun habe ich Dich noch einmal so lieb, mein Mädel; in der Stadt sollst Du leben und einhergehen als ob Du ein Edelfräulein wärst . . . verstanden? Ich kann es an Dich wenden, Martha . . . Wozu hätte ich denn sonst gearbeitet und Geld wie Heu zusammengeschlagen?

Zufrieden lächelnd ging der Haidebauer in den Garten zurück, wo er seiner Frau die erfreuliche Mittheilung von Martha's Entschlusse machte. „Das wundert mich!“ sagte die Mutter, eine große und starke Bauerfrau von fünfundvierzig Jahren. „Gestern noch meinte unsere Tochter, es fiele ihr sehr schwer städtische Kleider zu tragen und es wäre ihr lieber, Bauermädchen zu bleiben, statt sich wie eine Weihnachtspuppe herauszuputzen.“ Der Vater lachte und meinte, daß Martha nun wisse, wie sich ein feines Kind trage und wie gut es ihr

stehe; sie habe nun gekostet und werde die Freuden fortgenießen, die sie zuvor nicht gekannt habe. Philipp, der Bruder, ein zwanzigjähriger Bursche mit struppigem flachsblonden Haare und einem ziemlich stupiden Gesichte, theilte die Ansicht des Vaters nicht. „Solltest die Martha im Dorfe lassen!" rief er verdrießlich. „Was hat sie davon, wenn sie später als Dame zurückkommt? Was haben wir davon? Martha wird sich unter uns, wir werden uns bei ihr nicht so recht fühlen, und außerdem kostet die Geschichte viel Geld!"

Des Vaters Gesicht ward noch röther als es gewöhnlich war.

„Du sprichst von Geld?" rief er zornig. „Ei, seht doch, wie frech! Wer verdient das Geld, das wir haben: Du oder ich? Wer hat überhaupt im Hause zu befehlen? Martha geht nach der Stadt und damit abgemacht. Du bleibst im Dorfe, wie sich von selbst versteht; aber betrachte das nicht als eine Zurücksetzung, denn Du mußt das Anwesen und das Geschäft übernehmen, das ich fremden Leuten nicht übergeben mag. Ich rathe Dir, Deiner Schwester nicht abzureden oder ihr wohl gar den Kopf warm zu machen, sonst hast Du es mit mir zu thun."

Philipp schüttelte mürrisch einen Pflaumenbaum, daß die reifen Früchte in Fülle zur Erde fielen. Nachdem er die besten davon in die Taschen seiner blauen Sonntags-Jacke versenkt hatte, verließ er den Garten durch eine Hinterthür und ging in die Dorfschenke, wo er sich einigen Burschen anschloß, die bereits weidlich zechten. Es waren dies die Söhne der ackerbautreibenden Bauern, die eine Kaste für sich bildeten. Die armen Weber und Haidearbeiter kamen selten in die Schenke; aber fanden sie sich einmal ein, so setzten sie sich still in einen Winkel und plauderten ganz leise mit einander. Heute befand sich eine solche Gruppe in der Schenkstube. Philipp war nach einer halben Stunde schon so erregt von den genossenen Getränken, daß er zu den armen Bauern trat und rief: „Ich zahle ein Dutzend Gläser, trinkt und seid fröhlich wie ich es bin!" Dabei schlug er auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. Der Wirth brachte das Verlangte. Der Sohn des reichen Haidebauern ging zu seinen Kumpanen und setzte das Zechen fort.

(Fortsetzung folgt.)

* Vom bayerischen Lehrertag.

(Fortsetzung.)

Lehrer Heiß erstattete sodann als erster Vorstand eingehenden Bericht über die Thätigkeit des Lehrervereins während der letzten drei Jahre. Die allgewaltigen Ereignisse der jüngsten Jahre hätten die Abhaltung der V. Hauptversammlung im vorigen Jahre unmöglich gemacht. Er sei in der erfreulichen Lage, die Resultate der Vereinsthätigkeit als glänzende bezeichnen zu können. Während der letzten drei Jahre sei die Zahl der Mitglieder, welche Nichtlehrer sind, von 305 auf 2937 herangewachsen; der Gesammtzugang betrage 3941, der Gesammtstand 9850. Aus der Vereinskasse, die einen Vermögensstand von 46,100 fl. aufweise, seien 13,678 fl. an dürftige Waisen vertheilt worden. Referent spricht der hohen Staatsregierung und den Kammern für die gewährte finanzielle Aufbesserung des Lehrerstandes unter Akklamation der Versammlung den wärmsten Dank aus. Er gedenkt hiebei anerkennend der Lehrer Strauß, Sittig und Gärtner, welche als Abgeordnete sich um ihre Collegen besonders verdient gemacht haben. — Was die Thätigkeit der Kreis- und Bezirks-Vereine anlange, so habe sich auch da ein höchst erfreulicher Aufschwung und frisches kräftiges Leben geltend gemacht. Ueber die Stellung des Vereins nach Außen ergeht sich Redner eingehend, namentlich in Bezug auf das Verhältniß zur klerikal- oder richtiger jesuitisch-gesinnten Partei: von ihr seien die meisten Ausfeindungen gegen den Verein ausgegangen; um so fester müßten daher sämmtliche Mitglieder zusammenstehen, um den Feinden mit den Waffen der Wahrheit entgegen zu treten. Er protestirt unter allseitiger Akklamation gegen die böswillige und verläumderische Unterstellung, als hege der Verein antichristliche Tendenzen. „Wir befinden uns," ruft Redner aus, „nicht im Kampfe gegen die erhabene Lehre Christi, sondern nur im Kampfe gegen hierarchische Uebergriffe auf dem Gebiete der Volksschule. Auf diesem Gebiete wird sich die kirchliche und staatliche Reform vollziehen. Wir können nur dann mit der Geistlichkeit Hand in Hand gehen, wenn ihre Handlungen nicht auf Encyclica und Syllabus basirt sind, wenn sie sich in Wahrheit als Träger der Cultur bezeichnet." (Bravo!) Bis zur Stunde haben wir noch nicht das Recht, das man anderen Ständen,

z. B. den Thierärzten, zugesteht, in officieller Weise ein Wort über unsere Angelegenheiten mitzusprechen; denn die vereinzelte Ernennung von Kreisscholarchen aus dem Lehrerstande ist nicht als Aequivalent anzusehen. In politischer Beziehung gehen wir gemeinsam mit dem Liberalismus; aber es müssen auch die Bedingungen gegeben sein, die es möglich machen, für die liberale Sache zu wirken Gerade beim Lehrerstand wirkt der Druck der Gegenpartei sehr mächtig. Wir sind in vielen Dingen fast vollständig dem Klerus überantwortet. Den Trägern des Liberalismus ist der Vorwurf zu machen, daß sie zwar die Mündigkeit des Volkes anstreben, nicht aber wahre Bildung, durch welche jene garantirt wird, daß sie auf die Lehrer oft mit Geringschätzung herabsehen und sie wohl auch als halb Gebildete bezeichnen. Wir können nur der Richtung dauernd zugethan sein, die in der Bildung des Volkes die Grundlage aller Volkswohlfahrten erkennt. Mögen alle dafür wirken, daß der Lehrerstand von den unwürdigen Fesseln befreit werde, mögen meine Worte bewirken, daß Sie in der Erfüllung der Vereinspflicht eine ihrer schönsten Lebensaufgaben erkennen und vor dem Kampfe gegen die allzeit lauernden Feinde nicht zurückschrecken. Im Kampfe zeigt es sich, wer ein Mann ist, und so wollen wir als Männer im Streite nicht erlahmen, im Streite für die wichtigste und heiligste Institution eines Volkes, die freie Volksschule. (Lebhafter Beifall.)

Lehrer Gärtner, Vorstand des Kreisvereins in der Pfalz, bringt den Gruß der pfälzischen Lehrer, die sich wegen der großen Entfernung der Pfalz von München und wohl auch mit Rücksicht auf die bedeutenden Kosten der Reise an der Versammlung nicht betheiligen können, aber durch die Sympathie mit den Lehrern des diesseitigen Bayern vereint seien; beide hätten einerlei Ziel und leider auch einerlei Feinde. Früher hatte man in der Pfalz viele französische Einrichtungen und französisches Wesen getroffen; dem sei jetzt nicht mehr so. Er selbst habe sich lange rütteln und schütteln müssen, bis er den französischen Plunder vollständig los geworden; jetzt schlügen die Herzen aller Pfälzer der Mutter Germania entgegen. (Beifall.) Drüben und herüben huldige man dem Fortschritte und zwar im nationalen Sinne und er ermahne die Versammlung in ihrem Wirken stets eingedenk zu bleiben des Rufes „Vorwärts!"

Lehrer Pfeiffer hielt hierauf seinen Vortrag über „die Nothwendigkeit der Ueberzeugungstreue und Thatkraft im deutschen Lehrerstande und deren Bethätigung" und erntete am Schlusse desselben lang anhaltenden Beifall. Lehrer Illing stimmte den Ausführungen des Vorredners bei und legte der Versammlung folgende Punkte an's Herz, auf deren Schaffung man bedacht sein sollte: Fortbildungsschulen, öffentliche Vorträge in Zirkeln, Errichtung von Bibliotheken und Preßvereinen. — Schletz empfiehlt die Aushebung des Internats in den Seminarien, welches der Heranbildung fester Charaktere hinderlich sei. — Deubler aus Fürth spricht seine Ansicht dahin aus, daß man zu Schulräthen nur Männer wählen solle, die selbst als Elementarlehrer schon gewirkt; außerdem halte er das Institut der Schulräthe für gefährlich. Er hält auch dafür, daß der Schulrath in wichtigen Schulfragen nicht allein, sondern erst nach Verständigung mit dem Lehrerrathe vorgehen solle, da die Schulräthe auch nicht unfehlbar seien. Namentlich sei zu wünschen, daß sie stets human gegen die Lehrer auftreten. — Nach dem Lehrer Breuning noch ermahnt hatte, daß die Lehrer sich nicht mehr lediglich auf die Hilfe von außen verlassen, sondern sich auf eigene Füsse stellen sollten, werden drei Telegramme verlesen, darunter eines vom Bezirkslehrerverein in Neumarkt, welche Grüße und Glückwünsche an den Lehrertag enthalten. (Schluß folgt.)

Mannichfaltiges

(Die Frauen von Carthage), Indiana, haben daselbst sämmtliche Schnappsläden zerstört. Sechzig handfeste Weiber (eine gediegene Qualität des zarten Geschlechts) versuchten in den verschiedenen Schanklokalen die Wirthe zum Schließen ihrer Geschäfte zu veranlassen; da jedoch die Ueberredung nichts half, zerstörten sie alle Vorräthe und Einrichtungen. Die respectiven Gatten sind jetzt auf den Haus-„Demijohn" angewiesen.

Druck von L. Georges in Landau.

// Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 101. Samstag, den 31. August 1872.

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

Unterdessen schlich sich Martha aus dem väterlichen Hause; sie trug das städtische Kleid und das rothe Tuch, das züchtig Hals und Schultern bedeckte. Der Mutter hatte sie gesagt, sie wolle einmal durch das Dorf gehen und vielleicht auf der Pfarre vorsprechen. Aber sie kam gar nicht in das Dorf; sie ging so lange zwischen den hohen Hecken hin, bis sie das Thor des Schulhauses erreichte.

„Ich halte Wort!“ flüsterte sie vor sich hin, „Sabaths sind zwar arme, aber rechtschaffene Leute, die man nicht wie gewöhnliche Arbeiter behandeln darf. Es ist schon nicht recht, daß wir sie so lange vernachlässigt haben. Ich mache Alles, Alles wieder gut.“

Sie trat keck in den Hof. Die kleinen Kinder, die noch ihre Spiele trieben, schienen die Tochter des Nachbars nicht zu kennen, denn sie gafften sie schweigend an. Martha nickte freundlich mit dem Kopfe.

„Wo ist Käthchen?“ fragte sie den ältesten Knaben.

„In der Stube!“ war die Antwort.

Käthchen hatte die Frage gehört, sie stand schon am Fenster. Ihr scharfer Blick erkannte sofort die Nachbarin.

„Bist Du es denn wirklich, Martha?“

„Ei, warum sollte ich es denn nicht sein?“ fragte sie munter.

„Wahrhaftig, Du bist es!“

Martha war dicht an das niedere Fenster getreten. „Komme ich nicht recht?“ fragte sie leise. „Wie kannst Du nur so etwas denken!“ Nach diesen Worten verschwand Käthchen, um nach drei Sekunden in der Hausthür zu erscheinen. Freundlich streckte sie der Gespielin beide Hände entgegen.

„Ach wie prächtig siehst Du aus, Martha! Das hast Du Recht gemacht! Das schöne, das wunderschöne Kleid! Und wie gut es sitzt!“

Die Tochter des Schulmeisters in ihrem dürftigen schwachen Kleidchen sah freilich ärmlich aus der Martha gegenüber, deren Kleid aus dem feinsten Wollenstoffe gefertigt war und in reichen Falten den schlanken Körper umfloß. Fern von Neid, nur mit mädchenhafter Neugierde betrachtete Käthchen die städtische Toilette. Martha erröthete: sie fühlte doch eine Anwandlung von Stolz und der Beifall Käthchens erfüllte sie mit Freude, auch war es ihr lieb, daß sofort eine Anknüpfung für das Gespräch gefunden war.

„Ich dachte nicht, daß Du kommen würdest!“

„Mein Versprechen halte ich, und da ich dem Julius versprochen habe ...“

Sie unterbrach sich, als ob sie schon zu viel gesagt hätte.

„Der Bruder hat es mir gesagt; ich kann Dir meine Freude nicht beschreiben! Nun komme mit mir in die Stube.“

„Wo ist Dein Vater?“

„Er macht einen Spaziergang durch die Haide. Ach, wie lange ist er nicht dort gewesen! Nun wird er heiter zurückkehren wie sonst. Der arme Vater hat zu viel gelitten und leidet noch ... Doch, ich will nicht davon sprechen ... Er wird große Augen machen, wenn er Dich sieht!“

„Und wo ist Julius?“ fragte Martha befangen.

„In seinem Giebelstübchen ... da, da hörst Du ihn ...“

Der zarte, elegische Ton einer Geige ließ sich vernehmen. Geheimnißvoll wie Sphärenmusik erklang die getragene Melodie, die Julius zu spielen begonnen, durch den stillen Sommer-

abend. So etwas hatte Martha noch nicht gehört.

„Ist das Julius?“ fragte sie leise, nachdem sie eine Minute gelauscht hatte.

Käthchen lächelte.

„Freilich, wer anders sollte es denn sein. Höre nur weiter . . .“

Beide Mädchen gingen langsam und still nach dem Giebel des Hauses, wo sie unter dem duftenden Fliederbusche stehen blieben, der sich bereits mit röthlich werdenden Beeren geschmückt hatte. Und hier lauschten sie auf ein Adagio, das der unsterbliche Beethoven wunderbar erdacht hatte und der junge Virtuos meisterhaft vortrug.

II.

Erwachende Liebe.

Käthchen hatte die Freundin in das Zimmer geführt. Beide befanden sich noch unter dem Eindrucke, den das Spiel Julius, der sich unbelauscht gewähnt, ausgeübt hatte. Man sprach über Musik und die Tochter des Torfbauers meinte, es müsse sehr schwer sein, einem winzigen Instrumente, wie die Geige sei, so schöne Töne zu entlocken Käthchen wiederholte die oft gehörten Worte des Vaters über diesen Punkt, sie pries aber auch das Compositionstalent des Bruders und beklagte die Schwierigkeiten, mit denen der arme Julius zu kämpfen habe. Die Freundinnen plauderten wie Mädchen zu plaudern pflegen. Es war indeß dunkel geworden.

„Nun muß ich fort!“ sagte Martha.

„Schon?“

„Ich hätte gern den Julius noch einmal gesehen.“

„O, dazu kann Rath werden. Warte einige Augenblicke, ich rufe ihn.“

Die Tochter des Schulmeisters ging.

„Nein, das hätte ich doch nicht gedacht,“ flüsterte Martha als sie allein war; „ein solches Geigenspiel lasse ich mir gefallen, das spricht zum Herzen und kann bis zu Thränen rühren. Es bleibt dabei, ich thue was ich mir vorgenommen habe, mag werden was wolle. Der arme Herr Sabath hat bittere Worte vom Vater hören müssen; es kommt dies daher, daß der Vater die Sache nicht versteht . . . Ich werde es wieder gut machen, ganz gewiß, ich werde es.“

Die Freundin brachte den Bruder.

Julius begrüßte die Nachbarstochter mit herzlichen Worten und drückte ihr innig die Hand.

„Du willst schon gehen, Martha?“ fragte er im Tone des Vorwurfs.

„Laß mich für diesen Abend, ich komme schon wieder; Du weißt nicht, wie die Eltern sich ängstigen, wenn ich ein wenig zu lange bleibe. Gute Nacht.“

Sie betraten die Hausflur. Hier kam ihnen der Schulmeister entgegen. Sabath war freundlich und mild, er ließ die Tochter nicht entgelten, die er schätzte, was der Vater ihm zu Leide gethan. Seine Freundlichkeit aber war nicht frei von Gedrücktheit; Martha merkte das wohl. Sie küßte die Hand, die der Kantor ihr reichte.

„Sehen wir uns bald wieder?“ fragte Sabath.

„Ich komme, so oft Sie es mir erlauben.“

„Grüßen Sie die Eltern!“ rief er ihr nach.

„Soll gewiß geschehen!“

Die drei jungen Leute gingen über den Hof.

„Nun gute Nacht!“ sagte Martha an der Thür.

„Du kannst doch nicht allein gehen,“ meinte Käthchen.

„Warum nicht?“

„Es ist so einsam zwischen den Gärten . . .“

„Mir wird Niemand Böses thun.“

„Das wohl, liebe Martha; aber wenn man so allein geht . . . Ich würde Dich begleiten, wenn ich mich vom Hause entfernen könnte . . . Du weißt ja, ich darf nicht fehlen . . .“

Julius trat dazwischen.

„Mir liegt es ob, Cavalierdienste zu leisten; wenn Martha sich meiner Führung anvertrauen will, so mag sie nur befehlen . . .“

Dies war der Tochter des Haidebauers recht

„Ja, Julius, Du kannst mich eine Strecke bringen, es ist doch wohl besser; aber ich befehle nicht, ich bitte Dich darum.“

Bei diesen Worten machte sie einen reizenden Knix.

Der angehende Virtuos verneigte sich.

„Es wird mir eine große Ehre sein!“

Martha lachte.

„Da spricht er von großer Ehre! Man merkt doch gleich, daß er in der Stadt ge-

wesen ist, wo man auf höfliche Redensarten viel gibt."

„Redensarten?" wiederholte der junge Mann.

„Es kann doch keine große Ehre für Dich sein, ein einfältiges Mädchen zu begleiten, das froh ist, wenn Du ein wenig mitgehst . . . Gute Nacht, liebes Käthchen!"

Martha huschte durch die Pforte. Julius folgte ihr.

„Ein gutes Mädchen!" dachte die Tochter des Schulmeisters, die nach dem Hause zurückging. „Wenn Martha über das Vermögen ihres Vaters verfügen könnte, ich würde sie sofort bitten, meinen Bruder studiren zu lassen. Und das wäre eine Kleinigkeit für die reiche Martha. Ach Gott, wenn wir nur etwas von ihrem Gelde hätten! Wie müssen wir uns einrichten und jeden Groschen umdrehen, ehe wir ihn ausgeben . . . Trotz unserer Sparsamkeit reicht es nicht aus. Es wird wohl nur dann erst anders werden, wenn Julius verdient; hier bei uns bleibt es stets dasselbe Elend!"

Sie ging zu den kleinen Geschwistern, die sie zu Bett brachte.

Der Abend war prachtvoll. Kein Lüftchen bewegte die Atmosphäre, die ein warmer Hauch erfüllte. Ein wunderbares Licht begann sich zu verbreiten, eine Art Schein, der sich kaum beschreiben läßt. Es bewirkte dies der aufgehende Mond, dessen Rand sich erst zeigte. Und wie still war es in den Bäumen und Gesträuchen, deren Umrisse sich deutlich unterscheiden ließen. Von der Haide herüber zog jener Duft, den frisch gemähetes Gras ausströmt. In den Gärten war längst kein Mensch mehr, sie lagen öde und still.

Die beiden jungen Leute befanden sich in einer der Gassen, die von den hohen Hecken gebildet wurden; sie durften sicher sein, hier unbelauscht zu bleiben, da der Hauptweg zu dem Gehöfte des Haidebauers auf der andern Seite der Gärten vom Dorfe her kam. Martha hatte eine Zeit lang kein Wort gesprochen, sie wußte ja nicht, wie sie es anfangen sollte, um den Plan, den sie gefaßt, auszuführen. Julius, der durchaus ein Gespräch unterhalten wollte, machte auf die wunderbaren Licht-Effecte aufmerksam, die das Mondenlicht hervorbrachte. Und so hatten sie sich dem Orte genähert, an dem die Trennung stattfinden mußte. Der junge Mann wollte sich zurückziehen. (Fortsetzung folgt.)

---

* Vom bayerischen Lehrertag.

(Schluß.)

Nach halbstündiger Pause referirte Doctor Paul Schramm, Lehrer in München, über den zweiten Gegenstand der Tagesordnung, die Communalschule vor Gericht. Es handle sich hier durchaus nicht um den Standpunkt einer Partei; die Communalschulfrage sei zum Bedürfniß der Gegenwart geworden und sei gerade ein Theil der jetzigen socialen Bewegung. Verdächtigungen, ja Verläumdungen aller Art würden seit Jahren systematisch betrieben; alle Hebel würden in Bewegung gesetzt, um eine babylonische Sprachverwirrung in die Sache selbst zu bringen. Der Hauptvorwurf gegen die Communalschule sei der, daß man die Volksschule entchristlichen wolle, in Wirklichkeit habe man dafür auch nicht den Schatten eines Beweises geliefert. Diese systematische Verdächtigung der Communalschule verlange unbedingt eine öffentliche Diskussion. Die moderne Pädagogik vertheidige ihrem innersten Wesen gemäß das Princip der Communalschule; sie betrachte die Daseinsform der gegenwärtigen Volksschule als geradezu naturwidrig. Die Communalschule vereinige die durch die Confession getrennten zukünftigen Staatsbürger durch das Band der Freundschaft und Bildung, während die Confessionsschule als thatsächliche Kirchenschule Schranken aufrichte, die oft auf Lebensdauer nicht mehr zu beseitigen seien. Wenn die Communalschule religionslos sein sollte, dann verdiene denselben Vorwurf auch die Gemeinde und selbst der Staat. So wenig indeß der Staat daran denke, Gott abzusetzen, ebensowenig denke die Schule daran. Im Grunde genommen hegten die Gegner der Communalschule nicht sowohl Besorgniß für Gott, als für ihre eigene Sache; sie fürchten, verdrängt zu werden aus dem Mittelpunkte ihres bisherigen Machtkreises; sie fürchten, die Menschheit nicht mehr als Mittel für ihre Zwecke benützen zu können. Gerade durch die Vernunft unterscheide sich der Mensch vom Thiere, im Cultus der Vernunft suche die Pädagogik ihre schönste Aufgabe. Im diametralen Gegensatze hiezu stehe die konfessionelle Partei, welche den Menschen als ein grundverdorbenes, dem Teufel verfallenes Geschöpf hinstelle, das nur unter der kirchlichen Zucht zu einem brauchbaren Wesen herangebildet werden könne. Der schlechte Witz

mit dem kommenden Kometen habe Tausenden von Abenteurern die günstigste Gelegenheit geboten, die große Masse durch Messen und geweihte Kerzen auszubeuten; einem solchen Mißbrauche werde durch Errichtung von Communalschulen am Besten gesteuert Daß die Confession oder das Dogma heute noch unsere Volksschule trenne, sei gerade eine Anachronismus und mit den gegenwärtigen socialen Verhältnissen im offenbarsten Widerspruch. Es sei eine Pflicht des modernen Staates, die Communalschule unter seine Obsorge zu stellen, da sie die nächste Consequenz des modernen staatlichen Prinzips selbst sei. Die Beschränkung der Kirche auf das rein religiöse Gebiet sei eine Forderung der Jetztzeit, und wie die Gemeinde, wie der Staat bestehe, ohne Rücksicht auf die konfessionelle Verschiedenheit, so müsse auch die Volksschule organisirt werden. — In gleichem Sinne sprechen sich Lehrer Kegel von München, Dr. Beck und Realienlehrer Deubler aus Fürth aus. Lehrer Gegner betont, wahrscheinlich in Folge eines Mißverständnisses, daß er zwar für die Communalschule sei, aber gegen den Ausschluß des Religionsunterrichtes allen Ernstes protestiren müsse. — Schulrath Marschall bringt die durch dieses Mißverständniß vom Gegenstande des Referates abgelenkte Debatte mit kräftigen Worten wieder in das rechte Geleise. Er hebt hervor, daß die Einführung konfessionell-gemischter Schulen vor Allem vorurtheilsfreie Lehrer fordere. Leider sei dies bei dem konfessionellen Charakter der Präparandenschulen, sowie der Lehrerseminarien in Bayern zur Zeit sehr erschwert. Gerade hierin sei in den zwanziger und dreißiger Jahren ein bedauerlicher Rückschritt gemacht worden, und könne er nur die Hoffnung aussprechen, daß die Trennung der Confessionen in diesen Anstalten baldigst wieder aufgehoben werde. — Seminarlehrer Strauß von Altdorf hebt als oberstes Princip der modernen Pädagogik den Satz hervor: Erziehe den Menschen naturgemäß! Im Menschen liege ein tief religiöses Bedürfniß, aber durchaus kein Bedürfniß nach irgend einer Confession, welche nur geeignet sei, das alle Menschen umschlingende Band der Nächstenliebe zu zerreißen. Nur die Communalschule vermöge wieder auszugleichen, was die Menschen bisher von einander geschieden habe. Indeß könne auch in den konfessionellen Schulen am Besten zur Einigung und Kräftigung des deutschen Volkes beigetragen werden, wenn alle Lehrer treu nach den Grundsätzen der modernen Pädagogik wirkten und handelten. — Hierauf gibt der erste Vorsitzende das Resultat der Wahl des Vereins-Ausschusses für die nächsten drei Jahre bekannt. Hienach wurden ernannt: Zum ersten Vorstand Paul Heiß von Augsburg; zum zweiten Vorstand Brand aus Aeschach bei Lindau; zum Hauptkassier Breuning, zum Schriftführer Weber aus Augsburg; zum ersten Beisitzer Strauß von Altorf; zum zweiten Beisitzer Kreisscholarch Reisinger von Regensburg; zum dritten Beisitzer Pfeiffer von Augsburg; zu Ersatzmännern: Illing von München, Aussenbauer von Passau und Helm von Hof. Hiemit schloß die Versammlung um halb 3 Uhr.

Mannichfaltiges

(Wozu ein Dach gut ist.) Im südlichen Frankreich, woselbst die Ziegenzucht besonders cultivirt wird, ließ kürzlich der Besitzer sehr kostbarer Angoraziegen aus Vorsicht für deren Gesundheit einen mächtigen Schuppen auf dem Weideplatz errichten, um ihnen Zuflucht gegen Unwetter zu gewähren. Schon in der ersten Nacht nach Vollendung des Baues sollte er Gelegenheit haben, sich von der Nützlichkeit desselben zu überzeugen. Ein starkes Gewitter hatte sich entladen, er ging hinaus und fand sämmtliche Ziegen auf dem Dache des Schuppens.

Der älteste Karpfen) Am 21. Juli endete zu Chantylly der älteste Karpfen der Welt. Er war 475 Jahre alt und gehörte einem reichen Kaufmann. Es war ein historischer Fisch, denn er erblickte unter Franz I. beim Grafen von Cosse das Licht der Welt. Herr G. hatte ihn vor einem Jahre um 1300 Francs gekauft, und er fand seinen Tod im Kampfe mit einem riesigen Hecht. Dieser Karpfen führte den Namen Gabriele und maß 72 Centimeter in der Länge.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Zoß.

Nr. 102. Dienstag, den 3. September 1872.

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Warte noch, Julius!" rief sie leise und befangen.

„Du fürchtest Dich doch nicht, liebe Martha?"

„Nein, aber ich habe Dir noch etwas zu sagen."

Er nahm sanft ihre Hand.

„Sei versichert, daß ich Dich aufmerksam anhören werde."

„Ich setze voraus, daß Du Zeit hast . . ."

„Und hätte ich sie nicht, wie ich sie gerade habe, bei Dir würde ich doch bleiben."

Hand in Hand gingen beide zurück, um sich von dem Gehöfte zu entfernen, dessen Thor sich erkennen ließ.

„Julius", begann sie nach einer Pause, „Du willst bald wieder nach der Stadt, um zu studieren?"

„Ach ja, ich muß wohl."

„Freilich, Du mußt fort."

„Eine lange Unterbrechung der Studien ist nicht gut."

„Ach, Du spielst die Geige so schön!" rief sie leise.

„Hast Du mich denn gehört?"

„Sonst könnte ich es ja nicht wissen."

„Wann hast Du mich gehört, Martha?"

„Vorhin, als ich in das Schulhaus kam. Mir war gar nicht, als ob ich eine Geige hörte, es klang wie Gesang. Käthchen sagte, so etwas könnte nicht ein Jeder, und Du würdest noch viel besser spielen, wenn Du noch eine Zeit lang studiert hättest. Du würdest so schön spielen, daß alle Leute erstaunten und viel Geld zahlten, um Dich nur hören zu können."

„Wie, das sagte meine Schwester?" fragte Julius erstaunt.

„So im Erzählen", antwortete Martha verwirrt . . . „Sie wollte mir einen Begriff davon beibringen . . . Ich kenne ja so etwas nicht . . . Du weißt ja, ich habe stets hier im Dorfe gelebt . . ."

„Ach ja, Käthchen hat das von dem Vater gehört, der große Hoffnungen auf mein Talent setzt. Sie sollte aber nicht weiter darüber sprechen . . ."

Die Tochter des Haidebauers fuhr lebhaft auf:

„Nicht darüber sprechen? Warum nicht? Auch zu mir soll sie nicht darüber sprechen?"

„Gewiß, Martha, es ist nicht gerathen."

„Nein, das begreife eine Andere, ich kann es nicht. Welche Gründe hast Du dafür? Sprich Dich nur aus, Julius", fuhr sie fort, als der junge Mann nicht gleich antwortete . . . „Sprich Dich nur aus, mir kannst Du Alles sagen."

„Denke Dir, wenn ich das Ziel nicht erreichte, nach dem ich strebe, wenn ich auf der Stufe der Unvollkommenheit stehen bliebe, auf der ich bis jetzt angekommen bin. . ."

„Unvollkommenheit, sagst Du, Julius?"

„Viel Andere spielen ebenso gut, als ich jetzt spiele . . ."

„Du wirst es noch sehr weit bringen."

„Es kommt darauf an."

„Wie, es kommt darauf an?"

„Wenn nun so viel darüber gesprochen wird und wir täuschen uns in unseren Hoffnungen, wie werden die Leute im Dorfe über mich lachen!"

Sie sah ihn ernst an.

„Julius, glaubst Du das auch von mir?" fragte sie vorwurfsvoll.

„Nein, liebe Martha, nein! Aber Käthchen, so gut sie es auch meint, ist eine Schwätzerin."

„Warte, Julius, warte! Sagtest Du nicht, Du zweifeltest daran, daß Du zum Ziele gelangtest?"

„Nun ja!"

„Sei einmal ganz offen, lieber Freund: warum zweifelst Du?"

„Wer weiß, was im Schooße der Zukunft liegt!"

„Du mußt ausstudieren, auf jeden Fall! Es wäre abscheulich, wenn Du unterbrochen würdest, weil, weil . . . Nein, Julius, auf halbem Wege darfst Du nicht stehen bleiben, Du mußt wieder nach der Stadt zurück, ehe es zu spät wird. Dein Vater ist gesund, er kann wieder die Orgel spielen und Schule halten . . . Ach Gott, was soll ich denn noch sagen, um Dir zu zeigen, daß Du reisen kannst. Hilf mir doch, Julius . . ."

Weinen erstickte ihre Worte. Der junge Mann konnte sein Erstaunen kaum verbergen.

„Martha, ich weiß ja selbst nicht, was ich Dir sagen soll!" flüsterte er traurig.

„Weil Dich der Stolz abhält, offen zu sein."

„Stolz, Dir gegenüber? Nein, das wäre am unrechten Orte . . ."

„Und ich meine es doch gut mit Dir."

„Davon bin ich überzeugt, Martha."

Eine peinliche Pause trat ein. Julius hörte, daß Martha leise weinte.

„Habe ich Dich beleidigt, Martha?"

Sie schüttelte das Köpfchen.

„Das nun eben nicht."

„Sieh', ich könnte für Dich Alles thun, um Dir die kleinste Freude zu bereiten . . ."

„Julius, das ist ein Wort!" rief sie wie umgewandelt. „Willst Du das gewiß und wahrhaftig?"

„So wahr ich vor Dir stehe!" versicherte er. „So wahr ich Deine Theilnahme für die aufrichtigste von der Welt halte."

„Ja, dessen kannst Du versichert sein!" rief sie triumphirend. „Wenn ich es etwas ungeschickt anfange, so halte es der Bäuerin zu Gute, die nie aus dem Dorfe gekommen ist, die von den Höflichkeiten der Stadt Nichts versteht . . ."

Julius sah ihr liebreich in das reizende Gesicht, dessen Wangen, so konnte er in dem klaren Scheine des höher gestiegenen Mondes erkennen, eine dunkele Röthe bedeckte.

„Sage mir", flüsterte er zärtlich, „was ich thun kann."

„Ja, ich will es sagen, uns bleibt ja nicht viel Zeit mehr, da ich nach Hause muß. Versprich mir also, meinen guten Willen nicht übel zu nehmen."

„Ich verspreche es."

„Und daß Du schweigen, daß Du keinem Menschen ein Wort sagen willst von dem, was zwischen uns vorgefallen, selbst Deiner Schwester und Deinem Vater gegenüber."

„Auch das soll geschehen! Hier ist meine Hand, die Hand eines ehrlichen Mannes!"

Martha schlug kräftig ein.

„Julius", flüsterte sie ganz leise, „nimm dies!"

Sie legte ihm ein Papier in die Hand.

„Was ist das?" fragte er betroffen. „Martha, was ist das?"

„Da fährst Du schon auf, ich habe es gleich gedacht, man kann sich auf Dein Wort nicht verlassen. Ich nehme es auf keinen Fall zurück, Du magst anfangen, was Du willst," fügte sie weinend hinzu. „Erschwere es mir doch nicht so, ich weiß ja gar nicht mehr, wie ich mich benehmen und sprechen soll . . ."

„Ich bin ja ruhig, Martha . . ."

„Das Geld liegt in meinem Schranke, ich brauche es nicht, ich weiß nicht einmal, was ich damit anfangen soll, und da habe ich denn gedacht, ich leihe es Dir, weil Du viel zu Deinem Studieren brauchst, da ist es doch gut angewendet . . . Du kannst es mir zurückzahlen, wenn Du verdienst, nach Belieben . . . das habe ich mir gedacht . . . es sind gerade hundert Thaler, die mir der Vater zum Geburtstag geschenkt hat . . . Mit meinem Eigenthume kann ich machen, was ich will . . . ich leihe es Dir auf so lange als Du es brauchst . . . Und wenn Du nicht willst, kränkst Du mich, denn Du hältst mich nicht für Deine Freundin . . . Nun kannst Du doch studieren und die Bauern dürfen nicht sagen, daß Du zu hoch hinaus gewollt hast . . . Ich gebe Dir mein heiliges Versprechen, daß Niemand erfährt . . . Ach Gott, ich kann nicht mehr . . . Julius, wenn Du mein Erbieten zurückweisest, sehe ich Dich nicht wieder an, nie, nie, und wenn ich tausend Jahre alt werde!"

Martha riß ihre Hand los und lief dem Gehöfte zu. Julius hörte, daß die Pforte verriegelt wurde.

„Hundert Thaler!" flüsterte er vor sich hin. „Von dieser Summe kann ich fast ein Jahr

lang leben. Aber darf ich sie denn auch behalten? Martha ist ein braves Mädchen, eine Weigerung würde sie empfindlich kränken und der Bruch mit ihr wäre da ... Bei der Entschiedenheit ihres Charakters muß ich fürchten, daß sie mich meidet ... Und ich, ich ... Nein, ich kann, ich will sie nicht kränken! Wie folgerichtig sie denkt ... Ich werde ja sehen."

Er verbarg das Geld. Dann schlich er zu der Pforte und lauschte. In dem Gehöfte war es still, kein Laut, kein Schritt regte sich. Julius lugte durch eine Spalte in der Thür; das helle Licht, das aus dem Wohnzimmer des Haidebauers schimmerte, ließ sich erkennen. Jetzt schlug ein Hund an. Das Thier war gleich wieder still.

„Julius", flüsterte eine Stimme durch die Spalte, „bist Du es?"

„Ich bin es, liebe Martha!"

„Was willst Du denn? Hast Du mir noch etwas zu sagen?"

Er flüsterte durch die Spalte zurück:

„Ach ich möchte Dir noch recht viel sagen, so viel, daß der Abend nicht ausreichen würde ..."

„Um des Himmels willen, die Mutter hat schon Licht angezündet und ich muß fort!"

„Sehen wir uns wieder? Antworte mir doch Martha."

„Wenn Du von einem gewissen Gegenstande nicht mehr sprechen willst; Du weißt schon, was ich meine."

„Gut, ich werde schweigen."

„So werde ich Käthchen besuchen, magst es ihr vorläufig mittheilen."

„Wann kommst Du, liebe Martha?"

„Wenn nicht morgen, übermorgen ganz gewiß; ich muß erst sehen, wie sich Alles macht. Reise nicht ab, ohne daß wir uns zuvor gesprochen haben ... Du wirst eine Nachricht hören, die Dir Freude macht."

„Gieb mir heute nur eine Andeutung!" bat er mit zitternder Stimme.

„Heute ist es mir unmöglich; aber morgen, spätestens übermorgen ... ich komme ganz gewiß! Sei hübsch folgsam und Du wirst bald einsehen, daß ich es gut, recht gut mit Dir meine."

„Liebe Martha!"

„Nun schlafe wohl, lieber Julius!"

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Einquartierung in Frankreich.

Ueber die deutsche Einquartierung läßt sich eine vornehme französische Dame im illustrirten Journale „La vie Parisienne pendant la guerre" folgendermaßen vernehmen: „Wir beherbergen seit Wochen stämmige Kerls (de grands diables) weiße Cuirassiere, welche, wären sie nicht Preußen, zweifelsohne sehr angenehme Gäste sein würde, die wir aber schließlich nicht eingeladen haben. Dieselben scheinen letzteren Umstand jedoch gar nicht zu beachten, sondern hüllen sich in eine Liebenswürdigkeit, als hätten wir gar keine Ursache, sie zu hassen, und hassen wir sie denn wirklich? — Vielleicht nicht genug! — Sie sind bescheiden, sehr zurückhaltend und voller Artigkeit. Unglücklicher Weise ist in Frankreich die Tradition jener vornehmen und ruhigen Höflichkeit etwas abhanden gekommen, welche auch die schwierigsten gesellschaftlichen Beziehungen zu erleichtern im Stande ist. Unsere ungebetenen Gäste belästigen uns so wenig als möglich, haben sich niemals erlaubt, in meinen Privatgarten einzutreten, warten, ehe sie in den Salon kommen, bis man sie dazu auffordert, sind von einer außerordentlichen Rücksicht und Freundlichkeit gegen unsere Dienstboten und erbitten die Erlaubniß, sich unserer Equipage bedienen zu dürfen, mit so viel Bescheidenheit, fast möchte ich sagen, Verlegenheit, daß dadurch die Härte des Eroberungsrechtes sehr gemildert wird. Beruhigen Sie Sich übrigens! Ich werde nie vergessen, daß ich Französin bin, und daß mein Mann in Deutschland gefangen ist. Ich versuche also, kein Vergnügen an den Morgenständchen zu finden, welche die Herren mir regelmäßig bringen lassen. Um schlimmer für mich, denn es sind dies schöne Chöre, gute Stimmen und treffliche Musik. Ich gönne ihnen ferner niemals einen Blick, wenn sie Croquet spielen, wobei sie, um es sich bequem zu machen, ihre hohen Reiterstiefel in großen Falten, wie die der mousquetaires, über das anliegende Beinkleid hinabfallen lassen. Eine prächtige Uniform übrigens. Mit ihrem weißen und goldenen Helm von antiker Form, ihrem glänzenden Cuiraß würden sie wie die Ritter des Mittelalters aussehen, erinnerten nicht die beim Reiten zurückgeschlagenen schwarzgefütterten Schöße des Waffenrocks an die ehemaligen gardes françaises, nämlich wenn sie den Cuiraß abgelegt haben. Sie setzen dann statt Helmes eine weiße Mütze mit schwarzem Sam-

metstreifen auf. Zur Tafel erscheinen die Herren gewöhnlich in dunklem Ueberrock mit zwei auseinander gehenden Reihen Knöpfen. Dies ist die Art und Weise, Gesellschaftstoilette zu machen für Militärs. Wir haben deren acht hier, laute vornehme Herren (grand seigneurs), lauter schöne Leute (beaux garçons), mit sehr wenig ausländischem Accent; wenn auch nicht viel Witz. Sie wissen, daß man in Deutschland nur verständig ist — doch eine gute wissenschaftliche Bildung genießt. Sie haben regelmäßige edle Gesichtszüge, alle, mit Ausnahme eines einzigen, sind hellblond von Haar und Bart und ihr Teint ist fast frauenhaft. Ich will Ihnen nicht mehr sagen, Sie würden sonst glauben, daß sie Gnade vor meinen Augen gefunden haben, und ich verabscheue sie. Die gemeinen Soldaten trinken den französischen Wein gern, sind jedoch gegen die Kammermädchen und die Dorfschönheiten von einer Zurückhaltung, welche diese Dämchen fast übel zu nehmen scheinen. Unten im Städtchen bezahlen sie Alles sehr gut und Niemand hat Klage über sie. Ich sage Ihnen, es ist eine wahre Schande. Es sind doch Wüthriche (monstres) diese Leute, nicht wahr? Sie haben höchst sentimental beim Abschiede meine ersten Veilchen mitgenommen, aber ohne die Taktlosigkeit zu begehen, mich darum zu bitten. Fürwahr, sie wissen, was sich paßt. Wäre ich so coquett als möglich gewesen, sie hätten beim besten Willen nicht galanter sein können, als sie waren." Die in vorstehendem also schmeichelhaft charakterisirte Einquartierung gehörte — so fügt die Schl. Z. hinzu — dem in Breslau garnisonirenden Leibcuirassier-Regiment an.

Mannichfaltiges

(Wohnungsnoth.) Welche Urmenschen noch in unseren erst wenig von der Cultur beleckten unteren Volksklassen sich befinden, hat dieser Tage der Todtengräber von San Giacomo bewiesen. Dieser Ehrenmann hatte seine Wohnung lassen müssen, weil die Miethe zu hoch gestiegen war, und zog nun mit Weib, Kind und Kegel in die Todtenkammer. Dort richtete er sich gemüthlich ein, aß, trank und schlief den Schlaf des Gerechten immer in Gesellschaft von zwei, drei und mehr Leichen. Das Publikum entsetzte sich, aber er ließ sich nicht beirren. „Gebt mir Geld für eine andere Wohnung, sonst rühre ich mich nicht von der Stelle!"

(Vogel Greif.) Es ist bekannt, daß eine Hauptzierde des Arsenals von Metz ein Riesengeschütz, der sogenannte „Vogel Greif" von 25,000 Pfund Gewicht und fünfzehn Fuß Länge bildete, welches Richard von Greiffenklau, Kurfürst von Trier, gießen ließ, und das 1799 mit 199 anderen Geschützen von den Franzosen als Siegesbeute von Ehrenbreitstein fortgeführt wurde. Die Inschrift lautet:

Der Greif heiß ich,
Meinem genedigen Herrn von Drier dien ich,
Wo er mich heißt gewalden,
Will ich Dorn (Thürme) und mauern spalten.
Simon goß mich 1528.

Während der Belagerung von Metz wurde vielfach in der deutschen Presse die Hoffnung ausgesprochen, dieses Geschütz wieder zu gewinnen; aber nach Uebergabe der Festung fand es sich im Zeughause nicht vor, und sein Verbleib war ein Räthsel, welches jetzt erst gelöst ist. Die neue „Illustration" bringt nämlich eine Abbildung von le gros canon de Metz mit dem Trierer Kreuz, und fügt die Nachricht hinzu, daß das Riesengeschütz in's neue Pariser „Musée d'Artillerie" übergeführt worden ist. Um keinen Zweifel an der Indentität zu lassen, zeigt die Zeitung ihre Kenntniß der deutschen Sprache, indem sie hinzufügt: „fondu par Simon Gossmich!"

(Kriegsfolge.) Nanni: „Aber du kommst mit einer rußigen Uniform heim!" — Soldat: „Kann's denn anders sein, wenn man den vaterländischen „Heerd" vertheidigt hat?"

* Charade.

Willst Du die erste Silbe kennen,
So suche in der Singkunst nach.
Die beiden letzten Silben tönen
Viel tausendmal an einem Tag;
Denn Jeder, der auf Erden lebet,
Dankt ihnen seines Dasein's Spur;
Wenn das Gebet zu Gott entschwebet,
Nennt's so den Schöpfer der Natur.
Des Ganzen kluge Forscheraugen,
Vermochten, durch der Miene Spiel,
In's Innere des Geist's zu tauchen,
Zu deuten Denkart und Gefühl.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 103. Donnerstag, den 5. September 1872.

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

Ein Geräusch deutete an, daß die Tochter des reichen Haidebauers sich entfernte. Die Worte „lieber Julius" klangen noch fort in den Ohren des jungen Mannes, sie fanden aber auch ein lebhaftes Echo in seinem Herzen. Wie ein Träumender trat er den Rückweg an. Er starrte in den Mond, der voll und hell an dem tiefblauen Firmamente schwebte, und folgte den seltsamen Gedanken, die heute zum ersten Male lebhaft in ihm aufstiegen. Wie reizend war ihm Martha erschienen, als sie weinend und zitternd die Gründe auseinandersetzte, die sie veranlaßten, ihm das Geld zu bieten. Sollte sie nur aus Mitleiden so gehandelt haben? Die Eitelkeit des Virtuosen trat auf und beantwortete diese Frage: Martha liebt dich. Auch Julius empfand mehr als Jugendfreundschaft, er gestand sich erröthend ein, daß Martha keine gewöhnliche Bäuerin, sondern mit Gaben des Geistes und Gemüthes ausgerüstet sei, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten.

„Vorgesehen!" rief eine rauhe Stimme.

Ein Mann taumelte zwischen den Hecken heran. Julius wollte ausweichen; der Mann aber trat keck vor ihn hin.

„Was giebt es?" fragte Julius, der in diesem Augenblicke daran dachte, daß er eine große Summe bei sich trug.

„Ah, Du bist es, der hochfahrende Sabath!"

Der Musiker erkannte Martha's Bruder, der aus der Schenke kam; er erkannte aber auch den Zustand, in welchem der Sohn des reichen Haidebauers sich befand.

„Guten Abend, Philipp Bruns!" grüßte er freundlich, denn es lag ihm daran, Zank und Streit zu vermeiden.

Philipp glotzte ihn an. Nun brach er in helles Lachen aus.

„Wahrhaftig, es ist der Julius, das Wunderkind! Ich habe ihn gleich erkannt an den langen Haaren . . . Kommst wohl aus der Haide, wo Du Grillen gefangen hast?"

„Du bist guter Laune, Philipp!"

„Oder hast Du Geld gesucht in der Haide? Ja, das Geld, man findet es nicht im Grase oder auf der Landstraße! Da muß man arbeiten, darf nicht faullenzen die ganze Woche und die Leute über die Achsel ansehen. Thust mir leid, armer Junge!"

Julius kannte ja längst die Ansicht der Bauern, er wunderte sich nicht darüber.

„Philipp, Du thust mir Unrecht!" entgegnete er ruhig.

„Oh, oh!" höhnte der Bauer, der, wenn er berauscht war, Händel suchte.

„Gieb mir die Hand, Philipp!"

„Mit einem Bettelmusikanten lasse ich mich nicht ein."

„Beleidige mich nicht, Philipp, ich bitte Dich darum!"

„Habe längst auf eine Gelegenheit gewartet, Dir einmal die Wahrheit zu sagen."

„Philipp, wir wollen gute Freunde bleiben!" bat der Musiker, der gewaltsam die Ruhe sich zu bewahren suchte.

Der Bauer stemmte die beiden Fäuste in die Seite.

„Gute Freunde?" rief er mit heiserer Stimme. „Das käme mir gerade recht. Brauchst wohl Geld, denkst von mir zu ziehen? Vergebene Mühe . . . ich gebe Dir eben so wenig einen Groschen als der Vater, der die übermüthigen Leute haßt und belacht wie ich sie hasse und auslache. Komme in unseren Hof, spiele ein Stück auf der Geige und Du

sollst den Dreier haben, den jeder Bettler bekommt!"

Julius konnte sich kaum noch halten.

„Philipp", rief er drohend, „werde nicht unverschämt! Nähme ich nicht Rücksicht auf Deinen Zustand . . ."

„Auf meinen Zustand?"

„Du scheinst betrunken zu sein, Philipp; schäme Dich, Deinen braven Eltern so unter die Augen zu treten, es ist eine Schmach! So jung noch und schon so . . ."

Der Bauer hatte beide Schultern des Musikers ergriffen.

„Wie, ich wäre betrunken? Bettelmusikant, Du lügst! Willst mich wohl in's Gerede bringen?"

Er schüttelte den Sohn des Schulmeisters so heftig, daß dieser fast zusammenbrach.

„Ich rufe Hülfe!"

„Feiger Mensch, wirst nun wohl Respect vor mir haben!"

Philipp, ein starker Bauer, warf den armen Musiker, der auf diesen Angriff nicht vorbereitet war, heftig an den Zaun. Dann schlug er ein helles Gelächter auf und verschwand in der Biegung der Gasse. Julius raffte sich empor und wollte ihm nach.

„Nein", murmelte er vor sich hin, „er ist nicht nur Martha's Bruder, er ist auch seiner Sinne nicht mächtig. Mag er ziehen, morgen, wenn er ausgeschlafen hat, weiß er nichts mehr von diesem Bubenstreiche. Ich kann noch von Glück sagen, daß wir ohne Zeugen gewesen sind. Welch' ein wüster Mensch ist dieser Philipp, und wie gut und sanft ist Martha! Wehe, wenn er erführe, daß die Schwester mir eine große Summe geliehen . . . Ich behalte das Geld nicht, nein, ich kann es nicht behalten! Die Bauern würden mich und den Vater verfolgen, wenn sie es erführen. Sie würden auch wohl behaupten, ich habe das arme Mädchen, das von Natur gutherzig ist, durch List und schöne Redensarten bethört . . . Nein, morgen gebe ich das Geld zurück, es ist zu gewagt, von Martha, so gut sie es auch meint, ein Darlehn anzunehmen. O, wie bin ich aus meinem Himmel gestürzt, wie hat die rauhe Wirklichkeit den schönen Traum zerstört! Ueberall tritt mir die Armuth entgegen, das schreckliche Gespenst, das alle Herzensregungen erdrückt und jeden Aufschwung lähmt."

Traurig und niedergeschlagen erreichte er das Schulhaus. Er konnte sich nicht entschließen, sofort einzutreten, da er fühlte, daß seine Erregung zu groß sei, daß er seinen Gemüthszustand zu verbergen nicht im Stande sei.

„Mein Gott," bat er, „gib mir Fassung und Ruhe!"

Der arme junge Mann schöpfte tief Athem. Nachdem er einige Minuten auf der Bank neben der Thür gesessen, erhob er sich rasch und ging um das Haus in den Obstgarten; er fühlte das Bedürfniß, kurze Zeit noch allein zu bleiben. Hätte die Beleidigung, die der sinnlose Philipp ihm zugefügt, ihn nicht zu lebhaft und zu demüthigend an seine traurige, fast hoffnungslose Lage erinnert, er würde mitleidig darüber gelächelt haben, denn ein roher Mensch kann den gebildeten nicht beleidigen; so aber fühlte er sich tief niedergedrückt und stark versucht, mit dem Schicksale zu grollen. Die Fassung fehlte ihm, ruhig zu denken. Da fiel ein Lichtschein aus dem Fenster des Erdgeschosses. Dieser Schein kam aus dem Stübchen des Schulmeisters.

„Mein Vater, mein armer Vater!" dachte der junge Mann.

Er blieb stehen, den Blick nach dem Fenster gerichtet.

Da erklangen die Töne des alten Klaviers, auf dem Julius die ersten Studien gemacht hatte. Nach einem kurzen Vorspiele begann Sabath den Choral: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt, der allertreu'sten Pflege deß, der den Himmel lenkt; der Wolken und den Winden bezeichnet ihre Bahn, der wird auch Wege finden, die dein Fuß gehen kann." Julius hatte leise die Worte zu der herrlichen Melodie gesprochen. Die Töne waren verklungen. Der junge Mann trat dem Fenster näher. Da sah er den Vater gebeugt an dem kleinen Instrumente sitzen. Das Licht der Lampe traf sein weißes hageres Gesicht, es ließ sich erkennen, daß der schwergeprüfte Mann weinte . . . er gedachte seiner Gattin, seiner treuen Lebensgefährtin, die Mutter seiner Kinder, die in kühler Erde ruhte. Traurig lächelnd saß er da, die Hände auf den Knieen gefaltet, das früh ergraute Haupt auf die Brust gesenkt.

Bei diesem Anblicke schämte sich Julius seiner Muthlosigkeit.

„Der Vater schöpft Trost aus den Tönen," dachte er, „und ich soll den Muth verlieren? Der da oben wird schon Wege finden, wo mein Fuß gehen kann. Und so will ich denn

weiter gehen, rasch weiter gehen, daß der gute Vater von den Früchten mit genießen kann, die ich durch meine Kunst zu erndten gedenke. Der Vater hat keine Zukunft mehr, seine Existenz ist in diesem Schulhause abgeschlossen; vor mir aber liegt ein ganzes Leben und darum will ich es mit der Kraft der Jugend erfassen, wenn auch die herbsten Entbehrungen meiner warten!"

Fünf Minuten später befand er sich in seinem Giebelstübchen. Hastig holte er die Geige aus dem wohlverwahrten Kasten. Mit tiefem, ernsten Ausdrucke spielte er den Choral, den der Vater unter ihm auf dem Klaviere gespielt hatte. Und wie geschickt wußte er die Accorde dazu zu greifen. Ein Kenner würde es ein meisterhaftes Spiel, die Manifestation eines bedeutenden Talents genannt haben. Voll und rein erklangen die Töne durch den stillen Abend, nach und nach verschwammen sie leise wie Blattgeflüster.

Der Vater hatte am Fenster gestanden und zugehört.

„Ein echtes Genie!" murmelte er vor sich hin. „Und ich kann seine Studien nicht unterstützen . . . Meine letzte Hoffnung ist fehlgeschlagen, der übermüthige Bauer hat mich derb abgefertigt. Mit Gott, Julius wird sich wohl Bahn brechen, wenn er auch gewaltige Hindernisse zu beseitigen hat. Morgen früh will ich mit ihm berathen . . . Wir werden ja wohl aus eigener Kraft die nöthigsten Mittel beschaffen können, wenn wir uns zu Hause auch ein wenig einschränken müssen."

Julius, der sein Spiel beendet, hatte das Geld hervorgeholt. Vier Banknoten lachten ihn so verführerisch an, daß ein kalter Schauer ihn überrieselte. Jede Note repräsentirte einen Werth von 25 Thalern.

„Ich kann sie nicht verwenden!" dachte er. „Da liegt das Geld, das mich retten könnte, ich habe es nicht auf unredliche Weise erworben . . . Und doch darf ich keinen Nutzen davon ziehen. Ach, wie viel der Befürchtungen drängen sich mir auf! Martha kann aus Liebe zu mir sich einer Verirrung schuldig gemacht haben . . . Und sie liebt mich, ich glaube es annehmen zu dürfen. Ist es nicht Pflicht der Dankbarkeit, daß ich sie auf die Folgen aufmerksam mache, die gleich schrecklich für sie als für mich werden müssen? Der Haidebauer wird seiner Tochter eine so große Summe nicht schenken, und wenn er sie noch so lieb hat."

Er verschloß das Geld. Nun ging er hinab in das Familienzimmer, wo er den Vater und Käthchen traf. Die jüngeren Geschwister lagen bereits sorglos im Schlummer; Käthchen aber beschäftigte sich noch mit Stricken. Der Schulmeister schmauchte zwar behäbig sein Abendpfeifchen, aber es war ihm doch anzusehen, daß stiller Gram an seinem Herzen nagte.

„Du hast brav gespielt!" rief er dem eintretenden Sohne zu, ihm die Hand reichend. „Ja, vertraue nur auf den, der die Welt leitet, er wird auch Dich leiten, daß Du zu einem schönen Ziele gelangst. Umsonst hat er das herrliche Talent nicht in Dich gelegt; aber thue Deine Schuldigkeit gegen Jedermann und weiche nicht ein Haar breit vom Pfade der Tugend ab. Magst Du auch mit Sorgen und Elend zu kämpfen haben, laß Dich durch nichts reizen oder verblenden. Die Kunst ist Dein Magnet und Deine Sonne . . ."

Julius fragte verwirrt:

„Vater, wie kommst Du heute dazu, diese Ermahnungen an mich zu richten?"

„Du hast mir keinen besonderen Anlaß dazu gegeben, mein Sohn, wahrlich nicht; aber ich befinde mich diesen Abend in einer so seltsamen Stimmung, daß ich ihr laut Ausdruck verleihen muß. Was Du soeben gehört, sind nur Anschauungen, die ich Dir mittheilen wollte. O, ich setze keinen Zweifel in Deinen braven Charakter, Du wirst sicherlich mir und Dir Ehre machen. Wir sind arm, der Himmel hat uns irdische Glücksgüter nicht beschieden, aber wir haben doch einen Reichthum, den uns Niemand rauben kann . . . es ist dies die Ehre! Du wirst wieder nach der Stadt gehen, Julius, Du wirst auf jeden Fall gehen . . . Begnüge Dich mit den wenigen Thalern, die ich Dir geben kann, wir werden uns hier einschränken . . . In den nächsten Tagen verkaufe ich meine Obsterndte, sie ist dies Jahr reichlich, man wird sie gut bezahlen . . ."

„Nein, Vater, nein, das dulde ich nicht!" rief der Sohn bewegt.

„Warum nicht?"

„Ihr sollt meinetwegen nicht darben."

„O, wir darben nicht gerade."

„Das Obst braucht Käthchen in der Wirthschaft und Du selbst, Vater, findest Gefallen an dem Genusse . . ."

„Wie willst Du fortkommen, Julius?"

„Mein Plan ist schon gemacht: ich schreibe

Noten und ertheile Unterricht im Geigen- und Klavierspiele. Die Stadt ist groß, es werden sich schon Schüler finden."

„Aber wenn sich keine finden?"

„Ich werde eifrig suchen."

„Es giebt der Lehrer genug, die schon bekannt sind . . . Mache Dir keine zu großen Hoffnungen, lieber Sohn, Du könntest bitter enttäuscht werden."

„Dann, Vater, ist es immer noch Zeit, daß Du Dich einrichtest.

So endete für heute der edele Wettstreit.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Die wiedergefundene Tochter.) Auswärtige Blätter erzählen einen Vorfall, welcher kürzlich in der Umgegend von Manchester stattgefunden haben soll und der, wenn wir auch die Verantwortlichkeit hinsichtlich exacter Wahrheit nicht übernehmen mögen, jedenfalls keine Unmöglichkeit in sich schließt und immerhin des Interesse's nicht entbehrt. Ein gewisser Mahonye, ein irländischer Gaukler, hatte den ganzen Apparat an Menschen und Thieren um sich gesammelt, um mit einer Schaubude von Markt zu Markt zu ziehen und Vorstellungen zu geben. Er stand im Verdacht, Kinder auf jede mögliche Weise, selbst durch Diebstahl, an sich zu bringen. Zu seinen „Künstlern" zählte ein junges Mädchen, Lydia Cunningham, die, jetzt 20 Jahre alt, vor 12 Jahren in verdächtiger Weise unweit Manchester plötzlich der Bande zugesellt worden war. Die junge Dame, eine kräftige Gestalt, trug bei den Vorstellungen das Costum einer Patagonierin, zerschlug auf der Brust des Herrn Direktors Kieselsteine, erwies sich als Schlangenbeschwörerin u. s. w. und galt als das hervorragendste Mitglied der Gesellschaft. Hr. Mayonie pflegte denn auch stets während jeder Vorstellung das Auftreten dieser Dame durch eine besondere Anrede dem Publikum vorzuführen. Mit Selbstgefühl warf er sich dann in die Brust und schnarrte: Ladies and gentlemen, Sie sehen hier eine patagonische Princeß, die die Gewogenheit gehabt hat, ihr Vaterland zu verlassen, um Kieselsteine auf meinem eisernen Leibe zu zerschlagen, die Schlangen meiner Menagerie zu beschwören u. s. w." — Kürzlich hatte die Truppe ihr Künstlerzelt unweit Manchester aufgeschlagen. Der Herr Direktor hatte 12 Jahre die Nähe dieser Stadt gemieden. Im gegebenen Augenblicke stellte er Lydia vor; er hatte jedoch kaum seinen Speech begonnen, als aus dem Zuschauerraum ein markdurchdringender Schrei ertönte. Ein Herr, der sich in höchster Aufregung nach vorn drängte, rief: „Herr Director, sind Sie überzeugt, daß diese junge Dame aus Patagonien stammt?" — „Aus Patagonien", erwiderte Herr Mahonye mit kalter Ruhe, „eine patagonische Princeß!" — Lydia begann zu „arbeiten", aber Mahonye bemerkte, daß beim Steinzerklopfen die Princeß ihren Hammer kräftiger schwang, als es nöthig war. Jetzt schritt man zur Vorführung der Schlangen. Lydia pfiff und eine Boa glitt herbei und legte sich um den Körper der Beschwörerin. Plötzlich ließ die Princeß ein anderes Pfeifen ertönen, das eigenthümlich und befremdend, wie ein Triller mit schrillen Tönen erklang. Die Boa wand sich mit überraschender Eile von den Gliedern der Beschwörerin los, schoß wie ein Blitz auf Mahonye und umstrickte dessen Körper. Der arme Director erbleichte und schwankte. Das Publicum brach in rasenden Beifall aus. Lydia war unbeweglich; wieder gellte von ihren Lippen das unheimliche Pfeifen, und jetzt umschnürte die Boa den Unglücklichen fester, er ächzte, seine Knochen brachen und knackten wie dürres Holz. — Die angebliche Princeß wandte sich nunmehr an das Publicum: „Wo ist Herr Cunningham?" sagte sie ruhig. „Hier bin ich!" rief derselbe Mann, der vorher die Vorstellung unterbrochen hatte. „Lieber Herr", versetzte jetzt Lydia, „ich habe Sie sofort wieder erkannt. Sie sind mein Vater! Erwarten Sie mich im „Hotel Star and Garter." — Das Publicum eilte mit wildem Gedränge dem Ausgange des Circus zu, um dem Schauplatze des Entsetzens zu entfliehen.

Auflösung der Charade in voriger Nummer:

L a v a t e r.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Jost.

Nr. 104. Samstag, den 7. September **1872.**

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

Julius wartete mit Sehnsucht auf den Besuch Martha's; es verflossen drei Tage, sie blieb aus. Wie hatte sie an Bedeutung für ihn gewonnen! Stets mußte er an sie denken und stets sah er sie vor sich wie sie Alles aufbot, um ihn zur Annahme des Geldes geneigt zu machen. Er würde ungetrübt die hohe Wonne der ersten Liebe empfunden haben, wenn sich nicht neben die liebliche Gestalt Martha's der rohe Philipp gedrängt hätte, der wie ein Dämon an der Pforte seines Paradieses stand. Warum kam Martha nicht, sie hatte es doch versprochen. Wahrlich, es mußte sich ihr ein unbesiegbares Hinderniß in den Weg gestellt haben und dieß Hinderniß war der eigene Bruder, der den Sohn des Nachbars haßte. Philipp war eine jener unbändigen Naturen, die aus Instinct hassen oder lieben und sich von dem, was sie unternehmen, keine Rechenschaft ablegen können. Der angehende Musiker war ihm deßhalb ein Dorn im Auge, weil er schon längst das geistige Uebergewicht desselben gefühlt hatte und aus dem Neide, der erwachte, war der Haß entstanden, den der rohe Bauer unbewußt nährte. Der arme Julius ward von dem schrecklichen Gedanken ergriffen: Wenn Martha sich einer Verirrung schuldig gemacht und wenn man sie ertappt hätte. Er fragte Käthchen aus, was sie mit Martha gesprochen habe . . . aus dem getreuen Berichte der Schwester war nicht zu entnehmen, daß Martha die Noth der Familie erfahren habe, sie mußte entweder einer Ahnung gefolgt sein oder aus einer andern Quelle geschöpft haben. Der Verfasser kann dem Leser mittheilen, daß Martha das Gespräch des Schulmeisters mit ihrem Vater belauscht und, empört über die Grobheit des Haidebauers, den Entschluß gefaßt hatte, dem armen Musiker das zu gewähren, was ihm auf so demüthigende Weise abgeschlagen war. Julius verbrachte qualvolle Stunden und Tage; das Schränkchen, in dem er das Geld aufbewahrte, flößte ihm Schrecken ein, so oft er es erblickte. Mehr als einmal stand er im Begriffe, sich dem Vater zu entdecken, aber die Liebe zu dem schönen Mädchen, die ein Geheimniß bleiben sollte, hielt ihn davon ab. Er nahm sich vor, sie aufzusuchen. Einst fragte er Käthchen so gleichgültig als es ihm möglich war:

„Willst Du der Martha nicht ein Gegenbesuch abstatten?"

Die Schwester schüttelte das Haupt.

„Du weißt ja, ich kann von dem jüngsten Brüderchen nicht abkommen."

„Das wäre kein Grund."

„Wie, kein Grund?"

„Die Doris kann während Deiner Abwesenheit wachen."

„Nein, ihr vertraue ich das zarte Kind nicht an.

„Aber mir doch, wenn ich die Pflege übernehme, nicht wahr?"

Käthchen mußte lächeln. „Liegt Dir denn so viel daran, daß ich zu Bruns gehe?" fragte sie ohne aufzublicken.

„Es wäre doch gut, wenn Du den Verkehr mit Martha aufrecht erhieltest, ich wünsche es Deinetwegen."

Mehr ward über diesen Punkt nicht gesprochen. Die Woche verfloß und der Sonntag brach wieder an. Julius ließ es sich nicht nehmen zur Kirche zu gehen und die Orgel zu spielen; er hoffte ja Martha zu sehen. Heute bot er Alles auf, um seine Virtuosität zu zeigen; er spielte auch wirklich vortrefflich.

In der andächtigen Gemeinde befand sich Eine, die dies besonders zu würdigen wußte, und diese Eine war Martha. Während der Predigt entdeckte Julius sie vom Chore herab; leider war sie nicht allein, sie saß an der Seite der Mutter. Julius erschrack, denn es drängte sich ihm unwillkürlich die Frage auf: waltet hier der Zufall oder begleitet Frau Bruns absichtlich ihre Tochter? Er glaubte das Letztere annehmen zu müssen, da Martha während der Woche ihren versprochenen Besuch nicht abgestattet hatte, folglich unter strenger Aufsicht stehen mußte. Der arme Musiker erröthete tief, als er des Geldes und der Beleidigung gedachte, die der rohe Philipp ihm zugefügt; er sann auf Mittel und Wege, sich der Tochter des Nachbars heimlich zu nähern und ihr die Banknoten, die wie Feuer auf seiner Seele brannten, zurückzugeben Es war ja möglich, selbst wahrscheinlich, daß man den Verlust des Geldes schon entdeckt, Vermuthungen hegte und nun eine strenge Ueberwachung des Mädchens angeordnet hatte. Das Begegnen Philipps, das in der Nähe des Gehöfts stattgefunden, konnte den ersten Anlaß dazu gegeben haben. Traurig senkte der Sohn des Kantors das Haupt, er war dergestalt mit seiner mehr als peinlichen Lage beschäftigt, daß er kein Wort von der Predigt hörte, obgleich der Pfarrer mit einem wahren Feuereifer die christliche Nächstenliebe als die höchste Tugend pries. Julius kam erst dann zur Wirklichkeit zurück, als die Gemeinde sich erhob, um den Segen zu empfangen. Da stand auch Martha in dem offenen Kirchstuhle ihrer Familie; sie trug das städtische Kleid, das ihren reizenden Oberkörper in dem hellsten Lichte zeigte, und ein rothes Seidentuch an dem weißschimmernden Halse. Ihr volles Haar lag in schweren Flechten auf dem Hinterkopfe. Wie deutlich ließ sich ihre schöne Gestalt von den bäuerisch gekleideten Mädchen und Frauen unterscheiden! Sie glich einer vornehmen Dame unter Landleuten. Seufzend setzte sich der junge Mann an die Orgel. Nach dem „Amen" begann er sein Spiel. Es klang traurig und klagend, da er eine Moll-Tonart gewählt, die seine Gemüthsverfassung zum Ausdrucke brachte.

Der Gottesdienst war zu Ende. Julius befand sich unter den Letzten der Gemeinde, welche die Kirche verließen. Bescheiden wartend, um den Landleuten den Vortritt zu gewähren, stand er in der kleinen Vorhalle, die er, der Ordnung gemäß, schließen mußte, da der Kantor auch die Dienste des Küsters versah.

„Ich habe mein Gesangbuch vergessen!" hörte er draußen eine Stimme rufen.

Und Martha trat athemlos ein.

Sie eilte in die Kirche und kam in dem Augenblicke zurück, als die letzten Andächtigen das Kirchlein verlassen hatten. Julius stand zitternd allein in der Vorhalle. Wie Martha gehofft, so war es gekommen.

„Julius", flüsterte sie, „ich kann mich nicht aufhalten . . ."

„Warum?"

„Die Mutter wartet; nimm diesen Zettel!"

Martha drückte ihm ein Papier in die Hand und eilte hinaus.

„Mein Gott," dachte erschreckt der junge Organist, „im Hause des Haidebauers muß sich Wichtiges ereignet haben! Martha's Angst und Hast bedeuten nichts Gutes!"

Er hatte den Muth nicht, das Papier zu entfalten.

„O", dachte er, „hätte ich mich doch darauf nicht eingelassen. Nun wird vielleicht meine Ehrlichkeit noch in Zweifel gezogen, und ich verlasse mit Schimpf und Schande beladen das Dorf. Mein armer Vater, meine armen Geschwister! Der böse Philipp wird schon dafür sorgen, daß die Geldgeschichte bekannt wird."

Zitternd betrachtete er das zusammengedrückte Papier. Draußen erklangen die hellen Stimmen der Mädchen, die von einander Abschied nahmen.

„Hier darf ich nicht lesen," dachte Julius „man könnte mich überraschen. Heiliger Gott, ist das ein Zustand!"

Er stieg die schmale Treppe hinan, die auf den Chor führte. Hier suchte er den entlegensten Winkel auf, entfaltete das Papier und las die mit Bleistift geschriebenen Worte: „Lieber Julius, finde Dich heute Abend mit dem Schlage sechs bei dem großen Birnbaume ein, der in dem Zaun steht, der den Schulgarten von unserm Obstgarten scheidet. Ich muß Dich sprechen."

Lange starrte er auf die Zeilen, die nichts Gutes zu verkünden schienen.

„Wie Gott will," dachte Julius, „ich muß mich fügen! Ach, ich bin ja schon zufrieden, daß mir Gelegenheit geboten wird, das unheilvolle Geld zurückzugeben."

Er verbarg das Papier in seinem Notizbuche und verließ die Kirche, deren Thür er sorgfältig schloß. Auf dem Friedhofe befanden sich noch Landleute, die zwischen den Grabhügeln auf und abgingen. Julius gewahrte es nicht, daß sie ihn grüßten.

Der stolze Mensch!" sagten die Bauern. „Er dankt nicht einmal, wenn wir ihn grüßen."

Es wurden harte Worte laut über den hochfahrenden Musikanten. Hätten die Leute gewußt, wie es in dem Innern des Musikanten aussah, sie würden ihn anders beurtheilt, sie würden ihn bemitleidet haben. Und doch mußte er sich Mühe geben, die Herzensangst zu verdecken, die ihn peinigte. Als er den greisen Vater erblickte, der ruhig, seine lange Pfeife rauchend, auf der Bank neben der Hausthür saß, hätte er weinen mögen. Sabath fragte besorgt: „Bist Du krank, Julius?"

Er zwang sich zu lächeln.

„Krank?" wiederholte er.

„Du siehst auffallend bleich aus.

„Ich fühle mich wohl, ganz wohl!"

„Das gebe Gott!"

„Du weißt ja, lieber Vater, daß ich in den letzten Tagen viel geübt habe und wenig an die Luft gekommen bin. Uebrigens bin ich zufrieden, ich werde das eingeübte Concert in der Stadt als Probe meiner Fähigkeit vortragen können."

„Wir werden diesen Nachmittag einen Spaziergang durch die Haide machen, werden meinen Collegen auf dem benachbarten Dorfe besuchen, den ich lange nicht gesehen habe."

Julius konnte nicht zusagen, da er bei dem Stelldichein am Birnbaume nicht fehlen durfte. Nach dem Nachmittagsgottesdienste forderte Sabath zu dem Spaziergange auf, von dem er eine gute Wirkung auf den Sohn hoffte. Es fiel Julius schwer, den Vater zu täuschen und ihm die erste Unwahrheit zu sagen. „Laß mich zu Hause", bat er; „meine Abreise zur Stadt steht bevor . . . Ich fühle mich besonders angeregt zu spielen . . . Auch wollte ich an meiner Composition noch ein Stündchen arbeiten . . . Ich habe viel nachzuholen!"

Sabath war erfreut über diesen Eifer, den er den Begleiter des wahren Talentes nannte.

„Nein, ich will Dich nicht abhalten!" rief er. „Das wäre Sünde an der Kunst! Aber, mein Sohn treibe es nicht zu weit, Körper und Geist verlangen Ruhe."

Und der alte Kantor nahm seine Pfeife und seinen Rohrstock, setzte den niedern Hut mit breitem Rande auf das graue Haupt, nickte lächelnd der Kindergruppe zu, die sich im Hofe tummelte, und wanderte nach der Haide, die im herrlichsten Sonnenscheine vor ihm lag. „Ach", dachte Julius, der ihn aus seinem Fenster nachsehen konnte, „wäre doch Alles geordnet, wenn er zurückkehrte!"

Die Angst, die er empfand, war ihm unerklärlich. Um den Gang der Zeit zu beschleunigen, nahm er die Geige und spielte. Aber oft mußte er sich unterbrechen, denn der Gedanke an den rohen Philipp, der die an und für sich unschuldige Sache in der schlimmsten Weise ausbeuten konnte, machte ihn zittern. Der Zeiger der alten silbernen Taschenuhr bewegte sich heute so träge, als ob er eingerostet wäre. Endlich, endlich . . . es fehlten noch zehn Minuten an der festgesetzten Zeit. Julius athmete hoch auf, er sollte nun bald Gewißheit über das Geschehene erhalten. Vorsichtig legte er die Geige in den Kasten und schlich aus dem Hause. Niemand hatte ihn gesehen. Der Obstgarten war schmal und lang; Julius durchschritt ihn langsam; da schlug die Uhr auf dem Kirchthurm. Vor ihm stand der Birnbaum in dem hohen Zaune, der die beiden Nachbarsgärten trennte.

„Julius!" flüsterte eine Stimme durch die Blätter.

Zugleich bogen sich die Zweige zurück; in der grünen Mauer zeigte sich eine Oeffnung und in dieser das reizende Gesichtchen Martha's.

„Jetzt schlägt es!" rief verwirrt der junge Mann.

„Und ich bin schon längst hier."

„Verzeihe mir, liebe Martha! Hätte ich gewußt . . ."

„Guten Abend, Julius!" unterbrach sie ihn rasch.

Und sie streckte ihre Händchen durch den Zaun.

„Guten Abend, liebe Martha!" rief er, ihre Hand sanft drückend.

„Verlieren wir keine Zeit, wir haben viel zu sprechen."

„Du hast es vermieden, uns zu besuchen."

„Weil ich aus Gründen, die Du noch erfahren wirst, nicht abkommen konnte."

„Martha, nimm das Geld zurück!" bat er dringend.

„Das Geld? Was für Geld?"

„Die hundert Thaler."

„Ach Gott, daran denke ich gar nicht mehr!" rief sie lachend. „Das ist eine vergessene Sache, die nicht wieder aufgefrischt zu werden braucht."

„Und doch, liebe Martha, muß ich Dich bitten, daß Du es zurücknimmst."

Traurig fragte sie nach kurzer Pause:

„Warum denn? Willst Du es von mir nicht annehmen?"

„Das ist es nicht."

„Was sonst?"

„Ich fürchte schlimme Folgen für dich und mich."

Julius erzählte kurz den Streit, den er mit Philipp gehabt hatte, und entwickelte seine Ansichten über die Geldangelegenheit. Martha sah ihn ernst wehmüthig an.

„Du hast von Deinem Standpunkte aus ganz recht", flüsterte sie; „aber hältst Du mich denn für so einfältig, daß ich nicht wissen sollte, was ich thue. Und wäre es nicht schlecht von mir, Dir wissentlich solche Ungelegenheiten zu bereiten? Der Philipp ist ein wüster Patron, der morgen nicht mehr weiß, was er heute gethan hat; aber so viel steht fest, daß er Dich nicht leiden mag. Mich kümmert das nicht . . . lassen wir den ungehobelten Menschen bei Seite liegen. Einem Betrunkenen fährt ein Fuder Heu aus dem Wege . . . Was nun das Geld anbetrifft . . . Ach Gott, es ist recht traurig, daß ich immer wieder darauf zurückkommen muß! Julius, Du machst mir schwere Sorgen! Genügt Dir denn die Versicherung nicht, daß ich das volle Recht habe, über die Summe zu verfügen? Oder hältst Du mich gar für unehrlich?"

Der junge Mann wollte sprechen.

„Es giebt nur ein Mittel, die Beleidigung wieder gut zu machen!" rief sie erregt. „Du sprichst kein Wort mehr von dem Gelde, verwendest es an Deine Ausbildung und zahlst es mir zurück, sobald Du es ohne Dir Zwang anzuthun vermagst. Brauchst nicht zu glauben, daß ich Dir ein Geschenk machen will. Und nun magst Du auch erfahren, warum ich nicht zu Deiner Schwester gekommen bin . . . ich habe mit dem Vater eine Reise nach der Stadt gemacht . . . Vorgestern Abend sind wir zurückgekommen . . . Es steht nun fest, daß ich in eine Pension gehe . . ." (Forts. folgt.)

Mannichfaltiges.

(**Originelle Reklame.**) Ein amerikanisches Blatt erzählt: Einige Malayen hatten auf der Jagd ein Krokodil aufgestöbert. Das Ungeheuer war bereits an mehreren Stellen verwundet, als es von der Kugel eines der Jäger in den Bauch getroffen wurde. In demselben Augenblicke erklangen wunderbare silberhelle Töne, die sich zu einer reizenden Melodie vereinigten. Eine Minute waren die Malayen überrascht, dann warfen sie ihre Waffen weg, um ihre Frauen um die Taille zu fassen und sich mit ihnen den ungezügeltsten Tänzen hinzugeben. Auf den Erzähler dieser wahrhaftigen Geschichte — einen Europäer — machte diese Scene einen um so begreiflicheren Eindruck, als die Musik, welche aus dem Bauche des Ungethümes heraustonte, der allbekannte „Gisela-Walzer" war. Es war dies jedoch der Schwanengesang des Thieres; es schleppte sich zum Ufer des Flusses, seinen Weg mit einem Blutstreifen bezeichnend. Immerfort tanzend näherten sich die Malayen ihrem Opfer. Als der Walzer zu Ende war, nahmen sie die Autopsie des Ungeheuers vor. Der Europäer leitete diese delikate Operation. Welche Ueberraschung! Das Organ, welches die harmonischen Silberklänge hervorbrachte, war einfach eine Boite à musique, deren Knopf offenbar durch die Kugel des Malayen getroffen worden war. Wie war diese Büchse da hineingekommen? Die entsetzlichsten Suppositionen drängten sich den Gedanken aller auf. Die Büchse trug die Marke des deutschen Fabrikhauses: „N. N. zu N., N. Straße Nr. N." (Anmerkung für die Blätter, die's nachdrucken: Hier ist die volle Firma des nächstgelegenen zahlungsfähigen Fabrikanten in diesem Genre einzufügen, eine Ziehharmonika für Eure Jungen wirft's immerhin schon ab.) Auf dem Deckel war der Name des früheren Eigenthümers eingravirt. Hatte nun das Krokodil die Büchse ohne den Eigenthümer oder den Eigenthümer mit der Büchse zusammen verschlungen und den Ersteren bereits verdaut, während die unverdauliche Büchse ihm im Magen liegen geblieben ist? Es ist das ein Mysterium, das noch nicht aufgeklärt werden wird."

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Joß.

Nr. 105 Dienstag, den 10. September 1872

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Martha, Du kommst nach der Stadt?"

„Heute über acht Tage muß ich dort sein."

„Mein Gott, ist es denn möglich?"

„Vater hat schon Alles abgemacht; die Frau Professorin Milau erwartet mich. Willst Du nun in Erlrode bleiben? Deinetwegen habe ich die Abneigung gegen die Pension überwunden, habe endlich dem Vater nachgegeben, der mich schon lange nach der Stadt bringen wollte. Freilich, wenn Du so stolz und vornehm thust, wenn Du auf ein schlichtes Bauernmädchen mit Stolz herabblickst, dann habe ich mich bitter getäuscht und werde dem Vater noch heute rund heraus erklären, daß ich ein für alle Mal in Erlrode bleibe."

Julius hatte rasch ihre Hand ergriffen.

„Meinetwegen gehst Du nach der Stadt?"

Sie hatte das weiße Tuch an die Augen gebracht.

„Magst es nur wissen", stammelte sie schluchzend, „ich hatte mich darauf gefreut, Dich von Zeit zu Zeit in der Stadt zu sehen, wohl gar spielen zu hören . . . Aber wenn Du dich abwendest von dem Bauernmädchen . . ."

„Um des Himmels willen, liebe Martha, fasse die Sache nicht so auf!" rief er froh erregt. „Ich habe wahrlich nicht daran gedacht . . . Ach, wie Du weinst! Muß ich Dir denn sagen, daß mir der Abschied von Erlrode deshalb so schwer fiel, weil Du in dem Dorfe zurückbleibst? Jetzt, da ich weiß, daß auch Du nach der Stadt gehst, reise ich mit leichtem Herzen . . . Ich werde Dich dort sehen, werde mich an Deinem Anblicke stärken . . ."

„Ist das wahr, Julius?"

„Ach, ich muß es Dir sagen, um nicht weniger offen zu sein als Du bist!"

Sie erröthete.

„Es war zu viel!" flüsterte sie erschreckt.

„Zu meinem Glücke, Martha! Hätte ich mit der Ungewißheit reisen müssen . . ."

Nun stockte der Musiker, der fürchtete, zu viel zu sagen.

„Ungewißheit?" fragte sie. „Worüber? Sprich Dich nur aus, es ist für uns Beide gut . . . Aber da erwacht der Stolz wieder . . ."

„Martha, Du nimmst so regen Antheil an meinem Schicksale . . . treibt Dich nur die Freundschaft oder wohl gar nur das Mitleid mit dem armen Musiker, dem die Mittel zur Vollendung seiner Studien fehlen?"

Sie schüttelte das liebliche Köpfchen.

„Nein!" flüsterte sie. „Für das Mitleid stehst Du mir zu hoch Ich war überglücklich, daß Du meine Hülfe nicht verschmähtest und daß ich Dir helfen konnte. Käme es auf mich an, ich gäbe Dir sofort Alles, was ich einmal besitzen werde. Als ich den Entschluß faßte, die Sorge Deines guten Vaters für den Sohn zu erleichtern, dachte ich mir . . . Nein, ich will es nicht sagen, Du könntest mich auslachen. Aber so viel magst Du wissen: ich hätte für keinen Andern in der Welt gethan, was ich für Dich thun konnte, nicht einmal für meinen Bruder."

„Und ich, Martha, würde von Dir Alles annehmen, denn ich weiß jetzt, daß ich Dich lieb habe . . ."

„Julius!" flüsterte sie bestürzt.

Sie zog zitternd ihre Hand zurück.

„Habe ich Dich gekränkt?"

„Ach Gott", rief sie weinend, „wenn das wahr wäre!"

„Es ist wahr, bei meiner Ehre, die ich nie verletzt habe! Und wenn ich jetzt mit vermehr-

tem Eifer wünsche, mir als Künstler einen geachteten Namen zu erwerben, so geschicht es Deinetwegen. Ach, Martha, ich habe Dich so lieb gewonnen, daß es mir ein Trost ist, Dich in der Stadt zu sehen."

„Wohin ich nur Deinetwegen gehe!"

Sie streckte ihm die Hand wieder entgegen, indem sie flüsterte:

„Vielleicht ist es möglich, daß ich mich zu einer Stadtdame heranbilde."

Julius begnügte sich nicht damit ihre Hand zu küssen, er drückte auch seine Lippen auf die Wange des reizenden Mädchens, das unter dieser Berührung leise zitterte. Die Schranke der Schüchternheit war nun gefallen, die Liebe hatte siegreich sich Bahn gebrochen. Nun ward ein Plan für die nächste Zukunft entworfen. Julius sollte in aller Stille abreisen und in der Stadt sich der neuen Pensionärin zu nähern suchen, die ihrerseits dies Bemühen erleichtern wollte. Eine Höhlung in dem Birnbaume sollte vor der Hand als Briefkasten dienen, um während des Aufenthalts in Erlrode eine Correspondenz herzustellen. Martha wollte das Schulhaus meiden, um keinen Anlaß zu Verdacht zu geben. Das Liebesgeheimniß der beiden jungen Leute sollte Niemand erfahren.

„Nun, Julius, will ich gehen!" flüsterte Martha. „Die Mutter wartet mit dem Abendessen. Bist Du zufrieden?" fragte sie.

„Ich bin glücklich, überglücklich! Ach, Martha, mit bangen Befürchtungen bin ich hierher gekommen, mit den schönsten Hoffnungen für die Zukunft gehe ich."

„Und ich weiß nun, was ich zu thun habe; Du sollst Dich Deines Mädchens nicht schämen."

Nach einem flüchtigen Kusse verschwand Martha.

Julius eilte nach dem Schulhause zurück. Denselben Abend noch kündigte er dem Vater an, daß er in den nächsten Tagen abreisen werde. Der Schulmeister war darüber nicht erstaunt, er lobte vielmehr den Entschluß des Sohnes und gab Käthchen Auftrag, die nöthige Vorsorge zu treffen. Als der nächste Abend kam, fanden sich die Liebenden bei dem Birnbaume wieder ein; sie sprachen schon offener, versicherten einander ewige Liebe und Treue und wechselten Kuß um Kuß. Die grüne Blätterwand war nun eine lästige Schranke geworden.

„Julius", sagte die Tochter des Haidebauers, „morgen Abend treffen wir uns an der Gartenthür, die in das Feld führt ... Du kennst sie doch?"

„O, gewiß, ich kenne sie!"

„Dort nehmen wir Abschied."

„Für kurze Zeit."

„Acht Tage später werde ich in der Stadt sein."

„Gute Nacht!"

Der folgende Tag verfloß rasch.

Nachmittags hatte Sabath mit seinem Sohne eine ernste Unterredung.

„Hier sind zehn Thaler," sagte er; „brauche sie zur Reise und zur ersten Einrichtung in der Stadt. Du wirst bald mehr erhalten, denn ich mache ein gutes Geschäft mit der Obsternte."

Der arme Julius gerieth in eine peinliche Situation; er besaß hundert Thaler und doch sollte er den Nothpfennig des Vaters annehmen. Dagegen sträubte sich sein Herz. Was aber konnte er thun, um seinen Reichthum nicht zu verrathen? Er nahm des Vaters Geld und gab es der Schwester, daß sie es im Haushalte verwende.

„Wie aber willst Du auskommen?" fragte Käthchen erstaunt.

Unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählte er der Schwester sein Glück.

„Du kannst es wissen, Käthchen", schloß er; „sobald ich verdiene, zahle ich meine Schuld an Martha zurück und dem Vater bleibt eine schwere Sorge erspart. Ihr sollt meinetwegen nicht darben."

Käthchen starrte den Bruder an.

„Das hat Martha gethan?" rief sie aus.

„Und auf eine so liebenswürdige Weise, daß ich es ihr nicht abschlagen konnte. Außer uns Beiden weißt nur Du darum ... Sollte Martha Dich besuchen, so stelle Dich, als ob Du keine Ahnung davon hättest. Ich selbst würde das Geheimniß nicht verrathen haben, wenn Du mir nicht helfen solltest, dem Vater die Ausgaben zu ersparen."

„Julius, ich habe eine Entdeckung gemacht."

„Was hast Du entdeckt, Schwester?"

„Daß Martha Dich mehr als gern sieht."

„Der Musiker fühlte, daß seine Wangen brannten.

„Es ist möglich!" antwortete er lächelnd.

„Und Du?"

„Ich schätze Martha, weil sie schön und gut ist. Schade, daß sie einen so hausbackenen Vater hat, der den Schatz, den er in seiner Tochter besitzt, nicht zu würdigen weiß. Du kennst nun Deine Aufgabe ... Ich werde schon sehen, daß ich fortkomme, ohne dem guten Vater lästig zu fallen."

Käthchen hätte gern noch mancherlei gefragt, der Bruder aber entfernte sich, um seine Sachen zu packen. Als die Dämmerung angebrochen, schlich er nach der bekannten Gartenthür, die von dem Grundstücke des Haidebauers in das Feld führte. Die Gegend war still und einsam, da um diese Zeit von den Landleuten Niemand hierher kam. Auf der ebenen Fläche hatte sich ein weißer Nebel gebildet, der wie ein Schleier den grünen Grund bedeckte. Die Dorfuhr schlug sieben, es war also die verabredete Stunde gekommen. Julius stand, zitternd vor Erwartung, an der noch verschlossenen Thür. Hätte er nicht schon gewußt, daß er er die hübsche Martha wirklich liebte, die Sehnsucht, die er jetzt empfand, würde es ihm verrathen haben. Warum kam die Geliebte nicht, sie, die sonst früher als er am Orte des Stelldicheins zu sein pflegte? Eine Viertelstunde verfloß dem Harrenden unter den peinlichsten Gefühlen. Da kam eine Gestalt von dem Dorfe her; sie bewegte sich rasch auf dem schmalen Fußwege, der sich an dem halb verwilderten Zaune hinzog. Julius nahm die Haltung eines müßigen Spaziergängers an und trat ihr entgegen. Es war Martha, die ihn athemlos mit den Worten anredete:

„Gott sei Dank, daß ich Dich noch treffe!"

„Was ist geschehen?"

Sie warf sich ihm an die Brust.

„Ich gehe doch nach der Stadt, und wenn der Pastor noch so lange Reden hält!"

Zum ersten Male schloß der Musiker das schöne Mädchen in die Arme; er drückte sie fest und innig an sich

„Hat der Vater seinen Entschluß geändert?" stammelte er.

„Bis jetzt noch nicht, aber der Pfarrer sucht ihn davon abzubringen."

„Was kümmert denn den Pfarrer Deine Reise?"

„So eben komme ich von ihm, der Vater schickte mich hin ... Ach, Du hättest hören sollen, was der fromme Mann Alles gesagt hat! Er nannte die Stadt ein wüstes Babylon und die Erziehungsanstalten für junge Mädchen Schlingen des Teufels ..."

„Was hast Du ihm geantwortet?"

„Nichts."

„Und was gedenkst Du zu thun?"

„Ich folge Dir auf jeden Fall. Mit dem Vater will ich schon fertig werden. Daß dieser Pastor sich auch noch in die Sache mischt, die ihn doch gar nicht angeht. Die Mutter steht ganz auf seiner Seite, sie will mich nicht fortlassen. Aber ich komme, ich komme! Ich lasse nicht mehr von Dir, und wenn das ganze Dorf sich zwischen uns stellt."

Julius küßte die Thränen von den heißen Wangen der Geliebten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges

(Zwei Räthsel.) Dr. Carl Braun erzählt im Feuilleton der Berliner Nat.-Ztg." folgende Anekdote: Der höchstselige Herzog von Sachsen-Meiningen hatte zwei Räthsel, die er Jedermann aufgab, und die so schwierig waren, daß er sie schließlich immer selbst auflösen mußte, was ihm großes Vergnügen machte. Sie lauteten so: I. Erstes Räthsel. Frage: Was würden Sie thun, wenn Sie ein Zahnarzt wären? Antwort: Ich würde der Zeit ihren Zahn ausziehen. II. Zweites Räthsel. Frage: Was würden Sie thun, wenn Sie ein Taucher wären? Antwort: Ich würde in das Meer der Ewigkeit tauchen. Nun besuchte König Friedrich Wilhelm IV. den Herzog von Meiningen; er hatte schon von Dritten die landeskundigen beiden Räthsel erfahren. Der Herzog, welcher Sr. Majestät gerne das Beste auftischte, was er hatte, konnte ihr unmöglich die Räthsel vorenthalten. „Wollen Eure Majestät", fragte er nach Tische, „allerhuldreichst gestatten, daß ich Allerhöchstdenselben ein Paar Räthsel vorlege?" — „Gewiß, mein Bruder!" — „Was würden Eure Majestät thun, wenn Eure Majestät ein Zahnarzt wären?" — „Ich würde in das Meer der Ewigkeit tauchen." — Der höchstselige Herzog war Anfangs wahrhaft bestürzt über diesen Scharfsinn. Bisher hatte kein Sterblichen nicht eins seiner Räthsel gelöst, geschweige denn alle beide. Da kam nun dieser gekrönte Oedipus und löste beim ersten schon im voraus

das zweite. Das war zu arg. Allein die durchlauchtigste Sphynx von Meiningen stürzte sich deßhalb noch keineswegs, wie dies vormals in heidnischen Zeiten Sitte gewesen sein soll, vom Felsen herunter, sondern sagte zuletzt schmunzelnd: „Ja, ja, Majestät, so was kann man auch nur, wenn man König ist."

(Nachträgliches vom Weltuntergang.) Aus der Bukowina unter dem 24. August schreibt ein Correspondent der Wiener „Presse": Die allgemeine Besorgniß, es werde am 12. August die Welt untergehen, herrschte auch in unserm Ländchen, umsomehr, als auch die Bukowina mit einigen Jesuiten gesegnet ist, und deren Bewohner in der Cultur nicht höher als die „frommen Tiroler" stehen, denen eigentlich, wie die „Presse" es uns meldete, die Weltuntergangs-Geschichte ihren eigentlichen Ursprung zu verdanken hatte. Daß dabei die Geistlichen mit Aufträgen zu Messelesen, Bitten zum Veranstalten von Prozessionen u. dgl., um die Gnade Gottes zu erflehen und das verhängnißvolle Schicksal abzuwenden, förmlich überhäuft wurden, braucht nicht erst erwähnt zu werden; sind sie es doch gewesen, welche bei den Predigten öffentlich verkündigten, Gott werde die „verdorbene" und sündhafte Menschheit" dadurch bestrafen, daß er bald die Welt untergehen lassen werde. Derlei „himmlischen Verkündigungen" schenkte unser abergläubisches Bauernvolk volles Gehör, und blitzschnell verbreitete sich die Kunde von dem Weltuntergang in allen Orten und Gauen, und drang selbst dorthin, wo derlei gar nicht gepredigt wurde. Es ist wirklich unglaublich, welch ein panischer Schrecken sich unseres Volkes bemächtigte, und wie es diesem „letzten Tag" seines Daseins mit banger Wehmuth entgegen lebte. Man sah bald hier, bald dort Prozessionen, begleitet von allen den „rechtgläubigen Christen", welche sich, mit ihren „rechtgläubigen Jesuiten" voran, also zum himmlischen Gang vorbereiteten. Daß es dabei, wie bei allen derartigen Gelegenheiten, nicht an einem tüchtigen Schmaus fehlte, umsomehr, da es sich hier um die eigenen Seelen handelte, ist selbstverständlich. Besonders waren es die Weiber, welche fast die ganze Woche vor dem Untergangstage für nichts Anderes sorgten, als sich und ihre Kinder für den Tod vorzubereiten. Es kam der 12. August. Alles kleidete sich in reine Fest- resp. Todtengewänder, Wachslichter wurden in jedem Hause angezündet und die Leute begannen schon in der frühesten Stunde die Erde zu küssen und zu beten, sie möge sich doch erbarmen und nicht unter ihnen zusammenstürzen. Es war Einem wirklich bange zu Muthe, beim Anblicke dieser Leute, welche mit ihren traurigen, todtenblassen Gesichtern zitternd und bebend mit jeder Stunde ihr Ende erwarteten. Ich selbst sah ein Haus in der Pruthgegend, dessen Inwohner, in Festgewänder gekleidet, mit Wachskerzen in den Händen, den ganzen Tag hindurch ununterbrochen beteten und sobald es donnerte oder blitzte, zur Erde fielen und dieselbe küßten. Nicht uninteressant ist auch folgender Fall, welcher sich am Weltuntergangstage in der Serethgegend ereignete. Zu einem der dortigen Förster kamen am 12. d. M. Bauern um Holz, und fanden denselben im Walde unter einem Baume todtenbleich sitzen. Verwundert über sein ungewöhnliches Aussehen, fragten sie denselben, was ihm eigentlich fehle. Er winkte mit der Hand und sagte: „Bald ist es schon 9 Uhr — die Stunde unseres Untergangs". Die Bauern waren dadurch zwar sehr erschreckt, baten aber gleichwohl den Förster, er möge ihnen gestatten, bevor die Welt zu Grunde gehe, am Rande des Waldes Holz zu fällen. Der in Todesängsten schwebende Förster war nicht wenig verwundert, daß man so kurz vor dem Tode noch um Holz sorgen könne, und willigte nicht nur ein, sondern erlaubte ihnen auch, sich ohne Bezahlung zu nehmen, so viel sie nur auf ihre Wagen laden könnten. Allein die neunte Stunde verstrich, und die Welt stand noch immer. Als nun die Bauern hochvergnügt mit ihren holzbeladenen Wagen bei dem Försterhause vorbeifuhren, wie groß war da ihre Enttäuschung, als der Förster ihnen den für das mitgenommene Holz schuldigen Geldbetrag abforderte. Die Bauern gaben das verlangte Geld willig her, waren sie doch über die Maßen froh, daß die Welt nicht untergegangen war, und daß sie nicht weit in den Wald um das Holz zu gehen brauchten.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Fd. Jost.

Nr. 106. Donnerstag, den 12. September 1872.

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Beruhige Dich, liebe Martha; bald werde ich mir einen geachteten Namen erworben haben und dann kann ich stolz vor Deinen Vater hintreten . . . Sein Vermögen beanspruche ich nicht, ich will nur Dich, Dich haben, liebe Martha. O, wie liebe ich Dich, mein süßes Mädchen!" rief der Künstler schwärmerisch.

„Ach, ich muß immer an Dich denken," flüsterte sie zurück; „wo ich auch gehen und stehen mag, immer und überall habe ich Dich vor Augen . . ."

„Bleibe mir treu, Martha!"

„Bis in alle Ewigkeit!" versicherte sie.

Dann legte sie ihr Köpfchen an seine Brust. So verblieben sie lange, ohne zu sprechen. Dann riß sich Martha los.

„Jetzt will ich gehen, daß die Eltern mich nicht vermissen."

Der Musiker fragte mit bebender Stimme: „Wenn es Dir nun unmöglich sein sollte, nach der Stadt zu kommen?"

„So schreibe ich Dir."

„Meine Schwester Käthchen wird Dir die Adresse geben."

„Aber ich werde schon kommen."

Martha öffnete mit einem Schlüssel die Gartenthür.

„Auf Wiedersehen!"

Die Gartenthür flog zu. Wie betäubt stand Julius, er mußte gewaltsam sich der Wirklichkeit erinnern, um nicht an einen Traum zu glauben.

„Ich lasse nicht von ihr!" flüsterte er vor sich hin. „Die Kunst soll mir den Weg zu dem schönen Ziele bahnen, das vor mir liegt. Martha ist ein herrliches, ein seltenes Mädchen, das dem Dorfkreise und den materiell gesinnten Menschen entrückt werden muß, wie eine zarte edle Pflanze dem wuchernden Unkraute.

Eine Viertelstunde später betrat er das Wohnhaus.

Am folgenden Morgen gingen zwei Männer auf der Landstraße hin, die sich wie ein weißes Band durch die Haide wand. Vater Sabath gab seinem Sohne das Geleit. Julius trug einen kleinen Tornister und auf demselben den Kasten, der seine Geige barg. Wohl eine Stunde war der Schulmeister mitgewandert. Dann umarmte er schweigend den Sohn, legte segnend die Hand auf das Haupt desselben und wandte sich zur Heimkehr. Der junge Mann verschwand hinter einer Erlengruppe.

III

In der Stadt.

Julius Sabath hatte sein Stübchen wieder bezogen, das zwar hoch oben unter dem Dache lag, aber sauber und nett eingerichtet war. Die Gattin des Wirths, eines Schneiders, sorgte dafür, daß dem jungen Miethsmanne, der pünktlich zahlte, es an nichts fehlte. Und dieser wäre ganz glücklich gewesen, wenn er von Martha Nachricht erhalten hätte. Wie oft war er an dem Hause vorübergegangen, in dem sich das Institut der Frau Professor Milau befand; er hatte viele der munteren Mädchen am Fenster gesehen, Martha aber fehlte. Eines Sonntags machte er schon früh den Gang durch die ihm wohlbekannte Straße. Da begegnete ihm ein Zug Mädchen oder vielmehr junger Damen, denn alle waren reich und nach der neuesten Mode gekleidet. Voran schritt die Vorsteherin, eine stattliche Dame mit grauen Locken; sie führte die ihr anvertrauten Zöglinge zum Gottesdienste in den Dom, dessen Glocken

feierlich über die Stadt hin klangen. Der Musiker, der dem Zuge entgegen kam, konnte jede einzelne Pensionärin erkennen. Alle richteten ihre Blicke auf den interessanten jungen Mann, dem es leicht anzusehen, daß er ein Künstler war. Eine der letzten im Zuge war Martha, die ihm freundlich zunickte. Ohne diesen Gruß würde er sie nicht erkannt haben, denn sie hatte eine so feine und geschmackvolle Toilette gemacht, daß von der Tochter des Haidebauers keine Spur mehr zu entdecken war. Julius zitterte vor freudigem Schreck, er blieb stehen als ob alle Kraft von ihm gewichen sei. Martha, die in der letzten Reihe ging, verlor ihr weißes Batisttuch. Julius schnellte es empor, um es auf der Brust zu verbergen. Dann folgte er in kurzer Entfernung dem Zuge, der sich über einen freien Platz nach dem Portale des alten gothischen Doms bewegte. Der Musiker trat durch eine Seitenthür in das Gotteshaus und suchte ein verborgenes Plätzchen hinter einem der riesigen Steinpfeiler auf, die das hohe und majestätische Gewölbe trugen. Während die Töne der Orgel durch die Hallen brausten, untersuchte der Künstler seinen Fund; er hatte sich nicht getäuscht in seinen Erwartungen: ein Briefchen war in die Ecke des feinen Battisttuches eingeknotet. Martha mußte also auf ein Begegnen gerechnet haben. Ohne sich um die Vorübergehenden zu kümmern, las er folgende Zeilen: „Ich bin zwar um einige Tage später, aber glücklich hier angekommen und muß gestehen, daß es mir in der Pension wohl gefällt. Die Aufsicht ist eine sehr strenge, so daß ich bis jetzt nicht weiß, wie ich eine Zusammenkunft mit Dir herbeiführen soll. Wir müssen uns vor der Hand damit begnügen, daß Du um meine Ankunft weißt. Wie ich erfahren, gehen wir jeden Sonntag in den Dom; hier werden wir uns sehen. Sei versichert, daß ich stets in treuer Liebe die Deine bin.“ Fehlte auch die Unterschrift, die Briefstellerin ließ sich errathen. Außerdem besaß Julius schon ein Billet von der Geliebten, das er in der Dorfkirche zu Erlrode von ihr empfangen hatte. Er war zufrieden. Um die neue Pensionärin nicht in Verlegenheit zu bringen, die eine verschärfte Aufsicht zur Folge haben konnte, verließ er den Dom und durchstreifte die Promenaden der Stadt, seinen Gedanken an die Geliebte nachhängend.

Der Meister, von dem der junge Mann Unterricht empfing, war nicht nur ein berühmter Virtuos, sondern auch ein bewährter Lehrer. Ließ er sich auch jede Lection theuer bezahlen, so hatte Julius doch den Vortheil, daß er Tüchtiges lernte. Sobald der Morgen graute, nahm er das Instrument und begann die vorgeschriebenen Uebungen. Wenn ausdauernde Liebe zur Kunst und eine seltene Befähigung Hand in Hand gehen, muß das Höchste erreicht werden, ob auch äußere Umstände hemmend einwirken. Julius geizte mit dem Gelde, das er von Martha erhalten hatte, er vermied jede nicht nothwendige Ausgabe und verwendete Alles auf seine Ausbildung.

Der nächste Sonntag fand ihn wieder in dem Dome. Auch die Frau Professorin mit ihren Zöglingen fand sich ein und Martha fehlte nicht. Der Verehrer stand an einer Säule und beobachtete ohne gesehen zu werden. Wahrlich, die Geliebte war die Reizendste von Allen. Heute hatte sie sich in schwarze Seide gekleidet, einfach und elegant. Das moderne Herbsthütchen mit der weißen Feder stand ihr wundervoll. Auch eine schwere Goldkette hing von dem Halse über den Busen herab . . . der Haidebauer hatte seine Tochter glänzend ausgestattet. Martha hatte den Geliebten längst bemerkt, sie lächelte und nickte ihm verstohlen zu. Dies war Alles, was sich erreichen ließ und Julius begnügte sich damit.

Das Institut der Professorin, das erste in der Stadt, erfreute sich des besten Rufs; nur reiche Leute konnten ihre Kinder ihm übergeben, da die Vorsteherin sich weidlich bezahlen ließ.

Eines Morgens hatte Julius seine Studien begonnen. Da ward an die Thür geklopft. Der Musiker, seine Geige im Arm, öffnete. Eine lange und hagere Dame, auffallend elegant gekleidet, trat ein. Der erstaunte Julius verneigte sich tief.

„Verzeihung, wenn ich störe!“ lispelte die Fremde, die trotz ihrer vierzig Jahre nicht häßlich war und den feinen Shawl mit einer Koketterie trug, die einer jugendlichen Schauspielerin zur Ehre gereicht haben würde. Ihre blonden lang herabhängenden Locken umspielten den Hals, den eine Goldkette schmückte. Ihr brauner Sammethut war nach dem neuesten Geschmacke, er saß keck auf dem blonden Haupte.

„Was steht zu Diensten?“ fragte der Musiker.

„Man hat Sie mir empfohlen als einen guten Geiger.“

Und der Geiger verneigte sich erröthend. Dann rückte er einen Stuhl heran, auf dem die Dame sich niederließ.

„Ich habe an der Thür gelauscht", fuhr sie fort, „und muß bekennen, daß Ihr Spiel mich entzückt hat. Ihr Ton ist gut und Ihre Fertigkeit, wie ich sie wünsche. Ja, es ist eine eigene Sache um das Geigenspiel, vorzüglich was den Takt anbetrifft ... Fester Takt ist eine unerläßliche Bedingung. Ich hatte in dieser Beziehung einen zuverlässigen alten Musiker ... leider ist er im vorigen Frühjahr gestorben ... da habe ich es mit verschiedenen versucht, leider ohne Erfolg ... Jetzt beginnt der Wintercursus und ich befinde mich in großer Verlegenheit, zumal da die Ansprüche sich von Jahr zu Jahr steigern. Auch kann ich meiner eigenthümlichen Verhältnisse wegen nicht mit jedem Musiker abschließen, denn ich muß auf Bildung und äußerst feine Tournüre sehen ... Beides glaube ich bei Ihnen voraussetzen zu dürfen ..."

Der erstaunte Julius unterbrach die Redselige mit der Frage:

„Wer erzeigt mir denn die Ehre ..."

„Mein Gott kennen Sie mich nicht?"

Der Musiker zuckte mit den Achseln.

„Oh," rief die Dame, „ich bin Demoiselle Bertha Chevalier, die erste Tanzlehrerin unserer Stadt! Alle Musiker kennen mich ..."

Das Räthsel war gelöst, der angehende Virtuos mußte lächeln.

„Ich verstehe, Mademoiselle, Sie wollen mich engagiren, daß ich zum Tanze aufspiele ..."

„Verzeihung, der Ausdruck ist nicht der rechte; ich war früher erste Solotänzerin an der königlichen Oper und erfreuete mich als solche eines europäischen Rufes ... jetzt lehre ich die edle Tanzkunst in aristokratischen Kreisen und mache den feinen Anstand zum Gemeingut unserer jungen Damen ... Sie wissen nicht, mein Herr, wie tief ich in die Pädagogik eingreife ... Die beiden Stunden, die ich täglich von Ihnen beanspruche, honorire ich gut. Von „zum Tanze aufspielen" kann die Rede nicht sein ... Ich honorire den Künstler und nicht den Musikanten! Ach, Musikanten sind zu Dutzenden zu finden! Sie erwerben sich täglich zwei Thaler und drei Tage in der Woche sind Sie beschäftigt ... Was meinen Sie zu diesem Vorschlage?"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Eine Amerikanerin über die weibliche Mode von heute.

Fräulein Schwartenbach hat den von amerikanischen deutschen Frauen mit Begeisterung angenommenen Antrag gestellt: der weiblichen Modethorheit durch einfache und geschmackvolle Kleidung mit vereinten Kräften entgegenzuwirken. Es ist ein starker und im Wesentlichen berechtigter Ausfall gegen diese weibliche Hauptthorheit, wodurch sie ihren Antrag motivirt. „Ich halte es für eine ganz falsche Berechnung", sagte die Antragstellerin, „wenn Mädchen glauben, daß sie durch auffallende und luxuriöse Trachten für die Männer anziehender werden, als durch einfachen und geschmackvollen Anzug. Ihre Verschwendung und Geschmackverleugnung ist auch in dieser Beziehung nutzlos, sogar schädlich und abschreckend. Unser Geschlecht ist bereits im Verdacht, daß es den Verstand verloren habe oder immerwährend Maskenball feierte. Die jetzigen Trachten sind derart, daß fast jedes Weib arretirt werden müßte, wenn öffentliche Beleidigungen des Verstandes und Geschmackes ebenso unter polizeilicher Aufsicht ständen, wie Vergehen gegen die Sittlichkeit und Sicherheit. Könnte ich es bewirken, so würde ich diesen bis zum Scandal verwegenen Modeverrücktheiten nicht blos durch Polizei, sondern auch durch gerichtliche Prozesse, in welchem die ganze Garderobe der Verbrecherinnen zur Untersuchung käme, ein Ende zu machen suchen. Zuerst zöge ich vor die Schranken jene lichtscheuen Damen, welche ihrem Kopfe dadurch eine möglichst unmenschliche Form geben, daß sie einen bis über die Augen reichenden glatten Deckel darauf befestigen und hinter dem Deckel eine von allen möglichen verdächtigen Bestandtheilen zusammengesetzte Haarbombe anbringen, die, wenn sie nicht Besorgniß vor einer Explosion erregt, doch jedenfalls auf eine widerwärtige Ladung schließen läßt. Noch schlimmer möchte ich jene Ungeheuer behandeln, die sich in ätherische zu verwandeln glauben, indem sie sich mit der sogenannten „griechischen Biegung" behaften. Eine abgeschmacktere Cocetterie ist nie getrieben worden. Sämmtliche Narrenhäuser der Christenheit haben keine ebenbürtige Concurrentinnen jener Carricaturen der Weiblichkeit aufzuweisen, welche über die Maßen interessant-mythologisch-romantisch zu werden glauben, wenn sie, dem Hohn jedes unentmenschten Zuschauers

trotzend, mit künstlich eingezogenem Leibe und mit einer vogelstraußartigen Anhäufung auf der hintern Persönlichkeit, mit stelzenartigen Absätzen über die Straßen trippeln, als hätten sie die furchtbarsten Leibschmerzen, und dabei die Hände känguruartig vorausthängen, als fürchteten sie beständig auf die Nase zu fallen. Eine dritte Sorte der geschmackspolizeiwidrigen weiblichen Erscheinungen nenne ich umgekehrte wandelnde Kohlköpfe, wegen der auf ihrem Anzuge übereinander geblätterten Lappen. Was eigentlich ihr Kleid ist, kann kein Mensch sagen, denn sie tragen Nichts als Kleidertheile, einer über den andern geschichtet, immer einer geschmackloser geformt und befestigt als der andere, womöglich jeder von einer andern Farbe, so daß das Ideal des Anzugs in möglichst viel sinnlos gehäuften, gemischten Lappen zu bestehen scheint. Solchen Erscheinungen gegenüber schäme ich mich meines eigenen Geschlechts Es ist, als bestände die ganze weibliche Beschäftigung darin, sich mit möglichst geschmacklosem Tand und Lappenkram bepackt zur Schau öffentlich auszustellen. Es muß etwas geschehen, um dieser Schande ein Ende zu machen."

Mannichfaltiges.

(Eine interessante Hochzeit) wird in den ersten Tagen des Monats September in Paris in der Saint-Augustin-Kirche stattfinden, und zwar die des Augen-Doctors Xavier Galezowski mit Fräulein Tamberlick, Tochter des berühmten Tenors. Dieselbe war vor kurzer Zeit noch blind. Ihr Vater war mit ihr aus Amerika gekommen, um die größten europäischen Aerzte zu konsultiren. In London, Wien, sowie in Paris gab man ihm zur Antwort: „Es ist zu spät!" Galezowski, welcher zuletzt konsultirt wurde, meinte, es wäre wohl sehr spät; allein er gebe die Hoffnung nicht auf, die Blinde zu retten. Und er unternahm ein fast übermenschliches Werk. Zwei Monate später war das Wunder geschehen Als der Doctor ihr zum letzten Male die Binde abnahm, sagte er zu ihr: „Ich bin der Glücklichste der Menschen, aber besonders Ihretwegen. Denn was mich betrifft, so liebte ich Sie als Blinde, so wie ich Sie liebe, jetzt nachdem Sie sehen, und in jedem Falle hätten Sie mein Weib werden müssen." Frl. Tamberlick willigte ein, sie war doppelt glücklich.

(Ein Paroli.) Dem älteren Alexander Dumas — so erzählt man — wurde eines Tages aus der Provinz ein dramatisches Erstlingswerk mit der harmlosen Bitte übersandt, dasselbe lesen, durchkorrigiren und, unter Beisetzung seines Namens zu dem des Autors, auf einem Pariser Theater zur Aufführung bringen zu wollen. Der berühmte Dichter war über diese Zumuthung natürlich höchst entrüstet, warf das Manuskript in eine Ecke und glaubte damit die Sache am besten erledigt zu haben. Nach einigen Monaten schrieb der betreffende Verfasser, es freue ihn sehr, daß Dumas auf seinen Wunsch eingegangen sei, und er ersuche nun um gefällige Mittheilung, wie es mit der Bearbeitung des Drama's stehe. Diese Unverschämtheit überstieg in Dumas' Augen alles Maß. Er schickte daher augenblicklich das Manuskript zurück und fertigte den naiven Provinzler mit der lakonisch-drastischen Antwort ab: „Es schickt sich nicht, das Pferd und Esel zusammen an einem Wagen ziehen." Wie überrascht und verdrießlich mag der Verfasser des „Grafen von Monte-Christo", der „Musketiere" u. s. w. gewesen sein, als der obscure Dramatiker sich nach wenigen Tagen die bescheidene Anfrage erlaubte: „Herr Dumas, was berechtigt Sie, mich für ein Pferd zu halten?"

Goldkörner.

Sehr häufig wollen die Menschen eine begangene Albernheit durch eine Schlechtigkeit, eine begangene Schlechtigkeit durch eine Albernheit wieder gutmachen.

* * *

Goethe sagt: „Dünkel führt zum Dunkel und so zum Bösen." Der schlimmste Fehler ist Eitelkeit, denn sie läßt nie zur Klarheit kommen; und wie Müßiggang aller Laster Anfang, ist sie aller Laster Bewahrer.

* * *

In den Frauen liegt das edelste Menschliche verborgen; nur muß es entwickelt und gefestigt werden, sonst hat es nicht blos keinen Werth, sondern es ist auch verderblich nach außen und innen.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 107. Samstag, den 14. September 1872.

* Sinnsprüche.

Leb' immer im Thale, nie auf dem Berge,
Der Blitz trifft die Eichen, doch nimmer die Zwerge.

* * *

Greif' nicht nach Sternen, nach gold'nem Loos,
Sei nur im Stolz der Entbehrung groß.

* * *

Spiel' nie den Propheten, sei niemals ein Knecht,
Trag an der Seite ein Schwert: das Recht.

* * *

Und was du auch sinnest, was du erstrebst,
Bedenke, daß du zum Sterben lebst.

* * *

Geh' stillen Pfad, lieb' einsames Haus,
Sie tragen dich einsam im Sarg hinaus.

Karl Frenzel.

---

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

Der Künstler fühlte sich beleidigt.

„Ich bedauere, Demoiselle, daß ich ablehnen muß; meine Studien meine Zeit . . . auch habe ich nie Tanzrhythmen gespielt."

„Einem Virtuosen ist Alles leicht! Ich engagire Sie nur für Pensionate."

„Wie für Pensionate?"

„Vorzüglich für das der Frau Professor Milau, die nur Töchter aus reichen Familien aufnimmt. Es wird Ihnen dies Institut wohl bekannt sein?"

„Nein!" antwortete Julius, der sich schon entschieden hatte, aber doch noch den Schein bewahrte, als ob er zu keinem Entschlusse gelangen könnte. „Die Kreise," fuhr er fort, „die Sie bezeichnen, sagen mir schon zu; aber ich ziehe meine Fähigkeiten in Zweifel . . ."

„Ah," rief die Tänzerin, „Bescheidenheit ist das erste Merkmal wahren Künstlerthums; Sie sind bescheiden, folglich leisten Sie Vorzügliches. Auch gewährt mir die Empfehlung Ihres Lehrers, an den ich mich wandte, hinreichende Bürgschaft . . ."

„Mein Lehrer hat mich empfohlen?"

„Ja, Herr Sabath."

„Ah, das ändert die Sache! Der Herr Professor meint es gut mit mir und da in dieser Empfehlung zugleich seine Einwilligung liegt, werde ich mich bemühen, den mir übertragenen Obliegenheiten bestens nachzukommen."

Demoiselle Chevalier war zufrieden. Sie berührte nun die Einzelheiten, die sie als unerläßlich bezeichnete. In erster Reihe befand sich der schwarze Frack und die weiße Halsbinde.

„Ich muß das Decorum wahren," sagte sie stolz; „die Lehrerin des feinen Anstandes darf Aeußerlichkeiten nicht versäumen, die unter anderen Verhältnissen nicht in das Gewicht fallen . . . Hier ist der Lectionsplan, der streng gehalten wird . . . Die Institute sind leicht zu finden . . . Stellen Sie sich um die bezeichnete Stunde ein, ich erwarte Sie. Das Honorar wird nach jeder Stunde baar ausgezahlt . . . Ich darf also auf Sie zählen, Herr Sabath?"

„Da mein Lehrer mich empfohlen hat, bin ich verpflichtet ..."

„Unser Contract ist also abgeschlossen?"

„Ja, Mademoiselle!"

„Auf Wiedersehen in dem Pensionate der Frau Professor Milau."

Die Dame grüßte mit der Grazie, die nur eine Tanzlehrerin entwickeln kann, und entfernte sich. Julius hätte laut aufjubeln mögen. Das Haus stand ihm offen, in welchem Martha wohnte und mehr noch: er sollte sie sehen, vielleicht auch sprechen können! Hier zeigte sich die Vorsehung, die nicht wollte, daß er von der Geliebten getrennt bleibe. Der abge-

schlossene Contract bot ihm unschätzbare Vortheile; er brachte ihn nicht nur der Geliebten näher, er sicherte ihm auch eine Revenue, die ihm erlaubte, besser als bisher zu leben. Der Umstand, daß er zum Tanze spielte, konnte seine Studien nicht hemmen, viel weniger noch seine Künstlerehre schädigen. Und nun durfte er auch wagen, sich den schwarzen Frack zu bestellen, der dem Virtuosen fast eben so nothwendig ist als sein Instrument. Denselben Tag noch sprach er mit seinem Lehrer; es verhielt sich Alles genau so, wie Demoiselle Chevalier ihm gesagt hatte. „Spielen Sie immerhin, mein lieber Sabath", meinte der Meister, „es wird dies eine Unterhaltung für Sie sein, die etwas Geld einträgt, und Sie haben keinen Grund, das Geld zurückzuweisen. Aber hüten Sie sich vor den schönen Augen der Pensionärinnen, das Lieben ist für Sie noch zu früh!"

Endlich kam der Tag, den der Lektionsplan bezeichnete. Julius, vom Kopfe bis zu den Füßen neu gekleidet, erschien zum ersten Male im Fracke und in weißer Halsbinde. Wahrlich, er war ein schöner junger Mann, eine echte Virtuosengestalt, die Interesse erwecken mußte. Wenn die Tanzlehrerin mit ihrem Geiger glänzen wollte, so hätte sie eine bessere Wahl nicht treffen können. Die Blässe des edel geformten Gesichts ward durch die dunkle Toilette noch gehoben. Das lange Haar hing genial in den Nacken herab. So machte sich Julius auf den Weg; den Kasten, der seine Geige enthielt, trug er in der Hand. Bald erreichte er das Institut. Ein alter Diener, vielmehr ein altes Factotum, empfing ihn mit den Worten:

„Was wollen Sie?"

Der Musiker berief sich auf die Tanzlehrerin.

„So so!" murmelte der Alte, indem er die Hand an das Kinn legte und den jungen Mann betrachtete. „Fräulein Chevalier hat Sie also bestellt ... Gehen Sie gefälligst in den Saal."

Zinke, so hieß das Factotum, führte den Musiker. Die Einrichtung des Hauses war dem ersten Institute der Stadt angemessen. Alles verrieth Wohlstand, geordnete Wirthschaft und Geschmack. Der Saal, den Zinke öffnete, befand sich im Erdgeschosse; er war ziemlich groß und enthielt die nöthigen Geräthe. In einem Winkel stand der geöffnete Flügel.

„Hier unterrichtet Fräulein Chevalier!" sagte der Graukopf.

Dann entfernte er sich.

Julius befand sich nun in dem Pensionate, das je zu betreten er für unmöglich gehalten hatte. Freilich sollte er zum Tanze aufspielen; dieser Gedanke wäre sehr drückend für ihn gewesen, wenn er nicht hätte hoffen dürfen, Martha unter den Tänzerinnen zu sehen, er konnte selbst noch von Glück sagen, daß Alles so gekommen war. Aber das Glück wollte ihn noch mehr begünstigen. Die Thür des Saals ward geöffnet. Zwei junge Mädchen schlüpften herein. Als sie den Musiker sahen, eilten sie lachend zurück auf den Corridor. Drei Minuten später ward wiederum die Thür geöffnet. Diesmal erschien Martha; überrascht blieb sie stehen.

„Mein Gott!" flüsterte sie.

„Martha!" rief leise der Musiker.

„Du, Julius?"

Er eilte zu ihr und berichtete kurz und rasch den Zusammenhang der Dinge. Sie hatte ihn mit lebhaftem Interesse betrachtet.

„Wie stattlich Du aussiehst!"

„Ich habe Concert-Toilette machen müssen."

„Verlieren wir keine Zeit ... Bezeichne mir Deine Wohnung."

Der junge Mann drückte ihr eine Visitenkarte in die Hand.

„Martha, hast Du mich auch nicht vergessen?" fragte er leise.

Und er küßte ihr die Hand.

„Wie kannst Du das fürchten!" flüsterte sie zurück. „Ich hätte gern an Dich geschrieben; leider kannte ich Deine Wohnung nicht ... Brechen wir jetzt ab ... Mein Brief wird Dir Alles mittheilen, was ich Dir zu sagen habe. Aber Du, Julius, der Du schon einem großen Künstler gleichst, während ich ..."

„Während Du eine feine und vornehme Dame geworden bist!"

„Ich habe noch viel abzulegen und anzunehmen!" antwortete sie traurig. „Man nennt mich hier im Hause das Haidemädchen ... Es geschicht zwar nur aus Neid, weil mein Vater mit vollen Händen Geld gibt und die Professorin mich bevorzugt; aber der Spitzname beweist doch immer, daß ich sehr einfältig sein muß ..."

„Achte nicht darauf, liebe Martha; es ist besser, man beneidet Dich."

„Und Du, Julius?"

„Ich werde Dich ewig lieben, wie ich Dich in Erlrode geliebt habe! Wäre es anders, ich

würde die Tanzlehrerin abgewiesen haben. Nur Deinetwegen lasse ich mich herbei, Tänze zu geigen."

Sie reichte ihm dankbar lächelnd beide Hände.

„Habe nur Nachsicht mit mir; ich werde mich schon heranbilden."

Auf dem Corridor ließen sich Stimmen vernehmen.

„Ich erwarte Deinen Brief!" flüsterte der Musiker.

„Morgen oder übermorgen!"

Das reizende Mädchen wollte fort.

„Julius," flüsterte sie, „ich habe heute die erste Tanzstunde in meinem Leben ... Lache nicht über meine Ungeschicklichkeit!"

„Ich werde Dich bewundern!"

Martha war verschwunden.

Der Musiker öffnete seinen Violinkasten und stimmte das Instrument nach dem Flügel. Nun trat Demoiselle Chevalier ein; ihr folgte ein junges Mädchen, das ein Notenheft unter dem Arm trug.

„Vortrefflich!" rief die Tanzlehrerin; „da ist mein Paganini! Ich habe Ihr Lob bereits mit Posaunenschall verkündet, das ganze Pensionat ist gespannt auf ihre Leistungen ..."

Sie musterte den Musiker mit scharfem Blicke.

„Recht so, mein lieber Herr Sabath! Leute von Geschmack und Bildung verletzen nie das Decorum ... Ihre Toilette gefällt mir ... Hier ist Fräulein Ruben, eine ausgezeichnete Klavierspielerin, mit der sie gemeinschaftlich wirken werden!"

Fräulein Ruben hatte schon ihre Mantille und ihren Hut abgelegt; sie verneigte sich vor dem Musiker und flüsterte:

„Ich habe viel Gutes von Ihnen gehört und freue mich, mit Ihnen zu spielen."

„Fräulein Anna Ruben ist eine Schülerin des hiesigen Conservatoriums", fügte die Lehrerin hinzu; „sie spielt höchst elegant und gediegen."

Die Gepriesene war ein schönes schlankes Mädchen von zwanzig Jahren; sie hatte eine Fülle braunen Haares und ein pikantes bleiches Gesicht mit lebhaften schwarzen Augen. Ihre Toilette, obgleich nicht aus den feinsten Stoffen bestehend, verrieth die Künstlerin vom reinsten Wasser. Alles, was sie trug, war auf Effekt berechnet. Man mußte ihr indeß nachrühmen, daß sie eine feine Tournüre und einen schlanken, eleganten Wuchs hatte.

„Was werden wir spielen?" fragte Julius, der seine Geige unter dem Arme hielt.

Die Dame hatte sich an den Flügel gesetzt und führte nachlässig einige Passagen aus.

„Polonaisen, Walzer, Contre und Quadrillen", antwortete sie geringschätzend. „Mein Gott, es ist Gewerbe, wie das Unterrichtgeben, das leider schlecht bezahlt wird. Die Kunst geht nach Brode ... Spielen wir zunächst diese Polonaise, die Fräulein Chevalier angeordnet hat ... sie soll die Ouverture zu der komischen Oper bilden, die wir genießen werden."

Nun legte sie ihm die Geigenstimme auf das neben dem Flügel stehende Pult. Julius warf einen Blick auf die Noten ... es war die Composition eines anerkannten Meisters.

„Das Stück ist nicht schwer", meinte die Ruben.

„Ich hoffe, daß ich es bewältigen werde!" antwortete stolz der Künstler.

Die Schülerinnen der Anstalt traten ein. Wir bemerken, daß die ersten Anstandslektionen schon vorüber waren und die Uebung der Tänze begonnen hatte. Die Paare ordneten sich. Demoiselle Chevalier, im hochgeschürzten Kleide, gab ein Zeichen und das kleine Orchester executirte die Polonaise. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß Julius, obgleich er vom Blatte spielte, so schön vortrug, als ob er mit der Composition längst vertraut wäre. Aber auch die Pianistin spielte gut, sie hatte ja eine gediegene Bildung genossen. Hätte der Violinist Zeit gehabt, einen Blick auf Martha zu werfen, so würde er bemerkt haben, daß gerade sie die gelehrigste Schülerin war und sich am ungezwungensten und graziösesten bewegte. Demoiselle Chevalier war von den Leistungen ihres Orchesters entzückt, sie gab dies mehr als ein Mal durch freundliches Kopfnicken zu erkennen.

„Ah," rief sie nach dem Schlusse der Polonaise, „eine gute Musik wirkt gewaltig! Wie anders haben die Damen sich heute bewegt als sonst!"

Man wiederholte den Tanz. Jetzt kannte Julius die Composition und es war ihm möglich, die Tänzerinnen zu beobachten. Ein Schauer der Freude durchrieselte ihn, als er die reizende Martha vorüberschweben sah, die sich durch Schönheit, Frische und natürliche Grazie vor Allen auszeichnete. Und Martha war entzückt von dem Spiele des Geliebten, auf den sie, so oft sie konnte, verstohlene Blicke warf. Die Directrice der Anstalt verblieb während der Lection im Saale; man

sah es ihr an, daß sie streng beobachtete. Mit dem Schlage acht schloß die Lehrerin ihre Lection. Eine Glocke gab das Zeichen zum Abendessen. Die Pensionärinnen zogen sich zurück. Julius bereitete sich zum Gehen vor. Da kam die Tanzlehrerin und überreichte ihm das Honorar. Auch die Pianistin erhielt das Ihrige. Eine halbe Stunde später befand sich Julius in seinem Stübchen.

„Ich habe zum Tanze aufgespielt," dachte er. „Dafür habe ich Martha gesehen und gesprochen. O, ich kenne mein Ziel und ich werde es erreichen."

Kaum graute der nächste Morgen, so griff er zu seinem Instrumente und begann die täglichen Uebungen. Gegen Mittag ward an die Thüre geklopft.

„Herein!" rief der Virtuos, der die Geige absetzte.

Ein alter Mann überschritt langsam und vorsichtig die Schwelle. Julius glaubte die Züge des Eintretenden schon gesehen zu haben.

„Erkennen sie mich nicht wieder", fragte der Alte.

„Nein!"

„Ich bin der Hausmeister aus dem Pensionate Milau." (Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Der Komet ins Meer gefallen). Ein Grazer besuchte jüngst einen kleinen Ort in Untersteiermark und wurde von einem dortigen Bauer gefragt, ob man in Graz auch den Weltuntergang erwartet hätte. „Hier" — meinte er — „erzählt man, daß die Welt deswegen nicht untergegangen sei, weil der Komet ins Meer gefallen sei, wodurch auch die großen Ueberschwemmungen herbeigeführt worden seien."

(Tasso.) Als Jemand in Tasso's Gegenwart Böses von ihm sprach, schwieg dieser, worüber sein Feind selbst erstaunte. Ein Anderer in der Gesellschaft, der ebenfalls kein Freund Tasso's war, sagte laut: „Man muß ein Narr sein, wenn man auf so etwas nicht antwortet." — „Sie täuschen sich", erwiederte ruhig Tasso, „denn ein Narr würde nicht schweigen."

(Elsässer Ditsch.) Selbst an den Wirthshausschildern und Verkaufsbuden, schreibt ein Correspondent der „Presse", kann man sich vom Fortschritt des Deutschen im Elsaß überzeugen. Da kann man neben dem französischen Schilde angeschrieben sehen: „reißende herberche" (Herberge für Reisende), „brandewein, logirt vier Mann und fert" (Branntwein, Logis für Mann und Pferd). In Straßburg steht links vom Eingange des Metzgerthores auf einem Schilde: „Logiert, Brandwein, Vein, Bier, deutsche Vierthschaft" (Logis, Brandewein, Wein, Bier, deutsche Wirthschaft). — Wir können Dem noch die bekannte Aufschrift, die man vielfach in Elsaß-Lothringen findet, beifügen: „Hier loschirt man zu Pferd und zu Fuß" (ici on loge à cheval et à piéd, d. h. Wirthshaus für Fuhrwerk, Reiter und Fußgänger). Derlei sprachliche Irregularitäten erklären sich indeß einfach aus der Natur der Sache; mit der Zeit werden sie von selbst verschwinden.

(Männer oder Buben?) Vor einiger Zeit kam eine Bäuerin aus dem Odenwalde in die Residenz Karlsruhe, um ihren Sohn, der daselbst in Garnison lag, zu besuchen. Vor der Kaserne angekommen, wandte sie sich an den Posten: Lieber Herr Soldat, könne Se mer net sage, wo mein Bu is, er soll hie bei dem Militär sein, was do liegt." „Hier sind keine Buben bei dem Militär", lautete die Antwort, „sondern lauter Männer". „Ach, Herrje", rief die Bäuerin aus, „der Schlingel wird doch net gehei'ert hawe."

Goldkörner.

Alle Frauen lieben den Putz — die einen putzen ihren Körper, die andern ihre Seele, und in den Toilettenkünsten der Seele sind sie eigentlich noch erfinderischer als in denen des Leibes, weil ihnen dabei eine Anlage zur Heuchelei zu Hilfe kommt, die in dieser Art der bewußtere und von Natur gewissenhaftere Mann weder besitzt noch ahnt.

* * *

Für die Entwickelung eines starken, begabten Geistes sind kleinliche, ihm nicht entsprechende Verhältnisse, in denen er sich abmatten muß, gefährlich; entweder er geht darin zu Grunde oder er wird schlecht.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 108. Dienstag, den 17. September 1872.

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Ah!" jetzt erinnere ich mich."

„Mein Name ist Zinke."

„Und was bringen Sie mir, Herr Zinke?"

Der Alte sah forschend durch das Stübchen.

„Kann man unser Gespräch hören, Herr Sabath?"

„Niemand hört uns, wenn wir leise sprechen."

„Ich muß Ihnen nämlich bekennen, daß ich nicht auf ordentlichem Wege gehe, daß ich als Hausmeister meine Pflicht ein wenig verletze. Aber was thut man nicht, wenn man einer hübschen jungen Dame eine Gefälligkeit leisten kann. Da redet mich gestern Abend nach der Tanzstunde das Haidemädchen an ... nein, Fräulein Bruns wollte ich sagen. Verzeihung, die Pensionärinnen lieben es, sich Spitznamen zu geben ... da heißt eine Dame „die rothe Ziegel", weil ihr Vater ein reicher Ziegelfabrikant ist ... die Frau Professorin darf freilich so etwas nicht hören ... Also Fräulein Martha Bruns sagte mir heimlich: „Ich weiß, Zinke, daß Sie ein guter und gefälliger Mann sind, darum wende ich mich mit einer Bitte an Sie. Hier in der Stadt lebt der Nachbarssohn meines Vaters aus Erlrode, er ist der junge Violinspieler, den Sie gesehen haben ..." Nun wußte ich schon genug. Aus dem Institute darf nämlich kein Brief verschickt werden, den die Frau Professorin nicht zuvor gesehen hat ... Kurz, und gut, ich übernahm die Besorgung und hier ist der Brief von Fräulein Bruns an Herrn Sabath."

Julius nahm erröthend das gelbe Couvert.

„Ja," rief er, „wir sind nicht nur aus einem Dorfe, wir sind auch Nachbarskinder, die ihre Jugendspiele mit einander getrieben haben. Sie begehen wahrlich kein Unrecht, wenn Sie diesen Brief an mich befördern."

„Wie es auch sein möge, ich sündige doch gegen die Hausordnung. Sie werden mich nicht verrathen, Herr Sabath, denn mein Dienst steht auf dem Spiele ... Die Frau Professorin läßt nicht mit sich spaßen und ich habe eine zahlreiche Familie zu erhalten ..."

Der Hausmeister sprach so treuherzig, daß der Musiker davon gerührt ward.

„Ich verpfände mein Ehrenwort, daß ich schweigen werde. Es liegt dies auch in meinem Interesse, da eine fortgesetzte Correspondenz mit Fräulein Bruns mir wünschenswerth erscheint. Empfangen Sie zugleich die Versicherung, daß Sie auch mir einen wichtigen Dienst leisten, den ich zu belohnen wissen werde."

Er drückte ihm ein Geldstück in die Hand.

„Herr Sabath", flüsterte der Alte, der sich stellte, als ob er den Händedruck nicht bemerkt habe, „jetzt bleibt mir nicht Zeit zu warten; aber morgen um diese Zeit hole ich Ihre Antwort ab ... ich mache nämlich gegen Mittag meine Geschäftsgänge ab. Auf Wiedersehen!"

Der würdige Hausmeister hatte sich entfernt. Julius zerriß das Couvert.

„Ein Brief von ihr!" flüsterte er. „Ach, wie Martha sich Mühe gibt, einen Briefwechsel mit ihr herzustellen! Sie muß doch eine aufrichtige Neigung zu mir hegen ... Und ich werde ihr durch ewige Treue lohnen!"

Entzückt küßte er das Papier, das ihre Hand berührt hatte. Dann las er den langen Brief, den Martha, wie sie schrieb, in der Nacht verfaßt hatte. Sie schilderte das Leben in dem Pensionate, theilte auch mit, daß einige neidische Mitschülerinnen sie das Haidemädchen nannten und pries ihre Lage, die sie höchst angenehm fand. Zum Schlusse versicherte sie, daß sie Alles aufbieten würde, um sich Bildung und Anstand zu verschaffen, die sie be-

fähigten, würdig in der großen Welt aufzutreten. Die Versicherung ewiger Liebe fehlte ebenfalls nicht. Der Künstler war entzückt über diesen Brief, den Liebe und Achtung diktirt hatten. Am folgenden Morgen war die Antwort geschrieben, die wir wohl nicht näher zu bezeichnen brauchen. Gegen Mittag kam der Hausmeister. „Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen", sagte Julius; „Sie werden mich nicht täuschen und diesen Brief richtig an die Adresse befördern." Zinke versicherte seine Zuverlässigkeit, nahm den Brief und entfernte sich. Der brave Hausmeister, den Martha's reiche Belohnungen reizten, hielt Wort; er besorgte die Correspondenzen der Liebenden mit einer Gewissenhaftigkeit, die ihr eine lange Dauer sicherte. So verfloß die erste Hälfte des Winters. Da Julius auch befriedigende Briefe aus der Heimath erhielt, fühlte er sich vollkommen glücklich. Das Honorar, das die Tanzlehrerin ihm zahlte, trug viel dazu bei, seine materielle Lage angenehm zu machen. In der zweiten Hälfte des Winters trat ein Ereigniß ein, das eine plötzliche Umwandlung in der Existenz des jungen Musikers bewirkte. Es sollte ein Wohlthätigkeits-Concert, veranstaltet von dem Frauenverein der Stadt, abgehalten werden. Concerte dieser Art gewähren dem Künstler keinen Gewinn, sie müssen sich mit der Ehre begnügen. Der Professor, der Julius unterrichtete, hatte nicht Lust, um diesen Preis zu spielen; er brachte seinen besten Schüler in Vorschlag, und dieser Vorschlag ward angenommen. Julius sollte sich nun zum ersten Male in einem großen Concerte zeigen, sollte von einem guten Orchester begleitet werden. Mit Stolz las er die Ankündigungen in den Zeitungen und Lokalblättern. Der Name Julius Sabath ward in großen Buchstaben neben schon berühmten Größen angekündigt. Hier und dort erschienen Notizen über den Bildungsgang des jungen Künstlers, eines Schülers des großen Altmeisters im Violinenspiele, jenes Professors nemlich, der sich seine Lektionen theuer bezahlen ließ. Für Eingeweihte blieb es kein Geheimniß, daß diese Lobpreisungen nur Reklame für den Lehrer waren, der neue Schüler suchte. Julius selbst war erstaunt über die Fähigkeiten, die man ihm beilegte. Jeden Aufsatz, der seine Person berührte, schickte er durch Zinke an Martha und diese antwortete: „Ich bin stolz auf Dich, lieber Julius, Du wirst Deinen Weg schon machen und ein großer Künstler werden. In unserem Institute circulirt eine Subscriptionsliste, alle Pensionärinnen werden das Concert besuchen, da der Ertrag desselben einem guten Zwecke bestimmt ist. Mir klopft das Herz, wenn ich bedenke, daß Du vor vielen Menschen, die Musik verstehen, Dich hören lassen wirst; aber glaube nicht, daß ich Furcht habe, nein, ich freue mich, daß Dir endlich Gelegenheit geboten wird, Dir Anerkennung zu verschaffen." Man sieht, daß das Haidemädchen in jeder Beziehung Fortschritte machte; die Schreiberin dieser Briefe machte sich nicht nur mit Musik, sondern auch mit der Literatur vertraut und verschaffte sich in kurzer Zeit so viel Bildung, daß sie sich in den besten Gesellschaften bewegen konnte. Am Tage des Concerts kam Zinke; er richtete mündlich die Meldung aus, daß Herr Bruns aus Erlrode angekommen sei und mit seiner Tochter das Concert besuchen werde. Also auch Martha's Vater sollte Zeuge seines Erfolges sein. Den jungen Künstler, wußte er auch, daß er wacker seinen Studien obgelegen hatte, beschlich doch eine Befangenheit, die selbst die ermuthigenden Worte des Lehrers nicht verscheuchen konnte. Der Gedanke, daß ihm die Anerkennung versagt werden könne, machte ihn zittern. Der Abend brachte die Entscheidung über sein ganzes Leben. Hatte er Unglück als Künstler, so war auch Martha für ihn verloren. Und sein Vater, der so große Opfer gebracht hatte ...

„Hinweg mit diesen Gedanken!" rief Julius. „Ein Mal muß ich den ersten Schritt wagen, und ich wage ihn heute."

Den Nachmittag verbrachte er damit, die schwierigsten Stellen der vorzutragenden Composition zu üben; sie gelangen vortrefflich, so oft er sie spielte. Dann machte er Toilette. Dann kam der elegante und bequeme Wagen, der ihn nach dem Concertsaale brachte. Vor dem stattlichen Gebäude drängten sich Menschen und Equipagen; die Städter beeilten sich, wohlzuthun und ein classisches Concert zu hören. In dem Conversationszimmer, das an den großen Saal grenzte, traf er nicht nur seinen Lehrer, sondern auch die Musiknotabilitäten der Stadt. Der Professor redete ihn an:

„Ich höre, lieber Freund, daß die Generalprobe gut verlaufen ist; verbannen Sie die Befangenheit, spielen Sie, wie Sie in meinem

Zimmer gespielt haben, und der Erfolg wird nicht ausbleiben. Vergessen Sie nicht, daß Sie mein Schüler sind. Ein Mann von Ihrem Talente kann mit Sicherheit und Selbstbewußtsein auftreten."

Julius küßte dankbar die Hand des Meisters. Nun ward er der Sängerin vorgestellt, die in dem Concerte wirkte. Es war dies eine auf ihren Ruf stolze Dame, die in großer Toilette, reich mit Brillanten geschmückt, erschien. Sie hatte mit Interesse den jungen Mann betrachtet.

„Sie spielen heute zum ersten Male öffentlich?" fragte sie vornehm herablassend.

Sabath verneigte sich.

„Ein bedeutungsvoller Abend für Sie," fügte die Dame hinzu; „ich wünsche Ihnen viel Glück. Sie haben eine schwierige Composition gewählt, aber auch eine dankbare, wenn der Vortrag überall gelingt."

„Mein würdiger Lehrer hat diese Wahl getroffen."

„Ah, der Herr Professor versteht es; ich freue mich, das gediegene Werk von einem nach der besten Schule gebildeten Künstler zu hören."

Wiederum verbeugte sich Julius, dessen bleiches Gesicht ein flüchtiges Roth überzog. Die Künstlerin flüsterte ihm zu:

„Es fehlt an guten Violinisten; reüssiren Sie, woran ich nicht zweifele, kann ich Ihnen vielleicht Vorschläge machen, die Ihnen Nutzen bringen."

„Gott gebe," flüsterte Sabath, „daß ich Glück habe!"

Er dachte dabei an seinen armen Vater, der so viel geopfert hatte, und an Martha, die er leidenschaftlich liebte. Still ließ er sich auf einen der Sessel nieder. Die anwesenden Herren beschäftigten sich mit der Sängerin, die zwar die erste Jugendblüthe abgestreift hatte, aber immer noch als Schönheit gelten konnte. Das Diadem, das in ihren rabenschwarzen Haaren glänzte, mußte von großem Werthe sein. Halsschmuck und Armbänder waren von schwerem Golde. „Die Kunst," dachte Julius, „wenn sie vollendet geübt wird, muß doch einträglich sein." Er bedachte nicht, daß die Sängerin eine schöne Dame war, die durch ihre Erscheinung schon Triumphe feierte.

Das Zeichen zum Beginne des Concerts ward gegeben. Man hörte das Orchester, das eine Symphonie von Mozart ausführte. Lebhafter Applaus belohnte jeden Satz des Meisterwerkes. Der Dirigent holte die Sängerin, die nach dem Programme eine große Arie vorzutragen hatte. Julius wagte sich auf das Orchester hinaus; verstohlen blickte er in den großen Saal . . . Kopf an Kopf reihete sich in der taghellen Gasbeleuchtung. Das scharfe Auge des Künstlers erspähete bald eine Reihe junger Mädchen; unter ihnen Martha, neben ihr den Haidebauer, der sich in städtische Kleider geworfen hatte. Bruns sah recht stattlich aus, schade, daß sein braunrothes Gesicht so auffiel. Die Sängerin ward rauschend begrüßt, und als sie geendet, sie hatte mit großer Bravour gesungen, rief man sie stürmisch und warf ihr Blumen zu. Jetzt mußte Julius erscheinen, der verhängnißvolle Moment war gekommen. Der junge Künstler holte ruhig sein schon gestimmtes Instrument und trat in dem Augenblicke an die von der Sängerin verlassene Stelle, als der Dirigent an seinem Pulte erschien. Tiefe Stille empfing den Virtuosen, den noch Niemand kannte. Sein bescheidenes Auftreten, aber mehr noch seine interessante Person, erweckten die Sympathien der Hörer, vorzüglich der Damen. So jung noch wollte er ein Concertstück vortragen, das nur bewährte Meister zu wählen pflegten. Die Einleitung war zu Ende. Julius, der ohne Noten spielte, entlockte seinem Instrumente die ersten Töne . . . glockenrein und voll klangen sie durch den großen Saal. Wahrlich, so sicher und präcis, so zart und empfindungsvoll konnte nur ein wirkliches Talent, der beste Schüler eines großen Meisters spielen. Das Kokettiren der gewiegten Virtuosen, das stets nur nachtheilig wirkt, kannte der junge Mann nicht, der einfach und ruhig sein Instrument behandelte. Sein Adagio, seelenvoll vorgetragen, rührte die Herzen, die sogenannten brillanten Stellen entzückten. Mehr als ein Mal ward er von dem Enthusiasmus der Menge unterbrochen. Zum Schlusse rief man tumultuarisch seinen Namen . . . Der Künstler kam zurück und verneigte sich tief. Als er das Conversationszimmer betrat, empfing ihn sein Lehrer mit offenen Armen. Die Sängerin überreichte ihm einen der Blumensträuße, die sie empfangen hatte. Während Julius Thränen der Freude und des Dankes an der Brust seines Lehrers weinte, belauschen wir den alten Bruns, der sich mit der Frage an seine Tochter wandte;

„Ist das auch der Sohn des Schulmeisters?“

„Gewiß, Vater,“ antwortete Martha. „Julius Sabath . . . hier steht der Name groß gedruckt.“

„Es kann noch ein Anderer dieselben Namen führen!“

„Der Künstler ist der Sohn unseres Cantors,“ versicherte das Mädchen; „ich kenne ihn ja. Du hast ihn freilich lange nicht gesehen . . .“

Der Haidebauer fragte rasch:

„Hast Du ihn gesehen?“

„Vorigen Herbst in Erlrode.“

„Auch wohl gesprochen?“

„In der Kirche habe ich ihn gesehen,“ antwortete die Tochter ausweichend; „er spielte statt seines Vaters die Orgel. Die ganze Stadt ist voll von ihm; die Leute sagen, er sei der beste Geigenspieler der Jetztzeit . . . Und es muß wohl so sein, da man ihn heute so auszeichnet. Hat er Dir nicht gefallen, Vater?“

Bruns antwortete verdrießlich:

„Ich verstehe nichts davon! Nach meiner Meinung ist dieser Sabath nur ein Possenreißer, der den Leuten für Geld Spaß macht. Viel wird ihm die Faxe nicht eintragen . . .“

Martha wollte die Vertheidigung des Geliebten übernehmen; sie unterließ es, um den Vater, der Widerspruch nicht ertragen konnte, nicht zu reizen.

„Wie fein geputzt dieser Mensch ist,“ murmelte er vor sich hin; „ich möchte nur wissen, wer ihm das Geld dazu gegeben hat, denn ohne Geld läßt sich so etwas nicht machen Wenn der alte Sabath das hört, wird ihm der Hochmuthsteufel den Kopf vollständig verdrehen. Es ist jetzt schon nicht mehr mit ihm auszukommen. (Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges

(Interessanter Fund.) In dem eine Stunde von Hagenau entfernten Hardthausen sind überaus interessante Gräber, vermuthlich Keltischen Ursprunges, aufgefunden worden. Mitten unter den geringeren Grabstätten fand man ein vornehmes Grab, das wahrscheinlich einem Häuptlinge angehörte. Eigenthümlich bleibt hier die Art der Bestattung. Der Kopf hat eine Unterlage von Rinde, während unter der Schulter und über der Brust Bretter eingezwängt waren, zwischen denen das Skelett, mit Schmuck aller Art überladen, geschützt dalag. An dem Halse, den Handgelenken, den beiden Schenkeln und unten am Fuße trug es Ringe und Spangen, in nächster Nähe des Schädels lagen viele Haften und Nadeln, mit denen das Haupthaar jedenfalls verziert war. Auf der Brust lag eine verzierte Opalplatte von Kupfer, welche mit merkwürdig gut erhaltenen Haselnüssen bedeckt war. Zwischen den Zähnen des Skeletts waren zwei Hasselnüsse eingepreßt — dem Todten jedenfalls nach heidnischer Sitte zur Nahrung auf der dunkeln Reise in das Jenseits. Diese überaus interessanten Grabmäler und Fundstücke, welche von den Sitten und Gebräuchen längst untergegangener Völkerstämme in so eindringlicher Weise zu uns sprechen, dürften ein um so größeres Interesse bei allen Alterthumsforschern erwecken, als diese Art von Todtenbestattung seither völlig unbekannt war.

(Reclame.) Ein Wiener Kleiderhändler annoncirt wie folgt: „Zu Ehren der Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Berlin habe ich eine neue Sorte Ueberzieher unter dem Namen „Allianz-Ueberzieher“ in Hunderten von Exemplaren anfertigen lassen. Ich sah mich zu diesem vielversprechenden Namen um so mehr veranlaßt, als diese Ueberzieher die Eigenschaften der drei nächstens in Berlin vertretenen Kaiserreiche in sich vereinigen. Sie sind solid wie der Oesterreicher, fest wie der Preuße und ausdauernd wie der Russe.“

Goldkörner.

Warum es so wenig glückliche Ehen gibt? Weil für keine Lebenslage mehr als für die Ehe das tiefste Gemüth und der klarste Verstand erforderlich und beide so selten vereinigt anzutreffen sind.

* * *

Nichts ist gefährlicher als Geist ohne Charakter.

* * *

Zwischen Gemüth und Charakter ist nicht blos ein großer Unterschied, sondern auch ein Antagonismus. Verständige Menschen erlangen viel früher und leichter Charakter als gemüthliche.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 110. Samstag, den 21. September 1872.

* Die größte Kirche.

Willst wahre Weisheit Du für Dich gewinnen,
So geh' auf's Feld, wo frische Blumen sprießen,
Von ihnen lernst das Leben Du genießen,
Erkenntniß zeigt sich Deinen durst'gen Sinnen.

Nur eine große Kirche giebt es, Eine,
Die jedes Herz erfüllt mit Liebeswonne,
Natur, Natur mit ihrem Heiligenscheine.

---

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Willst Du denn immer noch davon sprechen?"

„Martha, Du bist nicht glücklich! Ich bitte Dich, theile mir Alles mit, damit ich rathen und trösten kann."

„Julius, ich muß Dir Alles sagen, es drückt mir das Herz ab . . . In unserm Pensionate erzählt man sich, Du würdest mit der großen Sängerin reisen, die sich für Dich lebhaft interessire . . . Du würdest sie heirathen."

Der Virtuos fragte erstaunt:

„Das erzählt man?"

„Fast täglich."

„Und wer brachte die Neuigkeit?"

„Demoiselle Chevalier."

„O, wie infam! Ich habe die Sängerin, die allerdings mein Geigenspiel lobte, seit dem Concerte nicht wieder gesehen, habe auch Nichts weiter von ihr gehört. Martha, mir scheint, man hat diese Lüge geflissentlich verbreitet, um mir zu schaden. Und Du hast auch nur eine Minute daran glauben können? Ich schwöre Dir bei Allem, was mir heilig ist..."

Sie warf sich stürmisch an seine Brust.

„Das wollte ich von Dir hören!" flüsterte sie unter Thränen. „Nun bin ich ruhig, will nicht mehr weinen. Ach, Julius, so gern ich mich ausbilde, um neben Dir mit Ehren bestehen zu können, der Aufenthalt in dem Pensionate, der einer Gefangenschaft gleicht, ist mir doch sehr lästig."

„Harre aus!"

„Wenn Du es willst."

„Ich habe mich um eine Stelle in einer fürstlichen Kapelle beworben, die, so glaube ich annehmen zu dürfen, mir werden wird . . . dann kann ich auftreten, kann mich um deine Hand bemühen. In den nächsten Tagen lege ich die Probe ab, es kommt nur darauf an, daß ich dem Fürsten gefalle, der ein großer Verehrer der Musik ist . . . Martha, dann habe ich einen festen Gehalt und Du, Du kannst meine Frau werden. Leider ist mir Dein Vater nicht hold gesinnt und Dein Bruder Philipp wird dazu beitragen, daß der Zwiespalt zwischen unseren Familien genährt werde . . ."

„Den Vater nehme ich auf mich!" rief Martha lebhaft.

„Du wirst keine Gewalt über ihn haben".

„Wenn Du nur erst die Anstellung hast."

„Ich hoffe, daß mich das Glück ferner begünstigt."

„Dann werde ich den Vater schon umstimmen. Von Philipp kann die Rede nicht sein, er ist ein wüster Bursche, den ich nicht beachte. Und die Sängerin . . ."

Er legte sanft seinen Arm um ihre schlanke Taille.

„Martha," fragte er vorwurfsvoll, „glaubst Du mir denn nicht?"

„O, verzeihe mir, verzeihe meiner Eifersucht!" stammelte sie. „Als ich Dich in dem Concerte hörte, wo Du so wundervoll spieltest und mit Beifall überschüttet wurdest, da fühlte ich recht klar den Abstand, der zwischen Dir

und mir liegt . . . Ich fragte mich: kann dieser Künstler Gefallen an einer Bäuerin finden? Und kann ich dem Manne, der sich in hochgebildeten Kreisen bewegt, das sein, was er zu fordern berechtigt ist? Es entstanden Zweifel in mir, die sich zur Gewißheit steigerten, als ich das Gerücht über die Sängerin hörte, die freilich eine andere Dame ist, als ich je werden kann."

„Sieh', Martha," rief er hingerissen, „die Worte, die Du so eben gesprochen, beweisen, daß Du bereits eine Dame bist, die Herz und Geist besitzt, eine Dame, die in die besten Kreise paßt. Aber wärest Du auch die schlichte Martha geblieben, wie sie aus Erlrode hervorgegangen, ich würde mich glücklich gepriesen haben, an Deiner Seite durch das Leben zu gehen."

In diesem Augenblicke trat Zinke ein, so daß Martha, die gewaltsam ihre Gefühle bemeistern mußte, nicht antworten konnte.

„Es ist hoch Zeit!" murmelte er leise. „Die Tanzstunde beginnt . . ."

„Ich erwarte einen Brief von Dir," flüsterte Julius. „Trennen wir uns jetzt, daß unser Freund nicht in Verlegenheit gerathe."

Julius mußte durch die Küche und von dort durch eine Nebenthür auf die Straße gehen.

„Zinke," sagte die glückliche Pensionärin, „hier ist noch ein Geldstück! Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen, für den ich Ihnen ewig dankbar sein werde."

Der Alte nahm zufrieden lächelnd den blanken Thaler; noch nie hatte ihm ein verbotener Dienst so reichen Gewinn getragen.

„Fräulein," flüsterte er, „Sie wissen, daß ich viel wage; aber ich kann es nicht abschlagen Ihnen gefällig zu sein, denn Sie sind eine zu liebenswürdige Dame. Aber nun gehen Sie in den Saal, daß Ihre Abwesenheit nicht bemerkt werde."

Martha entschlüpfte. Zehn Minuten später stand sie in den Reihen der Tänzerinnen strahlend vor Freude; sie hatte ja die Gewißheit, daß Julius sie noch liebte und daß die Gerüchte über den talentvollen Musiker von müßigen Leuten erfunden waren.

IV.

Auf dem Lande.

Der Sommer war wieder da und Erlrode prangte im herrlichsten Schmucke, den die Natur dem stillen Dorfe verleihen konnte. Martha befand sich während der Ferien bei ihren Eltern und Julius wohnte in dem Schulhause. Der Groll des Haidebauers gegen den Nachbar hatte sich noch nicht gelegt, war der alte Sabath doch der einzige Mensch im Dorfe, der sich vor dem reichen Manne nicht beugte. Der Cantor konnte bei aller Gutmüthigkeit sich dem Uebermuthe nicht fügen und hatte kürzlich noch dem starren Bruns bei einem Begegnen in der Haide die Worte zugerufen: „Lassen Sie mich doch in Frieden meine Straße ziehen, ich habe andere Dinge zu bedenken, als mich mit Ihnen zu streiten über vergängliche Dinge. Es ist lange nicht aller Tage Abend, es kann der, der heute in Ueberfluß schwelgt, morgen ein armer Mann sein!" Darauf hatte der erzürnte Bruns geantwortet: „O, Sie hoffen wohl auf mein Unglück? Das sieht man, daß Sie einen schlechten Charakter haben, Sie würdiger Herr Schulmeister!" Sabath hatte sich kopfschüttelnd entfernt, ohne den verblendeten Mann einer Antwort zu würdigen. Hätte er gewußt, daß das Herz seines Sohnes in treuer Liebe an Martha hinge, er würde den unglückseligen Zwist, der im Grunde genommen ein alberner war, doppelt beklagt haben. Der rohe Philipp, der den Funken des Hasses im väterlichen Hause zur Flamme schürte, hatte viel über den Musikanten zu erzählen. Die arme Martha mußte oft traurige Dinge hören, denn sie unterließ es, den Geschmäheten zu vertheidigen, um nicht Oel in's Feuer zu gießen und Verdacht zu erwecken. Wußte sie auch noch nicht, wie sie die schwierige Lage beseitigen und Versöhnung herbeiführen sollte, so baute sie doch auf den guten Stern, der ihr bisher so freundlich geleuchtet hatte. Die Liebenden sahen sich selten, sie vermieden die Zusammenkünfte, da sie mit Argusaugen bewacht wurden; aber sie unterhielten eine rege Correspondenz und der alte Birnbaum am Zaune mußte als Briefkasten dienen. Während Bruns, um seine Tochter zu zeigen, oft die Gutsbesitzer in der Nachbarschaft besuchte, lebten die Bewohner des Schulhauses in banger Erwartung. Julius hatte an dem fürstlichen Hofe seine Prüfung bestanden, auch reichen Beifall geerntet; aber

der Fürst hatte noch keine Entscheidung getroffen, die man ihm bei der Abreise in Aussicht gestellt. Das ihm gespendete Honorar war ein reiches gewesen, es setzte den Musiker in den Stand, den Sommer sorglos zu leben. Sonntags versah er den Dienst des Vaters in der Kirche, sonst benutzte er die Zeit zu fortgesetzten Studien und zum Componiren. Der heiße Sommer brachte schwere Gewitter, die sich mit großer Heftigkeit über Erlrode entluden und beträchtlichen Schaden an den Feldern anrichteten. Bruns, der nur in geringem Maße Oekonomie trieb, hatte wenig darunter zu leiden; sein Torfstich hatte guten Fortgang. Aber auch er sollte nicht verschont bleiben: an einem schwülen Tage ballten sich schwarze Wolken zusammen, ein Gewitter zog heran und sandte unter fürchterlichem Krachen einen Blitzstrahl, der den großen Speicher des Haidebauers entzündete. Unter den zum Löschen herbeigeeilten Nachbarn befand sich auch Julius Sabath, der sich durch Anordnen und werkthätige Hülfe besonders auszeichnete. Der größte Theil des Torfvorraths ward von Flammen vernichtet. „Was thut's," rief stolz der Haidebauer, „ich baue einen neuen Speicher, lasse mir die Versicherungssumme zahlen und verbessere mein Gehöft, das durch das alte Gebäude eben nicht geziert wurde." Zwar hatte er den beim Löschen äußerst thätigen Musikanten gesehen, aber er konnte es nicht über sich gewinnen, dem jungen Manne dafür zu danken, während die Bauern Julius Kühnheit und Umsicht laut lobten. Eines Sonntags fuhr eine vierspännige Equipage in den Hof des Haidebauers, dessen Thorweg gerade offen stand. Bruns trat aus seinem Hause. Ein Jäger mit Federhut und Hirschfänger sprang vom Bocke.

„Ist hier des Schulhaus?" fragte er.

„Nein!" antwortete der überraschte Bauer, der sich auf den vornehmen Besuch schon gefreut hatte.

„Wo liegt es?"

„Fahren Sie den Weg dort weiter, links das erste Thor. Wer ist der Herr im Wagen?" fragte er leise.

„Der regierende Fürst von D. Er will den Sohn des Schulmeisters Sabath sprechen."

Der Jäger schwang sich auf den Bock, die von prachtvollen Rossen gezogene Equipage rollte davon. Das war zu viel für den Haidebauer. Mürrisch blieb er stehen. Plötzlich raffte er sich zusammen und eilte dem Wagen nach. Als er durch eine Spalte in der Holzwand lugte, standen Vater Sabath und Julius an dem Wagen. Wäre der Bauer nicht zu fern gewesen, so hätte er die Worte hören können, die der Fürst aus dem Wagen sprach: „Mein Weg führt mich an Erlrode vorüber; ich benutze die Gelegenheit, um den talentvollen Virtuosen zu sehen, den ich von diesem Augenblicke an unter meinen Schutz nehme. Nach den Mittheilungen, die ich mir habe machen lassen, hat Julius Sabath sich unter den drückendsten Verhältnissen emporgearbeitet ... er soll, von mir ausgerüstet, ein Jahr auf Reisen gehen, daß er sich einen in der Kunstwelt geachteten Namen erwerbe ... Kehrt er zurück, so ist er mein Concertmeister. Ich wünsche Ihnen Glück zu dem hoffnungsvollen Sohne."

Der Cantor konnte vor Rührung kaum antworten.

„Gott befohlen!" rief der leutselige Fürst.

Ein Kammerdiener trat zu dem alten Sabath und reichte ihm ein Couvert.

„Auf Befehl Sr. Durchlaucht!" sagte er dabei.

Dann schwang er sich auf seinen Sitz hinter dem Wagen, der sich in Bewegung setzte und den Hof des Schullehrers verließ. Bruns hatte zwar nichts gehört, aber Alles gesehen; er sah auch, wie der Cantor seinen Sohn umarmte, wie Julius den Vater in freudiger Erregung küßte und wie sich die übrigen Kinder der Familie neugierig herandrängten. Eine Scene dieser Art konnte sich in dem Hause des reichen Bauern nicht abspielen. Wer würde sich wohl um den armen Schulmeister gekümmert haben, wenn er nicht einen so talentvollen Sohn gehabt hätte? Selbst der Fürst, der das benachbarte Land regierte und als kunstliebend bekannt war, suchte den Musikanten auf! Es mußte doch wohl in dem Musikanten etwas mehr stecken, als die Bauern begreifen konnten. Man durfte sich nicht wundern, wenn der Cantor den Kopf hoch trug und Hoffnungen auf seinen Sohn setzte, die theilweise schon in Erfüllung gegangen zu sein schienen. Bruns schlich nach Hause und betrat mürrisch sein Wohnzimmer. Martha, in eleganter Toilette, trat ihm entgegen. Sein finsteres Gesicht verklärte sich ein wenig, als er die blühend schöne und fein gekleidete Tochter sah. Der Stolz regte sich wieder in ihm.

Durch Martha hoffte er zu vornehmen Leuten in Beziehung zu treten, sie war ja jung, schön, gebildet und reich. Eine solche Dame konnte der Schulmeister aus seinem Käthchen doch nicht machen. Plötzlich trat Philipp ein, der wüste Bursche, der den Sonntag auf seine Weise feierte, hatte sich schon einen Rausch aus dem Wirthshause geholt, und es war kaum Mittag. „Die Prinzessin", rief er höhnend, „wie sie sich geputzt hat!" Martha, die seinen Zustand erkannt, antwortete nicht. Der Vater aber verwies ihn zur Ruhe.

(Forts. f.)

Mannichfaltiges

(Deutsches Meeting.) Unter den Anekdoten, welche Graf Beust während des jüngsten Besuches in Wien aus seinen londoner Erlebnissen zum Besten gab, war auch die, wie er eines Tages zu einem Meeting irgend eines gewerblichen Vereines geladen worden sei, dessen Mitglieder zumeist Deutsche sind. Die Einladung habe einen Artigkeits- und einen Nützlichkeitszweck zugleich gehabt. Er, Graf Beust, sei nämlich eine gesuchte Meetings-Zugkraft in London und man lade ihn, wie man renommirte Concertvirtuosen für ein Concertprogamm zu gewinnen suche, um die Eintrittspreise höher stellen und des zahlreicheren Besuches gewiß sein zu können. Ein Wohlthätigkeitsmeeting, an dem Graf Beust Theil nehme, fördere, dessen dürfe er sich schmeicheln, immer erhöhte pecuniäre Resultate zu Tage. Und das sei denn auch bei jenem Meeting der deutschen Gewerbsleute der Fall gewesen und er habe die Genugthuung gehabt, daß der Eindruck seiner Worte eine gar stattliche Subscription zur Folge hatte. Anders aber sei es mit einer anderen Tendenz seiner Rede geworden. Er habe nämlich, auf die gewaltige Neugestaltung des Deutschthums hinweisend, die anwesenden Landsleute aufgefordert, auch in der Fremde sich des Stammgefühles nicht zu entäußern und in äußerer Bethätigung desselben die Pflege der Muttersprache nicht zu vernachlässigen, deren man sich im gegenseitigen Verkehr immer bedienen solle. Enthusiastischer Beifall sei diesem Appel an den patriotischen Sinn und an die patriotischen Zunge gefolgt und der nächste Redner gleich habe richtig — kein Wort Deutsch, sondern das scheußlichst geradebrechte Englisch gesprochen und englisch hätten sie alle weitergeredet und ihm dabei endlose Complimente gemacht. „So sehen die staatsmännischen und diplomatischen Erfolge aus" — pointirte der Erzähler mit melancholisch lächelnder Selbstironie — „ungeheurer Applaus und im nächsten Moment geschicht das direkte Gegentheil von dem, was uns den Beifall eingetragen hat!"

(Aus Gastein) wird folgende Geschichte mitgetheilt, die man sich unter den Badegästen von Kaiser Wilhelm erzählt. Eines Tages war der Kaiser ausgegangen. Ein Hausmädchen kommt in seine Gemächer, deren er vier hat, und sieht mit Schrecken, wie in das eine Zimmer sämmtliche Teppiche gebracht und in der Diagonale des Zimmers aufgehäuft sind. Sie bricht in die Worte aus: „Nu, woas is denn ab'r deas?" und weiß nicht, was sie denken soll. Da klärt sie ein Diener ob des Vorgefallenen auf. Der Kaiser hatte erfahren, daß unter ihm ein Schwerkranker liege. Das schlechte Wetter hatte ihn am Ausgehen gehindert; um aber doch sich Bewegung zu machen und den Kranken unten nicht zu stören, habe er selbst alle Teppiche seiner Wohnung dort zusammengetragen, um darauf lautlos spazieren gehen zu können.

Goldkörner.

Wer verlorene Tage der Vergangenheit wiedergewinnen will, muß eine eigene Schärfe des Auges und eine große Weisheit des Geistes besitzen, sie auch aus der Zukunft wirklich sich herauszufinden.

* * *

Der glücklichste Besitz des Menschen ist ein dankverpflichteter und dann wirklich auch dankbarer Freund.

* * *

Der wahrhaft Unglückliche ist, und wenn er noch so viel Tröster findet, immer allein.

* * *

Man ist den meisten Menschen nur um deshalb höflich, weil man ihnen Besseres nicht zu bieten vermag.

* * *

Tief kann es uns oft erschrecken, wenn wir Gedankenreihen, die wir aus sehr berechtigten Gründen nur zweifelnd und prüfend ausspinnen, einmal ganz auch nur gläubig erfassen. So kann es uns oft mit dem Gedanken an Gott gehen.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 111. Dienstag, den 24. September 1872.

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Philipp, Du hast schon wieder getrunken!" fügte er zornig hinzu.

„Freilich, ich muß die ganze Woche arbeiten, um das Geld zu verdienen, das die Dame dort kostet. Wickelt sie in Sammt und Seide, sie bleibt doch ein Bauernmädchen. Alle Leute sprechen darüber."

Der Vater hob drohend die Faust.

„Wer ist Herr im Hause: Du oder ich?"

Philipp entgegnete trotzig:

„Ihr wollt es dem Schulmeister gleich thun, der mit seinem Sohne hoch hinaus will."

Martha konnte sich nicht enthalten, ihm die Worte zuzurufen:

„Solltest Dir den Julius Sabath zum Vorbilde nehmen, der nie ein Wirthshaus betritt."

„Hinaus!" rief der erzürnte Vater.

„Oho!" murmelte der Sohn.

„Du kommst mir nur dann erst wieder unter die Augen, wenn Du nüchtern bist!"

Der Haidebauer öffnete die Thür. Frau Bruns, durch den Lärm angezogen, trat ein. Sie begriff sofort, um was es sich handelte. Schweigend nahm sie die Hand des Sohnes und zog ihn, der sich nur wenig sträubte, mit sich hinaus. „Ihr sollt mich kennen lernen!" murmelte er mit verbissenem Grolle.

„Ist das ein elender Patron!" rief der Haidebauer. „Mit dem Philipp wird es immer schlimmer; wir erleben nichts Gutes an ihm. Fürchtete ich die Schande nicht, ich würde ihn aus dem Hause jagen! Wenn nur der Schulmeister den Jungen in einem solchen Zustande nicht sieht."

Martha weinte. Der Vater tröstete und stellte die Abreise nach der Stadt in nahe Aussicht. So stand es in dem Hause des reichen Haidebauers; anders sah es in der Familie des armen Schulmeisters aus. Der Fürst hatte ein Stipendium, so nannte er in dem Begleitschreiben das Geschenk, von 500 Thalern gespendet, dessen der Virtuos sich zu seiner Kunstreise bedienen sollte. Welch einen Reichthum barg das Dach des Schulhauses! Vater Sabath weinte vor Freude und Julius gab dem Käthchen eine ansehnliche Summe, daß sie für die kleineren Geschwister sorgen könne. Denselben Tag noch fand Martha einen Brief in dem Birnbaume, der ihr die frohe Kunde mittheilte. Abends, es war schon dunkel, trafen sich die Liebenden; sie verabredeten, daß Martha das nächste Jahr noch in dem Pensionate bleiben sollte, und Julius, dem Willen des Fürsten gemäß, reiste. Zwei Tage später nahmen sie von einander Abschied, Martha mußte nach der Stadt, da die Ferienzeit zu Ende war. Julius blieb noch einige Wochen, dann trat er, von den Segenswünschen des Vaters begleitet, die zu seiner völligen Ausbildung bestimmte Kunstreise an.

Ein Jahr war verflossen. Martha betrat das väterliche Haus als eine vollkommen ausgebildete Dame, die in den bäuerlichen Kreis nicht mehr paßte. Sie mußte sich einsam und verlassen fühlen, als sie die Umgebung betrachtete, in der sie von nun an leben sollte. Die Liebe hielt ihr den Muth aufrecht. Von Käthchen erfuhr sie, daß Julius auf seinen Reisen Ehre und Geld erworben habe und daß sein letzter Brief aus der Residenz des Fürsten gekommen sei, der ihn zum fürstlichen Concertmeister ernannt. Jetzt trat die Nothwendigkeit für sie heran, den Schulmeister mit dem Vater auszusöhnen, um die ersten Schritte zur Verwirklichung ihres Plans zu unternehmen. Der Haidebauer, dessen Gehöft

in neuem Glanze prangte, war noch immer der stolze hochfahrende Mann, der auf seinen Geldsack trotzte. Er hatte auch schon an eine Partie für seine Tochter gedacht, um es dem Schulmeister, der so viel Glück mit seinem Sohne gehabt, zuvorzuthun. Ein benachbarter Gutsbesitzer, ein Edelmann, zeigte Lust, das reiche Mädchen für seinen Sohn zu gewinnen, der als Lieutenant in einem Husarenregimente mehr Geld ausgab, als seine Verhältnisse es gestatteten. Bruns bereitete seine Tochter auf das in Aussicht stehende Glück vor. Martha erschrack nicht, da sie längst gefürchtet hatte, daß der stolze Vater mit einem solche Plane umgehe.

Ich habe es mir ein schönes Stück Geld kosten lassen," fügte er hinzu, „um Dich zu einer Dame zu machen; Du kannst nur einen Edelmann heirathen, für einen Bürger oder Bauer bist Du zu gut. Darum füge Dich meinem Willen, der unabänderlich ist. Der Lieutenant wird nächstens kommen, er ist ein schöner Officier, ich habe ihn im vorigen Winter bei Gelegenheit einer Jagd gesehen. Du wirst, Du mußt ihm gefallen . . ."

Bruns, der die Ueberlegenheit seiner gebildeten Tochter fürchtete, ging, um ihre Gegenrede nicht zu hören. Martha schüttelte das Köpfchen und dachte: „Ich lasse mich nicht wie ein Fuder Torf verhandeln."

Acht Tage später traf der Gutsbesitzer mit seinem Sohne ein. Arthur von Feldmann war wirklich ein stattlicher Officier; aber Martha fand doch keinen Gefallen an ihm. Je länger sie sich mit ihm unterhielt, je mehr fühlte sie heraus, daß Julius, der Künstler, doch ein anderer Mann war. Auch schämte sie sich ihrer Lage, denn sie mußte sich sagen: man betrachtet mich wie eine Waare, die verkauft werden soll. Der Haidebauer war unterthänig wie ein Knecht, pries seine Tochter an, legte ihre Zeugnisse aus dem Pensionate vor und sprach von der Mitgift, die er baar auszuzahlen im Stande sei. Gegend Abend schied der Vater, der für seinen Sohn eine Frau mit Vermögen suchte. Der Officier küßte der designirten Braut die Hand, schwang sich auf das Pferd und jagte davon. „Das ist ein Mann!" rief Bruns. „Martha, Du wirst eine Edeldame, eine gnädige Frau, vor der die Leute sich bis zur Erde beugen!" Die Tochter konnte die Freude des Vaters nicht theilen, sie sprach sich, obgleich es verlangt wurde, nicht einmal über den Officier aus. Bruns ward aufmerksam, er fing an Verdacht zu hegen und zu forschen. Der Sohn des Schulmeisters war nicht im Dorfe, er befand sich, wie allgemein bekannt, seit langer Zeit auf Reisen. Das Mädchen mußte in der Stadt eine Bekanntschaft gemacht haben. Schon wollte Bruns bei der Professorin Erkundigungen einziehen, als er einen Brief von dem Herrn von Feldmann erhielt. Der Gutsbesitzer bedauerte, die fragliche Angelegenheit nicht weiter verfolgen zu können, da der Officier einer größeren Revenüe bedürfe, als Bruns zu bieten im Stande sei. Ueber Martha schrieb er nicht ein Wort. Das war ein Donnerschlag für den stolzen Bauer. Der Zufall brachte diesen Brief in Martha's Hände. Als sie mit den Eltern allein war, leitete sie das Gespräch auf den Edelmann und zeigte auch, daß sie das klägliche Ende des Geschäfts kannte. „Ich wollte Dir nicht vorgreifen, lieber Vater, um Dir zu beweisen, daß diese Leute nur nach Deinem Gelde lüstern sind. Jetzt weißt Du es und Du wirst einen zweiten Versuch nicht wagen, mich geschäftsmäßig an den Mann zu bringen. Der Ausbildung, die Du mir in der Stadt hast geben lassen, verdanke ich den Vorzug, daß ich das Leben mit anderen Augen betrachte, als ein schlichtes Bauermädchen. Ich verlange von dem Manne, dem ich angehören soll, mehr als eine glänzende Außenseite, ich verlange auch Herz und Gemüth und vor Allem Achtung. Der Mann, dem ich als eine gute Partie angepriesen werde, kann mir keine Achtung zollen."

„Warum nicht?" fuhr der Bauer auf.

„Weil er sieht, daß wir die Ehe als ein Geschäft betrachten. Biete mich nicht aus wie eine Waare, Vater! Wer mich nur des Vermögens wegen und nicht meiner selbst willen begehrt, ist kein Mann für mich Ich bin zu stolz, um als Beigabe zu dem Vermögen zu gelten."

„Es wird sich schon eine andere Partie finden!" sagte Bruns, der fühlte, daß die Tochter Recht hatte. „Der Edelmann mag abziehen."

Denselben Abend kam Philipp, der fortgesetzt ein lockeres Leben führte, nicht nach Hause. Man vermuthete, er sei in der Schenke, wo er die freie Zeit zu verbringen pflegte. Gegen elf Uhr in der Nacht ging Bruns

selbst dorthin. Der Wirth hatte Philipp nicht gesehen. Grollend erreichte Bruns sein Haus, schloß die Thür und ging zu Bette. Auch am folgenden Morgen fehlte Philipp beim Frühstück. Die Besorgniß der Familie läßt sich denken. Der erbitterte Vater tobte, die Mutter weinte und die Schwester sah traurig den Zuständen zu, die der undankbare Sohn herbeigeführt. Bruns schwor ihn derb zu züchtigen, sobald er des Leichtsinnigen habhaft geworden. Aber Philipp kam nicht. Sollte er verunglückt sein? Es wurden Knechte nach allen Richtungen ausgeschickt; alle kehrten mit der Nachricht zurück, daß sie keine Spur gefunden hätten. Auch die näheren Freunde, die man befragte, wußten nichts von ihm. Es trat noch, das Räthselhafte dieses Falles zu erhöhen, der Umstand ein, daß Philipp alle seine Sachen zurückgelassen, nicht einmal Wäsche mit sich genommen hatte. Wäre der Verschwundene verunglückt, so hätte man ihn längst gefunden haben müssen; aber auch an Flucht konnte man nicht glauben, da Philipp keine Vorbereitungen dazu getroffen hatte. Martha war trostlos, sie wähnte, daß sie den Anlaß zu dem Unternehmen des Bruders gegeben, der sich oft über Zurücksetzung beklagt hatte. Am dritten Tage hatte der Haidebauer eine Zahlung zu machen; er öffnete den großen mit Eisen beschlagenen Eichenschrank . . . sämmtliche Banknoten, die er dort aufbewahrte, waren verschwunden, nur einiges Silbergeld war zurückgeblieben. Auf einem Papiere, das an Stelle der Banknoten lag, standen die Worte von Philipp's Hand geschrieben: „Ich habe mir mein väterliches Erbtheil genommen und bin nach Amerika gegangen Martha hat das Ihre, ich will das Meine haben" Bruns stand wie vom Blitze getroffen. Es fehlte die ganze Summe, die er zu Martha's Aussteuer bestimmt hatte, die Hälfte seines Vermögens. Dieser Schlag war zu hart für den Mann, dem der Mammon über Alles ging. Bleich und zitternd starrte er in den leeren Schrank So trafen ihn die Gattin und die Tochter, die, nichts Gutes ahnend, ihn aufsuchten. Das Papier gab sofort Aufschluß über das Geschehene Wenn die Frauen fürchteten, daß der Haidebauer in Wuth ausbrechen würde, so hatten sie sich getäuscht; Bruns war nicht der Charakter, der harten Schicksalsschlägen Muth und Festigkeit entgegensetzen konnte, er brach unter der ihm aufgebürdeten Last zusammen. Sollte er den eigenen Sohn des Diebstahls anklagen und den Flüchtling verfolgen lassen? Das wäre ein Triumph nicht nur für den Schulmeister gewesen, sondern für Alle, die ihn beneideten. Außerdem hätte das Bekanntwerden seines Verlustes ihm insofern geschadet, als die Leute sagen konnten: Der Haidebauer ist nicht mehr reich, er hat den größten Theil seines Vermögens eingebüßt. Denselben Tag noch legte Martha ihre städtischen Kleider ab, sie war wieder die Bäuerin, die statt Clavier zu spielen und in französischen Büchern zu lesen, der Mutter fleißig in der Wirthschaft zur Hand ging. Bruns, der wie ein kranker Mann durch das Haus schlich, fühlte die Bedeutung des Benehmens seiner Tochter; er drang nicht mehr darauf, daß sie die Bäuerin verleugnete. Ihm lag Alles daran, den Zustand seines Vermögens geheim zu halten. Ueber den Sohn ward das Gerücht in Umlauf gesetzt, Philipp sei zu einem entfernten Verwandten gereist, weil es zwischen ihm und dem strengen Vater stets Streit gegeben habe. Martha hatte das Schulhaus gemieden, um den schwer bekümmerten Vater nicht zu reizen; fest vertrauend auf die Treue des Geliebten harrte sie ruhig aus.

(Fortsetzung folgt.)

* Ein Sängerkampf.

Von einem sehr anmuthigen Sängerkampfe, der jüngst auf dem Hallstädter See spielte, wird der „Deutschen Zeitung" in folgender Weise berichtet: „Von übermüthiger Ferienheiterkeit belebt, zog eine Künstler-Gesellschaft in leichtem Kahne über den See. Wie die Leutchen so redlich hinfahren, erhebt sich unter ihnen eine mächtige, imposante Frauengestalt und schleuderte aus sangesfreudiger Kehle einige glänzende Triller in die blaue weiche Luft hinaus. In stummer Bewunderung lauscht die Gesellschaft den herrlichen Tönen; in stummer Bewunderung versuchen rasch vorübergleitende Fische ihren Beifall durch Emporrecken glänzender Köpfe auszudrücken. Da erklingt urplötzlich von der anderen Seite des Sees ein ganz gleicher Triller, wie der soeben gratis in's Freie gesendete, ebenso glockenrein und hell wie der erste, den Frau Wilt (vom Wiener Hofoperntheater), sie war die Sängerin

im Rachen, hatte vernehmen lassen. Etwas pikirt erhebt sich unsere Hofopernsängerin und gibt jetzt einige Töne um eine Quart höher. Abermaliger reicher Applaus von der Gesellschaft im Kahne und dann tiefe Stille. Aber die unbekannte Rivalin wiederholt dieselben Töne eben so hoch und rein, wie die jetzt gehörten. ... Nun war die Herausforderung zu klar: Frau Wilt spielte einen letzten gewaltigen Trumpf aus und gab ein F, ein F, wie es eben nur eine k. k. Hofopernsängerin, die 18,000 Gulden Gage erhält, souverän verschenken kann. Pause und tiefe Spannung, was die kühne Gegnerin nunmehr beginnen werde. Man hört dann einen gepreßten Ton als Antwort; wie verzweifelt sucht die unbekannte Sängerin die schwindelnde Höhe des F zu erklettern – vergebens, schrill und ohnmächtig bricht die fahrende Nebenbuhlerin den Kampf ab. „Rudern wir der Besiegten entgegen!“ ruft die heitere Gesellschaft im Chorus: „sie kann unmöglich weit sein“. Man folgt der Richtung, aus welcher die anonym eingesendeten Triller hergekommen, und bald erblickt man einen zweiten Kahn, in welchem mehrere fremde Herren eine fremde Dame rasch vom Flecke rudern. Die beiden Kähne nähern sich einander, Frau Wilt erkennt in der Sangesgegnerin eine königlich württembergische Hofopernsängerin, Frau Schröder. Man begrüßt sich gegenseitig und als Zeichen der Versöhnung singen sich beide Damen zur hohen Freude der beiderseitigen Zuhörer noch eine ganze Fülle von Trillern und Arien-Fragmenten ins Gesicht. Dann salutiren die feindlichen Kähne ehrerbietig und ziehen in verschiedenen Richtungen wieder zum Ufer.“

Mannichfaltiges

(**Man soll nicht zu jung heirathen**), schreibt ein amerikanisches Blatt, und führt als Beweis dafür folgendes Beispiel an. Zu Janesville heirathete kürzlich ein Paar, von welchem der Bräutigam 80 und die Braut 70 Lenze zählte. Die Folge war eine — Scheidung, ehe noch der Honigmonat zu Ende war.

(**Geiz bis zum Grabe.**) Jüngst wurde in Paris der Banquier Z begraben. Er war wegen seines Geizes berüchtigt. Er trug 25 Jahre lang denselben Rock. Im Winter ließ er ihn wattiren. Im Sommer nahm er das Futterzeug wieder heraus. Auf dem Todtenbette bemerkte er, daß ein Priester seine Frau tröstete, und den letzten Rest seiner Kräfte zusammenraffend, rief er aus: „Höre, meine Liebe, wenn der Herr dort dich etwa bestimmen will, einige Seelenmessen lesen zu lassen, damit ich früher aus dem Fegfeuer komme, so ist das ganz und gar nicht nöthig. Ich werde meine Zeit aushalten!“

(**Neue Reclame.**) An den Straßenecken in Mannheim prangt seit einigen Tagen ein großes Plakat mit den Worten „Ein großer Schuft; Fortsetzung folgt.“ Während die scharfsinnigsten Debatten gepflogen wurden, wem diese grobe Injurie gelte, ergab sich, daß diese Worte nur den Anfang der Reclame eines sehr unternehmenden Kleiderhändlers bilden. Die Fortsetzung soll nämlich dahin gehen: „ist derjenige, der behauptet, daß ich nicht das bestassortirte Wintergarderobe-Lager habe.“

Sommerbiergruß.

(Allen Biertrinkern im tiefen Bedauern gewidmet.)

Wer zählt die Kräutlein, nennt der Säfte Namen,
Die schon zur „höllischen Latwerge“ kamen?
Althopfenöl, Syrup und Alkohol,
Ein Fäßchen dieser saubern Würze voll
Geworfen in die heißen Wasserpfannen:
Und 's fleußen 30 Eimer Bier von dannen,
Die man durch weit're Kunst, durch Sch'äuch' und Eis
Schon für den nächsten Tag zu brauchen weiß.

Waldmeister, Wermuth und Lakritzensaft
Ersetzt des Malzes und des Hopfens Kraft;
Wachholder Fichtennadeln, Weidenschaalen,
Sind ebenfalls weit billiger zu zahlen;
Und was noch sonst der Zufall ausgedeckt,
Was braune Farbe gibt und bitter schmeckt,
Dabei das Schnöd'ste unter Gottes Sonne:
Die gift'ge Teufelsbrühe Belladonne.

Der bied're Bürger steht verwunderungsvoll
Und weiß nicht, was vom „Bier“ er sagen soll.
Ist dies die alte Hochschul' deutscher Brauer,
Und jetzt beim zweiten Glas schon Fieberschauer?!
Er ruft: „Kennst Du das Land, von Gott veracht't,
Wo man aus solch'r Schmiere „Biere“ macht?!
Doch horch! Da pfeift es boshaft aus dem Loch:
Wozu der Heidenlärm? — Ihr sauft's ja doch!!

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 112. Donnerstag, den 26. September 1872.

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

Vierzehn Tage waren seit Philipp's Flucht verstrichen, da trat eines Morgens Julius Sabath in das Haus des Haidebauers, der im Begriffe stand, zu seinen Arbeitern zu gehen. Der Virtuos war ein feiner stattlicher Mann geworden. Bruns erkannte den Elegant nicht sogleich, der ehrerbietig grüßend seinen Hut zog. Martha aber, die durch die halb geöffnete Küchenthür lauschte, wußte schon, wer angekommen war Julius bat um eine Unterredung mit Herrn Bruns, die ihm gewährt ward. In der Putzstube fragte der Bauer: „Was wollen Sie, mein Herr? Wer sind Sie?"

Der groß und männlich gewordene Julius, der einen krausen Vollbart trug, legte den glänzenden Hut ab.

„Ich komme als Vermittler in einer Angelegenheit, die, so darf ich wohl schließen, Ihnen Sorgen und Kummer bereitet hat. Zunächst übergebe ich Ihnen diese Summe von vierzigtausend Thalern, die Ihr Sohn einst Ihrer Kasse entnommen hat."

Bruns war keines Wortes mächtig als er sah, daß der junge Mann ein Packet Banknoten auf den Tisch legte. Das Verbrechen war also doch bekannt geworden.

„Zählen Sie nach, er fehlt nur eine Kleinigkeit, die Ihr Sohn zur Reise verwendet hat."

„Wo ist Philipp?" stammelte mühsam der Vater.

„Er wird zu Ihnen reuig zurückkehren, wenn Sie ihm Verzeihung zusichern."

Zu der Freude über die Wiedererlangung des großen Kapitals gesellten sich die Regungen des Vaterherzens.

„Mein Sohn hat schlecht an mir gehandelt!"

„Er sieht dies ein und läßt durch mich um Verzeihung bitten."

„Wer sind Sie denn?"

„Sie werden es später erfahren," antwortete Julius, der sein Incognito zum wirksamen Einflusse auf den Alten benutzen wollte. „Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen erzähle, wie ich die Bekanntschaft Ihres Sohnes gemacht habe. Mein Beruf führte mich nach Hamburg. Es war gegen Abend, als ich eine Promenade am Ufer der Elbe machte. Ich war allein. Da sah ich einen jungen Mann, der traurig in die Fluthen des tiefen Stromes starrte. Auf den ersten Blick erkannte ich, daß der Arme mit einem Entschlusse kämpfte, den die Verzweiflung ihm aufdrängte. Die bleichen Züge verriethen den Zustand seines Innern. Sofort faßte ich den Entschluß, ihn zu beobachten. Er ging weiter; ich folgte ihm. Um das Aeußerste zu vermeiden, redete ich ihn an . . . ein Thränenstrom entstürzte seinen Augen. Rasch ergriff ich seinen Arm, zog ihn fort von dem Strome und verwies ihm mit starken Worten sein sträfliches Beginnen. Er klagte sich an, übel an seinen Eltern gehandelt zu haben, gestand sein Vergehen und bat mich um Rath, da ihm der Muth fehle, in die Heimath zurückzukehren. Ich packte ihn in eine Droschke, die uns nach meinem Hotel brachte. Hier nahm ich ernste Rücksprache mit ihm, und es gelang mir, ihn zu überzeugen, daß er nur dann sein Unrecht völlig ausgleiche, wenn er reuig zu den Eltern zurückkehre. Er versprach meinem Rathe zu folgen, wenn ich ihn begleitete Ich hielt dies für meine Pflicht und so bringe ich Ihnen den Verlorengeglaubten, der unter falschen Voraussetzungen das väterliche Haus verlassen hat. Glauben Sie mir, Ihr Sohn ist nur zu beklagen, nicht zu verdammen . . . Reichen

Sie ihm noch einmal die Vaterhand und Sie werden finden, daß Philipp Ihrer Verzeihung würdig ist. Wer von uns Menschen wäre völlig rein von Makel, wer machte sich nicht einer Schwachheit schuldig, die er in ruhigem Zustande bitter bereut. Die unbedacht ausgeführte Flucht und der Aufenthalt unter fremden Menschen, die keine Theilnahme äußern, werden Ihrem Sohne eine heilsame Lehre für das ganze Leben sein und ihm die Familie theuer und werth machen. Die Reue, die er empfindet, zeigt wohl deutlich, daß sein Herz nicht verstockt ist."

Diese Lösung der traurigen Wirren war nicht nur dem stolzen Bauer, sondern auch dem Vater willkommen, der doch stets in Liebe an dem Sohne hing.

„Es soll vergeben und vergessen sein," sagte Bruns bewegt; „Philipp mag kommen, wenn er von nun an ein anderes Leben führen will."

„Dies mag Philipp Ihnen selbst versprechen."

„Aber, Herr, ich muß doch wissen, wer mir einen so großen Dienst erweist .... Wer sind Sie denn?"

„Auch dies mag Ihnen Philipp sagen, der sich gleich bei Ihnen einstellen wird."

Julius verneigte sich, nahm den Hut und ging.

„Ein vornehmer Herr!" dachte Bruns, dem eine Centnerlast vom Herzen genommen war. „Gott sei Dank, Philipp ist doch nicht so schlecht, als ich dachte ... das Gewissen wird ihm wohl weidlich zugesetzt haben!"

Eine Viertelstunde später kam Philipp. Niedergeschlagenen Blicks trat er ein. Die Mutter umarmte ihn, sprach die bittersten Vorwürfe aus über sein Benehmen, das so viel Kümmerniß bereitet hatte. Der Vater reichte ihm die Hand und fragte ernst: „Bereuest Du, Philipp?"

„Ja, Vater! Ich habe in der Verblendung gehandelt!"

„Ist Dir es nun klar, was Du an mir hast?"

„Ihr hättet mich nicht wiedergesehen, wenn Julius Sabath nicht gewesen wäre."

„Wie, Julius Sabath?"

„Ihm verdanke ich nicht nur, daß ich noch am Leben bin, er hat mir auch die Augen geöffnet, daß ich meine Stellung hier im Hause begreife."

Die Mutter zog den Sohn mit sich fort, um für den Augenblick weitere Erörterungen zu vermeiden und ihm unter vier Augen tüchtig die Wahrheit zu sagen, wie die gute Frau es liebte. Der Haidebauer blieb betroffen, in dem Zimmer zurück. Der fremde Herr, der ihm den Sohn zurückgebracht, war also kein Anderer, als Julius Sabath, der Musikant, den er haßte, derselbe, der bei dem Brande des Speichers so kühn und umsichtig gearbeitet hatte, daß das Wohnhaus von den Flammen verschont geblieben war, während die Bauern rathlos dastanden und das brennende Gebäude begafften. In beiden Fällen hatte Julius die Gelegenheit nicht herbeigeführt, sich die Nachbarsfamilie zu verpflichten, der Verlauf der Dinge war ein natürlicher; er hätte sich eben so gut zurückhalten können, wenn er ein Mann gemeinen Schlages gewesen wäre. Als er sich nun des Concertes erinnerte, in dem der junge Mann als Künstler gefeiert worden, ferner des Besuchs des Fürsten, der nicht hoch genug anzuschlagen war, da mußte sich der geldstolze Bauer doch eingestehen, daß Kunst und Bildung nicht weniger Würdigung finden als Reichthum.

„Woran denkst Du Vater?" fragte eine sanfte Stimme.

Martha, die leise eingetreten, stand ihm zur Seite.

Bruns antwortete nicht.

„Philipp," fuhr das junge Mädchen fort, „ist wie umgewandelt; er hat der Mutter und mir Abitte gethan. Halte ihm das, was er gesündigt, seinem heftigen Charakter zu Gute ... Auch ist er von seinen sogenannten Freunden aufgehetzt ... Hat er sich doch in der Verzweiflung über seinen unbesonnenen Streich und aus Schmerz über die Trennung von seinen Eltern, denen er nicht wieder unter die Augen kommen zu dürfen wähnte, das Leben nehmen wollen. Julius Sabath, den die Vorsehung ihm entgegenführt, hat ihn gerettet. Glaube nur, Vater, es giebt eine Vorsehung! Sie hat sich des Sohnes unseres Nachbars bedient, um Dir und dem Philipp die Augen zu öffnen."

„Wie?" fragte Bruns auffahrend.

„Du hast die Sabaths falsch beurtheilt."

„Was soll das heißen?"

„Schließe Frieden und Freundschaft mit dem Nachbar, der doch im Grunde genommen stets Dein bester Freund gewesen ist. Denke an den Officier, der uns den Rücken zuwendet, weil Du ihm nicht reich genug bist ... es

ist dies für mich eine Demüthigung, die ich nie vergessen werde. Was werden die Leute sagen, wenn diese Heirathsgeschichte bekannt wird!"

„Sie wird nicht bekannt werden!" rief abwehrend der Haidebauer. „Ich habe geglaubt, für Dich zu sorgen . . ."

„Vater, ich erkenne Deine Güte an; aber verzeihe mir, daß ich es sage, Du wählst nicht den rechten Weg. Die Ausbildung, die Du mir hast angedeihen lassen, berechtigt mich, einen anderen Standpunkt einzunehmen, als den, den die sogenannten vornehmen Leute mir anweisen. Vater, laß mich selbst dafür sorgen, daß Du einen Schwiegersohn bekommst, der nicht nach Deinem Gelde lüstern ist, und daß mir ein Mann werde, der mich meiner selbstwillen begehrt. Willst Du mir das gestatten?"

Bruns reichte schweigend der Tochter die Hand. An der Thür rief er noch einmal zurück:

„Du bist mein Stolz und Freude; ich wäre elend, wenn Du unglücklich würdest!"

Martha flog ihm an die Brust:

„Wenn Du mich nicht hinderst, werde ich so glücklich sein, daß Du Deine höchste Freude an mir haben sollst!"

„Das gebe Gott!"

(Schluß folgt.)

---

* Aufschneiderei

in den eigenen Finger: so möchten wir die neueste Entwicklung der Münchhausiade nennen, die sich im Uebermuthe überschlägt oder, wie Solger das etwa einschachteln würde, sich in Selbstironie auflöst. Wir haben übrigens ein altes psychologisch höchst merkwürdiges classisches Beispiel für diesen sich selbst verspottenden Humor im Don Quixote, in der Höhle des Montesinos, bei der Bitte von Dulcineens Hofdame um etliche Pfennige für ein Strumpfband. Ein Marienbader Feuilletonist gab am Schlusse seines zweiten Artikels jüngst ein hübsches Beispiel dieser modernen Witzesform und hier mögen ein paar ähnliche französischen Ursprungs folgen: „Als ich mich eines Tages in Spanien unterwegs befand", erzählte einst Méry, „wurde ich von fünf Banditen überfallen. An Flucht dachte ich nicht im Geringsten, sondern zog meine zwei doppelläufigen Pistolen heraus und gab Feuer. Vier von den Räubern fielen todt zu Boden." — „Und der fünfte?" fragte die Gesellschaft voll Bewunderung und Neugierde. — „Der tödtete mich", antwortete Méry mit dem größten Ernste. — Eines Tags erwartete Alphons Karr einige Freunde bei sich zu Tische. Alle kamen nach und nach, nur einer, ein Arzt, ließ auf sich warten. Um die Zeit zu tödten trieb man dies und jenes und plötzlich entdeckte einer der Gäste auf dem Bücherschrank einen sehr gut präparirten Todtenschädel. Er bewunderte denselben und fragte Karr, woher er denselben habe. Karr hatte gleich eine sentimentale Geschichte fertig, die er in gerührtem Tone vortrug. Er habe den Schädel geerbt, sagte er, und zwar sei ihm derselbe von einem armen jungen Mädchen, das ihn einst zwischen den Schultern getragen, vermacht worden, aus Dankbarkeit, weil er sie, die Brodlose und Todtkranke, bei sich aufgenommen hatte. Alles war gerührt. Ueber das kam der einzige noch fehlende Gast, der Dr. N. Kaum erblickte er den Schädel, als er ihn aus Karr's Hand nahm und als Phrenologe die Linien, Buchten und Buckel desselben zu studiren begann. Dabei murmelte er: „Aha, wir waren Feinschmecker . . . Lügenbeutel . . . Trunkenbold . . . Dieb." Die Gesellschaft, die nun begriff, daß Karr sich mit ihr einen Scherz erlaubt hatte, als er ihr den Todtenkopf als von einem jungen Mädchen herrührend bezeichnete, brach in ein Gelächter aus; Karr aber sagte vollkommen gefaßt: „Ich sehe, wie sich die Sache verhält, ich hatte einen außerordentlich diebischen Bedienten, den ich zuletzt fortjagte. Wahrscheinlich hat er mir den Schädel des Mädchens gestohlen und mir seinen dafür dagelassen." Unter dem neuen Ausbruche von Heiterkeit, den diese, womöglich noch wahrhaftigere Auskunft hervorrief, begab man sich zu Tische.

Mannichfaltiges.

(Die Rache des Verschmähten.) Wiener Blätter erzählen: Eine hübsche kleine Blumenmacherin, Namens Leopoldine, wurde jeden Abend, wenn sie aus ihrem Geschäfte in der Mariahilferstraße nach Hause ging, von zwei jungen Leuten erwartet und verfolgt. Die Beiden, verschieden in Gesinnung und Ansichten, in Stand und Aeußerem, waren nur in zwei

Punkten gleich: in ihrem Hasse gegen einander, und darin, daß beide rothe Haare haben. Die kleine Blumenmacherin mochte der ewigen Verfolgungen bis in ihre Wohnung außer der Linie müde sein und schenkte einem der Begleiter ihr Herz. Es war Josef, ein biederer Gemischtwaarenhandlungs-Commis, der, im Inseratentheile eines Volksblattes den Pegasus besteigend, die Reize der Angebeteten in stempelpflichtigen Versen besang. Jetzt war er an dem Ziele seiner Wünsche angelangt. Leopoldine gehörte ihm. Um so stärker kochte hingegen die finsterste Rache in dem Busen des zweiten Verehrers der Blumenmacherin, eines charakterfesten Friseurgehilfen. Der Unglückliche sah sich verschmäht, seinem Nebenbuhler nachgesetzt und brütete nun auf grimmige Rache. Sie sollte ihm werden. Vorgestern kehrte der liebegirrende Dütendreher bierschwer und hoffnungsselig in sein Quartier zurück und fand auf dem Tische ein zierliches Päckchen vor. Mit zitternder Hand wurde die geheimnißvolle Sendung eröffnet; siehe, sie endlich einen Tiegel, der die bedeutungsvolle Inschrift trug: „Unfehlbares Haarfärbemittel; eine Dosis genügt, für fünf Tage ein glänzendes schwarzes Haar herzustellen. Preis 1 Thaler." Der Jüngling sank auf die Knie; ein Wink von Leopoldine! seufzte er. Am folgenden Morgen wurde die glückverheißende Metamorphose durch kräftiges Einreiben des Kopfes vorbereitet. Josef erschien wie ein moderner Titus in Mariahilf, allgemein bewundert und beglückwünscht. Aber schon zwölf Stunden später erhielt die tiefe Schwärze einen grünlichen Stich und als der Unglückliche am nächsten Tage in der Sonne ging, verwandelte sich die Farbe des Haares in das schönste Papageigrün. Entsetzen erfaßt den Bedauernswerthen, das sich bis zur Raserei steigert, als er einen anonymen Brief öffnet, der die wenigen aber inhaltsschweren Worte enthielt: „Grün für immer!" Jetzt ahnt der Jüngling, welche Rache sein Nebenbuhler genommen. Der Epilog spielt bei dem Polizei-Commissariat des Bezirkes, das den Attentäter mit Haarfärbemitteln festnehmen ließ.

(Pariser Ruinen.) Dem „N. P. J." wird aus Paris geschrieben: Es gibt überall eine doppelte Art von Ruinen, Ruinen von Menschen und Ruinen von Gebäuden. Zu den ersteren gehört das steinreiche Fräulein Z. im Faubourg St. Germain, und an den letztern hat Paris in Folge der Herrschaft der Commune bekanntlich auch keinen Mangel. Gestern öffnet sich die Thür des Salons der alten Dame; ihr Neffe, ein junger Mann, ihr nächster Verwandter, und, was viel wichtiger ist, der alleinige Erbe ihrer Reichthümer, stürzt in den Salon, fällt der Tante um den Hals und ist mit einem Worte entzückt. „Nun, liebes Kind, was hat dich nach Paris geführt?" — „O, theure Tante, ich wollte mir die Ruinen von Paris ansehen und da konnte ich doch nicht umhin, auch dir meinen Besuch abzustatten." — Fünf Minuten später fuhr Fräulein Z. bei ihrem Advokaten vor und ließ den Namen ihres Neffen aus ihrem Testamente tilgen.

Goldkörner.

Die Dichter münzen ihre Erfahrungen für Andere, selten für sich selbst.

* * *

Unsere besten Geisteserndten kommen von Flugsamen.

* * *

Haben wir nur angefangen, etwas Tüchtiges in unser Denken und Fühlen hereinzuziehen, so drängt sich Verwandtes in reicher Fülle herzu und schwache, kaum angedeutete Linien runden sich zum Kreise ab.

* * *

Wem die äußern Güter und Schätze fehlen, dem bleibe es überlassen, ob er darum betteln will. Wer aber die innern und geistigen entbehrt, der thue es ja und wär' es auf den Knieen.

* * *

„Der Logos schuf die Welt." Nicht Gottes Vernunft schuf die Welt, sondern sein Herz.

* * *

Das Leben wird uns, je länger wir leben, desto heiliger.

* * *

Ohne den rüttelnden Schmerz ermüdet das Leben sehr bald.

* * *

Wir spielen mit dem Leben, nie das Leben mit uns.

* * *

Es gibt ein Glück, das sehr bald in Unglück umschlagen kann: Erfüllter Wunsch. Es gibt ein Unglück, das wenigstens dem innern Menschen oft Quelle von Glück wird: Hoffnungslose Liebe.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 113. Samstag, den 28. September 1872.

* Das Haidemädchen.

Novelle von August Schrader.

(Schluß.)

Der Bauer ging in die Haide, um nach den Arbeitern zu sehen. Auch dem Rückwege begegnete ihm der Cantor, der schon von Weitem freundlich grüßte. Bruns war heute weich gestimmt, er fühlte auch, daß ein Ausweichen den Vater des jungen Mannes kränken mußte, der ihm einen so großen Dienst erwiesen hatte. Sabath reichte dem Bauer die Hand. „Ich will es nur gestehen, Herr Nachbar, daß ich Sie aufgesucht habe, daß ich schon in Ihrem Hause gewesen bin, um Ihnen meinen Glückwunsch darzubringen."

„Danke, Herr Cantor!"

„Unsere Söhne, die sich sonst haßten, haben mit einander Frieden geschlossen; auch wir wollen den alten Zwist vergessen, der, im Grunde genommen, doch auf Nichts hinaus lief ... Ich biete Ihnen zuerst die Freundeshand ... lassen Sie uns die alten guten Nachbarn wieder werden, auf daß wir den Rest unseres Lebens in glücklicher Eintracht verbringen. Der Himmel hat Ihren Fleiß gesegnet; genießen Sie diesen Segen in der Ruhe des Gemüths, ohne die wahres Glück nicht möglich ist. Sie haben den verloren geglaubten Sohn wiedererhalten: das muß Ihrem Vaterherzen wohlthun. Auch ich habe mit meinem Julius Glück gehabt; er ist fürstlicher Concertmeister mit einem namhaften Gehalte geworden ... So feiern wir denn Beide heute einen Festtag ... Möge er auch der Geburtstag unserer erneuten Freundschaft sein."

Der Haidebauer sah gerührt den Cantor an. „Ich habe Sie für stolz gehalten, Herr Nachbar!"

„Ja, ich bin stolz auf meinen Sohn, wie Sie volles Recht haben, auf Ihre Tochter stolz zu sein. Martha ist ein seltenes Mädchen, eine Perle, die man mit Liebe und Sorgfalt bewahren muß. Eine rauhe Hand, die das Kleinod nicht zu würdigen versteht, wird es vernichten ..."

Bruns drückte dankbar die Hand des Cantors; das Lob Martha's, aus seinem Munde gespendet, erfüllte ihn mit hoher Freude.

„Auch ich wünsche Ihnen Glück, Herr Nachbar; ich habe Ihren Sohn gesprochen, ohne ihn zu kennen ... er ist ein feiner Herr geworden, der Ihnen große Freude machen muß."

„Sind wir ausgesöhnt?" fragte Sabath.

„Ich bin's zufrieden."

Beide schüttelten sich die Hände, die noch in einander lagen. Auf dem Heimwege unterhielten sich sich über Philipp's Flucht. Sabath entschuldigte nach Kräften und bezeichnete den Fall als eine heilsame Lehre für den jungen Mann, der unerfahren in die Welt gegangen sei. „Philipp," so schloß er, „hat mir mit Hand und Mund gelobt, sich eines ordentlichen Lebenswandels zu befleißigen, auf daß der Vater mit Stolz sagen könne: „Du bist mein Sohn!"

Vor dem Dorfe trennten sich die versöhnten Nachbarn. Dem Haidebauer war das Herz leichter geworden; zum ersten Male empfand er, wie wohl die Theilnahme guter Menschen in Leid und Freude thut, er mußte sich aber auch sagen, daß das Geld nicht immer ausreicht, alle Widerwärtigkeiten im Leben zu beseitigen. Fast heiter gestimmt nahm er das Mittagsmahl im Kreise seiner Familie ein und Philipp ward mit Vorwürfen verschont.

Denselben Abend hatten Julius und Martha eine Unterredung, deren Ergebniß sich bald zeigen sollte. Zwei Tage später, es war wieder Sonntag, erschienen Sabath Vater und Sohn

im Hause des Haidebauers, der sinnend im Lehnstuhle saß. Julius, von Martha empfangen, ward in das Besuchszimmer geführt. Frau Bruns geleitete den Cantor in die Wohnstube, wo der Gatte sich allein befand.

„Gott zum Gruße, Herr Nachbar! Immer noch verdrießlich und mißmuthig?“ rief jovial der Cantor, der Hut und Stock in eine Ecke setzte.

„Es freut mich, Herr Nachbar, daß Sie kommen; plaudern wir, daß die Zeit vergeht.“

„Der Tag des Herrn ist zur Freude und Erholung geschaffen, an ihm soll man nicht trüben Gedanken nachhangen.“

Beide Nachbarn rauchten und plauderten. Im Laufe des Gesprächs warf Sabath die Frage hin: „Was geht Ihnen durch den Kopf, lieber Nachbar? Sprechen Sie sich aus, es schafft Erleichterung . . . vorausgesetzt,“ fügte er hinzu, „daß Sie geneigt sind, mir Vertrauen zu schenken. Macht Ihnen Philipp Sorgen?“

„Nein, o nein! Ich bin zufrieden mit ihm, wenn er bleibt wie er ist. Aber Martha . . .“

„Wie, die Tochter?“

„Sie ist wie umgewandelt. Sonst fand sie Gefallen am Clavierspiel, ich habe ihr doch ein schönes Instrument gekauft . . . Sie studirte auch in den Büchern . . . Jetzt schleicht sie still durch das Haus, zieht wieder ihre Dorfkleider an und will nur wirthschaften . . . Der Aufenthalt in der Stadt ist fruchtlos gewesen.“

„Lieber Freund,“ erklärte bedächtig der Schulmeister, „es ist dies eine Erscheinung, die nach sehr natürlichen Gesetzen zu Tage tritt. Martha's Bildung erfordert ein anderes Leben, als Erlrode und das Vaterhaus ihr bieten können. Ihr Geist will Nahrung haben . . .“

„Das begreife ich!“ sagte der Haidebauer.

„Sie haben die Tochter für feine Kreise erziehen lassen, folglich muß sie sich auch in solchen Kreisen bewegen. Eine Pflanze des Südens kann in dem kalten Norden nicht gedeihen. Ich würde dasselbe mit meinem Sohne erleben, wenn ich ihn im Hause behalten wollte. Da muß man sich nun den Consequenzen fügen.“

„Was soll ich denn thun?“

„Ueberlegen wir, Herr Nachbar!“

„Das Wohl meines Kindes liegt mir am Herzen. Ich kann es doch nicht wieder nach der Stadt schicken.“

„Ohne Führer und Rather, das wäre gefährlich! Martha ist schön, jung und gebildet . . . Dazu würde ich nicht rathen.“

„Ihre Traurigkeit geht mir zu Herzen, fast bereue ich, sie nach der Stadt geschickt zu haben. Reden Sie ihr doch zu, daß sie sich durch Musik zerstreut, ich will ja gar nicht, daß sie soviel arbeitet.“

In diesem Augenblicke wurden Accorde auf dem Clavier angeschlagen, das in dem angrenzenden Zimmer stand. Man hörte die Töne deutlich, da die Fenster geöffnet waren. Ein einfaches melodisches Vorspiel folgte. Nun nahm eine Geige die Melodie auf und führte sie mit einer Zartheit und Innigkeit durch, die den Schulmeister entzückte und dem Haidebauer Bewunderung auferlegte. So konnte nur ein Meister spielen. Und die Begleitung schloß sich so präcis, so correct an, daß sich ein vollendetes Zusammenspiel bildete. Sabath wiegte wonnetrunken das Haupt. Bruns nahm die Pfeife aus dem Munde, stützte sich mit den Händen auf die Lehne des Stuhls und horchte.

„Was ist das?“ fragte er nach langer Pause.

„Sehen wir nach.“

Der Schulmeister erhob sich und öffnete die Thür. Bruns folgte ihm. Da sahen sie eine reizende Gruppe. Martha, in schwarze Seide gekleidet, saß am Clavier, vertieft in die vor ihr liegenden Noten; ihre Hände glitten gewandt über die Tastatur. Neben ihr stand der elegant gekleidete Julius, der seinem Instrumente wunderbare Töne entlockte. Das gefiel dem Haidebauer. Noch nie hatte er die Tochter so spielen gehört.

„Das ist Nahrung für den Geist Ihrer Martha!“ flüsterte Sabath. „Kunst und Wissenschaft sind ihr nöthig wie die Luft zum Leben.“

Das Zimmer schien dem Bauer ein geweiheter Raum geworden zu sein, er wagte nicht es zu betreten. Da stand der Künstler, den die Bewohner der großen Stadt und der kunstliebende Fürst auszeichneten. Bruns verstand die Musik nicht, aber er empfand die Macht der Töne, die, eine himmlische Sprache, zu seinem Herzen redeten. Und nun das schöne Paar, das diese Musik hervorzauberte . . . Der Haidebauer war seiner Sinne nicht mehr

mächtig. Erregt nahm er die Hand des Schulmeisters, der selig lächelnd auf der Schwelle stand. Julius setzte die Geige ab, Martha schlug die letzten Accorde an. Sabath umarmte den Sohn, Bruns die Tochter.

„Vater," rief Martha, „Du hast mir ein Versprechen gegeben! Wenn Du willst, daß ich ganz glücklich werde, so gewähre Julius die Bitte, die er aussprechen wird."

Der junge Mann näherte sich dem Bauer.

„Segnen Sie den Bund, den unsere Herzen geschlossen," bat er mit bewegter Stimme; „ich würde nur ein Stümper sein, wenn ich meine Kunst nicht für Martha üben könnte, die mich zum eifrigen Studium begeistert hat.

„Vater, halte Dein Versprechen!" rief Martha an seinem Halse. „Ich selbst sollte mir den Mann wählen ... Julius liebt mich lange schon."

Bruns reichte dem Virtuosen die Hand.

„Kann ich denn anders?" stammelte er bewegt. „Hier gedeiht meine Tochter nicht. Nehmen Sie sie mit sich in die Stadt, wo sie geistige Nahrung findet, wie mein Nachbar sagt. Nun kann ich auch meine Schuld an Sie abtragen ... Sie haben mir den Sohn und die Hälfte meines Vermögens erhalten; ich gebe Ihnen das Beste dafür, was ich besitze, meine Martha."

Der Concertmeister zögerte nicht, die Perle heimzuführen. Als der Winter kam, theilte die Gattin das Ansehen des Gatten, der als Virtuos gefeiert ward. Martha war bald eine vollendete Salondame, die durch nichts verräth, daß sie aus der Heide bei Erlrode hervorgegangen.

---

* Der verscheuchte Liebhaber.

„Bon soir," Hauptmann. Was fehlt Dir heute Abend? Gibt's kein l'Hombre, kein Whist? Ist die Zeitung ausgeblieben? Unwohl kannst Du Dich nicht fühlen, Krankheiten sind gegen Deine Grundsätze!"

„Ich denke an Dich, Obermedizinalrath!"

„An mich? – Erlaube, daß ich mir eine Cigarre anzünde; kann ich Dir dienen? Es sind echte Havanna's, ein Geschenk aus Hamburg. An mich denkst Du? Weißt Du auch, daß das feierliche Gesicht, womit Du das sagst, mir fast Schrecken einjagen könnte? Was ist's denn mit Dir, erzähl' mir etwas Neues von mir, Freund!"

„Oder, wenn Du lieber willst, ich denke an Deine Frau!"

„An meine Frau? Immer besser. Du bist in sie verliebt gewesen, früher als ich, das war vor dreißig Jahren. Ich lief Dir den Rang ab, weil ich ein impertinentes Nasenbluten, das sich auf einem Balle einstellte — weißt Du noch, der alte Bankier Jagemann gab den Ball — zu vertreiben verstand. Ich erinnere mich, Du gratulirtest mir mit ungefähr einem solchen Gesicht. Ist doch kein Recitiv eingetreten? Julie hat jetzt graue Haare, ehrwürdiger Seladon, obgleich sie es selbst nicht weiß."

Ich möchte ein ernsthaftes Wort mit Dir reden, Ludwig!"

Ein ernsthaftes Wort? Ganz meine Passion nach dem Abendessen. Erlaube nur noch einen Augenblick, das Sophakissen ist heruntergerutscht, und das entbehr' ich ungern hinter dem Rücken. Nun kannst Du immerhin beginnen."

„Man spricht allerlei über Deine Frau."

„Also, man spricht noch von ihr? Das wird sie freuen, das ist ein seltenes Glück im achtundvierzigsten Jahr."

„Ich bitte Dich, laß die Possen und schenke mir einige Aufmerksamkeit. Der Lizenziat Beckendorf besuchte Dein Haus in der letzten Zeit sehr häufig."

„Und dafür bin ich ihm sehr dankbar. Der junge Mann ist mein Blitzarbeiter, ich kann ihn nicht genug schätzen. Du denkst Dir gar nicht, wie unliebenswürdig die einst so liebenswürdigen Launen meiner Julie geworden sind, seit sie unter die Haube und in die Jahre gekommen ist. Ich hab' Dir aus Edelmuth nie davon erzählt, ich kenne Dein mitleidiges Herz, aber das sei Dir im Vertrauen gesagt, wenn ich meinen Ehestand wohl zumal mit einem warmen Sommerabend verglich, so geschah es nur, weil man sich an einem solchen Sommerabend vor Mückenstichen nicht zu fassen weiß. Freund, man wird mir nach meinem Tode keine Altäre errichten, und doch bin ich ein Märtyrer, wie Einer."

„Ich sehe nicht, in welcher Verbindung dies Dein Märtyrerthum mit dem Lizenziaten Beckendorf steht."

„Doch, doch, gestrenger Herr Hauptmann. Seit meine Julie gemerkt hat, daß der Lizenziat sie noch zu den Lebendigen zählt — Du weißt am Ende gar nicht, daß die neueste

Nummer des Journals für praktische Arzneikunde sich die Freiheit nimmt, alte Frauen und griechische Mumien generisch zusammen zu stellen! — seit dieser Zeit ist sie wie umgewandelt, sie liest Gedichte und lernt sie auswendig, sie bekommt selten oder nie Vapeurs, sie bringt mir selten den Hut, wenn ich ausgehen will, ja, sie war in Anwesenheit des Lizenziaten mehr als einmal naiv, und verstand den Pfiff noch recht gut. Soll ich mich eines Menschen, der solche Wunder thut, nicht freuen?"

„Die Leute sprechen nicht viel Gutes, das heißt, sie sprechen recht viel Schlimmes über das zwischen Beckendorf und Deiner Frau bestehende Verhältniß."

„Freund, meine Frau ist alt."

„Aber nicht Jeder glaubt, wie Du, sie sei zu alt."

„Freilich, freilich, das hat seine Gründe."

„Und kurz und gut, Obermedizinalrath, sie steht im Begriff, im achtundvierzigsten Jahre ihren Ruf zu verlieren, und Du siehst ein, das ist etwas spät."

„Ich erschrecke. Der Lizenziat ist bei ihr, sie hatten's heimlich, wie ich fortging; er entführt sie mir doch wohl nicht? Es ist neblich und kalt, ohne Schnupfen wird's nicht abgehen."

„Ich habe als Freund zu Dir gesprochen; wenn es Dir gleichgiltig ist, ob Deine Frau zweideutig oder lächerlich erscheint — auf eins von Beiden muß es zuletzt doch wohl hinauslaufen — so werd' ich mich darin finden können."

„Trete nicht an's Fenster, Bruderherz, ich weiß Deine redliche Theilnahme zu schätzen. Du hast Recht, die Komödie muß ein Ende haben. Nun, das ist schnell herbeigeführt, vielleicht noch heute Abend. Gute Nacht, Hauptmann, ich muß noch in einige Läden gehen."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges

(Ein neuer Duell-Modus.) Ein furchtbares, bis jetzt noch nie dagewesenes Duell hat kürzlich in Amerka stattgefunden. Zwei Musikanten, von denen der eine den anderen schwer beleidigt hatte, haben sich auf — Pianinos geschlagen.. Der Kampf hat 48 Stunden gedauert. Ohne Essen und Trinken, ohne auch nur eine Minute zu pausiren, haben die beiden Widersacher während dieser ganzen Zeit auf ihren Instrumenten herumgedroschen, Tanzstücke waren dabei ausgeschlossen. Einer hat 580mal hintereinander das „Miserere" aus dem „Troubadour" gespielt. Als er es zum 581. Male herunterorgeln wollte, fiel er bei dem ersten Takte wie vom Blitze niedergeschmettert todt zu Boden. Der zweite der Duellanten hat nach dem nächsten Spitale gebracht werden müssen und befindet sich in Lebensgefahr. Sämmtliche vier Zeugen legen Symtome einer beginnenden Geisteszerrüttung an den Tag. Die Instrumente sind vollständig, was man zerdroschen nennt.

(Rettung aus einer Verlegenheit.) Ein Vorfall, der vor einigen Tagen die Bevölkerung des schottischen Städtchens Alyth nicht wenig erregte, verdient in weiteren Kreisen bekannt zu werden Ein Maurer, der mit dem Ausbau eines Fabrikschornsteins beschäftigt war, sah sich, als er am Abend seine erhabene Stellung aufgeben wollte, ohne Mittel, von dem bereits 100 Fuß hohen Bau hinunter zu gehen Die Bevölkerung eilte herbei, und alle Mittel wurden versucht, das heruntergefallene Seil dem verlorenen Maurer zukommen zu lassen. Vergebens. Der Abend kam immer näher und mit der Errichtung einer temporären Holztreppe von innen war man noch unzweifelhaft weit zurück. Da fiel dem Maurer ein guter Gedanke ein. Er zog einen Strumpf aus, trennte denselben auf und ließ denso erhaltenen langen Faden hinunter, an dem das Seil nun befestigt und heraufgezogen wurde. Der Maurer ließ sich nun unter dem Beifall der Anwesenden herunter und erhielt von dem Eigenthümer der Fabrik ein — neues Paar Strümpfe.

Goldkörner.

Keinen Schritt weiter steuert unser Verstand hinaus als unser Herz wagt.

Gerade dann entschwindet so rasch die Stunde, wenn wir mit ihr geizen wollen.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote"

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 114. Dienstag, den 1. Oktober 1872.

* Die Gunst der Kleinen.

Bring' immerhin den Großen Huld'gung dar,
Doch suche auch die Gunst von kleinen Leuten;
Ist auch nicht groß genug der Mücke Flügelpaar,
Um schützend über Dir sich auszubreiten,
Ihr winz'ger Stachel, feiner als das Haar,
Hat Gift genug, um Schmerz Dir zu bereiten.

Er soll dein Herr sein. *)

Eine Novelle von Paul Heyse.

Die Nacht war schon hereingebrochen, und der Erzengel Michael auf dem Thurmknopf der alten Stadtkirche, den ein frommes altes Jüngferchen erst vorm Jahr auf eigene Kosten hatte frisch vergolden lassen, sah so grau und unscheinbar aus, wie ein ganz ordinärer Wetterhahn aus verrostetem Eisen. Um diese Stunde regte sich sonst in der kleinen bayerischen Garnisonstadt nur noch wenig öffentliches Leben. Die Hausväter saßen beim Bier, die Hausmütter in den Kinder- und Gesinde-Stuben dachten schon halb und halb daran, ob sie nicht, um Licht zu sparen, heute ein Stündchen früher als gewöhnlich zu Bett gehen sollten, und was etwa noch auf den spärlich beleuchteten Gassen hin und her huschte oder in den Hausthüren und dunklen Mauerecken flüsterte, war sich vollkommen des Reizes einer unerlaubten Nachtschwärmerei bewußt.

An dem Abend aber, von dem hier die Rede ist, ging es trotz der nachtschlafenden Zeit in Häusern und Straßen so laut und lustig zu, wie es besagter Erzengel, der Schutzpatron der guten Stadt, auch aus den letzten Jahren vor seiner Vergoldung sich nicht entsinnen konnte. Alles Militär, das hier garnisonirte, zwei Bataillone Infanterie und eine Schwadron Chevauxlegers, schien auf den Beinen zu sein, rasselte mit Säbel und Gewehr über das schlechte Pflaster, saß in den Bräustuben in dicken Haufen, aber bunt mit Bürgern durchspickt, beisammen, und es gab kaum eine Hausthür, wo nicht ganz ungescheut irgend ein weibliches und männliches Wesen, in zärtliche Zwiesprach vertieft, gelegentlich durch den Schall von Weinen, Lachen oder Küssen die Tonart ihres Duettes angaben und es nicht zu achten schienen, daß die Glücks- und Leidensgefährten rechts und links sie hätten belauschen können, wenn sie nicht mit sich selbst genug zu thun gehabt hätten. In allen Häusern waren die Fenster erleuchtet, kleine Kinder saßen im Nachtröckchen auf den Treppenstufen und schauten verwundert bald zu dem sommerlichen Sternenhimmel hinauf, bald in das hastige Gewimmel, das sich besonders auf dem Marktplatz um die alte Kirche herumtrieb, und horchten dazwischen auf die Trompeten und Clarinetten der Regimentsmusik, die im Saal des Rathhauses allerlei schöne patriotische Weisen zum Besten gab.

Dort fand nämlich ein Abschiedsmahl statt, das die Väter der Stadt dem Offiziercorps zu Ehren veranstaltet hatten. Der Krieg mit Frankreich war erklärt, die Mobilmachungsordre vor Kurzem eingetroffen, und morgen mit dem Frühesten sollte die Eisenbahn Alles, was in zweierlei Tuch einherging, die gesammte Garnison, sowie die in Eile herangezogenen Landwehrpflichtigen, nach der Hauptstadt entführen und von da an den Rhein. Da wahrscheinlich Mancher, der heute in heller Lebensfreude unter guten Kameraden saß, diesen ehrwürdigen Saal nicht wiedersehen und den edlen Trunk nicht wieder kosten sollte, so

---

*) Aus dem soeben im 33. Jahrgang erschienenen Volkskalender von K. Steffen, den wir unsern Lesern hiemit bestens empfehlen.

steigerte sich die Stimmung selbst der Trägern und Geistlosern über die gewöhnliche Festlaune hinaus zu jener schönen übermüthigen Begeisterung, wo das Bild des Todes alle Wonnen des Dasein erst recht lieblich macht, während der Gedanke an Pflicht und Ehre, an Vaterland und Freiheit jedem Einzelnen das Leben als ein geringes Opfer erscheinen läßt.

Das Fest hatte schon seit einer halben Stunde begonnen, und in der nicht sehr großen Zahl der Geladenen fehlten noch Zwei, die sonst eifrig darauf hielten, überall dabei zu sein, wo es die Ehre des Corps zu vertreten galt: ein Hauptmann von der Infanterie und ein Unter-Lieutenant von den Chevauxlegers. Der Grund, weßhalb Beide sich heut verspäteten, war ein und derselbe und zwar folgender.

Das stattlichste Haus nächst dem Rathhause, das am Markte lag und sich vor den übrigen durch einen zierlich geschwungenen Balkon im Zopfstil hervorthat, gehörte der jungen Wittwe eines alten Majors, der schon vor vier Jahren gestorben war und im Commando der Garnison sofort einen Nachfolger gefunden hatte, nicht aber im Regiment seines Hauses und im Herzen seiner jungen Frau. Dies war um so wunderbarer, als Jedermann wußte, daß das schöne junge Wesen, als eine blutarme Waise, ganz ohne Neigung durch ihren weltklugen Vormund zu der Ehe mit dem grilligen, unwirschen Funfziger überredet worden war, so daß, als der Tod sie endlich von diesen aufgedrungenen Pflichten befreite, nichts natürlicher und löblicher gewesen wäre, als wenn sie unter ihren vielen Bewerbern bald eine neue Wahl nach ihrem Herzen getroffen hätte. Sämmtliche Offiziere der Garnison, die ihr schon bei Lebzeiten des ersten Gatten gleichsam dienstpflichtschuldigst gehuldigt hatten, befürchteten nur Eins, daß sie nach dem Trauerjahr ihr Haus verkaufen, den Staub der kleinen Stadt von ihren zierlichen Füßchen schütteln und nach München ziehen möchte, um dort das Licht ihrer blühenden Jugend weiterhin leuchten zu lassen, als es auf den Casinobällen und Dilettanten-Concerten des Provinznestes geschehen konnte. Sie hatten sich aber alle getäuscht. Die junge Wittwe schien wie mancher große Mann und manche schöne Frau den Wahlspruch der ersten Cäsars erwählt zu haben: „Lieber der Erste in einem Dorf, als der Zweite in Rom!" Sie selbst führte zwar als Grund ihres Dableibens an, daß sie für die Residenz nicht wohlhabend genug sei. Was der Major ihr hinterlassen, erlaube ihr in der kleinen Stadt behaglich und sogar mit einigem Ueberfluß zu leben; in München würde es eben nur zu den Carnevals-Toiletten ausreichen. Denn Haus und Garten möchte sie doch nicht zu sehr unter dem Werth verkaufen, und die Zeiten seien nun einmal zur vortheilhaften Veräußerung liegender Gründe nicht die günstigsten.

In Erwartung besserer Gelegenheit also fuhr sie fort, das Haus ganz allein mit ihrer alten Köchin, einem Laufmädchen und dem Gärtner, der Bursche bei dem Major gewesen war, zu bewohnen, dann und wann kleine gesellige Unterhaltungen darin zu veranstalten — theils ungemischte Kaffees, theils gemischte, aus Männlein und Weiblein vorsichtig zusammengesetzte Theegesellschaften, wobei sie sich, trotz der Argusaugen der weiblichen Eifersucht, so klug und musterhaft betrug, daß man ihrem einsamen Leben nicht das Geringste nachreden konnte. Höchstens zuckten einige alte Jungfern die Achseln und erklärten, sie sei eine kalte, selbstsüchtige, kokette Schlange, eine Art Lorelei, der es ein viel größeres Vergnügen mache, am Felsen ihrer Unnahbarkeit „Schiffer und Kahn" zerschellen zu sehen, als einen guten, braven, verliebten Jungen mit ihrer Hand zu beglücken. Wurde sie selbst von wohlwollenden Freundinnen geradezu befragt, ob sie etwa eine geheime unglückliche Liebe hege, oder aus sonst einem Grunde das Gelübde ewiger Wittwenschaft gethan habe, so erklärte sie einfach, die Tyrannei, die sie in ihrer ersten Ehe erlitten, da ihr Mann seine Gewohnheit zu commandiren von der Stadtgarnison auf seine junge Frau übertragen, habe ihr ein für alle Mal ein Leben verleidet, in welchem das Gebot der Bibel: er soll dein Herr sein, aufs Schnödeste mißbraucht und übertrieben werden könne. All die zärtlichen Herren in Uniform und Civil — denn auch das ganze Landgericht lag ihr zu Füßen — betheuerten ihre Unterwürfigkeit und ritterliche Selbstverleugnung nur darum so eifrig, um hernach desto übermüthiger den Herrn zu spielen, wenn die Angebetete zu einer sehr irdischen Hausfrau herabgedrückt sei. Sie aber wolle ihre eigene Herrin bleiben und zu den seltenen Beispielen gehören, daß auch einmal ein Mensch durch Schaden klug geworden sei.

Diese Grundsätze, so vernünftig sie klangen, nahm natürlich Niemand für Ernst, weder die guten Frauen, die eine solche Charaktergröße als eine krankhafte und unzweifelhaft vorübergehende Laune betrachteten, noch die männliche Bevölkerung des Städtchens, die des Glaubens lebte, wenn der Rechte komme, werde sich das schon geben. Und da Nichts hinderte, daß sich einstweilen jeder zutraute, dieser Rechte zu sein und nur noch eine kleine Probezeit durchmachen zu müssen, bis seine Verdienste das spröde Herz erweichten, so hatten in diesen letzten vier Jahren Civil und Militair einen eifrigen Wettlauf nach der Gunst der schönen Frau gehalten, ohne daß Einer sich rühmen konnte, dem Ziele näher gerückt zu sein.

Nur die oben erwähnten zwei waren in jüngster Zeit allen Uebrigen um eine Manneslänge vorausgekommen, wenn sie auch wiederum unter einander eifersüchtig darüber wachten, daß Keiner sich nur um die Breite einer Degenklinge eines Vorsprungs rühmen konnte. Auch hielten ihre sehr verschiedenen Ansprüche einander so ziemlich die Wage. Der Hauptmann, zwar schon ein angehender Vierziger, war doch noch, bis auf einen bedenklichen Ansatz zur Corpulenz, ein stattlicher Mann, mit sanften veilchenblauen Augen und einem hellblonden Schnurrbart, bei all seinen Kameraden und Untergebenen beliebt, weil er, wie man sagte, die gute Stunde selbst war, auch von angesehener Familie und wohlhabend. Nebenbei spielte er für einen Dilettanten ganz artig Fagott, wobei er nur leider ungewöhnlich stark transpirirte, befliß sich in seinen dienstfreien Stunden der Bildung und besaß in seiner Bibliothek die sämmtlichen Werke Hackländer's. Da sein Vorgesetzter nächstens pensionirt werden sollte, war ihm der Major auch ohne den Krieg so gut wie gewiß, so daß eine Majorswittwe, die ihm ihre Hand reichte, einer Degradation sich nicht ausgesetzt hätte. Diese seine Ansprüche erschienen so gegründet, daß sämmtliche ältere und kühlere Bewerber vor ihm zurücktraten. Dagegen fanden die jüngeren, daß gegen seinen Rivalen, den Unterlieutenant von den Chevauxlegers, schwer aufzukommen sei. Dieser war ein junger, etwas leichtfertiger, aber sehr liebenswürdiger Baron, tollkühner Reiter, brillanter Tänzer, passabler Bariton und unwiderstehlicher Eroberer weiblicher Herzen. Daß die schöne junge Selbstherrscherin der kleinen Stadt gegen so viel Verdienste kühl blieb, hatte den sehr selbstbewußten Herrn nach und nach zu solcher Leidenschaft entflammt, daß er noch mehr Schulden und tolle Streiche als sonst machte, um die Aufrichtigkeit seiner Gefühle zu beweisen, und seinem einzigen Nebenbuhler lieber zehn als einmal den Hals gebrochen hätte, wenn nicht der Respect vor dem Vorgesetzten und die stille Ueberzeugung, ein so dicker Mensch könne ihm nicht im Ernst gefährlich sein, ihn in Schranken gehalten hätte.

(Fortsetzung folgt.)

* Der verscheuchte Liebhaber.

(Schluß.)

„Ach, Herr Lizenziat“, lispelte die Obermedizinalräthin, „das ist gar zu schön, das ist gar zu schön, das müssen Sie mir noch einmal vorlesen. Aber vorher trinken Sie doch Ihren Thee, bitte, er wird sonst kalt!“

Der Lizenziat seufzte, er blickte wehmüthig vor sich hin. Dann goß er den Thee hinunter und las sein Sonnet zum Zweitenmal.

„Ja, ja“, — seufzte die Obermedizinalräthin, die letzten Verse mit schmelzender Stimme wiederholend:

„Wie manche Saite darf erst im Zerspringen
Zum ersten Mal in Melodie erklingen.“

„Glauben Sie mir, theurer Freund, ich fühle Ihr Gedicht, wenn ich's auch nicht verstehe.“

„Was ist Verständniß?“ wollte der Lizenziat die Hand auf's Herz legend, zart erwiedern als, sehr zur Unzeit, der Obermedizinalrath eintrat.

„Bist Du schon wieder da?“ rief ihm seine Frau, fast im Ton des Vorwurfs, entgegen.

„Ich habe Dir auch was mitgebracht!“ versetzte er, und zog ein kleines zierliches Schächtelchen hervor.

„Was denn, was denn?“ rief sie, und fuhr mit der Ungeduld, die jungen hübschen Mädchen so gut steht, darauf zu. Sie öffnete hastig die Schachtel. Da fielen die schönsten elfenbeinernen Zähne heraus. Sie ward roth über und über, der Obermedizinalrath aber faßte, als ob nichts vorgefallen wäre, ihre Hand und sagte:

„Deine Zähne taugen nichts, lieber Engel, das sah ich neulich Mittags, als sie plötzlich auf Deinen Teller herunterkugelten. Eigent-

lich wollt' ich Dir mit diesen da ein Geburtstagsgeschenk machen; meine Julie — er wandte sich freundlich zum Lizenziaten — feiert Sonntag ihren 49., und Sie sind herzlich eingeladen; aber — er drückte seiner Frau zärtlich die Hand — ich dachte, Du hättest sie vielleicht gern schon vorher, und so hab' ich denn die besten, die aufzutreiben waren, erhandelt. Deine Finger fliegen ja so, Du hast doch nicht wieder Rheumatismus? Ja, Herr Lizenziat, das ist auch eine von den Süßigkeiten des Alters, davon wissen Sie noch nichts, Sie Glücklicher. Kind, Kind, Du pressest meine Hand, als ob Du in den fürchterlichsten Krämpfen lägest; wie steht's mit Deiner Fontanelle? Vernachlässige sie um's Himmelswillen nicht."

Der Lizenziat, der die Szene zu begreifen anfing, empfahl sich.

„Das vergesse ich Dir niemals! Ich kann mich nicht wieder vor ihm sehen lassen!" schrie, sobald er fort war, die Obermedizinalräthin und fiel in Ohnmacht.

Der Obermedizinalrath wußte, daß solche Ohnmachten am schnellsten vorübergehen, wenn man die unglücklichen Weiber, die damit behaftet sind, ganz sich selbst überläßt. Er schenkte sich, stark mit der Kanne klappernd, eine Tasse Thee ein, stopfte sich eine Pfeife und las zugleich mit lauter Stimme und vielem Ausdruck das auf dem Tisch liegende, in der Eile vom Lizenziaten zurückgelassene Sonnet. Er war aber noch nicht halb damit zu Ende, als seine Frau, vom Sopha wie wüthend auffahrend, es ihm aus der Hand riß und in den Kamin warf.

„Wie zuvorkommend Du bist!" — sagte, gutmüthig lächelnd, der Obermedizinalrath, und zog das brennende Papier wieder heraus — erriethest Du, daß ich die Pfeife damit anstecken wollte?"

Mannichfaltiges.

(Vom Regen in die Kirche.) Lehrer: „Ah, Herr Förster, auch einmal in der Kirche? Da bring' ich Ihnen auch ein Gesangbuch." Förster: „Dank' schön, Herr Lehrer, ich sing als nur, wenn ich z'viel trunken hab'."

(Festtags-Vergnügen.) „Da habe Sie sich einmal ein herrliches Plätzchen ausgesucht, Herr Häusermaier, so ein Diner in dieser duftenden Waldesluft, diesem reizenden Düster, diesem Säuseln der Blätter ist schon ein Göttergenuß, Alles athmet hier Leben und Poesie, und die Speisen schmecken da noch mal so gut." — Hausermaier: „Ja schauen's, deßhalb geh i auch so gern da heraus, denn z'Haus bring i nur ein Händl hinunter, da heraußen zwing' i immer zwei."

(Verschiedene Begriffe von Reinlichkeit.) Hausfrau zum Dienstmädchen: „Nun, Martha, Du kommst heute einmal wieder sehr spät, Du hast gewiß so lange Zeit gebraucht, Dich zu waschen." — Mädchen: „I lieber gar, denken Sie denn, daß ich so ein Schwein wär', daß ich mich alle Tage waschen müßt'?!"

(Zur Statistik deutscher Wirthshäuser.) Fremde: „Ah — ah — ah, jetzt haben wir aber Hunger zum Zerbersten; liebster Engel, was kriegen wir denn jetzt?" Kellnerin: „Ja Alles, meine Herren, was mögen's denn nachher?" Fremde: „Ist ganz eins, nur was zum Essen, was haben Sie denn?" Kellnerin (sehr ruhig): „Ja haben thun wir jetzt grad gar nichts!"

Materialismus.

In den Kürbis an der Laube,
Wo wir still zusammen kamen,
Schnitt ich, künft'ges Glück erträumend,
Zierlich Deinen lieben Namen.

Alle Tag' bin ich gekommen,
Ob er wachse, nachzuschauen,
Weil ich manchmal bang gefürchtet,
Daß ich müßte Dir mißtrauen.

Doch er wuchs, wie meine Liebe,
Wuchs zu Dir in meinem Innern,
Daß darüber ich vergessen,
Mich des Kürbis zu erinnern.

Als ich seiner wieder dachte,
Stand ich dorten schmerzerschüttert,
Denn der dumme Gärtnerjunge
Hatt' die Schwein' damit gefüttert.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 116. Samstag, den 5. Oktober **1872.**

Er soll dein Herr sein.

Eine Novelle von Paul Heyse.

(Fortsetzung.)

So war er das letzte Mal nach einer stürmischen Scene auf Nimmerwiedersehen auf und davon gegangen, und sie glaubte ihn wirklich verloren — vergessen zu haben. Da stand plötzlich seine schlanke Figur, sein feuriges und doch treuherziges schwarzes Auge, sein Lockenhaar und die hübsche trotzig reuevolle Miene, mit der er ihr Schelten anzuhören pflegte, leibhaft vor ihr, und eine Stimme sprach zu ihr, daß sie doch wohl Unrecht gethan, diesen prächtigen Menschen so lange zu entmuthigen. Wie es öfter, als man denkt, zu gehen pflegt, war ein Keim von zärtlicher Neigung ihr unbewußt im tiefsten Grunde ihrer Seele zurückgeblieben, der nun auf einmal, von der einsamen Nachtstille, dem schwülen Blumenduft und ihrer Schwermuth angehaucht, rasch aufzusprießen und in die Höhe zu wachsen begann und, ehe sie sich's versah, ihr ganzes Herz ausfüllte.

Sie erschrak ein wenig, da sie es inne wurde, aber im nächsten Augenblick war ihr dies wundersame Aufblühen ihres Herzens so süß und wonnig, daß sie an dem Gitter, das die Hinterthür des Gartens bildete, stehen blieb, die Stirn und die heißen Lippen gegen die Eisenstäbe drückte und mit geschlossenen Augen, die Hände über der Brust gekreuzt, sich der ganz neuen und glückseligen Empfindung überließ, einen Menschen zu wissen, den sie entbehrte und mit tausend Sehnsuchtsgedanken in der Ferne suchte.

Sie hätte auch ungestört hier die halbe Nacht so fortträumen können, da der Garten auf eine öde Gasse mündete, wäre nicht Etwas geschehen, das wie ein Wunder aussah und die alte Sage von der Wirkung zärtlicher Gedanken in die Ferne bestätigte. Denn plötzlich hörte sie einen leichten, raschen Männerschritt sich nähern, und als sie in froher Bestürzung die Augen öffnete, sah sie die wohlbekannte Gestalt eben Desjenigen, den ihre Sehnsucht herbeigewünscht, in dem helldunklen Gäßchen herankommen und, gleichfalls freudig erschreckend, an dem Gitter stehen bleibend.

Sie begrüßten sich Beide, wie man denken kann, mit ziemlich ungeschickten Worten, der junge Mann aber, der ein Ränzel und einen breiten Künstlerhut trug, schien, obwohl er hier wie ein Fuchs den Taubenschlag umschleichend, ertappt worden war, dennoch unbefangener, als die schöne junge Frau, die ihn früher am kleinen Finger gelenkt hatte. In einer Art stürmisch begeisterter Hast erzählte er, was ihn hieher gebracht. In Böhmen, auf einem altfürstlichen Schlosse, habe er seit vielen Monaten an der Ausschmückung eines Saals und einer Hauskapelle gearbeitet, abgeschieden von aller Welt, da die Zeitungen unregelmäßig, die Post nur dreimal in der Woche durch einen Fußboten zu ihm gelangten. Das Schreiben, das ihn zu seiner Compagnie einberief, habe er durch einen reinen Zufall vor dem Schicksal gerettet, aus der offenen Tasche des Boten, der sich am Schloßwall niedergelegt, um seinen Rausch auszuschlafen, in den Wassergraben hinabzugleiten. So aber sei er Hals über Kopf aufgebrochen, und da er bei der nächsten Kreuzung der Bahnen den Anschluß verfehlt, in einem Einspänner, den er gemiethet, den übrigen mit Dampf beförderten Kameraden nachgefahren. Nun sei er froh, noch gerade zur rechten Zeit angekommen zu sein, um morgen Früh beim Ausmarsch nicht zu fehlen. Denn dies sei einmal eine Sache, der jeder gute Deutsche mit Freuden Blut und Leben opfere, und daß es Hand in Hand

und Schulter an Schulter mit allen deutschen Brüdern über den Rhein gehe, setze dem festlichen Gefühle die Krone auf.

Er sprach auch eine Weile in diesem Sinne fort und gerieth dabei in solches Feuer, daß er den Hut abnahm, als ob er die lodernde Glut unter der Stirn verdampfen lassen müsse. Sie bemerkte, daß er noch viel hübscher geworden war, als er ihr im Gedächtniß stand, und zugleich schürte seine Beredsamkeit, die einzig dem Vaterland galt, die verstohlene Neigung in ihrer Brust zu heller Eifersucht. Es freue sie, versetzte sie scheinbar gelassen, daß er so hochherzige Gesinnungen hege, und sie wünsche ihm Sieg und Glück und sage ihm nun gute Nacht, um ihn nicht länger aufzuhalten, da er doch nur aus Versehen ihr hier begegnet sei. — Darin irre sie, stotterte, nun wieder befangener, der junge Mann. Zwar habe er nicht zu hoffen gewagt, daß er sie sehen werde, am wenigsten, daß ihm, nach der grausamen Art, wie sie ihn verabschiedet, ein so freundliches Gespräch mit ihr bescheert werden sollte. Aber — da leider sein Gefühl für sie ganz das alte geblieben und auch schwerlich je sich ändern werde — sei es ihm Bedürfniß gewesen, nicht in's Feld zu ziehen, ehe er wenigstens das Haus und den Garten wieder gegrüßt, wo er so viel selig unselige Stunden verlebt habe. Darum sei er hinten herumgeschlichen, daß ihn Niemand erkennen möchte, ehe er dies stille Abschiedsfest gefeiert.

Als hierauf keine Antwort kam, das geliebte Wesen aber auch nicht vom Gitter zurücktrat, um Nichts mehr davon zu hören, sondern ihr schönes Haupt, still auf die Brust gesenkt und von dem dunklen Haar umflossen, ihn im Profil sehen ließ, wurde er kühner und trat so dicht an die Eisenstäbe heran, daß sie zusammenfuhr und jetzt freilich einen Schritt zurücktrat. Er flehte aber so herzlich, ihn anzuhören, daß sie nicht weiter fortging, sondern ihn ruhig reden ließ. Wie oft, betheuerte er, habe er seine Hitze und lächerliche Heftigkeit bereut, sich über seine tyrannische Eifersucht geärgert und sich zugeschworen, wenn das Glück ihn je Gnade bei ihr finden lasse, nie wieder in den alten Fehler zu verfallen. Aber jetzt sei es nun freilich zu spät. Eine Stimme rufe ihm zu: er werde aus diesem Kriege nicht zurückkehren. Wenn sie nun — und hier zog der treuherzige Mensch mit der Schlauheit aller Verliebten recht wohlbedacht das rührendste Register — wenn sie nun nicht gar von Stein und Erz wäre, müsse sie sich erweichen lassen und ihn wenigstens versöhnt und mit einem Schimmer von Hoffnung, für den Fall seiner siegreichen Wiederkehr, den Feuerschlünden entgegenschicken.

Die junge Frau, von der wir wissen, daß sie durchaus keinen Stein unter der linken Brust trug, besann sich ein Weilchen und sagte dann mit lieblich schüchterner Stimme, wie sie ihr feuriger Freund nie von ihr gehört hatte, daß seine Liebe und Treue sie freilich nicht ungerührt lasse, und daß sie es sich ewig zum Vorwurf machen würde, wenn sie ihn jetzt ohne Trost verabschiedete. Aber in Fällen, wo ein ganzes Leben auf dem Spiel stehe, müsse man sich zusammennehmen und möglichst vernünftig handeln. Sie wolle ihm nur gestehen, daß sie gerade vorhin an ihn gedacht und recht empfunden habe, wie theuer er ihr sei, und wie sie sich ein Leben mit ihm wohl wünschen könne, wenn er seine herrischen Launen zügeln lerne. Denn obwohl sie durchaus nicht eitel und gefallsüchtig sei, könne und wolle sie es doch bei aller ehelichen Treue nicht anders, als daß sie unter Menschen fortleben und diesem und Jenem noch gefallen dürfe. Ihr erster Gatte habe ihr junges Leben elend gemacht durch seine soldatische Strenge. Wenn sie einem Manne jetzt mit freiem Entschluß die Hand reichen solle, müsse sie erst Proben haben, daß ihre Gewalt über sein Herz hinlänglich groß sei, um sie vor knechtischer Unterwürfigkeit zu schützen. Er solle freilich „ihr Herr" sein, sie aber auch „seine Herrin".

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein Tag im Orient.

Von Freiherrn Franz von Maltzan.

(Fortsetzung.)

Noch wohlthuender empfindet der im Orient lebende Europäer die Freiheit auf socialem Gebiete. Welche philiströse Beschränkung legen uns nicht die Gesellschaftsverhältnisse und conventionellen Vorurtheile in Europa auf? Wie mancher Mensch, mit welchem wir gern umgehen möchten, aber nicht dürfen, ohne das Vorurtheil unserer Standesgenossen zu beleidigen? Von allem dem ist im Orient keine

Rede, d. h. wohlverstanden auch nur für den Europäer. Wir verkehren mit wem wir wollen und wenn wir hier und da auch ein Standesvorurtheil verletzen, so schützt uns die uns zugeschriebene Unkenntniß der Landessitten, welche, sei sie nun wirklich oder fingirt, beim Europäer stets eine gute Entschuldigung bildet. In den meisten Gegenden des Orients wird übrigens als selbstverständlich angenommen, daß der Europäer mit Leuten aller Stände verkehren kann, ohne sich etwas zu vergeben. So lange er dies mit Tact thut, wird er niemals und bei Niemandem Anstoß erregen. Ich habe im Orient mit Leuten selbst von sehr geringem Stande freundschaftlichen Umgang gepflogen, deren sociale Aequivalente ich in Europa nicht aufzusuchen, kaum anreden darf, ohne für excentrisch oder für halb verrückt zu gelten. Daneben bin ich mit Fürstlichkeiten auf so vertrautem Fuße gestanden, wie ich es in Europa niemals mit einer Person gleichen Ranges hätte werden können. In dieser Beziehung ist der Orient für den Europäer auch das Land der socialen Gleichheit.

Der Grund dieser Gleichheit ist freilich nicht gerade schmeichelhaft. In den Augen des Moslems stehen nämlich alle Christen gleich tief. Ein Moslem macht z. B. zwischen einem griechischen Vagabunden oder schmuggeltreibenden Branntweinhändler und einem reisenden vornehmen oder gelehrten Europäer keinen Unterschied. Doch was kümmert uns der Grund dieser Erscheinung? Die Hochachtung der moslemischen Fanatiker werden wir uns ohnehin nie erringen. Erfreuen wir uns also an dem Resultat, das uns eine sociale Freiheit gewährt, wie sie in Europa gänzlich unbekannt ist, selbst in den demokratischsten Ländern.

Eine andere große Wohlthat ist im Orient die Befreiung von jenem tyrannischen kleinlichen Zwang in Bezug auf äußere Ausstattung unserer Häuser, Zimmer, ja unsrer eignen Person. Ein Mann der höheren Stände kann in Europa sein Haus nicht billig möbliren, ohne daß man die Nase über ihn rümpft, er muß einen standesmäßigen Tisch führen, selbst wenn sein Geschmack einfach oder seine Mittel klein sind. Mit dem Sittenzwang in Bezug auf Kleidung ist es zwar bei uns viel besser geworden, als es früher war, aber es bleibt doch noch Zwang genug. Wer ein türkisches Fes oder die im Süden so beliebten weißen Schuhe von gebleichtem Kalbleder trägt, wird bei uns stets noch ein lächerliches Aufsehen erregen. Wer gar sich orientalisch kleidet, wird für einen Narren erklärt. Wer z. B. aus Ostindien kommt und seinen Filzhelm zufällig noch nicht abgeworfen hat, wird überall die Straßenjungen nach sich ziehen. Noch vor wenigen Jahren durfte bei uns kein Mann einen Sonnenschirm führen, ohne für einen Sonderling zu gelten. Jetzt ist dieser Gegenstand wenigstens in Badeorten erlaubt.

In Europa pflegt man sich solche Infractionen der Kleidungsgebräuche nur durch Eitelkeit und die Sucht aufzufallen zu erklären. Sehr mit Unrecht! Manche dieser Dinge, welche bei uns auffallen, sind dem Reisenden Bedürfniß geworden, ja sie sind oft zu seiner Gesundheit nothwendig. Wenn z. B. der verstorbene Gerstäcker seinen südamerikanischen Poncho in Europa beibehielt, so fand man dies sehr lächerlich, während es doch im höchsten Grade vernünftig war, denn der Poncho ist ein Kleidungsstück, das sich an Zweckmäßigkeit nur mit dem algierischen Burnus vergleichen läßt und alle unsere Paletots, Mäntel weit übertrifft. Ein anderer Bekannter von mir trug eine Schärpe um den Leib, die ihm unentbehrlich geworden und sogar ärztlich anempfohlen war, die aber nichtsdestoweniger in Europa nur Nasenrümpfen und Spott hervorrief.

In dieser Beziehung sind wir noch fürchterliche Philister und werden es auch wohl bleiben, denn uns fehlt ja die dem Orient eigene Mannigfaltigkeit der Trachten, welche macht, daß nichts dort auffällt und sei es auch das Excentrischste nach gewöhnlichen spießbürgerlichen Begriffen.

Welches Aufsehen erregen nicht auch bei uns noch die orientalischen Dienstboten, besonders diejenigen von dunkler Hautfarbe, zumal wenn sie ihre malerischen Costüme beibehalten haben? Kommt man mit einem orientalisch gekleideten Schwarzen in einen europäischen Gasthof, so wird man immer noch wie ein Meerwunder angesehen, entweder für einen Prinzen, oder für einen Kunstreiter gehalten und muß schließlich horrende Preise für Alles zahlen. Das Publikum aber beschuldigt uns lächerlicher Eitelkeit, der Sucht aufzufallen, und doch ist dies auch in vielen dieser Fälle durchaus nicht richtig. Die schwarzen Diener,

namentlich die Nubier, sind oft die besten und treuesten; der Reisende gewöhnt sich an sie, gewinnt sie lieb und trennt sich nur höchst ungern von ihnen. Ich selbst habe nun zwar nie einen Orientalen mit nach Europa genommen, aber ich mußte mir immer Gewalt anthun, um mich von treuen langbewährten Dienern zu trennen, und that es schließlich lediglich des europäischen Vorurtheils wegen, dessen Herrschaft wir uns eben doch nie ganz entziehen können.

Das nil admirari ist eine vorzügliche Eigenschaft der Orientalen. Vielleicht ist es nicht immer ganz aufrichtig, aber es scheint wenigstens so. Dem Beobachteten kann es übrigens gleichgiltig sein, ob der Beobachter wirklich indifferent ist oder nur so scheint. Er wird nicht durch Neugierde belästigt, das ist die Hauptsache. In keinem Lande von Europa (Griechenland und natürlich die Türkei ausgenommen) findet man etwas Aehnliches. In Italien, Frankreich, Spanien braucht man nur einen etwas anders geformten Hut aufzuhaben, um gleich von Groß und Klein begafft zu werden. Man gewöhnt sich freilich auch an das Begafftwerden, ja es gibt eitle Menschen, denen es nicht unangenehm ist. Aber der ernstere Reisende hegt eher den entgegengesetzten Wunsch und fühlt sich wohl, wenn man ihn nicht beachtet, wenn man thut als sei er gar nicht vorhanden und er in der Menge gewissermaßen verschwindet.

Der Orient ist also für uns Europäer das Land der Freiheit, und das bildet, denke ich, seinen Hauptreiz, der sich bei allen, dort eine zeitlang wohnhaft Gewesenen ihr ganzes Leben hindurch mächtig geltend macht. Aber außerdem bietet er uns noch des Anziehenden so viel! Er ist das Land der Buntheit der Erscheinungen im Volksleben, der Mannigfaltigkeit der Typen, der abwechslungsvollsten Trachten, der scharf markirten Verschiedenheiten in Religion, Sitten, Gebräuchen, Rechtsanschauungen, Sprachen, Dialekten, kurz fast in jeder Form des äußern und innern Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges

(Der letzte Coup.) In Bad Ems ist kürzlich das Spiel für immer geschlossen worden. Dieser feierliche Moment hatte ziemlich viele Leute angezogen und man harrte gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Die Erwartung war um so größer, als die vorhergehenden Tage ein Schauspiel mit Knalleffekten in sichere Aussicht stellten. Am Donnerstag hatte nämlich ein Spieler Geld weggenommen, welches ein anderer Spieler gesetzt zu haben behauptete, der dem Ersteren deßhalb einige Ausdrücke, wie Dieb, Schurke ꝛc. in's Gesicht warf. Dieser wird rasend, will ihn ohrfeigen, was wegen des großen Gedränges nicht geht, und ruft wüthend: „Mein Herr, wie können sie wagen“ ꝛc. Darauf sagt der Beleidiger ganz ruhig: „Von Herren ist hier überhaupt keine Rede“, worauf allgemeine Heiterkeit. Am folgenden Tage betrug sich ein Employé unanständig gegen den Fürsten Gallizin, worauf dieser ihm eine tüchtige Ohrfeige applizirte. Nach diesen Vorspielen ließ sich allerdings etwas Außerordentliches für den Schluß erwarten. Die Neugierde aber schmählich getäuscht. Es ging Alles ganz ruhig her und nachdem „le dernier coup“ gemacht worden war, setzte einer der Spieler seinen Cylinderhut auf die Drehscheibe und der weltgeschichtliche Akt war vorüber.

(Eine in ihrer Art einzige Einladung.) Im Jahre 1792 wurde der englische Lieutenant Campell wegen Fälschung zum Tode verurtheilt. Am Vorabend vor seiner Hinrichtung durch den Strang, sandte er mehreren seiner Kameraden Einladungskarten mit folgendem Inhalte: „Lieutenant Campell empfiehlt sich Mr. . . . bestens mit der Bitte, ihn (Mr. Campell) morgen früh auf eine Tasse Chocolade zu besuchen und ihn mit seiner Begleitung nach Tyburn zu beehren, um bei seiner Hinrichtung gegenwärtig zu sein.“

(Ein Landmann) suchte einen Rechtsanwalt auf, um sich bei ihm Rath zu holen. Nachdem er seinen Fall mit allen Umständen erzählt hatte, fragte ihn der Anwalt, ob er auch Alles genau so angegeben habe, wie es sich in Wirklichkeit verhielte. „Ja, wohl, Herr Advokat,“ lautete die Antwort, „ich denke, es ist besser, Ihnen die volle Wahrheit zu sagen; die Lügen können Sie selbst dazu setzen.“

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 117. Dienstag, den 8. Oktober **1872.**

Er soll dein Herr sein.

Eine Novelle von Paul Heyse.

(Fortsetzung.)

Als der Ueberglückliche, dem diese Worte mehr als die Erfüllung seiner kühnsten Träume verhießen, jetzt in sie drang, welche Prüfung sie ihm denn auferlege, um seine Sinnesänderung und lammfromme Ergebung in ihre Wünsche zu erproben, sagte sie, indem sie mit schalkhaftem Lächeln die Augen niederschlug: Sie wissen, Eduard, daß ich ein verzogenes Kind bin und seit dem Tode des Majors mir jeden Wunsch erfüllen konnte. Nun ist übermorgen mein Geburtstag, — mein dreiundzwanzigster — ja ja, man wird alt! — und über den Kummer, daß ich so alt werde, hilft mir diesmal Niemand hinweg, da alle Diejenigen, die mir sonst gratulirten und Blumen schenkten, die Jungen wenigstens, mitausmarschiren und nur die neidischen alten Schachteln schadenfroh zurückbleiben. Es wäre nun sehr galant von Ihnen, wenn Sie mich für all das zu Entbehrende entschädigen wollten. Niemand weiß, daß Sie hier sind; wenn Sie sich zwei Tage später melden und die schlechte Postverbindung geltend machen, kann Sie kein Vorwurf treffen, und um den Kaiser Napoleon gefangen zu nehmen oder Paris zu erobern, kommen Sie immer noch früh genug. Ihre alte Kinderfrau, die Christel im Thurmstübchen, empfängt Sie mit offenen Armen und hält Sie die zwei Tage über verborgen. Abends, sobald es ohne Gefahr und Aufsehen geschehen kann, kommen Sie dann zu mir herüber, natürlich mit der alten Frau, und wir trinken zusammen Thee und besprechen die Zukunft, und wenn Sie die Probe wirklich bestehen, so gebe ich Ihnen mein Wort darauf, daß ich mich feierlich vor Ihrem Ausmarsch mit Ihnen verlobe, wobei die alte Christel und meine Dienstleute Zeugen sein sollen. Ich dächte, mein Herr Ritter, ich mache es gnädig mit Ihnen, da der einzige Drache, mit dem Sie zu kämpfen haben werden, die Langeweile oben im Thurmstübchen sein soll. Und auch damit wird es nicht so gefährlich sein, wenn Sie mich wirklich lieben und sich erinnern, daß mein Haus gerade Ihrem Thurmfenster gegenüber liegt.

Sie schien zu erwarten, daß er mit einem überschwänglichen Dank- und Freudenausbruch ihr ins Wort fallen würde; da er aber doch noch überlegte, wurde sie empfindlich betroffen und fuhr geschwinde fort, er möge um Gotteswillen Nichts thun, was ihn nachher gereuen könnte. Sie habe den abenteuerlichen Plan nur so im Scherz hingeworfen, begreife aber sehr wohl, daß für solche Scherze die Zeit zu ernsthaft sei, und wolle ihn also durchaus nicht länger aufhalten.

Jetzt erst fuhr er aus seiner Versonnenheit auf, bat um Verzeihung, daß ihn das so plötzlich erblühende Glück stumm und schwindlig gemacht, und unfähig, für die unerhörte Gunst, die sie ihm erweise, gleich mit Worten zu danken. Er habe nur im Stillen noch erst erwogen, ob er es auch mit seiner Pflicht und Ehre vereinigen könne, noch zwei Tage zurückzubleiben. Aber sie habe ganz Recht: er versäume ja Nichts, und Niemand werde dadurch verkürzt, daß er so selige Stunden genieße. Ob es denn wirklich ihr Ernst sei? Es sei ihm wie ein Traum, er könne nicht glauben, daß sie mehr als einen Scherz mit ihm vorhabe, um ihn recht ihre Macht fühlen zu lassen und hinterher —

Ob er sie denn auch für ein so herzloses Geschöpf halte? unterbrach sie ihn mit einer Stimme, die von Thränen der Kränkung zitterte. Nein, sie wiederhole jedes Wort, und zum Zeichen, daß sie es ehrlich meine, möge

er hier diesen unscheinbaren Ring mit in den Thurm nehmen und ihn betrachten, so oft er an der Wahrheit und Sonnenklarheit ihrer liebevollen Wünsche zweifeln wolle. Wenn er selbst aber andern Sinnes würde, sei natürlich dies Pfand unverbindlich für beide Theile.

Mit diesen Worten reichte sie ihm einen kleinen Goldreif mit blauen Steinchen durch das Gitter hinaus und lachte ihn so zärtlich und dankbar an, daß ihm das Herz schwoll vor Entzücken und er ihre Hand stürmisch an seine Lippen drückte. Sie war ihm dabei hinter den Eisenstäben so nahe gekommen, daß er es wagen konnte, auch ihre Wange flüchtig mit seinen Lippen zu berühren. Da entzog sie sich ihm aber schnell mit unwilligem Erröthen, flüsterte ihm nur noch zu: Auf morgen Abend also! und war im nächsten Moment in den dunklen Laubgängen des Gartens verschwunden.

Wie ein Trunkener riß auch er sich endlich von der Pforte hinweg, hinter der er seinen Schatz so sicher verwahrt wußte, und stahl sich durch enge Winkelgäßchen auf den Marktplatz, den Hut tief in die Stirne gezogen, so daß ihn in dem nächtlichen Leben und Lärmen Niemand erkannte. Die Thüre des Kirchthurms lag zum Glück im Schatten. Kein Mensch bemerkte es, daß da ein später Gast an der Klingel zog und nach einigem Warten von einem Weibchen in einer großen Haube mit lautem Freudenruf, der aber gleich wieder verstummte, eingelassen wurde. Diese kuriose alte Person lebte hier schon seit einer Reihe von Jahren mutterseelenallein und versah pünktlich, seit dem Tode ihres Mannes, der ein geschickter Mechanikus gewesen und Eduard's Onkel war, die Geschäfte eines Thurmwächters. Sie hatte dem Seeligen so viel abgesehen, daß sie die uralte Thurmuhr, die an einem chronischen Rheumatismus und launischen Schlaganfällen litt, allein zu behandeln wußte, und da sie außerdem, wie Thurmbewohner pflegen, mit der Zeit ein Nachtvogel geworden war und pünktlich jeden Brand, der ausbrechen wollte, sogleich an die große Glocke hing, hatte ein wohledler Magistrat kein Bedenken getragen, sie als Nachfolgerin des seligen Thurmwächters mit vollem Gehalt zu bestätigen.

Dieses kleine Käuzchen, das auf der Welt sonst nichts Liebes hatte, als den stattlichen jungen Mann, dessen Kindheit sie behütet, machte nun große Augen, als sie, oben im engen Stübchen sitzend, die wunderbaren Aussichten erfuhr, die dem Zurückgekehrten so plötzlich sich eröffnet hatten. Sie nickte, während er die Schönheit und Holdseligkeit seiner Geliebten pries, still vor sich hin und sagte kein Wort, auch nicht zu allem Uebrigen, wobei sie doch selbst eine Rolle spielen sollte, sondern fragte gleich darauf, ob er schon zu Nacht gegessen, und da er es bejahte, sagte sie, er werde sie für heute Nacht entschuldigen müssen und ein Treppchen höher sich in die Kammer hinaufbemühen, wo er schon vor Zeiten einmal während eines Marktes, der alle Gasthäuser überfüllte, ein Paar Nächte geschlafen. Es sei heute Festtag, und an vielen Orten gehe es hoch her mit Schießen, Illuminiren und Freudenfeuern, da müsse sie die Augen überall hinkehren und dürfe nicht schwatzen. Morgen, wenn die Garnison ausgerückt ist, setzte sie, an ihren Haubenbändern knüpfend und von ihm wegsehend, hinzu, morgen und übermorgen an dem „hohem Geburtstage" hätten sie Beide ja Zeit genug, ganz friedlich sich mit einander die Langeweile zu vertreiben. Indessen werde er, wenn er noch nicht zu schlafen Lust habe, droben genug Unterhaltung daran finden, mit dem Fernglas, das sie ihm geben wolle, in die Häuser hinunter zu observiren, und so wünsche sie ihm gute Nacht und viel Vergnügen.

Dem jungen Manne kam ihr Wesen und Gebahren so besonders vor, daß er sich dachte: sie wird alt, und die Einsamkeit versteinert sie mit der Zeit so sehr, daß sie für die Gefühle eines Verliebten und halb Verlobten kein Herz mehr hat, wenn es auch ihr eigner Pflegesohn wäre; — sagte also ebenfalls ziemlich kühl gute Nacht und kletterte mit einem Lämpchen und dem Fernglas versehen in das Stockwerk über dem Thürmerstübchen hinauf, das von einem einzigen achteckigen Gemach ausgefüllt war, dicht unter dem Raum, in welchem die alte Uhr ihr Wesen trieb.

Hier stand ein hartes, hochbetagtes Ledersopha, auf welchem der verewigte Mechanicus zu schlafen pflegte, da ihm, je näher seiner Patientin, je wohler war. Hier hatte auch unser junger Freund trotz des Rasselns und Schnarrens ihm zu Häupten, das ganz wie das schwere Athmen eines katarrhalischen Goliath klang, damals sanft genug geschlafen. Wenn es ihm heute nicht so gut werden sollte, so war kein zweihundertjähriges Wesen daran

Schuld, sondern zunächst eines, das übermorgen dreiundzwanzig Jahr alt werden sollte.

Denn kaum hatte er sein Ränzel auf den alten Schemel gelegt und die Laterne auf die Truhe gestellt, in der das Werkzeug zur Reparatur der Thurmuhr aufbewahrt wurde, so öffnete er eines der beiden mit bleigefaßten Scheiben verwahrten Fenster und ließ die herrliche Nachtkühle in das dumpfe Gemäuer hereinströmen.

(Fortsetzung folgt.)

* Ein Tag im Orient.

Von Freiherrn Franz von Maltzan.

(Fortsetzung.)

Ich möchte den Leser einladen, sich mit mir einen Tag in das Morgenland zurückzuversetzen, dort die goldene Freiheit zu genießen, die ein Privilegium des Europäers im Orient ist und die ganze Fülle seiner bunten Erscheinungen an uns vorbei defiliren zu lassen, die, proteusartig wechselnd, gleich den farbigen Steinchen im Kaleidoskop, jeden Augenblick neue Formen bieten. Wählen wir aber eine Stadt, die wenigstens noch das Verdienst hat, nicht so abgedroschen zu sein wie Konstantinopel und Kairo, und dabei doch den Vortheil besitzt, den Sammelplatz aller Völker des Islams zu bilden.

Eine solche Stadt ist Dschedda, die erste Handelsstadt am Rothen Meer und zugleich der Hafen von Mekka. Nach Mekka selbst will ich den Leser nicht einladen, denn unsere Freiheit als Europäer hat dort ihre Grenze. In Dschedda sehen wir übrigens ganz dieselben Leute wie in Mekka, nur mit dem Vortheil, daß wir sie ruhig und ungestört beobachten können, während in Mekka sich der Europäer nur unter Verkleidung einschleichen und blos mit Angst und Zittern, jeden Augenblick Entdeckung und Verrath fürchtend, um sich blicken, nie aber mit Muße beobachten kann.

Dschedda ist in neuester Zeit den Europäern zugänglicher geworden. Zugleich hat es sich merklich verschönert, indem es so manches Häßliche, das es früher verunstaltete, abwarf. Dies war das Werk eines einzigen Monats. Ein wahres Labyrinth von Strohhütten und Baracken füllte früher seine freien Plätze und manche seiner Straßen aus. Hier hauste das ärmlichste und leider auch lasterhafteste Volk; hier hatte die Prostitution ihr Lager aufgeschlagen. Es war ein Herd physischer und moralischer Seuche. Die berüchtigte Pilger-Cholera vom Jahre 1854 brachte alle gesundheitsschädlichen Eigenschaften dieses Hüttengewirres mit dichtestem Bevölkerungsschwarm in trauriger Weise zur Anschauung. Zum Glück konnte in Dschedda die internationale Sanitätscommission, die in dem den Europäern unzugänglichen Mekka wohl stets nur Phrase blieb, ihre Thätigkeit ernstlich entwickeln. Das Hüttengewirre wurde verdammt und in kürzester Zeit hinweggefegt. Seine Bewohner wurden in der unendlichen Sandwüste, welche die Stadt umgibt, in verschiedenen Hüttendörfern angesiedelt, wo sie nun, Gott weiß von was, leben, denn der Boden trägt nichts und nur das Prostitutionsdorf besitzt ein nachweisbar einträgliches Gewerbe. Aber Dschedda ist wenigstens rein geworden. Es ist jetzt eine der schönsten Städte des mohamedanischen Orients.

Nur ein einziges Barackenlager konnte man nicht so mir nichts dir nichts in die weite Sandwüste hinaus verbannen, sondern mußte es dicht bei der Stadt dulden. Das war der große Pilgerbazar beim Mekkathor. Aber man riß wenigstens die alten elenden Hütten nieder und baut lustige Läden und Waarenhäuser, die jetzt den Sammelplatz der müßigen Welt von Dschedda bilden, denn an Kaffeebuden fehlt es natürlich bei keinem Bazar. Die wenigen Europäer, welche Dschedda bewohnen, und die sich jetzt, seit der bekannten Christenverfolgung und ihren Repressalien freier bewegen können als früher (immer nachdem man einige Europäer todtgeschlagen hat, können die überlebenden freier als vorher auftreten, eine alte Regel im Orient), empfanden natürlich auch die Anziehungskraft dieses Pilgerbazars. Dschedda besitzt nämlich keine Spaziergänge, denn dicht um die Stadt ist nur Wüste und weiter in's Innere zu gehen, verbietet die Unsicherheit der Gegend. Nirgends ist Schutz vor der Sonne und doch muß Der, welcher außerhalb der Stadt frische Luft schöpfen will, dies thun, so lange die Sonne am Himmel steht, denn nachher ist kein Einlaß mehr in die Thore. Nirgends ist Schutz vor der Sonne, außer in den Kaffeebuden des Pilgerbazars, große halboffene Hallen, in denen man Schatten und frische Luft zugleich mit dem interessantesten Schauspiel des bunten und lebhaften Pilgertreibens

genießen kann. Kein Wunder, daß dies die in Dschedda wohnhaften Europäer anlockte. Dort war ihre Sommerfrische, zugleich ihr Theater, ihr Kaffeehaus, ihr Clubb, kurz ihr ganzes Vergnügen und nebenbei ihre Gesundheitsstation. Aber man wollte lange nichts von ihrer Anwesenheit daselbst wissen. Erst durch große Beharrlichkeit und stoischen Leidensmuth haben sie sich ihre Stelle hier errungen. Jetzt sind sie dort wenigstens geduldet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Hogarth's Meisterwerk.) Wir Alle wissen, daß Hogarth unendlich viel Humor besaß; nicht allein seine Bilder beweisen das, sondern auch viele Züge aus seinem Leben. Einst wurde der berühmte Künstler zu einem überaus reichen aber geizigen Lord gerufen, damit er die Halle eines neuen Edelsitzes durch ein Historiengemälde schmücke; derartige Liebhabereien waren bei der Aristokratie jener Periode sehr in der Mode. Hogarth ging willig auf den Vorschlag ein und der geizige Lord fragte ihn, wie viel er wohl für ein Gemälde fordere, welches den Zug der Kinder Israels durch's Meer vorstelle, verfolgt von Pharao und seinem Heere. Der Maler musterte die Größe der Halle und forderte dann 100 Guineen. — Der geizige Nabob rümpfte bei dieser Forderung gewaltig die Nase und rief: „Seid Ihr verrückt, Hogarth? Ich gebe Euch 20 Guineen, weil ich gern die Kunst protegire, das ist aber wahrlich mehr als Euer Gesudel werth ist." — Hogarth verschluckte grinsend die bittere Pille, sann einen Augenblick nach und sagte dann: „Da ich mich in einer großen Geldklemme befinde, will ich die Arbeit übernehmen, vorausgesetzt, daß mir der Betrag im Voraus ausbezahlt wird." Der geizige Lord lachte in seinem Innern über das gute Geschäft und zahlte das Geld in beschnittenen holländischen Dukaten aus. Den leichtlebigen Künstler schien auch diese Gaunerei nicht zu touchiren, denn ohne die verrufenen Goldstücke zu prüfen, schob er sie in seinen Säckel und bat sich den Schlüssel zur Halle aus, damit er am nächsten Morgen mit dem Frühesten sein Werk beginnen könne. — Kaum war am folgenden Tage die Sonne aufgegangen, da erschien Hogarth mit einem derben Irländer an seiner Seite, welcher eine große Bütte mit ziegelrother Farbe trug, während er selbst mit einem riesigen Anstreichpinsel versehen war. Noch ehe der Lord sich aus den Federn erhob, war die schmucke Hinterwand der Halle in ein blutiges Roth getaucht. Hogarth prüfte wohlgefällig sein Werk und rief dann den Herrn des Hauses. Als dieser die Halle betrat, rief ihm der Maler entgegen: „Es ist fertig!" — „Was ist fertig?" fragte der Geizhals erstaunt. — „Nun, das Gemälde." — Jetzt fielen die Blicke des Lords auf die rothe Wand. Ganz verblüfft sperrte er erst den Mund auf und fragte dann zögernd: „Was stellt das vor?" — „Das rothe Meer, Euer Lordschaft", antwortete Hogarth mit ernster Selbstgefälligkeit. — „Das rothe Meer?" stammelte der alte Nabob, denn er fing an Unrath zu wittern, „aber wo ist denn Pharao? Wo sind seine Reisigen?" — „Die sind alle ersoffen." — „Wo aber, in Teufels Namen, sind die Kinder Israels?" — „Die —?" entgegnete der Maler mit einer artigen Reverenz, „die haben glücklich das Ufer erreicht."

(Jean Paul) fragte einen jungen Mann in einer Gesellschaft: „Was haben Sie studirt?" „Theologie; ich bin aber wieder davon abgegangen." „Warum denn?" meinte Jean Paul. Verlegen antwortete der Gefragte: „Krankheitshalber." „Ei, ei, lachte Jean Paul, „das ist sonderbar! Ich habe auch Theologie studirt, bin auch nachher abgegangen, aber gesundheitshalber!"

(Gelehrte Frauen,) äußerte Kant einst, „brauchen ihre Bücher so wie ihre Uhren; sie tragen sie, damit man sieht, daß sie eine haben, obschon sie gewöhnlich stillt steht oder nicht richtig gestellt ist."

(Der unverbesserliche Lehrer.) Mutter: „Nun Fritzchen, wie hat's heut' gegangen in der Schule?" — Knabe: „Ach was! Sechs Tatzen hab' ich wieder kriegt, — er laßt halt net nach, der Lehrer!"

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 119. Samstag, den 12. Oktober 1872.

Er soll dein Herr sein.

Eine Novelle von Paul Heyse.

(Fortsetzung.)

Noch ein anderes Fenster war durch das Fernrohr zu erreichen, und obwohl es lustig genug dahinter zuging, war es gleichwohl für den Zuschauer oben Dasjenige, das ihm am meisten zu denken gab. Es mußten Brautleute sein, die da nach dem Abendessen unter der Obhut einer älteren Person, die so etwas wie eine Tante zu sein schien, den Abschied feierten. Das Mädchen betrug sich neckisch und übermüthig, während der junge Mann es nur zu einem nachdenklichen Lächeln brachte. Dann ging die ältere Dame mit den Schüsseln und Tellern hinaus und schien lange des Wiederkommens zu vergessen, für die jungen Leute dennoch nicht lange genug. Aber als es gar zu spät wurde und der Bräutigam nun doch endlich aufbrechen mußte und sein Gesicht von dem seiner Liebsten löste, sah man wieder ihre Augen lachen und die weißen Zähne zwischen den rothgeküßten Lippen blitzen, so daß es schien, als wisse und ahne sie nicht, was diese Trennung bedeute. Sie begleitete ihn bis an die Hausthüre. Dann dauerte es noch eine Weile, bis sie wieder in's Zimmer trat, nun aber ganz verwandelt. Mit heftiger Geberde fassungslosen Schmerzes warf sie sich auf das Sopha, die Hände vor die Augen gedrückt, und weinte all ihr krampfhaft behauptetes Heldenthun: an der Schulter der Alten aus, die neben sie hingekniet war und sie wie ein krankes Kind zu beschwichtigen suchte.

Endlich erlosch auch hier das Licht, und nun schien bis auf wenige schlaflose alte Leute das ganze Städtchen unten in die tiefste Ruhe versenkt, wie sie, nächst einem guten Getränk, vor Allem ein gutes Gewissen zu verleihen vermag. Nur in dem Hause, wo der Stadtkommandant wohnte, blieben die Fenster noch hell, da es immer noch Mancherlei zu schreiben und zu betreiben gab, und auf dem Bahnhof brannten die Laternen und liefen dunkle Menschengestalten hin und her, die Zurüstungen zu morgen zu vollenden. Warum konnte der Gast oben im Thurm keinen Schlaf finden? Warum mußte er immer von Neuem sein Fernglas nach der Commandantur und dem Bahnhofsgebäude richten? Freilich, ein gutes Getränk, das ihm als Schlaftrunk hätte dienen können, war ihm heute versagt geblieben. Aber ein gutes Gewissen — hatte er das nicht in den Thurm mit hinaufgenommen, und was war denn geschehen, daß es ihm plötzlich abhanden gekommen und die Unruhe, es wieder zu finden, ihn nicht schlafen ließ?

Die da unten freilich, die in den dunklen Häusern schliefen, um morgen vor Tag wieder aufzustehen, die heute Abend schon ihr Haus bestellt, ihren Tornister gepackt, ihr Herz in die Hände genommen und es von Allem, was sie liebten, losgemacht hatten, — die hatten gut schlafen. Für sie gab es nur noch Einen Gedanken, und der war hoch über Allem erhaben, was diese niedrigen Mauern, diese traulichen Gassen und Winkel umschlossen. Noch war das Alles, was bisher ihr Leben erfüllt hatte, in ihrer nächsten Nähe; aber schon hatten sie es von Herzen hingegeben, und der Traum, der letzte, den sie in der heimathlichen Enge träumten, trug ihre Seelen voraus über den Rhein in Feindesland und zeigte ihnen die großen Bilder von Kampf und Sieg, von Tod und Befreiung, wo jeder einzelne Lebensfunken in der herrlich lodernden Flamme einer großen Begeisterung aufging und alle Liebeskraft, die sich bisher an sichtbare Wesen angeklammert hatte, nun den verschleierten und doch allgegenwärtigen Mächten der Ehre und Pflicht sich hingab.

Und Einer allein blieb zurück, Einer dachte an seine zärtlichen Freuden und versteckte sich unter Weibern: während Alle, die ein Mannesschwert zu regieren vermochten, sich unter die Fahne des Vaterlandes schaarten, blieb er an ein Schürzenband gebunden im Verborgenen daheim, mit dem Vorbehalt freilich, wenn er erst noch ein paar gute Tage genossen, nachzukommen und mit einer Beschönigung seines Säumens, bei der er den Blick niederschlagen mußte — —

In diesem Augenblick setzte oben im Thurm die alte Uhr zum Schlagen ein, und dröhnend fuhren die zwölf harten ehernen Schläge durch das zitternde Gemäuer und durch die Seele des einsamen Lauschers. Das Fernrohr glitt ihm aus der Hand, die Erde schien unter ihm zu wanken, er hielt sich unwillkürlich an dem Fenstersims, und ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust los, in der es immer beklommener und wunderlicher gewühlt und gearbeitet hatte. Als die Mitternachtsstunde ausgeschlagen, richtete er sich fest in allen Gliedern auf, griff nach seinem Hut und tappte die Stufen zu dem Stübchen seiner alten Freundin hinab.

Er fand sie an einem der Fenster, ein geistliches Buch auf dem Schooß, von dem sie verwundert aufsah. Sie habe gedacht, er schlafe schon längst, da er sich so still verhalten. Ob er doch noch Hunger bekommen habe? — Nein, aber er müsse noch einen Gang machen, der sich nicht aufschieben lasse. In einer halben Stunde denke er zurück zu sein, um dann desto besser zu schlafen.

So verließ er die Frau, ohne ihr offen ins Gesicht zu sehen. Sie schüttelte hinter seinem Rücken den Kopf und fuhr dann fort zu lesen.

Am andern Morgen, als die ganze Stadt auf den Beinen war, um den Truppen beim Ausbruch zu dem heiligen Kriege wenigstens bis an den Bahnhof das Geleit zu geben, blieb Frau Rosamaria, obwohl der Lärm des Vorbeimarsches sie weckte, behaglich in ihrem Bette und dachte mit heimlichem Vergnügen daran, daß ihr Herz keinem der Ausrückenden nachschlug, sondern daß Der, dem es zärtlich zugethan war, wohlaufgehoben und ihres Winkes gewärtig zurückbleibe. Sie gestand sich, daß sie wirklich sehr in diesen ihren Getreuesten verliebt sei, und wunderte sich, wie sie selbst es so lange nicht gemerkt habe. Nun nahm sie sich vor, ihn und sich selbst desto reichlicher für alles Versäumte zu entschädigen und, so weit es irgend in Ehren geschehen könne, diese wenigen Tage, die er ihr schenken könne, ihn mit den holdseligsten Zeichen ihrer Liebe und Huld zu beglücken.

In diesen erfreulichen Gedanken schlief sie noch einmal ein und erwachte erst, als die Sonne schon hoch stand und ihre Zofe mit einem Briefchen ins Zimmer trat. Die alte Christel aus dem Thurm habe es so eben abgegeben und sich dann gleich wieder entfernt.

Die holde Frau, die nicht anders dachte, als daß ihr Geliebter, sich die Langeweile zu vertreiben, seine Morgenstunden mit Abfassung eines Liebesbriefs oder gar eines Gedichtes zugebracht habe, schickte ihre Dienerin wieder hinaus, um recht ungestört diese frühe Huldigung zu genießen. Als sie aber das Briefchen öffnete, fiel ein Ring heraus, — derselbe, den sie gestern Abend dem stürmischen Werber als Pfand gelassen, und mit erröthenden Wangen las sie die folgenden Zeilen:

„Theure, ewiggeliebte Frau!

Wenn dies Blatt in Ihre Hände kommt, bin ich schon weit von Ihnen entfernt. Werden Sie es mir je verzeihen, daß ich die Probe, die Ihnen selbst nicht nur leicht, sondern für einen wahrhaft Liebenden so beseligend scheinen mußte, nicht bestanden habe? Wenn ich den Zustand Ihnen schildern könnte, in dem ich die Stunden bis Mitternacht hingebracht, würden Sie Alles begreifen. Jetzt, in der Eile des Aufbruchs, da ich noch so Vieles vorzubereiten habe, um morgen mit auszurücken, kann ich nur sagen, daß es mir gegen den Mann geht, wenn all meine Kameraden mit klingendem Spiel in den großen Entscheidungskampf ziehen, mich versteckt zu halten, um hinter der Front heimlich ein Glück zu kosten, das ich noch gestern nicht im Traume zu hoffen wagte. Dieses Glück würde mir durch den Gedanken, ihm meine Pflicht geopfert zu haben, so vergällt, daß ich ihm lieber entsage, zumal ich der Meinung bin, auch Ihnen könne ein Bräutigam nicht wahrhaft werth und theuer sein, der sich Ihren Wünschen um den Preis seiner Selbstachtung gefügt hätte. Ich trenne mich daher mit schwerem Herzen von dem Zeichen Ihrer Gunst, da ich die Bedingung, unter der Sie es mir geliehen, nicht zu erfüllen vermag.

Wenn Sie mir trotzdem hold bleiben können, schreiben Sie mir nur eine Zeile durch die Feldpost, und glauben Sie, Schönste und Geliebteste unter allen Frauen, daß ich, wo ich auch sein werde, keinen seligeren Gedanken haben werde, als die Hoffnung, nach glorreich erkämpftem Frieden auch Ihre verscherzte Gunst wieder zu erobern.

Eduard R."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein Tag im Orient.

Von Freiherrn Franz von Maltzan.

(Fortsetzung.)

Die Wasserpfeife dagegen wird stets ihre Herrschaft behaupten. In ihr kann man nur eine einzige Tabakssorte, Tombeki genanne, die aus Persien kommt, rauchen und dieser Tombeki läßt sich auch wieder nur in der Wasserpfeife genießen. So lange es also Tombeki gibt, wird es Wasserpfeifen geben und umgekehrt. Dschedda bildet so ziemlich die Grenze zwischen dem Gebiet der Wasserpfeife und dem das Tschibuk oder vielmehr jetzt an der Stelle dieses letztern getretenen Cigarette. Da hier noch viele Türken und Nordafrikaner leben oder sich temporär aufhalten, so sieht man nämlich noch die Cigarette. Aber die Einheimischen sind dem Nargileh treu. Die Südaraber sehen sogar den türkischen Tabak mit Verdacht an. Sie wittern Haschisch (das bekannte Betäubungsmittel) darin. Eigentliche Cigarren (meist Manillas) werden hier nur von Europäern geraucht, dem Araber sind sie ein Gräuel.

An einem öffentlichen Ort ist die Pfeife vortrefflich geeignet, den Zuschauern vor dem Rauchenden eine Art Respekt einzuflößen. Sie ist einmal traditionell vornehm und wer sich recht majestätisch hinzusetzen oder hinzulegen weiß und dabei eine möglichst große Pfeife vor sich stehen hat, die er sich die Miene gibt zu rauchen, den umschwebt immer auch ein Nimbus der Vornehmheit Früher war der Tschibuk, jetzt muß die Wasserpfeife der Respecteinflößer sein. Hält man das lange Rohr recht phlegmatisch in der Hand, führt man es von Zeit zu Zeit langsam und gravitätisch zum Munde, spricht recht wenig, sieht aber dabei pomphaft und wohlgenährt aus, dann hört man wohl bewundernde Rufe wie: Das ist ein vornehmer Mann! der versteht es, seinen „Keef" (Siesta) majestätisch zu machen. Der Keef ist eigentlich ein halbverduselter Zustand, ein Ding zwischen Wachen und Halbschlaf, das namentlich nach Tisch effectvoll zur Schau getragen wird. Der Europäer, welcher dieß recht versteht, lenkt auch manchen Verdacht von sich ab, denn von einem Menschen, der sich in einem solchen Zustande befindet, erwartet man keine scharfe Beobachtung der Schwachheiten der Moslems, welcher Beobachtung diese sonst so gern die Europäer beschuldigen. Deshalb ist es dem, der beobachten will, sehr zu rathen, diesen Zustand zu fingiren. Das Ding ist nicht schwer und lernt sich bald.

Mein guter Bekannter in Dschedda, ein Kaufmann in Triest, verstand es vortrefflich, den Moslems durch seine großartige Nonchalance und majestätisches Phlegma zu imponiren. Es war eine Freude, ihn so vor der Thür eines Kaffeehauses daliegen zu sehen, wie er das Gummirohr der Wasserpfeife in der Hand hielt und sehr täuschend das Rauchen nachmachte, denn er selbst liebte die Nargileh nicht und trieb nur Staat damit. Ich hatte es bald von ihm gelernt, den Molems auf gleiche Weise zu imponiren. Wer uns so im Pilgerbazar gesehen hätte, der würde uns für die apathischsten, gleichgiltigsten Menschen von der Welt gehalten haben, und dennoch waren wir die genauesten Beobachter von Alledem was um uns vorging.

Es gab in diesem Pilgerbazar viel zu beobachten. In der That ist er ein Mikrokosmos der ganzen moslemischen Welt. Einmal die Händler selbst. Sind so ziemlich aus allen Ländern des Islam zusammengewürfelt. Südaraber aus Yemen herrschen freilich vor. Namentlich die vielen Fleischerläden sind in ihrem Besitz. Diese orthodoxen Schlächter sehen fast einer wie der Andere aus. Ihr Typus ist der saäbische, ein großes Oval des Gesichts; knochiger, massiver Körperbau, eine kühne, starke Nase, meist von einer kräftigen Adlerform. Ein Faltenhemd, ein tiefer Gürtel und darin das Schlachtmesser, auf dem Kopf ein zerlumpter kleiner Turban, das ist die ganze Ausstattung ihres Aeußern. Ihre Hände sind nicht immer appetitlich. Dennoch wird damit das Schöpsenfett und das Hammelfleisch oft Minuten lang geknetet, ehe ein Käufer durch diesen Anblick sich verführen läßt. Viel kaufen die Einzelnen nicht, denn nach Mekka ist ja blos eine starke Tagreise. Nur die

Reichen gestatten sich auf ihr den Luxus des Fleischgenusses. Die Armen ziehen es vor, sich vor der Abreise an Kebab (auf Kohlen gerösteten Hammelsstückchen) sattzuessen und dann sich an's Brod zu halten, bis sie in Mekka sind. (Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Die erste Aufführung der Zauberflöte.) Das Archiv des Mozarteums in Salzburg ist um eine Reliquie aus der großen Mozart'schen Kunstepoche reicher geworden; es ist dies der Theaterzettel zur ersten Aufführung der „Zauberflöte" in Wien. Derselbe liegt uns mittelst der Photolithographie des Hrn. Albert in München in täuschender Aehnlichkeit vor und lautet wörtlich: „Heute Freytag den 30ten September 1791. Werden die Schauspieler in dem kaiserl. königl. privil. Theater auf der Wieden die Ehre haben aufzuführen zum Erstenmale: Die Zauberflöte. Eine große Oper in 2 Akten, von Emanuel Schikaneder." Folgen in langer Reihe die Namen und Rollen der darstellenden Künstler. Hierauf kommt ein Strich und dann heißt es: „Die Musik ist von Herrn Wolfgang Amade Mozart, Kapellmeister und wirklicher K. K. Kammerkompositeur. Herr Mozard wird aus Hochachtung für ein gnädiges und verehrungswürdiges Publikum, und aus Freundschaft gegen den Verfasser des Stücks, das Orchester heute selbst diregiren." Jetzt kommt wieder ein Strich und darunter heißt es: „Die „Bücher von der Oper, die mit zwei Kupferstichen versehen sind, wo Herr Schikaneder in der Rolle als Papageno nach wahrem Kostum gestochen ist, werden bei der Theater-Kassa vor 30 kr. verkauft." Nun abermals ein Stich und dann: „Herr Gayl Theatermahler und Herr Neßlthaler als Dekorateur schmeicheln sich nach den vorgeschriebenen Plan des Stücks, mit möglichsten Künstlerfleiß gearbeitet zu haben." Endlich: „Die Eintrittspreise sind wie gewöhnlich" und „der Anfang ist um 7 Uhr." — Ist das nicht herzig? „Die Zauberflöte, Eine große Oper in 2 Akten von Emanuel Schikaneder" und weit unten so zufällig nebenbei bemerkt: „Die Musik ist von Herrn Mozart," der sogar einmal mit t, das andremal mit d geschrieben wird! Was würde Richard Wagner zu solch einem bescheidenen Theaterzettel sagen! — Wir fügen bei, daß der Theaterzettel in unveränderlichem Lichtdruck von J. Albert in München im Verlage von Max Glonner in Salzburg erschienen ist.

(Eine neue Reclame.) Ein Industrieller in Paris, Miederfabrikant für Damen, hat nichts Besseres gewußt, um seine Fabrikate anzuempfehlen, als eine Annonce bei allen Mairien auf dem „Journal officiell" anzukleben, gerade da, wo sich ein Erlaß Thiers befindet, so daß sich die Annonce liest: „Der Präsident der Republik dekretirt: — Die besten Mieder von ganz Paris sind jene des Herrn N.... Man kann sie mit Recht die Restaurateure der menschlichen Formen nennen. Gegeben zu Versailles, den ... 187.. Der Präsident der Republik: A. Thiers."

(In jeder Stunde ein Haus.) In Chicago wird, wie die dortige „Tribüne" berichtet, durchschnittlich in jeder Stunde ein Hausbau begonnen. Wenn man die Anzahl der seit dem 15. April begonnenen und bis zum 1. Dezember d. J. completirten Häuser veranschlagt und berücksichtigt, daß dieselben innerhalb 200 Tagen (die Sonntage abgerechnet), den Tag zu acht Stunden, aufgebaut sein werden, so ergibt dies genau täglich acht Häuser, ein Wachsthum, wie solches noch nicht gesehen worden ist.

Goldkörner.

Kein Herz liebt wärmer und mit ganzer Seele hingegebener als das eines Mannes, dem in den Jahren, wo wir keine Liebe mehr zu gewinnen hoffen dürfen, sich noch ein jüngeres Frauenherz zu widmen vermag.

* * *

Ein Freund schreibt uns: „Auch an die halbentblätterte Rose setzt der Thau noch seinen verschönernden Glanz." Bleibe stolz, auch wenn das Streben deines Lebens dir nur halb gelingen will.

* * *

Was wir Zweifel und Unglauben nennen, ist oft nur der spröde Trotz des Menschen, sich dem großen Geheimniß der Welt nicht gefangengeben zu wollen. Sage man, was man will, es liegt auch in diesem Trotze Wahrheit und Poesie.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 120. Dienstag, den 15. Oktober 1872.

Er soll dein Herr sein.

Eine Novelle von Paul Heyse.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht bekannt, obwohl in kleinen Städten sonst Nichts unbekannt bleibt, welchen Eindruck diese Epistel auf die Empfängerin gemacht habe. Aeußerlich war ihr nichts Besonderes anzumerken, da die größere Stille und Eingezogenheit ihres Lebens seit jenem Tage auf das Natürlichste sich durch die veränderte Weltlage erklärte, die alle Gemüther einzig auf die große Entscheidung jenseits des Rheins gerichtet hielt. Man verwunderte sich allerdings über den Eifer, mit welchem die junge Frau, die sonst nur an ihren Putz gedacht, jetzt an allen wohlthätigen Werken Theil nahm, Verbandzeug für die Verwundeten, späterhin wollene Decken und Winterhemden für die Orleans-Armee fertigen half, mit vollen Händen zu den häufigen Transporten der Liebesgaben beisteuerte und in dem Frauenverein, dem die Frau Bürgermeisterin vorstand, eigentlich die Unermüdlichste und Sinnreichste war, ohne ihre Verdienste jemals vorzudrängen oder sich damit zu schmücken. Man erkannte in der thätigen, hülfreichen, barmherzigen Seele die frühere gefeierte Schönheit nicht wieder, der man allgemein ein kaltes, eigensüchtiges Herz nachgesagt hatte.

Dabei schien sie nur an die große allgemeine Sache zu denken und gar nicht an die Personen, die sich derselben geweiht hatten. Wenigstens hatte die Feldpost weder Liebesgaben von ihrer Hand an diese oder jene bestimmte Adresse zu befördern, noch auch nur einen Brief, obwohl sie selbst deren viele erhielt. Der fleißigste ihrer Correspondenten war und blieb der dicke Hauptmann, dessen Briefe, ausführliche strategische Ausarbeitungen, an Corpulenz ihrem Schreiber nichts nachgaben. Von Zeit zu Zeit kamen auch halb zärtliche, halb humoristische Feldbriefe des jungen Barons, ganz in seinem übermüthigen Don-Juan-Stil, so daß sie sämmtlich gleich nach dem Empfang verbrannt werden mußten — bis auf einen einzigen, mit dem es eine ganz besondere Bewandniß hatte. Er war nämlich nur aus Versehen in Frau Rosa's Hände gekommen, wie es oft geschieht, wenn Jemand zwei Briefe zu gleicher Zeit abschickt und in der Eile die Adressen vertauscht. Eigentlich sollte er an eine kleine Putzmacherin im Städtchen gelangen, die nun den für die junge Frau Majorin bestimmten Brief erhalten hatte. Frau Rosamaria las diese Zeilen, die ihr ein sorgfältig verhülltes Geheimniß entschleierten, mit einem eigenthümlichen Lächeln, steckte dann den arglosen Verräther ruhig in das falsche Couvert zurück und bewahrte ihn in ihrer Mappe.

Der junge Landwehrmann schrieb nur einmal einen kurzen Brief mit einem summarischen Bericht über seine Abenteuer. Als aber die Frage am Schluß, ob sie ihm noch zürne, unbeantwortet blieb, verstummte er für die ganze Dauer des Feldzuges, und sie hörte nur durch die dritte Hand und gelegentliche Postkarten, die er an die Christel im Thurme schickte, daß er unverwundet viele Gefechte ehrenvoll mitgemacht und längst Lieutenant geworden sei.

So verging das große, einzig erhabene Jahr der Wunder und Zeichen. Als man im Herbst allerorten die Heimkehr der Sieger feierte, blieb auch unser Garnisonsstädtchen nicht dahinten, dem zu Muthe war, wie einem scheintodten Körper, in welchen plötzlich die entflohene Seele zurückkehrt. Wie es bei diesem Anlaß im Großen und Kleinen zuging, lebt noch so klar in eines Jeden Erinnerung, daß

wir die geschmückten Thore und Straßen, die Böllerschüsse und den Jubel der Begrüßung, die Kränze, Inschriften und Transparente an den Häusern nicht weitläufig zu schildern brauchen. Nur so viel sei bemerkt, daß, wie sich die junge Wittwe während der ganzen Kriegszeit an Eifer für die Kämpfer und Verwundeten hervorgethan hatte, auch beim Siegesheimzug ihr Häuschen am Markt unbestritten den Preis davontrug, durch reichen und sinnigen Schmuck, der selbst ein Künstlerauge überraschen mußte. Das Schönste daran war freilich der Balkon, der in einen Rosengarten verwandelt schien, und Frau Rosamaria war klug genug gewesen, als lebende Blumen die hübschesten ihrer Freundinnen zu sich einzuladen, so daß der Flor der weiblichen Bevölkerung hier in einen einzigen Strauß vereinigt die vorbeiziehenden Helden anlachte und mit einem Blüthenregen überschüttete.

Der dicke Major — denn das war inzwischen unser wackerer Hauptmann geworden — ritt an der Spitze des Regiment würdevoll vorbei, senkte salutirend den Degen und erhob zugleich einen kühnen Siegerblick zu seiner Angebeteten, die er jetzt unbestritten als seinen rechtmäßigen Heldenpreis zu betrachten schien. Mit seiner Schwadron folgte dann, auf einem erbeuteten französischen Hengst courbettirend, den linken Arm in der Binde, übrigens gesund wie ein Fisch, der junge Baron, jetzt Oberlieutenant, und winkte gleichfalls, aber mit mehr Grazie und Uebermuth, zu den Schönen hinauf, von denen so ziemlich eine Jede Grund hatte, die Huldigung vornehmlich auf sich zu beziehen. Hinter den frischen Truppen kamen auf einigen offenen Wagen Diejenigen, die ihrer Wunden wegen nicht im Zuge mitmarschiren konnten, darunter der junge Landwehroffizier, der die letzten Monate am Typhus darniedergelegen und noch nicht wieder rüstig genug war, um zu Fuß zu gehen. Diese Nachzüglen wurden, da der Blumenregen ziemlich erschöpft war, mit desto lauteren Hochrufen begrüßt und nur von dem bewußten Balkon fiel eine große dunkle Centifolie gerade unserm Freunde in den Schooß. Als er erröthend hinaufsah, begegnete er einem stillen Blick der geliebten Augen, aus dem er sein Schicksal nicht zu lesen vermochte.

Das eigentliche Fest, das die Stadt den Tapfern gab, sollte erst am Abend stattfinden. Für den Mittag hatten die Bürger sich die Ehre ausgebeten, in ihren Häusern die Truppen zu bewirthen. Auf der Commandantur fand der Major eine Einladung zu Frau Rosamaria, die ihn bat, auch den Baron und den Landwehrlieutenant mitzubringen, ein Zusatz, der sein Siegerbewußtsein durchaus nicht niederschlug, da es sich doch nicht geschickt hätte, v o r der Erklärung ihn allein zu Gast zu bitten. Auch während des Essens selbst, bei dem die schöne Frau auf das Liebenswürdigste die Wirthin machte, schwamm er in einem Meer von Stolz und Wonne und betrachtete die beiden Andern mit gnädiger Freundlichkeit als nothwendige Uebel, indem er sich im Stillen vornahm, sobald er Herr im Hause wäre, diese überflüssigen Zeugen seines Glückes sich zu verbitten. Gegen seine ausführlichen und sachkundigen Erörterungen des Feldzugs, wobei er sämmtliche Fehler, die der Generalstab gemacht, nachzuweisen wußte, konnte der junge Baron freilich nicht aufkommen. Aber die lustigen Anekdoten und kleinen Abenteuer, die dieser zum Besten gab, brachten die schöne Wirthin doch zum Lachen, und die rauhe Luft der Bivouaks schien auch seine Flamme durchaus nicht abgekühlt zu haben. Still und in sich gekehrt saß der Bildhauer am Tische und hatte sich keiner besonderen Großthaten zu rühmen, da er behauptete, nur gerade seine Schuldigkeit gethan zu haben. Aber die Kränklichkeit gab ihm eine interessante Blässe, die das Feuer seiner Augen nur leuchtender machte, und wenn auch Frau Rosamaria ihn mit sichtlicher Förmlichkeit behandelte, war doch für die Zukunft ein solcher Hausfreund nicht gerade wünschenswerth.

Der Major dachte daher, das Eisen zu schmieden, so lang es glühte, führte nach aufgehobener Tafel die schöne Frau auf den Balkon und gestand ihr dort, daß er wohl wisse, alles Glück dieses Feldzuges habe er nur dem Medaillon mit ihren Haaren zu verdanken. Es möchte zwar etwas hastig erscheinen, aber an ein rasches Ergreifen des Moments sei der Stratege gewöhnt, und darum bitte er inständigst, sie möge die Entscheidung über sein Lebensglück nicht länger hinausschieben. Ehe sie noch die Lippen öffnen konnte, um zu antworten, trat der Baron zu ihnen, vom Wein noch etwas kecker gemacht, als ihm sonst schon im Blute lag, und sagte, er stehe zwar im Dienst des Vaterlandes hinter der höheren Charge zurück, aber im

Frauendienst kenne man keine Anciennetät, im Gegentheil seien die höhern Dienstjahre oft hinderlich, und so erlaube er sich die bescheidene Anfrage, ob er sich an der sorgfältig behüteten rothen Schleife aufhängen oder sie heut Abend öffentlich als die Farben seiner Braut an der Brust tragen solle. (Schluß folgt.)

---

* Ein Tag im Orient.

Von Freiherrn Franz von Maltzan.

(Fortsetzung.)

Die Kebakkäufer gehören deshalb zu den Hauptkunden der Schlächter. Gewöhnlich sind diese Leute alte Türken, halbe Bettler, aber dennoch mit der vollen Majestät und dem vornehmen Phlegma, das dem echten Ottomanen eigen ist. So ein alter Türke ist in seiner Art unbezahlbar. Daß er auf der tiefsten socialen Stufe steht (auf der er vielleicht nicht immer stand) macht ihm keinen Kummer. Daß er kaum zu essen hat, bereitet ihm keine Sorgen. Er weiß dennoch, daß er zur herrschenden Race gehört und fühlt sich demgemäß. Denn in Dschedda sind wirklich die Türken noch die herrschende Race. In Mekka schon ist es vorbei mit ihrem Nimbus. Aber hier fühlt sich der alte Türke noch. Nicht als ob er dies durch Hochmuth verriethe. Nein, Hochmuth trägt nur der zur Schau, der mehr scheinen möchte, als er ist. Der alte Türke aber will nicht mehr scheinen, als ein halber Bettler, und dennoch weiß er (denn es ist Thatsache) daß seine Race hier höher steht, als die aller anderen Anwesenden, und blickt mit Verachtung auf den reichen Kaufmann, den wohlhabenden Krämer, den betriebsamen Karawanenführer. Warum plagen sich diese Menschen? Mit aller Mühe werden sie es doch nur dahin bringen, das zu sein, was er ist, nämlich ein Mitglied des herrschenden Volkes.

Die Bäckerläden nehmen natürlich die vorzüglichste Stelle ein, denn die Pilger kommen meist aus Ländern, in denen das Brod dieselbe wichtige Rolle spielt, wie in Europa, d. h. die Basis aller Mahlzeiten bildet. In Arabien selbst ist dies nicht der Fall. Der Beduine lebt von Milch, der Städter im Süden von Fleisch und einer Mehlspeise, Heris genannt, die ihm das Brod ersetzen muß, im Norden von Datteln, Milch, Butter; das genügt ihm. Fleisch ist überall die Speise der Vornehmen. Das Volk genießt es blos bei Festen und wenn ein geehrter Gastfreund bewirthet wird. Brod ist im innern Arabien ein Luxus. Dschedda aber ist ein Allerweltsort, der in diesem Stück sich vom übrigen Arabien emancipirt. Brod ist hier noch das nothwendige Vademecum des Reisenden. Gewöhnlich besteht dieses Brod aus den bekannten schwarzbraunen, säuerlichen Teigen von Pfannkuchenform, die einen öligen Geschmack haben. Aber Dschedda ist ein solch hochcivilisirter Ort, daß sogar Brod, auf europäische Art gebacken, daselbst zu haben ist. Es giebt nämlich seit wenigen Jahren hier Griechen, die einen Backofen in andauernder Thätigkeit halten und damit Glück machen. Sogar im Pilgerbazar hat Einer von ihnen ein Verkaufslokal, in welchem er jedoch sich selbst nicht permanent zeigen darf. Ein Grieche, als regelmäßiger Bazarverkäufer, das wäre denn doch für diesen von frommen Pilgern vorzugsweise besuchten Markt eine allzugroße Profanation. Aber ein Schwarzer, sein Diener, besorgt das Geschäft ebensogut. Dies europäische Brod wird übrigens nur von aufgeklärten Leuten gekauft, der gewöhnliche Moslem findet es denn doch unheilig; ein reines Vorurtheil, denn verboten ist es selbst nach der strengsten Gesetzauslegung nicht. Aber es ist eine Neuerung und dem Orthodoxen ist jede Neuerung zuwider. Des Geschmackes wegen kauft man es übrigens weniger, denn europäisches Brod gilt im Orient meist für fade, geschmacklos. Aber es hat die schätzbare Eigenschaft, sich länger zu halten und das ist hier der Hauptgrund seines Verkaufs. Das arabische verschimmelt schon nach 24 Stunden. Sehen wir uns den schwarzen Verkäufer des europäischen Brodes an. Er ist ein schlanker Galla, mit regelmäßigen schönen Gesichtszügen und jenem eigenthümlich melancholischen Ausdruck, den wir bei vielen Sub-Aethiopiern finden. Streng genommen darf ein Grieche gar keinen Sklaven kaufen. Aber es giebt allerlei Hinterthüren des Gesetzes, die es auf einem Umweg möglich machen. Behalten kann er übrigens den Sklaven nur so lange, bis dieser zum Alter der Vernunft herangereift ist, denn dann fehlt es nie an Leuten, die dem Schwarzen auseinandersetzen, daß er eigentlich frei sei und und seinen Herrn jederzeit verlassen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ein Paar Gründer.) Ein Waidmann erzählt in der „Deutschen Jagd-Zeitung" folgende hübsche Episode: Es war ein herrlicher Abend. Mein gutes Lefaucheux im Arme stand ich auf dem „Anstande", d. h. in einer Grube, die eigens zu diesem Zwene gemacht ist, hart am Rande des Waldes, von wo aus ich das übertretende Wild bequem schießen konnte. Da bot sich mir überraschend ein wunderbares Schauspiel. Auf einer kleinen Waldwiese, kaum 50 Schritt von meinem Verstecke entfernt, erschien plötzlich ein starker Hase, welcher, da er noch auf fremdem Gebiete war, nicht geschossen werden durfte, derselbe machte eben so fleißig seine drolligen Capriolen und Männchen, daß er einen Fuchs, der aus dem Holze vorsichtig herauslugte, gar nicht bemerkte. Einige Zeit sah Meister Reinecke mit augenscheinlich großem Interesse dem Treiben des Hasen zu, dann aber legte er sich beinahe glatt auf den Bauch und kroch langsam auf den Hasen zu. Dieser „windete" eben und da er nichts Verdächtiges bemerkte, ließ er sich nieder und fing zu äsen an. Hierbei kehrte er sich aber zufällig dem Fuchse zu, welcher augenblicklich wie todt dalag und kein Glied rührte; sobald der Hase sich wendete, schlich Reinecke näher und wiederholte mit so außerordentlicher Beharrlichkeit und Schlauheit seine Prozedur, daß der Hase keine Ahnung von seiner gefährlichen Nachbarschaft hatte. Endlich, kaum drei Schritte vom Hasen entfernt, springt der Fuchs mit einem großen Satze auf ihn zu; erschreckt fährt dieser auf, reißt sich glücklich los und läuft aus Leibeskräften nach dem nahen Walde; doch da stößt er auf einen zweiten Fuchs, der zweifellos ein Genosse des ersten war, und hier Wacht gestanden hatte. Der Hase machte Kehrt, springt verwirrt hin und her und läuft dann gerade auf seinen ersten Verfolger zu, der ihn jetzt besser faßt. Eine kleine Strecke zieht der Hase den Fuchs noch mit, dann aber fällt er als Opfer seines grausamen Feindes. Mittlerweile war auch der zweite Fuchs angekommen und wollte zur ehrlichen Theilung schreiten, wurde aber stark getäuscht, denn der siegreiche College wies ihm die Zähne, und als er dann noch nicht weichen wollte, faßte er ihn scharf. Dies empörte mein Gerechtigkeitsgefühl, und beide Füchse wurden nun durch das Doppelrohr meines Lefaucheux erlegt.

(Aussprüche berühmter Personen.) Friedrich dem Großen war einst der Vorschlag unterbreitet worden, die Advocaten in seinem Lande zu vermehren. „Ich will weder hier," antwortete er, „noch in Preußen und Pommern von mehr Advocaten wissen; denen Clevern und Westphälingern aber, die von Gott und der Vernunft entfernt und zum Zanken geboren sind, muß man um ihrer Herzenshärtigkeit willen so viel Advocaten zugeben, als sie nur immer haben wollen, wofür jährlich 200 Reichsthaler an die Recrutencasse gezahlt werden müssen." — Auf die erste Kunde von der schimpflichen Niederlage seiner Armee bei Roßbach sagte König Ludwig XV. von Frankreich mit größter Gemüthsruhe: „Das muß man doch dem König von Preußen lassen, das Treffenliefern versteht er gut; aber ich will wetten, daß er in seinem Leben keine so schönen Rahmtörtchen zu Stande bringt, als ich!" (Die Kochkunst gehörte bekanntlich zu den Lieblingsbeschäftigungen dieses Königs.) — Kaiser Rudolf II. von Habsburg beschäftigte gegen das Ende seines Lebens der Gedanke, einen Friedensorden zu stiften. Die Ordenskette hiezu arbeitete er mit eigener Hand aus, unter den Worten: „Seht, unser Haus trifft doch stets das Rechte, nur immer ein paar Jahre zu spät!"

(Eine neue Speculation.) Wie aus Südafrika gemeldet wird, hat ein reicher Zulukaffer alle heirathsfähigen Mädchen gekauft und bestimmt nun den Marktpreis derselben. Um die Verzweiflung der jungen Männerwelt nicht auf's Aeußerste zu treiben, hat die Regierung als höchsten Preis zehn Kühe festgesetzt; mehr darf der erwähnte Speculant nicht fordern.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tagblatt „Der Eilbote.“

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Jost.

Nr. 121. Donnerstag, den 17. Oktober 1872.

Er soll dein Herr sein.

Eine Novelle von Paul Heyse.

(Schluß.)

Die Schöne, die so plötzlich zwischen zwei Feuer gerathen war, schien zu erwarten, daß ein Dritter kommen und sie aus dieser mißlichen Lage wenigstens für den Augenblick retten sollte. Dieser Dritte aber war im Zimmer zurückgeblieben, durch das gleimüthig freundliche Betragen der Geliebten völlig entmuthigt und entschlossen, heute für immer von ihr Abschied zu nehmen, da er in seiner Krankenschwäche jede Zuversicht zu seinem guten Glück verloren hatte.

Er hörte die Reden draußen auf dem Balkon, und seine letzte Hoffnung versank, als Frau Rosamaria nun antwortete, sie wisse die Ehre, daß zwei so tapfere Vaterlandsvertheidiger sich um sie bewürben, vollkommen zu schätzen, aber sie wolle keinen von ihnen in Gegenwart des Andern zurücksetzen und bitte daher, daß sie jetzt ohne Streit nach Hause gingen, wo sie ihre Antwort bereits vorfinden würden. Auf den Abend hoffe sie bei dem Fest zu erscheinen und zwar nur, wenn Jeder vorher gelobe, ohne Groll und feindselige Verstimmung die Entscheidung hinzunehmen.

Sie mußten ihr das feierlich mit Handschlag versprechen, worauf sie spornstreichs nach ihren Häusern eilten. Wollen Sie mich auch schon verlassen, lieber Eduard? wandte sich dann die junge Frau an den düsterblickenden Freund. Nun denn, gehen Sie nur nach Hause und ruhen Sie noch ein paar Stündchen, denn Abends dürfen Sie nicht fehlen, ich rechne darauf.

Sie reichte ihm, wie wenn nie etwas zwischen ihnen vorgefallen wäre, die Hand, die er, sich stumm verneigend, an seine Lippen drückte, innerlich fest entschlossen, vom Feste wegzubleiben und sie nie wiederzusehen. So ging auch er, und die schöne Frau machte eine Bewegung, als ob sie ihn zurückhalten wolle, besann sich aber wieder und blieb einsam in ihrem Wittwensitz zurück.

Als der Major in sein Zimmer trat, sah er etwas Langes sorgfältig eingewickelt auf dem Tische liegen. Der Diener der Frau Majorin haben es vor einer Stunde Stunde abgegeben. Mit bebenden Händen riß er die Umhüllung ab, und hervorkam in einem Lederfutteral ein prachtvoller Ehrendegen, der einmal beim fünfundzwanzigjährigen Offiziers-Jubiläum dem seligen Major von seinen Kameraden verehrt worden war. Dabei lag ein Blatt von der Hand der Frau Rosamaria, worin sie ihm schrieb: Da die Relique, die schon ihr seliger Gatte auf der Brust getragen, die goldene Kapsel mit einer Locke des berühmten Prinzen und Feldherrn Max Emanuel, ein theueres Familienvermächtniß im Hause des verstorbenen Majors, ihren tapferen jetzigen Besitzer besser als eine Locke vom Haupte einer schwachen Frau zu so rühmlichen Thaten begeistert habe, werde diese Waffe vollends ihm den Weg zu den höchsten kriegerischen Ehren bahnen, und sie hoffe, den treuen und bewährten Freund dadurch nicht zu verscherzen, daß sie ihn nur in solcher Weise zum Nachfolger des Verewigten zu machen im Stande sei. — —

Der junge Baron, als er, eine französische Chanson trällernd, in sein Wohnung zurückkehrte, fand nur einen Brief auf seinem Tisch, und da er vollkommen zu wissen glaubte, was darin stand, zündete er sich erst noch eine Cigarre an, ehe er das Siegel erbrach. Aber die Cigarre ging ihm wieder aus, als er aus dem Couvert seinen eignen Feldbrief mit der vertauschten Adresse hervorzog und von der

Hand der schöne Frau nur die Worte hinzugefügt sah: Irren ist menschlich und darum keine Feindschaft. Ich bitte den Brief in die rechten Hände zu befördern, aus denen auch die so treu gehütete rothe Schleife hervorgegangen ist.“ — —

Viel langsamer, als seine beiden Vorgänger, erklomm der Dritte die Stufen, die ihn in das Thurmstübchen der alten Christel führten. Er wollte nur Abschied von ihr nehmen dann auf die Commandantur, um sich Urlaub zu erbitten, und womöglich heute noch der Stadt den Rücken kehren, um irgend wo im Gebirge die völlige Genesung seines Leibes abzuwarten, wenn auch die Wunde seines Herzens noch lange nicht sich schließen würde.

Er fand die treue Alte nicht auf dem gewohnten Platz; sie hatte sich in das obere Stübchen zurückgezogen, um ihn das kleine versiegelte Päckchen, das auf dem Tische lag, ohne Zeugen öffnen zu lassen. Obwohl er sofort die Hand seiner Geliebten erkannte, griff er doch nur mechanisch danach. Was sollte er sich erwarten, als irgend ein Andenken, das ihm nur schmerzlich sein konnte? Aber als er das Papier geöffnet hatte, kam eine kleine Brieftasche zum Vorschein, die innen eine Photographie der schönen Frau enthielt, auf der Rückseite aber mit feinen Buchstaben die Worte geschrieben: „Du sollst mein Herr sein und ich nicht deine Herrin, sondern deine treue und gehorsame Frau.“ Dazu das Datum des heutigen Tages und ein Lorbeerkranz, der die Schrift zierlich einrahmte. Und wie er jetzt mit freudezitternden Händen das Seitentäschchen öffnete, fiel der kleine Ring mit dem blauen Stein wieder heraus, in einen Zettel gewickelt mit den Worten: „Ich danke dir, daß du die Probe nicht bestanden hast. Verzeihe diese letzte Thorheit deiner glücklichen Braut.“ — —

Es bleibt nichts hinzuzufügen, als daß wenige Augenblicke nach dieser Enthüllung ein blasser junger Mann oben am Thurmfenster erschien und gleichzeitig unten eine über und über erglühende junge Frau auf dem blumengeschmückten Balkon des Hauses gegenüber, und daß die Nachbarn behaupten wollten, zum ersten Mal habe die alte Christel eine Feuersbrunst, die sie aus ihrer hohen Warte beobachtet, nicht an die große Glocke gehängt.

---

* Ein Tag im Orient.

Von Freiherrn Franz von Maltzan.

(Fortsetzung.)

Ich kannte zufällig die Geschichte dieses jungen Galla. Er war fast noch ein Kind, als ihn der Grieche kaufte. Dieser gab ihm in seiner Weise eine Erziehung, lehrte ihn Griechisch, ließ ihn sogar insgeheim taufen, ihm auch wohl eine spärliche Dosis religiöser Begriffe beibringen, so daß der Junge, wenn man ihn fragte, behauptete, der orthodoxgriechischen Kirche anzugehören. Er war also ein Christ, seine Anwesenheit auf dem Bazar der Pilger hätte folglich eben so auffallen müssen wie die seines Herrn. Davon war jedoch keine Rede. Seine Hautfarbe wirkte besser als ein Glaubensbekenntniß. Ein Schwarzer in Arabien kann nur Moslem sein, das gilt für ausgemacht. Er führte sogar einen griechischen Namen. Ich glaube er hieß Miltiades. Was er indeß am allerbesten bei seinem Herrn gelernt hatte, das war die Wissenschaft des Branntweins, denn dieser war natürlich nebenbei auch Branntweinschmuggler und Branntweinhändler, hatte auch eine Kneipe. In dieser wuchs der junge Miltiades als hoffnungsvoller Kellner heran. Er war ein ziemlich hitzköpfiges Bürschchen. Schon im zehnten Jahre hatte er mit einem jungen Mitsklaven ein Duell mit Küchenmessern, wobei Beide sich gegenseitig so schändlich zurichteten, daß sie zum Verlust ihres Herrn eine Zeitlang unbrauchbar waren.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie oft blutige Streitigkeiten unter Mitsklaven vorkommen. Der Grund ist gewöhnlich Eifersucht auf die Gunst des Herrn. Gegenseitiges Anschwärzen und Schlechtmachen ist bei ihnen das tägliche Brod. Sind sie noch klein, so machen sie es ganz wie die Schooßhunde, die sich auch beißen, wenn die Herrin den Einen mehr liebkost als den Andern. Sind sie größer, dann spielt die geschlechtliche Leidenschaft auch wieder eine Rolle. Außerdem erregen sie durch übermäßiges Prahlen stets den Haß und Neid ihrer Mitsklaven. Fast alle diese Sklaven leben in der Einbildung, Kinder sehr vornehmer Aeltern, womöglich von Fürsten zu sein.

Ich habe noch wenig schwarze Sklaven gefunden, die nicht einen König als den Erzeuger ihrer Tage nannten. Da die Sache nicht controlirt werden kann und da es schrecklich

viel Könige in Afrika gibt, so ist es ja immerhin möglich, daß Einige von ihnen Recht haben. Nur haben diese dann vergessen, was für eine klägliche Rolle ein afrikanisches Königlein spielt und legen jetzt den europäischen oder türkisch-persischen Maßstab an, wonach ein König ein allerhöchster Würdenträger, wie der Großsultan, der Schah von Persien rc. ist. Für den Sohn eines ähnlich wichtigen Mannes hält sich dann so ein armer schwarzer Sklave. Diese Anmaßung trägt er seinen Mitsklaven vor, in denen er dann womöglich seine geborenen Unterthanen erkennt. Da diese aber ganz dieselben Prätensionen haben, so ist ein Anprall des gegenseitigen Größenwahns unvermeidlich, der dann gewöhnlich in Messerstichen seine Lösung findet.

Ein solcher Streitgrund war es wohl auch, der den jungen Miltiades, als er kaum dreizehn Jahre zählte, veranlaßte, einen seiner Mitsklaven vermittelst eines Küchenmessers in das Jenseits zu befördern. Sein Herr vertuschte die Sache, denn sonst hätte man Miltiades zur Strafe in die türkische Armee gesteckt und sein Herr zwei Diener auf einmal verloren. Unerwachsene werden auch in der Türkei nicht hingerichtet. Begehen sie ein Verbrechen, so ist die Armee oder die Flotte ihr Correctionshaus, wo sie natürlich die Corruption erst recht systematisch lernen, um dann im reifen Alter als abgefeimte Schurken dazustehen. Miltiades entging diesem Schicksal durch die Güte oder vielmehr wegen des Interesses seines Herrn. Aber er war ihm nicht dankbar. Kaum vierzehn Jahre alt, gab er den Einflüsterungen einiger Stammgäste, natürlich Moslems, Gehör, die ihm vorstellten, ein Grieche habe gar nicht das Recht, einen Sklaven zu besitzen, und wenn er durchbrennen wolle, so könne kein Mensch ihn daran hindern und auch Niemand sei berechtigt, ihn wieder einzufangen. Miltiades brannte also durch. Jetzt kamen jedoch sehr harte Tage für ihn. Als was sollte er sich verdingen? Gelernt hatte er nichts als Branntwein einschänken. Diener sucht aber Niemand in Dschedda, da Alle hinlänglich mit Sklaven versehen sind. Niemand außer den Herren Europäern, die dort leben. Ein solcher, zufällig gerade mein Bekannter, der triester Kaufmann, nahm ihn denn auch in Dienst, entließ ihn aber bald wieder, nachdem er die Erfahrung gemacht hatte, daß seine ganze Kenntniß sich darauf beschränkte ein Glas reinzuspielen und nach Schänkenart geschickt zu präsentiren. Da mein Freund nicht viel Branntwein trank, so fand er es für einen unnützen Luxus, einen eigenen Ganymed für dies Getränk zu halten. Miltiades wanderte also in die weite Welt hinaus. Schließlich kehrte er sehr enttäuscht zurück. Hoch und theuer bat er seinen frühern Herrn, ihn wieder anzunehmen, was dieser auch that, und zwar mehrmals, denn der junge Galla hatte am Durchbrennen Geschmack gefunden und öfter noch sein Glück in der weiten Welt versucht, stets mit gleich geringem Erfolg.

Auch einmal war ein Liebesverhältniß der Grund seiner Flucht. Dieses soll übrigens sehr kläglich für ihn ausgefallen sein. Miltiades verliebte sich, kaum 16 Jahre alt, in ein Mädchen, das im Hause eines vornehmen Mannes lebte. Natürlich war sie eine Schwarze, denn an einer Weißen findet ein Dunkelhäutiger selten Geschmack. Das junge Mädchen, das im Harem eines mit Frauen gesegneten Mannes eine sehr untergeordnete Rolle spielte, fühlte sich natürlich geschmeichelt, als Miltiades Gelegenheit fand, ihr, der Unbeachteten, Ungeliebten, seine Flamme zu gestehen. Der junge Galla schlug ihr vor, sich von ihm entführen zu lassen, was die Unbesonnene auch wirklich annahm. Der erste Schritt, d. h. das Verlassen des Hauses ihres Herrn, war auch sehr leicht auszuführen. Dann aber wohin? Beide waren gänzlich mittellos. Ueber's Meer hätten sie nicht gekonnt und dort allein wäre Sicherheit für sie gewesen. Sie begaben sich also nach einem der Hüttendörfer in der großen Sandwüste um Dschedda und lebten dort eine Zeit lang von der Barmherzigkeit der diese Hütten bewohnenden Schwarzen, meist emanzipirte Sklaven, gutmüthige Menschen, die aber einem tüchtigen Trinkgeld nicht widerstehen können, und dafür selbst ihren besten Freund verrathen. So geschah es auch hier. Das Liebespaar wurde verrathen, die Sklavin zu ihrem Herrn zurückgebracht und Miltiades bekam die Bastonade. Diesmal wollte man doch Ernst machen und den jungen Galla definitiv in die türkische Armee stecken, wo er ohne Zweifel als Trommeljunge und allgemeiner souffre-douleur ein wenig beneidenswerthes Leben geführt hätte. Aber auch diesmal erbarmte sich sein früherer Herr seiner. Dies ist überhaupt ein schöner Zug der Griechen, ihre sonstigen Fehler mögen noch so abschreckend sein. Sie sind anhänglich,

sie wissen was Affektion ist, natürlich vorzugsweise in Bezug auf ihre Landsleute, indeß auch in Bezug auf Andere, mit denen sie viel und vertraut verkehrt haben. Miltiades war ohnehin ein halber Grieche und so scheute sein Herr kein Opfer und rettete ihn endlich aus den Klauen der Recrution, um ihn von Neuem in die Branntweinkneipe und schließlich in den Bäckerladen zu verpflanzen, wo wir ihn bereits gesehen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ein seltsames Colli.) Auf einer ungarischen Eisenbahn hat sich, wie man der L.-C. mittheilt, folgender komische Zufall zugetragen: „Auf einer Station erschien eine in der Gegend sehr geachtete Persönlichkeit, welche den Personenzug versäumt hatte, jedoch dringend abreisen mußte; sie ersuchte den Stationschef, den nächsten Lastzug benützen zu dürfen. Der Stationschef, welcher dem erwähnten Herrn gern gefällig sein wollte, sann hin und her, wie das, nachdem kein Tarifsatz für Personen auf Lastzügen besteht und überhaupt Passagiere mit Lastzügen nicht befördert werden sollen, am besten geschehen könne, ohne die Gesellschaft zu beeinträchtigen. Endlich war das Mittel gefunden; es wurde ein Frachtbrief — auf ein Schwein lautend — ausgestellt. Der Passagier bezahlte nun die Gebühr und fuhr mit dem nächsten Lastzuge nach dem Orte seiner Bestimmung, woselbst er sich unbeachtet aus dem Bahnhofe entfernte. Der den Zug begleitende Ober-Conducteur gab, in der Station angekommen, dem betreffenden Bahninspicienten bezüglich des Schweines die nöthige Auskunft und fuhr sodann weiter. Nun trat gerade an diesem Tage der oben erwähnte Beamte einen längeren Urlaub an und übernahm der Stationschef selbst die Leitung der Geschäfte. Als dieser den auf ein Schwein lautenden Frachtbrief sah, jedoch das Frachtstück nirgends aufgetrieben werden konnte, gerieth er in nicht geringe Verlegenheit, und zwar um so mehr, als dasselbe keiner der Bahnbediensteten bei Uebernahme der Frachten gesehen haben wollte. Es wurde in Folge dessen von Station zu Station telegraphirt, ob es nicht irrthümlich schon früher abgeladen worden sei, doch nirgends konnte man darüber Aufschluß geben, bis endlich von der Aufgabsstation die Meldung kam, daß der unbeachtet ausgestiegene Passagier mit dem abgängigen Schweine identisch sei; erst dann beruhigte sich der Stationschef."

(Schellfische.) Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß man gerade bei Schellfischen sehr oft Steine in ihrem Magen findet, die bei größeren Exemplaren oft mehrere Pfund wiegen. Bei den Fischern, welche an den Küsten Norwegens leben, ist es ein allgemein verbreiteter Glaube, daß die Fische Steine nur vor bevorstehenden Stürmen verschlucken, um während des Aufruhrs des Wassers so zu sagen vor Anker auf dem Meeresgrunde liegen zu bleiben. Wenn man diesen Glauben auch nicht theilen wird, so ist es jedenfalls ein eigenthümlicher Zufall, daß vor dem Sturme gefangene Schellfische fast immer Steine in in ihrem Magen haben, während bei den aus ruhiger See gefangenen solche fast niemals gefunden werden.

(Valentins-Tag.) Der Valentinstag (14. Februar) hat in England eine eigenthümliche Bedeutung. Wo man noch an dem alten Brauch festhält, schreibt man am Abend vor diesem Tage an die Dame, die einem besonders gefällt, eine poetische Epistel, bindet den Brief an einen Apfel oder eine Orange und wirft ihn der Schönen in's Haus, nachdem man laut an die Thür gepocht. Die Damen hinwieder haben am Valentinstage die Freiheit, daß sich jede unter den Herren ihrer Bekanntschaft einen wählen darf, der ihr den Hof mache Er ist dann der Valentin und sie die Valentine. Zum Zeichen, daß er diesen Dienst annimmt, überreicht er ihr einen Blumenstrauß oder ein ähnliches kleines Geschenk; dadurch verpflichtet er sich auf ein Jahr zur Galanterie gegen sie. Dies scherzhafte Verhältniß wird mit der Zeit oft ein ernstes. Allgemein ist die Sitte natürlich nicht und war es auch nie.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 122. Samstag, den 19. Oktober 1872.

Mein Freund Conrad.

Von Dr. S. Behrend.

Conrad hatte seine Chocolade verzehrt und die Zeitungen zu Ende gelesen. Er griff in die Tasche nach seiner Börse um zu bezahlen, aber, o weh! er hatte sein Geld vergessen.

„Fatal," sagte er ärgerlich, „daß ich auch Alles vergessen muß. Nun, zum Glück kennt mich die Conditormamsell." Er nahm seinen Hut und wollte hinausgehen an's Büffet, um der Mamsell zu sagen, daß er seine zwei und ein halb Groschen morgen heranbringen werde. Das Büffet diente auch zur Damenconditorei, und als Conrad durch die Glasthür sah, gewahrte er zwei Damen, welche in aller Ruhe Schlagsahne aßen. „Ich will warten, bis die Damen fort sind," dachte Conrad und setzte sich wieder, jedoch so, daß er das Büffetzimmer übersehen konnte. Die Damen aßen noch immer, und als sie fertig waren, griff die eine zu dieser, die andere zu jener Zeitung, um zu lesen.

„Fatal," dachte Conrad. Um aber die Zeit nicht müßig zu verbringen, nahm auch er wieder eine Zeitung zur Hand. Endlich traten die Damen wieder an's Büffet, um ihre Zeche zu entrichten und schritten dann zur Thür. Conrad griff nach seinem Hute, um gleich hinaus gehen zu können, kaum aber hatte die eine der Damen die Thürklinke in der Hand, als diese von draußen geöffnet wurde und drei andere Damen in die Conditorei traten. „Das ist nicht übel," brummte Conrad. Er hing seinen Hut wieder an den Nagel und kehrte zum Tische zurück. Er saß eine Weile und ärgerte sich gewaltig darüber, wie die neuangekommenen Damen sich den Kaffee und Kuchen wohlschmecken ließen. Endlich dachte er: „Was, zum Henker, gehen mich die Damen an!" Er nahm seinen Hut und schritt zur Thür. In demselben Augenblicke wendete eine der Damen ihren Kopf so, daß Conrad sie erkennen konnte. Conrad hing wiederum seinen Hut an den Nagel und kehrte zum Tische zurück. „Vor einer fremden Dame würde ich mich nicht genirt haben," dachte Conrad, „aber vor Fräulein R. — sie könnte denken, ich hätte kein Geld, ich thäte es aus Noth, da möchte ich denn lieber noch etwas warten." Er wartete also.

Es war ein wundervoller Tag, und auf den Straßen wogte es von Damen. Plötzlich wurde der Himmel finster, es fing an zu wehen, immer heftiger, und große Wolken Staubes fegten die Straßen herab. Die Conditorei war plötzlich mit Menschen angefüllt und von diesen war die Hälfte Damen. Es fing an zu regnen und es regnete fort wohl eine Stunde lang.

„Wenn ich doch nur 2½ Groschen hätte," seufzte Conrad, „ich würde trotz des Regens gehen, ich glaube gar, es ist schon Mittag. Mein Magen wenigstens zeigt die Mittagsstunde an." Der Regen war vorüber, und die Conditorei wurde leer bis auf Conrad und ein Dame, die draußen im Büffetzimmer saß. „Jetzt schlage ein Donner und Wetter drein!" dachte Conrad. „Ich gehe, und wären alle Damen der Welt zugegen." Er ließ seinen Blick aufs Büffet fallen. „Teufel!" rief er, mit dem Fuße stampfend. Die Büffetmamsell war nämlich zu Tische gegangen und statt ihrer saß die Conditormadame da. Conrad kannte sie nicht und sie ihn nicht. Er wagte es daher nicht, bei ihr zu „pumpen." Er mußte also bleiben. Der Magen knurrte ihm gewaltig, und vom Büffet strömte ihm der Duft von frischgebackenem Apfelkuchen in die Nase. „Ist so Etwas wohl je einem Menschen geschehen? um 2½ lumpige Groschen

in einer Conditorei hungern zu müssen? Müssen? Ueberdies, ob ich 2½ Groschen schuldig bleibe oder 5, das bleibt sich gleich, ich werde etwas essen."

Dem Entschlusse folgte sogleich die That auf dem Fuße, und Conrad ließ sich ein großes Stück Apfelkuchen geben. „Wenn ich nur wüßte," murmelte er kauend, „weßhalb mich diese Dame fortwährend ansieht, sollte die in meine Tasche sehen können? Sie ist gar nicht häßlich — Herrgott, wenn nur die Mamsell käme, daß ich fort könnte. — Die Dame scheint auf Jemand zu warten, sie rückt so unruhig hin und her. — Sie guckt mich schon wieder an, wahrhaftig. — Aha, die erwartet ein Masculinum und ich scheine ihr im Wege zu sein. Ja, liebes Fräulein oder Frauchen, wer nur fünf Silbergroschen hätte!

Die Dame, die Conrad zu solchem Monolog veranlaßt hatte, stand plötzlich auf, trat in's Rauchzimmer und näherte sich schüchtern Conrad. „Mein Herr," sagte sie glühend roth, „ich bin in der größten Verlegenheit — Ihr Vertrauen einflößendes Aeußere gibt mir Muth, es Ihnen zu sagen. Ich flüchtete mich vor dem Regen in diese Conditorei, und als ich bezahlen wollte, merkte ich, daß ich mein Geld vergessen habe. Ich heiße Caroline N. und wohne in der B.straße 7. Möchten Sie mir vielleicht aus dieser Verlegenheit helfen?"

Conrad war plötzlich zu Muthe, als ob er einen ungeheuren Stein in der Brust hätte. Er wurde bald roth bald blaß, und stotterte Etwas, was gar nicht zur Sache gehörte. Dann nahm er plötzlich verzweiflungsvoll seinen Muth zusammen und schrie zum Büffet hinaus, daß die Fenster dröhnten: „Madame, die junge Dame hat ihre Börse vergessen, ich werde für sie entrichten." Die Conditordame nickte freundlich mit dem Kopfe, nahm also die Bürgschaft an. Die Dame dankte mit purpurrothem Kopfe, ließ eine Karte zurück, die ihren Namen und ihre Wohnung enthielt, bat sich Conrads Namen und Wohnung aus und ging.

Conrad blieb zurück, er setzte sich an seinen Tisch und stützte den Kopf in die Hand. Dann begann er einen Monolog, dessen Inhalt eine philosophische Betrachtung über seine gegenwärtige Lage war. Er bemerkte es in seinen Betrachtungen nicht, daß einige Herren in's Zimmer getreten waren. Er stand auf und ging auf und ab, und jedesmal, wenn er an der Thür vorüber kam, warf er sehnsüchtige Blicke nach dem Büffet, ob sie noch nicht da sei, der er sein Herz vertrauen konnte. Plötzlich da kam sie. Er sah auch, wie die Madame sie in Bezug auf ihn instruirte. Nothwendig mußte sie das, und dann merkte er den Blick, den sie dabei auf ihn warf. Aber er sah auch, wie die Büffetmamsell lächelte, und dieses Lächeln ging wie tausend Dolchstöße durch sein Herz. Warum lächelte sie? Wahrscheinlich merkte sie, daß er kein Geld habe und dennoch Bürgschaft für eine junge Dame leistete, und dieser Conditormamsell sollte er sich anvertrauen? Nimmermehr! Aber doch, was blieb ihm übrig? Er mußte in den sauren Apfel beißen. Er wollte sein Vorhaben ausführen, aber der Muth verließ ihn. „Gerade in dieser Zeit, wo so viele Betrügereien stattfinden, könnte man auch dich für einen Betrüger halten," dachte er. „Du hältst dich hier den ganzen Tag auf, verzehrst Chocolade und Kuchen, bietest Bürgschaft für eine Dame die ihr Geld vergessen hat und hast zum Schluß selbst Nichts, um zu bezahlen. Das klingt eben so verdächtig, als es wahr ist," sagte er bitter. Er blieb im finstern Hinbrüten sitzen. Plötzlich sprang er auf, ein guter Gedanke war ihm gekommen. Er nahm seinen Hut und ging damit hinaus zum Büffet. „Mein Fräulein," sagte er, „hier ist mein Hut, ich lasse ihn Ihnen zum Pfande;" aber kaum hatte er Dieses gesagt, als ein Herr aus dem Zimmer stürzte, das Conrad soeben verlassen. „Herr, das ist mein Hut!" rief der Herr. Er riß Conrad den Hut aus den Händen und eilte wieder ins Zimmer zurück.

Der arme Conrad! Es wurde ihm schwarz vor den Augen und er hätte mögen in die Erde sinken oder in einen Sack kriechen. Er wankte in's Lesezimmer zurück und setzte sich zerschlagen auf einen Stuhl. Es knitterte heftig unter ihm und erschrocken sprang er in die Höhe, der Herr, der ihm den Hut entrissen, sprang mit einem Wuthausdrucke hinzu, ergriff den Gegenstand, auf den sich Conrad gesetzt, und hielt ihm denselben zornig vor die Augen. Es war der Hut. „Sind Sie denn des Teufels, Herr!" rief er. „Erst wollen Sie meinen Hut da draußen zu Pfande geben und jetzt zerdrücken Sie ihn mir?"

Conrad griff mit der Hand nach dem Halse, als wollte er dort einen Gegenstand, der ihn beengte, entfernen. Er sah den Herrn an, sagte aber Nichts, denn er konnte Nichts sagen.

„Sie müssen mir meinen Hut ersetzen," rief der Herr, „ich habe mir ihn gestern neu gekauft."

(Schluß folgt.)

* Ein Tag im Orient.

Von Freiherrn Franz von Maltzan.

(Fortsetzung.)

Eine andere Specialität des Pilgerbazars bilden die vielen Läden mit Strickwaaren. Stricke aller Art, vom feinen Kameelhaarstrick, Ogal genannt, der sogar sehr oft vergoldet ist und als Zierrath um's Haupt gewunden wird, bis zum groben Packseil von der Aloësfiber. Daneben die vielen Flechtwerke, Netze, Netzkörbe ꝛc., in denen die Pilger ihre Habseligkeiten tragen; die Korbflaschen, diese wichtigsten Vademecums für den durstenden Karavanenpilger: die kleinen Zäume von feinem Roßhaar, die groben von afrikanischem Bast, kurz fast Alles was das Kameelreilen mit sich bringt. Auch für einen Schmuck (der zugleich Talismann ist) des Kameels ist in jedem dieser Läden gesorgt. Dieses Thier hat nämlich, nach Ansicht der Araber, die verhängnißvolle Eigenschaft, ganz besonders dem „bösen Blick" und seinen nachtheiligen Folgen ausgesetzt zu sein. Jeder Leser, der Süditalien kennt, weiß was der „böse Blick" ist, den man in Neapel „Jettatura" nennt. Er besteht bekanntlich darin, daß ein Mensch durch das blose Anblicken einem Mitmenschen oder auch einem Thier Unglück, Krankheit, nicht selten den Tod bringt. Nicht jeder Mensch besitzt das Privilegium, mit seinen Augen solchen Schaden anrichten zu können. Da man aber es den Leuten nicht immer ansieht, ob sie damit behaftet sind, so ist es gut, sich durch Talismane gegen die Möglichkeit zu schützen, einem solchen unversehens zu begegnen. In Neapel thut man dies durch Hörnchen von Korallen, Horn, oder auch wohl von Gold, die als Zierrath an der Uhrkette hängen. Hat man kein Horn bei der Hand und glaubt man einem Jettetore zu begegnen, so macht man mit dem Finger ein Hörnchen, indem man ihn in Sichelgestalt krümmt. Je weiter nach Süden, desto fester ist der Glaube an den „bösen Blick". In Arabien geht er so weit, daß man kein Kind scharf ansehen darf, ohne gleich Angst und Wehklagen bei dessen ganzer Familie hervorzurufen. Die Kinder schützt man in der ganzen moslemischen Welt durch Papierfetzen, auf denen Koransprüche stehen. Diese werden in Ledersäckchen eingenäht, und den Kleinen um den Hals gehängt. Mancher Knabe bringt es zu einem Dutzend solcher Täschchen, die seine kleine Brust fast verdecken. Das Kameel darf man nun freilich nicht durch Koransprüche schützen. Dazu ist es denn doch zu sehr Thier und der Koran zu heilig. Dafür hat aber das Meer eine Muschel produzirt, die die unfehlbare Eigenschaft besitzt, gerade das Kameel gegen den „bösen Blick" zu schützen, nicht jedoch den Menschen, wenn dieser nicht etwa einen intimen Bund mit dem Kameel-Geschlecht geschlossen haben sollte, sei es als Züchter, Veredler der Race oder als berühmter Schnellreiter der Hegins, d. h. Reitkameele. Diese Leute besitzen das Privilegium einer Verwandschaft mit jenem edlen Thier. Auch auf sie dehnt sich die Wunderkraft der Muschel aus. Gewöhnlich sieht man übrigens diese heilige Muschel nur bei dem Höckerthier selbst; aber jedes Exemplar dieser Thiergattung trägt das bewahrende Schutzmittel am Halse. In Arabien ist ein Kameel ohne Muschel gar nicht denkbar. Käme es vor, so würde es gewiß gleich todtgeschlagen werden, blos um dem gottlosen Besitzer zu beweisen, daß man nicht ungestraft den starken Geist spielt. Aber starke Geister sind heuzutage in Arabien selten und das beweist am besten der große Ueberfluß an solchen Muscheln in den Läden des Pilger-Bazars, die einen raschen Abgang finden, denn wenn auch die Muschel das Kameel conservirt, so ist dies doch nicht gegenseitig und das Kameel braucht während seines nicht sehr langen Lebens doch unverhältniß viele solcher Muscheln.

Da wir doch beim Kameel sind, so müssen wir auch dessen gedenken, was dieses nützliche Thier bei diesem Bazar Unentbehrlichstes findet, nämlich das Wasser. Das Kameel hat zwar die schätzbare Eigenschaft, tagelang ohne Getränk bestehen zu können Dafür trinkt es aber auch desto mehr, so wie ihm hierzu Gelegenheit gegeben wird. In Dschedda ist nun das Wasser, das im ganzen Orient überhaupt einen viel höheren Werth besitzt, als bei uns, noch werthvoller, als im übrigen Morgenland. Dieses nothwendigste Lebensbedürfniß ist hier oft so theuer, wie ein Luxusartikel, theurer manchmal selbst als der Wein in Weinländern. Das Brunnenwasser ist in Dschedda für Men-

schen nicht genießbar. Das Trinkwasser kommt aus Cisternen, an denen die Stadt zwar Ueberfluß besitzt, die aber, des Regenmangels wegen, sich nur in ausnahmsweisen Jahren genügend füllen, um auch im Sommer noch den durstenden Kehlen Labung zu bieten. Gewöhnlich sind schon im Frühsommer die Cisternen leer und bleiben es bis Ende November. Dann müssen die Beduinen aushelfen, die Wasser in Schläuchen aus dem gebirgigen Theil des Innern bringen und natürlich sehr theuer verkaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Von einem feinen Betrüger) erzählt der Pariser „Gaulois“ folgende ergötzliche Geschichte: Ein reicher Finanzmann saß in einem feinen Restaurant und frühstückte, da trat ein mit blauer Blouse bekleideter Bauer, die Peitsche in der Hand, in's Zimmer, setzte sich an den benachbarten Tisch und verlangte vom Kellner acht Austern. Der neue Gast hatte gewöhnliche aber gutmüthige Gesichtszüge, und machte mit seiner lächelnden Miene ganz den Eindruck, als wenn er, wie man zu sagen pflegt, nicht bis fünf zählen könnte. Die Austern kamen und der Biedermann begann sein Mahl. Kaum aber hatte er die dritte Auster gegessen, als er, die Hand nach dem Munde führend, aufschrie: „Ich glaube wahrhaftig, ich habe mir einen Zahn abgebrochen!“ Indem er dies sagte, entfernte er den Gegenstand seines Leidens. Es war eine prachtvolle schwarze Perle, noch ganz umgeben vom zuckenden Fleisch des Molusken, nichtsdestoweniger aber von einer Größe, die sie überaus werthvoll machte. Der Nachbar betrachtet natürch die Perle, bewundert sie, und wünscht dem Landmann Glück, der sie auf eine so unerwartete Weise entdeckt hatte. „Meiner Treu“, versetzte dieser, „es ist wohl möglich, daß dies Ding schön ist, aber ich wünschte es zum Teufel; mein Zahn wächst dadurch nicht wieder.“ „Nun, Sie werden es theuer verkaufen!“ „Ach, was kann der Kiesel werth sein?“ „Wenigstens 200 Franks.“ „Wenn Sie ihn für die Hälfte haben wollen, so gehört er Ihnen.“ Der Handel wurde geschlossen, der Finanzmann bezahlt 100 Frcs. und erhält die Perle. Beim Fortgehen tritt er bei einem Juwelier ein, und erkundigt sich nach dem Werthe. Aber welchen Schreck bekam er, als er erfuhr, daß die Perle falsch, der Bauer ein feiner Betrüger gewesen sei.

(Der Schlafrock des Hrn. Thiers.) Vor wenigen Tagen erhielt Thiers von seinem Pariser Schneider einen prächtigen Schlafrock zugesandt. Der Präsident, welcher sich eben in Gesellschaft der drei Damen seines Hauses — Mme. Thiers, deren Schwester und einer Gesellschafterin — befand, als ihm das Packet überreicht wurde, schlüpft sogleich in den Schlafrock hinein, findet ihn äußerst bequem, doch etwas zu lang, meint aber, daß diesem Uebelstande leicht im Hause selbst abgeholfen werden könne. Mme. Thiers, welche ihrem Manne gern hier und da eine kleine Ueberraschung bereitet, findet noch denselben Abend Gelegenheit, insgeheim an dem Schlafrock die gewünschte Operation vorzunehmen. Unbemerkt legt sie denselben auf seinen früheren Platz hin, ohne zu ahnen, daß ihre Schwester von demselben Wunsche beseelt, wie sie selbst, gerade vorher schon eine ähnliche Veränderung damit vorgenommen hat. Ein später Besuch hindert diesen Abend den Präsidenten, sich's im Hauskleide bequem zu machen. Der Schlafrock bleibt im Wohnzimmer liegen und Niemand bemerkt, daß vor dem Schlafengehen die Gesellschafterin sich noch verstohlen desselben bemächtigt, um sein Längenmaß zum dritten Male um eine Handbreite zu verkürzen. Nächsten Morgen verlangt Thiers nach seinem Schlafrocke. Er ist schon übernäht, antwortet triumphirend das Damentrio. Der Rock wird herbeigebracht und anprobirt. Diesmal hat der Präsident nicht mehr Veranlassug, über dessen Länge zu klagen, denn Dank dem Diensteifer der Damer, ist aus dem Schlafrock eine — Jacke geworden.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Jost.

Nr. 123. Dienstag, den 22. Oktober 1872.

Hoch die Frauen!

In grüner Rebenlaube
Zu Bacharach am Rhein,
Da zechen drei Gesellen:
„Es lebe Lied und Wein!"

„Und dieses Hoch den Frauen!"
So ruft der Jüngste laut,
Doch jeder von den Freunden
Nur still zu Boden schaut.

Der Eine lächelt bitter,
Und stößt das Glas zurück,
Der And're murmelt düster:
„Behalt' für Dich Dein Glück!"

Der Erste schaut betroffen
Die Beiden abgewandt,
Dann faßt er sanft und leise
Voll Wehmuth ihre Hand.

„Habt Ihr nicht eine Mutter?! —
Sie trug Euch auf dem Arm,
Sie hielt das junge Leben
Am Busen lieb und warm!

Wer kennt, wie viele Seufzer,
Welch' sorgenvollen Schmerz,
Wie viele bange Nächte
Durchlebt ein Mutterherz!

Betrog Euch Jugendliebe,
Die Mutterliebe nie!
D'rum sag' ich: Hoch die Frauen,
Was sind wir ohne sie!"

Er ruft's, und ihm in's Auge
Bewegt die Andern schau'n,
Dann klingen hell die Gläser
Und „Hoch", erschallt's, „die Frau'n!"

Richard Dietzel.

Mein Freund Conrad.

Von Dr. S. Behrend.

(Schluß.)

Endlich gewann der Unglückliche die Sprache wieder. „Sie haben Recht, mein Herr," sagte er, „ich muß Ihnen den Hut ersetzen. Begleiten Sie mich gefälligst nach meiner Wohnung, dort werde ich Ihnen die Summe zahlen — zuvor aber bitte ich Sie, meine Zeche zu bezahlen."

Der Fremde guckte Conrad verdutzt an. „Ihre Zeche soll ich bezahlen?" rief er, „nun, mein Herr, Sie fangen an komisch zu werden!"

„Hören Sie mich an," bat Conrad, „ich werde Ihnen die Geschichte erzählen, die mich zwingt, Sie um diesen Dienst zu bitten," und er erzählte, und als er geendet hatte, da lachte der Fremde, daß ihm die hellen Thränen die Wangen herunter liefen.

„Allerdings," rief er, „das ist eine komische Situation, doch Sie haben dabei eine Damenbekanntschaft gemacht! Ist sie hübsch?"

„Ich glaube, ja," sagte Conrad.

„Nun, dann ist doch etwas Ersatz," sagte der Fremde, „wer weiß, was daraus noch werden kann. Vor allen Dingen lassen Sie uns jedoch gehen." Er drückte und bürstete seinen zerknitterten Hut soweit zurecht, um damit über die Straße gehen zu können, bezahlte Conrads Zeche und dann gingen sie. Im nächsten Hutladen ließ der fremde Herr seinen Hut durch das Bügeleisen auffrischen. „So," sagte er, „der Schaden ist curirt. Und nun, mein Herr, geben Sie mir Ihre Hand, Sie gefallen mir, besonders, daß Sie der jungen Dame aus der Verlegenheit halfen, hat mir wohlgethan. Wie heißt sie denn?" setzte er hinzu. Conrad zog die Karte hervor, die ihm die Dame zurückgelassen und gab sie

dem Fremden. „Sapperment," rief dieser, „das ist ja meine Schwester!"

„Ihre Schwester?" fragte Conrad erstaunt. „Das ist ein sonderbar Zufall."

„Nicht wahr?" rief der Fremde, „und wer weiß, ob nicht ein glücklicher. Kommen Sie!"

Er zog Conrad mit sich fort nach einer Droschke. Sie fuhren davon und hielten bald vor einem großen Hause in der Friedrichsstraße an. „So, mein Herr, hier wohnen wir," — er zog den widerstrebenden Conrad mit fort und bald stand dieser der jungen Dame gegenüber, der er vor einigen Stunden aus der Verlegenheit geholfen.

Wir überspringen den Zeitraum eines Jahres.

Conrad sitzt in derselben Conditorei und neben ihm eine junge Dame, seine Frau. Nach einer Weile zieht Conrad seine Uhr, dann lächelt er und sieht seine Frau lächelnd an „Heute vor einem Jahre, liebes Kind, gerade um diese Zeit und Stunde, batest du mich, deine Chocolade zu bezahlen." Die junge Frau lächelte. „Wer hätte Das damals gedacht?" — „Wer hätte Das gedacht?" wiederholte Conrad. „Wollte Gott, daß Allen, die kein Geld in der Tasche haben, ein Glück wie das unsere daraus erblühen möge!" — „Wollte Gott!" sagte die junge Frau. Sie reichte ihrem Manne über den Tisch hin, an dem sie saßen, ihre Hand und sah ihm beglückt in die Augen.

---

* Ein Tag im Orient.

Von Freiherrn Franz von Maltzan.

(Fortsetzung.)

Mit solchem theuren Cisternenwasser kann man begreiflicher Weise die Kameele nicht tränken. Sie vertragen auch das Brunnenwasser. Gut ist es aber, wenn man diesem immer etwas reines Wasser beimischt. Ich sah Kameele lieber dürsten, als das brackische Brunnenwasser anrühren. Da standen sie mit lechzender Kehle, vom Wüstenbrand ausgetrocknet. Vor ihnen das ersehnte Wasser. Aber sie schnupperten nur daran und kaum hatten sie es gekostet, so hoben sie die Häupter und ihr grimmiger Ausdruck verrieth die Enttäuschung. In solchem Fall ist es gut, wenn gleich ein Verkäufer süßen Wassers bei der Hand ist. Dieser kann dann fast verlangen, was er will. Eine geringe Quantität genügt jedoch, um das Höckerthier auszusöhnen. Immerhin ist es aber eine kostspielige Sache, denn selbst das Brunnenwasser muß ja noch gezahlt werden.

Für die Menschen, die, namentlich die Aermeren, sehr oft in Verlegenheit sind, wie sie ihren durstenden Gaumen laben können, hat die moslemische Wohlthätigkeit gesorgt. Es giebt eine Anzahl öffentlicher Trinkbrunnen, wo man unentgeltlich seinen Durst stillen kann Aber die Wohlthätigkeit geht noch weiter. Es sind nämlich Leute eigens angestellt, um mit Krug und Trinkgefäß in Straßen und Bazar herumzugehen und die Leute umsonst trinken zu lassen. Auch beim Pilgerbazar spielen diese Wasserträger eine wichtige Rolle. Die moslemische Wohlthätigkeit ist ohne Ansehen der Person. In diesem Fall will das heißen, daß man nicht absolut ein Armer zu sein braucht, um dieses flüssigen Almosens theilhaftig zu werden Denn auch der Wohlhabende kann fern von seiner Wohnung vom quälenden Durst genöthigt werden, sich durch die fromme Stiftung laben zu lassen. Auch mir ging es mehrmals so. Dabei machte ich die erfreuliche Erfahrung, daß mein Europäerthum kein Hinderniß bildete. Bei jeder andern Gelegenheit würde gewiß meine Eigenschaft als Ungläubiger mir den größten Nachtheil gebracht haben. Nicht so bei dieser. Das Wasser ist ein so tiefgefühltes, durch den häufigen Mangel und das versengende Klima Allen so nahe gelegtes Bedürfniß, daß es fast gleichbedeutend mit Leben ist. Wasser verweigern, wäre in vielen Fällen Todtschlag. Darum reicht denn auch der Moslem selbst seinem Todfeind, wenn er ihn vor Durst verschmachten sieht, noch das labende Naß. Ich habe gesehen, wie die Bluträcher, die im Begriff standen, ihr Opfer, den Mörder eines ihrer Verwandten, umzubringen, diesem noch ein paar Minuten vor seinem Tode auf seine Bitte Wasser reichten. Bald darauf war er eine Leiche. Aber er war es geworden ohne kurz vor seinem Tode noch die bitterste Qual, wirklich eine Tortur, leiden zu müssen. Lächelnd mit dem Bewußtsein des höchsten irdischen Genusses (denn das ist Wassertrinken für den Verschmachtenden) empfing er den Todesstreich.

Bunt sind die Costüme und Trachten, mannigfaltig die Waffenformen, die Sättel

und Zäume der Besucher des Pilgerbazars. Da ist zuerst der Städter aus Dschedda oder Mekka. Er ist selten ein Eingeborener der Stadt, denn wie es in Paris verhältnißmäßig wenig geborene Pariser geben soll, so zählt auch Dschedda unter seinen Bürgern kaum mehr als ein Fünftheil Eingeborner. Die Uebrigen sind Leute aus Yemen, Hadramaut, zum Theil auch aus Nordarabien. Aber alle, die eine Zeitlang hier leben, nehmen die städtische Tracht von Mittelarabien an. Nur die Ostindier bilden hierin eine Ausnahme. Diese Tracht ist höchst kleidsam. Sie besteht in einem anliegenden Kaftan, der bis unter die Knie reicht und einem andern ärmellosen Rock darüber. Der untere Kaftan wird von einer Schärpe umschlungen. Die Beinkleider sieht man bei diesem Kostüm nicht. Statt der Schuhe hat man Sandalen, die durch ein Riemchen, das zwischen den beiden größten Zehen hindurchläuft, am obern Haltriemen festgeknüpft werden. Die Stoffe sind meist bunt, aber geschmackvoll. Das rothe Fes, diese in der Türkei, Egypten und ganz Nordafrika unentbehrliche Kopfbedeckung, kommt hier nicht mehr vor. Statt dessen hat man den Kauk, hier Kufiye*) genannt, eine steife Kappe, wie ein kurzer Cylinder geformt, meist von rothem Stoff und wattirt. Darum wird dann der Turban geschlungen, dieser majestätische Theil des ganzen Männercostüms, der nicht leicht Jemandem schlecht steht, besonders wenn man ihn so voll und bauschig trägt wie es in Dschedda und Mekka Mode ist. Selbst ein an sich noch so unscheinbar aussehender Mensch wird sich im Turban fast immer stattlich ausnehmen. Wie erbärmlich kommt einem daneben das kleine türkische Fes vor!

Die Tracht der Ostindier ist weniger schön. In ihrem Vaterlande scheint sich der europäische Einfluß auch auf das Costüm erstreckt zu haben. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn sie die europäische Tracht ganz angenommen hätten. Sie würden freilich nicht schöner, aber doch nicht so zwittermäßig aus heterogenen Elementen zusammengestutzt aussehen. Der Ostindier scheint sich nämlich von unserer Tracht gerade das häßlichste ausgewählt zu haben. Dies sind doch wohl unsere Beinkleider, besonders die recht engen und knappanliegenden. Solchen geben diese Leute den Vorzug. Da sie nun meistens noch mit wahren Schwefelhölzern, statt Beinen, gesegnet sind, so begreift man vollends ihre Geschmackverirrung nicht. Was diese noch excentrischer erscheinen läßt, sind die grellen Farben der Stoffe (meist von ganz dünnem Baumwollgewebe), welche zu den pantalons collants dieser Stelzen gewählt werden. Der Oberkörper wird dann meist orientalisch mit einem Wamms von hellem Stoff, einer Nachtjacke ähnlich, bekleidet. Nur der Turban erfreut sich einer großen Fülle und namentlich eines fürchterlich langen herabhängenden Zipfels, einer wahren Schleppe, die nicht selten den Boden schleift. So laufen diese originellen Caricaturen, übrigens meist recht thätige Handelsleute, hier umher. Sieht man nun ihre Gesichter an, so können sie sogar imponiren, denn diese sind oft schön, fast alle mit majestätischem Bartwuchs ausgestattet. Blickt man dann aber auf das Untergestell, so muß man über den Contrast lachen. Man denkt unwillkürlich an einen großen Schopfreiher.

Einen grellen Gegensatz gegen diese lächerlichen philiströsen Erscheinungen bilden die Beduinen aus der Gegend zwischen Mekka und Dschedda, deren Tummelplatz eben dieser Pilgerbazar ist. Hier finden sie sich mit ihren Kameelen ein, die sie den Pilgern zum Reiten und Lasttragen vermiethen. Während man von den anderen Besuchern des Bazars die Frauen fast nie sieht, finden sich bei diesen Beduinen oft sehr viele Angehörige des schönen Geschlechts. Ich sah unter ihnen einzelne vollendete Schönheiten, freilich ein anderer Typus, als der, welchen wir Europäer gewöhnlich unter „Schönheit" verstehen. Das, was wir „Junonisch" nennen, d. h. die weibliche Schönheit in ihrer reifen Vollendung, findet sich nie bei Beduininnen Es giebt eben nur schöne Mädchen oder schöne ganz junge Frauen, die noch mädchenhaft sind, denn gewöhnlich, wenn die volle Weiblichkeit erreicht wird, entstellt bereits Verwittertheit die Züge, Folge der rauhen Arbeit im heißen Klima. Die Züge der Beduininnen von Hedschaz sind meist länglich, unendlich fein und zart; nur die Nase zeigt eine etwas starke Entwickelung; oft nähert sie sich der Adlerform, nie jedoch sah ich sie übertriebne Proportionen erreichen.

*) In Syrien ist die Kufiye oder Kefiye ein roth- und gelbseidenes Tuch, das man über das Fes schlingt; in Tunis bezeichnet man mit diesem Wort eine kleine Capuze, nur von Frauen getragen.

Der Wuchs ist schlank, biegsam, elastisch, Füße und Hände meist von zierlicher Kleinheit. Den Hauptreiz dieser Mädchengestalten bildet jedoch die vollendete Natürlichkeit aller Bewegungen. Nie sah ich bei diesen Beduininnen auch nur einen Anflug von Coketterie. Es ist, als sei ihnen diese Eigenschaft völlig fremd. Auch von jener ängstlichen Zurückhaltung, fast Furcht vor unserm Geschlecht, welche die Araberinnen der Städte theils wirklich empfinden, theils erheucheln, ist hier keine Rede. Sie verkehren frei mit dem andern Geschlecht, fast als wären sie selbst Männer. Trügen sie nicht lange Gewande von eignem Schnitt, man wäre versucht, sie auf den ersten Blick für Jünglinge zu halten, besonders da die beduinischen Jünglinge von Hedschaz selbst fast wie Mädchen aussehen; der Bartwuchs ist hier nämlich immer sehr spärlich, tritt spät auf, so daß die jungen Männer alle ganz glatte Gesichter haben.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

Der moderne Kyffhäuser Greis.

Der neue Barbarossa,
Genannt Napoleum,
Im Chislehurster Schlosse
Da sitzt er starr und stumm.

Und ringsum die Getreuen
Versammelt man erblickt,
Auch Eugenie ist friedlich
Mit Lulu eingenickt.

Der Kaiser spricht im Schlafe:
— Wie lallt die Zunge schwer —
„Mir scheint, man hat vergessen
Mich armen Empereur.

Wenn Thiers, der arme Rabe,
Noch flieget immerdar,
So muß ich ferner schlafen
Noch manches liebe Jahr."

(Eine wahre, aber amerikanische Geschichte.) Der „Red Wing Republican" theilt seinen Lesern als „Wahre Geschichte" folgende einem Geistlichen von einem Augenzeugen erzählte Begebenheit mit: Eine kleine Vergnügungsgesellschaft befand sich unlängst in Hyde-Park am Ufer des Zumbro-Flusses in der Grafschaft Wabascha und machte die unangenehme Entdeckung, daß eine große Klapperschlange sich in ihrer Nähe befinde. Einer aus der Gesellschaft griff sofort nach seiner — Violine und fing an zu geigen. Er habe gehört, so sagte er der erstaunten Gesellschaft, daß Musik eine Schlange besänftige. Zur nicht geringen Verwunderung der Anwesenden kam bald eine andere Schlange, entrollte sich zu ihrer ganzen Länge und lauschte den sanften Tönen. Nicht lange darauf erschien eine dritte und eine vierte Schlange, bis das seltsame Auditorium aus neun Mitgliedern bestand. Die Thiere waren nicht im Geringsten durch die Nähe der Menschen beunruhigt, sondern schwelgten sichtlich im Genusse des Concertes, das ihnen der moderne Orpheus gab. Als das Concert beendigt war, wurden die musikalischen Schlangen von den grausamen menschlichen Zuhörer — getödtet.

(In Buenos-Ayres) — so erzählt ein Reisender — werden die meisten Geschäfte zu Pferde abgemacht. Selbst die Bettler reiten durch die Straßen; ohne sich aus dem Sattel zu rühren, klopfen sie mit einem Stock gegen die Thüren ihrer Wohlthäter und stolz zu Roß empfangen sie ihre Almosen.

Goldkörner.

Das war ja von je des Genius Beruf,
Daß er mit kleinen Mitteln Großes schuf.

* * *

Im Großen neu,
Im Kleinen treu,
Dem Halben gram —
Ist sobesam.

* * *

Winkt's auch nach Jahren minder klar:
Was Gold war, bleibt es immerdar.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 124. Donnerstag, den 24. Oktober 1872.

Maaslieb chen.*)

Novelle von Maria Calm.

„Nein, Fräulein Delchen, in der Ordnung ist es nicht, daß Sie sich Ihren Geburtstagskuchen selbst backen! Das hab' ich doch gethan, so lang ich denken kann, und er hätte auch diesmal nicht fehlen sollen.“

„Ich glaub's wohl, Kathrine, aber dann hättest Du die Nacht zu Hülfe nehmen müssen, denn mit dem Bügeln wirst Du vor Abend nicht fertig. Da ist's doch so besser, siehst Du, und dann weißt Du ja, wie gern ich Kuchen backe!“

Bei diesen Worten fing Fräulein Delchen, oder Adele, wie sie eigentlich hieß, wieder an, ihren Teig zu schlagen, und zwar mit einem Eifer, der ihre Versicherung genügend bestätigte. Bald zeigten sich auch unter der Arbeit der kleinen, aber doch kräftigen Hand die erwünschten Bläschen, und eben wollte das junge Mädchen den Kuchen in die Form gießen, als ihr Name mehrmals auf dem Corridor gerufen wurde

„Sehen Sie“, sagte Kathrine, „nun kommt die Frau Räthin und wird böse sein, und das geschicht Ihnen ganz recht.“

Ehe sie ihren Satz vollenden konnte, öffnete sich die Küchenthür und eine stattliche, ziemlich corpulente Frau erschien auf der Schwelle.

„Dachte ich's doch, wieder in der Küche“, sagte die Dame kopfschüttelnd, indem sie aber doch zugleich einen wohlgefälligen Blick auf ihre Tochter warf, die, mit den lebhaft gerötheten Wangen, den runden mehl-bestreuten Armen und weißen Küchenschürze auf dem einfachen Morgenanzug wirklich sehr hübsch aussah. „Das ist nun einmal ihre Passion“, fuhr sie, sich nach dem Corridor umwendend, fort, „obwol Niemand solche Arbeit von ihr verlangt und sie doch wahrlich ihre Zeit besser anwenden könnte!“

„Aber Mama, mit wem sprichst Du denn da?“ flüsterte das junge Mädchen erstaunt; „doch Niemand Fremdes?“

„Fremd und nicht fremd“, entgegnete die Mutter geheimnißvoll. „Eigentlich sollte ich den Besuch Dir zur Strafe ganz für mich behalten, zumal Du nicht präsentabel bist.“

„Für mich doch sicher präsentabel“, sagte jetzt eine Männerstimme im Corridor, „und was die Strafe anbelangt, so träfe sie hauptsächlich mich. Deshalb, liebe Tante —“

„Ach, Ewald, wahrhaftig der Ewald!“ rief jetzt Adele lebhaft, auf einen jungen Mann zueilend, der eben in der Thür erschien. „Nein, wie nett von Dir, uns so zu überraschen! Doch ich kann Dir noch nicht einmal die Hand reichen — warte, in zehn Minuten bin ich vorn bei Euch!“

Mutter und Gast entfernten sich, während Adele sich beeilte, mit ihrer Arbeit fertig zu werden.

Die Frau Räthin Brönner war seit vielen Jahren Wittwe und lebte allein mit ihrer einzigen Tochter Adele und — nicht zu vergessen — der alten treuen Dienerin Kathrine. So lange ihr Mann gelebt, war auch ein Neffe desselben, Ewald Brönner, in ihrem Hause erzogen worden; nach dem Tode des Herrn Raths aber glaubte die Wittwe allein den Pflichten gegen den Neffen nicht gewachsen zu sein und übergab den vierzehnjährigen Knaben der Fürsorge einer andern Verwandten desselben, die, alleinstehend, wie sie war, gern die Sorge für den ruhigen, fleißigen Ewald übernahm, zumal ihre beschränkten Verhältnisse ihr die kleine Summe, welche der Vormund für die Erziehung seines Mündels be-

*) Aus dem „Salon“.

stimmt, sehr willkommen machten. Die Frau Räthin dachte vielleicht auch, es sei nicht gut, daß der unbemittelte Knabe mit ihrer Adele zusammen aufwachse. Zwar war diese sieben Jahre jünger, als er, aber der Vetter hatte dem kleinen Cousinchen von Anfang an eine so warme Zuneigung entgegengetragen, war ein so unermüdlicher Spielgefährte, ein so treuer Wächter, ja ein so aufmerksamer Diener des lebhaften, kleinen Mädchens gewesen, daß die vorsorgliche Mutter Möglichkeiten für die Zukunft voraussah, die durchaus nicht nach ihrem Sinn waren. So wurden die Kinder getrennt, da aber Tante Minchen — Ewald's neue Pflegerin — in demselben Orte wohnte, so sahen sie sich, so lange der Knabe das Gymnasium besuchte, doch fast täglich, und die Frau Räthin konnte es nicht hindern. Erst als der junge Ewald zur Universität abging, trennten sich die Beiden für längere Zeit. Tante Minchen, die an keinen Ort gefesselt war, zog nach dem ersten Quartal gleichfalls dorthin und siedelte später, nachdem die Studienjahre zurückgelegt und der Doctor juris glänzend gemacht worden war, mit ihrem Neffen nach Löhr über, einer anderen Universitätsstadt seines Vaterlandes, in welcher er sich als Advocat niedergelassen. Von dort aus besuchte er jetzt zum ersten Male die lieben Verwandten in Brachfelden.

„Aber woher kommst Du denn jetzt eigentlich?“ fragte Adele, die inzwischen ihren Anzug geordnet und den lieben Gast im Wohnzimmer aufgesucht hatte. „Wo ist denn Dein Koffer oder Reisesack? Das Prinzessenzimmer wird sich freuen, seinen alten Gast einmal wieder zu sehen!“

„Ja“, sagte die Räthin lachend, „unser Hauswirth wollte das Zimmer neu tapeziren, Adele aber bat für die Tapete mit den wunderlichen Figuren und Blumengewinden, und so ist sie geblieben.“

„Es wär' auch schade, sie abzureißen“, meinte Ewald. „Wie viele Geschichten hattest Du uns nicht erzählen müssen, liebe Tante, von Adelen's Prinzessinen, den Damen in weißen Kleidern, die sich in Rosenguirlanden wiegten; und weißt Du noch, Adele, wie ich Dir einmal den großen Schrank abrücken mußte, weil Du so gern wissen wolltest, ob die rosa Prinzessin, welche auf dem einen Bild in's Wasser stürzte, auf dem nächsten hinter dem Schrank nicht wieder zum Vorschein käme?“

„Ja, die Sache machte mir große Sorge“ lachte Adele; „und wie enttäuscht war ich, als nach allen Deinen Anstrengungen nur das alte Bild mit der Muschel und den Schwänen da war! Aber, Mama, hast du Ewald schon ein Frühstück angeboten? Er kommt wohl heute schon weit her und hat Appetit.“

„Mit nichten, Cousinchen, ich komme eben vom Frühstück, und zwar aus der goldenen Traube!“

„Ah, der Herr Doctor sind im Hôtel abgestiegen“, sagte die Tante mit einem Ton, der vorwurfsvoll klingen sollte. „Nun, wie Du willst, Du weißt, daß Du mir jederzeit willkommen bist.“

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein Tag im Orient.

Von Freiherrn Franz von Maltzan.

(Schluß.)

Dazu die merkwürdige Sitte der Hängelocken bei den Männern, die eine große Aehnlichkeit mit den „Anglaises“ genannten europäischen Damenlocken zeigen; das elastische, fast weibliche Sichgehenlassen der Haltung, und die Illusion wird noch erhöht. Der Europäer verwechselt Anfangs stets die Geschlechter bei der beduinischen Jugend, und dennoch sind die Jünglinge nicht weibisch, wol aber die Mädchen nach unseren Begriffen vielleicht männlich. Die älteren Beduinen, Männer wie Frauen, sind meist von ungefälligem Aeußern. Ihre Magerkeit ist zu groß, um nicht bei der merkwürdigen Menge der Runzeln, deren sie sich sehr bald erfreuen, den Zügen etwas Hexenartiges zu geben. Dazu bei den Männern der elende Bartwuchs; ein paar Härchen auf Kinn und Oberlippe, das ist Alles. Unseren Begriffen von männlicher Kraft entspricht ihr Aeußeres gewiß nicht; dennoch sind sie voll Muskelstärke und Sehnenspannkraft und ich möchte wetten, daß sie manchem unserer europäischen Kraftkolosse, deren Stärke ja oft nur in Masse besteht, über den Haufen werfen würden. Verwittert sind sie sehr früh, aber hinfällig nur äußerst selten. Selbst der älteste Beduine, wenn er auch vor Skeletthaftigkeit und Runzelmenge wie ein Gespenst aussieht, ist doch noch immer ein ganzer Mann, der es mit Andern aufnimmt und sich vor Niemand fürchtet.

Das Hauptgeschäft dieser Beduinen ist, für die Beförderung der Pilger von Dschedda nach Mekka zu sorgen. Die Pilger! diese sind natürlich die häufigsten Erscheinungen auf dem erwähnten Bazar. Welch einen Inbegriff heterogener Elemente schließt nicht dieses eine Wort in sich? Von China und Java bis nach Marokko sendet unter diesem Namen die ganze moslemische Welt ihre Repräsentanten hierher, wo sie alle in einem und demselben einförmigen Gewand erscheinen, dem bekannten Ihram, zwei großen Umschlagtüchern, eines um die Lenden gewunden, eins lose über den Oberkörper gehängt, einförmig in der Ausstattung, aber höchst mannigfaltig in ihren Typen, Hautfarben und Gesichtsausdrücken. Sehen wir dort den blonden Tscherkessen mit den blauen Augen und der blendend weißen Brust, der beinahe genau wie ein Deutscher aussieht, daneben den gelben Malayen mit den geschlitzten schiefen Augen und den hervortretenden Backenknochen, ihm zur Seite den Neger mit den Polsterlippen, der Plattnase und der Haarwolle, dann den Perser mit dem majestätischen schwarzen Vollbart, der die geradlinigen, gedehnten, ernsten Zügen beschattet — wer würde diese Leute für Brüder halten? Dennoch sind sie es, denn der Islam hat die Macht, selbst die heterogensten Elemente zu verschwistern. Manche dieser Pilger, namentlich die Nordaraber, die Maghrabiner, oft auch die Türken, bieten stattliche Erscheinungen dar. Mit ihren dunklen Bärten und kräftig vollen Gliedmaßen nehmen sie sich in dem weißen Ihram etwa so aus, wie wir uns antike Römer vorstellen. Im Perser erkennen wir das Urbild der Skulpturen von Ninive, im Aegypter den starren Ausdruck der einstigen Knechte der Pharaonen, wie ihn uns die Denkmäler Thebens verewigt haben. Auch der Subäthiopier aus dem Sudan und den Gallaländern bietet sich entschieden vortheilhaft dar. Seine fast kaukasisch regelmäßigen Züge und Gliedmaßen erinnern bei der tiefdunklen Hautfarbe unwillkürlich an antike Bronzestatuen. Alle diese Gestalten zeigen sich uns in ihrer edlen, plastischen Nacktheit, denn der Ihram ist, wie ein Engländer sagen würde, mehr „an excuse for a dress", als ein wirkliches Kleidungsstück. Weniger entsprechen unserm europäischen Schönheitssinn die Erscheinungen, welche uns Chinesen, Malayen, Ostindier und Neger darbieten. Hier fehlt es nicht an den excentrischsten Caricaturen. Die Javanesen sind unter den ostasiatischen Völkern vielleicht am Stärksten vertreten. Sie sind ein höchst schmutziges Völkchen, das sich im Ihram nicht reinlicher ausnimmt, aber sie gelten für reich und bilden deßhalb den Anziehungspunkt für Alle, die vom Pilgerwesen leben. Da sie meist kein Wort Arabisch können, so haben die Ausbeuter gewonnenes Spiel. Unter ihnen sah ich manche seltsame Erscheinung, so z. B. ein Wesen, das ich lange für ein altes Weib gehalten hatte, bis ich es endlich mit dem Ihram bekleidet erblickte und entdeckte, daß es unserm Geschlecht angehöre. Es war der Großvater einer ganzen Colonie schwarzbrauner Jugend, für deren Ahnfrau ich ihn Anfangs angesehen hatte.

Alle diese halbnackten Träger des weißen Ihrams gerathen in die Hände der Beduinen, die sie nach Mekka befördern. Die bequemste Art der Beförderung ist in großen Tragkörben, in denen man sitzen, selbst liegen kann. Diese werden zu beiden Seiten des Kameels angehängt, so daß sie sich gegenseitig das Gleichgewicht halten. Dabei ist nur ein Uebelstand, nämlich der, daß wenn ein Tragkorb hinunterfällt, es der andere unfehlbar auch thut und so beide in ihnen sitzende Pilger eine unangenehme Bekanntschaft mit dem Wüstenstaub machen und noch froh sein müssen, wenn nicht die ganze Karavane über ihre Leiber dahinschreitet. Für die Frauen ist diese Beförderungsweise die gewöhnlichste. Sie werden da förmlich eingepackt, gleichsam wie ein Kind in eine Wiege und bleiben nun in dieser Verpackung bis zur Ankunft in Mekka. Dies geschieht immer zur Seite des Pilgerbazars, an einem etwas abgelegenen Orte, denn zusehen darf man bei dieser Haremsverpackung nicht. Für diese Aermsten ist der Ihram viel umhüllender, als das gewöhnliche Gewand. Einige sind vom Kopf bis zur Zehe in weiße Laken gehüllt, die nur zwei Löcher für die Augen haben. Andere tragen das Gesicht zwar außerhalb des verhüllenden Tuches, bedecken es dagen mit einer Art von Maske von Flechtwerk, die doch wenigstens etwas Luft durchläßt. Bedenkt man dabei den hohen Wärmegrad, der fast immer in Dschedda herrscht, so wird man die Armen wirklich nicht beneiden.

Leute, die reich genug sind, ein Kameel für sich allein zu miethen, thronen oben auf dem

Höcker des Wüstenthieres. Hie und da findet sich auch wohl ein Krösus, der sich von zwei Kameelen tragen läßt. Dann wird eine Art Sänfte vorn an das eine, hinten an das andere Kameel an einem starken Stecke befestigt. Diese Art zu reisen ist zwar sehr vornehm, aber weder bequem, noch ungefährlich, denn nicht selten stürzt das eine Kameel, während das andere aufrecht stehen bleibt. Bei Weitem die meisten Pilger gehen übrigens zu Fuß und miethen sich nur einen Beduinen zum Führer oder ein einziges Kameel für das Gepäck einer ganzen Gesellschaft. So brechen sie meist in kleinen Gruppen gegen Sonnenuntergang vom Mekkathore auf. Mit dem letzten Strahl der Sonne ist auch der letzte Pilger verschwunden. Der Bazar wird allmählig still. Nur die Wächter bleiben, in weiße Tücher gehüllt, auf ihren Serirs liegen. Alle Anderen kehren in die Stadt zurück. Dann erfolgt der Thorschluß und der Bazar ist bis zum nächsten Morgen ausgestorben.

Mannichfaltiges

(Der verrätherische Hut.) Wie bekannt, so erzählt die Pester „Lokal-Correspondenz", gebietet der israelitische Ritus den Glaubensgenossen am Versöhnungstage als Sühnopfer durch 24 Stunden die Enthaltung von Speise und Trank. Unter der jüngeren Generation, deren größter Theil besonders in dieser Beziehung dem Fortschritte huldigt, befanden sich Viele, welche das Gebot übertraten, und unter diesen ein junger Mann, Namens S., welcher in einem hiesigen sehr geachteten Handlungshause als Buchhalter schon seit acht Jahren bedienstet ist, und der sich das Vertrauen seines Chefs in solchem Maße erworben hatte, daß dieser ihm das Versprechen gegeben, ihm die Hand seiner Tochter zu geben. Am Versöhnungstage gegen Mittag entfernte sich der junge Mann aus dem Tempel, angeblich um frische Luft zu schöpfen, verfügte sich jedoch in das Hotel „Hungaria", um dort seinen Hunger zu stillen. Seine Tischgesellschaft war ein ihm unbekannter Herr, mit welchem er sich jedoch bald in eine lebhafte Conversation eingelassen hatte, der zufolge die beiden Herren auch ihre Karten tauschten. Nach beendigtem Diner begab sich S. wieder in den Tempel, während der andere Herr noch im Hotel zurückblieb. Tags darauf erscheint der Letztere plötzlich im Comptoir, tritt lachend auf den jungen Mann zu und sagt ihm, daß, als er vom Speisen aus dem Hotel fortging, eine Verwechslung der Hüte stattgefunden habe. Der Chef des Hauses sowohl, welcher, nebenbei gesagt, streng orthodox ist, und in dessen Gegenwart das Gespräch geführt wurde, als auch Herr S, blieben sprachlos, und als der Fremde nach Umtausch der Hüte sich entfernt hatte, schlug der Chef das Hauptbuch, respective das Blatt, welches das Soll und Haben seines Buchhalters enthielt, auf, schloß ab, bezahlte ihm dessen Guthaben und stellte ihm überdies einen halbjährigen Gehalt als Abfertigung zu, mit dem ausdrücklichen Bedeuten, sein Comptoir sofort zu verlassen und sein Haus nie wieder zu betreten, noch weniger aber auf eine Verbindung mit seiner Tochter zu rechnen.

(Der Dukaten als Ehestifter.) Ungarische Blätter erzählen folgende Geschichte: In der Samogy lebte eine arme, jedoch mit allen weiblichen Reizen versehene Wittwe, die an Glücksgütern nur einen einzigen Dukaten besaß. Ebendort wohnte auch ein stattlicher und vermögender Kaufmann, ebenfalls Wittwer. Der Wittwer sah die Wittwe mit nichts weniger als ungünstigen Augen an, und die arme Wittwe mochte den stattlichen Wittwer allzugerne an ihren Triumphwagen, welcher indessen leider nur aus einem Schubkarren bestand, ketten. Eines schönen Morgens läßt unsere Wittwe ihren Dukaten beim Wittwer wechseln, und mit dem Erlös kaufte sie sich einen zweiten Dukaten, welchen sie wieder beim Bräutigam in spe auswechseln ließ. So trieb sie mit dem Werthe eines Dukatens ein paar Monate hindurch einen Tauschhandel, bis die Macht des Goldes ihr eines Tages den stattlichen Wittwer in die Arme warf, um bald darauf aus Beiden ein glückliches Paar zu schaffen. Und glücklich blieben sie auch dann, als der zärtliche Ehegatte einsah, daß er dupirt worden, „denn", argumentirte er, „hat sie mich, einen erfahrenen Kaufmann, so gut anführen können, wie wird sie diese Kunst erst bei meinen Kunden verstehen."

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 125. Samstag, den 26. Oktober 1872.

Maaslieb chen.*)

Novelle von Maria Calm.

(Fortsetzung.)

Ewald sagte zu seiner Entschuldigung, daß er nicht allein, sondern in Gesellschaft eines Freundes, Namens Dorn sei, den er in Löhr kennen gelernt, und der von ihrer gemeinschaftlichen Reisekasse einen etwas unvorsichtigen Gebrauch gemacht, der seinem Herzen zwar zur Ehre gereiche, doch die weiteren Pläne in einer bedenklichen Weise durchkreuze. Er habe nämlich das ganze Geld einer armen Familie geschenkt, welche sie durch Zufall unterwegs kennen gelernt, und sie sähen sich deswegen genöthigt, anstatt ihre Tour fortzusetzen, über Brachfelden heimzukehren, woselbst sie gestern Abend bereits angelangt wären.

„Nun, dann bin ich Deinem Freunde doppelt dankbar!" sagte Adele; „einmal, daß er so gut gegen die armen Leute war, und dann, daß du in Folge dessen hierher gekommen bist."

„Ja, darüber freue ich mich auch", versetzte Ewald, „zumal da morgen der zwanzigste August ist. Ich habe den Tag nicht vergessen!"

„Wirklich? Dann sollst Du zum Lohn morgen auch ein Stück von selbstgebackenen Kuchen haben!" rief Adele.

„Ja", sagte ihre Mutter, „und sollst Adelen's Geburtstag feiern helfen. Wir werden mit einigen Bekannten eine Waldpartie machen, und wenn Du und Dein Freund uns begleiten wollt, so sollt ihr herzlich willkommen sein."

Ewald nahm die Einladung sehr gern an und sagte, daß er auch seinen Reisegefährten benachrichtigen wolle, der sicherlich nicht minder erfreut sein werde. Dann wollte er sich entfernen.

„Und du gehst, ohne Deine alten Freunde zu begrüßen, oder nur nach ihnen zu fragen?" rief Adele, ihn zurückhaltend. „Der General kratzt wahrhaftig schon die ganze Zeit über an der Vorthür. — Komm, Alter", fuhr sie fort, die Thür öffnend, zu der ein großer, schöner Jagdhund hereinsprang. „Sieh nur, wie er sich freut! „Ja, Du vergissest Deine alten Freunde nicht, Du Treuer, Du hast den Ewald gleich wieder erkannt, nicht wahr, alter General! Und er hatte sich nicht einmal nach Dir erkundigt!"

„Nun, dann bitte ich tausendmal um Entschuldigung, und thue es jetzt nachträglich", sagte Ewald, den Hund streichelnd.

„Danke für gütige Nachfrage", erwiederte Adele mit einem Knix, „der Herr General haben sich ja meist ziemlich wohl befunden, bis auf zeitweiliges Podagra in dem verletzten Fuße. Aber wirklich", fügte sie ernsthaft hinzu, „ich glaube, er leidet zuweilen noch an der alten Wunde." Damit hob sie den linken Hinterfuß des Thieres in die Höhe, an welchem die Pfote gespalten war — eine Verletzung, welche dem Hunde den Beinamen „General" eingebracht; denn Ewald hatte früher behauptet, er habe diese Wunde in einer Schlacht erhalten.

„Und Prinz Biribi?" fuhr Ewald in seinen Fragen fort.

„Theilt das Schicksal vieler Großen!" seufzte Adele; „ist exilirt!"

„Exilirt? und wohin?"

„Auf mein Zimmer. Seine Stimme hatte sich so entwickelt und er ließ sie so ununterbrochen hören, daß Mama's Nerven es nicht mehr aushalten konnten. So wurde er auf mein Stübchen verbannt, zu seinem großen Kummer, denn obgleich er dort frei herumfliegen kann, so ist er doch ein großer Freund der Geselligkeit, wie Du weißt, und fühlt sich dort einsam. Nur zuweilen hole ich ihn her — das sind dann immer Festtage für ihn."

„Noch ganz meine alte, liebe Adele“, sagte der junge Mann, indem er einen Blick voll Zärtlichkeit auf das liebliche Mädchen heftete. „Nun, grüße Prinz Biribi von mir, und ich würde ihm nächstens meine Aufwartung machen“, sagte er im Fortgehen und verließ dann langsam das Haus.

II.

„Gehst Du nicht ein wenig mit spazieren?“ fragte Adele am Nachmittage desselben Tages, indem sie den Kopf durch die Thür von ihrer Mutter Zimmer steckte.

Die Frau Räthin saß an ihrem Schreibtisch, in einer Art Laube, die von hohen, großblätterigen Topfgewächsen gebildet war. Bilder, Statuen, hübsche Nippsachen waren geschmackvoll im Zimmer vertheilt, allerdings ein wenig zu reichlich, so daß Ewald ihm den Beinamen „das Museum“ gegeben und Kathrine nie von der Idee zurückgekommen war, die Sachen existirten ausschließlich zu dem Zweck, ihr, oder jetzt Adelen, mehr Arbeit beim Abputzen zu machen. Die Frau Räthin aber fühlte sich nie glücklicher, als wenn sie in diesen Umgebungen sich ihren Lieblingsbeschäftigungen, der Musik, dem Malen oder der Schriftstellerei hingeben konnte, denn sie betrieb alle diese Künste mit großem Eifer und hatte wenigstens in der ersten glänzende Erfolge erzielt. War sie doch in ihrer Jugend die Primadonna in den Concerten der kleinen Stadt gewesen und hatte, ungleich so vielen Frauen, auch nach ihrer Verheirathung die langgepflegte Kunst nicht vernachlässigt. Um so mehr hatte sie bedauert, daß ihre Tochter weder zur Musik noch zur Malerei Talent zeigte, überhaupt so wenig von ihren, der Mutter, poetischen Neigungen geerbt zu haben schien; vielleicht aber waren gerade diese poetischen Neigungen daran schuld, daß Adele sie nicht theilte, denn die Kleine hatte gar oft, wenn sie zur Mutter gewollt, hören müssen: die Mama übt sich, oder malt, oder schreibt, Du darfst sie nicht stören, so daß sie fast einen Widerwillen gegen diese Künste gefaßt, und als man ihr später Unterricht in denselben ertheilen wollte, sich gar keine Mühe gab, sie zu erlernen. So war Adele, wie ihre Mama seufzend sagte, ein ganz ungebildetes, prosaisches Mädchen geblieben, und die Frau Räthin verlangte von der Tochter nur, daß, wenn ihr einmal der Sinn für „Poesie“ abging, sie wenigstens Andere nicht im Dienste derselben stören solle.

Mit verdrießlichem Gesichte sah sie deshalb von ihrer Arbeit auf, daß Adele die Aufforderung zum Spazierengehen an sie wiederholte.

„Du weißt doch, daß ich ungestört bleiben will, wenn ich arbeite“, sagte sie etwas heftig; „Ewald unterbrach mich diesen Morgen schon, Du jetzt — es ist wirklich unerträglich!“

„Aber Mama“, entgegnete Adele sanft, „Du machst Dich krank mit Deinem Arbeiten. Der Arzt hat Dir Bewegung und frische Luft verordnet, und statt dessen . . .“

„Ja, ja, ich weiß; aber erst muß der Geist befriedigt werden, dann der Körper. Geh' nur, Adele“, fügte sie freundlicher hinzu, „ich werde später auch noch ein wenig in den Garten hinabgehen; aber jetzt störe mich nicht länger.“

Adele schloß die Thür, setzte den runden Hut, den sie am Arme trug, auf, rief den General, der schon lange ungeduldig auf das ersehnte Zeichen gewartet hatte, und verließ das Haus. Wie gewöhnlich wählte sie den Weg nach dem nahen Lennergrunde, einem hübschen, von Bergen eingefaßten Thale, durch das sich die Lenner, hier ein ziemlich breiter Fluß, schlängelte. Mit empfänglichem Sinn freute sie sich über den bunten Blumenflor, der die Gärten schmückte, über den Segen der Obstbäume, welche der Ernte entgegenreiften, über den herrlichen Blick in die Berge, welche jetzt, gegen Abend, den verhüllenden blauen Duft abgestreift hatten, den die Sonnenstrahlen um sie gewebt, und lockend und zauberisch wie immer aus der Ferne herüberwinkten. Gar oftmals blieb das junge Mädchen stehen, um sich all' dieser Schönheiten zu freuen; ihr Begleiter aber, der General, theilte ihre Neigungen nicht, sondern vertiefte sich bald in das Studium eines Krautfeldes, auf dem seine feine Jägernase ein Häslein wittern mochte, und sprang bald in großen Sätzen voraus mit einer Lebhaftigkeit, die schlecht für einen Invaliden und noch schlechter für einen General paßte.

Jetzt hatte Adele den Fluß erreicht, der an beiden Seiten von dichtem und zum Theil ziemlich hohem Gesträuch eingefaßt war, während sich weiterhin üppige Wiesen dehnten. Nur ein schmaler Pfad führte zwischen ihnen und dem Flusse hin.

Auf ihrem Wege hatte Adele eine Edelmannsblume entdeckt, deren Kronblätter inein=

ander gerollt waren; vorsichtig öffnete sie dieselben und fand eine Spinne darin, die sich dort eingewebt und dadurch die Blume langsam tödtete.

„Dir ist nicht mehr zu helfen", sagte sie fast traurig, indem sie die häßliche Spinne entfernte; „aber jene dort . . ."

Sie nahm dieselbe Operation bei einer andern vor und war bald so in ihre Beschäftigung vertieft, daß sie nicht auf das laute Bellen des Generals achtete, mit dem dieser ein paar in einem angrenzenden Kornfelde entdeckte Wachteln aus ihrer friedlichen Behausung aufgescheucht hatte. Plötzlich jedoch hörte das Bellen auf und gleich darauf ertönten ängstliche Laute, die vom Fluß her zu Adele drangen. Erschreckt eilte sie der Stelle zu, indem sie nach dem Hunde rief; bald aber bemerkte sie diesen im Wasser, wie er den Kopf nach ihr hinwandte und unter ängstlichem Winseln mit den Fluthen kämpfte.

„General, mein armer, lieber General!" rief Adele, wie dem Ausdruck höchsten Schreckens, „sein kranker Fuß wird ihm beim Schwimmen den Dienst versagen. Ach, wenn ich Dir nur helfen könnte!"

Sie suchte an dem steilen Ufer niederzusteigen, um das arme Thier zu erreichen; aber bald fühlte sie, daß der weiche Boden unter ihren Füßen wich und sie mußte sich an das Strauchwerk anklammern, um nicht selbst in's Wasser zu fallen.

„Soll ich Dich vor meinen Augen umkommen sehen!" jammerte sie, in Thränen ausbrechend. „O mein armer General!"

In diesem Augenblick aber wurde ihre Aufmerksamkeit durch ein Geräusch auf das gegenüberliegende Ufer gelenkt. Dort theilte sich nämlich eben das Gebüsch und ein junger Mann trat daraus hervor Ein Blick zeigte ihm, was zu thun sei; rasch warf er den Rock ab und stürzte sich in das Wasser, das er mit geübter Hand theilte.

„Nicht zu mir!" rief Adele, „retten Sie nur meinen Hund dort!"

In der That war das arme Thier im Begriff unterzusinken; der junge Mann aber ergriff es noch zur rechten Zeit, und es über dem Wasser haltend, schwamm er damit nach dem Ufer, das er behend erkletterte und wo er seine Bürde niederlegte.

„Ihnen werde ich von hieraus am Besten helfen können", sagte er dann zu Adele, indem er ihr die Hand hinabreichte. „Fürchten Sie sich nicht — ich stehe fest."

Adele erfaßte die gebotene Hand und da es auch ihr nicht an Gewandtheit fehlte, so war sie bald oben.

„Tausend Dank!" rief sie, an das Ufer springend, und beugte sich über den Hund, der ihr winselnd entgegenkroch. Aber dann, sich plötzlich wieder erhebend, sagte sie: „Wie gedankenlos ich bin! Ich vergesse ganz, daß Sie durch und durch naß sind und sich bei Ihrem guten Werke den Tod holen können. Da", unterbrach sie sich, indem sie den Mousselinshawl, den sie trug, ihm reichte, „nehmen Sie das zum Abtrocknen; — ich gehe indeß über jene Brücke dort unten hinüber und hole Ihren Rock."

Der Fremde hatte während dieser Rede schweigend und mit sichtlichem Wohlgefallen das liebliche, von der Aufregung bewegte Mädchen betrachtet; jetzt sagte er, indem er ihre Hand ergriff: „Ich danke Ihnen, mein Fräulein, aber Sie brauchen sich meinethalben durchaus keine Sorge zu machen. Ich bin kalte Bäde gewöhnt und das Zeug wird auch schon wieder trocken werden — eben so gut, wie bei Ihrem Geretteten", fuhr er, auf den Hund zeigend, fort, der seine nassen Haare schüttelte und sich an dem warmen Grase zu trocknen suchte. „Ich werde jene Brücke benutzen und mir meinen Rock selbst holen — wenn ich anders", fügte er hinzu, „Ihnen nicht sonst noch zu Dienst sein kann."

„Mir — o nein!" rief Adele; „aber es ist mir leid, daß ich Ihnen nicht helfen kann, und ich habe Ihnen auch gar noch nicht ordentlich gedankt. Aber Sie glauben mir, daß ich Ihnen recht dankbar bin?"

In der That, es wäre schwer gewesen, dem innigen Blicke dieser treuen, kindlichen Augen nicht zu glauben; der junge Mann war auch augenscheinlich weit entfernt davon, denn er sah in die blauen Tiefen derselben hinein, bis sie sich vor ihm senkten. „Und wenn ich mir den Tod in den Fluthen geholt hätte, Ihr Dank wäre nicht zu theuer erkauft", sprach er.

Das junge Mädchen erröthete; ein vorwurfsvoller, fast strenger Ausdruck glitt über ihr Gesicht und sie sagte, sich zum Gehen wendend: „Gebe Gott, daß es Ihnen nichts schadet; noch einmal herzlichen Dank!"

Dann eilte sie rasch, von dem wieder muntern General begleitet, davon, während der junge Mann ihr nachsah. (Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Das Diplom des Fürsten Bismarck.) Das Diplom des in den Fürstenstand erhobenen Grafen Bismarck, das bereits vor längerer Zeit entworfen war, ist nunmehr vollendet. Dasselbe zeigt in der Mitte das Wappen der Familie v. Bismarck, ein dreiblätteriges Kleeblatt mit drei Eichenblättern. Rechts und links von demselben stehen als Wappenhalter zwei Herolde mit den Wappen von Elsaß und Lothringen. Die Umfassung des Diploms wird oben links von zwei Danebrog-Fahnen, rechts von zwei österreichischen und oben von zwei sich kreuzenden roth-weiß-blauen französischen Fahnen gebildet. Unter den ersteren hängen die Erinnerungskreuze von Alsen und Königgrätz, unter den letzteren das Eiserne Kreuz, über welchem, wie man hört, noch das Bild des Kaisers angebracht werden soll Alle diese, das eigentliche Wappen umgebenden dekorativen Ausschmückungen sind auf zwei Säulen und einem Bogen angebracht, welche zusammen die Abbildung des Triumphbogens darstellen; den Fuß desselben bildet gleichfalls ein Eisernes Kreuz, das von den preußischen und deutschen Farben, schwarz-weiß und schwarz-weiß-roth, umschlungen wird. Die beiden inneren Seiten des Diploms sind von dem Ernennungsdekrete eingenommen.

(Aus dem Thierleben wird der „Berliner Tribune“ ein seltsames Geschichtchen mitgetheilt, dessen Wahrheit der Einsender desselben verbürgt. Der Postbeamte Z. hat eine von von ihm aufgezogene 6 Jahre alte Katze, die mit dem Kanarienvogel ihres Herrn in gemüthlicher Eintracht lebt. Während der Postbeamte eines Abends im Halbdunkel mit einem Gaste plaudernd auf dem Sopha sitzt, wird er durch ein im Augenblicke unerklärliches Benehmen der Katze erschreckt. Er sowohl, wie sein Gast, sehen, wie die Katze pfeilschnell auf das am Boden spielende Vögelchen zuschießt und zubeißt. Ehe die erschreckten Zuschauer zu Hilfe eilen können, steht die Katze schon vor ihnen auf dem Sophatisch und präsentirt ihrem Herrn das Vögelchen, es unversehrt im Munde haltend. Ueber die Ursache der Handlungsweise der Katze nachdenkend, bemerken die beiden Personen, daß sich, von ihnen unbemerkt, eine fremde Katze durch die nur angelehnte Thür in das Zimmer geschlichen hat. Die Katze des Herrn Z. wußte also sehr gut, daß ihr Spielkamerad ein leckerer gesuchter Bissen für den Eindringling sei, und rettete denselben.

(Ausdauer der Pferde.) Erstaunlich ist die Ausdauer der Pferde in der Entbehrung der Nahrungsmittel und des Wassers. Man hat Versuche angestellt, wie die „Presse“ mittheilt, um zu erfahren, wie lange Pferde unter besonderen Umständen, z. B. in belagerten Festungen, ohne Futter würden leben können. Es hat sich hierbei herausgestellt, daß ein Pferd 25 Tage leben kann, wenn es nur das nöthige Wasser zum Saufen erhält, jedoch nur fünf Tage, wenn es feste Nahrung und kein Wasser erhält. Hat ein Pferd 10 Tage lang festes Futter und dazu ungenügend Wasser erhalten, so ist der Magen abgenutzt und das Pferd verendet. Aus vorstehender Mittheilung ist klar erwiesen, daß ein regelmäßiges und ausreichendes Verabreichen von Wasser durchaus nothwendig ist. Factum ist, daß ein Pferd, dem man drei Tage lang das Wasser entzogen, in drei Minuten 90 Liter Wasser aussoff. Bekanntlich wird von den Pferdedressirern häufig den renitenten Pferden das Wasser entzogen, um sie gefügig zu machen.

Goldkörner.

Einen ehrlichen Mann verläumden, der seine Straße ruhig wandelt, ist eben so leicht, als einen Schlafenden ermorden; aber der Ruf des unschuldig Verläumdeten wieder herzustellen, ist schwerer, als Pockennarben auszuglätten.

* * *

Die Beschäftigung der Verstandeskräfte hat auf den Menschen denselben wohlthätigen Einfluß, den die Sonne auf die Natur ausübt; sie zerstreut die Wolken des Gemüthes, erleuchtet, erwärmt und erhebt den Geist allmälig zu einer kraftvollen Ruhe.

* * *

Einem Freunde Gutes zu thun, ist bei Weitem nicht so schön, als es schändlich ist, dies im Nothfalle zu unterlassen. Aber sich an seinem Feinde nicht zu rächen, ungeachtet er dazu Gelegenheit gibt, das ist wahre Güte.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 126. Dienstag, den 29. Oktober 1872.

Maasliebchen.

Novelle von Maria Calm.

(Fortsetzung.)

III.

Hell und glänzend stieg der andere Morgen, der zwanzigste August, herauf, hell und glänzend, wie es ein Sommertag und vor Allem ein Geburtstag soll. Das kleine Zimmer der Räthin — ihr Arbeitscabinet — war durch eine Menge Blumen in Töpfen und Vasen fast in einen Garten verwandelt und in der Mitte stand eine große Fortuna von Gips, deren Füllhorn, sonst als Blumenbehälter dienend, jetzt mit allen möglichen hübschen Geschenken für Adele gefüllt war. Daß sich unter diesen Geschenken auch ganz moderne Producte, wie Glacéhandschuhe, Spitzenkragen und dergleichen befanden, beweist durchaus nicht daß diese Fortuna keine wirkliche, echte, antike Fortuna war, sondern nur, daß die Götter über Raum und Zeit erhaben sind und sogleich die Bedürfnisse aller Länder und aller Zeiten kennen.

„Und hier ist ihr Geburtstagskuchen, Fräulein Delchen“, sagte die alte Magd hervortretend, als Adele jetzt alle Gaben der Mutter und ihre sinnreiche Anordnung bewundert hatte. „Nicht Ihr Kuchen, sondern mein Kuchen, den ich doch gebacken habe, und er ist viel höher geworden, als der Ihrige und — ich gratulire auch vielmals, liebes Fräulein Delchen!“

Das junge Mädchen dankte gerührt der alten, treuen Dienerin; und dann kamen noch andere Gratulanten, Freundinnen und Verwandte, mit neuen Blumen und Gaben. Auch Ewald erschien mit einem prachtvollen Strauß von lauter Rosen. Er hatte lange überlegt, ob er dem geliebten Mädchen nicht ein werthvolleres Geschenk machen dürfe? Er hätte es gern gethan, und Adele, davon war er überzeugt, hätte es freundlich und unbefangen aufgenommen; aber ob es der Tante recht gewesen wäre? Und er selbst, gab er es unbefangen? Ach nein! er hätte in das Angebinde all' sein Wünschen und Hoffen, alle die Liebe niederlegen mögen, die er jetzt noch nicht auszusprechen wagte; denn wie durfte er, der junge, noch brodlose Advocat, das Schicksal eines andern Wesens mit dem seinen, unsichern, verbinden? Hatte er ohnehin doch zuerst an die alte Tante zu denken, die seit Jahren für ihn gesorgt, ihm so manches Opfer gebracht hatte; er mußte genug für Drei haben, ehe er es wagen durfte, seine Neigung zu der theuren Gespielin zu gestehen.

Unter solchen Gedanken hatte Ewald den Rosenstrauß gekauft, den er seiner Cousine bringen wollte. „Und Du, Dorn?“ fragte er seinen Freund, der ihn zum Gärtner begleitet hatte, „willst Du nicht auch mitgehen? Da die Tante Dich für den Nachmittag eingeladen hat, scheint es mir nicht mehr als billig zu sein, daß Du ihr vorher Deine Aufwartung machst.“

„Du weißt, ich liebe solche Ceremonien nicht“, erwiederte der junge Mann. „Zudem“, fügte er lächelnd hinzu, „möchte ich nicht als dritte Person figuiren, wo ein solcher Rosenstrauß überreicht wird. Ich könnte nur ein sehr überflüssiger Dorn sein.“

„Nun, wie Du willst“, hatte Ewald nicht ohne ein leichtes Erröthen geantwortet und war allein zu Adele gegangen. Dorn's Befürchtung aber, die dritte Person bei der Gratulation zu sein, erwies sich als durchaus ungegründet, denn das Geburtstagskind war ganz von Freundinnen umringt, so daß Ewald auch nur wenige Worte mit ihr wechseln konnte und sich bald entfernte, nachdem er versprochen, sich nebst seinem Freunde zur bestimmten Zeit bei der Doppeleiche am Eingang des Waldes einzufinden.

Nachmittags bewegte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft von der Stadt nach dem nahen Walde hin. Ein Theil derselben hatte sich bei der Festgeberin versammelt, die entfernter Wohnenden aber gingen direct nach dem bestimmten Platze.

Unter den Ersteren befand sich ein junges Mädchen von lebhaften Gesichtszügen und schwarzen, glänzenden Augen. Olga von Hilgen, so hieß sie, war eine Tochter der besten Freundin von Adele's Mutter, und deshalb auch Adele's Freundin; einen andern Grund für diese Verbindung hätten die beiden Mädchen schwerlich zu nennen gewußt, denn große Sympathie herrschte nicht zwischen ihnen; eher beruhte das Verhältniß auf dem Grundsatz: les extrêmes se touchent.

„Wie angenehm, daß Dein Cousin gerade heute hier ist", sagte Olga zu Adele, als sie durch die Kastanienallee gingen, welche zu dem Walde führte. „Es fehlt uns ohnehin an Herren! Und weißt Du, ich finde, er hat sich recht zu seinem Vortheil verändert in den Jahren; als er von der Universität aus einmal bei Euch war, fand ich ihn doch sehr häßlich."

„Ewald? häßlich?" sagte Adele — „wirklich, daran habe ich nie gedacht! Nun ja, er mag kein Adonis sein, aber er hat ein so gutes Gesicht und so liebe Augen —"

„Und hat Dich damit so innig angesehen, als er Dir den Rosenstrauß brachte, diesen Morgen", lachte Olga; „ja, ja, ich habe es wol bemerkt! Nun, liebes Herz, ich habe ja auch durchaus nichts gegen ihn und —"

„Ich bitte Dich, Olga", unterbrach sie Adele ernst, „Du weißt, daß Ewald so gut wie mein Bruder ist! Doch ich habe Dir noch nicht gesagt, daß er einen Freund mitbringt, denselben, der eigentlich die Ursache seines Hierseins ist." Und sie erzählte ihr und einigen hinzutretenden Freundinnen die Geschichte von der armen Familie, welcher die jungen Leute ihre Reise geopfert hatten.

„Wie schön, wie edel!" rief Olga enthusiastisch; „o, ich freue mich, diesen Mann kennen zu lernen. Er ist hoffentlich recht arm, sonst hätte das Opfer weniger Werth. Aber sind das dort nicht die beiden Herren? Der eine wenigstens scheint Dein Cousin zu sein."

In der That kamen die beiden jungen Männer, von denen die Rede gewesen, in diesem Augenblick von einer andern Seite her zur Gesellschaft, und Ewald beeilte sich, seinen Freund der Tante vorzustellen.

„Felix von Dorn — meine Tante, Frau Räthin Brönner, und da kommt auch meine —"

Aber er sprach das Wort „Cousine" nicht aus, denn bei Adele's Anblick hatte sich eine lebhafte Bewegung in den Zügen seines Freundes gezeigt, er war auf sie zugeeilt und sagte, ihr die Hand reichend: „Wie freue ich mich, mein Fräulein, Sie hier wieder zu sehen!"

„Ach, Sie sind es?" rief auch Adele tief erröthend. „Und Sie sind wohl und es hat Ihnen nichts geschadet?"

„Aber was soll denn Herrn von Dorn geschadet haben?" fragte jetzt die Räthin, welche dieser Scene, gleich den Uebrigen, mit großem Erstaunen beigewohnt hatte. „Und woher, Adele, kennst Du den Herrn? Er ist doch erst seit gestern hier?"

„Ja, und woher kennst Du meine Cousine?" fragte auch Ewald, seinen Freund mit Blicken betrachtend, die in diesem Moment durchaus nicht viel Freundschaft verriethen.

„Sie haben also unser kleines Abenteuer nicht erzählt?" fragte Felix, während eine helle Freude in seinen Augen aufleuchtete.

„Ich fand nicht Zeit dazu", erwiederte Adele etwas verlegen; „gestern Abend war die Mutter beschäftigt und ich durfte nicht zu ihr, wie die Kinder vor Weihnachten, und diesen Morgen hab' ich's über den Geburtstag vergessen. Ja, Mama", wandte sie sich an diese, „dieser Herr ist der Lebensretter meines alten Generals, und eigentlich auch Deiner Tochter, denn ich hing an dem Ufer wie der Mann im Syrerland zwischen Kameel und Drache." Und sie erzählte der neugierigen Gesellschaft das gestrige Abenteuer.

„Wie interessant!" flüsterte Olga der Freundin zu, „das ist doch noch etwas Romantik in dem prosaischen Leben! Aber wer ist denn dieser junge Held eigentlich?" Und sie bestürmte Adele mit Fragen, welche diese natürlich nicht zu beantworten wußte.

Mittlerweile war die Gesellschaft an dem bestimmten Orte, einem schattigen Abhang am Walde, angekommen und hatte sich dort gelagert. Es war ein hübscher Anblick, die jugendlichen Gestalten in den hellen, frischen Sommeranzügen, unter denen die Frau Räthin, die einzige ältere Dame, wie eine volle Päonie unter kleinen Frühlingsblumen thronte. Der

Kaffee mundete, trotz der drückenden Wärme vortrefflich, und Katherinen's Kuchen, den sie eigenhändig herumreichte, fand allgemeinen und wohlverdienten Beifall.

„Aber nun wollen wir spielen!" rief Olga aufspringend. „Soll ich Stimmen sammeln?" Und sie machte die Runde in der bunten Gesellschaft, um eines Jeden Vorschlag zu hören. Ein Pfänderspiel wurde gewählt und Alle betheiligten sich mit ungezwungener Heiterkeit dabei.

„Was soll Der- oder Diejenige thun, der dieses Pfand gehört?" rief die Räthin, welche die Pfänder in Empfang genommen hatte.

„Sie soll drei aus der Gesellschaft mit Blumen vergleichen", lautete die Antwort. Olga war die Besitzerin des Pfandes und beeilte sich, ihre Aufgabe zu lösen.

„Sie, Herr Doctor", sagte sie zu Ewald, „vergleiche ich mit dem Immergrün; Ihren Freund" — und sie verbeugte sich vor Felix, der daneben saß — „mit — ja, mit dem Jasmin; und" — hier wollte sie einen dritten Herrn nennen, dachte aber noch zur rechten Zeit daran, daß ihre Freundinnen nicht verfehlen würden, ihre Bemerkungen darüber zu machen, daß sie nur Herren gewählt, und schritt deshalb auf Adele zu, indem sie sagte: „und Dich, liebe Adele, mit Deinem weißen Kleide und rothen Bändern, vergleiche ich einem Maasliebchen."

„Bravo, Olga, die Vergleiche sind gut!" rief die Räthin. Aber eigentlich sollte man die Begründung des Vergleichs immer hinzufügen, wie Du bei Adele gethan, sonst ist die Aufgabe doch zu leicht."

Und bei Adele hätte die Begründung auch etwas tiefer sein können", flüsterte Ewald seinem Freunde zu.

Felix antwortete nicht, sondern sah träumerisch in den Wald hinein.

„Herr von Dorn, Sie werden noch ein Pfand bezahlen müssen, wenn Sie nicht besser aufpassen!" rief die Räthin. „Hier ist Ihr Notizbuch, das ich im Pfand habe, und welches Sie mit einem Räthsel einlösen sollen. Rasch, geben Sie diesen jungen Damen eine recht harte Nuß zu knacken."

„Ein Räthsel?" wiederholte der junge Mann, „wirklich, gnädige Frau —"

„O Sie wissen, hier wird kein Pardon gegeben. Ein Räthsel, oder dies Taschenbuch ist mein, und ich habe das Recht der Gesellschaft etwas daraus vorzulesen, womit sie sicherlich auch zufrieden wäre. Nicht wahr, meine Damen und Herren?"

„O, nicht doch!" rief Felix, das Buch lachend an sich nehmend, „Sie würden Ihre Mühe schlecht belohnt finden. Nein, da gebe ich lieber das Räthsel." Und er war nach kurzem Besinnen im Begriff anzufangen, als plötzlich ein fernes Rollen ertönte.

„Der Donner, ein Gewitter!" riefen Alle, und sprangen erschrocken auf. In der That hatte sich der westliche Himmel mit drohenden Gewitterwolken bedeckt, die sich mit großer Schnelligkeit weiter verbreiteten.

„Wie schade!" riefen Alle durcheinander, „wir müssen aufbrechen, rasch!" Die Gastgeberin bat die Gesellschaft, sich nach ihrer Wohnung zu begeben, wo man den Abend zubringen wollte, und ging dann mit der Mehrzahl der Gäste voran: Adele blieb zurück, um Katharine beim Einpacken des Geschirrs zu helfen. Ewald und sein Freund, so wie Olga, erklärten, mit Adele zurückgehen zu wollen.

„Es ist doch etwas Herrliches, ein Gewitter", sagte Olga, sich an die Doppeleiche lehnend, während Adele mit der Dienerin und zwei Mädchen, die diese zur Hilfe mitgenommen, auf dem freien Platz am Boden kniete, um die gebrauchten Sachen zu sammeln. „Sehen Sie nur, Herr von Dorn, wie prächtig der Blitz das Halbdunkel des Waldes erhellt! Und könnte man sich unter der Gruppe dort am Boden nicht eine Zigeuner-Gesellschaft denken? Ihr Freund als Hauptmann, Adele als seine Geliebte —"

„Ich denke, sie sind Beide zu blond, um als Zigeuner zu figuriren", unterbrach sie Felix.

„Freilich, Sie würden besser dazu passen", erwiederte Olga mit einem Blick auf die elastische Gestalt und die glänzend schwarzen Locken, die das schmale, ausdrucksvolle Gesicht lang umwallten.

„Liebe Olga, bleib' doch nicht unter dem Baume, der noch dazu allein steht; Du weißt, das ist gefährlich!" rief Adele jetzt ihrer Freundin zu.

„Gefährlich? ich fürchte keine Gefahr!" entgegnete diese. „Ich könnte mir eigentlich nichts Schöneres denken, als so von dem göttlichen Strahle wieder in den Schooß der Natur zurückgestürzt zu werden, ohne den ermüdenden

Kampf mit dem Leben — in voller Jugendkraft!"

Und die prächtige Eiche mit dem einen Arm umfassend, so daß die schlanke Gestalt, von dem hellen Gewande umflossen, wie die Dryade des Baumes erschien, deklamirte sie:

„Ich möchte sterben in des Lebens Fülle,
Eh' noch der Mittag sich zum Abend neigt,
Eh' die zerbrechliche, die schwache Hülle
Die Spuren der verlebten Jahre zeigt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ein Hundeliebhaber) in Berlin ließ sich photographiren, und dazu bei dem Hofphotographen. Aber ähnlich, zum Sprechen ähnlich muß das Bild werden, sagte er. — Zum Sprechen ähnlich, antwortete der Photograph, Ihr Hund soll Sie kennen, dann bezahlen Sie aber ein Souper extra. — Topp! sagte der Liebhaber und schlug ein. — Das Bild war fertig und wurde mit andern aufgestellt, der Hund kam sammt den Preisrichtern, er lief sofort auf das Bild seines Herrn zu und leckte es sogar. Großer Jubel, der sich bei dem splendiden Souper noch steigerte. Aber der Photograph trank ein Glas Champagner zu viel und erzählte seinem Nachbar im Vertrauen, er habe die Photographie statt mit Eiweiß mit einem Wachsüberzug versehen und sei dann mit einem Stück Speck über das Gesicht gefahren, der Hund sei dem Speckgeruch nachgegangen und habe das Fett am Bild geleckt. Der Nachbar plauderte das lustige Geheimniß aus, der Hundeliebhaber verlangte sein Geld und das Souper zurück und wurde klagbar, als ihm Beides verweigert wurde.

(Fremdwörter im Volksmunde.) Eigenthümlich ist die Art und Weise, schreibt ein Correspondent des „Deutschen Sprachwart", wie das Volk mit den Fremdwörtern umspringt, die ihm durch Zeitungen und den mannigfachen Verkehr überhaupt aufgedrängt werden Da läßt es wohl keinen der Eindringlinge Wurzel fassen, ohne ihn erst gehörig für sich mundgerecht gemacht zu haben. Auf diese Weise verliert er dann häufig im Munde des Volkes ganz und gar sein fremdes Aussehen und wächst und blüht mit den ureigenthümlichen Stammeskindern. — So hörte ich von einem „spanischen Schrecken" sprechen. Das geläufigere „spanisch", bekannt aus der Redensart, nach welcher „Einem etwas spanisch vorkommt", gab Veranlassung zu dieser Umtaufung. Dem Volke ist Alles „eingal", was uns „egal" vorkommt. Es macht sich das fremde Wort mundgerecht, indem es an „einen und denselben Gal" (d. h. Schrei, Wort, vgl. gellen, Nachtigall) denkt; es ist ihm eben einerlei. Das fremde „retiriren" wird zu „rettiriren", weil es so deutlich mit retten zusammenhängt. Etwas capiren kann das Volk nicht, aber wohl darüber „kuppiren," hat doch der „Kupp" (Kopf) etwas damit zu zu thun. Ein Pasquill wird in einem Theile Niederschlesiens ein „Puschquill" genannt. „Pusch" bedeutet hier nämlich „polnisch". „Discutiren" wird zu „tischkeriren"; kann man sich doch kein richtiges Discutiren ohne einen Tisch denken und etwas droben, und wird doch gerade bei Tisch am meisten „tischkerirt". Um sich unter Domestiquen doch wenigstens etwas denken zu können, verwandelte man sie in „Thomastiken." Viele Bediente haben bekanntlich den Namen Thomas. Ich hörte ein Eisenbahncoupé ein „Canappé" nennen, das der betreffende Bauer vielleicht daheim stehen hatte, und dessen Kissen ihm wahrscheinlich ebenso behaglich vorkommen mochten wie die Polstersitze des Eisenbahnwagens. „Zanktippe" anstatt Xanthippe soll ebenfalls häufig sein. Im Felde haben unsre Soldaten gewiß auch mehr „futtrachirt" als fouragirt.

Goldkörner.

Ein Thor, wer aus des Nächsten Freuden
Sich schöpft des Lebens Bitterkeit,
Und grollend bei vermeinten Leiden
Gift auf die eig'ne Speise streut.

Bescheid'nes Glück, das hat ein Jeder,
Nimmt er d.s Leben; wie er's fand! —
Treibt nicht das Wasser seine Räder,
Dreh' er sein Rad mit eig'ner Hand.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 127. Donnerstag, den 31. Oktober 1872.

Maasliebchen.

Novelle von Maria Calm.

(Fortsetzung.)

Felix konnte nicht umhin, einen bewundernden Blick auf die interessante Erscheinung zu werfen, und einen zweiten, vergleichenden auf Adele. Diese hatte eben den letzten Korb auf den kleinen Wagen gestellt, den die Mädchen fortzogen; statt des Hutes, den sie sorgfältig zugedeckt mit auf den Wagen gelegt, band sie sich ein weißes Tüchelchen um den Kopf, aus dem das kindliche Gesicht mit den klaren blauen Augen gar lieblich heraussah. Felix gedachte wieder des innigen Blickes, mit dem diese Augen ihm gestern gedankt, dieses Blickes, den er die ganze Nacht hindurch sich zurückgerufen, den er wieder und wieder gefühlt, genossen hatte, und der Glanz von Olga's Augen verlosch davor. Diese erschien ihm wie die geheimnißvolle Waldfee, die man bewundert, aber nicht liebt; Adele wie das reine, echte Weib, das der Mann tragen, schützen, an's Herz ziehen möchte.

Olga war dem Blicke des jungen Mannes gefolgt und rief, plötzlich den Baum verlassend: „Ach, ich kann Dir wohl helfen, Adele? Ueber der Schönheit der Scene hatte ich das ganz vergessen.“

„Ich danke Dir, Olga, wir sind jetzt fertig“, erwiederte Adele freundlich. „Aber nun laßt uns eilen — das Gewitter kommt näher — ha!“

Diesen letzten Schrei hatte ihr der Blitzstrahl entrissen, der eben jäh und grell, von rollendem Donner begleitet, neben ihnen hinfuhr, gerade an der Doppeleiche herunter. In einem Nu stand der herrliche Baum in Flammen, die prasselnd durch das Laubwerk emporlohten.

Ein Schrei, theils des Schreckens, theils der Bewunderung war auch den Lippen der übrigen Zuschauer entflohen; Olga war erblaßt und starrte nach der Stelle, wo sie noch eben gestanden, und die jetzt in heller Gluth leuchtete; Adele aber, gleichfalls todtenblaß, hatte die Hände gefaltet, und die in Thränen schwimmenden Augen zum Himmel erhebend rief sie: „Gott sei Dank, o Gott sei Dank!“ Dann eilte sie, ihre Freundin zu umarmen.

„Ja, Gott sei Dank, daß Ihr Wunsch nicht so schnell erhört worden ist“, sagte Ewald, sich zu Olga wendend — „Aber wie du zitterst, meine arme Adele!“ Und er legte stützend den Arm um sie.

Felix warf einen finstern Blick auf die Beiden.

„Sollen wir nicht gehen?“ fragte Adele leise. —

„Gehen — von einem solchen Schauspiel fortgehen?“ rief Olga. „Nein, das vermag ich nicht!“

In der That war der Anblick des brennenden Baumes ein prachtvoller. Als ob es ein lebendes Wesen, etwa von einer riesigen Schlange, umwunden wäre, so ächzte und krachte der mächtige Baum unter den tödtlichen Umarmungen des feurigen Gegners. Wie der alte Stamm, gleichsam Hülfe suchend, seine rasch verdorrten, entblätterten Aeste in die Lüfte streckte! Wie die zarten Glieder, die noch ebenso heiter bekränzten Zweige, prasselnd dem Feind erlagen, oder vom Stamm getrennt, verstümmelt zu Boden sanken; wie die Vögel, die in dem buschigen Gezweig so lange ihre sichere Wohnstätte gehabt, ängstlich schreiend die verwüstete Heimath umflatterten, und von der steigenden Glut vertrieben, in weiteren und weiteren Kreisen ihre Klagen ertönen ließen! Aber der grimmige Feind, die züngelnde, feurige Schlange, war taub gegen die Klagen, erbarmungslos für das Stöhnen ihres Opfers;

triumphirend wand sie sich enger und enger um seine Glieder, gierig trank sie sein Leben, verzehrte sein Mark und ruhte nicht eher, bis von dem herrlichen Baume, der Jahrhunderte lang den Stürmen getrotzt, den Müden Schatten, den Vöglein Obdach gegeben hatte, nichts übrig war, als der kraftlose, todte Rumpf.

Schweigend, wie sie dem Schauspiel beigewohnt, trat die kleine Gesellschaft den Rückzug an. Adele's Wohnung war bald erreicht, noch vor dem Regen, der kurz darauf in Strömen niedergoß. Die versammelten Gäste empfingen die Hinzukommenden mit Vorwürfen über ihr langes Ausbleiben, erfuhren dann aber mit Staunen und Schrecken die Ursache desselben. Auch sie wurden durch den Vorfall ernster gestimmt; zum Tanzen, von dem die Rede gewesen, war man nicht mehr geneigt, und so trennte sich die Gesellschaft früher, als man beabsichtigt.

IV.

Am folgenden Tage hatte sich das Wetter wieder geklärt. Heiter und lächelnd wie ein harmloses Kind sah der Himmel auf die Erde nieder, auch auf den armen Baum, den sein Strahl gestern vernichtet, und der an dem sonnigen Morgen noch trauriger aussah, als am verwichenen Abend.

Zwei junge Männer standen daneben; es waren Ewald und Felix, welche die Stätte des gestrigen Abenteuers aufgesucht hatte.

„Diese Olga ist doch ein wunderliches Mädchen", sagte Letzterer, als sie jetzt den Heimweg antraten. „Kennst Du sie von früher her?"

„Gewiß", entgegnete der Andere, „ihre Eltern wohnten ganz in der Nähe meiner Tante, und sie hat von Kindheit auf viel Umgang mit Adele gehabt."

„Du lebtest lange im Hause Deiner Tante?"

„Ja, bis zu meinem vierzehnten Jahre. Es war die schönste Zeit meines Lebens"

„Ich glaube es Dir. Adele muß ein reizendes Kind gewesen sein?"

Brönner blickte seinen Freund forschend an. Eine Zeitlang ging er schweigend neben ihm her, dann sagte er: „Ja, Adele war ein so reizendes Kind, wie sie ein liebliches, vortreffliches Mädchen geworden ist. Ich liebte schon das Kind, liebe jetzt das Mädchen. Es wird meine einzige Liebe bleiben durch's Leben, was auch ihr Schicksal sein mag."

Eine lebhafte Röthe war in Felix' Antlitz aufgestiegen; er mußte augenscheinlich eine Bewegung bekämpfen, ehe er sprechen konnte. „Und erwiedert Adele Deine Neigung?" fragte er dann.

„Ich weiß es nicht", entgegnete Ewald. „Sie hat mich stets geliebt als ihren Verwandten — fast wie einen Bruder. Doch bei einer Natur, wie die ihrige, die sich nicht in heftigen Leidenschaften, sondern in ruhigen, tiefen Neigungen bethätigt, darf ich hoffen, daß sie Dem, welchem sie stets Achtung und Vertrauen geschenkt, wohl auch noch mehr gewährend wird."

„Aber warum sie nicht fragen? warum hast Du es nicht längst gethan?" rief Felix lebhaft.

„Warum?" entgegnete sein Begleiter ruhig. „War ich, bin ich in der Lage eine Familie zu gründen? Adele ist jetzt achtzehn Jahre alt; ehe wir uns verheirathen könnte, wäre sie drei-, vierundzwanzig. Soll ich da verlangen, daß sie sich jetzt schon binde? Das Herz ist oft wandelbar; was es mit achtzehn Jahren befriedigt, genügt ihm oft mit vierundzwanzig nicht mehr, und so umgekehrt. Ich befürchte das zwar nicht bei Adele, aber ich halte es für unrecht, ein Mädchen zu fesseln, ehe man ihr eine Zukunft bieten kann."

„Deine Liebe ist sehr vernünftig", sagte Felix mit spöttischem Lächeln; „sie versteht sich vortrefflich in die Verhältnisse zu fügen."

„Du irrst; nicht meine Liebe ist vernünftig, sondern ich bin es, muß es sein — trotz der Liebe."

„Die wahre Liebe ist über kleinliche Verhältnisse erhaben."

„Die wahre Liebe denkt vor Allem daran, das Glück ihres Gegenstandes zu sichern."

„Das höchste Glück liegt eben in der Liebe selbst. Alles Andere ist Nebensache."

„So magst Du wol sprechen", entgegnete Brönner, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit, „der Du durch Deine Verhältnisse über die täglichen Sorgen erhaben bist. Ich aber, der ich dem Leben seine Güter abringen muß und zuerst die Pflichten gegen meine alte Pflegerin zu erfüllen habe — ich darf das, was Du Nebensache nennst, nicht gering achten. Es ist die nothwendige Grundlage des Glücks; erst wenn ich sie gelegt, darf ich daran denken, das höhere ersehnte Glück darauf aufzubauen."

„Ein so langsamer Baumeister wird schwerlich je zum Ziel gelangen", bemerkte Felix.

Ewald zuckte die Achseln, schwieg aber. Als sie die Stadt erreicht, schlugen sie den Weg nach dem Hause der Frau Räthin Brönner ein, der Beide einen Besuch zu machen beabsichtigten. Dorn blieb stehen, als Ewald eintreten wollte; nur dem Zureden des Freundes gelang es, auch ihn dazu zu bestimmen.

Sie fanden die Räthin allein; Adele war zu ihrer Freundin gegangen, um sich nach deren Befinden zu erkundigen; der gestige Vorfall müßte einen sehr mächtigen Eindruck auf sie gemacht haben.

„Es muß aber auch ein herrlicher Anblick gewesen sein", sagte die Räthin, „und ich bedaure sehr, daß ich ihn nicht mit genossen habe. Olga konnte gar nicht aufhören, davon zu erzählen, und hat mich gebeten, den Brand des Baumes zum Gegenstand eines Gemäldes zu machen. Nach ihrer lebendigen Schilderung und mit etwas Phantasie meinerseits wird das auch nicht unmöglich sein."

„Ihre Fräulein Tochter war ja auch dabei", bemerkte Dorn.

„Adele? Ach, das arme Kind gestand, wenig von dem prachtvollen Schauspiel genossen zu haben; sie sei zu sehr ergriffen gewesen von der Gefahr, der ihre Freundin soeben entronnen. „Wir müssen immer nur wieder Gott danken!" sagte sie mehrmals. Das ist nun eben ihre Auffassung. — Recht schade aber war es doch, daß der Vorfall unsern Abend so gestört hat, und wenn es Ihnen recht ist, meine Herren, so holen wir es heute nach. Wollen Sie den Abend bei uns zubringen? Du, lieber Ewald, bist ohnehin noch keine Stunde ruhig bei uns gewesen."

Ewald versprach zu kommen, Felix aber meinte, er würde den Familienkreis stören, sprach vom Abreisen und dergleichen, ließ sich schließlich indeß doch bestimmen, mitzukommen. Dann empfahlen sich die jungen Männer und gingen beide ziemlich schweigsam in ihr Gasthaus zurück.

Als sie Abends zur bestimmten Stunde bei der Räthin eintrafen, fanden sie auch Olga und deren Mutter, die Frau Majorin von Hilgen, dort. Letztere war eine angenehme, liebenswürdige Frau, aber im Gegensatz sowohl zu ihrer Tochter als ihrer Freundin, der Räthin, still und zurückhaltend. Man nahm den Thee im Garten ein, ging dann aber hinauf um zu musiciren. Die Räthin setzte sich zuerst an's Clavier; kaum aber hatte sie das brillante Vorspiel begonnen, als ein fröhliches Zwitschern im Nebenzimmer sich hören ließ. Die Spielerin sah verdrießlich auf.

„Verzeih, Mama!" rief Adele, „ich hatte den armen Biribi ganz vergessen." Und sie eilte ins's Nebenzimmer, Olga war ihr aber schon zuvor gekommen, und hatte ein dunkles Tuch über den Bauer des Vogels gedeckt.

„O nein, das nicht!" sagte Adele, „mein armer Prinz soll nicht im dunkeln Gefängniß sitzen. Auch er ist wohl erzogen, daß es solcher Mittel nicht bedarf."

Und während Olga zum Clavier zurückkehrte, holte sie eine alte Puppe aus einer Comode, befestigte sie an dem Käfig, und beobachtete, wie der Vogel sich ihr gegenübersetzte und die sonderbare Erscheinung, mit der er allerdings schon früher Bekanntschaft gemacht hatte, anstarrte.

„Amüsire Dich gut, mein Prinz", flüsterte dann das junge Mädchen, „und hörst Du wohl, sei hübsch still, daß die Mama dich nicht wegschickt; und picke auch Deinem Gesellschaftsfräulein die Augen nicht aus", fügte sie hinzu, als der Vogel sich jetzt dem schon sehr zerkratzten Gesicht der Puppe näherte; „pfui, wer wird sich denn gegen eine Dame so betragen!"

Adele hatte so viel damit zu thun, den Vogel still zu halten und die Puppe zu beschützen, daß sie von dem glänzenden Vortrage der Mutter wenig hörte — und sich erst, als er fast zu Ende war, nach dem Zimmer zurückwandte. Auf der Schwelle bemerkte sie Felix, der ihr zugewendet stand und sie augenscheinlich beobachtet hatte. Sie erröthete und eilte zu den Uebrigen zu kommen.

Jetzt setzte sich Olga an's Clavier und sang einige Lieder mit mehr starker als angenehmer Stimme. Es fehlte ihrem Vortrage nicht an Ausdruck, doch war er oft gesucht, manierirt, und die zarten Stellen gingen ganz verloren.

„Und Sie, Herr von Dorn?" sagte die Wirthin zu dem jungen Manne, „ich bin überzeugt, daß Sie auch musikalisch sind."

„Gewiß", fügte Olga hinzu, „ich meine, man kann das dem Menschen immer ansehen."

„Glauben Sie, gnädiges Fräulein? Ich fürchte, Sie würden sich doch öfter täuschen. Bei mir haben Sie indeß richtig gerathen, ich singe ein wenig und wenn ich etwas Bekanntes unter diesen Sachen finde, und eine der Damen die Güte haben will, mich zu begleiten —"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Walter Scott), der berühmte englische Romanschriftsteller, gab einer seiner Töchter einst ein eigenthümliches Heirathsgut mit. Er stellte ihr nämlich die Wahl zwischen 4000 Pfund Sterling oder seinem neuesten Roman. Die junge Dame wählte nach einigen Tagen Bedenkzeit, die sie sich erbeten, zu des Vaters großem Vergnügen den Roman. Sie hatte sich nämlich inzwischen mit einem Verleger in Verbindung gesetzt und dieser ihr für das Manuscript 4500 Pfund Sterling geboten.

(Zur Geschichte des Rüdesheimers.) Die im 11. Jahrhundert, die einzelnen von Karl dem Großen angelegten Weinberge ausgenommen, noch unbebaute gebirgige Gegend von Rüdesheim wurde durch den Bischof Sifrid von Mainz durch Ueberlassung an dortige Einwohner in einzelnen Abtheilungen (mansas) zur Weinkultur gebracht, wobei er sich gegen Erlaß aller Frohndienste (angaria) einen Weinzins ausbedang, welcher nach einer genauen Schätzung 40 Karren Wein betrug, für deren richtige Lieferung alle für einen stehen mußten. Das Fuder oder der Karren ward auf 6 Ama (daher Ohm) berechnet. Auf dieselbe Weise führte der Abt Erfo in Neuweiler 1157 den Weinbau ein. Den Dünger mußten überall die Grundbesitzer liefern. — Eine Anordnung der Bürger und des Rathes zu Dresden vom Jahre 1308 über den Weinschank und dessen Steuer bestimmt schon ein polizeiliches Maß der Gefäße und bezeichnet zuerst die Gestellung verpflichteter „Weinvisirer“ oder „Setzer“.

(Närrische Antwort.) Als man im Jahre 1613 in Regensburg einen Reichtag hielt, äußerte der Hofnarr des Kaisers Matthias, Namens Nelle, seine Ironie über die Verhandlungen daselbst auf folgende bittere Weise. Er ließ sich ein neues, nettes Büchlein von einem Buchbinder verfertigen, welches er stets unter dem Arme trug. Als er vom Kaiser befragt wurde, was dies bedeuten solle, sagte er, er habe die Reichsakten hineingeschrieben. Wie der Kaiser neugierig, diese Acta zu lesen, das Buch durchblätterte und nichts als weißes Papier fand, antwortete der Narr auf die Frage, warum nichts darin stünde: „Weil nichts ist verrichtet, so habe auch ich nichts können hineinschreiben.“

(Zur Geschichte des „Unfehlbaren.“) Im Jahre 962 trat zu Rom ein großes Concil in der Peterskirche zusammen, worin neben den Erzbischöfen von Aquileja und Ravenna an 90 Bischöfe und Geistliche aus Italien und Deutschland saßen. Schwere Beschuldigungen wurden hier auf den wegen seiner Eidbrüchigkeit gegen Kaiser Otto flüchtigen Papst Leo XII. gehäuft, der den Lateran zu einem Hause der Sünde und des Frevels gemacht haben sollte. Der Cardinalpriester Petrus war Augenzeuge gewesen, wie er die Messe gefeiert, ohne vorher kommunizirt zu haben Andere bezeugten, Johann habe in einem Pferdestall einen Diakonus geweiht, habe Bischofsweihen für Geld verkauft und mehr als einmal Kirchenraub begangen, öffentlich sei er der Jagd nachgezogen und bei dem Würfelspiel seien Jupiter, die Venus und andere Dämonen von ihm angerufen worden. Daß er „des Teufels Minne“ getrunken, davon wußten die Geistlichen und Laien zu erzählen; von seinen unzüchtigen, allem Ehrgefühl Hohn sprechenden Handlungen erzählte Jedermann in Rom. Johann, von der Synode aufgefordert, sich zu vertheidigen, kehrte den Spieß um und bedrohte die Synode mit dem Bann, wenn sie einen andern statt seiner zum Papst zu erwählen gedächte. Das schlug dem Faß den Boden aus; Leo wurde vom Concil zum Papst erhoben, Johann aber wegen seines anstößigen Wandels abgesetzt. — Später gelang es dem nichtswürdigen Gesellen, seinen Gegner Leo zu verdrängen und Jeden grausam zu verfolgen, der für dessen Erhebung thätig gewesen war. Doch mitten in solchem Wüthen raffte ihn plötzlich der Tod hin; am 14. Mai des Jahres 964 starb er auf eine geheimnißvolle Weise; ob durch Gift ist nicht aufgeklärt.

Goldkörner.

Das Geheimniß, im Umgange nicht zu viel zu sprechen, ist, daß man, wenn man geredet hat, unmerklich dem andern eine Sekunde Zeit lasse, um auch etwas zu sagen. Die meisten thun dies, ohne es zu wissen, aber ein Nachspüren, wie sie es machen, führt auf obiges Ergebniß.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Doll.

Nr. 128. Dienstag, den 5. November 1872.

Maaslieбchen.

Novelle von Maria Calm.

(Fortsetzung.)

„O sehr gern", unterbrach ihn die Räthin; „Sie singen Tenor!"

„Bariton, fast Baß", entgegnete Felix und suchte unter den umherliegenden Noten ein Heft Schumann'scher Lieder hervor. Er wählte eins davon. Es war eines jener dunkeln, unheimlich schaurigen Gedichte, die der große Meister in der letzten Zeit vor seinem geistigen Tode vorzugsweise für seine Compositionen benutzte und durch die Composition noch ergreifender machte. Auch durch dieses Lied: „Der arme Peter", ging der Zug bittern Schmerzes, wilder Verzweiflung, die schon an der Seele des Künstlers nagten; jener Schatten, der über sein Lied vorausfiel, bevor er von seinem Leben Besitz ergriffen, der Schatten des Wahnsinns.

Dorn's tiefe metallreiche Stimme paßte gut zu den klagenden Tönen, aber war das Lied schon an und für sich grell genug, so ließ sein Vortrag das Schneidende, Wilde darin noch mehr hervortreten, und am Schluß besonders nahm seine Stimme einen so schrillen Klang an, daß Adelen dabei schauderte.

Sie saß in einiger Entfernung von dem Sänger; dieser aber hatte sich so gewandt, daß er sie sehen konnte, und der Zug des Mißfallens, der über ihr Antlitz flog, entging ihm nicht. Die übrige Gesellschaft, nachdem sie sich einigermaßen von dem Eindruck des düstern Liedes erholt, bat ihn, mehr zu singen; er aber entschuldigte sich und trat dann zu Adele mit der Frage: „ob sie nicht spiele oder singe?"

„Nein", erwiederte sie, „ich verstehe keins von Beiden. Ich kann mich nur an der Musik, die Andere vortragen, freuen."

„Und das thun Sie auch nicht immer."

„Warum —?" fragte Adele, stockte aber dann.

„Ihr Antlitz, mein Fräulein, ist ein zu treuer Spiegel Ihrer Seele, als daß Sie Ihre Empfindungen verleugnen könnten", sagte Felix lächelnd. „Ich las darauf, das Ihnen mein Gesang mißfallen."

„Mißfallen? Ich sagte Ihnen ja, daß ich gar nichts von Musik verstehe; wie sollte ich denn wagen, ein Urtheil darüber zu fällen?"

„Ei nun, es giebt ein positives und ein relatives Urtheil. Ohne tieferes Verständniß wird man freilich nicht zu sagen wagen, Dieses ist gut, Jenes schlecht; aber ein Jeder weiß doch, was ihm gefällt oder mißfällt."

„Nun wohl", sagte Adele leicht erröthend, „da Sie es wissen wollen, so will ich es nicht verhehlen. Mir erscheint Musik nur dann schön, wenn sie mein Ohr und damit mein Gefühl angenehm, wohlthätig berührt, sei es in lieblichen, heiteren Klängen, in ernsten, getragenen Tönen oder in vollen, rauschenden Melodien. Das ist immer Licht: freundliches Sternenlicht, sanftes Mondenlicht oder glänzender Sonnenschein; Ihr Lied aber war wie grelle Blitzstrahlen — ich mußte an gestern denken; — das schmerzt dem Auge und giebt uns statt des Genusses — Pein."

Felix verstand wohl, was Adele meinte; aber es kränkte ihn, daß ihr sein Gesang, den man stets so bewunderte, nicht gefallen, daß sie das Lied, das er vorzugsweise gern sang und gerade gewählt hatte, um sie mit der Macht seiner Stimme, mit seinem ergreifenden Vortrag zu überraschen nicht mochte. „Sie versteht eben nichts davon", dachte er, und sagte das pikirt: „Ich bedaure, mein Fräulein, Ihnen Pein verursacht zu haben; ich werde nicht wieder singen."

Adele sah ihn erstaunt an. „Und ich nicht

wieder aufrichtig gegen Sie sein", sagte sie dann mit einer Würde, die den jungen Mann verlegen machte.

„Verzeihen Sie", flüsterte er, aber sie hatte sich schon abgewandt und war zu ihrer Mutter getreten.

Dorn biß sich in die Lippen und gesellte sich dann zu Olga, welche an einen Nebentisch vor der Zeichenmappe der Räthin saß. Sie musterte den Inhalt flüchtig, dann sagte Felix: „Wissen Sie wohl, gnädiges Fräulein, daß Sie mir noch die Erklärung Ihres gestrigen Vergleichs schuldig sind? Sie erwiesen mir die Ehre, mich dem Jasmin zu vergleichen, bitte, welche Aehnlichkeit habe ich mit dieser Blume?"

„Eigentlich", erwiederte Olga, „hätte ich gar nicht nöthig, Ihre Frage zu beantworten, denn das Spiel verlangt keine solche Erklärung. Aber selbst wenn ich davon absehen will, ist es schwer, eine zu geben; Aehnlichkeiten sind etwas Individuelles: was der Eine sieht, entgeht dem Andern, und in derselben Person finden wir zu verschiedenen Zeiten verschiedene Aehnlichkeiten. Wo diese sich nun gar auf Blumen beziehen sollen, liegt meistens wohl nur ein momentaner Eindruck, eine poetische Idee zu Grunde. So verglich ich Ihren Freund dem Immergrün, weil ich ihn für ebenso beständig und ausdauernd wie diese Blume halte; Sie aber — nun Sie erinnern mich eben an den Jasmin, diese Blume der Leidenschaft, und Ihr Gesang vorhin hat mir gezeigt, daß mein Eindruck ein richtiger war. Ich muß Ihnen für Ihr Lied noch danken; solcher Gesang ist erst wirklich Gesang, da tönen nicht die Lippen, sondern die Seele und jede verwandte Seele muß gleichsam mitbeben."

Felix antwortete nur durch eine stumme Verbeugung. Das war nun Lob; war er befriedigt? Nein; er mußte immer nach Adele hinübersehen, und als er endlich wieder sprach, war es ihr Name, den er aussprach.

„Und Adele — Fräulein Brönner wollte ich sagen — dankte sie Ihren Vergleich nur ihrer Kleidung, die an das Maasliebchen erinnert?"

„O nein", entgegnete Olga, die nicht ohne Verdruß bemerkte, wie oft seine Blicke nach ihrer Freundin hinwanderten; „wenn Sie Adele näher kennten, würden Sie bald bemerken, daß der Vergleich tiefer geht."

„Da ich zu einer nähern Bekanntschaft aber leider keine Aussicht habe", versetzte Dorn, „so würden sie mich sehr verbinden, gnädiges Fräulein, wenn Sie mir die weitere Aehnlichkeit enthüllen wollten."

„Nun", antwortete Olga zögernd, „Adele ist eben ein liebes, gutes, ja ich kann wohl sagen, ein vortreffliches Mädchen; dabei freundlich, lieblich — aber doch nur ein Maasliebchen —"

„Das heißt —?"

„Das heißt: ohne Duft."

„Ohne Duft? Sie wollen Ihrer Freundin doch wohl nicht die Seele absprechen?" fragte Felix lächelnd.

„Gewiß nicht", versicherte Olga. „Unter Duft verstehe ich hier nicht die Seele, sondern was ihr allerdings nahe verwandt ist, die Poesie."

„Ach so, Fräulein Brönner ist nicht poetisch!"

„Ich bin weit entfernt, ihr einen Vorwurf daraus zu machen", fuhr die junge Dame lebhaft fort. „Solche Gaben und Neigungen lassen sich nicht erzwingen, sie sind freie Geschenke der Natur. Wer sie nicht besitzt, entbehrt sie vielleicht auch nicht; aber wer solchen Menschen näher tritt, fühlt den Mangel. Bemerkten Sie nicht, wie Adele sich während des herrlichen Spiels ihrer Mutter stets fern hielt, wie sie später bei Ihrem Gesange, der Alle hinriß, nicht nur kalt blieb, sondern eher Mißfallen als Befriedigung zeigte? Hat sie wohl gestern unser Entzücken über den prachtvollen Anblick des brennenden Baumes getheilt? Nein, überwältigender Empfindungen und Eindrücke ist sie nicht fähig, sie ist und bleibt stets — das Maasliebchen."

In diesem Augenblicke drängte sich etwas durch die angelehnte Thür herein, und Adelen's Hund sprang mit freudigem Knurren auf seine Herrin zu.

„Ach General, liebster General", rief diese ihn streichelnd, „waren ja gar nicht eingeladen, haben sich doch die Pfoten hübsch abgeputzt? So, und müssen auch die übrigen Gäste begrüßen — das ist recht."

Der Hund war, als habe er Adele verstanden, zu Ewald gegangen, über den er wieder große Freude bezeugte, plötzlich aber aber blieb er wie sinnend stehen und sprang dann mit freudigem Bellen vor Felix in die Höhe.

„Das ist recht, das ist brav, Alter!" rief Adele hinzutretend, „mußt Deinem Retter ja

danken. Thiere sind dankbarer als Menschen", fügte sie dann leise hinzu, während die übrige Gesellschaft aufbrach, um zu gehen, „ich habe Sie vorhin gekränkt — und bin Ihnen doch so vielen Dank schuldig."

Sie reichte ihm treuherzig die Hand, welche Felix an seine Lippen drückte.

„Dank — und schuldig!" entgegnete er dann, „das Wort ist sehr bezeichnend! O, ich hasse diesen Dank, den man schuldet, und der wie eine Schuld uns drückt, bis er abgetragen ist. Dankbarkeit ist kein freies, sprudelndes Gefühl, es beengt die Brust und läßt kein anderes für den Menschen, der es hervorgerufen, aufkommen. Werfen Sie sie ab, diese Last, wenn sie es noch nicht längst gethan, ich möchte sonst bereuen, Ihren Hund gerettet zu haben."

„Sie sind ein sonderbarer Mensch", sagte Adele, „man sollte Sie schelten und kann's doch nicht. Und thut man's ja einmal, ist's Einem nachher leid. Aber meine Dankbarkeit kann ich nicht abwerfen — möchte es auch nicht, sie ist mir keine Last. Freilich, wenn ich sie anders, als nur durch Worte beweisen könnte —"

„Das können Sie, Fräulein Adele, und ganz leicht", unterbrach sie Felix, um sich blickend. „Wollen Sie mir eine kleine Gabe, die ich von Ihnen erbitte, gewähren?"

„Wenn ich kann, gewiß."

„Nun, so geben Sie mir jenes Rosenbouquet."

„Diese Rosen? — Ewald hat sie mir gestern zum Geburtstag gebracht, die kann ich nicht verschenken."

„Sie sind jetzt Ihr freies Eigenthum."

„Nicht ganz. Was uns von Freundeshänden kommt, daran bleibt immer etwas vom Freunde hängen: seine Gedanken, mit denen er die Gabe gewählt, sein Erinnern, seine Liebe. Geben wir das Geschenk fort, so geht auch der Hauch des Gebers, der darauf lag, mit fort, und das ist etwas, das nur uns gegeben ward, und welches wir also kein Recht haben, wieder zu verschenken."

„Ich beneide den Geber", sagte Felix leise. „Und so wollen Sie mir den Dank — schuldig bleiben?"

„Ach, Sie wollen mich mit Worten fangen", erwiederte Adele lächelnd, „allein darauf gehe ich nicht ein — ich verstehe das nicht. Aber dankbar bin ich Ihnen doch, und der General auch; — sehen Sie, er will Ihnen gute Nacht sagen."

Ewald wartete schon auf seinen Freund, dieser empfahl sich und Beide gingen fort. Schweigend erreichten sie ihr Gasthaus und begaben sich zur Ruhe.

V.

Als die beiden Freunde am nächsten Morgen beim Frühstück zusammensaßen, sahen sie sich gegenseitig an, daß die Nacht ihnen nicht viel Schlaf gebracht hatte. Unter gleichgiltigen Bemerkungen tranken sie ihren Kaffee und rauchten ihre Cigarre; dann lehnte sich Dorn im Sopha zurück und rief, seine Cigarre fortwerfend: „Ewald, ich liebe Deine Cousine zu Rasendwerden!"

„Ich dachte es mir", entgegnete Brönner fast tonlos. „Doch Du hast schon öfter so geliebt, oder zu lieben geglaubt, und es ging vorüber."

„Diesmal nicht, ich fühle es. Doch beruhige Dich. In einer Stunde reise ich ab, ohne sie noch einmal gesehen zu haben."

„Warum das?" entgegnete sein Freund, „sie ist ja frei."

„Seit Deiner Mittheilung in meinen Augen nicht mehr", versetzte Dorn. „Ueberdies", fügte er zögernd hinzu, „glaube ich, daß Du Hoffnung hast. Und er erzählte ihm seine Bitte um das Rosenbouquet und Adelen's Antwort.

Ewald hatte bei den ersten Worten seines Freundes eine freudige Bewegung gezeigt, dann aber sagte er kleinlaut: „Du kennst Adele nicht, das beweist nichts. Wären die Blumen die Gabe der alten Dienerin gewesen, sie würde dasselbe geantwortet haben. Du mußt in Adelen's Worten nie etwas Anderes suchen, als was ihr natürlicher Sinn ist."

„Ja", rief Felix aufspringend, „sie ist wahr und rein, wie das Himmelslicht! O, wie herrlich muß dies Wesen sich erst entfalten, wenn der Hauch der Leidenschaft ihr auch noch die fehlende Gluth verleiht!"

„Ich möchte Adele von keiner Leidenschaft ergriffen sehen", versetzte Ewald nachdenklich. „Sie ist eine tiefe, innige und sinnige Natur, aber keine leidenschaftliche. Wer sie aus sich selbst, über sich selbst hinaustreiben wollte, der würde es, fürchte ich, zu bereuen haben."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Französische Moden.) Einst erschien die Königin Marie Antoinette in einem braunen Anzuge; der König bemerkte lächelnd, das sei ja couleur de puce. Das Wort machte am Hofe die Runde, und alsbald war Flohfarbe zur Mode geworden. Und man unterschied dabei Nüancen, namentlich die Farbe des jungen Flohs und des alten; und die verschiedenen Körpertheile des Insekts gaben wieder andere Schattirungen. Die Färber wurden überhäuft mit Bestellungen präcisester Art. Aber die Seidenhändler fanden sehr bald, daß diese Manie ihrem Geschäft Nachtheil bringe. Sie richteten ein Gesuch an Ihre Majestät und präsentirten neue Stoffe. Die Königin wählte einen von glänzender Aschfarbe. Als sie in einem solchen Kleide zum ersten Male dem Könige entgegentrat, sagte Ludwig XXI. galant: „Es ist die schöne Farbe Ihres Haares." Jetzt war es um couleur de puce geschehen; kein Mensch wollte mehr wie ein Floh aussehen, sondern alle Welt wollte sich in die Farbe des Haares der Königin kleiden. Man bestach den Friseur Ihrer Majestät, erlangte so eine Locke ihres Haares, schickte diese Probe per Courier nach Lyon an den größten Seidenfabrikanten und bestellte auf's schleunigste Stoffe von dieser Farbe. — Nach der Revolution war dagegen der antik-klassische Styl Mode. Lose flatternde Gewänder, nackte Arme, Sandalen statt der Strümpfe und Schuhe, und Haarflechten à la Diana oder à la Psyche waren da in den feinen Circeln von Paris an der Tagesordnung; die Französin drappirte sich wie eine Athenerin zur Zeit des Perikles. Demgemäß trugen die Damen nun auch keine Taschen mehr, sondern fanden für die Gegenstände, die sie nicht entbehren mochten, einen andern Ort; den Fächer steckten sie in den Gürtel, die Schnupftabaksdose und das Taschentuch ließen sie sich durch einen gefälligen Stutzer nachtragen.

(Ein theurer Toast.) Zur Zeit Karl's II. von England (1660—1685) war unter den Stutzern einmal die Mode aufgekommen, wenn ein Herr die Gesundheit einer Dame ausbrachte, daß er dabei irgend einen Gegenstand, den er an sich trug, in's Kaminfeuer warf, und die andern anwesenden Herren waren dann nach den Gesetzen der Ehre oder, wenn man lieber will, der Galanterie verpflichtet, dasselbe Opfer zu bringen, und denselben Artikel oder in dessen Ermangelung einen ähnlichen den Flammen zu überantworten. Einst befand sich der berühmte Poet und Lebemann Sir Charles Sedley in einer solchen Gesellschaft. Einer seiner Bekannten bemerkte, daß Sedley eine prachtvolle, reich gestickte Halsbinde trug; schadenfroh erhob er sich, trank einen Toast auf das Wohl einer Schönen und warf seine Kravatte in's Feuer. Sir Charles machte gute Miene zum bösen Spiel, folgte dem Beispiel wie die andern, äußerte aber, er werde sich bei Gelegenheit revanchiren. Bald darauf befand er sich wieder bei einem Diner junger Elegants mit jenem Herrn zusammen. Da stand Sir Charles auf, trank auf die Gesundheit einer gefeierten Schönheit, winkte dann einem Herrn im Hintergrunde des Saales: er war ein Zahnarzt, den er mit sich gebracht — und ließ sich einen Zahn ausziehen, der ihn schon lange gequält und den er nun der Dame zu Ehren hinwarf. Die Eitelkeit forderte, daß jeder in der Gesellschaft seinem Beispiele folgte, obwohl nicht alle einen kranken Zahn hatten. Man sträubte sich und machte allerlei Einwendungen; aber Sir Charles blieb unerbittlich, und die galanten Herren mußten wohl oder übel die grausame Probe ablegen.

(Die Tscheremissen), ein finnischer Volksstamm, geben ihren Todten einige Kopeken, einen Stock und einige Rosenzweige mit in's Grab. Den Zweck dieser Dinge erklären sie folgendermaßen: Das Geld zum Leben für die Reise, den Stock um die Hunde fortzutreiben, und die Rosenzweige um den bösen Geist zu versöhnen.

(Ein neuer Budgetposten.) In Altona ist nach den „A. N." das städtische Budget durch eine neue Ausgabe belastet worden. Man hat sich nämlich veranlaßt gesehen, eine Katze anzuschaffen, auf deren Halsband der Name „Rathhaus-Katze" zu lesen ist. Als Verzehrungskosten sind dem Thier außer den Mäusen, die ihm als Nebeneinkommen in reicher Anzahl zu Gebote stehen, 9 Pfennige pro Tag zugestanden worden.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 123. Donnerstag, den 7. November 1872.

Maasliebchen.

Novelle von Maria Calm.

(Fortsetzung.)

„Keine große Natur kennt so enge Grenzen!" rief Felix, „das sind nur arme kleine Seelen — Maasliebchen, wie Fräulein Olga sagt, lieblich — doch ohne Duft."

„Und sie wagt zu behaupten, daß Adele ein ein solches Maasliebchen sein?" rief Ewald jetzt auch erregt. „Nur das von starken Düften betäubte Gefühl kann den feinen Duft dieser Blume verkennen. Aber ein Maasliebchen ist Adele freilich, denn sie liebt das Maß in allen Dingen, das goldene Maß, ohne das keine Schönheit denkbar ist."

„Im gewöhnlichen Leben mag das wahr sein", entgegnete Felix; „ich aber nenne das eine beschränkte Natur, die nie über das Maß hinausgeht. Und dieses Maß, diese Grenzen, sind ja auch relativ und verschieden nach der Individualität. Nein, nein! eine große Seele bindet sich nicht daran, zumal nicht, wenn sie von leidenschaftlichen Gefühlen bewegt ist. Und ich halte Adele solcher Gefühle fähig; sie scheint mir dem See zu gleichen, der doch einmal in wilden Aufruhr gerathen wird, wenn der Sturm über ihm dahinfährt. O, ich möchte keinen See, der ewig lächelte. Doch", unterbrach er sich, „wozu rede ich davon? Ich will ja nicht mehr an sie denken. Komm, reiche mir das Coursbuch. Wann geht der nächste Zug nach — — nun meinethalben nach Silberg?"

„Uebereile doch nichts, mein Freund", sagte Ewald. „Warum die äußeren Formen der Höflichkeit verletzen? Meine Tante würde es Dir mit Recht übel nehmen, wenn Du ihr keinen Abschiedsbesuch machtest — ich wüßte keine Entschuldigung vorzubringen."

„Gut, so gehe ich noch einmal hin, aber gleich, denn mit dem Zwölfuhrzug reise ich. Du bringst wol indeß meine Rechnung hier in Ordnung?"

Er gab dem Freunde seine Börse, welche während des verlängerten Aufenthalts in Brachfelden durch eine inzwischen eingetroffene Anweisung wieder gefüllt worden war, ergriff den Hut und eilte fort. Ewald sah ihm gedankenvoll nach. „Er würde sie nie verstehen, nie glücklich machen", sagte er zu sich selbst, „es ist besser so!"

Als Felix in das Haus der Räthin Brönner eintrat, bemerke er durch die geöffnete Thür, daß Adele im Garten war. Er hatte eben gewünscht, sie nicht zu Haus zu treffen; dennoch durchbebte ihn ein freudiges Gefühl, als er sie allein sah, und er eilte rasch auf sie zu.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen," sagte der junge Mann, ihre Hand ergreifend.

„Sie wollen wieder fort?" fragte Adele, sich leicht entfärbend. „Und Ewald auch?"

„Nein, Ihr Cousin bleibt noch. Das ist Ihnen gewiß eine große Freude?"

„Freilich", erwiederte Adele, seinen forschenden Blick mit Verwunderung bemerkend. „Doch was ruft Sie denn jetzt von ihm fort?"

„Nichts Besonders, — eine Laune, wenn Sie wollen. Ich will wieder in die Berge."

„Ach ich begreife, daß es Sie dahin zieht. Reisen muß überhaupt etwas Herrliches sein!"

„Etwas Herrliches? sagen Sie lieber, etwas sehr Trauriges. Einen Ort zu verlassen, an dem uns Niemand halten möchte, um einen andern aufzusuchen, an dem uns Niemand willkommen heißt; ermüdet sein, ohne daß uns Jemand aufheitert, Bewunderung empfinden, ohne daß wir sie aussprechen können — das sind die Freuden des Reisens, wenn man allein zu sein verurtheilt ist."

„Und doch wollen Sie reisen? Sie sind ein Räthsel."

Die Beiden hatten sich mittlerweile auf einer Gartenbank niedergelassen. Bei den letzten Worten Adelen's sah Felix sie einen Augenblick so forschend an, daß diese darüber erröthete, dann fragte er: „Möchten Sie dies Räthsel lösen?"

„Ich verstehe Sie nicht", entgegnete Adele verwirrt.

„Nein, nein, wie sollten Sie auch?" rief der junge Mann heftig. „Jedes Herz ist ein Räthsel, zu dem nur ein Wesen den Schlüssel hat. Doch mir fällt dabei ein, daß ich Ihnen noch ein Räthsel schuldig bin — von Ihrer Geburtstagsfeier her. Wollen Sie das lösen?"

Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und reichte es Adelen. Diese las Folgendes:

Mein Wort — ich wag' es kaum zu nennen
Fühl' ich's auch stets im Herzen brennen.
Gar wohl bekannt ist Dir sein Laut,
Es ist ein Name lieb und traut.

Nimmst Du dem Wort das letzte Zeichen,
So ist, was übrig bleibt, Dein eigen.
Thut's auch der Welt kein Wappen dar,
Thront's doch auf Deiner Stirne klar.

Raubst nochmals Du das letzte Zeichen,
So muß ich Dir die Hände reichen,
Und — schmerzvoll sagt es Dir mein Blick —
Dahin, dahin ist dann mein Glück!" *)

Adele hat mit steigender Bewunderung und tiefem Erröthen die Verse gelesen; dann sagte sie, das Blatt zurückgebend, mit leise zitternder Stimme: „Ich verstehe keine Räthsel zu lösen."

„Oder wollen sie nicht verstehen?" entgegnete Felix heftig, indem er das Papier zerriß. „Das kommt auf Eins heraus."

„Vielleicht — weil ich der Dichtung nicht glaube, Sie ist eben Dichtung — keine Wahrheit."

„Sie glauben mir nicht?" rief Felix aufspringend. „Dann freilich bleibt mir nichts übrig, als zu gehen — weit, weit fort zu gehen, fort von Ihnen, von der süßen Erinnerung an Sie. Adele, leben Sie wohl — ewig wohl!"

Er hatte die Hand des jungen Mädchens ergriffen — sie war eiskalt. Er blickte sie an; jeder Blutstropfen war aus ihren Wangen gewichen, die großen, klaren Augen waren mit Thränen gefüllt. Verwirrt, ungewiß schaute er einen Augenblick hinein, dann flüsterte er: „Adele — muß ich sagen: ade?"

*) Adele — Adel — Ade.

„Bleiben Sie!" erwiederte sie leise und mit einem jubelnden Aufschrei zog der Glückliche das bebende Mädchen an seine Brust.

Eine halbe Stunde später saßen die Neuverlobten bei der Mama, die ihnen unter Freudenthränen ihren Segen gab. Auch die alte Kathrine kam herbei, ihre Glückwünsche darzubringen; vor sich hin aber flüsterte sie: „Der Herr Ewald wäre mir doch lieber gewesen, wenn er auch lange nicht so hübsch ist, als der fremde Herr."

Als Felix mit Adelens Mutter allein war, theilte er ihr das Nöthige über seine Verhältnisse mit. Er hatte den Vater schon früh, die Mutter vor einigen Jahren verloren, und war jetzt unbeschränkter Herr seiner Handlungen. Ein kleines, in der Rheinprovinz gelegenes Gut und ein ziemlich ansehnliches Vermögen sicherten dem jungen Paar eine nicht nur sorgenfreie, sondern in den Augen der Räthin glänzende Existenz.

„Ich als Mutter muß ja auch auf diese Dinge Gewicht legen", sagte sie, als Dorn geendet, „aber Adele fragt nicht danach und würde ihrem Herzen gefolgt sein, auch wenn sie sich dadurch in Armuth und Elend gestürzt hätte."

„Glauben Sie?" fragte Felix zweifelnd.

„Glauben Sie es nicht? Doch freilich, Adele ist ein vernünftiges, überlegendes Mädchen, zuweilen zu überlegend für meine raschere Natur. Und gerade deshalb, lieber Felix, freut es mich, das sie in ihrer Liebe aus sich herausgetreten ist, daß das göttliche Feuer so rasch gezündet und sie sich ihm so willig hingegeben hat. O, ich bin gewiß, noch gar mancher edle Keim wird jetzt unter den Segensstrahlen der Liebe in Adele zur Blüthe kommen. Wie die Rose bei dem Kuß der Sonne, so wird sich ihr Herz in Ihrer Liebe entfalten und gar manches Schöne, das ihm bisher fremd war, in sich aufnehmen und pflegen."

So allgemein diese Bemerkungen auch waren, so erinnerten sie Felix doch an sein gestriges Gespräch mit Olga und ihren Vergleich. Auch die Art und Weise, wie Adele vorhin sein Gedicht aufgenommen, hatte ihn daran gemahnt; doch war er jetzt zu glücklich, um bei solchen Gedanken zu verweilen. Nur eine Erinnerung störte ihn. Es war die an Ewald. Wie sollte er ihm entgegentreten, wie ihm das Geschehene mittheilen? Er hatte nicht den Muth dazu und bat die Räthin,

seinen Freund durch einige Zeilen von dem Ereigniß in Kenntniß zu setzen. Erst, nachdem dies geschehen, eilte er nach dem Gasthof, ihn aufzusuchen.

Ewald war ausgegangen, der Kellner wußte nicht wohin. Felix suchte im Garten des Hotels, auf dem nahen Spaziergange; es war ihm Bedürfniß, ihn allein zu sprechen; aber er fand ihn nicht. Freilich, er wußte nicht, daß Ewald's Eltern auf dem Friedhofe des Orts begraben lagen, sonst hätte er sich denken können, wohin der Freund mit seinem Schmerz geeilt. Endlich kam er, ruhig und gefaßt; Felix stammelte etwas von Verzeihung, Jener aber unterbrach ihn: „Da ist nichts zu verzeihen", sagte er, „wo Adele ihre Hand gibt, ist auch ihr Herz — Du bist glücklich zu preisen."

Eine Bitte sprach Ewald aus: Adele nie ahnen zu lassen, was er für sie empfunden. Felix versprach es; dann eilte er fort, ein Bouquet für seine Braut zu holen, während Brönner voranging, um der Tante und Adele seine Glückwünsche auszusprechen.

Schon von der Straße aus sah er Letztere am offenen Fenster ihres kleinen Eckzimmers stehen. Dieses Stübchen war seit vielen Jahren Adelen's Eigenthum gewesen. Schon als Kind hatte sie mit Ewald hier gespielt, und noch waren manche Zeichen jener glücklichen Zeit übrig geblieben. Die Wände waren mit den mannichfaltigsten, zum Theil bunt angemalten Bildern beklebt; in einem kleinen Glasschränkchen standen Figuren aus Gyps, Porzellan und Chocolade, letztere nicht selten in einer Weise beschädigt, die weniger den Zahn der Zeit, als die Zähnchen naschhafter Kinder anklagten; in einem größeren Schranke befand sich eine Reihe alter Puppen mit Haaren oder ohne Haare, in Haus- und Besuchstoillette, unter ihnen auch das Gesellschaftsfräulein des Prinzen Viribi, welcher dieser grausame Tyrann aber die blaugemalten Augen gänzlich weggepickt, und die Nase bedeutend laidirt hatte. In der Ecke lag ein alter wollener Teppich, das Privateigenthum des Generals, vermöge dessen dieser auch das ganze Zimmer als seine besondere Residenz anzusehen pflegte; und in dem Fenster hing das goldene Haus des Prinzen Viribi, augenblicklich aber ohne seinen Bewohner. Dieser hatte sich nämlich auf der Schulter seiner Herrin niedergelassen, und suchte durch die lebhaften Bewegungen seines gelbgefiederten Köpfchens, so wie durch gelegentliches, fragendes Zwitschern ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Aber umsonst! Die Herrin schien heute gar nicht auf den verwöhnten kleinen Liebling zu achten. Ihre Finger zwar glitten kosend über sein weiches Gefieder hin, ihre Gedanken aber weilten nicht dabei, das sah man ihren Augen an, die mit einem so wunderbaren, verklärten Ausdruck in den blauen Himmel hineinsahen.

Ja, Adele war hierher geeilt, in das kleine Heiligthum ihrer Kindheit, um sich zu sammeln, ihre Seligkeit zu fassen, um zu beten. Keine lauten Worte, aber ein inniges Zwiegespräch mit dem Vater, dem sie sich stets nahe gefühlt, vor dem ihr reines Herz offen gelegen. Adele hatte ihren Vater zärtlich geliebt; als er starb und man ihr sagte, er sei nun im Himmel, war ihr der irdische und himmlische Vater verschmolzen, und als mit den Jahren ihre Vorstellung sich geklärt, hatte sie zwar die irdischen Begriffe abgestreift, aber die kindliche Liebe, das hingebende Vertrauen, das stete Gedenken an den Vater, auch bei kleinen Ereignissen des täglichen Lebens, waren ihr geblieben.

So erzählte sie auch jetzt dem Verewigten und dem Ewigen das neue Glück, das ihr geworden. Stumm erzählte sie es; es war zu reich für Worte, zu groß für Thränen. Sie faßte es selbst noch kaum. Wie eine Saat im Schooße der Erde war es heimlich erstanden, bis der erste milde Hauch es zum Lichte hervorgerufen. Nun begriff sie, was die Tage über so leise in ihr gepocht und geklopft, ihr oft das Blut in die Wangen getrieben und sie mitten in den Beschäftigungen des Tages gedankenvoll und träumerisch gemacht. Und nun war das selige Geheimniß an's Licht getreten und füllte ihr die Brust und hob sie hoch empor, im Gefühl des Dankes, der stillen Seligkeit.

So stand Adele am Fenster, als es leise an die Thür pochte. Sie eilte hin; sollte er es sein? Doch nein, es war Ewald, der zu ihr in's Zimmer trat.

Worin lag es, daß der junge Mann so viel älter aussah, als gewöhnlich? Fast väterlich blickte sein treues Auge auf Adele, als er ihr jetzt die Hände reichte und Gottes Segen wünschte zu dem Schritte, den sie gethan.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Doppel-Selbstmord.

Ein Pariser Blatt erzählt unter Bürgschaft der Thatsächlichkeit folgende Geschichte. „Gestern", schreibt es, „hat hier ein Doppelselbstmord mit sehr merkwürdigen Nebenumständen stattgefunden. Wenn wir sagen „hat stattgefunden", sind wir eigentlich im Irrthume... wir wollen nicht vorgreifen. Zwei Eheleute, die ihre Zärtlichkeiten mit einem Besenstiel auszutauschen pflegten, wohnen seit Kurzem in der Rue Bleue. Zum großen Verdrusse der Nachbarn brachte jeder neue Tag einen Zank und Streit. Gestern Morgens nach einer sehr heftigen Scene beschloß das Ehepaar D., gemeinschaftlich seinem Leben und damit jedem weitern Hader für immer ein Ende zu machen. Sie kamen nach langem Hin- und Herreden überein, daß am Abende Punkt 9 Uhr Herr D. sich im Speisesaale eine Kugel durch den Kopf jagen werde, während genau zur selben Minute Madame sich aus dem Küchenfenster der im dritten Stockwerke gelegenen Wohnung auf das Granitpflaster des Hofes zu stürzen hätte. Langsam und still wie noch nie vergingen die Stunden des Tages. Beide waren vollauf mit ihren Gedanken beschäftigt. Kein Sterbenswörtchen kam über ihre Lippen. Um halb 9 Uhr trennten sie sich, nachdem sie ein letztes Adieu, einen letzten Kuß getauscht hatten. Er zog sich in den Speisesaal zurück, sie suchte die Küche auf. Die halbe Stunde, lautlos und schrecklich, schien kein Ende nehmen zu wollen. Langsam und vorsichtig lud Herr D. seine große Pistole. Endlich tönten von der nahen Kirche neun dumpfe Schläge herüber. Im nächsten Augenblicke vernahm er einen durchdringenden Schrei und darauf das Geräusch eines auf das Pflaster fallenden Körpers. Rasch griff er zur Pistole und feuerte sie — in die Luft ab. Die Nachbarn, welche auf den Schuß in die Wohnung gedrungen waren, fanden Herrn D. bleich, mit verstörtem Antlitz. „Mein Gott", rief er, „wenn Sie wüßten!" ..." — „Was ist denn los?" fragten die Nachbarn. — „Meine Frau hat sich soeben zum Küchenfenster hinausgestürzt! Ich wollte diesen furchtbaren Verlust nicht überleben ... wollte mich auch tödten, aber in der Verwirrung, der Aufregung . t. ging der Schuß fehl!" sprach's und fiel erschöpft auf einen Sessel. Die entsetzten Nachbarn eilten in die Küche und fanden daselbst Madame D. — frisch und gesund, denn sie hatte es vorgezogen, statt sich selbst eine Matratze zum Fenster hinauszuwerfen. Sprachlos standen eine Weile Mann und Weib einander gegenüber, dann fielen sie sich in die Arme und schwuren sich, die Comödie nie mehr zu wiederholen.

Mannichfaltiges.

(In Frankenstein) in Schlesien gaben kürzlich sogenannte Kunstreiter ihre Vorstellungen, unter Anderem wurde der Exkaiser Napoleon und Lulu von zwei Clowns copirt, die sich der besonderen Aufmerksamkeit eines Bäuerleins erfreuten. Endlich fragte dasselbe einen Nebenstehenden, wer denn die Beiden seien? Als ihm die Antwort wurde: Lulu und Napoleon, schlug er die Hände zusammen und sagte in weichem Tone: Jesses, Jesses, ich duchte doch, der Napoleun hätte wos hinter sich gebrucht, er sullte ja Geld in England hon, und jetzt muß der orme Teifel seltanzen; ich muß ihm doch och etwas gahn, sprach's, zog sein Portemonnaie vulgo Taschentuch und drückte Napoleun einen — Dreier in die Hand.

(Ein zeitgemäßer Vorschlag.) Nach den Gesetzen des nordamerikanischen Staates Ohio kann eine Frau den Wirth, der ihrem Manne zu viel oder, wenn dieser ein Trunkenbold ist, überhaupt zu trinken gibt, auf Schadenersatz verklagen. Das „Albany Evening Journal" meldete dieser Tage, daß eine Frau sechs Wirthe zu gleicher Zeit jeden auf 10,000 Dollar Schadenersatz verklagt hat und ist vollkommen damit einverstanden, daß die Wirthe die Frau schadlos halten müssen für den Schmerz, den sie ihr bereitet. „Wie wäre es", fragt nun ein anderes Journal, „wenn man durch Gesetze auch die Putzmacherinnen und die Modewaarenhändler haftbar machen würde für den Schmerz, den sie so vielen Männern bereiten?"

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Jost.

Nr. 131. Dienstag, den 12. November 1872.

Maasliebchen.

Novelle von Maria Calm.

(Fortsetzung.)

Die heutige Einladung war von Frau von Hilgen, Olga's Mutter, ausgegangen, und obgleich das Brautpaar gern die wenigen Abende, die ihm vor Felix' Abreise blieben, zu Hause verbracht hätte, so meinte die Räthin doch, daß man diese Einladung nicht ablehnen könne. Sie war also angenommen worden; Adele aber hatte über dem Gespräch vergessen sich anzukleiden und eilte nun fort, das Versäumte nachzuholen. Bald kehrte sie auch in Mantel und Capuze zurück, und man begab sich in das ganz nahe gelegene Haus des Majors von Hilgen.

Felix half seiner Braut im Vorzimmer ihre Umhüllung ablegen und betrachtete sie dann mit freudiger Ueberraschung. Allerdings sah sie sehr hübsch aus. Ein hellblaues Cachemirkleid umfloß die schlanke Gestalt mit seinen weichen Falten; ein Band von derselben Farbe hielt das blonde Haar; die von der Eile höher gefärbten Wangen und die tiefblauen Augen gaben dem sonst vielleicht zu ruhigen Blicke einen ungewöhnlichen Ausdruck.

„Heute bist Du kein Maasliebchen, sondern ein reizendes Vergißmeinnicht!“ flüsterte Felix und wollte die Braut umarmen. Sie aber bemerkte die fremden Blick, die auf ihr ruhten, und wehrte ihn leise ab. Verletzt zog sich Felix zurück.

Man wies Adelen ihren Platz neben einer alten, ziemlich tauben Dame an, die, weil sie an dem allgemeinen Gespräche keinen Theil nehmen konnte, sich sehr freute, ihre liebe, kleine Adele, die ihr so oft Gesellschaft geleistet, zur Nachbarin zu haben. Sie nahm sie dann auch so sehr in Anspruch, daß das junge Mädchen wenig Zeit für Felix, der an ihrer andern Seite saß, behielt, obwohl sie so gern die Wolke, die sie auf seiner Stirn bemerkte, verscheucht hätte.

Aber Felix wußte sich schon zu trösten. Wenn seine Braut ihn absichtlich über eine alte, klatschsüchtige Person vernachlässigte, dachte er, so wollte er ihr doch zeigen, daß er für seine Unterhaltung nicht auf sie allein angewiesen sei. Er wandte sich also zu seiner Nachbarin links, Fräulein Olga, und fing ein lebhaftes Gespräch mit ihr an.

Adele, welche bei der alten Dame meist nur die Zuhörerin abzugeben brauchte, konnte nicht umhin einen Theil ihrer Aufmerksamkeit der Unterhaltung neben ihr zu widmen. Sie war in den letzten Wochen ängstlich geworden; Felix fühlte sich so leicht verletzt; die Verweigerung irgend einer kleinen Gunst, das Bestehen auf einer, der seinen widersprechender Ansicht, konnte ihn kränken, und obwohl sich Adele, wenn sie einen solchen oder ähnlichen Anlaß gab, stets dabei in ihrem Rechte fühlte, ja meist nur ihrem richtigen Takte folgte, so bereute sie es doch nachher — eben weil es ihn kränkte. So ging es ihr auch jetzt; sie fühlte, daß sie nichts Unrechtes gethan; dennoch hätte sie ihn um Verzeihung bitten mögen, um nur wieder sein Auge liebreich auf sich ruhen zu sehen. Statt dessen hatte er sich abgewandt, sprach mit Anderen — sie fühlte sich beklommen und wartete sehnsüchtig auf eine Pause in seiner Unterhaltung, um mit ihm reden und Alles wieder klar machen zu können.

„Nein, ich ziehe Schiller entschieden vor“, sagte in diesem Augenblick Olga; „er ist so viel idealer, nicht nur in seinen Dichtungen, auch in seinem Leben. Wie schön muß das Verhältniß zwischen ihm und seiner Charlotte gewesen sein; in ihr hatte er eine Freundin, die sein hohes Streben verstand, die, ohne mit ihm rivalisiren zu wollen, doch dem Fluge seines

edlen Geistes folgen, seine herrlichen Schöpfungen verstehen konnte. Es war eine Liebe eines Dichters würdig; aber Goethe —"

„Nun Goethe war eben ein Anderer."

„O, suchen Sie ihn nicht zu vertheidigen, in diesem Punkte nicht! Es ist mir immer unerklärlich geblieben, wie er eine Christiane Vulpius, oder Racine eine Frau, die nie eines seiner Dramen gelesen, heirathen konnte! Freilich, dergleichen unnatürliche Verbindungen werden auch heute noch geschlossen; aber begreifen kann ich sie nicht, und daß sie zu den glücklichen gehören, bezweifle ich ebenfalls."

„Also an den Rhein, an den lieben Rhein", sagte die alte, taube Dame; „ach, das ist ja eine schöne Gegend! Und am rechten Ufer, sagten sie, liege das Gut, oder sagten Sie am linken?"

Adele mußte ihrer Nachbarin die verlangte Auskunft geben und hörte nichts weiter von dem Gespräche ihres Verlobten mit Olga, denn bald standen Beide auf, den Bitten der Gesellschaft um Musik zu genügen. Felix sang erst allein, in seiner halb melancholischen, halb wilden Weise; Olga trug eine brillante Arie und einige tieftraurige Lieder vor, welch' letztere sie wirklich mit vielem Gefühl sang; sie sprachen von verkannter Liebe, verwundeten Herzen; Adele meinte, sie würde so Etwas nie vor einer zahlreichen Gesellschaft singen können. — Dann fand Felix ein Duett, das er kannte, und bat Olga, es mit ihm zu singen. Sie that es, und die beiden Stimmen paßten trefflich zusammen, und alle Welt war voll Lobes und Bewunderung.

Adele fühlte sich immer einsamer. Ein großer Kreis hatte sich um die beiden Sänger gebildet, sie konnte Felix kaum sehen, er suchte sie nicht auf — nein, mit keinem Blicke! „O", dachte sie, „wenn er jetzt zu mir träte wie damals und mich früge, wie mir sein Gesang gefallen, ich würde eine andere Antwort geben! Aber", fragte sie sich, „gefällt er mir denn jetzt besser? Fühle ich nicht noch immer den Mangel an Harmonie darin? Und ich würde eine Unwahrheit sagen, um — einen freundlichen Blick. Erschrocken stand sie auf und mischte sich unter die Gäste.

Ein junges Mädchen hatte sich an das Clavier gesetzt und spielte einen brillanten Walzer. Felix hatte sich mit Olga in eine Fensternische zurückgezogen, wo ihr Flüstern die Musik nicht störte.

„Wissen Sie, Fräulein Olga, daß Ihr Gesang, Ihre Unterhaltung heute Abend wie Champagner auf mich wirkt?" sagte Felix.

„Das bedaure ich", entgegnete das junge Mädchen lachend. „Ein Champagnerrausch verfliegt sehr schnell!"

„Aber ist doch der köstlichste von allen."

„Jedenfalls findet die Wirkung nur im Winter statt, wo Alles kalt und öde ist; im Sommer hat man Blumen, an denen man sich berauscht, da braucht man keinen Champagner."

Felix blickte sie etwas betroffen an.

„Ach ja, wozu die Bildersprache!" rief das junge Mädchen. „Warum uns nicht offen sagen, was wir meinen? Ihr Gleichniß vom Champagner sollte mir sagen, daß Sie mich liebenswürdig, geistreich fänden. Ist dem nicht so?"

„Allerdings ist das die Uebersetzung", erwiederte Felix. „Doch gestehen Sie, daß die Uebersetzung dem Originale nachsteht."

„Ich gebe es zu. Aber soll ich Ihnen sagen, warum Sie mich jetzt liebenswürdiger finden, als diesen Sommer?"

„Nun — ?"

„Weil Sie verlobt sind."

„Sie glauben also, daß Denen, die lieben, Alles der Liebe würdiger erscheint?"

„Alles, das will ich nicht sagen, überhaupt war dies nicht meine Auffassung. Ich glaube nur, daß junge Mädchen im Allgemeinen, und ich weiß das im Besondern, gegen junge Männer liebenswürdiger sind nach deren Verlobung, als vorher."

„Darf ich nach der Ursache fragen?"

„Nicht jedes Mädchen würde sie Ihnen mittheilen, aber ich liebe die Offenheit und sage sie Ihnen. So wissen Sie denn, daß junge Leute vor der Verlobung gegenseitig in einander nur heirathsfähige Subjecte sehen, oder doch nur von Eltern, Tanten und Basen dafür angesehen werden. Da soll denn jedes Wort, jeder Blick, jedes Lächeln eine tiefe Bedeutung haben; eine Extratour ist eine Liebeserklärung, ein Bouquet ein verkappter Heirathsantrag. Ich frage Sie, wie da ein freier Verkehr, eine anregende Unterhaltung möglich ist? Dem Verlobten gegenüber aber darf man sich gehen lassen, sich zeigen, wie man ist. Entwickelt man Geist, — er kann es nicht für Schlingen halten, ihn zu fangen; erweist man ihm Wohlwollen, ja läßt ihn selbst wärmere Gefühle ahnen — er weiß, man rechnet nicht auf

Erwiederung, es ist eine freie Gabe, die man darbringt. In diesem Augenblick, Herr von Dorn, wären Sie nicht verlobt — man würde Bemerkungen über unsere Unterhaltung machen; so aber rühmt man höchstens, daß Sie ein vernünftiger Bräutigam seien."

Felix erschrack. Er hatte sich Olga genähert, hauptsächlich um Adele zu reizen; erst jetzt fiel ihm ein, daß die Anwesenden sein Betragen anders deuten konnten, und er sah sich rasch nach seiner Braut um. Sie stand in einem, nur halb durch eine Portière verschlossenen Nebenzimmer an einem Blumentisch; das liebliche, jetzt aber ungewöhnlich bleiche Antlitz war tief in das dunkle Grün eines Orangenbaumes geneigt. — So rasch er konnte, machte sich Felix von Olga los und eilte zu der einsamen Braut.

„Adele, mein Lieb, so allein hier?" flüsterte er herzlich. „Was fehlt Dir?"

„O, jetzt nichts mehr!" antwortete sie, während ein freudiges Roth ihre Züge übergoß, jetzt nichts mehr, da Du wieder gut bist Und Du bist ganz wieder gut, nicht wahr?"

„Gewiß", lächelte der junge Mann, „und freue mich noch obendrein, daß mein Maasliebchen doch auch eifersüchtig sein kann!"

„Eifersüchtig, Felix?" rief Adele, ihn erschrocken ansehend; „nein, das denkst Du nicht von mir!"

(Fortsetzung folgt.)

* Ein Besuch bei Victor Scheffel.

(Schluß.)

Beim Absetzen des Glases entdeckte ich auf dem Tische — wir waren im Arbeitszimmer — einen Brief von Kindeshand. Höchstens acht Jahre konnte die Kleine sein, die Folgendes schrieb:

„Lieber Dichter Scheffel! Ach, was lese ich Deine Gedichte so gern und besonders den schwarzen Wallfisch von Askalon (ein achtjähriges Mädchen kennt dies ultrafidele Studentenlied!) und Papa und Mama lesen sie auch so gern, ich wollte Dich bitten, noch mehr zu schreiben. Deine Auguste.".

Diese aus einem kleinen badischen Orte anonym eingesandte Huldigung machte dem Autor mehr Vergnügen, als alle lobfließenden Recensionen.

Ich fand bei einem Besuche Anlaß, die persönliche Bekanntschaft zwischen Scheffel und Freiligrath zu vermitteln. Die beiden Dichter gaben sich in Folge dessen ein Rendezvous im Kloster Maulbronn und haben sich später noch öfter begegnet, denn Freiligrath gab mir im Frühling dieses Jahres ein Heftchen Verse, die er mit Scheffel und J. G. Fischer im Bunde geschrieben. Ein gemeinsamer Freund, der Ober-Amtsrichter Ganzhorn in Neckarsulm, hatte die drei Poeten während zweier auf einander folgenden Jahre, in deren jedem ihm ein Sohn geboren worden, zu Gevattern gebeten. Freiligrath nannte in seiner ersten Tauf-Dichtung die drei Pathen „Heilräthe", in seiner zweiten nahm er die rasch wiederholte Taufe auf's Korn und ermahnte den Täufling:

Nur ein Bruder noch, nur Einer,
Darf Dir folgen, in der That!
Denn das gar zu viele Taufen
Greift uns Räthe mächtig an;
Immer Taufen, immer Laufen,
Daß man kaum verschnaufen kann!

Zwar Freund Ganzhorn ist ein Renner,
Und sein Storch hat Flügel gar,
Aber wir sind alte Männer,
Caspar, Melchior, Balthasar!

Können wir mit Harf' und Psalter
Hinter seinen Storchen drein,
Noch in unserm hohen Alter
Immer auf der Reise sein?

Victor Scheffel aber begrüßte den glücklichen Vater, der die Pathen-Poeten in seiner rebenumkränzten Behausung zu Neckarsulm so vortrefflich bewirthete und ihnen namentlich ein eigenes Gewächs kredenzt hatte, welches er vom Kometenjahre 1857 her den Kometen-Wein nannte:

Und fahr' ich einst wieder daher durch die Welt,
Nach Reben, nach Bergen und Hopfen —
Dort, wo die Sulm in den Neckar fällt,
Will ich an das Amtsgericht klopfen.

Dort amtet ein wack'rer, ein trinkbarer Mann,
Dem Fremden unfeind und willig,
Dort wird dem Klopfenden aufgethan
Und Jedem was recht ist und billig.

Und soll mir ein Urtheil gesprochen sein,
Ich lasse mich, ohne zu murren,
Zu Wasser und Brod und Kometenwein
Von ihm auf drei Tage verknurren.

(Rheinische Ztg.)

Mannichfaltiges.

(Die bösen Preußen.) Die St. Galler Zeitung erzählt folgendes Geschichtchen, das, wenn nicht wahr, doch ganz hübsch erfunden ist. Ein preußischer Schulinspektor — schreibt sie — kam in eine elsässische Dorfschule. Er wählt sich einen der intelligentesten Knaben aus und prüft: „Weißt Du, mein Sohn, wie unser Heiland heißt?" — „Jesus Christus." — „Wo ist er?" — „Er isch g'schtorbe." — „Wie ist er gestorben?" — „Er isch umbrocht worde." — „Wer hat ihn umgebracht?" — „D' Preiße!" Wie da der Preuße aufblitzte. „Was für einen Geist haben Sie in Ihrer Schule?" polterte er dem zitternden Lehrer zu. „Ich werde auf Ihre Entsetzung und auf Ihre Landesverweisung antragen, denn sie begehen ein Hochverraths-Verbrechen." Des Lehrers Frau holte den Pfarrer und den Maire herbei. Diese fragten das Kind aus und es fand sich Folgendes. Der Knabe hatte auf den Gemälden des sogenannten „Kreuzwegs" in der Kirche Schergen mit Helmen gesehen, welche den Heiland zur Richtstätte führen. Da er nun zu Hause, bei Verwandten und Bekannten, gegen die Preußen alles Mögliche hatte vorbringen hören, und gesehen, wie dieselben ebenfalls Helme tragen, hat er sie verwechselt und geschlossen, ohne daß in der Schule darüber verhandelt worden, die Preußen hätten den Heiland getödtet.

(Auch ein Strauß.) Der Berliner „Montags-Zeitung" entnimmt die „Vztg." nachstehende Notiz unter Ausfüllung der dort nur mit Anfangsbuchstaben bezeichneten Namen. Auf dem Landschlosse des Prinzen Karl in Potsdam fand ein Diner statt. Kurz vor Beginn desselben flüsterte Graf Dönhoff, der Hofmarschall des Prinzen, der schönen Hofdame von Seydewitz in's Ohr: „Ihr Nachbar ist Strauß!" Kaum hatten die Gäste an der Tafel Platz genommen, so wandte Fräulein v. S. sich an den bezeichneten Nachbar und sagte mit freundlicher Miene: „Ich freue mich sehr, dem berühmten Verfasser des Leben Jesu ..." — „Bitte um Entschuldigung, Comtesse, Der bin ich nicht, ich bin ..." — „Ach verzeihen Sie", unterbrach Fräulein v. S., „ich habe das Vergnügen, den berühmten Componisten der Wiener Walzer kennen zu lernen; ich ..." — „Bitte um Entschuldigung", unterbrach sie der Nachbar, „Der bin ich auch nicht! Ich bin auch nicht Der, der die Eier legt, sondern ich bin der Hofprediger Strauß."

(Eine Familienhistorie) macht derzeit in Triest sehr viel von sich sprechen. Eine stadtbekannte, von den Gassenjungen täglich verfolgte und dem Trunke in hohem Grade ergebene Hadersammlerin hatte zwei Söhne, die vor vierzig Jahren vom Hause entliefen und seitdem ganz verschollen blieben. Als vor Kurzem die Russische Corvette „Genitschonk" ankerte, erschien eines Tages bei der k. k. Polizeidirektion ein am Bord befindlicher Oberstlieutenant, der sich um die Wohnung der alten Lumpensammlerin erkundigte und sich dorthin führen ließ. Er traf die alte Frau, wie gewöhnlich stark angetrunken, was aber nicht verhinderte, daß er sie mit Freudenthränen umarmte und küßte und sich als einer ihrer verlorenen Söhne zu erkennen gab. Die Alte war nahe daran, ihren Verstand zu verlieren, als auch sie in dem stattlichen Stabsoffizier wirklich und endlich den Sohn erkannte. Der Letztere ließ aber seine Mutter sogleich ins Bad führen, ließ sie dort ordentlich waschen, hüllte sie in Sammet und Seide und führte sie sofort an Bord, wo sie auch verblieb. Vor einigen Tagen segelte sie mit dem Sohne nach Korfu ab.

Goldkörner.

So oft ein Mensch stirbt, geht eine Welt unter, nämlich die, welche er in seinem Kopfe trägt; je intelligenter der Kopf, desto deutlicher, klarer, bedeutender, umfassender diese Welt, desto schrecklicher ihr Untergang.

* * *

Nur wenn unser Nebenmensch beide Augen zudrückt, drücken wir ein Auge zu; nur wenn ihm die letzte Grube gegraben wird, graben wir ihm keine Grube mehr, und unser Herz schlägt nicht eher für ihn, bis sein Herz gar nicht mehr schlägt.

* * *

Der betrauert die Todten, welcher nach ihrem Wunsche lebt.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 132. Donnerstag, den 14. November 1872.

Maasliebchen.

Novelle von Maria Calm.

(Fortsetzung.)

„Und warum nicht?“ entgegnete er; „die Eifersucht beweist erst die Liebe; sie gehört zu ihr, wie der Schatten zum Licht.“

„O nein, nein, die Eifersucht ist etwas Erschreckliches!“ rief Adele lebhaft. „Sie ist die Feindin der Liebe, denn sie zweifelt und quält, das thut die wahre Liebe nicht! wie sollte ich eifersüchtig sein? Weiß ich nicht daß Du mich liebst? Hast Du es mir nicht hundertmal gesagt, geschrieben, lese ich es nicht in Deinen Augen, fühle es nicht in dem Druck Deiner Hand? Und trotzdem soll ich zweifeln? Dir nicht voll und ganz vertrauen, auch wenn Du mich einmal vergissest? O nein, Felix, so kleinlich bin ich nicht!“

„Du bist meine liebe, klare Blume“, sagte Felix innig, „die nur in Sonnenschein und milden Lüften leben kann. Die Stürme sind Dir fremd. Möchten sie es immer bleiben, und“, fügte er leiser hinzu, „möchtest Du mich dennoch verstehen, denn ich, Adele, bin eine andere, bin eine stürmische Natur.“

Sie sah ihn ängstlich an. „Ich werde Dich verstehen lernen“, sagte sie dann, „und auch das in Dir ehren, was ich nicht verstehe, wie heute Abend. Es war mir schrecklich, vor all' den fremden Augen Deine Liebkosung zu empfangen.“

„Ja sieh, das ist's eben! Ich bin so stolz auf unsere Liebe, daß ich sie aller Welt zeigen möchte und in jenem Augenblick wiederum vergaß ich alle Welt und sah nur Dich. Die fremden Augen verschwinden mir, wenn ich Deine Augen sehe.“

„Du hast gewiß recht“, flüsterte Adele, „ich will versuchen, zu werden, wie Du bist.“ Und sie schmiegte sich an seine Brust, trotz der fremden Augen, die von der Schwelle das hübsche Paar beobachteten. Befriedigt kehrte Felix mit seiner Braut zur Gesellschaft zurück.

Noch drei Tage glücklichen Beisammenseins und dann kam der Abschied. Aber es war ja nur für kurze Zeit. In wenigen Wochen wollte er wiederkommen, und kurz nach Ostern sollten sie ganz vereint werden.

Adele weinte selten; es lag eben nicht in ihrer Natur. Schon als Kind hatten ihre Umgebungen bemerkt, daß kein körperlicher Schmerz ihr je Thränen auszupressen vermocht hatte; nur Mitgefühl für fremdes Leid, oder auch wohl eine tiefe Bewegung hatten diesen Einfluß. So geleitete das junge Mädchen auch jetzt den Verlobten zwar ernst, aber doch ohne Thränen zu dem Wagen, der ihn entführen sollte, und da er selbst aufgeregt und von dem Abschiede niedergedrückt war, suchte sie ihn mit der Aussicht auf das nahe Wiedersehen zu trösten.

„Nun, es ist gut, daß Du Dich so leicht in die Trennung zu finden weißt“, sagte Felix bitter. „Eine so ruhige Natur, wie Du hast, ist wirklich beneidenswerth.“

Adele verstand den Vorwurf und fühlte sich davon getroffen. Liebte sie ihn weniger, als er sie? Sie konnte es nicht glauben, denn sie liebte ihn ja mit jeder Faser ihres Herzens. Schweigend ging sie neben ihm her, während Kathrine mit dem Mantelsack vorauseilte und der General bellend nebenher lief. Dort stand der Postwagen — Felix wollte einsteigen. —

„Nicht so, mein Geliebter“, flüsterte sie, während ihre Augen sich mit Thränen füllten; „ich kann Dich so nicht scheiden sehen!“

„Also thut es Dir doch leid?“ entgegnete er, sie umarmend. „Nun denn, auf Wiedersehen, mein Lieb, ich schreibe Dir bald!“

Der Wagen rollte fort, er grüßte noch einmal heraus — dann war er verschwunden. Wie

im Traum ging Adele heim. War sie wirklich da gewesen, die schöne Zeit, auf die sie sich so lange gefreut, und hatte Sie ihre Erwartungen erfüllt? Ein eigenes unbestimmtes Bangen regte sich leise in ihrem Herzen — was war es? O wohl nur die Unzufriedenheit mit sich selbst, daß sie ihm nicht ganz genügte, ihn nicht immer verstand. Aber sie wollte recht an sich arbeiten, um seiner würdiger zu werden, sie wollte sich, auch fern von ihm, in ihn einleben; hatte sie doch seine Briefe und das stete Gedenken an ihn.

„Und Du hast ihn auch lieb, nicht wahr, General?“ fragte sie, ihren Hund liebkosend, als sie jetzt zu Hause angekommen waren. „Obwohl gar nicht lieb genug, dafür, daß er Dein Lebensretter und zugleich Dein zukünftiger Herr ist. Ich glaube gar, General, Du bist ein wenig eifersüchtig auf ihn — Dir muß man das schon zu Gute halten — ein wenig eifersüchtig darauf, daß ich ihn lieber habe als Dich. Ja, mein Freund, das ist nun einmal nicht anders; deshalb bist Du aber doch mein guter, alter General und sollst auch jetzt Dein Mittagsbrod haben.“

Die Ruhe der folgendenden Tage nach den mannigfaltigsten Aufregungen der letzten Zeit thaten Adelen doch wohl. Sie fand ihre alte Heiterkeit wieder und meinte, wenn er nächstes Mal käme, wollte sie doch vernünftiger sein. Auch der Räthin war es ganz lieb, sich ihren Zeichnungen und Büchern wieder widmen zu können, während Adele meist an ihrem Nähtisch saß und an ihrer Aussteuer arbeitete. O, welch köstliche Gedanken und Pläne wurden da mit eingenäht; wie sah sie bei jedem fertigen Stücke den Schrank mit dem schimmernden Leinenzeug sich mehr füllen, wie ordnete sie im Geist Alles in den Räumen, die Felix ihr so oft hatte beschreiben müssen, und erzählte, in Ermangelung eines andern Zuhörers, ihrem treuen General, wie herrlich ihre künftige Heimath sei und wie gut auch er es dort haben solle.

„Ja, und Du gehst auch mit, mein süßer Prinz Biribi“, sagte sie zu dem gefiederten Liebling, der sich zwischendurch mit seiner hellen Stimme bemerkbar machte; „und Du bekommst ein sonniges Fenster mit der Aussicht nach dem Rhein, und das verhaßte Gesellschaftsfräulein wird ganz verbannt und Du darfst singen, so viel Du willst — Du kleiner Schreihals!“ — Und sie stimmte selbst mit ein, denn wenn sie auch in Gesellschaft nicht zu singen verstand, so begleitete sie ihre Arbeit doch gern mit ihrer frischen Stimme.

Dann aber kam der versprochene, ersehnte Brief. — Volle acht Tage nach Felix' Abreise; sie hatte ihn schon früher erwartet. Mit klopfendem Herzen eilte Adele auf ihr Zimmer, ihn ungestört zu lesen.

„Ich kann es noch nicht fassen“, schrieb Felix, „daß Du mich so ruhig scheiden sehen konntest! Ich bedurfte meiner ganzen Kraft, und Du?

„Ruhig kann ich Euch erscheinen,
Ruhig gehen sehen —“

„Ist's nicht so? Sieh', mein Lieb, das hat mir diese Tage über beständig im Ohr geklungen und hat mich gepeinigt, so daß ich Dir nicht schreiben mochte, und zuletzt habe ich gedacht, ich wollte Dir alle meine Zweifel und Klagen erzählen und Dir selbst das Mittel geben, sie zum Schweigen zu bringen. Deine Briefe, das weiß ich nun, vermögen dies nicht, darin bist Du ganz das Maaslieb chen, das seine Gefühle an enge Grenzen bindet, und auch diese gemäßigten Gefühle nur schüchtern und leise ausspricht. Ich kann mich aber nun einmal mit einer mäßigen Liebe nicht begnügen. Darum, meine süße Braut, habe ich die ganze Gluth meines eigenen Herzens ausgegossen in die beigelegten Verse; so fühle ich, so wünsche ich, daß auch Du fühlen möchtest. Da Du es aber nicht selbst aussprechen kannst, so verlange ich nur, daß Du Deinen Namen unter das Gedicht setzest und es mir so zurückgiebst; ich weiß, Deine Unterschrift ist so gut wie ein Schwur.“ Die Verse aber lauteten also:

Bei Dir!

„Bei Dir, bei Dir! Bei Dir wohnt Glück und Friede,
Ob Noth und Kampf und Elend rings umher;
Bei Dir — und ob die ganze Welt mich miede,
Ich brauche keinen, keinen Menschen mehr.

Bei Dir — und zum Palast wird mir die Hütte,
Bei Dir — stolz bin ich in der Niedrigkeit;
Bei Dir — und ob ich bittern Mangel litte,
Bei Dir ist voll' Genügen alle Zeit.

Bei Dir — zur Freiheit werden Kerkermauern;
Bei Dir — die Finsterniß ist gold'nes Licht.
Bei Dir — und ob Gefahren ringsum lauern,
Mein Herz erbebt, mein Herz erzittert nicht.

Bei Dir — ein jedes Leid ist leicht zu tragen,
Und ohne Dich ein jedes Glück nur Schein.
Bei Dir — kein Opfer werd' ich je beklagen,
Und ohne Dich mich keines Segens freu'n.

Du mein — was könnte mir entrissen werden?
Vereint mit Dir — gibt es noch Raum und Zeit?
An Deiner Brust — der Himmel schon auf Erden,
In Deinem Arm — der Tod selbst Seligkeit!"

Zitternd, mit bleichen Wangen, saß Adele vor dem Gedicht. Starr ruhten ihre Augen darauf, sie las es wieder und wieder; aber ihr Herz erbebte davor; sie wandte sich fast schaudernd von ihm ab. Endlich schloß sie den Brief und begab sich wieder an ihre Arbeit; aber ihr Gesang war verstummt und die Liebkosungen ihres Hundes blieben unerwiedert. „Soll ich das unterschreiben?" war die Frage, die fortwährend in ihr ertönte, „kann ich es?" Zwei Tage quälte sie sich damit; dann, am Abend des dritten Tages sagte sie sich: „Der Vater soll entscheiden." Früher als sonst begab sie sich auf ihr Zimmer; sie stellte die Lampe hinter einen Schirm und öffnete das Fenster.

Es war eine klare, klare Luft, der Himmel tiefblau, mit unzähligen Sternen besäet. Wie freundliche Engelsaugen schauten sie sie an. Sie kniete nieder; leise bewegten sich ihre Lippen. „Du sollst Deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe", klang es in ihr, „und Deinen Nebenmenschen wie Dich selbst. O ja, wie mich selbst liebe ich ihn auch, und mehr noch; aber darf ich bei ihm allein allezeit volles Genüge finden? Darf ich glücklich sein, wenn Alles rings umher mit Noth und Elend ringt? O nein, die wahre Liebe ist nicht so selbstsüchtig! Verzeih mir, Vater, daß ich einen Augenblick zweifeln konnte!"

Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb, rascher als es ihr je gegeben war, folgenden Brief:

„Ob Du wol eine Ahnung hattest, mein Felix, welche Kämpfe mir Dein Brief kosten würde, als Du ihn schriebst? Ich glaube es nicht, Du hättest ihn sonst nicht so geschrieben. Doch, das soll kein Vorwurf sein, mein Geliebter, o nein! Ich werfe Niemanden Etwas vor als mir selbst, daß ich meine Gefühle nicht so aussprechen kann, wie ich möchte, und daß diese Gefühle anderer Art sind, als Du möchtest. Denn das müssen sie wol sein, da ich Dein Gedicht nicht unterschreiben kann. Sieh', ich habe gekämpft und gerungen mit mir — aber ich kann es nicht. Jenes Gedicht — es mag viel Schönes darin stehen, aber es ist der Ausdruck einer Leidenschaft, die nichts sieht, als ihren Gegenstand, keinen Menschen, ja, keinen Gott mehr! Es kommt mir fast wie eine Lästerung vor, wie eine Herausforderung! Ja, auch ich fürchte den Tod in Deinen Armen nicht, und das Leben ohne Dich wäre mir farblos und leer; die Liebe, die Dir gehört, bliebe Dein, aber durch sie veredelt würde ich der Menschheit zu dienen suchen — nicht einer thatlosen Verzweiflung anheimfallen.

„Doch wovon rede ich — zu welch' schrecklichen Gedanken verirre ich mich? Der Vater wird Dich mir lassen, mein Felix, mein Glück, und Du, nicht wahr, wirst mich auch nicht weniger lieben, weil meine Liebe anders ist, als die Deine. Sieh', die Liebe ist ja die Blüthe des Herzens; und weil kein Herz genau dem andern gleicht, so muß auch die — Blüthe eine verschiedene sein. Und das Mädchenherz ist schüchtern und verschämt, es hält seine Blüthe gern verborgen.

„Ich will Dir etwas erzählen. Als Kind kam ich einmal früh am Sonntag Morgen an einem katholischen Gotteshause vorbei. Ich war nie in einem solchen gewesen; die Neugier, wohl auch die schöne Musik, lockten mich hinein. Da sah ich, als der Gesang verstummte, den Priester in festlich weißem Gewande vor den Altar treten und unter dem feierlichen Schweigen der Menge einen reichgeschmückten Schrein öffnen und die goldene Monstranz daraus nehmen. Alles sank auf die Knie und blickte gläubig nach dem göttlichen Kleinod hin — da verschwand es ihren Blicken.

„Auch ich war auf die Knie gesunken und eine tiefe Ehrfurcht, ein seliges Ahnen hatte meine Seele erfaßt Es war mir, als hätte ich das irdische Bild des Himmlischen gesehen. — Mehrmals suchte ich nach der Zeit das Gotteshaus auf, aber die Monstranz sah ich nicht wieder.

„Sieh', mein Felix, so ist's mit meiner Liebe. Sie wohnt auch still verborgen im Heiligenschreine meines Herzens, ungläubige Weltaugen dürfen sie nicht sehen; auch Dir, dem sie gehört, kann ich sie nicht oft in ihrer ganzen Fülle zeigen, sonst wäre sie nicht mehr das köstliche Geheimniß; aber da ist sie doch ewig, und Du weißt es auch — weißt es auch ohne Worte! O, ich wünsche mir die Gabe des Wortes, da Du danach verlangst, aber geben kann ich sie mir nicht.

„Und sonderbar — die großen prächtigen

Worte machen mir so wenig Eindruck — die einfachen, täglich gebrauchten, sind mir viel lieber. Weißt Du, gar manche sind mir erst klar geworden, seit ich Dich damit anrede. Mein Herz — wie oft sagt man das, und doch kann man, außer Gott, nur Einen so nennen. Freilich, Theil an unserm Herzen sollen ja alle Menschen, und unsere Freunde insbesondere haben; aber gegeben hat man es doch nur Einem, dieser Eine war darin wie das Heiligenbild auf seinem goldenen Grunde, dieser Eine nur kann ihm höchste Freude oder höchsten Schmerz bereiten, er pocht in ihm, weint und jubelt in ihm — er ist es selbst!

„Du mochtest nicht, daß ich Dich „mein Schatz" nannte. Es ist wahr, das Wort ist verbraucht, gewöhnlich geworden; und doch wie schön in seiner ursprünglichen Bedeutung! Ich nannte Dich so, weil Du wirklich mein bester, reichster Schatz auf Erden bist, so reich, daß alle Schätze der Welt dagegen verschwinden, so reich, daß ich immer noch genug hätte, wenn ich auch sonst nichts besäße. Da wiederhole ich gern Deine Worte:

„Bei Dir — und zum Palast wird mir die Hütte,
Bei Dir — stolz bin ich in der Niedrigkeit!"

aber die beiden folgenden Strophen kann ich nicht wiederholen.

„Und weißt Du noch ein Wort, mit dem ich Niemand anders anrede, seit ich Dich kenne?" Das ist: „meine Liebe". Theil an unserer Liebe, wie an unserm Herzen, können Viele haben; aber nur einer ist unser Herz, unsere Liebe. Du bist die meine. In Dir ward mein Sein wiedergeboren, in Dir ging mir das helle, warme Licht auf, gegen das die sonnige Kinderzeit trübe erscheint. O, mein Felix, laß nichts dieses Licht trüben, nimm, nimm Dein Maaslieb̈chen so wie es ist. Und nun leb' wohl, mein Herz, mein Schatz, meine Liebe, und zürne mir nicht!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Dachau) ist ein kleines Städtchen auf der großen Haide, etwa zwei Meilen nördlich von München, berühmt durch die zwei gröbsten Leute, welche weiland Maximilian I. Joseph von Bayern nach Wien kommen ließ, um die gröbsten Oesterreicher, welche Kaiser Franz I. unter seinen Unterthanen vom wiener Fischmarkt hatte auffinden können, in Grobheit zu besiegen. Außerdem ist bekannt die dachauer Tracht, welche jeden Unterschied zwischen dem 17jährigen Mädchen und dem gebückten 70jährigen Großmütterchen äußerlich verschwinden läßt, eine Tracht, welche ohne Widerspruch für die häßlichste Europas gilt. Im Uebrigen ist Dachau ein sehr gemüthliches Städtchen, auf dem Ufer der Amper gelegen, mit prächtiger Fernsicht auf das bayerische Hochland, und was vielleicht eben so wichtig ist, — in Bezug auf bayerische Dampfnudeln erster Qualität für norddeutsche Maler ein kleines Mekka. Von Dachau aus ist neuerdings die große Reform im Bankwesen ausgegangen, welche nicht nur den Gründern eine sorgenfreie Existenz verschafft, sondern auch den Gläubigen (wollen sagen Gläubigern) der Bank die doppelten und dreifachen landesüblichen Zinsen sichert, und nebenher noch das Bene hat, daß man durch irgend welche Beziehung zur dachauer Bank ein gutes Werk gefördert, somit auch selbst ein gutes Werk gethan hat. Vor nicht ganz zwei Jahren wurde die dachauer Bank von einem Fräulein Adele Spitzeder gegründet. Adele Spitzeder fühlte das dringende Bedürfniß, daß das Kapital katholisch gemacht werden müsse. Vor Allem glaubte sie verhindern zu sollen, daß der fromme Mann in eine unchristliche Bank Gelder trage; sie half diesem Unfuge ab, indem sie durch ihre Organe, den „Volksboten", das „Vaterland" und die Landgeistlichkeit, sich bereit erklärte, christ-katholische Gelder einer gewinnreichen Anlage zuzuführen. Die Bank nahm einen rapiden Aufschwung; aber das geschah alles von einem souveränen katholischen Gesichtspunkte. Als liberale Blätter die Gebahrung der Dachauer Bank als ein Schwindelgeschäft bloßlegten, fiel Fräulein Adele Spitzeder dem Staatsanwalt in die Hände. Sie wurde jedoch vom Schwindel ab instantia freigesprochen und ihr nur die Improtocollirung ihrer Firma anbefohlen. Adele weigerte sich dessen zwar; schließlich gab sie dennoch nach, strafte dafür aber auch den Staat, indem sie zugleich eine Anzahl der Dachauer Bank affiliirter Banken gründete, welche sie über das Land vertheilte.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 133. Samstag, den 16. November **1872.**

Maasliebchen.

Novelle von Maria Calm.

(Fortsetzung.)

Adele fühlte sich erleichtert, als sie diesen Brief abgeschickt hatte. Es war ihr mehr als sonst möglich gewesen, sich darin auszusprechen und sie dachte, auch Felix werde damit zufrieden sein. Wie lebhaft stellte sie sich ihn vor, wenn er ihn las, wenn sein Auge beifällig auf den Zeilen ruhte; und wie ungeduldig erwartete sie seine Antwort. „In drei Tagen, dachte sie, kann ich sie haben!" Aber die drei Tage verstrichen und vier und fünf, und die Antwort kam nicht. Adele wußte nicht, was sie davon denken sollte. Felix hatte sonst so oft geschrieben, im Anfang fast täglich; was konnte ihn jetzt hindern? Das arme Mädchen sann hin und her. „Er ist doch wohl böse, daß ich das Gedicht nicht habe unterschreiben wollen", dachte sie; „war es wohl Unrecht von mir?" Sie las die Verse wieder durch; sie kamen ihr jetzt nicht mehr so übertrieben vor als früher. „Die Poesie drückt ja alles stärker aus, als die Prosa", sagte sie sich, „das weiß man schon. Es war gewiß thöricht von mir, an einzelnen Ausdrücken solchen Anstoß zu nehmen. Der Vater droben hätte doch gewußt, wie ich es meinte und was ich mir vorbehielt." So quälte sie sich mit Ueberlegen und Zweifeln und wurde so still darüber, daß es zuletzt auch ihrer Mutter auffiel, die, ganz mit einer großen Skizze beschäftigt, nicht viel Zeit hatte, auf ihre Tochter zu achten. Adele hatte übrigens auch nicht den Wunsch, sich ihrer Mutter anzuvertrauen. Sie wußte, daß ihre Ansichten verschieden waren, daß sie Vorwürfe über Kleinlichkeit und Kälte bekommen hätte, deshalb schwieg sie lieber.

Und endlich, endlich kam der Postbote herauf und rief schon in der Thür: „Von Löhr, Fräulein!" Und Adele wäre dem alten Mann fast um den Hals gefallen, und riß ihm den heißersehnten Brief mit einer Heftigkeit aus der Hand, die den alten Boten an der sonst so ruhigen Adele ganz überraschte.

Aber welch' dünner Brief war das! nur ein Bogen — nur eine Seite! Adele starrte sie an, die Worte, die so deutlich darauf geschrieben standen; sie starrte sie an und begriff sie nicht. Endlich stand sie auf, nahm das Licht (denn sie hatte den Brief spät Abends bekommen) und ging zu ihrer Mutter.

Die Räthin war seit einigen Tagen nicht wohl gewesen; sie lag auf dem Sopha; als Adele zu ihr trat, richtete sich aber erschrocken auf, als sie das verstörte Aussehen ihrer Tochter bemerkte.

„Was ist Dir, mein Kind?" rief sie, „Du hast doch keine schlechten Nachrichten? Felix?"

„Lies selbst", antwortete Adele und reichte der Mutter den Brief. Er enthielt nur wenige Worte:

„Ob ich Dich je wiedersehe, meine Adele? Die Ehre gibt mir die Waffen in die Hand; sie werden morgen über Leben und Tod entscheiden. Sind sie mir günstig, so schreibe ich Dir sogleich oder lasse Dir schreiben, wenn eine Verwundung mich daran hindern sollte; ist es anders über mich verhängt, so weißt Du, daß mein letzter Athemzug Dein Name war. Ewig Dein Felix."

Die Räthin brach nach Lesen dieser Zeilen in krampfhaftes Weinen aus; Adele aber sagte mit ruhiger, doch fast tonloser Stimme: „Verzeih', Mama, daß ich Dir den Brief gezeigt; ich wollte Dir nur sagen, daß ich morgen früh nach Löhr reise."

„Gewiß, mein Kind, Du mußt fort und ich gehe mit Dir, jetzt gleich."

„Der letzte Zug von Redern ist längst fort, ich muß bis morgen warten", entgegnete Adele.

„Und Du, meine arme Mutter, gehst nicht mit, Du darfst in Deinem jetzigen Zustande nicht reisen.“

„Ich lasse Dich aber nicht allein ziehen“, schluchzte die Räthin.

„Doch, doch Mama, Du wirst es thun, wenn Du bedenkst, wie einfach die Reise ist. Ich gehe morgen früh mit der Post nach Redern, von da mit der Eisenbahn nach Löhr, wo ich bei Tante Minchen bleiben kann, bis — bis —“

Hier versagte ihr die Stimme; sie sank erschöpft neben dem Sopha auf die Kniee.

Doch sie durfte nicht unthätig sein. Mit der unnatürlichen Ruhe, die nach der Anspannung der letzten Tage über sie gekommen war, legte sie zusammen, was sie für die Reise nöthig hatte, und theilte ihre Absicht dann der alten Kathrine mit.

„Allein nach Löhr wollen Sie reisen, Fräulein Delchen und bei dieser Jahreszeit und bei diesem Unwetter? Das leide ich nicht, ich gehe mit. Ach Gott, diese junge Herren! Nein, das hätte der Herr Ewald nicht gethan, und ich habe immer gedacht . . .“

„Still, Kathrine“, unterbrach sie das junge Mädchen, „Du weißt nicht mehr von der Sache als ich, und wir können nicht darüber urtheilen. Hol' mir nur einen Postschein für morgen früh; die Post geht um sechs Uhr glaub' ich.“

„Ja, um sechs Uhr, mitten in der Nacht — und bei dem Wetter!“

Es war in der That ein schreckliches Wetter. Adele hörte den Regen mit Schnee vermischt die halbe Nacht hindurch an die Fenster schlagen; dazwischen heulte der Sturm sein altes, wildes Lied. Mit offenen Augen und gefalteten Händen lag sie auf ihrem Bett; sie wollte beten, aber ihre Seele hatte nur einen Schrei: „Vater, laß ihn mir, laß ihn mir!“ Stunde auf Stunde verrann; langsam tönten die Schläge der großen Uhr vom nahen Kirchthurme zu ihr herüber. „Jetzt wär's noch Zeit“, dachte sie, “jetzt könnte ich ihm noch die verhängnißvolle Waffe entreißen: aber bis ich komme —!“ Schaudernd schloß sie die Augen.

Endlich kam Kathrine, um Feuer zu machen. Adele stand auf und kleidete sich rasch an; sie war froh, nun endlich des unthätigen Wartens überhoben zu sein. Leise stieg sie dann herunter, um die Mutter nicht zu wecken und verließ, von der alten Magd gefolgt, das Haus.

Draußen herrschte tiefe Dunkelheit. Die Straßenbeleuchtung des Städtchens dauerte nicht bis in diese Morgenstunde hinein, und Kathrinen's Laterne warf nur ein mattes Licht auf den Weg. Der Regen hatte aufgehört, aber der Sturm wüthete fort und der gegen Morgen eingetretene Frost hatte die Nässe in Glatteis verwandelt. Die Beiden mußten sich aneinander halten, um nicht zu fallen.

„Bei dem Wetter!“ murmelte Kathrine ein über das andere Mal. „Wenn der junge Herr das je verantworten kann! Na, aber ich sage nichts, nur so viel weiß ich —“ Doch ein Händedruck Adelen's machte sie schweigen.

Jetzt waren sie an der Post angelangt, wohl zu früh, denn weder Wagen noch Pferde waren zu sehen. Kathrine erkundigte sich und erfuhr, daß der Postwagen eigentlich schon hätte da sein müssen, bei den bösen Wegen von Ellda her sich aber wohl verspätet habe. Man sollte nur so lange in die Passagierstube gehen.

Sie thaten es. Das Zimmer war stark geheitzt und von dem Geruch schlechten Tabaks durchdrungen. Adele stellte sich an's Fenster, an das der Wind rüttelte, als ob er stürmisch Einlaß in die warme Stube begehre. Trostlos, daß sie auch hier noch warten müsse, sah das junge Mädchen in die Nacht hinaus. Da kratzte etwas an der Thür und als Kathrine öffnete, sprang der General mit freudigem Bellen herein.

„Mein alter Getreuer, hast Du mich denn gefunden?“ rief Adele erfreut, „Das ist brav von Dir. Ja, ja, ich glaub's schon, daß Du Dich freust, aber nimm Dich nur mit Deiner kranken Pfote in Acht — lieber General — wahrhaftig, sie ist ganz kalt.“

Es schlug ein Viertel auf Sieben. „Schon ein Viertel!“ rief Adele aufspringend, „und der Wagen ist noch nicht da! Ich komme zu spät zum Zuge. Geschwind Kathrine wir müssen Extrapost bestellen.

Sie eilten hinaus und Adele blieb in der Thür stehen, um die Vorbereitungen zu beeilen, oder doch zu sehen, daß etwas geschehe. Sie konnte nicht mehr ruhig sitzen.

„Aber die Postscheine?“ sagte Kathrine, „was machen wir nun damit?“

„Die Postscheine? Meinen Schein, meinst Du?“ —

„Und meinen. Ich hatte mir auch einen genommen, denn ich gehe mit Ihnen, Fräulein Delchen.“ (Forts. f.)

Die goldene Hochzeit des Königs von Sachsen.

Zur Theilnahme an dem Vermählungsjubelfeste der königl. Majestäten sind außer den bereits gemeldeten allerhöchsten Gästen im Laufe des gestrigen Tages noch angekommen der Erzherzog Karl Ludwig von Oesterreich, Prinz Karl Theodor in Bayern, der Graf von Flandern, beide Großherzoge von Mecklenburg, die Herzoge von Sachsen-Meiningen, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Altenburg und Anhalt, Prinz Alexander von Hessen, die Fürsten von Lippe, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß, Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg und Prinz Hermann von Sachsen-Weimar.

Die heutige Jubelfeier wurde der Residenz am frühen Morgen durch Glockengeläute von den Thürmen verkündet; die Stadt prangte im reichsten Flaggenschmucke, die öffentlichen und Militärgebäude zeichneten sich durch besonders reiche und geschmackvolle Dekorirung aus.

Die kirchliche Einsegnung des hohen Jubelpaares fand in dem Eckparadesaale des königl. Schlosses und in Anwesenheit sämmtlicher Mitglieder der königl. Familie und der hier anwesenden hohen Gäste statt. Vor dem dort errichteten Altar hatte unter einem Baldachin das hohe Jubelpaar Platz genommen; zur Seite desselben befanden sich die Glieder der königl. Familie, unter ihnen die Königin-Wittwe Elisabeth von Preußen, der Erzherzog Karl Ludwig von Oesterreich, der Prinz Karl Theodor in Bayern, sowie drei Enkel des Königs, Kinder des Prinzen Georg, dessen älteste Tochter, Prinzessin Mathilde, ihrer königl. Großmutter die Schleppe trug. Der Kaiser Wilhelm, die Kaiserin Augusta und der Kronprinz des deutschen Reiches hatten unmittelbar hinter dem hohen Jubelpaare ihren Sitz genommen. An sie reihten sich die übrigen evangelischen Fürsten an, während die katholischen fürstlichen Gäste links vom Altare Platz genommen hatten.

Der Brautzug war besonders glänzend. Dem hohen Jubelpaare folgten zunächst die kaiserlichen Majestäten und dann zu drei neben einander der Erzherzog Karl Ludwig von Oesterreich, die Königin-Wittwe Marie von Sachsen, der Kronprinz des deutschen Reiches, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, die Großherzogin von Sachsen-Weimar, der Großherzog von Sachsen-Weimar, der Graf von Flandern, die Kronprinzessin von Sachsen, der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, der Prinz Wasa, die Herzogin von Genua, der Kronprinz von Sachsen, der Herzog von Sachsen-Altenburg, die Prinzessin Georg, der Herzog von Sachsen-Meiningen, der Prinz Georg von Sachsen, die Herzogin von Anhalt, der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, der Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar, die Prinzessin Marie von Weimar, der Herzog von Anhalt, der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Alexander von Hessen, Prinzessin Amalie von Sachsen-Coburg, Prinz Karl Theodor in Baiern, Herzog Paul von Mecklenburg-Schwerin, die Fürstin-Wittwe von Reuß, Prinz Hermann von Sachsen-Weimar, Fürst Reuß Heinrich XIV., die Fürstin von Schaumburg-Lippe, Fürst Reuß Heinrich XXII., Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg, Prinzessin Hermine von Schaumburg-Lippe, der Fürst von Schaumburg-Lippe, Fürst Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, Prinz August von Sachsen-Coburg und der Erbprinz von Schaumburg-Lippe.

Der Kaiser Wilhelm und der König Johann trugen die große Generalsuniform, die Königin von Sachsen war mit einem goldenen Myrthenkranz, besetzt mit Diamanten, sowie mit dem weißen Brautschleier geschmückt. Allen fürstlichen Damen wurden von Pagen die Schleppe getragen.

Die kirchliche Einsegnung wurde durch den von acht Geistlichen umgebenen Bischof Forwerk vollzogen. In seiner Altarrede wies der Bischof auf die für das hohe Jubelpaar so ehrenvolle Anwesenheit des Deutschen Kaiserpaares und der anderen hohen fürstlichen Gäste, der Schwestern der königl. Jubelbraut und der beiden Schwiegersöhne des Jubelpaares hin; er erinnerte auch an die vom Kaiser des deutschen Reiches anerkannte ruhmreiche Führung der beiden sächsischen Prinzen im letzten Kriege, und schloß seine Rede mit den an das königl. Jubelpaar gerichteten Fragen: „Versprechen Ihre Königlichen Majestäten vor dem Angesichte Gottes dem unauflöslichen Bunde, den Allerhöchstdieselben vor 50 Jahren geschlossen haben, bis an das Ende ihres Lebens treu zu bleiben und in ehelicher Eintracht und wechselseitiger Hülfeleistung gemeinschaftlich Gott zu dienen, bis Gott Sie scheidet?" Beide Majestäten antworteten mit lautem „Ja!"

und reichten sich die Hände, worauf ihnen der priesterliche Segen ertheilt wurde.

Unmittelbar nach der Einsegnung begab sich das hohe Jubelpaar mit den Gliedern der kgl. Familie nach der kgl. Hofkirche, wohin denselben die kaiserl. Majestäten und die übrigen hohen Gäste nachfolgten. Hier wurde das Tedeum gesungen, während dessen außerhalb Geschütz- und Gewehrsalven ertönten. — Der Kaiser Wilhelm hat heute dem sächsischen Staatsminister von Friesen höchst eigenhändig den Schwarzen Adlerorden verliehen. Um vier Uhr findet königl. Tafel, heute Abend Fest-Vorstellung im Hoftheater statt. Nach dem Schlusse der letzteren Gala-Soirée bei dem Kriegsminister v. Fabrice.

Mannichfaltiges.

(Pariser Chronik.) In der „Vie Parisienne“ findet sich folgende nicht üble Geschichte: „Mein Gott! wie gelangweilt man im October um 5 Uhr Abends auf dem Lande ist, wenn es regnet! Es giebt keine noch so schlechte Zerstreuung, die man nicht mit Enthusiasmus ergriffe.“ — Wenn wir dem Baron Mehl in sein Bett streuten?“ — „Er ist ja unser Wirth“, bemerkte Einer. — „Immerhin, eine gehörige Quantität Mehl, um ihn damit wie ein Bäcker zu pudern, ist ganz angezeigt“. Die Baronin ist mit in der Verschwörung. Wir steigen in Anatole's Zimmer hinauf und sparen des kostbarsten Weizenmehles nicht. Tags darauf sitzen wir alle beim Gabelfrühstück um den Tisch, als der Baron erscheint. — „Guten Morgen, Anatole! — Haben Sie gut geschlafen? — Wie geht es Ihnen, theurer Freund? Haben Sie schön geträumt?“ — „Meiner Treu, nein, ich habe ruhig, ohne den geringsten Traum geschlafen.“ Allgemeine Enttäuschung. Um sie zu verwinden, wird desto tapferer in die Speisen eingehauen. Ein prachtvoller, saftiger Kuchen insbesondere wird bis auf die letzte Krume verzehrt. Nur der Baron enthält sich desselben, vorgebend, derlei Speisen seien seinem Magen zu schwer. Endlich, als wir fertig, sagt Anatole: „Da wir gerade bei Kuchen sind, stellen Sie sich vor, daß ich heute Nacht in einem wahren Mehlbette geschlafen habe. Heute Morgen ließ ich das Mehl aus den Bettlaken sorgfältig zusammenfegen und befahl, mit demselben für das Gabelfrühstück einen Kuchen zu machen! Ich bin entzückt, daß er Ihnen so gemundet hat.“

(Folgende komische Anzeige) verdient dem Inseratentheile eines bekannten Münchener Blattes, in welchem sie stand, entrissen zu werden. „Meinen herzlichen Dank der Preußischen Lebensversicherungs-Gesellschaft und dem Inspector derselben, Herrn L. F. hier, für die überraschend schnelle Regulirung eines Versicherungsgeschäftes. Vor drei Monaten erst wurde mein Mann in obige Sterbekasse-Versicherung aufgenommen, heute aber ruht er schon bereits mehrere Tage im Grabe. Eine solch coulante Gesellschaft braucht nicht empfohlen zu werden, sie empfiehlt sich allenthalben von selbst. München u. s. w. A. S., Fabrikarbeiters-Wittwe.“

(Berechtigter Rangunterschied.) Ein höherer Militär reiste dieser Tage über Hamburg nach Kopenhagen und entdeckte auf dem Hamburger Bahnhofe einen seiner früheren Burschen als Wagenschieber. „Nun, nun,“ meinte der alte Herr, „Karl, muß ich so Dich wieder finden!“ — „Zu Befehl Herr General,“ bemerkte Karl etwas betreten, „aber ich schiebe nur Wagen — erster und zweiter Klasse.“

(Einen Scherz) ganz eigener Art treibt ein in der Wilhelmstraße in Berlin wohnender ehemaliger Apotheker. Wie die „Sp. Ztg.“ meldet, macht sich der Mann das Vergnügen, Sperlinge zu kaufen und zu fangen, sie chemisch zu färben und wieder fliegen zu lassen. Man trifft nun auf den Straßen Sperlinge in rothem, blauem und grünem Kostüm an.

Goldkörner.

Neben Denen einst zu ruhen, die man liebt, ist die angenehmste Vorstellung, welche der Mensch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinaus denkt. Zu den Seinigen versammelt zu werden, ist ein so herzlicher Ausdruck.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Joß.

Nr. 134. Dienstag, den 19. November 1872.

Maasliebchen.

Novelle von Maria Calm.

(Fortsetzung.)

„Du gute Seele?" sagte Adele gerührt, ihr die Hand drückend; „ich danke Dir von Herzen, aber siehst Du, es geht nicht. Wer soll denn für die arme Mutter sorgen, die noch dazu krank ist? Ach!" unterbrach sie sich plötzlich — „mein Vogel! Ich habe gestern vergessen, ihm Futter zu geben — o geschwind, Katharina, geh' hin und sieh' nach ihm — es verhungert sonst, das arme Thierchen."

„Ich gehe", sagte Katharine, welche sah, wie lange es mit den Vorbereitungen dauerte, „aber", fügte sie zu sich selbst hinzu, „ich bin gleich wieder hier und gehe doch mit!"

Damit eilte sie fort; Adele aber bot dem Postillon ein doppeltes Trinkgeld, wenn er sich beeile. Dieser spannte denn nun auch endlich die Pferde vor, als ein Bauer athemlos auf den Hof gestürzt kam und dem Postsecretair meldete, der Wagen von Ellda sei umgefallen, mehrere Passagiere beschädigt, er müsse augenblicklich Hülfe und ein Fuhrwerk senden.

„Das ist ja sehr fatal", sagte der Beamte, welcher mit Adele wirklich Mitleid hatte; „der Dienst geht allen Privatbestellungen vor, Fräulein wir müssen diesen Wagen den Verwundeten zu Hülfe schicken."

„Den Verwundeten — gewiß, ganz recht; und ich — o mein Gott!" Dann aber faßte sie sich wieder, schrieb eine Adresse auf ihren Koffer, den sie dem Beamten zur Besorgung übergab und wandte sich zum Gehen.

„Die zweite Post geht diesen Mittag um ein Uhr", sagte der junge Mann, „bis dahin wird das Wetter auch besser sein."

„Um ein Uhr", wiederholte Adele, „um ein Uhr" . . . Und sie verließ das Haus.

Immer noch war es leer auf den Straßen; der Sturm hatte noch das Reich allein und zog brausend an den Häusern vorbei. Matt und bleich schimmerte das graue Tageslicht aus den dunklen Wolken hervor, als gelüste es ihm gar nicht, einen so trüben Wintertag zu beleuchten. „Ihr thätet Alle besser, in Euren warmen Betten zu bleiben", schien es zu sagen, „und Du vor Allem, junges Blut mit den blassen Wangen; was ziehst Du so einsam die Straße hin?"

Adele hatte das Städtchen hinter sich gelassen und eilte auf den glatten Wegen durch den heulenden Sturm unaufhaltsam vorwärts, die Chaussée nach Nedern, der nächsten Eisenbahnstation entlang. Aber ganz einsam war sie nicht; ihr treuer General hinkte geduldig nebenher, verwundert freilich, was seine Herrin bei solchem Wetter draußen mache, aber doch fest entschlossen, mit ihr bis an's Ende der Welt zu gehen.

Fort in den dämmernden Morgen! Adele war gut eingehüllt, aber der kalte Wind fand doch manch' Plätzchen, da er hineinschlüpfen konnte zu der warmen Gestalt, um mit seiner eisigen Berührung ihr Blut erstarren zu machen. Er fand jedes unbehütete Winkelchen und spielte um die Spitzen der zarten Finger, bis sie kalt und starr waren, und lüftete der rohe Gesell den leichten Schleier, um das liebliche Gesichtchen mit seiner rauhen Hand zu streicheln. Aber Adele achtete dessen nicht. Sie rechnete ja im Gehen, daß die Post eine Stunde brauche, um nach Nedern zu gelangen und daß sie wohl in zwei Stunden da sein könne. In zwei Stunden! Freilich, der erste Zug war längst abgegangen, aber zum zweiten kam sie noch nicht recht, wenn sie nur rasch vorwärts schritt — es konnte so weit nicht mehr sein!

Nur muthig fort. Aber ach! der Wind und

die schlechten Wege ermüdeten sie so sehr; die zarten Füße, halb erstarrt, versagten fast den Dienst, der Athem kam so ängstlich aus der Brust herauf. Einerlei! „Tod oder verwundet?“ sagte sie zu sich selbst; „wie werde ich ihn wiedersehen?“ Und trotz Sturm und Eis und Ermüdung schritt sie vorwärts. Endlich am Ziel. Da rauchte das schwarze Ungethüm, da klang die schrille Pfeiffe — ihren Ohren willkommene Musik. Und noch zu rechter Zeit! Sie brachte ihren treuen Gefährten, den man nicht mit ihr in das Coupé einlassen wollte, unter, und sank dann halb bewußtlos in die Kissen des Wagens.

Fort rasselt der Zug mit dem Sturm um die Wette; aber der Sturm ist doch noch schneller, er eilte voran, über die weißen Schneefelder hin, an Dörfern und Städten vorbei und übertönt mit seinem Heulen das Pfeifen der Locomotive. Adele weiß nichts davon. Sie frägt sich: „todt oder verwundet?“ und fährt bei jeder Haltestelle erschrocken in die Höhe.

Endlich ist's die rechte, „Löhr!“ ruft der Schaffner — „Löhr!“ tönt's die Wagen entlang, und „Löhr!“ klingt's mit hundert Stimmen in ihren Ohren. Da springt ihr Hund schon heran, auf einen Herrn zu; sie steigt aus dem Wagen; „O Gott, ist's möglich — Felix!“ und mit einem lauten Aufschrei stürzt sie in des Geliebten Arme.

„Sie ist's, sie ist gekommen, ich wußte es!“ jubelte Felix, die Braut stürmisch an sich drückend. „O, habe Dank, habe Dank!“

„Felix“, lispelte sie, „Du lebst, bis nicht verwundet, bist gesund . .“

„Gesund und glücklich!“ erwiederte er heiter. „Beruhige Dich, mein Herz; von Gefahr war gar nicht die Rede, ich wollte meine holde Braut nur auf die Probe stellen, ob ihre Liebe stark genug wäre, sie zu mir zu führen, sie über alle Vorurtheile, alle kleinlichen Bedenken zu erheben um des Geliebten willen. Und sie ist gekommen, allein, in Sturm und Wetter. Sie hat sich selbst besiegt; o, nun nicht mehr mein Maasliebchen, nein, meine duftende, glühende Rose!“

Nein, nein, keine glühende Rose, eine kalte Rose war es, die er in seinen Armen hielt; entsetzt sah Felix die bleichen Lippen, fühlte den Körper schwerer und schwerer werden — sie war ohnmächtig geworden.

Rasch trug der junge Mann die süße Last an den wartenden Wagen und hieß den Kutscher schnell fahren. Bald hielten sie vor dem bezeichneten Hause, eine alte Dame streckte erschrocken den Kopf zum Fenster hinaus, als sie einen Wagen vor ihrer Wohnung halten sah.

„Um Gotteswillen, Ewald, doch kein Besuch?“ rief sie in das Zimmer hinein; „ich bitte Dich“ . . .!

Ewald hatte nur die ersten Worte gehört, dann war er hinunter an den Wagen geeilt.

„Felix, Du? und — mein Himmel — Adele — in diesem Zustand? Um Gotteswillen, was ist vorgefallen?“

Das sage ich Dir später“, erwiederte Dorn, „hilf mir nur jetzt das arme Mädchen hinaufbringen. Sie wird sich bald erholen . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Der Sturz der Spitzederei.

München, 13. Nov.

Das längst vermuthete, in den letzten Tagen stündlich erwartete Ereigniß ist endlich eingetreten, die Spitzederei ist gestürzt: die Dachauerbank des Fräulein Spitzeder wurde gestern gesperrt. Bekanntlich hatten die hiesigen „Neuesten Nachrichten“ schon vor langer Zeit einen Sturm gegen das Institut begonnen, der indessen abgeschlagen wurde; der positive Erfolg ist den Regierungs-Erlassen zuzuschreiben, welche vor Allem die kleinen Kapitalisten warnten, ihr Geld den Schwindelbanken anzuvertrauen. Der nächste Schritt war die Sperrung eines ähnlichen Unternehmens, die vorige Woche erfolgte. Sonderbarer Weise vermochte nicht einmal das die Leute mißtrauisch zu machen, denn noch vorgestern, also den 11., wurden manche kleinere Beträge zur Spitzeder getragen.

Gestern Nachmittags um vier Uhr fuhren bei der genannten Dame mehrere Wagen vor, welche der Polizeidirektor und mehrere Commissäre brachten. Dunkle Gerüchte von einem bevorstehenden Schritt der Civilbehörde durchschwirrten schon am Morgen die Stadt, die ungewöhnliche Concentration von bewaffneter Macht und Gendarmerie fiel gleichfalls auf, und so ist begreiflich, daß schon beim Eintreffen der Commission die ganze Schönfeldstraße von Leuten überfüllt war. Ein Theil der Straße wurde nun abgesperrt und die verschiedenen Zugänge der Spitzeder'schen Häuser besetzt.

Es war gegen sechs Uhr, als ich von meiner Wohnung kommend die Ludwigsstraße passirte und am Eingang der Schönfeldstraße vorüberschritt. Die Sache interessirte mich und ich schloß mich bald der, bald jener Gruppe an, mischte mich ins Gespräch und belauschte wohl auch manche Exclamationen, welche ein ganz sonderbares Gepräge trugen. Ein ziemlich dickes Männchen, der Kleidung nach den niedersten Ständen angehörend, gestikulirte mit Händen und Füßen, so weit nicht sein Bauch Einsprache dagegen erhob und wackelte bei jedem dritten Worte mit dem Kopfe.

„War' nöt so kemma," sagte er, „na ganz g'wiß nöt. Bei dera Spitzeder hät' Koaner koan Kreuzer nöt valorn. Aba da is glei d'Polizei da, weil d'Spitzeder nöt liberal ist. Die hätt's scho no dermacht. Hiazt — g,scheg'n is 'g'scheg'n und aus is aus!"

„Wahr is," replicirte ein langer Dienstmann, „die Lieberalen woll,n nöt, daß Unseraner aa a Bisl mehr Geld kriegt für sei Sach'!"

„M'e sagt aba, sie hätt' durchgeh'n woll'n, ja, und vor a paar Täg hat sie no Schaffeln voll Silber auf d'Post geben," widersprach ein Dritter.

„Schaugst den an, der g'fallet m'r schrie der erste Redner, „durchgeh'n? Sunst nix? Dös hött' sie schon lang könna, wenn's nöt a so ehrl'che Dam' wär'!"

Ein Geschrei unterbricht das interessante Gespräch. Ein Knäul von Menschen verschiedenen Alters und beiderlei Geschlechts wälzt sich daher; die Aufmerksamkeit scheint sich auf eine Person zu concentriren. Der Schwarm kommt näher; in der Mitte geht ein Weib, das mit heiserer Stimme kreischt: „A Lug is, a Lug is!"

Ich wende mich an einen von der Escorte um Aufklärung. „Die meint," war die Antwort, „es sei nicht möglich, daß die Dachauerbank zusammenfällt, denn die Spitzeder soll in einem geheimen Verschluß noch Millionen Ducaten aufgehäuft haben."

Nicht alle Scenen waren so ergötzlich, in einzelnen Gruppen machte sich der Zorn in ziemlich energischer Weise bemerkbar. Da fluchte man auf die „Betrügerin" in Ausdrücken, welche zu zart sind, um den Druck auszuhalten. Aber dieselben Leute, die jetzt so fluchten, hätten noch vor einigen Tagen Jeden geprügelt, der es gewagt hätte, gegen die „Jungfrau von der Schönfeldstraße" ein einziges Wort zu sagen. Diese schauten mürrisch drein, Jene waren ganz zerschmettert, alte Weiber weinten und jammerten: „O, du mei, o du mei!" Andre zankten unter einander; „Sö san en an allem Schuld, hätten's m'r nöt alleweil so zugredt, nacha brauchet i hiaz, nöt bettl'a z'geh'n!

Ich machte nun den Versuch, mich bis zu einem der Häuser zu drängen, welches der ehemaligen Bankhalterin gehört. Es wohnt ein Freund drin, und ich konnte es also wagen, einzutreten. Drei, viermal wurde ich angehalten, „wer sind Sie, wohin gehen Sie u. s. w." bis ich an die gesuchte Hausthüre kam. Ein Gensdarm untersuchte eben den Korb, den ein junges Mädchen trug! „Es ist ja nichts drinn! Meinen's denn, i hab' im Korb eine Droschke für die Spitzeder geholt?" Der strenge Mann des Gesetzes schmunzelte; als ich aber in die Hausflur trat, war auf seinem Antlitz alle Liebenswürdigkeit verschwunden und mit strenger Amtsmiene unterwarf er mich einem Examen, das ich glücklich bestang. Vom zweiten Stockwerk aus hat man den Einblick in den Hof und Garten des eigentlichen Bankhauses; in demselben stand Wachmannschaft. Ebenso waren auch die Zugänge der benachbarten Häuser besetzt gehalten.

Ueber die Art, wie die Spitzeder sich benahm, als die Commission erschien, drang nichts in das Publikum. Wer nicht zum Haushalt gehörte, wurde hinausgewiesen, die Bediensteten sämmtlich inhaftirt.

Bis eine Stunde nach Mitternacht war die Commission beschäftigt, die Bücher zu durchfliegen und zu versiegeln. Das Deficit wird auf 10 Millionen angegeben; im Publikum spricht man von der doppelten Summe. Der gefundene Baarfond soll 33,000 fl. betragen.

Diese kurze Schilderung des Vorganges zeigt vor Allem wie eigenthümlich im Volke über das Vorgehen der Regierung geurtheilt wird. Und doch kann man ihr höchstens vorwerfen, daß sie nicht schon früher mit allen gesetzlichen Mitteln, die sie auch jetzt benutzt hat, gegen den kolossalen Schwindel aufgetreten ist. Der ganze Umfang des angerichteten Schadens läßt sich natürlich noch gar nicht beurtheilen. Daß man seit gestern von nichts Anderem spricht und daß sich Jedermann als verkannte Kassandra betrachtet, ist ganz selbstverständlich.

(F. Z.)

Mannichfaltiges.

(Die eigene Adresse übersehen.) Einem am Schalter sitzenden Post-Sekretär wurde ein Brief übergeben. Er besah denselben, forderte einen Groschen, klebte die Groschenmarke an und warf ihn zu den übrigen Briefen. Nach beendetem Tagesdienste folgte er einer Einladung. Als er aber die Wohnung des Gastgebers betrat, war derselbe eben im Begriff, mit seiner Familie das Haus zu verlassen, und fragte, ob er das Absageschreiben nicht erhalten? Auf die erfolgte Verneinung wurde der Diener, der den Brief abgeben sollte, gerufen, und dieser erklärte, er habe den Brief dem Herrn Postsekretär am Schalter persönlich eingehändigt und ihm auf Ersuchen einen Groschen zahlen müssen.

(Falsch verstanden.) Zu einem Hausherrn in Wien kam dieser Tage ein Herr, um eine Wohnung zu miethen. „Haben Sie Kinder?" fragte der Hausherr. „Die sind draußen auf dem Friedhof!" sagte der Herr mit einem schmerzlichen Seufzer. Nach dieser Auskunft wurde der Contract geschlossen. Wie groß war aber das Erstaunen des Hausherrn, als der Miether mit nicht weniger als 4 Kindern erschien, um einzuziehen. „Was soll das heißen", schrie ihm der Hauspascha zu, „sagten Sie mir nicht, daß Ihre Kinder todt seien?" — „Da müssen Sie schlecht gehört haben", erwiederte der Miether, „ich sagte, sie wären auf dem Friedhofe. Es war gerade Allerheiligen, und da besuchten sie das Grab ihres verstorbenen Onkels."

(Durst in München.) Von dem Steigen des Durstes in München gibt die Thatsache Zeugniß, daß im Jahre 1868 ungefähr 53¼ Millionen Maß Bier, im Jahre 1871 aber 52¼ Millionen Maaß Bier getrunken wurden. Rechnet man die Einwohnerzahl Münchens rund zu 170,000, so entfällt auf den Kopf der Bevölkerung jährlich die Zahl von genau 365. In München muß also Alles vom kleinsten Kind bis zum ältesten Mann und so Männlein wie Weiblein, täglich seine Maaß Bier haben.

(Die Nationalität der Violinisten.) Interessant dürfte es sein, zu erfahren, daß unten den gegenwärtig lebenden Violinvirtuosen von europischem Rufe August Wilhelmi der einzige von deutscher Herkunft ist, wie aus nachstehender Zusammenstellung hervorgeht: Joseph Joachim ist ein Ungar (geb. 1831 in Kitse), Henry Wieniawsky ein Pole (geboren 1835 in Lublin), Henry Vieuxtemps ein Belgier (geb. 1820 zu Verviers), Camillo Sivori ein Italiener (geb. 1817 in Genua), Ferdinand Laub ein Böhme (geb. 1832 in Prag), Antonio Bazzini ein Italiener (geb. 1818 in Brescia), Isidor Lotto ein Pole (geb. 1840 in Warschau), Edmund Singer, ein Ungar (geb. 1830 in Totis), Leopold Auer ein Ungar (geb. 1845 in Veszprim). — August Wilhelmi dagegen ist ein Rheinländer.

(Ein Schuster, der bei seinem Leisten bleibt.) Ein amerikanisches Blatt, dessen Redakteur sicherlich früher anstatt der Feder den Pfriem geführt, rühmt von dem Senatsredner Colfax: „Immer streng sachlich näht er in seinen Reden das Oberleder der Beweisführung und die Sohlen der Thatsachen mit dem Pechdraht der Logik so zusammen, daß das Wasser der Opposition niemals eindringen kann."

Goldkörner.

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die and're voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stillestand.
Wir seh'n sie auf-, wir seh'n sie niederwehen —
Und ihre Loose ruh'n in Gottes Hand.

* * *

Wer sich nur selber nicht verläßt,
Der ist auch nie verlassen.
Und hältst Du an der Hoffnung fest,
Wirst Du kein Trugbild fassen.
Wer in den Strom des Lebens sprang
Ward von der Fluth gehoben —
Hielt er im Sturm und Wogendrang
Den Kopf beständig oben.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 135. Donnerstag, den 21. November 1872.

Maasliebchen.

Novelle von Maria Calm.

(Fortsetzung.)

Schweigend trugen die Beiden das noch immer ohnmächtige Mädchen in's Haus, während der Hund ihnen mit ängstlichem Knurren folgte.

Felix hatte sich verzweiflungsvoll vor dem Sopha niedergeworfen, und bedeckte die kalten Hände der Ohnmächtigen mit seinen Küssen. Als dann die Tante kam, und die jungen Männer entfernte, klagte er sich unter bitteren Selbstvorwürfen als die Ursache dieses Unglücks an. Er hatte, das entnahm Ewald aus seinen verworrenen Reden, die Braut zu der eigenen Leidenschaft emporziehen wollen; mit dem Gedicht war es ihm nicht gelungen, so versuchte er ein stärkeres Mittel. Das Duell, welches am Morgen allerdings stattgefunden, das aber, wie die meisten dieser Studentenaffairen, mit einen paar harmlosen Gängen und einer Kneiperei abgethan war, hatte ihm ein prächtiges Mittel erschienen, die Liebe seiner Braut zu prüfen. Konnte sie sich hierbei nicht über sich selbst, über ihre gemessene Natur erheben, so that sie es nie, und würde ihm nie genügen. Aber sie war gekommen — ihr Zustand selbst zeugte für die Stärke ihrer Liebe – er würde nun nie mehr zweifeln. „O, sie wird sich gewiß bald erholen“, schloß er; „es wird, es muß nun Alles gut werden!“

„Gott gebe, daß Sie Recht haben“, sagte Ewald düster. Er wußte nicht, daß er Felix mit Sie angeredet; es war ihm plötzlich unmöglich geworden, Du zu sagen.

Als der Arzt erschien, fand er Abele wieder zum Leben zurückgekehrt, aber nicht zur Besinnung. Die fahle Blässe hatte einer dunklen Gluth Platz gemacht, die Pulse flogen und der Doktor erklärte, daß ein nervöses Fieber ausgebrochen sei.

Tante Minchen hatte indeß ihr Schlafzimmer für die Kranke eingerichtet und erwies sich, da die Sache nun einmal nicht zu ändern war, als die umsichtigste Pflegerin.

Nach drei Tagen kam die Räthin mit ihrer treuen Kathrine an — selbst krank vor Kummer und Aufregung „Hab' ich's nicht gesagt“, schluchzte die alte Dienerin, „bei solchem Wetter reist kein Mensch, und nun das zarte Kind allein und zu Fuß, denn sie ist zu Fuß nach Redern gegangen, der Johann hat sie gesehen, ganz allein und zu Fuß' bei dem Wetter!“

Ewald vermochte nichts zu erwiedern; schweigend führte er die weinende Mutter zu der Kranken.

Da lag sie, das arme Kind, jetzt wirklich eine glühende Rose, mit brennenden Wangen und unnatürlich leuchtenden Augen. Aber es war nicht das Licht ihres klaren Geistes, das aus diesen Blicken sprach; es war die Gluth und der Glanz des Fiebers. Felix kniete an ihrem Bette; er hatte versprochen, ruhig zu sein, wenn man ihn nur bei ihr ließ, so that man ihm den Willen. Gegenüber, unter dem Sopha, lag der treue General, die Augen fest auf seine Herrin gerichtet; auch er hatte sich den Platz dort erobert.

„Todt oder nur verwundet?“ lispelte der Kranke. „O mein Gott . . . aber nein, ganz gesund . . . gar keine Gefahr . . .“ und sie brach in krampfhaftes Lachen aus.

Tage und Nächte zogen dahin, bleischwer, wie sie es an einem Krankenbette zu thun pflegen, belastet von dem Gewicht der Sorge und Angst, der Furcht und Hoffnung. Gleichmäßig ging der Pendel der Uhr, in alter Ordnung bezeichneten Licht und Finsterniß den den Gang der Zeit; aber die Herzen dort

wallten bald hoch auf in seligem Vertrauen, sanken bald verzweifelnd in die dunkle Trostlosigkeit.

Endlich — endlich siegte die jugendliche Kraft der Kranken. Nach einem langen Schlaf erwachte sie eines Morgens mit klarem Bewußtsein. Die Macht des Fiebers war gebrochen, seine wilden Phantasien hatten sie verlassen; die blauen Augen öffneten sich nicht mit dem wirren, fieberhaften Blick, wie bisher, nein, sie schauten zwar matt, aber mit dem alten, lieben, milden Ausdruck um sich.

„Meine theure Mutter!“ flüsterte sie, die entzückt über sie Gebeugte begrüßend, „und meine gute, treue Kathrine . . . Aber da ist ja auch Tante Minchen . . . und . . . ha!“ Ihr Blick war auf Felix gefallen, der, an ihrem Bette knieend, seinen Jubel kaum unterdrücken konnte.

Doch — was war das? Ein leises Zittern flog durch ihre Glieder; die Lippen öffneten sich, ohne einen Laut hervorzubringen; dann schloß sie die Augen und sank erschöpft in die Kissen zurück.

„Es ist das Uebermaß des Glückes, das sie überwältigt“, dachte Felix und verließ, dem Gebote des Arztes folgend, das Zimmer.

Nur Einer war dort zurückgeblieben — Ewald. Von einer Fensternische aus war er Zeuge von Adelen's Erwachen gewesen; aber seine tiefe Erregung hatte ihn verhindert, sich ihr zu nähern. Jetzt betrachtete er noch einen Augenblick das in seiner Blässe doch so liebliche Antlitz, und wollte dann den anderen folgen, als sie die Augen wieder öffnete. Ihr Blick traf ihn und ruhte einen Augenblick mit unendlicher Innigkeit auf den trauten, ihr so lieben Zügen.

„Ewald, mein Freund — mein lieber Freund!“ sagte sie leise und reichte ihm die Hand. Er aber, seiner Gefühle nicht mehr mächtig, drückte diese zarte, fast durchsichtige Hand an seine Lippen, an seine überströmenden Augen. Hatte sein Blick die Gefühle verrathen, die er so lange in tiefster Brust gewahrt? hatte sie endlich das Herz erkannt, das stets so treu für sie geschlagen? . . .

Wochen vergingen — echte Frühlingswochen, voller Hoffen und Keimen. Denn wie draußen die Welt wieder auferstand zu neuem, reichen Leiben, so erwachte auch das junge Mädchen, das dem Todesschlummer so nahe gewesen, zu erneutem Dasein, und jeder Tag führte ihr frische Kräfte zu.

Alle waren glücklich darüber; nur Felix fühlte sich unbefriedigt. Und mit Recht. Denn während Adele allen ihren Umgebungen die herzliche Liebe zeigte, die sie stets für sie gehegt, noch erhöht durch die Dankbarkeit für die treue Sorge und Pflege, war sie gegen ihren Verlobten scheu und zurückhaltend. Ewald durfte bei ihr sein, durfte mit ihr plaudern, ihr vorlesen; aber bei Felix' Annäherung schien sie stets zurückzubeben und seine Gegenwart regte sie so sehr auf, daß er nie länger als wenige Minuten bei ihr bleiben durfte.

„Sollte sie mir zürnen?“ fragte sich der junge Mann. „Wenn ich gegen sie gefehlt, habe ich schwer genug büßt; ich muß mit ihr reden!“

Und er beschloß den ersten Augen, wo er mit ihr allein wäre, zu benutzen.

(Schluß folgt.)

---

* Aus Paris.

Wenn es letzthin hieß, das Revanchegeschrei habe ein wenig nachgelassen, so möchte ich damit Niemanden zu dem Glauben verleitet haben, als ob die Stimmung der Franzosen oder vielmehr der Pariser, denn nur von diesen ist zunächst die Rede, gegen Deutschland eine mildere geworden sei. Nur das Geschrei ist weniger laut, der Revanche-Gedanke besteht in unveränderter Stärke. So ganz unflätig absurde Ausbrüche des Hasses, wie z. B. Feydeau's „Allemagne en 1871“ (Deutschland im Jahre 1871) bevölkern nicht mehr die Schaufenster der Buchläden, aber deutsches Wesen und deutsche Personen sind mit wenigen Ausnahme von geselliger Anerkennung so gut wie ausgeschlossen.

Man kann nicht behaupten, daß die deutschen Armeen viele Spuren der Zerstörung hinterlassen hätten, welche von selbst dafür sorgen würden, daß die feindselige Erinnerung an ihren Aufenthalt nicht einschliefe; im weiteren Umkreise von Paris sind die etwa vorhanden gewesenen Beschädigungen fast vollständig wieder ausgebessert; im ganzen nördlichen Terrain z. B. fällt nur die zerschossene Mühle von Orgemont auf, die von der Spitze eines kleinen Berges ihre dürren Flügel trübselig in die Luft streckt; es scheint, sie soll als Ruine erhalten bleiben. Uebrigens kann man unter

vier Augen auch aus französischem Munde das Geständniß hören: Wo blos die deutschen Truppen gehaust haben, ist das Eigenthum nach Möglichkeit geschont worden. Die Bewohner von Versailles z. B. haben ihren Besitz aus den Händen der Prussiens unversehrt bekommen, und erst die Soldaten des Bürgerkrieges haben die unnütze Verwüstung gebracht. Freilich — auf's Theater würde sich eine solche Aeußerung nicht wagen.

Ganz anders als in einiger Entfernung sieht es im näheren Umkreise der Stadt aus. Wie im Innern von Paris noch die rauchgeschwärzten Trümmer des Stadthauses, der Tuilerien und so vieler anderer Gebäude in die Lüfte starren, schaurige Andenken an die Teufelei des Blödsinns, so auch draußen: so weit die Kugeln der Parteien reichten, so weit war die Zerstörung groß genug, um nicht blos bis heute, sondern auch noch auf längere Zeit der verwischenden Arbeit zum Trotze sichtbar zu bleiben. In der unmittelbaren Nähe der Enceinte stehen freilich schon wieder neue Gebäude in Menge, gar Vieles aber liegt noch in Schutt und Asche. Am ärgsten sieht es in St. Cloud aus, ein ganzes Drittel der Häuser ist ruinirt und, wohlverstanden, alle Breschen öffnen sich nach der Pariser Seite, so daß auch der Böswilligste hier nicht im Stande wäre, die Deutschen zu verleumden. Ganz am oberen Ende des Ortes steht ein niedliches Landhaus, in dem eine große, nicht geplatzte Granate gerade über der Thür sich eingebohrt hat, so genau centrirt, daß sie mit den sternförmig um sie verbreiteten Sprüngen wie eine kühn aber gut angebrachte architektonische Verzierung aussieht und als solche soll sie auch offenbar da stecken bleiben. Kleinere Kugelspuren sieht man natürlich überall; im Bois de Bologne ist stellenweise jeder Baum wenigstens sechsfach durchlöchert. Den Charakter des Malerischen haben die Ruinen übrigens durchaus verloren, weil man im Interesse des Verkehrs und der Ordnung den Schutt zumeist im Innern derselben aufgehäuft, Nothgebäude neben und zwischen ihnen aufgeführt hat, u. dgl. m. Manches Haus, welches von Weitem ganz reputirlich aussieht, erweist sich, aus der Nähe oder von einer anderen Seite betrachtet, als eine leere Schale, die inwendig als Rumpelkammer für ihre eigenen und fremde Trümmer dient.

In hohem Grade interessant ist es, die Mittel zu verfolgen, durch welche der Haß gegen Deutschland beim Volke erhalten werden soll. Die gelegentlichen Nadelstiche in den Zeitungen sind Ihren Lesern aus Ihren eigenen Mittheilungen schon bekannt; auch haben eben diese Mittheilungen dieselben in den Stand gesetzt, zu erkennen, daß jene Nadelstiche nicht immer besonders glücklich ausgeführt werden, zuweilen gar mit der Spitze nach rückwärts, wie die ergötzliche Geschichte von der Schlangenfütterung, welche der Temps vor einigen Tagen brachte. Auch der Soir von gestern Abend liefert wieder einen Beitrag; er spricht von Poruparlees zwischen Frankreich und Belgien, welche eine befriedigende Regelung der Verhältnisse zwischen dramatischen Schriftstellern und fremden Bühnen, die ihre Stücke spielen, erwarten lassen, erwähnt, daß ein französisches Theater in London freiwillig sich erboten habe, Autorenantheile zu bezahlen, spricht von Oesterreich, Amerkia, von den Hoffnungen, die man in Rußland habe, und schließt: „Von Preußen sprechen wir nicht." Ich weiß nicht, ob für uns derartige Verträge existiren, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß ein Jeder billigen Anforderungen gern entgegenkommen würde; der Soir aber sollte wissen, daß, wenn man von Jemanden etwas wünscht, man sich ihm gegenüber in anständigen Formen auszusprechen hat. Man würde übrigens sehr irren, wenn man glauben wollte, daß derartige Angriffe ihrer Ungereimtheit wegen ihre Wirkung auf das Publikum verfehlten; von der Kritiklosigkeit des letzteren erlebt man ganz fabelhafte Beispiele.

Das pikanteste, das zugänglichste, das mächtigste Mittel, Erinnerungen nachzuhalten, Abneigungen auszudrücken und zu erregen, sind jedenfalls Tendenzbilder und Caricaturen, die, an jeder Straßenecke auszustellen, bei Sonnenschein wie bei Gaslicht dem Eiligsten ins Auge fallen, dem Ungebildetsten verständlich sind, den Theilnahmlosesten zu patriotischer Empfindung oder wenigstens zu patriotischem Spott erregen können. Es waren denn auch derartige Produkte eine unzählbare Menge vorhanden, aber unter dem, was sich bis jetzt erhalten hat, ist es schwer, viel Gutes oder auch nur Leidliches aufzufinden. Ich habe nur drei Bilder gesehen, die etwas taugten. Das erste ist eine Caricatur, die den Einzug in Paris behandelt. Unsere Truppen kamen bekanntlich bis auf die place de la concorde; dort waren sie durch das Gitter des Tuilerieengartens von dem Berich

des Palastes und der übrigen Stadt getrennt. Natürlich haben sie sich vielfach an das Gitter gedrängt, um hindurchzuschauen, natürlich hat hier und da ein Gamin sich mit dem Versuche amusirt, ihnen Aepfelgehäuse „und andere harte Körper" an den Kopf zu werfen, und gleichfalls natürlich konnte, von innen gesehen, die ganze Scene einen Humoristen an eine sich hinter dem Gitter präsentirende Menagerie erinnern. So hat denn ein Maler sie gezeichnet, und zwar in gemüthlicher Auffassung; man sieht hinter den Stäben alle die Typen, welche uns aus den Fliegenden Blätter so wohl bekannt sind, den dicken Feldwebel mit grimmen weißem Schnurrbart, den himmellangen Recruten „Finger an der Hosennaht", den Lieutenant mit dem Augenglas in kühn erhobener Pose, links ein weißer Zettel: „Das Publicum wird gebeten, die Thiere nicht zu reizen"; kurz, die Situation ist mit vielem Humor benutzt, und nicht der schlechteste Witz des Malers ist, daß er den Braven Einem neben den Verdienstmedaillen auch einen Orden vom grünen Stiefel angehängt hat — eheu! Welch Dalwigk-Nassau-Lobensteinische Erinnerungen erwachen uns bei diesem Anblick! Und es ist ein gutes Zeugniß für den Urheber des Bildes, wie für die, die ihm dazu gestanden haben, daß die gutmüthig treuen Physiognomieen unserer Landsleute sich in seiner Zeichnung wiederspiegeln; was wir bei uns zuweilen haben durchpassiren sehen, mit rothen Mützen und blauen Hosen, sah auch nach Menagerie aus, aber nicht immer nach dem zahmen Theil derselben. (Schluß folgt.)

Mannichfaltiges

(Auch ein Grund.) In der Gemeinde Rattelsdorf bei Bamberg stand ein Christusbild, dessen Erneuerung nothwendig wurde, weil es sehr schadhaft war. Wohlhabende fromme Seelen ließen ein neues herstellen und am Sockel mit der Inschrift versehen: „Liebe Gott über Alles und Deinen Nächsten wie Dich selbst!" — Es wurde nun das Ansuchen gestellt, das Bild einzuweihen, der Herr Pfarrer verweigerte es; Grund: „weil dieser Bibelspruch der Wahlspruch der Freimaurer sei." So geschehen im Jahre 1872 nach Christus!

(Ein Aprilscherz Peter des Großen.) Der berühmte Zaar war nicht nur ein Freund der Industrie und Arbeit, er liebte auch öffentliche Schaustellungen und Aufzüge und beschäftigte sich nicht selten in eigener Person damit, allerlei Vergnügungen und Späße in Scene zu setzen. Jede Veranlassung dazu war ihm willkommen. So ließ er am 1. April des Jahres 1719 seinen ganzen Hof, sowie alle Notabilitäten der Residenz in's Theater entbieten, um die Proben außerordentlicher Kraft eines aus Deutschland gekommenen Akrobaten zu bewundern. Partere und Logen waren überfüllt und ein großer Theil des herbeigeströmten Publikums mußte am Eingange wieder umkehren. Nach allerlei großartigen, die Neugier auf's Höchste spannende Vorbereitungen und nach langem Harren ging endlich der Vorhang auf, und auf der Bühne erschien, an farbigen Seilen langsam von oben herabgelassen, eine Tafel, auf welcher mit großen Buchstaben das Wort „April" zu lesen war. — Ein anderes Mal ließ Peter der Große vor den Thoren der Stadt einen gewaltigen Holzstoß zusammentragen und denselben in der Nacht des 1. April anzünden. Als nun der Feuerschein weithin am Himmel sichtbar wurde, alle Glocken der Stadt Feuerlärm läuteten und die Trommeln rasselten, wurde auf des Zaaren Befehl der Hofstaat aufgefordert, zur Hülfeleistung hinauszueilen. Auf der Brandstätte angekommen, begrüßte sie der Kaiser mit dem Rufe „April", ließ sie jedoch durch reichliche, in einer besonders dazu errichteten Holzbude verabreichte wärmende Getränke für die gestörte Nachtruhe schadlos halten.

(Respekt.) Katechet: „Sage mir, Minna, wie heißt das neunte Gebot?" — Minna (zögernd): „S — Sie sollen nicht begehren Ihres . . ." — Katechet: „Aber, mein Kind, es heißt ja, Du sollst nicht begehren ꝛc." — Minna: Ja, aber Ew. Hochwürden, zu Ihnen darf ich doch nicht Du sagen."

(Pech.) In einem vornehmen Salon gab man sich pantomimische Räthsel auf. Eine Dame wollte „Silberblick" bezeichnen und hielt daher einen silbernen Löffel vor die Augen. „Löffelgans" platzte der unglückliche junge Herr heraus, welcher zu rathen hatte.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 136. Samstag, den 23. November **1872.**

Maasliebchen.

Novelle von Maria Calm.

(Schluß.)

Es war einer der ersten Frühlingstage. Das junge Mädchen ruhte, von Kissen gestützt, in einem Sessel; golden strömte das Sonnenlicht durch das nur leicht verhangene Fenster, und warf einen verklärenden Schimmer auf das noch bleiche Antlitz der Genesenden.

„Adele, meine süße Adele", flüsterte der junge Mann, „hab' ich Dich wieder einmal für mich allein? Sieh, ich bin eifersüchtig geworden auf all' die Anderen; sie sahen Dich so oft und mich hieltest Du fern."

Adele antwortete nicht; aber der junge Mann fühlte ihre Hand heftig in der seinen zittern, und dies für ein gutes Zeichen haltend, fuhr er fort: „Adele, wäre es möglich, daß Du mir noch zürntest? Hast Du nicht begriffen, daß es das Uebermaß meiner Liebe war, welches mich verleitete, die Deine auf die Probe zu stellen, die Du so herrlich bestanden. Sprich, zürnst Du mir deshalb?"

„Nein, Felix", erwiederte das junge Mädchen endlich, „ich zürne Dir nicht. Von ganzem Herzen habe ich Dir vergeben und danke Gott, daß er mir das Leben erhalten .... die Strafe wäre zu hart für mich gewesen. Aber ..."

„Aber was?" fragte Felix gespannt, als sie wie erschöpft inne hielt.

„Aber daß es Deine Liebe war, die mir jene Probe auferlegte, daß Du dieser Probe bedurftest — das verstehe ich nicht und werde es nie verstehen. Nein, niemals werde ich begreifen, daß man quälen, martern kann, was man liebt, daß man lieben kann, wo man nicht vertraut ... Meine Liebe, Felix, war anderer Art."

„War anderer Art!" schrie Felix auf, „o, Adele, sag' nicht war!"

„Sie war es", wiederholte das Mädchen, indem sie den vor ihr Knieenden mit unsäglich traurigem Blick anschaute. „Ja, Felix, sie war es. Mein Leben hat die Probe überstanden — aber meine Liebe ist daran gestorben."

„Ich werde sie wieder erwecken", rief Felix in höchster Aufregung, „ich kann, ich will Dich nicht lassen!"

„Kannst Du auch Todte zum Leben erwecken?" entgegnete Adele wehmüthig. „Nein, nein, es ist unmöglich! O foltere mich nicht — Du weißt nicht, wie ich gekämpft, gelitten, wie ich noch leide ... Sieh', ich mache Dir keine Vorwürfe, wir haben uns Beide getäuscht und büßen schwer dafür. Aber es ist nicht anders ... wir müssen scheiden."

Waren es die so leise, aber doch fest gesprochenen Worte — war es der tieftraurige, doch klare Blick, war es die äußere Ruhe Adelen's, die ihn überzeugte, daß ihr Entschluß unerschütterlich sei? ... Er versuchte keine Widerrede, nur ein Schmerzensschrei entwand sich seinen Lippen: „O mein Gott, ich habe sie verloren!" Dann stürzte er aus dem Zimmer.

* * *

Still und zurückgezogen hatte Adele nach ihrer Wiederherstellung mehrere Jahre mit der Mutter gelebt, welche durch die Gefahr, das theure Kind zu verlieren, erst recht erkannt, welchen Schatz sie in ihr besaß. Ewald hatte sie seit jener Zeit nicht wiedergesehen, jetzt aber war er als Assessor nach einer größern Stadt versetzt worden und hatte versprochen, auf der Durchreise die lieben Verwandten zu besuchen.

Es war Anfang des Frühlings, gerade drei Jahre nach der Zeit, da Adele von der schweren

Krankheit genesen. Ewald war am Morgen angekommen und wandelte jetzt mit Adele in dem kleinen Gärtchen auf und ab.

Sie hatte sich doch verändert in der Zeit. Ihre Wangen blühten nicht ganz so frisch, ihre Stimme klang nicht ganz so fröhlich, wie sonst, aber der klare Blick ihrer Augen, die heitere Ruhe ihres Wesens zeigten, daß sie, wenn auch nicht die verlorene Jugendlust, so doch sich selbst, doch ihren Frieden wiedergefunden hatte.

Ewald betrachtete sie mit forschenden Blicken. Er hatte ihr so viel zu sagen, und wußte doch nicht, ob er es sagen dürfe, wie er es sagen solle. Endlich blieb er vor einem Beete stehen, das mit Immergrün und Schneeglöckchen bepflanzt war.

Die kleinen Verkünder des Frühlings waren schon verblüht, traurig ließen sie die welken Köpfchen hängen. Aber auf dem Rasen der Einfassung hatten unter den wärmenden Strahlen der Sonne eine Menge Marienblümchen ihre rosigen Köpfchen emporgestreckt; ja, hier und da hatte eins schon seinen Kronenkranz entfaltet, und schaute fröhlich in den blauen Himmel hinein.

Ewald pflückte einige der für ihn so bedeutungsvollen Blümchen, und reichte sie Adelen.

„Maasliebchen, die ersten Maasliebchen", sagte sie sinnend. „Sie sehen doch frostig aus, die armen Kleinen, mit ihrem blätterlosen Stengel."

„Ja, ihnen fehlt das schützende Grün", erwiederte Ewald lebhaft. „Sieh', paßt das nicht gut dazu?" und er gab ihr einige frische Zweige von dem Immergrün.

Adele erröthete leicht, während sie den kleinen Strauß ordnete.

„Nur Immergrün", sagte er leise, „dunkel und einfach — aber treu und beständig. Kann das dem Maasliebchen zum Gefährten genügen — zum steten Gefährten?"

Es war unmöglich, ihn nicht zu verstehen. Er hatte ihre beiden Hände erfaßt, seine Augen leuchteten von tiefer, unaussprächlicher Zärtlichkeit.

„Kann ein schlichtes, aber treues Herz, das Dich geliebt hat, so lange es schlägt, Dir genügen?" wiederholte er noch einmal mit vor Aufregung zitternder Stimme.

Sie vermochte nicht zu antworten, tief bewegt barg sie die überströmenden Augen an seiner Brust. „Ja, genügen zu meinem reichsten Glück — für alle Zeit!" flüsterte sie endlich, „wenn Du zufrieden sein willst mit — Deinem Maasliebchen."

---

* Aus Paris.

(Schluß.)

Der einen guten Caricatur stehen Dutzende von unglaublich schlechten Producten gegenüber. Denken Sie sich z. B. ein Bild mit der Legende: „La paix signée, la France crie vengeance.' („Der Friede ist unterzeichnet, Frankreich schreit nach Rache.") In der Mitte ein Tisch mit Fauteuil und Dintenfaß, links gehen Kaiser Wilhelm, Bismark und Moltke, schlecht gezeichnet, aber nicht carikirt, mit befriedigtem Gesicht von dannen, und rechts steht la France unter Assistenz einiger Arbeiter und mehrerer furienähnlicher Subjecte und — schreit! Und diese heillose Injurie hängen die Photographen ihren geehrten Mitbürgern vor die Nase, laden freundlichst zum Kauf ein, und kein Mensch scheint etwas darin zu finden! Zur Vervollständigung der Ironie trägt das zerschossene Haus, welches den Hintergrund decorirt, die Inschrift: „Estaminet, Billard!"

Ein wirklich packendes Gemälde dagegen ist eines von zweien, welche den Titel führen „les horreurs de la guerre"; („Die Schrecken des Krieges") eine Frau wird von Soldaten — der französische Maler nimmt natürlich preußische — füsilirt. An eine Mauer gedrängt, steht die Megäre, das zerzauste Haar flattert über die auf dem Rücken gebundenen Arme; mit wildem Trotz starrt sie in die greifbar nahe, auf ihre Brust gerichteten Gewehre; eine Hyäne des Schlachtfeldes oder eine meuchelnde Brandstifterin, die das Motiv des über sie ergehenden Urtheils in deutlichen Zügen auf der Stirn trägt und die doch eine Regung der Sympathie herausfordert durch die dämonische Furchtlosigkeit, womit sie dem Tode und dem Feinde ins Auge sieht. Ich passirte das Fenster, an dem das Bild hing, mehrere Abende nach einander; jedes Mal fiel mir die Menge der Blousenmänner auf, die der Anblick fesselte; das Publicum in Rock und Hut, welches sonst an ähnlichen Stellen Corona zu bilden pflegt, verschwand gegen die Zahl der Arbeiter, und mir war manchmal,

als ob hinter den halb verhaltenen Aeußerungen der Theilnahme ein Gedanke hervorlugte, wie: Gebt den Soldaten rothe Hosen, vertauscht ihre Helme in Käpis, und ihr habt eine Communarde, eine von uns, die von den Versaillern erschossen wird! — Es glüht hier noch Manches unter der Asche. Der Maler der Bilder heißt übrigens — Müller. Irgend welcher Copist hat die Geschmacklosigkeit gehabt die Heldin des Tableaus für eine Alsatia auszugeben, und so circuliren denn kleine Abdrücke davon mit der Unterschrift „l'Alsace“ oder „l'Alsace tuée par les Prussiens“; ein Pendant vom demselben Maler ist weniger bedeutend. Elsaß und Lothringen oder häufiger die Alsatia allein als Vertreterin beider spielen selbstverständlich eine große Rolle, man sieht sie von Frankreich Abschied nehmen, eine Büste Frankreichs bekränzen, trauernd warten („elle attend!“), um Gaben bittend, von Rückkehr träumen u. dgl. mehr. Ein Bild darunter ist gut, eine Alsatia in schwarzem Kleide mit Flügelhaube, ohne weiteres Emblem als einen Teller, auf dem sie Geld sammelt; das Gesicht frappirt durch die glückliche Vergeistigung, welche die Trauer einem Kopfe verleiht, der von Natur, der Bedeutung der Figur entsprechend, etwas bäurisch angelegt war; die Lippen sind ursprünglich formlos, man sieht, daß der Geist Mühe hatte, sich durch dieses Material bis zu edlem Ausdruck durchzuarbeiten, und der tiefe Schmerz, der das geleistet, wirkt um so rührender, weil die Spuren der überwundenen Unform an die Hülflosigkeit der Bittenden mahnen. Das Publicum scheint eine andere Alsatia vorzuziehen — wenigstens ist sie die meist verbreitete —, der man eine schwarz-weiß-rothe Cocarde an die Haube gemalt hat, in Rücksicht auf die ästhetische Wirkung eine sehr fragwürdige Zuthat, als Irritationsmittel aber vielleicht nicht so übel.

Was außer den genannten Sachen hier umherhängt, ist kaum der Rede werth. Ein Kopf, der Kaiser Wilhelm, Bismark und Napoleon III. unter einer Stirn vereinigt, Preußen, die sich in eine Menge von Geldsäcken theilen, die deutschen Heerführer, im Traume von Phantomen der Gefallenen gequält, und ähnliches ideenloses Zeug, dazwischen die brennenden Tuilerieen, Bilder aus der Cummune, Napoleon III. als Kain, von einem Engel der Rache vertrieben, während ein zweiter höchst überflüssiger Weise ihm von hinten einen Spiegel nicht vor-, sondern nachhält, Herr Thiers im Lehnsessel, träumend von Glück und Ordnung in Frankreich — das Bild ist so arrangirt, daß es selbst den ganzen Vorder- und Mittelgrund einnimmt, — Heinrich V. nimmt in einem Ueberrock, der auf einen sehr schlechten Schneider schließen läßt, die Huldigungen seiner Getreuen entgegen. — Das Alles steht friedlich durcheinander, bedeutungslos und, so viel ich wahrnehmen konnte, fast unbeachtet. „Nos couleurs quand même“ findet etwa noch einigen Anklang, drei Damen, eine ganz in Roth, eine ganz in Weiß und eine ganz in Grün, die, neben einander gehend, durch ihren Anzug die verbotene Tricolore auf erobertem Terrain zur Geltung bringen — gerade keine Schmeichelei für die männlichen Anhänger der drei Farben.

Zum Schluß meiner Excursion erlebte ich noch, daß ein Händler sich weigerte, einem Deutschen — der Westfale war allerdings an seiner Sprache auf 20 Schritte zu erkennen — seine patriotischen Bilder zu verkaufen, consequent, aber nicht sehr zweckmäßig, denn in dem nächsten Laden erhielt unser Landsmann anstandslos das Geforderte.

Mannichfaltiges.

(Den Unterschied zwischen Schöpfung und Gründung hat die „Berliner Montags-Zeitung“ herausgefunden: „Die Schöpfung ging von einem Chaos aus, die Gründung ging auf ein Chaos zu. — Bei der Schöpfung erkannte der Mensch, was gut und böse ist, bei den Gründungen nicht. — Bei der Schöpfung war der Mensch zuerst nackt, bei den Gründungen später. — Bei der Schöfung ward der Mensch aus dem Staube gemacht, bei den Gründungen machen sich Viele aus dem Staube.“

(Kinderstreiche.) Zwei Knaben im Alter von 4—5 Jahren werden von dem Großvater des einen Knaben freundlich begrüßt. Als er sie verlassen, fragt der eine: „Wer war der?“ worauf die Antwort erfolgt: „Als mein Vater noch klein war, war der sein Vater.“

(Kaiser Franz II) war just zur Regierung gekommen und der hohe böhmische Adel beschloß, sein Bild im Ständesaal aufzuhängen. Es mußte aber erst gemalt werden und da traf sich's gut, daß gerade der berühmte Maler Macco in Prag eintraf. Der sollte das Bild malen, leider verlangte er einen so hohen Preis, daß der hohe Adel bedenklich wurde; denn, sagte er, wir haben noch nicht lange den Kaiser Leopold malen lassen, der uns viel Geld gekostet und er hat so kurz regiert; wer bürgt uns dafür, daß Franz II. länger regiert? wir müssen sparsam mit dem Gelde des Landes umgehen. Da hatte Graf Clam-Martinitz einen genialen Gedanken. Meine Herren, redet er den Landtag an, Macco kann uns den neuen König und Kaiser malen, ohne daß es uns so viel Geld kostet, er mag auf dem Bilde Sr. Majestät Leopold II. den Kopf wegkratzen und diesen mit dem Kopfe Sr. Majestät Franz II. übermalen, die übrige Figur mit dem Krönungsornat kann ganz gut bleiben — Alle fanden den Einfall prächtig, und stimmten zu, nur der wunderliche Maler Macco fand diesen Antrag unter seiner Würde und lehnte ihn ab, es fand sich aber bald ein gefügiger Künstler. Man sieht, wie leichtsinnig der böhmische Adel mit den Köpfen seiner Könige umspringt, freilich und ein paar Jahrhunderte früher auch die Könige und Kaiser mit den adeligen Köpfen in Böhmen sehr ungenirt umgesprungen.

(Billigkeit.) Gatte: Du Frau, am Jahrestage unserer Ehe bratest Du eine Gans. — Gattin: Bei dieser theuren Zeit eine Gans? — O nein! — Gatte: Hast Du bei unserer Copulation nicht gehört, daß das Weib einem Manne gehorsam sein muß in billigen Dingen? — Gattin: Als ob eine Gans um vier Gulden etwas Billiges wäre. Ja, damals, bei unserer Copulation, da hast Du eine Gans billig bekommen.

(Frühreif.) Söhnchen: Aber Papa, der Minister ist streng, denke nur, so oft der Sohn Karl einen Fehler macht, bekommt er Schläge. Papa: Das finde ich ganz in der Ordnung, Fehler müssen bestraft werden. — Söhnchen: Ja wer straft denn den Minister, wenn er Fehler macht?

(Sehr bedenklich.) Einen Rekruten, welcher bei der Assentirungs-Commission nicht ganz das erforderliche Maß hatte, entließ man mit den zum Eintragen in die Listen bestimmten Worten: „Etwas klein, verspricht aber noch zu wachsen." Erschrocken tritt der Rekrut nochmals vor und stammelt: „Herr Major, das kann ich Ihnen nicht ganz genau versprechen."

(O die Kinder! Bräutigam: Laß mich in Deinen Locken spielen, himmlische Louise! — Emma: Gebens aber Acht, Herr Liebmeyer, die Louise steckt sie immer gar leicht auf.

Goldkörner.

Die Idee ist die Mutter der That, ja sie ist die lebende Seele derselben und nicht blos ihr Urheber, sondern auch ihr Erhalter.

* * *

Güte ist Größe. Th. Carlyle.

* * *

O wie befeligt uns Menschen ein falscher Begriff. Goethe.

* * *

Ueberall, wo ein großer Geist seine Gedanken ausspricht, ist Golgatha. Heine.

* * *

Ein Mensch lebt nicht voll, wenn er nur für sich lebt und sein Dasein bewahrt. Auerbach.

* * *

Ein falscher Freund gleicht dem Schatten des Zeigers an der Sonnenuhr; er verschwindet, wenn die Sonne untergeht. O. L.-G.

* * *

Gegensätze mögen anziehen, aber nur Uebereinstimmung hält zusammen. J. Stuart Mill.

* * *

Des Scharfsinns größter Fehler ist, über das Ziel hinaus zu schießen. La Rochefoucauld.

* * *

Das Leben der Andern soll für Dich ein Spiegel sein. Terenz.

* * *

Geniale Naturen gleichen dem Demant. Wie dieser nur durch seines Gleichen geschliffen werden kann, so wird auch eine geistig große Natur nur durch gleiche gebildet. Im Umgang mit unbedeutenden Menschen wird sie wohl auf diese Eindrücke machen, selbst aber formlos bleiben. O. L.-G.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Jost.

Nr. 137. Dienstag, den 26. November 1872.

Eine Dorfgeschichte.*)

Von Hans Tharau.

Es ist Weihnachtsabend.

Würziger Duft des Nadelholzes, — knisternde Funken von den Kerzen abspitzend — hier und da eine Nuß oder ein Apfel auf das weiche Moos hinabfallend, — alles strahlend, leuchtend, glitzernd, — und rings um die hohe Tanne trautes Weihnachtsgewoge, — jubelnde Kinderstimmen, altbekannte Christfestlieder, — Geben und Nehmen in freudigem Austausch, und das in einem großen, schön ausgestatteten Saale, wo die silbernen Kronleuchter stolze Ahnenbilder bescheinen. Dort drängt sich die Jugend um die reichbeladenen Tische.

Daneben, — die Flügelthüren sind geöffnet — in einem kleinen Gemache sitzt in der Nähe des prasselnden Kaminfeuers ein älteres Paar.

Die Dame im Lehnstuhl, im grauseidenen Kleide und der enganschließender weißer Mütze hat schneeweißes Haar, doch die schönen klaren blauen Augen beweisen, daß der Geist noch frisch und jung geblieben, ob auch die äußere Hülle an Kraft abgenommen.

Der Mann ihr gegenüber ist älter als sie, mehrere Jahre wohl, doch außer dem gleichfalls ergrauten Scheitel merkt man ihm sein Alter wenig an, er hält sich noch stolz und aufrecht, auch jetzt, wo er sich in seiner ganzen Höhe erhebt.

„Ich will nun gehen," sagt er, und die Greisin fordert ihn nicht weiter zum Bleiben auf; sie kennt seine Art, aber sie nickt ihm freundlich zu.

Er streckt ihr die Hand entgegen, in welche sie die ihrige legt, die er langsam und mit einer ritterlichen Ehrerbietung, welche zwischen zwei bejahrten Menschen etwas besonders Rührendes hat, an die Lippen führt, dann geht er hinaus.

In welcher Verbindung stehen jene beiden Hände zu einander? — Die eine so weiß und zart und fein, die andere groß und etwas schwielig und hart, wie sie Leute haben, die viel im Freien arbeiten.

Der, welchem letztere angehört, geht festen Schrittes die teppichbelegte Treppe hinunter und mit kurzem Gruß an den Dienern vorbei, die denselben respektvoll erwidern, — zur Hausthüre hinaus und über den knisternden, hartgefrornen Schnee, der fußhoch den Schloßhof bedeckt.

Nur einmal steht er still. Er blickt hinauf zu dem Fenster des kleinen Zimmers, das neben dem Saale liegt.

„Gott segne Dich!" sagt er halblaut, — dann geht er, ohne sich wieder umzusehn, auf seinen Stock gestützt, von dannen.

Oben, zu der Dame ihm Lehnstuhl, ist unterdessen ein junger Mann getreten, — das frische Leben, volles Jugendglück, strahlt aus seinen Augen.

„Es ist Dir am Ende zu viel geworden, liebe Mama?" fragte er liebevoll, „und doch möchten Dir alle danken. Dürfen sie kommen?"

„Jetzt nicht, Walter, — etwas müde bin ich doch. Bitte die Tante, mich beim Abendbrot zu vertreten, und schließe Du hier leise die Thüre, ich möchte gerne ein wenig allein sein."

„Soll nicht Nora wenigstens Dir gute Nacht sagen?" frug er wieder.

„Ja, das möchte ich wohl."

Ein liebliches, blondes Mädchen war bereits über die Schwelle getreten, sie wartete nur des Rufes, um näher zu kommen.

Sie beugte sich zu der Greisin, die ihr bewegten Blickes in die Augen sah und dann einen Kuß auf ihre Stirne drückte.

---

*) Aus dem „Daheim-Kalender" für 1873, den wir unsern Lesern hiermit bestens empfehlen. Die Red.

Dann gingen die jungen Leute auf ihren Wunsch in den Saal zurück, die Flügelthüren schloßen sich hinter ihnen; die Schloßherrin war allein. Das matte Licht einer umschleierten Lampe warf einen gedämpften Schein über das kleine Zimmer, und drangen auch immer noch fröhliche Stimmen aus dem anstoßenden Saale, so verzogen auch diese sich mit der Zeit, indem die Kinder zur Ruhe gebracht wurden und die übrige Gesellschaft sich in angrenzende Räume zum Souper versammelte.

Die Greisin lehnte den Kopf in den Sessel zurück und faltete die Hände.

„Herr, ich bin nicht werth aller Barmherzigkeit und Treue!“ sagte sie leise, — und die Worte zur Inschrift ihres Lebens machend, ließ sie die Vergangenheit wie träumend an ihrem Geiste vorüberziehn.

* * *

Sie war wieder ein Kind.

In der engen aber reinlichen Schlafkammer eines bescheidenen Bauernhauses lag sie in den schneeigen Kissen; neben ihr, ähnlich gebettet, ein etwas jüngeres kleines Bauersmädchen.

Beide Kinder waren hell wach, wiewohl es erst vier Uhr früh und noch ganz finster war, aber die Aufregung der Erwartung hatte sie nicht länger schlafen lassen, und jetzt blies es vom Kirchthum herab: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Noch eine kleine Weile der Spannung, und eine rüstige Bäuerin trat herein.

„Ei, so seid ihr doch schon wach, Ihr kleinen, vorwitzigen Mädels!“ rief sie, „nun, da mögt Ihr aufstehn,“ — und den Kindern rasch beim Ankleiden helfend, schob sie sie endlich in die nebenanliegende Wohnstube, wo ihr Mann grade das letzte Licht am Bäumchen anzündete, das mit seinem Glanz den kleinen Raum strahlend beleuchtete.

Die Kinder klatschten in die Hände, dann aber falteten sie dieselben, denn der Vater hatte seine Mütze abgenommen und nun klang es: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit,“ von seinen und ihrer aller Lippen.

Ein Knabe in Bauernkleidung, wohl mehrere Jahre älter als das älteste der beiden kleinen Mädchen, mit träumerischen dunkeln Augen, stand etwas abseits, in horchender Stellung.

„Warum hast Du nicht mitgesungen, Gottfried?“ frug ihn die größere der beiden Kleinen, als das Lied verklungen.

„Ich horchte, ob ich die Engel hören könnte,“ antwortete dieser, „denn der Herr Pastor sagte gestern, wenn Kinder Weihnachtslieder sängen, dann sängen die Engel droben mit.“

„Und hast Du sie gehört?“ frug dasselbe kleine Mädchen weiter, und ihre großen blauen Augen hefteten sich gespannt auf den Knaben.

„Nein,“ erwiderte dieser enttäuscht, „ich habe gar nichts gehört.“

„Ich will Dir sagen, Gottfried,“ tröstete sie ihn, „die Engel haben heute früh so viel zu thun, allen Kindern die Sachen zu bringen, die ihnen das Christkindchen schickt, daß sie zum Singen keine Zeit haben.“

„Das mag sein,“ antwortete er, wenn auch nur halb überzeugt.

Jetzt mußten die Kinder herankommen und ihre Geschenke besehen.

Die Bescheerung war eine reiche und bewies, daß hier andere Elemente eingriffen, als sonst mit den einfachen Verhältnissen der Bauernfamilie übereinstimmte.

Die ganze Familie war mit Kleidungsstücken und anderen nützlichen Gegenständen bedacht, und ließ sich insofern ein Unterschied wahrnehmen, als bei dem kleinen blauäugigen Mädchen die Wahl der Stoffe und des Schnittes eine andere und feinere, als bei ihrer Gespielin, und sich unter ihren Geschenken auch manche werthvolle Gegenstände befanden.

Um diese kümmerte sich die kleine Besitzerin aber wenig; das Spielzeug zog sie weit mehr an.

„Komm, und spiele doch mit uns, Gottfried“, rief sie.

„Nein, ich muß hinüber“, antwortete er, „meine Mutter sagte, ich dürfte nicht lange bleiben, sie haben bei uns jetzt auch schon die Lichter angesteckt.“

„Da will ich Dir doch noch was von meinen Sachen schenken!“ rief die Kleine und griff rasch nach dem, was ihr zuerst zur Hand kam; es war ein kostbares Medaillon an einer goldenen Kette.

Sie hielt es ihm hin, aber er wehrte es ab.

„Ich will nichts geschenkt!“ sagte er trotzig und ging.

Die Bäuerin nahm das verschmähte Kleinod aus der Hand der Kleinen und drückte auf die Feder.

„Das darfst Du nicht verschenken, Nora“, sagte sie, „denn siehst Du, darin ist das Bild

Deines lieben Papa, den Du nie gekannt hast; o, das war ein schöner, guter Herr, und die Mama hätte besser gethan, sich nicht von dem zweiten überreden zu lassen und mit ihm in die große Stadt zu ziehn, denn er ist ganz anders als ihr erster Mann, — schon daß er Kinder nicht leiden mag, mißfällt mir an ihm. Ich kann mich zwar nur darüber freuen, denn dadurch konnte ich Dich in der Pflege behalten, was mir doch ein Trost ist, wo mir der liebe Gott mein Mariechen nahm, das jetzt so alt wäre wie Du, wenn Du aber einmal Deine reiche Erbschaft antrittst und Schloßherrin wirst —"

„So schwätze doch dem Kind nicht dergleichen vor, wo sie's nicht verstehen kann", unterbrach sie ärgerlich ihr Mann.

„Das sehe ich nun gar nicht ein", antwortete die Frau lebhaft, „es ist doch gut, daß sie bei Zeiten etwas erfährt über ihre Verhältnisse und ihre eigenen Angehörigen."

Der Mann zuckte die Achseln.

„Schöne Angehörige," sagte er, „die sich nicht einmal nach dem Kinde umsehen und immer nur das Geld und die Sachen schicken, als wär' es damit gethan!"

„Nun, ihre Mutter ist's darum nicht", erwiderte seine Frau, „wenn Du auch darin Recht hast, daß sie sich wenig genug um sie kümmert."

Die kleine Besprochene sah erstaunt mit ihren klugen, beobachtenden Augen von einem zum andern, dann schmiegte sie sich an die Bäuerin.

„Du läßt ihn nicht herein kommen, den bösen Mann?" frug sie.

„Was denn für einen bösen Mann, Schätzchen?"

„Der die Kinder nicht leiden mag!"

„Der!" lachte die Frau, „da kannst Du ruhig sein, der ist viel zu stolz, um hier über die Schwelle zu kommen, übrigens ist er weit weg, in der großen Stadt, mit der Mama. So, und nun geh' und spiel mit Röse."

(Fortsetzung.)

Das alte Pompeji.

In **Berlin** hielt dieser Tage Dr. **Engelmann** zum Besten der Lehrmittel des dortigen Friedrichs-Gymnasiums einen Vortrag über Pompeji. Nachdem der Vortragende den letzten Ausbruch des Vesuv vom Mai dieses Jahres mit dem viel schrecklicheren im Jahre 79 n. Chr. verglichen und diesen letzteren den Zuhörern in seiner ganzen Furchtbarkeit vorgeführt hatte, ging er zur Beschreibung und Characterisirung der Versuche über, die man seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Ausgrabung der Trümmer Pompeji's vorgenommen hat. Wie er hervorhob, hat man sich zum Schaden von Kunst und Wissenschaft früher lediglich mit der Anslichtschaffung von kostbaren Statuen und Geräthen begnügt, während man heute bemüht ist, die Häuser der vergrabenen Stadt so, wie sie einst gestanden, freizulegen und zu conserviren. Hierdurch hat man erst ein klares und anschauliches Bild von dem antiken Leben gewonnen. Wie nunmehr festgestellt, sind die Einwohner Pompeji's bald nach der Zerstörung zurückgekehrt und haben alles weniger tief Verschüttete und alles Werthvolle mit fortgenommen, so daß die Ausbeute an kostbaren Statuen eine verhältnißmäßig geringe ist. Die aufgefundenen gehören indeß zu den werthvollsten unserer Museen. An den Stellen, wo damals Menschen unter den herabfallenden Lavamassen vergraben sind, hat sich die Form derselben in den Bimsteinmassen genau abgeprägt und erhalten, indem dieselben lange der Verwesung getrotzt und endlich verwest, einen leeren Raum zurückgelassen haben, der ihrer Gestalt entsprach. In diese Räume ist flüssiger Gyps gegossen worden, wodurch getreue Abdrücke der Gestalt der alten Pompejaner erhalten hat. Die rührenden Erzählungen von dem Liebespaar, das in enger Umschlingung unter der Asche verschüttet ist, von dem Soldaten, der in seinem Schilderhause, das er nicht verlassen wollte, den Tod gefunden, u. a., entbehren jeder thatsächlichen Grundlage. Bisher haben sich die Ausgrabungen auf den nord- und südwestlichen Theil der Stadt beschränkt, in welchem letzteren alle öffentlichen Plätze und Gebäude gelegen zu haben scheinen. Redner beschreibt demnächst das prächtige Forum mit dem herrlichen Jupiter- und dem zierlichen Isistempel und erwähnt, daß die Basilika, nicht, wie man lange Zeit angenommen, eine christliche Kirche, sondern nach den neuesten Forschungen ein Gerichtsgebäude (Tribunal) gewesen ist. Die Straßen waren, um Schatten zu gewähren, eng und wenig von Fuhrwerken benutzt. In Ermangelung von Zeitungen malte man öffentliche Bekanntmachungen

die Ankündigung von Theatervorstellungen, die Liste der Wahlkandidaten u. s. w. auf die Straßenseite der Häuser. So haben wir u. A. auch ein Gedicht, das ein unglücklich Liebender an das Haus der Geliebten gepinselt hat. Die Häuser, ohne Fenster, hatten nach den Straßen zu durchweg Verkaufsräume, die mit dem übrigen Theil des Hauses gewöhnlich in keinem Zusammenhang standen. Bei der Beschreibung der inneren Räume des Hauses hob Redner hervor, daß die Wände in der Mitte fast überall mit schönen Gemälden aus der Mythologie geschmückt waren. Die Farbengebung und die leichte Pinselführung an denselben sind wahrhaft staunenswerth, zumal doch nicht alle diese Gemälde von den ersten Künstlern jener Zeit gemalt sein werden. Die Malereien in den Zim ern sind übrigens, wie die neuesten Untersuchungen im Gegensatze von den herrschenden Anschauungen ergeben haben, Frescoarbeiten. Daß sich diese bis auf unsere Tage in so gutem Zustande ererhalten haben, erklärt sich aus der weit besseren Zubereitung des Stucks, zu dem man vielen und guten Marmor verwendet hat.

Mannichfaltiges.

(Ein sonderbarer Selbstmord) wird aus Brixlegg in Tyrol berichtet. Daselbst versah J. Turner bereits seit 37 Jahren das Amt eines Meßners. Sein Hauptvergnügen war das Läuten auf dem Thurme, und er sagte auch öfter, daß er auf dem Thurme einmal sterben werde. Gestern den 11. November wurde der hochwürdigste Herr Jakob Müller begraben, seit 37 Jahren Pfarrer von Brixlegg, also seit jener Zeit, als auch Turner in's Amt trat Dieser Todesfall machte auf den Armen einen solchen Eindruck, daß er seinen lange gehegten Entschluß auch ausführte. Als man heute zur gewohnten Stunde die Ave-Maria-Glocke nicht hörte, war es schon sehr auffällig. Als später die Leute zur Kirche gingen, bemerkten sie zu ihrer großen Ueberraschung den Meßner an der Kreuzspitze des Kirchthurmes hängen. Nur mit großer Mühe gelang es dahin zu kommen und den Leichnam des Selbstmörders abzunehmen. Der Vorfall erregte weit und breit das größte Aufsehen.

(Pfiffig.) Der Pariser „Figaro" erzählt folgende Anekdote, deren Wahrheit er verbürgt: Neulich kam ein Dienstmädchen in einem distinguirten Hause mit verbundenem Finger und in Thränen aufgelöst zu ihrer Gebieterin: „O, Madame, wenn Sie wüßten!" Und ihr Schluchzen verdoppelte sich. — „Was ist Ihnen, Francoise?" — „Ich habe mich mit der Spitze einer Gabel tief in den Finger gestochen." — Närrin, das ist ja nicht gefährlich und wird vorübergehen." — „Aber, gnädige Frau, ist die Gabel auch von Silber?" — „Gewiß." — „Das ist ein Glück, denn wäre sie aus Packfong, so würde der Stich doch gefährlich sein." — „Beruhigen Sie sich, Francoise, sie ist von Silber." — O, ich bin jetzt wieder beruhigt! ..." Am andern Morgen war Francoise und mit ihr ein großer Theil des Eßzeuges verschwunden.

(Doppelter Irrthum.) Ein Secretär trat beim Billardspiel einem Offizier aus Versehen auf den Fuß und entschuldigte sich deswegen ganz höflich „Herr," fuhr der Offizier heraus, „wofür halten Sie mich?" „Ich halte Sie für einen braven Offizier; allein wofür halten Sie mich?" „Ich halte Sie für einen Narren," entgegnete der Kriegsmann. „Nun," fiel der Secretär ein, „da haben wir uns Beide, wie ich merke, gewaltig geirrt."

(Eine appetitliche Annonce.) In Pariser Blättern findet man folgende Annonce: Zahnarzt X., Straße . . , Nr. . . ., hat die Ehre, seinen zahlreichen Kunden zu melden, daß er zu den herannahenden Winterfesten vollständige Gebisse oder auch einzelne Zähne für Hochzeiten, Bälle, Soiréen und Tafeln ausleiht.

(Komischer Druckfehler.) In einem Durlacher Blatte steht folgende Dung-Versteigerung: Am Samstag den 5. d. M., Nachmittags 3 Uhr, wird im Hofe der physikalischen (statt fiskalischen) Ställe in Rüppurr Pferdedung gegen gleich baare Zahlung versteigert. Commando der leichten Batterie Bad. Feld-Artillerie-Regiments Nr. 14.)

Druck von L. Georges in Landau.

// Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 138. Donnerstag, den 28. November 1872.

Eine Dorfgeschichte.

Von Hans Tharau.

(Fortsetzung.)

Und wieder ist es Weihnachtszeit. Mutter und Stiefvater der jungen Baronesse sind nach jahrelanger Abwesenheit mit mehreren Kindern zum Schlosse zurückgekehrt, dessen Bewohner ersterer, als Vormünderin ihrer Tochter aus erster Ehe, bis zu deren Großjährigkeit zukam. Leonore selbst ist in einer naheliegenden Stadt in Pension gewesen, jetzt darf sie in den Ferien nach Hause kommen.

Doch wahrhaft heimisch fühlte sie sich nicht in den weiten Räumen des Schlosses und unter den ungezogenen Stiefgeschwistern, sondern drüben, in der traulichen Wohnstube ihrer Pflegeeltern, wo sich nichts verändert hat in der ganzen Zeit, wo alles noch auf demselben Flecke steht wie damals, als die kleine Nora darin ihre ersten Gehversuche machte.

Nur Röse ist verändert, wie Leonore selbst, und der Altersunterschied zwischen ihnen macht sich fühlbar, indem Röse mit bewundernder Verehrung zu der älteren Freundin aufblickt.

Gottfried ist ein großer, strammer Bursche geworden, wenn auch schüchterner und träumerischer als je.

Es bedarf vieles Zuredens, ihn aus dem Nachbarhause zu holen, um die Spielgefährtin von einst zu begrüßen; doch Röse überredet ihn dazu, und wieder stehen die drei unter dem Christbaum, den die junge Baronesse ihren Pflegeeltern und deren Tochter geputzt und welchem sie alle möglichen sinnigen Geschenke zugefügt.

Als Leonore nach ein paar Jahren zum väterlichen Schlosse wiederkehrt, ist sie eingesegnet worden und soll nicht wieder in die Pension zurück; allein wie eine Fremde fühlt sie sich im eigenen Hause, und wie einen Eindringling behandeln sie die Stiefgeschwister.

Wieder sind das für sie die glücklichsten Stunden, die sie in dem bescheidenen Bauernhause zubringt. Sie ist zwar an geistiger Entwickelung und Bildung weit über diese einfachen Leute hinaus, eben so wie ihr schlanker, vornehmer Wuchs über die kleine Röse emporragt, doch für Herz und Gemüth findet sie das taktvollste, tiefste Verständniß.

Auch Röse ist aus der Schule gekommen und hilft ihrer Mutter in dem kleinen Hausstand.

Gottfried hat vor kurzem seine Militärdienstzeit angetreten und kommt nur zu Weihnachten auf kurzem Urlaub nach Hause. Wie stattlich er sich ausnimmt in der schönen Uniform! Er hat sich sehr zu seinem Vortheil entwickelt, und wenn auch immer noch still und in sich gekehrt, so hat doch sein früheres schüchternes Wesen einer männlichen Sicherheit Raum gegeben.

Röse hat Kuchen gebacken zum Empfang des Jugendfreundes, und Leonore empfindet fast ein Gefühl des Neides, als sie hört, wie die beiden sich wie vormals Du nennen und so einfach und zwanglos mit einander verkehrten, indeß selbst die Jugendgespielin sie jetzt nicht anders als „gnädiges Fräulein“ nennen darf. Es kostete sie beide Thränen, doch Rösens Mutter hat es so bestimmt und ist durch keine Bitten davon abzubringen.

„Es soll nicht heißen, daß wir mit den vornehmen Leuten gleich und gleich machen wollen!“ sagte sie in richtigem Taktgefühl.

Wieder werden die alten Weihnachtslieder zusammen gesungen, und Leonore überlegt, was sie wohl Gottfried schenken könne? Doch unter den Sachen, die sie für ihre Pflegeeltern mitgebracht, will ihr keines passend erscheinen, er muß leer ausgehen.

Als sie ihm aber beim Abschied die Hand schüttelt, sagt er: „Ich danke Ihnen."

„Wofür denn?" fragt sie erstaunt, „Sie haben ja nichts bekommen."

„Doch," antwortet er, „ich habe was bekommen."

Allein sie konnte nicht begreifen, was er damit meinte

* * *

Nun war in Leonorens Leben eine bewegte Zeit gefolgt. Sie mußte ihre Angehörigen in die Residenz begleiten und, von Fest zu Fest geführt, feierte die reiche Erbin einen wahren Triumphzug.

Alles huldigte ihrer Schönheit, ihrem Geiste, aber mehr noch — ihrem Reichthum. Sie aber durchschaute sie alle, oder glaubte sie zu durchschauen, die Verehrer, die Schmeichler, die Anbeter. Ihr scharfer Verstand, ihr rascher Instinct legte alles auf die Wagschale und verschmähte die Schlacken, die man ihr als edles Metall aufzudrängen suchte.

Vielleicht, daß sie mit ihnen doch manch Körnlein reinen Goldes verwarf, vielleicht, daß doch hier und da, selbst in diesem weltlichen Kreise, einer oder der andere es wahr und ehrlich mit ihr meinte und nicht um ihr Geld, sondern um sie selber warb. Sie erfuhr es nie; sie wußte nur, daß ihr Herz leer blieb und sie mit einer an Verachtung grenzenden Gleichgiltigkeit auf den eiteln Schwarm herniedersah.

Sie fühlte sich tief unglücklich inmitten aller Pracht und Herrlichkeit, einsam und verlassen in dem dichtesten Menschengedränge.

Man legte ihr ihre Eigenthümlichkeit als Blasirtheit aus, ihre Aufrichtigkeit als Schroffheit, und die eigene Mutter bestärkte die Welt in dieser Meinung, die Tochter war ihr in jeder Beziehung ein Stein des Anstoßes. Der Stiefvater aber verbarg schlecht die Abneigung, welche er für diejenige empfand, die mit Glücksgütern ausgestattet war, nach denen ihn Tag und Nacht in verzehrendem Neid gelüstete.

Und wie anders, wie ganz anders feierte sich Weihnachten in der großen Stadt, als zu Hause in der Kinderzeit!

Leonore war mit den Ihrigen am heiligen Abend zu einer großen und glänzenden Bescheerung im Hause des Höchstkommandirenden eingeladen

Sie hatte dringend abzusagen gewünscht, allein man zwang sie mitzugehen; ihr hauptsächlich zu Ehren war das Fest veranstaltet, der Sohn des Hauses war einer der ausdauernsten Bewerber um ihre Hand, von Leonorens Stiefvater begünstigt, der sich von seiner Dankbarkeit für die Zukunft günstige Concessionen versprach.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Jugenderinnerung.

Von A. S.

Mein Heimathsort, eine kleine freundliche Stadt in Franken, mit einer Mauer und einem Graben umgeben, der größtentheils zu Obst- und Gemüse-Gärten umgewandelt ist, hatte bis zu Anfang dieses Jahrhunderts unter den Krummstab eines souveränen Bischofs gehört. Solche Orte, die unter der Herrschaft eines Prälaten gestanden, sehen sich alle so ziemlich ähnlich: sie haben viele Kirchen und Kapellen, Christus- und Heiligen-Bilder auf den Plätzen und Straßen, an den Häusern und Brücken, und viele fromme und dürftige Menschen. Im Innern tönen und pimpeln die Glocken und Glöckchen am frühen Morgen, zu Mittag und am Abend, und Männlein und Weiblein aus dem Orte und den eingepfarrten Dörfern, vornehmlich die alten Weiber, wandern mit ernstgelegten Mienen, das Gebetbuch unterm Arm, den Rosenkranz in der Hand und ein Blumensträußchen von duftiger Lackblüthe, Nelke, Rosmarin und Salbei, zur Messe, zum Hochamt, zur Vesper, zum „Umgang" oder zur Wallfahrt. Hin und wieder kniet der fromme Wanderer auf dem Wege nieder und bekreuzt sich, wenn das Glöckchen drinnen im Orte das Zeichen gibt, und er murmelt, wenn er einem Anderem begegnet, ein „Gelobt sei Jesus Christus" und „In Ewigkeit".

Meine Vaterstadt war ein gut katholischer Ort. Bei einer Bevölkerung von 1500 „Seelen" hat sie eine stattliche Hauptkirche mit hohem Thurme, gefüllt mit Altären und vergoldeten Heiligen, Bildern, Beichtstühlen, Fahnen und bunten Stäben, und außer dieser Pfarrkirche noch drei kleinere Kirchen oder Kapellen. Auf den Brunnen stehen Heilige, grob aus Stein gemeißelt und weiß angestrichen, auf den Brücken der Johann von Nepomuk, auf der Straße und auf Feldwegen rings um das Städtchen Dutzende von steinernen, hölzernen

und auf Blech gekleckſten Kruzifixen, die von frommen Gläubigen zu ihrer Ehre, zur Beruhigung und zum Heile ihrer Seelen geſtiftet worden.

Die angeſehenſte, wichtigſte Perſon im Städtchen iſt Seine Hochwürden der Herr Pfarrer, der neben der Kirche reſidirt in einem ſchönen großen Hauſe aus Sandſtein, mit dem ein prächtiger Garten verbunden iſt. Neben dem Pfarrhof, dem offenen „Oelberg" an der Kirche gegenüber, ſteht die „Kaplanei", wieder ein großes Haus mit geräumigen Wohnungen für die zwei Kapläne. Der Pfarrer und die Kapläne haben ihre Haushälterinnen oder „Köchinnen". Böſe Menſchen, ſelbſt in ſtreng katholiſchen Bezirken, haben gar viel Schlimmes über dieſe Jungfrauen von „Pfarrersköchinnen" ſchon geſagt und geſchrieben, aber ſicherlich iſt das Alles nur pure Verleumdung. Der Teufel verſucht wohl auch die Frommen, um ſie zu prüfen, aber gegen „Pfarrersköchinnen" hat er keine Gewalt, denn die ſind vom Pfarrer ganz ſpeciell und gründlich geweiht.

Die Geiſtlichen genießen auf dem Lande gewöhnlich ein ganz beſonderes Anſehen; der Bauer eines gut katholiſchen Ortes nimmt ſchon zwanzig Schritte, ehe er an den „Pfarrhof" kommt, devot den Hut vom Kopfe, ſtreicht ſich die Haare mit der breiten Hand nach der Stirn und Naſe zu und hält die Kopfbedeckung in der Hand, bis er die Wohnung von Seiner Hochwürden paſſirt hat, und die Bäuerin fühlt ſich höchlich geehrt, wenn die Jungfer Köchin für Seine Hochwürden die Geſchenke der Metzelſuppe, der Kirchweih, Hochzeit und Kindtaufe: Gänschen, Würſte, Schinken, Kuchen, Wildpret, Eier, Obſt, Wein, Flachs und andere nutzbare annehmliche Haushaltſachen, freundlich-lächelnd und mit einem „Vergelt's Gott!" der Pfarrküche einverleibt und Seiner Hochwürden das gemäſtete Geflügel und der Rehrücken oder die Forellen recht gut bekommen. Ja, gewiß bekommen dieſe Geſchenke Seiner Hochwürden ſehr gut: der fromme Diener Gottes wird kugelrund, der ſchwarze Rock wird zu eng, um den vorſtrebenden Spitzbauch zu decken, das feiſte Geſicht glänzt wie ein abgegriffener Silbergroſchen und guckt ſelbſtgenügſam und irdiſch-zufrieden in die alberne Welt. Doch zur Sache.

Einer der Herren Kapläne meinte, mein junges Köpſchen berge ein ſeltenes Talent und berieth meine Eltern, mich „ſtudiren zu laſſen". Ich war etwa acht Jahre alt, ein träumeriſcher Junge, der lieber im Wald draußen lag und in der Natur herumſchlenderte, an deren lebendiger Pracht ſich erfreute, als zwiſchen engen Mauern ſitzen und ſchwitzen mochte. Ich ſollte aber ein „ſtudirter" Menſch werden, und der Herr Kaplan ſollte mir das nöthige Latein für die Schule beibringen. Es ging vortrefflich. Bald hatte ich den kleinen und großen Bröder hinter mir oder in mir und der Kaplan blickte mit Stolz auf ſeinen beſtens dreſſirten Zögling. Mit etwa 9½ Jahren fuhr ich dann mit dem Kaplan und meinem Vater zur Stadt, um das Examen für die Lateinſchule zu machen, das auch gut beſtanden wurde. Stolz ſtellte mich mein geiſtlicher Lehrmeiſter dort einem dicken „Profeſſor" vor als ein kleines Wunder von Gelehrſamkeit. „Nun, bringt nur eure Bauernjungen alle herein", ſpottete der joviale Profeſſor. — „Ja wohl, eſſen, trinken, ſchlafen und ſpazierengehen und Herr Pfarrer werden!!" — Er hatte im Ganzen wohl recht, der Herr „Profeſſor", das iſt das Ziel der meiſten vom Lande, die „ſtudiren", und wenn ſie Pfarrer geworden, iſt Eſſen, Trinken, Schlafen und Spazierengehen erſt recht die Hauptſache.

In katholiſchen Gegenden und Orten halten es die Eltern und Verwandten für eine ganz beſondere Familienehre, wenn der Junge Geiſtlicher wird! der Geiſtliche iſt ihnen ein auserwähltes, gottbegnadetes Weſen, und dieſe bevorzugte Stellung ihrem Jungen, der geiſtig und körperlich nicht für einen Schneider oder Schmied paßt, zu verſchaffen, koſtet ihnen auch nicht viel Geld. So Einer das geiſtliche Handwerk ergreifen will, erhält er auf der Schule Unterſtützung von allen Seiten: freie Koſttage und Geld bei Betſchweſtern und in frommen Häuſern, Stipendien, Penſion im Seminare u. dgl. Er braucht nur zu duckſen, brav in die Kirche zu gehen und ſein mechaniſches Lernwerk nothdürftig zu betreiben — zum Geiſtlichen bringt er es immer. Die wenigſt Begabten und Aermſten vom Lande werden denn auch gewöhnlich Geiſtliche. Meine vernünftigen Eltern hatten keinen beſtimmten Stand für mich in Ausſicht, wenn auch meine gute Mutter manchmal äußerte: „Nun, am beſten haben's doch die Pfaffen; ſie eſſen und trinken was gut iſt und laſſen unſern lieben Herrgott 'nen guten Mann ſein:" — (Schluß f.)

Mannichfaltiges.

(Die Auferweckung von den Todten) ist kein Wunder mehr; sie ist ein einfaches medicinisches Verfahren, erfunden von einem deutschen Professor. Derselbe erbat sich von Thiers zwei Communisten Namens Dodu und Brun, welche zum Tode verurtheilt waren, daß er sie, um ein wissenschaftliches Experiment an ihnen zu versuchen, tödten und drei Monate nach ihrem Tode wieder ins Leben zurückrufen dürfte. Seine Absicht war, durch Infektion einer Kalkauflösung die Körper vor Verwesung zu schützen, und nach seiner Theorie konnte der Patient nicht nur nach drei Monaten, sondern nach Belieben nach eben so vielen Jahrhunderten wieder belebt werden. In Gegenwart von Aerzten und öffentlichen Beamten chloroformirte der deutsche Professor die beiden Communisten, inficirte in die Körper eine Kalkauflösung, öffnete ihre Adern, entzog ihnen alles Blut, bis sie starben. Die Leichen wurden nunmehr der Ofenhitze so lange ausgesetzt, bis sie zusammengeschrumpften und eine ledergelbe Farbe annahmen. In diesem Zustande verblieben sie in einem Zimmer von mäßig warmer Temperatur die vorgeschriebenen drei Monate, und dann begann der Wiederbelebungsprozeß. Zwei gesunde und kräftige Arbeiter wurden herbeigerufen, ihnen zur Ader gelassen und das Blut dann warm in die Adern Dodu's und Brun's geflößt, worauf man zur Anwendung einer starken galvanischen Batterie schritt. Bei Dodu mißlang die Wiederauferweckung. Bei Brun aber rollten bald die Augenballen, die Muskeln begannen zu zucken, das Herz zu schlagen, und endlich — o Triumph der Wissenschaft! — nach vierzehnstündiger sorgfältiger Behandlung sprach Brun, sprang vom Tische auf, verschlang eine bereit gehaltene Tasse Bouillon und mehrere Unzen Cognac und beklagte sich hörbar über Schmerzen in den Gliedern und zwar besonders denjenigen, welche auf dem Tische geruht hatten. Er lebt nun gesund und munter unter dem Namen Fourbe in der Schweiz. Eine an dem Körper Dodu's angestellte Untersuchung zeigte, daß fettige Degeneration des Herzens die Auferstehung naturgemäß verhindert hatte. Diese Erfindung ist, wie Jeder leicht einsehen wird, von weit gehendster Bedeutung, besonders für diejenigen großen Geister, die ihrer Zeit um Jahrhunderte voraus sind und sich deßhalb unglücklich fühlen. Ein wenig Kalkauflösung und der Bürger kommender Jahrhunderte schläft, bis er erweckt zu werden wünscht. Nur einen Uebelstand hat diese Geschichte — daß sie zuerst von einem amerikanischen Blatte erzählt wurde.

(Briefwechsel zwischen Lehrherrn und Vater) eines etwas dummen Sohnes. Lehrherr: Herr Bankier B. in M. Als Lehrherr Ihres Sohnes habe ich alle Ursache, mich über denselben zu beklagen Er weigert sich die Lampen anzuzünden, was bei mir Aufgabe des jüngste Lehrlings ist. Ich denke, es könnte Ihrem Sohne nicht groß schaden und erbitte Ihre Meinung darüber. Hochachtungsvoll B. Buchhändler. — Der Vater: Herrn Buchhändler B. in N.: Wenn es Ihren Lampen nicht schadet, meinem Sohne schadet es sicher nichts. Hochachtungsvoll. B., Bankier.

(In dem Schaukasten) eines Hofphotographen in Berlin prangte schon längere Zeit das vorzügliche Bild einer recht schmucken Maid, deren schöne und regelmäßige Gesichtsbildung bereits so Manchen still zu stehen veranlaßt hatte. Ganz besonders schien am Donnerstag sich ein feingekleideter Herr mit gebräuntem Gesicht und breitrandigem Strohhut, offenbar ein bemittelter Oekonom, für das Konterfei zu interessiren, denn er ging wohl den halben Vormittag an dem Hause vorüber und hielt jedesmal bewundernd vor dem Bilde inne. Schließlich stattete der Gebräunte dem Hofphotographen einen Besuch ab und erbat sich die Adresse des hübschen Fräuleins. Damit konnte der Photograph aushelfen; die junge Dame ist die Tochter einer Markthändlerin vor dem Schönhauser Thore, und die einfachen Leutchen waren nicht wenig überrascht, am Nachmittag den Gutsbesitzer H...ke aus der Uckermark bei sich zu sehen, der nach kurzer Einleitung, und nachdem er das Fräulein in natura noch weit interessanter gefunden, mit einem Heirathsantrag hervortrat. Es dürfte demzufolge das schmucke Mädchen bald Gutsbesitzerin werden.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 139. Samstag, den 30. November 1872.

Kinderweisheit.

Durch's Dorf ein rosig Mädchen eilt mit Hast,
Und schlüpft durch jene Hausthür ganz verstohlen;
Zum ersten Mal hat sie sich Muth gefaßt,
Die Schwester aus der Schule abzuholen,
Wo sie noch niemals war zu Gast!

Erst bleibt sie schüchtern auf der Schwelle steh'n;
Laut schallt des Lehrers Stimme. All' die Mädchen,
Die sie so lustig kennt, still nach ihm seh'n,
Und nun erblickt sie auch ihr liebes Gretchen,
Und wagt es, zu ihr hinzugeh'n.

Den Finger auf der Lippe, winkt sie nur,
Und horcht, was wohl der Lehrer möchte sagen?
Er spricht von den drei Reichen der Natur,
Und als geendigt er, da stellt er Fragen;
Das Kind folgt aufmerksam der Spur.

„In welches Reich gehört der Mensch, Marie?
Du weißt es nicht? — Nun, Gretchen? — Weiß es Keine?".
Das Mädchen glüht: „Ich weiß es!" flüsterte sie.
Der Lehrer lauscht: „Ei, seht einmal die Kleine!
Wirst Du mir's auch jetzt sagen? Wie?"

Das kam doch unverhofft! Doch blickt sogleich
Das Kind empor, ganz frei und ohne Bangen,
Froh lächelt sie, ihr Auge wird so weich,
Sie spricht, indem sich färben ihre Wangen:
„„Der Mensch gehört in's Himmelreich!""

Amelie Godin.

Eine Dorfgeschichte.

Von Hans Tharan.

(Fortsetzung.)

Ein sternenheller, durchdringend kalter Abend; der Wagen hielt vor dem hell erleuchteten Portale. Die dampfenden Pferde scharrten ungeduldig auf dem hartgefrorenen Boden, bis sich der Schlag öffnen sollte. Leonore, in Pelz wohl verhüllt, war die erste, auszusteigen; sie wandte den Kopf zur Seite, der arme Soldat, der hier Posten stehen mußte bei der schneidenden Kälte, und das in der Weihnachtsnacht!

Jetzt rasselten Degen, es kamen Offiziere heran, und da trat er pflichtgemäß vor und präsentirte; das Licht der Gasflamme fiel hell auf die jugendkräftige Gestalt, auf das schöne, bleiche Gesicht, —

Leonore blieb wie angewurzelt auf der obersten Stufe stehen.

„Gottfried!" rief sie; doch schon hatte der Stiefvater sie beim Arm gefaßt, er schleppte sie vorwärts.

„Willst Du uns alle blamiren! raunte er ihr zu.

So ließ sie sich hinaufführen, wenn auch in einer Stimmung, die ihre stolze Schönheit noch unnahbarer erscheinen ließ.

„Ich verstehe nicht recht, was Sie heute Abend so besonders nachdenklich macht?" frug der Sohn des Hauses seinen schönen Gast.

„Ich stelle Reflexionen an über die Verschiedenheit in Rang und Stand und wie eigenthümlich jene Unterschiede oft auftreten. So zum Beispiel sehe ich mich hier in einem mir nur oberflächlich bekannten Kreis, indeß draußen, vor ihrer Thüre, mein bester Jugendfreund Posten steht."

„Ganz unmöglich, gnädigstes Fräulein! Sie müssen sich getäuscht haben! Es ist ja Weihnachtsabend, sämmtliche Herren Avantageure und Freiwillige sind auf Urlaub — —"

Ein ironisches Lächeln umzuckte Leonorens schönen Mund.

„Mein Freund ist Bauernsohn und gemeiner Soldat, Herr Lieutenant!"

„Ah!"

Doch schon war der Stiefvater in der Nähe.

„Meine Stieftochter gefällt sich in dergleichen Scherzen," äußerte er sich gegen den etwas verlegen dastehenden jungen Mann.

„Natürlich, ich verstehe!" fiel dieser ein, „ein so selten begabtes Wesen, wie die Baronesse, könnte allein einen gleichen Bildungsgrad als Basis wahrer Freundschaft gelten lassen."

„Sie irren, Herr Lieutenant!" antwortete Leonore mit Bestimmtheit, „Freundschaft ist bei mir Sache des Herzens und der Sympathie; — wo ein Charakter mir Achtung und Vertrauen einflößt, da frage ich wenig nach den Schulkenntnissen."

„Junge Damenlogik, wie Sie sehen!" hohnlachte der Stiefvater; doch Leonore hatte sich stolz abgewandt.

Sie schickte am folgenden Morgen nach Gottfried; allein durch ein Mißverständniß wurde es ihm nicht ausgerichtet und wenige Tage darauf, — der junge Lieutenant hatte sich inzwischen bei der schönen Erbin einen Korb geholt, — trat Leonore mit ihren Angehörigen eine längere Reise an, die sich auf mehrere Jahre ausdehnte.

Leonore genoß in vollen Zügen die Naturschönheiten, die sich ihr aufthaten, sie versank in Betrachtungen der reichen Kunstschätze der Vergangenheit, allein für Herz und Gemüth fand sie auch hier kein Genüge.

Die Ueberzeugung, man sehe in ihr nicht sie selbst, sondern allein die Erbin, steigerte sich zu einer krankhaften Höhe, und der Stiefvater, zu dessen Zwecken die eigenthümliche Entwicklung ihres Charakters paßte, verstand es, durch zufällig hingeworfene Aeußerungen sie in der einmal eingenommenen Richtung zu bestärken.

So kehrte Leonore, an Kenntnissen und geistigen Interessen bereichert, in innerster Seele aber erkaltet und verarmt, in die Heimath zurück, wenn auch das keine Heimat zu nennen, wo kein Herz ihr in Liebe entgegenschlug.

Und doch, — ja! — stand dort nicht das Haus ihrer Amme? war unter jenem bescheidenen Dache nicht die Treue und Anhänglichkeit zu finden, die sie draußen in der Welt so schmerzlich entbehrt?

Mit aller Sehnsucht ihrer Seele trieb es sie dorthin, noch am Abend ihrer Ankunft.

Es war kurz vor Weihnachten; und mit schmerzlich süßer Lebendigkeit stiegen die Erinnerungen an die Vergangenheit in ihr auf, als sie, in ihren Mantel gehüllt, allein in der Dunkelheit des trüben Decemberabends den den Weg vom Schlosse nach dem Bauernhause aufsuchte.

Was war aus dem Christfeste ihrer Kindheit geworden? was aus dem seligen, fröhlichen Kinderglauben? Versunken, begraben unter dem Schutt und Moder einer Welt, in der sie ihren Glauben an die Menschheit, ja fast an den Mensch gewordenen Gott verloren.

Konnte das ein barmherziger Erlöser sein, der ihr Leben so liebearm und freudelos gestaltet? der den Fluch des Reichthums auf sie gelegt, welcher sie zum Zielpunkt der Habgier, der Eifersucht und des Neids ihrer Nebenmenschen machte?

Nein, nein! — und wenn es auch solch einen Gott gab, sie hatte Er vergessen, für sie hatte Er keinen Platz in dem weiten Reiche Seiner Liebe.

Wenige Schritte, und sie stand vor dem kleinen Hause, in dem sie ihre glückliche Kindheit verlebt.

Drei Jahre, seit sie die Schwelle überschritten, und wenn auch Röse ihr von Zeit zu Zeit in kindlichem Styl verfaßte Briefe geschrieben, sie hatte doch lange nicht alles herauszulesen vermocht, was sie zu erfahren gewünscht.

„Keine Neuigkeiten giebt's hier nicht," hieß es fast immer als Entschuldigung für die Kürze des Schreibens, „Gottfried ist noch immer bei den Soldaten, und Vater und Mutter lassen vielmals grüßen, und es wäre noch alles beim Alten."

Doch alles beim Alten! — nichts von den Kämpfen und Enttäuschungen, den Stürmen und Bitterkeiten, die indeß durch Leonorens Herz gezogen; — noch alles beim Alten! — auch beim alten Kinderglauben der Weihnachtszeit, an dem sie Schiffbruch gelitten, draußen auf der hohen Flut.

Vor dem Hause stand sie einen Augenblick still.

Die Kunde von der Rückkehr der Gutsherrschaft war noch nicht hierher gedrungen.

Leise öffnete Leonore die zur Küche führende Thüre. Eine einzige Gestalt war in dem schwach erleuchteten Raume; sie erkannte Rösens blonde Zöpfe. Das Mädchen hatte ihr den Rücken gekehrt und stand mit gefalteten Händen, — Kopf ehrfurchtsvoll geneigt, — vor dem Herde, dessen prasselndes Feuer ein flackerndes Licht auf ihr Gesicht warf. (Forts. folgt.)

Eine Jugenderinnerung.
(Schluß.)

Der Kaplan brachte mich zu zwei alten Jungfern ins Quartier, bei denen ich, wie er sagte, „gut aufgehoben" wäre. Eine hübsche Versorgung! Diese Damen, vertrocknet wie altes Pergament, gehörten zu einer Gattung Geschöpfe, wie sie zur Ehre der Menschheit selbst in den pfäffigsten Gegenden selten sind. Strenggläubig und bigott will wenig sagen — unsere beiden Jungfern waren glaubenserbittert; sie wären fähig gewesen, zur Ehre der katholischen Religion den Holzstoß zum Schmoren eines Lutherischen selbst anzuzünden und unter andächtigen Gebeten tüchtig zu schüren. Wenn sie das Wort „Lutherisch" aussprachen, drohte und zischte Gift und Dolch aus Aug und Mund, sie spuckten dabei immer mit frommem Abscheu aus, wie über etwas Unreines. Uns Pfleglingen war auf dem schmalen Küchenzettel als Hauptgericht verzeichnet: zum Frühstück vor und nach dem dünnen Cichorientrank einige Gebetschnitzeln, vor und nach dem Mittagstisch die Einleitung und das Dessert eines Gebetes und Abends nach Käse und Salat der Band- und Lindwurm eines „Rosenkranzes". Mit dem Abendessen waren wir in fünf Minuten fertig, aber das Abendbeten dauerte gewöhnlich eine Stunde. Da war kein Theil am Leibe unseres Herrn Jesu Christi, den unsere Andacht nicht in besondere Behandlung gezogen hätte; die „armen Seelen" der Verwandten, die wir nie gekannt, bis zur seligen Urgroßmutter hinauf, mit den gewöhnlichen armen Seelen der ganzen Christenheit in Bausch und Bogen erfreuten sich unserer Fürsprache; die armen Seelen! sie hatten uns wohl manches Jahr früherer Erlösung aus der abscheulichen Hitze des Fegfeuers zu danken. Abgemattet und schlaftrunken fielen wir oft während dieser andächtigen Exercitien vom Stuhle. Vor dem Schlafengehen erhielten wir noch eine Portion Weihwasser ins Antlitz, und die Mahnung, eine „fromme Meinung" zum h. Geist zu machen. Von Zeit zu Zeit ward aus einem altem Schweinsleder vorgelesen, wie die guten Christen und Heiligen von den boshaften Heiden gegerbt, am Spieß gebraten, frikassirt und in Oel und Pech gesotten worden, oder aus dem „Güldenen Himmelsschlüssel" vom Pater Cochem, in dem gar Erschreckliches conterfeit ist von der Hölle und dem leibhaftigen Satan, daß Einem Nachts unter der Bettdecke noch gruselte und im Traume der Alp mit großen Hörnern und Pferdefuß drückte. Die alten Jungfern fluchten dabei in frommen Flüchen ob der heidnischen Gottlosigkeit und Ketzerei, oder schluchzten in Thränenbächen christlicher Rührung. An den Sonntagen mußten wir gewöhnlich von den 16 Kirchen der Stadt mit kaum 20,000 Einwohnern etwa 3 besuchen; in der Jesuitenkirche vor dem Bilde der schwarzen „Muttergottes" beten, denn die war „gut vors Gedächtniß", sie protegirte merkwürdigerweise das Gehirn, das sonst nicht in hoher Gunst steht; in der Kirche der Englischen Fräulein hörten wir einen jungen Pfaffen gegen die Lutherischen und die Ketzer auf die lächerlichste Weise bellen, bis endlich selbst das Domcapitel dem Manne den frommen Mund verschloß.

Unsere Jungfern legten gar keinen Werth auf das Irdische am liebsten waren ihnen die Quatember und Fasttage, an denen sie nichts zu kochen brauchten und wir auch mit fasten mußten; das unschuldigste Vergnügen war ihnen ein Gräuel, sie lebten nur als Dienerinnen Gottes und Bräute Christi für das Himmelreich. Ein Jesuit, Professor am theologischen Lyceum, schleichend und spähend wie ein Füchslein, unterstützte sie auch rechtschaffen in ihrer Mißachtung des Irdischen: er holte wöchentlich nebst dem heiligen Bruderschaftsgelde die Ersparnisse der Jungfern in glänzenden Silberzwanzigern oder Gulden für „heilige Messen" mit einem salbungsvollen „Vergelts Gott!"

Die Lateinschüler und Gymnasiasten wurden täglich zur Messe im Nonnenkloster geführt und mußten oft zur Beichte gehen. Es herrschte auf der ganzen Anstalt ein echt pfäffisches Regiment, herangebildet unter dem ultramontanen Ministerium Abel und dem Uebergewichte der Pfaffen im Staatswesen. Die Geschichtslehrbücher waren von Jesuiten nach ministeriellem Auftrag eigens zugeschnitzt, uns war eine katholische Geschichte präparirt, in welcher die Reformation als ein Werk des Teufels und des Unglaubens, Luther als ein Unhold und abtrünniger, meineidiger Mönch, die protestantischen Fürsten als natürliche Bösewichte geschildert, geschichtliche Personen, wie Philipp II. von Spanien, Alba und Andere, Feinde der Menschheit, die mit Feuer und Schwert wütheten, als gute Christen oder „Geißeln Gottes" verherrlicht waren; unliebsame Kapitel, wie die Geschichte der Inquisition, waren ganz weggelassen oder mit wenigen unklaren

Worten vertuscht. Für die Religion hatten wir ein lateinisches Handbuch des Jesuiten Canisius zum Auswendiglernen. O du Schantscharteke und Jesuitenmuster, du heiliggesprochener Canisius, du warst besonders schuld, daß mein junges Gemüth schon den stärksten Widerwillen gegen die Jesuiten und die „Religion" in Küchenlatein empfand und sich immer enger und inbrünstiger den liebenswürdigen Heiden und den deutschen Ketzern von Klassikern zuwandte!

Gott Lob! Ich hatte einen vernünftigen und hochgebildeten Lehrer, der sich meiner als väterlicher Freund annahm, und gegen mich, wie ich kaum 13 Jahre alt war, das Geständniß machte, daß die ganze niederträchtige Bildungsweise auf Heranziehung zur Charakterlosigkeit, pfäffischen Demuth und Unwissenheit ziele. Dieser würdige Lehrer gab mir Unterricht in den alten und neueren Sprachen, führte mich ein in die große Schatzkammer der deutschen Klassiker, begeisterte mich für Schiller, Goethe, Lessing 2c. Und als diese klassischen Götter einzogen, mußte sich der alte Kirchenherrgott mit den Legendenheiligen ausquartieren. Meine Eltern nahmen mich endlich aus der frommen Gifthütte der alten Jungfern; der fromme, gebetplärrende Junge von 14 Jahren studirte Feuerbach und die Hallischen Jahrbücher von Ruge und Echtermeyer, und siehe da, die Wunder des Teufels! der Kampf mit dem pfäffischen Regiment und System der Schule ging los bis zum Aeußersten, ich stand mit den „Jesuiten" und „Professoren" in offener, schärfster Opposition ...

Voll Wehmuth gedenke ich noch jener Tage und mancher meiner armen Mitschüler. Wie gewissenlos bestahlen unsere pfäffischen Lehrer unsere schöne Jugend, mit welchen erbärmlichen Mitteln verfolgten diese Sklavenseelen den jungen, freien Geist und vermochten ihn doch nicht zu beugen. Mit 16 Jahren nahm ich triumphirend meinen Abschied von der Jesuiten-Anstalt und bezog die Universität.

Aus solchen Anstalten kommen nun auch die Ziehpflanzen der „Seelsorger", die dann erst im Lyceum und in geistlichen Seminaren den höheren Zuchtmeistern übergeben und systematisch dressirt werden. Was Wunder, wenn aus solcher Saat so viel Unkraut aufschießt und ein ganzer Staat damit überwuchert und krank und faul wird!

Mannichfaltiges.

(Klagelied für die ganze civilisirte Welt.) Eine Zeitung in Washington schrieb kürzlich: Die Jagd auf den Hyppopotamus an den Ufern des Niel, auf den Alligator in der Bai von Louisiana, auf den Löwen in Numidien, auf den Gorilla in Afrika, auf den Tiger in Bengalen, den Bären in Schweden, den Wolf in den Steppen Rußlands — solche Jagd ist ein reines Kinderspiel gegen die Jagd nach einem treuen, fleißigen und bescheidenen Dienstmädchen!

(Ein Kaufmann aus Hamburg) übersiedelte nach Pernambuco und nahm sich, von Freunden gewarnt, eine Köchin mit, die ihm in dem fernen Brasilien heimathliche Gerichte bereiten sollte. Auf dem Schiffe befand sich jedoch das Schicksal in der Gestalt eines Engländers. Dieser lugte Tage lang starr auf die Heldin der Küche, dann faßte er sich ein Herz und zeigte ihr im Dictionär die drei Worte: „Ich" „liebe" „Sie". Dieses Geständniß, begleitet von Seufzern und Händedrücken, verfehlte seine Wirkung nicht. Nach einigem Zögern zeigte sie ihm im Dictionär die glückverheißenden Worte: „I love you also Sir!" Das Ereigniß konnte nun nicht länger Geheimniß bleiben. Vergebens protestirte der Brodherr, er mußte sich mit der Rückerstattung des Fahrgeldes begnügen, denn einen Tag vor dem Einlaufen des Steamers in Pernambuco traute der Schiffscapitän das seltsame Paar und alle Passagiere waren Zeugen des feierlichen Akts.

Goldkörner.

Es kann uns nie zu früh eingeprägt werden, daß das Wollen in dieser unserer Welt gleichsam nur eine Null zu dem Sollen und in den meisten Fällen ein ungeheuer kleiner Bruchtheil zum Werden ist.

* * *

Nicht was ich habe, sondern was ich thue, ist mein Königreich. Schwach sein ist das wahre Elend.

Th. Charlle.

* * *

Jedes neue Zeitalter bringt neue Anschauungen und neue Pflichten. „das Leben ist Arbeit". so lautet das ewige Lied, das die Parzen der Menschheit singen.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 140. Dienstag, den 3. Dezember 1872.

Eine Dorfgeschichte.

Von Hans Tharau.

(Fortsetzung.)

Langsam und halblaut betete sie. „Unser Vater — —“

Leonore blieb auf der Schwelle lautlos stehen, und erst als Röse das Amen gesprochen und mit dem langstieligen zinnernen Löffel mehrere Eier aus dem dampfenden Wasserkessel herausgelangt, trat sie vor.

Ein Schrei — — und die Jugendgespielinnen hielten sich umfangen.

„O Gott, gnädiges Fräulein, sind Sie's wirklich! — wie haben wir alle Tage gelauert, daß Sie kommen sollten. Ach, was werden die Eltern sagen! Sie sind eben zu Nachbars hinüber, und ich blieb, weil heut Abend die Spinnstube bei uns ist, da mußte ich zubereiten.“

„Aber sag' mir, Röse, was thast Du da, als ich kam? — weshalb betetest Du?“

„Nun, das hat mich meine Mutter so gelehrt.“ „Wenn ein Ei soll gut gekocht sein“, sagt sie, „so mußt Du Unser Vater beten“ sagt sie, dann ist's gar. — Aber jetzt will ich die Eltern rufen und Gottfried.“

„Gottfried.“

„Ja, der ist wiedergekommen von den Soldaten und hat jetzt seine Zeit ausgedient.“

Und schon war Röse fortgeeilt, und wieder folgten freudige Augenblicke des Wiedersehens. Die Bäuerin schloß ihre Pflegetochter in warmer Liebe in die Arme, aber sie schüttelte den Kopf, daß diese so bleich und ernst geworden und meinte, die heimatliche Luft habe ihr gefehlt.

Und als Gottfried in seiner vollen Männlichkeit zu ihr trat, ihr kräftig die Hand schüttelte und dabei fest in die Augen sah, so meinte sie, er müsse alle die Zweifel und all den Unfrieden in ihnen lesen können, die ihre Seele erfüllten. Von ihrem flüchtigen Wiedersehen damals in der Hauptstadt sprachen sie nicht, und Leonore dachte, er habe sie wohl gar nicht erkannt, doch als sie wieder zusammen unter den brennenden Christbaum standen, sagte er in seiner einfachen Weise:

„Heute brauche ich nicht Posten zu stehen!“

* * *

Und so begann wieder der alte vertraute Verkehr, und die Bäuerin wischte sich manche Thräne ab, als sie hörte, wie es mit ihrem Liebling stand und wie trüb und traurig sich ihr Leben gestaltet, das doch so reich an Freuden hätte sein können, und ihre warme, aufrichtige Theilnahme that Leonore wohl. Sie vermochte es allmählich, sich auszusprechen, und manche Verschrobenheiten, manche Zweifel wichen vor der einfachen Logik der ungelehrten Frau, die nur ihren kindlichen Glauben und ihr eigenes warmes Herz zur Richtschnur ihres Handelns machte.

Mehr noch aber war es der Umgang mit Röse und Gottfried, der Leonore wieder etwas von ihrem alten Glauben zurückgab.

In den langen Winterabenden, wo sie ihnen von ihren Reisen erzählte und den schönen Sommertagen, wo sie mit ihnen in den Wald und aufs Feld ging, lernte sie wieder ihres Daseins froh werden, und das Landleben erschien ihr immer mehr als das glücklichste, den Menschen am meisten veredelnde.

Gottfrieds Eltern waren früh gestorben, er selbst bebaute jetzt die wenigen Morgen Land, die er von ihnen geerbt. Bei den bescheidenen Ansprüchen der Dorfbewohner zählte er immerhin zu den Wohlhabenderen und stand allgemein seines Charakters halber in hohem Ansehen.

Eine Sonderstellung hatte er zwar von jeher eingenommen, und besonders seit er vom Mili-

tär zurückgekehrt, galt er für stolz und hochmüthig, weil er einen höheren Bildungsgrad besaß, als die anderen Burschen und sich fast ganz für sich hielt.

Wen er wohl einmal heirathen würde? frug man sich, doch da hieß es wieder, der sehe zu hoch hinaus, im Dorfe würde ihm wohl keine gut genug sein, aber es erlaubte sich Niemand, eine Frage an ihn zu stellen.

Auf dem Schlosse veränderte sich mit der Zeit manches.

Leonorens Großjährigkeit wurde zwar, nach ihrer eigenen Bestimmung, durch keine andere Feier, als durch reiche Spenden an die Armen des Dorfes begangen, doch besaß sie von jetzt ab eine weit größere Unabhängigkeit und Selbstständigkeit. Ihre Mutter zog mit Mann und Kindern ganz in die Residenz, Leonore, welcher eine ältere Dame ihrem Haushalte vorstehen half, ihren „Eremitenneigungen" überlassend, wie sie das nannten. Sie benutzten sie fortan nur, um der Ebbe in ihrem Geldbeutel aufzuhelfen, — ein Zustand, der oft genug eintrat; doch wie hätte Leonore es vermocht, die eigene Mutter abzuweisen, wenn sich diese an sie wandte? Daß alles, was sie für die Ihrigen that, als ein Recht von ihr begehrt und mit Undank gelohnt wurde, das erwartete sie nicht anders, weil sie es in der Welt nicht anders gekannt.

Um so wohlthuender war ihr die Dankbarkeit, welche die Dorfbewohner ihr als ihrer Wohlthäterin entgegenbrachten, und der Reichthum, der sie einst ein schwer gedrückt, begann in dieser Rückwirkung ihr weniger als Fluch, denn als Segen zu erscheinen.

Am Weihnachtsfeste, das ihrer Großjährigkeit folgte, brannte zum ersten Male die hohe Tanne im großen Saal des Schlosses, und Leonore theilte ihre Gaben aus an Alt und Jung und fühlte sich glücklich wie noch nie seit den Tagen ihrer Kindheit.

* * *

Und so zogen Jahre vorüber, und es war gleifalls an einem Weihnachtsabend, daß ihr zuerst Röschens bleiche Wangen, ihr verändertes Wesen auffielen.

„Wie ist's mit Röse?" frug sie deren Mutter, „sie kommt mir nicht wie dieselbe vor."

Die Bäuerin wollte lange nicht mit der Sprache heraus, doch Leonore nahm sie allein vor und ließ nicht ab, und endlich wußte sie alles.

Ja, Röse liebte Gottfried, die Mutter hatte es längst gemerkt, wiewohl die Tochter nichts gesagt. Es war ja begreiflich; die beiden waren von Klein auf wie Geschwister gewesen; aber Gottfried schien sich nichts aus ihr zu machen, er machte sich aus keiner was.

Neulich nun, in der Spinnstube, da erzählte einer, der Gottfried habe in der Garnison, wo er als Soldat gestanden, eine „Kleine" — die würde er heirathen, und von dem Tage an gehe Röse umher wie eine geknickte Blume. Sie aber, die Mutter, glaube das gar nicht von Gottfried, wohl aber, daß er nicht an ein armes Mädchen wie Röse denken könne, er würde sich wohl nach einer reichen Bauerstochter umsehn.

Leonore lächelte. Sollte das das einzige Hinderniß sein? Geld und Gut? Daran solle es dem Paare nicht fehlen, um glücklich zu sein.

Wie aber Gottfrieds Gefühle erfahren! — Ja, meinte die Mutter, das stehe ihr nicht an, sie könne ihm die Tochter doch nicht anbieten! Aber das gnädige Fräulein, wenn sie einmal mit ihm spräche, sie würde das schon aus ihm herauskriegen.

Leonore wehrte ab. Der Auftrag war ihr doch nicht recht genehm, dazu mußte sich wohl jemand anders finden. Aber wer?

Sie trug sich den ganzen ersten Weihnachtstag damit herum, doch immer verfolgten sie Röses traurige Augen und die Worte, die ihre Mutter unter Thränen gesprochen. — „Es wird ihr's Herz brechen, denn ihre ganze Seele hängt an Gottfried," und am Abend schickte sie nach ihm.

Es war in der kleinen Stube neben dem Saale, Leonore hieß ihn ihr gegenüber Platz nehmen; doch er blieb stehen, mit über der Brust gekreuzten Armen.

„Ich habe mir auch für Sie ein Weihnachtsgeschenk ausgedacht, Gottfried," sagte sie, „es frägt sich nur, ob Sie es annehmen wollen, oder können — —" sie stockte und sah ihm ins Gesicht.

Das Blut stieg ihm bis in die Schläfen, dann sank es wieder, und er ward todtenbleich.

„Können Sie's nicht errathen?" frug sie.

„Nein."

„Es heißt Röse," sprach sie leise.

Sie sah, wie er nach der Lehne des Stuhles griff, hinter welchem er stand; eine mächtige Erregung erschütterte ihn.

„Ich kann nicht!“ erwiederte er kaum hörbar.

„Nur ein Wort noch,“ sagte Leonore, aber das Klopfen ihres eigenen Herzens drohte sie zu ersticken, sie durfte nicht aufsehn, indem sie sprach, „wenn es — wenn's der Geldpunkt ist, — Röse ist mir ja wie eine Schwester, — ich bin reich — —“

„O Gott, daß Sie's nicht wären! — nicht reich, nicht vornehm!“ rief er und verhüllte das Gesicht.

Regungslos saß sie da. Ein Gebet, wie sie es seit ihren Kinderjahren nicht gebetet, stieg in ihrem Herzen auf.

Wenn es einen Erhörer gab, so bat sie ihn um Kraft, jetzt stark zu bleiben und der Versuchung zu widerstehen.

Was wäre ihr selbst Ehre und Ansehen vor den Leuten, Stand und Stellung in der Welt, dürfte sie dies Herz festhalten, dies einzige, das sie liebte? Aber Röse? sollte sie an ihr zur Verrätherin werden? ihr Lebensglück dem eigenen opfern?

Es war stille im Zimmer, stille zwischen den beiden Menschen, die hier den schwersten Seelenkampf kämpften.

Endlich ermannte sich Gottfried. Er hob sein bleiches Gesicht aus den Händen und trat zu Leonore.

„Gute Nacht,“ sagte er, „ich gehe zu Röse, sie soll alles wissen und selbst entscheiden.“

Leonore konnte nicht reden, sie hielt ihm die Hand hin.

„Darf ich sie küssen, diese Hand?“

Sie ließ sie ihm und langsam, ehrfurchtsvoll führte er sie an die Lippen.

„Gott segne Dich!“ sagte er, dann schloß sich die Thür hinter ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Elsässisches Blut.

Ein Correspondent des „Daheim“ erzählt folgendes eben so artige, als bezeichnende Stückchen, das er auf einer Fahrt durch Lothringen erlebte:

In Saaralben kehrten wir im Hotel Francais ein. Monsieur Francais ist ein Franzose von Geburt und versteht nicht ein Sterbenswörtchen deutsch; Madame aber ist eine Deutsch-Lothringerin. Nun ist ein Töchterchen von vier Jahren im Hause, ein allerliebstes schalkhaftes Kind, in dem deutsches und französisches Blut sich mischen. Oft zog ich die Kleine auf meine Knie und spielte mit ihr, aber kein deutsches Wort enteilte den kleinen, rothen Lippen. Adele hatte eine französische Bonne. Versteht das Kind kein Deutsch? Alle Kinder, die draußen auf der Straße spielen, die Dienstboten im Hause, sie sprachen nur deutsch. Sollte Adele so hermetisch von allen Gespielinnen abgeschlossen sein? Wir merkten es bald, dem Kind war verboten worden, mit uns deutsch zu reden, denn Monsieur Francais ist ein französischer Patriot und unter der Glasglocke bei der Pendule war ein Immortellenstrauß mit blau-weiß-rothem Bändchen aufbewahrt. Adele gehorchte.

Jetzt kam das Mittagessen. Wir saßen beisammen und plauderten französisch oder deutsch. Adele hatte Appetit und bricht plötzlich in die Worte aus: „donnez moi un peu du Speck maman!“ Da trifft sie ein zorniger, verbessernder Blick der Mutter: „du land, du land, ma petite!

Wir schauten uns lächelnd an; unser Glaube an Adelen's Französisch hatte schon einen Stoß erhalten und auch die Eltern wechselten Blicke.

Das Essen war zu Ende; Madame ordnet etwas an der Halskrause ihrer Tochter und geht nicht gerade sanft mit ihr um, sie zieht stark am Kragen. Es muß die Kleine wohl schmerzen und der Schmerz kennt keine Comödie, denn laut schreiend bricht sie in die Worte aus: „Mama, Du wurscht mir!“ Das Eis war gebrochen, wir lachten laut und herzlich, und Adelen konnte von nun an deutsch sprechen.

Dazu bemerkt der Erzähler: So ist es aber stets; wo die Natur zum Durchbruch kommt, da schwindet die welsche Schminke, da tritt das Deutschthum hervor.

Mannichfaltiges.

(Die Mannheimer Stadtbas.) Vor einigen Tagen war in einem Mannheimer Blatte von einem Kinderfreunde der Wunsch ausgesprochen worden, es möchten die Schulen während der Wintermonate erst um 9 Uhr beginnen. Diesen Wunsch unterstützt Frau Bittermaulin in der „Stadtbas“ auf folgende Weise:

„Gewiß Leitcher, läge die Erfüllung dieses Wunsches sowohl im Interesse der Kinner wie

der Eltern! Ich hab schunn emool davor blädirt. Warum's so schwer halt, die nei Einrichtung einzufiehre, iss mer unbegreiflich! Warum dann? Die Schtund, die vorne am Unterricht abg'schnitte werd, setzt ma eenfach hinne widder dran. Was die Kinner vun achte bis elfe Morgens lerne, werre se ach vun neine bis zwelfe kappire kenne. Wer die Schtrapatze kennt, die e Mutter mit'eme halb Duzend junge Hasseknepp odder zukinftige Anschtands-Daame amme scheene Wintermorge hott, biss die ganz B'scheerung frissirt, gewesche un angezooge am dreivertl uff Achte mit'm Schulsack unnerm Arm uff de frisch g'froorene Kändl in die Schul glenne kann, werd uff die Anfroog in d'r Zeitung gewiß herzhaft ja sage. Ja, es wär im Indresse sowohl der Eltere, wie d'r Kinner, schunn aus G'sundheitsrikfichte, de Winter durch die Schul erscht am 9 Uhr angehn zu losse. Wenigschtens were die Weiwer so e Ersuche an de Ortsschulrooth gern unnerschreiwe, wann aach die Herrn Männer vielleicht noch nit so ganz vun d'r Nothwendigkeit d'r nei Einrichtung iwerzeigt sein sollte. Gar Mancher, der sich am siewene Morgens nochemol rum uff die Winterseit legt, weeß freilich nix vun unserm Kinnerzorres, den mer um die Zeit schunn bei d'r Lamp am Hals henke misse hawe, wann die Schulordnung eing'halte werre soll! Wer iwrigens vun denne Herrn d'r Schepfung, die sich nix davun draame losse, was oft zwischem Kaffee un d'r Schulzeit vorgeht, e Uffklärung iwer so e mitterlichi Hetzjagd hame will, soll norr zu d'r alte Bittermaulin kumme. Ich sing'm e Lid davun:

„Mutter, mein Kapp! Mutter, mein Hut!
Mutter, die next mich!" — Kinner, ruht! —
„Mutter, der guckt durch'm Vatter sein Brill!
Mutter, der boxt mich!" — Kinner, seid schtill!
„Mutter, mein Fedder, mein Blei un Babier!
Mutter, mein Schulweck! Mutter, mein Bier!"
— Kinner, 's gibt Schläg jetzt, wann'd'r nit geht!
— Dess iss mein däglich Morgengebeet!"

Auch wir stehen auf Seite der Bittermaulin und schließen uns der Ansicht unserer ersten Pädagogen an, die da sagen, daß zumal für jüngere Kinder die Schulzeit von 9—11 und von 2 — 4 vollständig hinreichend und was darüber vom Uebel sei.

(Bequemlichkeiten früherer Tage.) Im Jahre 1234 schlief der König von England zum ersten Mal auf einem Strohsack, früher auf bloßen Brettern. 1246 waren die Häuser größtentheils mit Stroh gedeckt und im Jahre 1400 kannte man in England noch keinen Kamin, geschweige denn einen Ofen. Man wärmte sich darum nur an Gluthpfannen. Wein wurde als Arznei in den Apotheken verkauft. Man kannte noch keinen Wagen. Die Vornehmen ritten auf Pferden mit den Damen hinter sich. Im Jahre 1340 betrugen die Steuern 30,000, nicht etwa Pfund Sterling, sondern Wollsäcke. Die Richter und Advokaten wurden mit Zimmt und Pfeffer bezahlt, woher es wahrscheinlich auch kommt, daß heutigen Tags die Advokaten-Rechnungen noch so gepfeffert sind. Im Jahre 1343 kamen die ersten Stecknadeln auf, bis dahin bedienten sich die Damen hölzerner Stifte. 1344 wurde das erste Geld in England geprägt. Die ersten seidenen Strümpfe trug die Königin Elisabeth im Jahre 1561, nachdem der König von Frankreich diese Mode im Jahre 1517 zuerst eingeführt hatte.

(Neue Schminke.) Müller: Ach guten Tag, ist das ihr Herr Sohn? Ein schöner deutscher Jüngling. — Huber: Passirt, er ist immer so blaß, und das kann ich nicht leiden. — Müller: Da gebe ich Ihnen meinen Rath: Reden Sie mit ihm über die reichsfeindliche Partei in Deutschland, da muß er roth werden. Huber: Glauben Sie? Wenn er es aber nicht wird? — Müller: Dann geben Sie ihm links und rechts eine Ohrfeige.

Goldkörner.

Der Weise lebt wie er kann — wenn er nicht kann, wie er will.

* * *

Es ist eine Regel der Klugheit die Dinge zu verlassen, ehe sie uns verlassen, ein schönes Gesicht soll den Spiegel zerbrechen, ehe er die Runzeln zeigt.
Gracian († 1658.)

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Jost.

Nr. 141. Donnerstag, den 5. Dezember 1872.

Heimkehr.

Von Hermann Lingg.

In meine Heimath kam ich wieder,
Es war die alte Heimath noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieder,
Und Alles war ein and'res doch

Die Welle rauschte wie vor Zeiten,
Am Waldweg sprang wie sonst das Reh,
Von fern erklang ein Abendläuten,
Die Berge glänzten aus dem See.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen fremd gebahren;
Wie weh, wie weh mir da geschah!

Mir war, als rief es aus den Wogen:
Flieh, flieh, und ohne Wiederkehr!
Die du geliebt, sind fortgezogen,
Und kehren nimmer, nimmermehr.

Eine Dorfgeschichte.

Von Hans Tharau.

(Fortsetzung und Schluß.)

Sie waren wohl ein schönes Paar gewesen, Gottfried und Röse, als sie an ihrem Hochzeitstage zur Kirche gingen, und Leonore hatte es oft zur hören bekommen, daß sich die Leute gewundert, wie das gnädige Fräulein, das sonst so zu ihrer Pflegeschwester hielt, gerade zu der Zeit habe verreisen müssen; aber die beiden wußten, warum.

Und Röse wurde eine glückliche Frau Sie kannte ihres Mannes Herzensgeschichte, sie errieth die Leonorens; ihr weiches Herz trauerte um beide; aber sie erfüllte treu ihre Pflichten und fand in der Achtung ihres Mannes Befriedigung und Freude. Sie konnte ihre Eltern bis zu deren Ende pflegen, die auch von Seiten Leonorens eine reiche Unterstützung genossen.

Gottfried und seiner Frau eine solche anzubieten, hatte Leonore in richtigem Taktgefühle nie gewagt; sie bedurften es auch nicht, — ihre Felder trugen reichlich, und ihre Herden mehrten sich.

Einige Jahre nach Gottfried und Röse verheirathete sich Leonore.

Der Graf hatte schon mehrmals um sie angehalten, — er war ein älterer Mann, — sie konnte von ihm am wenigsten von allen ihren Bewerbern annehmen, daß es ihm hauptsächlich um ihr Vermögen zu thun sei.

Auch Leonore selbst hatte die Dreißig überschritten, und ihr Entschluß, sich endlich dennoch zu verheirathen, war wie ein unerwarteter Schlag auf die Pläne und Hoffnungen ihrer Stiefgeschwister gefallen

Sie erzählte dem Grafen ihren einzigen, kurzen Liebestraum, und er lächelte dazu und nannte ihn „eine allerliebste kleine Dorfgeschichte“, und vergaß alsbald die ganze Sache.

Gottfried und Röses Ehe blieb lange kinderlos, doch bald nachdem Leonore der erste Sohn geschenkt worden, legte auch Röse ihr erstes Kind ihr auf die Arme und bat, dem kleinen Mädchen den geliebten Namen Leonore geben zu dürfen.

Da wurde auch Leonorens Herz weich und warm, und als sie den ersten Weihnachtsbaum für die beiden Kinder anzündete, leuchtete auch in ihrer Seele wieder das Licht des alten, seligen Kinderglaubens.

Langsam, sehr langsam war er herangereift seit jenem Abend, wo sie zuerst wieder beten gelernt, denn Leonore war eine verschlossene, schwer zu erweichende Natur, und sie hatte sich so lange von Gott vergessen gewähnt, daß

es ihr nicht so leicht geworden, an seine Liebe zu glauben, doch jetzt, wie hätte sie's nicht gekonnt, wo sie mit den glücklichen Kindern selbst wieder zum Kinde wurde.

Die kleine Nora war viel drüben auf dem Schlosse und durfte mit der Zeit an vielen Unterrichtsstunden des kleinen Grafen theilnehmen.

Gottfried hatte zwar den Kopf dazu geschüttelt, allein seiner Frau machte es solche Freude, ihre Tochter eine höhere Bildung erlangen zu sehn, daß er ihr darin nachgab, wie er selten einem nur leise angedeuteten Wunsche Röschens entgegentrat. In seinem ganzen Wesen ihr gegenüber lag ja wie eine stumme Abbitte, daß er ihre Liebe nicht habe so erwiedern können, wie sie es verdient.

Als dann später Walter auf eine Schule gebracht wurde, wäre Leonorens Leben, — da ihr Mann sehr von den ihrigen abweichenden Interessen nachging, — ein sehr einsames gewesen, wenn sie nicht die Ausbildung der Tochter ihrer Jugendfreunde auch jetzt noch weiter geführt.

Sie ließ darum doch nie das Streben aus den Augen, das Kind dadurch den Eltern nicht zu entfremden, was ihr auch vollständig gelang.

Trotz aller begeisterter Verehrung für ihre geliebte Gräfin, blieb Nora's Herz und ihr einfacher Sinn den Eltern und dem Elternhause treu.

* * *

Als Nora eben erwachsen, wurde ihre Mutter von einer heftigen Krankheit befallen und starb nach wenigen Wochen.

Leonore pflegte sie mit schwesterlicher Hingebung und trug manche Lehre mit sich von dem friedlichen Sterbebette und zugleich den Trost für ihr Herz, daß Röse mit sterbenden Lippen es bezeugte, welch eine glückliche Frau sie gewesen, und ihr dankte, als die Begründerin dieses Glücks.

Und wenige Monate später, — als solle das Schicksal der Jugendfreunde in wunderbarer Gleichartigkeit sich gestalten, — verlor auch Leonore plötzlich ihren Mann.

Ruhig, wie sie neben einander hingelebt, trug auch die Wittwe ihren Verlust; ihre Ehe war eine jener alltäglichen gewesen, bei denen die Herzen wenig in Betracht kommen.

Die nächsten Jahre ihres Lebens waren ausschließlich ihrem Sohne gewidmet, sie machte größere Reisen mit ihm, sie schuf ihm auch in der Hauptstadt, wo er studirte und seiner militärischen Dienstpflicht nachkam, ein gemüthliches Daheim; das Stammschloß blieb, einige Sommeraufenthalte abgerechnet, unbewohnt, wenn auch die alten Beziehungen mit Gottfried und Nora durch einen regen Briefwechsel zwischen letzterer und Leonore aufrecht erhalten wurden.

Als endlich Leonore das beginnende Alter fühlte, sehnte sie sich zurück in die Heimat ihrer Kindheit und sprach gegen ihren Sohn den Wunsch aus, daß er ihr, ehe sie die Augen schlösse, eine Tochter schenken möchte, an deren Seite sie ihn glücklich zurücklassen könne.

Seine ganze Antwort war aber die gewesen, daß er draußen in der großen Welt keine einzige gesehen, die das Bild seiner Jugendgespielin Nora aus seinem Herzen zu verdrängen vermocht.

Wie ein Märchen klang es Leonore, ihren eigenen Jugendtraum, wenn auch in veränderter Gestalt, im Sohne wieder erwachen zu sehen.

Schmerz und Freude vereinigten sich in den Thränen, die bei Walters Bekenntniß über ihre Wangen rollten, und des Sohnes Hand in der ihren, erzählte sie ihm ihre eigene Geschichte; erzählte ihm, wie sie und Noras Vater schweigend entsagt hatten, sie, der Freundin halber, er in dem gerechten Stolz, der selbst seines Herzens einzige Neigung zu bezwingen wußte, wo Stand und Bildung ihm als unüberwindliche Hindernisse entgegentraten. Jetzt wußte sie's, — er hatte Recht gehabt, wiewohl sie damals erst in Dunkelheit und Thränen die Quelle suchte, aus welcher er seine Stärke schöpfte.

So erzählte die Mutter, ohne weiteren Commentar, ohne Anwendung auf den vorliegenden Fall Walter war tief bewegt. Er stand stumm vor einer Seelengröße und Selbstüberwindung, die seinem weicheren Charakter fremder waren; aber dann machte er seinen eigenen Fürsprecher.

Er hielt seiner Mutter die veränderte Lage der Dinge vor, die Bildung, welche Nora, wie eine Tochter, von ihr selbst empfangen, die Standeserhöhung, die, wo sie vom Manne dem Weibe seiner Wahl verliehen, nichts Anstößiges habe, und er schloß mit den Worten, die schon so manches Mal die heißen Gefühle junger Herzen ausgedrückt. —

„Ich kann nicht sein ohne Nora!"

Leonore lächelte wehmüthig, sie überdachte Gottfrieds langes Leben und das ihre, und sie dankte Gott, der das „Ich kann nicht" ihres einst so stolzen Herzens in milde Ergebung verwandelt.

Doch für ihre Kinder hoffte sie eine glücklichere Lösung; ihr war ja lange schon die liebliche Tochter ihrer Jugendfreunde ans Herz gewachsen, wie ihr eigenes Kind, und daß Walter, wie er glaubte, um seiner Mutter Kummer zu sparen, so manches Jahr seine Neigung zu überwinden gesucht, und auch Nora, wie einst ihre Mutter, jahrelang ihre stille Liebe im Herzen getragen, rührte sie tief.

Sie hatte an dem Abend, unter dem Weihnachtsbaum, ihrem Sohne das Versprechen gegeben, am folgenden Tage selbst für ihn bei Noras Vater zu werben.

„Warum nicht gleich heute Mama, am heiligen Abend?" bat stürmisch der junge Mann.

„Nein, es soll morgen sein," antwortete sie, und in den Worten wie in dem Gesichtsausdruck seiner Mutter lag etwas, das Walter nicht weiter in sie dringen ließ.

„Es ist ihr heute gewiß zu unruhig im Hause," dachte er, denn das Schloß war von Gästen gefüllt.

Leonore erzeigte den größtentheils verarmten Anverwandten ihres verstorbenen Mannes, sowie ihren eigenen, stets die großmüthigste Gastfreundschaft, und deren Bewirthung, sowie an solch einem Abend die der verschiedenen Familien aus dem Dorfe, gab der Schloßherrin und deren treuen Helferin Nora viel zu thun und zu denken.

— — — — — — —

* * *

Und nun ist's Weihnachtstag, und wieder sehen wir in dem an den großen Saal angrenzenden kleinen Zimmer das alte Paar.

Leonore hatte Gottfried zu sich bitten lassen; das ist ihm nichts Ungewohntes, er ist stets ihr treuester Rathgeber und Helfer in allen Dingen.

Heute aber, am Feiertage, was mag es sein? Denkt er wohl an jenen Weihnachtstag zurück, — vor vielen, vielen Jahren?

Es ist nie seine Art gewesen, seine Gefühle durch äußerliche Kundgebung zu verrathen, so auch jetzt nicht.

Und Leonore trägt ihr Anliegen vor, aber sie stößt auf Widerstand bei dem stolzen alten Mann, er will nichts davon hören, daß seine Tochter eine Gräfin werde; er hält auf seinen Stand und mag nicht sein Kind aus demselben herausgehoben sehen; sein Kind, es ist alles, was er hat auf dieser Welt, — sollte sie auf ihren Vater herabsehen lernen? Nein, er will seine Nora für sich behalten.

Leonorens Ueberredungskunst scheint zu scheitern, noch ein letzter Versuch bleibt ihr, und wie sie jetzt langsam spricht: „Ich hatte mir auch für Sie, — für uns beide, — ein Weihnachtsgeschenk ausgedacht, Gottfried, —" da sieht sie, wie die Macht der alten Zeit ihn ergreift.

Er fährt sich mit der Hand über die Augen, schlägt es immer noch so jugendfeurig, das alte Herz?

„Es sollte das sein," fährt sie bewegt fort, „daß in dem Glücke unserer Kinder unser Jugendtraum in Erfüllung gehe —"

So hat sie noch nie zu ihm gesprochen, in all den langen, langen Jahren, in denen sie neben einander hingelebt, alles theilend, alles besprechend, nur den einen Punkt nie, so ist's das erste Mal — und das besigt ihn.

„Es geschehe, wie Sie wollen!" sagte er, und in den alten Augen stehen Thränen.

* * *

Fröhlich und jubelnd wurde die Hochzeit des jungen Paares gefeiert. Was kümmerte es den jungen Grafen, ob seine Standesgenossen die Schultern zuckten, und seinen Geschmack einen eigenthümlichen nannten, er hatte sich doch die holdeste Blume erwählt, und die Grafenkrone konnte die Schönheit ihres jugendlichen Hauptes nicht erhöhen, noch ihrem lieblichen Wesen in seinen Augen einen höheren Zauber verleihen.

Und als die Feier vorüber und sich die ergrauten Eltern, in stillem Glückwunsch, die Hände reichen, da spricht Gottfried wie einst:

„Ich danke Ihnen!"

Doch Leonore frägt nicht warum, denn sie weiß es, er dankt ihr für die Liebe ihres ganzen Lebens.

Mannichfaltiges.

(Originelles Inserat.) Das Wiener Tagblatt bringt folgendes Inserat: „Eine hübsche, fesche Wittwe, mit einem bedeutenden Vermögen von 10,000 fl. Witz, 20,000 fl. Geist und einer Million Geduld, sowie im Besitze der allernothwendigsten Treue, sucht im Finstern einen Meteor — einen Mann — zum ewigen Bunde. Anträge unter Chiffre „Hollaho! Die wilde Jagd!" poste rest. Hauptpost."

(Amerikanisch.) Ein Frl. Julia Smith in Huntington, Long Island, hatte sich der zarten aber zudringlichen Aufmerksamkeit eines Herrn Kelsey zu erfreuen. Nachdem alle Mittel vergeblich waren, den liebeglühenden Romeo aus Julien's Nähe zu bannen, griffen einige Freunde der Dame zu dem etwas ungewöhnlichen Mittel, daß sie an einem Abend den Romeo überfielen, ihn entkleideten, mit Pech einschmierten, in Federn wälzten und dann laufen ließen.

(Gewissenhaft.) Max: „Nun, Dein Meister hat Dich ja heut einen Stockfisch geheißen!" — Sepp: „Weißt! sonst sagt er Ochs! und Esel! zu mir; aber heut ist ein Quatember und weil er so fromm ist und alle Fasttage hält, so sagt er heute: „Du Stockfisch!" zu mir!"

(Ein eigenthümlicher Verein) ist in Prag im Entstehen begriffen. Er hat sich den Zweck gesetzt, statt des lästigen Hutabnehmens den militärischen Gruß durch bloßes Anlagen an die Hutkrämpe (Salutiren) einzuführen. Der Verein zählt jetzt 24 Mitglieder.

(Komische Anzeigen.) Im Leipziger „Tagebl." ist zu lesen (S. 5346 der Nr. 317, 3. Beilage): „Eine gute Ankeruhr ist in trunkenem Zustande bei einem Meister abhanden gekommen." — Im gleichen Blatte, 2. Beilage zu Nr. 317. beabsichtigt der Stadtrath zu Leipzig einige der Stadt gehörende Parzellen hectoliterweise zu verpachten.

(Spanisches aus Dresden.) Ein Referent der „Dresdener Nachrichten" macht in einem Berichte über die Feierlichkeiten beim Ehejubiläum folgende Bemerkung: Ein bischen Etiquette muß ganz hübsch sein, aber ihr Uebermaß wird lächerlich. Zum Beispiel: der Fürst X, der, wir wollen einmal annehmen, im „Hotel de Saxe" logirt, will dem Prinzen Y., der daneben in „Stadt Rom" abgestiegen ist, einen Besuch abstatten. Prinz Y. ist nicht zu Hause, kommt aber eben von einem Besuche, den er beim Fürsten Z. abgestattet hat, zurück nach seinem Hotel. Er kann nicht vorfahren, denn der Wagen des Fürsten X. hält vor der Thür und der Adjutant von X soll eben die Visitkarte hinauftragen. Andere Sterbliche würden aus dem Wagen springen und sich auf der Straße die Hand schütteln. Nach der Etiquette hat der nachgefahrene, zu besuchende Prinz Y. aber seinen vorgefahrenen Besucher X. gar nicht zu sehen; der Adjutant des Letzteren kommt mit der Meldung, Prinz Y. sei nicht zu Hause, herunter; Fürst X macht ein erstauntes und bedauerndes Gesicht und fährt ab. Nunmehr kann Prinz Y. vorfahren, er steigt aus und die Treppe hinauf, und findet oben die Visitkarte des Fürsten X, der ihn zu seinem Bedauern nicht zu Hause getroffen hat. Es lebe die altspanische Grandezza im neunzehnten Jahrhundert!"

(Wie heißt merkwürdig?) Huber: „Hören Sie, Wolfsohn, das ist doch merkwürdig, daß jetzt in Europa gar so viele falsche Banknoten auftauchen?" — Wolfsohn: „Wie heißt merkwürdig? Wenn alles immer nur nach Silber schreit, so ist es kein Wunder, wenn die Banknoten falsch werden.

Goldkörner.

Nicht lange währt die rasche Jugendhitze,
Denn heft'ge Feuer brennen bald sich aus;
Ein sanfter Schauer währt; der Sturm ist kurz.
Wer frühe spornt, ermüdet früh sein Roß;
Den, der zu hastig speist, erstickt die Speise.

Shak. Rich. 2, 3. 1.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 142. Montag, den 9. Dezember 1872.

Die Mutter hat Recht gehabt.

Ein Stück aus dem Leben von Ottilie Wildermuth.

Es ist eine Benzenwahrheit, die man deshalb kaum aussprechen darf, daß der Muttername ein süßer und geheiligter ist für alle Zeiten und in allen Landen; warum klingt er oft so anders, wenn noch zwei Sylben vorstehen? warum knüpft sich an den Namen „Schwiegermutter" von Alters her ein schlimmes Vorurtheil, das sich schon in Wort und Lied, in guten und schlechten Witzen, in Komödien und Tragödien ausgesprochen hat, also, daß wie ich schon früher einmal erzählt, ein heirathsfähiger und heirathslustiger Mann einmal versichert hat: zum Heirathen könne er sich nur dann entschließen, wenn der Brief an seine Schwiegermutter einen Thaler koste. Bei unseren jetzigen billigen Postanstalten wird freilich dieser Vorsichtige seine Braut aus dem stillen Ocean oder aus sonstigen Gegenfüßlern herausfischen müssen, und wird da kaum reichen!

Wieweit das Vorurtheil begründet, ist wohl schwer zu bestimmen. Mag ja sein, daß es der Mutterliebe oft schwer wird, ihre Rechte an das Kind und über des Kindes Haus aufzugeben, auch wenn sie diese Rechte feierlich abgetreten, daß ihre Sorge für das Wohlergehen und Behagen des Kindes dem oder der lästig wird, die nun die nächste Pflicht dafür haben; bisweilen ist es auch wohl die mehr selbstische Liebe des Mannes oder die anspruchsvolle Eifersucht einer jungen Frau, die in Konflikt kommen mit der selbstlosen, hingebenden Mutterliebe. Gewiß aber ist, daß das Verhältniß in viel mehr Fällen ein gutes und freundliches als ein ungutes und lästiges ist. Das rechte Gut ist aber oft farblos wie reine Luft und klares Wasser und wird darum nicht besonders bemerkt, so wird auch von den guten Schwiegermüttern nicht viel geredet, wie vom besten Staat und von der besten Frau, und doch gäbe es ein reiches Buch, wenn man alle den Segen verzeichnen wollte, den man dem treuen Walten einer Mutter im Hause verheiratheter Kinder verdankt.

So eine Mutter, die vielleicht früh schon die Sorge für den eignen Herd aufgeben mußte, sieht dann freilich im Haushalt der Kinder nicht nur was schön und recht, auch was verfehlt und mangelhaft ist, der Muttermund ist „ein getreuer Ekhard und warnet Jedermann," das ist ein sehr wohlthätiges Amt, aber nicht immer ein dankbares und kann manchmal auch die längst großgewachsenen Kinder ein gewisses Bangen ankommen, wenn das Mutterauge so scharf in eine Ecke sieht, oder eine Bemerkung über ihre gelegentlichen Beobachtungen macht: „Ei höret, die zersprungene Scheibe ist ja noch nicht reparirt!" — „Die Spähne vom letzten Holzspalten liegen auch noch im Hof," oder „die Bodenthür sollte man nicht immer so offen stehen lassen." Unbequem mag solch ein wachsames Auge oft sein, aber wohlthätig und gewiß bleibt in den meisten Fällen bei den Kindern die Anerkennung: „die Mutter hat Recht gehabt."

So weiß auch ich eine Mutter und Schwiegermutter, die als lieber Gast und als ein getreuer Ekhard gar oft einsprach in dem Hause ihrer Tochter, das freundlich umgeben an einem kleinen Flusse steht und darin ein blühendes Bleichgewerbe betrieben wird. Die Mutter ist vom guten soliden Bürgerstande, sie hat recht mit Freude und Stolz der Tochter die Räume des neuen Hauses viel schöner und reicher ausgeschmückt, als die ihres eigenen waren, und wenn sie auch gar oft über den Luxus der neuen Zeit gescholten und immer wieder erzählt hat, wie einfach vor Zeiten ihre Aussteuer und wie so viel einfacher noch die ihrer Mutter gewesen sei, also, daß man hätte mei-

nen sollen, ihre Unrahne habe in Pfahlbauten gelebt, — sie sah doch recht mit heimlicher Freude den schönen Salon, den sie der Tochter eingerichtet, und schaute seitwärts nach den Besuchern, ob sie sich denn nicht auch recht verwunderten, wie schön es bei ihrer Marie sei.

Da sie nicht ferne von ihren Kindern wohnte, so war es natürlich, daß sie sie oft besuchte, und ihr Auge weidete sich an der schönen Umgebung, an dem emsigen Geschäftsbetrieb und dem sichtlichen Gedeihen des Hauses. Sie bemerkte nun freilich auch allerlei kleine Mängel und Versäumnisse, die Hausherr und Hausfrau im Getriebe des Alltagslebens übersehen können, wußte da und dort ein Vorschlag, wie's eben doch noch besser und zweckmäßiger eingerichtet werden könne. Das war den Kindern wohl manchmal ein bischen unbequem, doch wurde gewöhnlich der mütterliche Vorschlag nachher noch in Erwägung gezogen und meist ausgeführt. Der jungen Frau war's dann auch wieder ein stiller Triumph, wenn er sich als zweckmäßig bewährte und sie nachher zu dem Manne sagen durfte: „Siehst du, die Mutter hat Recht gehabt.“

So waren in Arbeit und Frieden schon einige Jahre über den jungen Hausstand hingegangen. Der Mutter blieb die Wanderung zu ihren Kindern hinaus ihr liebster Gang, sie freute sich, wenn sie schon von weitem die schimmerndweiße Leinwand auf dem grünen Rasen ausgebreitet sah, und der Gang unterblieb nur, wenn sie den Kindern bei sich daheim einen behaglichen Kaffeetisch zurüsten konnte.

So war sie auch eines Abends recht befriedigt von einem Besuch bei der Tochter nach Hause gekommen. Es war alles so schön im Gange draußen, „die jungen Leute können's noch zu etwas bringen,“ dachte sie getrost, eh sie sich niederlegte. Sie versäumte auch nicht, nach alter guter Sitte ihren Abendsegen zu lesen; bei der Bitte: „und behüte uns, Herr, vor Feuers- und Wassernoth“, hatte sie gerade nichts Besonderes gedacht, Mutter und Großmutter hatten auch so gebetet, man nahm es für selbstverständlich, da noch nie Feuers- oder Wassersnoth hereingebrochen war.

Recht im ersten Schlaf lag die alte Frau, da wurde sie plötzlich aufgeschreckt durch den Ruf: „Feuer, Feuer!“ und schauerlich klang es durch die vorher so stillen Straßen. Wenn's auch nicht in der Nähe war, sie hätte es überhaupt für eine Rohheit gehalten, im Bette zu bleiben, wenn draußen Feuerlärm war. „Wo brennt's?“ erscholl aus vielen Fenstern, auf den Straßen sprang, schrie und rannte es bereits von allen Seiten, und grausenvoll erscholl der Ruf der Sturmglocke. „Draußen in der Bleiche!“ rief's herauf. In der Bleiche? — da war ja ihre Tochter!

Wie die Mutter in ihre Kleider kam und auf die Straße hinaus, hinaus, dem abgelegenen Bleichplatz zu, das wußte sie nicht. Dort stand das Haus, so lange die Stätte emsigen Schaffens und friedlichen Glücks, aus den Fenstern schlugen die Flammen, die schauerliche Röthe erhellte den Platz ringsum und ließ alles genau erkennen, entsetzliches Schreien, Rufen, Drängen, dazwischen das Kommando der Feuerwehr, das Rasseln der Feuerspritzen, der Klageruf Gestoßener und Getretener.

Durchdringen zum Hause war unmöglich, doch konnte die Mutter ihre Tochter von Ferne sehen und erkennen, wie sie unversehrt und emsig aus dem Hause ab und zuging, beladen mit werthvollen Sachen, dem Silberkästchen, feinen Weißzeug, mitunter auch wohl mit unnöthigen Dingen, die sie einigen Leuten der Rettungsmannschaft vor dem Hause übergab. „Laß doch gehen, Marie, laß lieber alles brennen! Rette Dich!“ rief die angsterfüllte Mutter. Ach, sie bedachte nicht, wie unmöglich es war, daß ihr Ruf vernommen wurde.

Eine neue Spritze fuhr hinüber, der Dachstuhl eines Nebengebäudes stürzte drüben prasselnd ein, die Verwirrung und das Gedränge wurde größer; nur mit äußerster Mühe konnte die Mutter sich wieder so weit vordrängen, daß sie den Blick auf den brennende Haus gewann. Sie sah die Tochter nicht mehr. „Marie, meine Marie!“ rief sie im Jammer, „sie ist gewiß noch drinnen im Haus!“ und mit unsäglicher Mühe dringt sie vor, jeden Bekannten angstvoll fragend, „habt ihr nichts von meiner Tochter gesehen, sind noch Leute im Haus?“

„Ihre Tochter ist zum Stadtrath Schmied geflüchtet, da hab' ich sie noch ein Kistchen hineintragen sehen,“ versicherte einer von der Feuerwehr.

„Ist's gewiß so? Ich kann's nicht glauben!“ rief die Mutter wieder.

„Sie dürfen's glauben, Frau Mutter,“ sagte der Schwiegersohn selbst, der in dem Augenblicke mit hochgeröthetem Angesicht in furcht-

barer Aufregung sich auf einen Spritzenwagen schwang, um der Brandstätte wieder zuzufahren, von der er eben einiges gerettet hatte.

„Aber wißt Ihr's ganz gewiß? Mir ist's immer, als sei sie noch drinnen im Hause“, sagte nochmals die Mutter.

„Es ist aber so, sie ist sicher, ich weiß es von Leuten, die sie gesehen“, rief ungeduldig der Schwiegersohn, „sei'n Sie doch froh! es ist sonst Noth genug“, und eilig fährt er weiter, um noch zu retten, was zu retten ist. Die Mutter aber drängt und drängt nach der andern Seite, wo das befreundete Haus steht, in das die Tochter geflüchtet sein soll.

„Die Weibsleut' müssen doch überall voran sein!“ schreit ärgerlich einer von der Schutzwache, als sie gedrückt, getreten, gestoßen, endlich an dem Hause anlangt.

„Sie sind's, Frau Base, „um Gotteswillen! aber der Schreck! wie ist's denn wohl angegangen?“ ruft ihr dort die theilnehmende Verwandte entgegen.

„Ist meine Marie da?“ fragte athemlos die Mutter, achtlos auf alles Andere.

„Ist dagewesen, hat mir eine Kiste zum Aufheben gegeben, ist aber wieder fort; sie ist gar kouragirt, wird noch was retten wollen“, war die Antwort.

„Also doch!“ Die Mutter kehrte um und drängte wieder dem Brandplatze zu, aber es war nicht möglich voranzukommen, nicht mit der furchtbarsten Anstrengung.

„Es geht nicht, haben Sie doch Vernunft“, ruft ihr einer der Männer zu.

„Durch's Wasser, von der andern Seite!“ Der Gedanke durchzuckte ihr den Sinn; dorthin, an's Ufer des Flüßchens kann sie gelangen, und die Flammen leuchten schauerlich herüber.

„Will sich denn auch noch ein Weibsbild ersäufen?“ schreit ein roher Bursch, als sie in den Kleidern, wie sie ist, geradezu durch den seichten Fluß sich durchdringt. „Liebe ist stark wie der Tod und fest wie die Hölle.“ Sie kommt durch, aber vom Ufer an bis an's brennende Haus steht's wieder dichtgedrängt mit Leuten, und die Löschmannschaft hat einen starken Cordon gebildet.

„O dringt ins Haus, meine Tochter ist noch d'rin'n, die Thür brennt ja noch nicht!“ flehte sie mit aufgehobenen Armen.

„Nichts da, 's ist niemand mehr im Haus, ist genug zu thun von außen, brauchen keine unnöthigen Weibsleut' da,“ ruft ihr einer rauh entgegen, und von allen Seiten tönen Scheltworte über das gewaltthätige Weib.

„Und ich bitte Euch um der Barmherzigkeit Gottes willen, versucht's doch!“ flehte sie von neuem. „Es ist mir im Herzen gewiß, meine Tochter ist noch drinn' und kann nicht mehr selbst heraus kommen! thut's um Gotteswillen, 's wird Euch nicht reuen! Ihr habt ja auch vielleicht Kinder daheim!“

„Na, da muß man wohl, geht vollends in Einem hin,“ murrte einer der Leute, ein robuster Mann, und mit unsäglicher Befriedigung sieht ihn die Mutter mit starken Fäusten sich durchdrängen und in der Hauspforte verschwinden.

„Kann selber dabei hin sein, aber ich hab's doch thun müssen,“ bruttelt der Retter vor sich hin, als er durch Rauch und Qualm und Trümmer in die schon brennenden Zimmer eindringt. „Ist für nichts“, denkt er, will nur wieder 'raus,“ da stößt sein Fuß an einen Gegenstand, nahe einer Kommode liegt eine Frau an der Erde wie todt, doch stöhnt sie noch leise, „die ist's am Ende!“ ruft er, und die Mutter drüben sieht durch Rauch und Dunst unter Flammen und durch Wassergüsse den gesegneten Retter vordringen, die leblose Gestalt in den Armen, die er vor ihr niederlegt: „Haußen ist sie, weiß nicht, ob's nicht die Leze (Unrechte) ist,“ sagte er trocken.

„Sie ist's, o sie ist's! meine Marie! tausend mal, tausend mal Dank, und wenn ich sie auch nur noch begraben darf! sie ist doch nicht verbrannt!“ ruft die Mutter und umfaßt glückselig ihr Kind.

Ja, sie war's, und die Mutter hat sie nicht begraben dürfen! Sie schlug die Augen wieder auf, sie ward zur Besinnung gebracht, sie wußte noch, wie sie unfähig durch den Qualm weiterzudringen, mit einem furchtbaren Angstgefühl an dem Schrank niedergesunken war, aus dem sie noch hatte wichtige Dinge retten wollen und wie ihr letzter Gedanke gewesen: „ach, wenn's die Mutter wüßte.“

Ein eigenthümliches Morgenlicht, wenn es auf eine Brandstätte scheint! Eine lautlos gewaltige Predigt von der Vergänglichkeit des Irdischen, wie kein Redner sie ausdenken könnte! Was jahrelang gesammelt, geschont, geordnet worden, da liegt's verkohlt und zertrümmert, und während es nicht der Mühe werth scheint, nur überhaupt das Leben wieder zu beginnen,

so begrüßt der Abgebrannte oft mit kindischer Freude das kleinste Stückchen Geräth, das zufällig gerettet worden.

Auch der Bleichenbesitzer stand düstern Blicks vor dem, was ihm geblieben von seinem sorgsam gehüteten, wohl betriebenen Besitz. Er konnte sich nicht besinnen, wie es denn so hatte kommen können, wie es nun werden sollte, — das alles stand schwer und düster vor ihm, und der Muth zu neuem Angreifen war noch nicht in seiner Seele. Was er verloren, was alles zerstört war, das wußte er noch nicht, aber was ihm geblieben, das wußte er, wenigstens eins, das Beste und Liebste, und von der Brandstätte weg, von den vielen theilnehmenden und berathenden Freunden, von denen jeder noch besser wußte als der andere, was nun zunächst zu beginnen sei, wandte er sich zur Stadt, zu dem Haus der Verwandten, wo er gestern irrthümlich seine Frau geborgen geglaubt hatte, wo sie aber nun ein freundliches Asyl gefunden.

Da schien auch die Frühsonne in das sorgfältig und schön gehaltene Gaststübchen, das so gerne sich dem theuer erkauften Gaste geöffnet hatte, da schien sie, nicht auf Schutt und Trümmer, aber auf das bleiche Gesicht der jungen Frau, die erschöpft und todtmüde, mit blutiger Stirn dalag, aber mit glücklichem Lächeln dem Gatten die verbundene Hand entgegenstreckte.

„O Marie, Gott sei Dank, daß Du da bist! sag', wie ist Dir's denn? Ach Gott, wie nah wär's gewesen, daß wir Dich nicht mehr hätten! wie hab' ich so gewiß geglaubt, Du seiest hier geborgen!"

„Ja, ja," lächelte die müde Frau und sah mit einem Blick voll unendlicher Liebe zu der Mutter hinüber, die an ihrem Bette saß, und nichts konnte als weinen, und dann wieder glückselig ihrer Marie in die Augen sehen, „ja, ja, 's scheint, ihr alle habt's geglaubt, nur in Ein Herz ist die Ahnung gegeben worden, in welcher Todesangst ich rang, da hat die Mutter einmal wieder Recht gehabt."

Mannichfaltiges

(Eine Hündin als Amme von Tigern.) Dem „Dresdener Anzeiger" entnehmen wir folgende Mittheilung: Am gestrigen Tage in den ersten Nachmittagsstunden wurden zwei Tiger im zoologischen Garten geboren. Willig begab sich „Mathilde", die Mutter derselben, als wenn sie fühle, daß sie die erste Nahrung den Jungen nicht bieten könne, in den benachbarten Raum, durch den sie von den Neugeborenen getrennt wurde, und nun überbrachten die Hände der Wärter sofort die schreienden Kleinen der bereits wartenden Hühnerhündin „Diana", von der man vor Kurzem drei ihrer eigenen Jungen entfernt hatte, so daß ihr noch vier verblieben. Jedenfalls hielt die sanfte Hündin die jungen Katzen für ihr eigen Fleisch und Blut; sie ließ dieselben nicht allein sofort saugen, sondern leckte sie auch zärtlich. Wir waren ein paar Stunden später Zeuge dieser sich wiederholenden höchst interessanten Scene und sahen, wie sich die jungen Tiger in kurzer Zeit bei der fremden Mutter ein gar staatliches rundes Bäuchlein antranken. Eine schöne Zeichnung zierte bereits das Fell der Neugeborenen, deren kurze rundliche schwarze Ohren sich grell von dem weißen Fell der Hündin abhoben, die sowohl in Färbung als Bau außerordentlich unserer früherer Tiger-Amme, der bekannten „Wida" ähnelt. Da diese Hündin erst vor acht Tagen geworfen, so ist die Befürchtung, daß die Milch derselben doch vielleicht den neugeborenen Tigern zu alt sein könnte, wohl nicht am Platze. Eine Garantie aber dafür, daß ihnen „Diana" vollständig die Mutter ersetzen werde, kann freilich bei der sehr zarten Organisation der jungen Tiger bis jetzt noch keineswegs gegeben werden.

(Darum also!) „Wie kommt es nur," fragte eine Dame einen Seemann, daß so viele Schiffe weibliche Namen tragen?" — „Das kann ich Ihnen sagen," erwiederte der Angeredete trocken, „das geschieht deshalb, weil die Auftackelung so viel kostet."

(Ein persisches Sprüchwort.). Eines der schönsten persischen Sprüchwörter, das für alle Zeiten und alle Völker seinen Werth behält, ist folgendes:

Eins bist Du dem Leben schuldig,
Kämpfe oder suche die Ruh:
„Bist Du der Ambos sei geduldig,
Bist Du der Hammer, schlage zu!"

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 143. Donnerstag, den 12. Dezember 1872.

Das letzte Kunststück.

Erzählung von W. Koch.

Das ist ein tolles Leben und reges Treiben auf dem großen Marktplatze am Kirmeßtage! Alt und Jung hatte sich in den besten Festtagskleidern auf die Beine gemacht, theils um sich sehen zu lassen. Da wogt die Menge stoßend und drängend durcheinander; der Bauer im neuen blauen Kittel mit silberner Kette und Haken, dem altmodischen Filzhute mit breiter Krämpe und der nie fehlenden kurzen Maserpfeife; die Bäuerin in der bunten Haube oder dem großen, weißen Kopftuche, dem hellen Kattunkleide, dem rothen Umschlagetüchlein und mit der Strohtasche am Arme. Die Alten bedächtig und prüfend daherschreitend; die junge Welt fröhlich, lachend, sorglos, — einander neckend im Uebermuthe der Jugend und stolz auf die rothen Bäckchen, die frischen, küssigen Lippen, oder auch auf den ersten Flaum, der spärlich im Gesichte keimt.

Dazwischen giebt es auch Leute in modernstädtischer Kleidung mit Glaceehandschuhen und Spazierstöckchen, Leute, die gewaltig vornehm thun unter den Landkindern, denn es sind Städter; ihr Gesicht ist nicht verbrannt von den Gluthstrahlen der Sonne, ihr Teint ist vornehm-bleich, ihre Hände sind glatt und fein, nicht mit garstigen Schwielen bedeckt. Wie sorgfältig der Herr in den gelblichgrünen, gallonirten Spannbeinkleidern und dem lilablauen, modern zugestutzten Rocke den Aermel mit dem feuerrothen Glaceehandschuh abbürstet, wenn ein Bauernsohn denselben im Vorübergehen gestreift, — und wie selbstbewußt die stolze, aufgeputzte Dame in dem Gazekleide und dem kostbaren Shawl auf die unscheinbar gekleidete Landschöne herabblickt und lächelt, wenn auch diese, stolz auf das neue Wollkleid oder die seidene Sonntagsschürze, das vornehme Schwenken der Städterin nachzuahmen sucht!

Alle diese drängen und fluthen auf und ab zwischen den bretternen Buden, welche der industrielle Kleinhändler aufgeschlagen, der mit lauter Stimme seine Waare feilbietet und die Güte derselben anpreist. Da giebt's nützliche Sachen für den Haushalt, eine köstliche Weide für das sehnsüchtig blinzelnde Auge der Bäuerin; aber die Nothdurft stellt vorab noch andere Forderungen, und die Kupfermünzen der mageren Börse rufen ihr Veto. Da giebt's Luxussachen, glänzendes Flittergold, Perlen, Ketten und Nadeln; — die junge Dirne kann einen Laut der Bewunderung nicht unterdrücken, und der galante Bursche greift in die Tasche, um das Herz seiner Geliebten zu erfreuen; . . . stolz schreitet der Städter vorüber, all die Kostbarkeiten kaum eines Blickes würdigend. Da giebt's Kuchen und süßes Backwerk, Buden mit Porzelangefäßen, Glücksspiele, Schießhütten und Caroussels, ein besonderes Vergnügen für das ländlichsittliche Völkchen, das in schwindelndem Galoppe unter ohrenzerreißender Musik und Trommelschlag sich im Kreise drehen läßt, — Alles Dinge, welche der moderne Geist des Fortschrittes aus den aufgeklärten Städten vertrieben hat

Die Kirmessen und Schützenfeste, die einzige Unterbrechung der Monotonie des Landlebens, sind die Tage der privilegirten Freude der Dorfbewohner und uralt. Sie haben sich ihren volksthümlichen Charakter, welcher Erholung von der harten Arbeit, Abwechslung in der Einförmigkeit des Lebens und unschuldige Freuden bezweckt, wenn auch bisweilen ein blaues Auge mitunter läuft, einzig und allein auf dem Lande bewahrt; denn in den Städten, wo ein Vergnügen das andere drängt und tausendfach Gelegenheit geboten ist, sich zu zerstreuen, sind diese Feste, wenn auch nicht

verschwunden, so doch unter ihr ehemaliges Niveau gesunken. Auf dem Lande dagegen, wo es keine Theater und Concerte, keinen Circus giebt, wo höchstens hin und wieder eine vagabundirende Künstlerbande sich producirt, gipfelt die ganze Freude und Erholung des Volkes in den lustigen Kirmeßtagen, und kein Wunder also, wenn Alles aufgeboten wird, dieses Fest nach alter Würde zu begehen, daß die sorgsame Hausmutter schon wochenlang vorher scheuert und putzt und bäckt, und jedes Mädchen erpicht ist, in dem Hochamte am Sonntage in einem funkelnagelneuen Kleide zu erscheinen! Und gemüthlich und fröhlich geht's dort her, wenn in dem Jubel der Menge die Böllerschüsse dreinknallen und die feiernden Kirchenglocken so verlockend zur hüpfenden Freude rufen. Das ist nicht die ernste Mahnstimme der Glocken wie sonst, das ist der Weckruf und Wiederhall der frohbewegten Herzen. Der feine Ton der Städter ist freilich nicht heimisch auf dem platten Lande, und die strenge Etiquette legt ihre beengenden Reifen von noblem Auftreten, Frack und weißer Weste nicht um die fröhliche Ungebundenheit und natürliche Munterkeit. Naturkinder kennen das fischbeingespickte Corset einer solchen Etiquette nicht; sie geben sich, wie sie sind, einfach, fröhlich und heiter. Aber eine gewisse Eleganz wird doch zur Schau getragen, namentlich suchen die weiblichen Landbewohner einander an ‚Geschmack‘ und ‚Wahl‘ zu überbieten; je kleinstädtischer, um so prächtiger, denn die Frau des Bäckers darf doch hinter der Frau Bürgermeisterin nicht zurückstehen! . . .

Das Dörfchen B., unweit einer großen Stadt gelegen, schmiegt sich in malerischer Schönheit an den Rücken eines sanft aufsteigenden Berges und bietet eine herrliche Fernsicht ringsum. Wie anmuthig die frische, kräftigende Bergluft, die weißgetünchten, mit Wein umrankten Kalkgiebel der kleinen, zum Theil mit Stroh gedeckten Häuser und die lachenden, frischrothen, gesunden Gesichter der Einwohner mit dem Bilde contrastiren, das die in einem Bergkessel gelegene Stadt, die schwarze, dichtgedrängte Häusermasse gewährt, deren graue Dächer und unzählige Kamine wie ein Trauerflor das Thal bedecken; die engen Straßen mit ihrer dumpfen Atmosphäre und die bleichen Menschen bilden doch einen gar zu grellen Gegensatz zu dem freien Landleben dort oben auf der Höhe, in den korn- und blumenwogenden Gefilden! Und heute zumal an dem längst ersehnten Kirmeßtage hat sich das Dörfchen festlich geschmückt mit Kränzen und Guirlanden und Fahnen, deren lustiges Wehen und Flattern Theil zu nehmen scheint an der kindlichen Freude der Menschen.

Es war vor einigen Jahren, als ich dem Pfarrer in B., einem ehemaligen Studiengenossen, bei Gelegenheit des Kirchweihfestes einen Besuch abstattete, als sich nachstehende wahre Geschichte zutrug. Ich hatte den Pastor seit vielen, vielen Jahren nicht gesehen und freute mich daher, als der Zufall mich in die Nähe des Dorfes führte und mir somit Gelegenheit geboten war, den Freund in seinem stillen trauten Wirkungskreise, der wenig von den hochgehenden Wogen des Weltlebens berührt wurde, aufsuchen zu können. Und wie alt der Pfarrer mittlerweile geworden! Die einst kastanienbraunen Locken spielten stark in's Silbergraue, und das frische, heitere Gesicht des Jugendfreundes zeigte manche Falte; freilich, der Pfarrer stand auch schon beinahe zwanzig Jahre dem Orte als Seelenhirte vor. Ebensowenig als das Dörfchen war er von den Wellen des Leben geschüttelt worden, und mein Freund hatte nie das sonderliche Verlangen getragen, sein in ruhigem Fahrwasser steuerndes Schifflein in die schaumgekrönten Wogen der Außenwelt zu lenken und die Planken durch den Gischt und das von wechselnden Wirbelwinden gepeitschte Wasser zu retten. Sein Wahlspruch war: einfach und bieder! und mancher Weltmann, der sich in allen Dingen ‚auf der Höhe der politischen und socialen Situation‘ halten zu müssen glaubt, hätte ihn um den Frieden und den Gleichmuth seiner Seele beneiden dürfen. Ich fand in ihm einen heiteren, rüstigen Greis, der mit Befriedigung auf sein, wenn auch vielfach eintöniges und wenig bewegtes, aber trotzdem thatenreiches Leben zurückblicken durfte, und die Liebe seiner Pfarrkinder und seine eigene Freude an deren Gedeihen und seine Seelenruhe waren die wechselseitigen Früchte seines Lebensprincipes.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gastrolle im Gebirge.

Lustspiel in einem Akt

von

P. P. Wichmann.

Personen:

Der Gutsherr.	Uranus, Schauspieler.
Der Vicar.	Ein Fremder.
Kathi.	Johann, Bedienter.
Toni.	Ein Gerichtsdiener.
Ein Theaterdirektor.	Lahmfritzel.

(Malerische Gebirgsgegend. Freier Platz in einem Dorf am Abhange der Vorberge — im Hintergrunde das Pfarrhaus, vor demselben eine große Linde, unter welcher ein runder Tisch und einige Stühle. Blühendes Strauchwerk umher. Toni, mit einem Rechen, und Kathi stehen links vom Zuschauer. Der Gerichtsdiener mehr nach rechts.)

1. Scene.

Toni. Kathi. Gerichtsdiener.

Toni: Rede zu mi, Kathi, damit mei Herz nit zerspringe, steh nit so da mit dem G'sicht, das weinen möcht! Wann's einmal inwendig ausgießen will, ist's besser, man laßt's geh'n mit den Thränen.

Kathi: Möcht's dir gewähren, Toni, wann i könnt; aber 's geht halt mit dem Weinen auch nit mehr, weil's doch gar so elend ist.

Gerichtsdiener: Also zahlen könnt's nit?

Toni: Wie soll i zahlen, wann's nit mit einer Redensart ist?

Gerichtsdiener: Dann helf dir Gott, Toni! Die Haidmüllerin will ihre hundert Gulden einmal hab'n, und da ist kein Mitleid bei Der. Morgen muß i wiederkommen und die Siegel anleg'n. (Wendet sich zum Gehen.)

Kathi: Morgen schon?

Toni: Laßt's bis zum andern Tag, Gerichtsbot'. Der Buchseppel ist mei Freund und thut vielleicht was vor mi.

Gerichtsdiener: Hoff nit auf Den, Toni! Aber i will schon zuseh'n, was zu machen ist. Wann's nur nit grad' die Müllerin wär'! — Na, b'hüt's Gott, Kinder! (Ab nach rechts, Toni und Kathi begleiten ihn.)

2. Scene.

Toni. Kathi.

Toni: Du, schau, Kathi! fährt da unten der Postillon mit seiner Kutschen grad' in den Graben. Laß mi g'schwind hinab, Kathi, um dem fremden Herrn zu helfen, der eben aussteigt.

Kathi: Ja, Toni, thu Das — führt Der aber a Menge Gepäck bei sich! Das muß a großer Herr sein.

3. Scene.

Vorige. Vicar (aus dem Hause).

Vicar: Was giebt's denn da, Kinder?

Toni: Ein fremder Herr ist mit sein Wagen am Hang umg'worfen. Seht, der Gerichtsbot' weist ihn nach hier 'rauf. Der Herr kommt gerad' auf unser Haus zu.

Vicar: Er hat also, Gott Lob, keinen Schaden genommen. Eile zum Wagen, Toni, schaffe die Koffer des fremden Herrn hier herauf und sieh zu, ob du sonst noch dienstlich sein kannst. Du, Käthi, hast wohl einen Imbiß bereit für den Fremden?

Toni (rechts ab).

Kathi: Ja freilich, Herr Pathe.

Vicar: Dann eile und bereite den Tisch unter der Linde. Ich hole hernach eine Flasche Wein aus dem Keller.

Kathi (ab in's Haus).

4. Scene.

Vicar. Fremder (von rechts).

Fremder: Ah, Das ist ja der Herr Pfarrer! — Ich grüße Sie ehrwürdiger Herr! Sie haben gewiß eine Schänke im Ort, wo man einige Stunden verweilen kann.

Vicar: Der Herr segne Ihren Eingang bei uns und schütze Sie! Warum fragen Sie nach der Schänke — wollen Sie nicht bei mir vorlieb nehmen? Ich biete Ihnen meine Wohnung an.

Fremder: Herzlichen Dank! Ich nehme Ihr freundliches Anerbieten an und erwarte hier die Herstellung des Fuhrwerks. (Sich umsehend) Ah! Sie wohnen allerliebst, beneidenswerth.

Vicar: Ja, es ist friedlich bei uns, mein Herr.

Fremder: Sie sind schon lange in Ihrem schönen Amte?

Vicar: 40 Jahre.

Fremder: 40 Jahre! Und leben zufrieden in dem einsamen Dörfchen?

Vicar: Wir arbeiten, mein Herr, ein Jeder, so viel er kann, in seinem Berufe, haben Liebe und Vertrauen zu einander und sind glücklich.

Fremder: Sie hatten nie Sehnsucht nach der großen Welt?

Vicar: Niemals.

Fremder: Weil Sie den Genuß nicht kennen?

Vicar: Sind die Leute dort tugendhafter?

Fremder: Geselliger, denke ich.

Vicar: Uns genügt eine sanfte, ruhige Freundschaft, wir verdoppeln damit unsere Genüsse.

Fremder: Doch Sie stehen allein.

Vicar: Allein? — Nein, Herr, meine Familie lebt in allen diesen Hütten, welche Sie sehen. — Sie fühlten gewiß oft schon ein inniges Vergnügen, wenn Sie zu sich einkehren, sich Rechenschaft ablegend von guten Handlungen. — Sehen Sie, ein solches Vergnügen empfindet der treue Hirt seiner Gemeinde zu jeder Stunde, denn er darf beten für den Rechtschaffenen, bitten für den Irrenden; solche Handlung ist ihm aufgetragen, ist seine Pflicht, und nie sind wir glücklicher, ruhiger und freier, als wenn wir Pflichten gegen die Gesellschaft haben, die wir erfüllen können.

Fremder: (begeistert): Sie sprechen mir aus der Seele. Unser Tyrann ist die Ruhe. Wie jener Bach, der reißend zwischen Felsen hinabstürzt, müssen wir fort, müssen hinauswogen, unsers Geistes Fluthen vermischen mit den fremden Strömungen.

Vicar (des Fremden Hand fassend): Ja, ja, so muß es sein! Das habe ich manch Mal auch empfunden. Sie, mein Herr, stehen auf dem Gipfel des Berges, gesammelt zum Hinabsturz — ich bin am Ende meiner Laufbahn — und bin zufrieden. — Doch setzen wir uns in den Schaden dieser Linde. Ich hole eine Flasche Wein und einen kleinen Imbiß; dabei lassen Sie uns fröhlich weiter plaudern. Nochmals: herzlich willkommen! (Ab in's Haus.) Kathi! tummle dich!

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges

(Ein König auf der Anklagebank.) Vor dem Bezirksgerichte in Petersburg stand am 10. Nov. ein Fürst von Lusignan unter der Angeklage der Wechselfälschung. Sein Vater erschien in Husaren-Uniform als Zeuge und wies vollkommen beglaubigt nach, daß er königlichen Geblütes und in directer Linie von den Königen von Cypern, Jerusalem und Armenien abstammt, daß einer seiner Vorfahren den Titel „Bewahrer des heiligen Grabes" geführt und daß sein Vater das kolossale Vermögen von 40 Millionen Rubel aus dem väterlichen Nachlaß geerbt, welches seiner Zeit in der Schatzkammer des Patriarchen von Konstantinopel verwahrt, aber bei den Unruhen in Konstantinopel im Jahre 1824 geraubt wurde. Der Vater des Angeklagten trat dann 1828 ohne Besoldung und zugleich, ohne den russischen Unterthaneneid zu leisten, in russische Dienste und kam im Jahre 1848 mit seinem Sohne nach Petersburg, wo der Sohn studirte, ohne jedoch seine Studien zu vollenden. Der Vater führte jetzt das traurige Geschäft eines Schuldbeitreibers und befand sich mit seinem Sohne seit geraumer Zeit in der bittersten Armuth. Das Gericht konnte nicht umhin, den Angeklagten zu verurtheilen, und der Urtheilsspruch lautet: „Der Angeklagte griechischer Unterthan Fürst Michael de Lusignan, der den Titel König von Cypern, Jerusalem und Armenien führt, wird zum Verlust aller Personen- und Standesvorrechte und zwar zur Verbannung nach dem Gouvernement Jenisseisk verurtheilt, wo er den ihm angewiesenen Wohnort nicht binnen fünf und das Gouvernement nicht unter zehn Jahren verlassen darf. Nachdem dieses Urtheil Rechtskraft erhalten, ist es durch den Justiz-Minister der Begutachtung Sr. Maj. des Kaisers zu unterbreiten."

(Ursache und Wirkung.) „Wirklich", sagte Jemand zu einem jungen Mann, „Sie haben ungemein weibliche Gesichtszüge." — „Das ist wohl möglich", entgegnete der junge Mann, „aber ich weiß auch, was daran schuld ist." — „Und was denn?" — Weil meine Mutter eine Frau war."

* Räthsel.

Fünf Zeichen sind's, die mich erzeugen
Und mich als alte Stadt dir zeigen
Dort an dem schönen Rheinesstrand.
Ein Zeichen weg — und ich erscheine
Als deutscher Fluß dir; ich vereine
Mich mit dem Rhein im deutschen Land;
Ein zweites Zeichen weg — ich kleide
Gebirg und Thal und Wald und Haide
Mit Blumen in ein bunt Gewand.

Druck von L. Georges in Landau.

// Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Jost.

Nr. 144. Samstag, den 14. Dezember 1872.

Das letzte Kunststück.

Erzählung von W. Koch.

(Fortsetzung.)

Die Pfarrwohnung war einfach aber einladend inmitten eines blühenden und wohlgepflegten Gartens gelegen; ich fand mich aus dem unruhigen Leben der Welt in die reizendste Idylle versetzt. An dem Giebel des Hauses rankten Weinreben und Epheu empor; die Blumenbeete waren von Buchsbaumgesträuch eingefaßt, und die mit weißem Kies bestreuten Wege zeigten allenthalben eine ordnende Hand. Wie mich Alles anlachte: das ruhige Antlitz meines Freundes, die Rosen und die Nelken und die feurigen Geranien und der tiefblaue Himmel, der sich wie eine große Krystallkugel über diesem glücklichen Flecken der Erde wölbte.

„Wir haben hier einen kräftigen, gesunden Menschenschlag", sagte der Pastor, meinen Arm nehmend und mich aus dem Gartenhause führend, in welchem wir den Nachmittagskaffee eingenommen; „kernige, biedere Naturen, schlicht und einfach. Wenn auch Mancher mit vornehmem Achselzucken mir und meinen Kindern den Vorwurf machen wird, daß wir hinter den fortschrittlichen Bestrebungen der Neuzeit zurückgeblieben und wir in manchen Punkten dem Geiste der Zeit keine Rechnung zu tragen wissen, so ist doch auch jene seichte Blasirtheit hier nicht anzutreffen und jenes Halb- und Scheinwissen, welches sich in der Gegenwart so vielfach breit macht; und die Köpfe meiner Leute sind, wenn auch keine Geistesheroen, so doch auch nicht verwirrt und unruhig, wie in großen Städten."

Ich nickte zustimmend, denn ich hatte auf der vielbewegten Weltbühne nur zu oft die traurigsten Illustrationen zu den Worten meines Freundes gefunden.

„Was meine Landkinder sind," fuhr er fort, „sind sie ganz; jede Halbheit ist mir verhaßt; sie sind treue und brave Staatskinder, fleißig und arbeitsam und gute Christen, gesund an Leib und Seele; in Aller Herzen wurzeln die Lehren, die sie von mir hören, so fest wie jenes Eichstämmchen, das sich dort durch die Felsenspalte sein Fortkommen sucht und tief und zäh in der felsigen Steinbrust eingewurzelt ist."

Wir schritten auf einem schmalen, von dornigen Hecken eingezäunten Wege dem Dorfe zu, — denn die Pfarrei lag etwas abseits, — um an den Kirmeßfreuden des Volkes Theil zu nehmen, oder wenigstens uns an dem Jubel zu ergötzen. Wie herzlich und freudig die Leute ihren Pfarrer grüßten! Es schien mir, daß in der Gemeinde gleichsam ein patriarchalisches Verhältniß bestehe und daß mein Freund als Vater, Rathgeber und Mittelperson betrachtet werde. Ich äußerte diese Wahrnehmung gegen den Pastor. „Ja, ja," erwiederte er lächelnd, „die Pfarre ist mein Stolz und meine Lust; ich bin der Gärtner, der einen kerngesunden Stamm pflegt und kann mit Genugthung versichern, daß unter den von mir gehegten Schößlingen sich kein Auswuchs befindet Wenn das Dorf auch keine großen Gelehrten in die Welt sandte, so hat es doch auch noch keinen Beitrag zum Zuchthause geliefert."

Wir durchschritten die buntbewegte, fröhliche Menge und hatten uns einem am andern Ende des Dorfes gelegenen Platze genähert, woselbst eine umherziehende Künstlergesellschaft ihr weißes, großes Rundzelt aufgeschlagen, über dessen Eingang auf einem mächtigen Bretterschilde die pomphafte Einladung zu lesen war: ‚Circus Schlegel'. Vier wandernde

Musikanten lockten mit den schrillenden Tönen ihrer Blechinstrumente und einer großen Trommel die neugierige und stumm-bewundernde Menge herbei, und von Zeit zu Zeit hielt einer der „Künstler' in Tricot von einer Erhöhung herab eine Invitationsrede an das ‚hochgeehrte Publikum', dessen Zungengeläufigkeit einem Demosthenes und Cicero Ehre gemacht hätte. Ein Bild in den grellsten Farben veranschaulichte die halsbrechendsten Kunststücke, und ein anderes, das einen Kampf zwischen zwei Löwen darstellte (der aber natürlicherweise nicht stattfand), war ganz geeignet, Neugier, Schaulust und ein geheimes Gruseln bei der ländlichen Zuschauermenge zu erwecken. Wir waren eben im Begriffe, dieser ländlich-sittlichen Industriereiterei den Rücken zu drehen, als der Pastor mich beim Arme nahm und schnurstracks dem Eingange des Circus zuführte.

Dort stand ein junger, musculös gebauter Kunstjünger in Costüm, der, sobald er den Pfarrer ansichtig ward, sichtlich erschrak und sich hinter die bergende Leinwand retten wollte. Der Pastor aber winkte und sagte halblaut mit freundlicher Stimme: „Franz, fürchtest Du Dich vor mir?"

Halb beschämt, wie mir es schien, aber das große, blaue Auge doch voll und fest auf den Geistlichen richtend, trat der Kunstreiter näher. Es war eine herculische Gestalt, dieser Franz, und das enganschließende Gewand ließ die hochgewölbte Brust und die muskulösen Glieder um so besser erkennen. Das mit silbernen Sternchen und Flittergold durchwirkte Tricot, die schwarzsammtne, mit Stickereien verzierte Schürze und die flammingorothen Seidenschuhe kleideten den Künstler nicht übel, wenn auch ein solcher Anzug des Broderwerbes wegen immer mehr Mitleid erweckend ist. Das Antlitz war offen und der Blick frei, und die Züge zeigten keine Spur jenes Abgelebtseins, dem wir zumal bei umherziehenden Kunstreitern so vielfach in Folge des unsteten und ungeregelten Lebens begegnen. Franz mochte fünfundzwanzig Jahre zählen.

„Und Sie erkannten mich wieder, Herr Pastor?" sagte Franz, die dargebotene Rechte des Pastors halb freudig, halb zurückhaltend nehmend.

„Gewiß, ich kenne alle meine Kinder wieder, auch wenn sie länger fortgewesen und größer geworden sind, als Du. — Und Du bist jetzt Akrobate, Franz?"

„Ja, — wie das Schicksal Einem oft mitspielt, Herr Pastor! Ich schäme mich des Gewerbes zwar nicht, denn ich verdiene mein Geld ehrlich und sauer genug, . . . aber ich stutzte doch, als ich Sie auf mich zuschreiten sah."

„Und wie hat sich denn das Alles zugetragen? Seit Du mit Deiner Mutter das Dorf verlassen, habe ich nichts mehr von Euch gehört."

„Ach, das ist eine kurze und traurige Geschichte. Sie wissen, weshalb meine gute, alte Mutter ihren Geburtsort verließ, nachdem die Schurkerei ihres gewissenlosen Vetters sie an den Bettelstab gebracht, sie meinte, die Schande, die ihr und meinem verstorbenen Vater angethan worden, müßte sie in die Erde drücken. Wir zogen nach A . . und ich arbeitete fleißig und gern, um die letzten Tage meiner lieben Mutter zu versüßen und sie die Bitterkeit des Lebens vergessen zu machen. Da mußte ich plötzlich Soldat werden, — es war 1866 — und meine Mutter half sich kümmerlich durch, und als ich nach beendetem Kriege zurückkehrte, fand ich keine Beschäftigung vor, die Stellen waren besetzt und alle meine Bemühungen vergebens. Der Zufall fügte es, daß ich den Besitzer dieses Circus kennen lernte; er fand Gefallen an mir und bot mir ein Engagement an. Ich war jung, stark, gewandt, — Sie wissen ja, Herr Pastor, daß mir als Junge schon kein Baum zu hoch war, — und die Aussicht auf einen guten Lohn ließ mich den Vorschlag annehmen. Jetzt kann ich wenigstens allwöchentlich einige Thaler schicken, damit sie sorgenfrei lebt. Das Leben als Akrobate ist zwar kein sonderlich angenehmes, aber ich habe mich nachgerade mit demselben ausgesöhnt, — und ich bin stolz auf meine Kraft! Sehen Sie diese Muskeln!"

„Du warst immer ein guter Sohn, Franz," versetzte der Pfarrer, „und ich glaube, Du bist auch ein braver Mensch geblieben."

„Ja, das bin ich!" entgegnete Franz stolz und sein blaues Auge leuchtete; „und daß ich es bin, verdanke ich Ihnen Herr Pastor!"

„Das freut mich, und daß Du die Wahrheit sprichst, sehe ich Dir an, aber dem ungeregelten Leben, das Du jetzt führst, kann ich doch keinen Beifal zollen. Du wirst doch später noch ein ansässiger Bürger werden, und da möchte ich Dir rathen, wieder zu Deinem Geschäfte zurückzukehren, sobald es geht."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gastrolle im Gebirge.

Lustspiel in einem Akt
von
P. P. Wichmann.

(Fortsetzung.)

5. Scene.

Fremder (allein): Welch ein kindlich frommes, ergebenes Gemüth! — Die Armuth des Vicars scheint mit der Armuth des jungen Burschen, von der mir der treuherzige Hirt unterwegs erzählte, im Einklange zu stehen. — Womit soll ich ihm seine Gastfreundschaft vergelten?

6. Scene.

Fremder. Kathi (kommt zum Tische, legt ein Tuch über denselben, setzt Gläser rc. rc. darauf.)

Kathi: Grüß Gott, Herr!

Fremder: Dank, mein schönes Kind!

Kathi: Euer Gnaden kommen wohl weit her, weil Sie so a schwer's G'päck auf'm Wag'n hab'n? Schauen's, da bringt mei Schatz schon an Theil ang'schleppt.

Fremder: Das ist dein Schatz? Du bist ihm wohl recht gut?

Kathi: Ja, das muß wahr sein, gut bin i ihm von Herzen, und darum eben kann i gar nit mehr fröhlich sein, denn der Toni will mi verlass'n.

7. Scene.

Vorige. Toni. Postillon (von Rechts. Beide mit Reiseeffekten beladen.)

Fremder: Warum will er dich denn verlassen?

Kathi: Weil er arm is — ja, arm is er! aber a rechtschaffener Bua, den Alle lieb hab'n im ganzen Dorf. Nur helfen können's ihm nit — und Das bricht mir's Herz. (Weint.)

Fremder: Armes Kind! (Zu Toni) Toni, komm' einmal her zu mir. Da, sieh nur, was du für ein Weh anrichtest, weil du fort willst.

Toni: Weil i will? — Weil i muß, Euer Gnaden. — I kann halt die hundert Gulden nit zahl'n, womit meines Vatters Haus verschuld't ist, i kann nit fünfzig, nit zwanzig zahl'n. Das macht mei böse Bas', die reiche Haidmüllerin, die es nit vergessen kann, daß mei Vatter, als er noch ein junger Bua war, ihr an Korb geben hat. Und wann i nit zahl', bringen's mi auf die Versteigerung, mei Hütten und mei Feld. Eh' i aber Das über mi ergehen lass', geh' i besser in die weite Welt.

Kathi: Und i gräm' mi daheim zu Tod.

Toni: Noch an Gang hab' i zu thun, dann weiß i, woran i bin. Drüben im Rohricht wohnt der Buchseppel, der a groß Geld hat. Der Lahmfritzl hier aus dem Dorf hat mir's zu Lieb' than und is hin, für mi zu red'n. Jetzt will i ihm entgegen, und nachher, Kathi, sollt'st hören, wie's ausg'laufen is.

Fremder: Ei, da bin ich ja dem Lahmfritzel begegnet, eine halbe Stunde von hier, als ich die Pferde wechselte, der Alte sagte mir von eurer Noth! O, ihr armen Kinder! — Trage die Sachen hinein, Toni, der liebe Gott wird schon helfen.

Toni (im Abgehen die Koffer nehmend): Glaub's nit mehr. Der Herr Vicar is a frommer Herr, und sein Gebet gilt sicher was da oben, und er bet't, daß es Einen anweht, g'sund und rein wie a Frühlingsluft, aber wir sind alleweil noch arm und werden's bleiben. (Ab in's Haus)

8. Scene.

Fremder. Kathi.

Fremder: Du mußt nicht weinen, Kind.

Kathi (die unterdessen den Tisch fertig gemacht). Wenn der Tonerl fortgeht, lauf i ihm nach, so weit die Welt ist.

Fremder: Aber das geht doch nicht an.

Kathi: Ja, Das is wahr, Das geht nit an. Was würde mei Path', der Herr Vicar, dazu sag'n?

Fremder: Ist der Herr Vicar dein Pathe?

Kathi: Meinem sel'gen Vater zu Ehr'n, der a gescheidter Mann war und Schulmeister dazu. — Da kommt der Herr Vicar. (Nimmt die Schürze, trocknet sich die Thränen und sagte leise zu den Fremden): I wein' nit mehr. Das kann der gute alte Herr nit sehen, weil er uns helfen möcht und halt net kann.

9. Scene.

Vorige. Vicar (mit einer Flasche Wein).

Vicar. Sie haben doch keine Langeweile empfunden, ich hatte den Kellerschlüssel verlegt.

Fremder: Langeweile? in dieser schönen, freien Natur!

Vicar (indem er die Flasche wohlgefällig betrachtet, schenkt er zwei Gläser voll). Ja! Nun wollen wir's uns schmecken lassen. Greifen Sie zu. Auf Ihr Wohl!

Fremder (das Glas nehmend, den Wein zögernd betrachtend): Danke! — Eigenes Gewächs?

Vicar: Ja! Ein Glas Wein, mäßig genossen, ist eine große Wohlthat Gottes. (Trinkt.) Folgen Sie meinem Beispiel.

Fremder (trinkend für sich): Mir rieselt der Angstschweiß von der Stirn. (Laut): Ihr Wohlsein, Herr Vicar. (Das Glas absetzend und fröstelnd, den Inhalt dabei verschüttend, für sich): Mein armer Magen! Brr!

Vicar: Was fehlt Ihnen? Sind Sie krank, lieber Herr? Ihre Blässe flößt mir Besorgniß ein.

Fremder: Durchaus nicht, aber — ich bin auf dem Wege zu einer Brunnencur, mein Arzt hat mir streng verboten, andern Wein zu trinken, als den, welchen ich gewöhnt bin, und Sie wissen, seinem Arzte muß man folgen.

Vicar: Gewiß! Es thut mir nur leid, daß ich nicht solchen Wein besitze, der Ihnen zu trinken erlaubt ist.

Fremder: In meinem Koffer befinden sich noch einige Flaschen — wenn Sie mir erlauben — ich hole den Wein. (Eilt in's Haus ab.)

10. Scene.

Vicar (allein): Wer ist dieser Fremde wohl? Ich fühle mich zu ihm hingezogen, wie zu einem Freunde, in seiner Nähe ist mir so wohl, als walte eine Verwandtschaft zwischen unseren Seelen. (Blickt sinnend vor sich hin.)

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges

(Zu viel.) Ein armer, ausgemergelter Kranke ließ als letzte Hoffnung einen Arzt rufen. Dieser, der in seiner Wissenschaft ein großer Neuling war, schmierte ein großes Senfpflaster und legte es dem armen Teufel auf die Brust. Der Arme blickte mit thränenden Augen darauf und sagte: „Ach, lieber Doktor, nach meiner Ansicht ist das wohl etwas zu viel Senf auf so wenig Fleisch!"

(Doppeldeutig.) Er: Ich sage Dir, das Hasenragout war vorzüglich; hätte mich Max durch seinen Besuch nicht gestört, ich hätte mich zu todt gegessen." — Sie: O, der böse Max!"

(Die Drillinge.) Zemire, die schöne bunte Katze, hat Junge bekommen, aber bis auf einen kleinen gelben Kater werden sie alle ertränkt. „Den Gelben wollen wir liegen lassen", sagte der Vater zu seinem sechsjährigen Söhnchen Adolph, „der wird gut!" Nach einiger Zeit klappert es Nachts ganz gewaltig auf dem Dache und am Morgen hat der Storch drei kleine Kinder auf einmal gebracht, einen Knaben und zwei Mädchen. Acht Tage darauf steht Adolph mit seinem kleinen gelben Kater auf dem Arm vor der Wiege und schaut nachdenklich den überreichlichen Geschwistersegen an. „Papa", sagte er plötzlich, „sollen die alle drei liegen bleiben?"

Börsen-Distichon.

Gründlich gründet der Gründer der Gründung gründlichen Schwindel;
Glaubt im der Actionär, fällt er melodisch hinein.
(Kladd.)

Goldkörner.

Der wahre Ruhm schlägt Wurzeln und pflanzet sich fort. Alles Erkünstelte fällt wie Blumen ab, und kein Werk des Scheins kann ausdauern. Cicero.

* * *

Hätten wir selbst keine Fehler, so würde es uns kaum so viel Vergnügen machen, welche an anderen zu bemerken. La Rochefoucault.

* * *

Der Eigennutz spricht alle Sprachen und spielt jede Rolle, auch die der Selbstlosigkeit.
Derselbe.

* * *

Die Religion ist die Spitze am Bau der Bildung' die man nicht zum Grundstein machen kann.
Auerbach.

Auflösung des Räthsels in voriger Nummer:
Mainz — Main — Mai

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 145. Dienstag, den 17. Dezember 1872.

Das letzte Kunststück. *)

Erzählung von W. Koch.

(Fortsetzung.)

Franz blickte sinnend vor sich hin und sagte halblaut: „Ich will es mir überlegen."

Wir trennten uns von dem Akrobaten, nachdem er meinem Freunde das Versprechen gegeben, ihm am andern Morgen einen Besuch abzustatten.

„Das ist eine traurige Geschichte mit diesem Franz," nahm der Pfarrer das Wort, als wir seiner Wohnung wieder zuschritten. „Früher wohnte er mit seiner Mutter hier im Dorfe — der Vater ist längst todt — und sie waren als brave und selbst wohlhabende Leute allgemein geachtet und geliebt. Plötzlich trat ein entfernter Verwandter mit Erbansprüchen auf und wußte es durchzusetzen, daß die ganze Habe der Frau in seine Hände überging. Gewissenlose Advocaten sollen die Sache betrieben und eine gefälschte Schuldverschreibung des verstorbenen Mannes den Endausschlag gegeben haben. So behauptete die Frau, und mir blieb das Ganze dunkel und räthselhaft. Das aber steht fest, daß die Mutter des Franz arm und mittellos dastand, den Vetter als den Urheber ihres Unglückes bezeichnete und mit ihrem Sohne das Dorf verließ. Dieser Vetter, ein Mann von zweifelhaftem Charakter, Müller mit Namen, ein Speculant und Glücksjäger, ließ sich nun hier nieder, baute ein stattliches Haus, das halb der Landwirthschaft, halb dem Luxus diente, — Du siehst es dort in dem Bergkessel, abseits vom Dorfe, — kaufte Ländereien an und verkaufte sie wieder, kurz, er verstand es, sich in kurzer Zeit ein ansehnliches Vermögen, wenn auch nicht die Zuneigung seiner Mitmenschen zu erwerben. Ich habe vielfach vergebens versucht, auf ihn einzuwirken, und da ich meine Bemühungen fruchtlos fand, habe ich ihn als nicht zu meinem Sprengel gehörend betrachtet."

Unter diesem Gespräche hatten wir die Wohnung erreicht und zögerten nicht länger, einer Flasche alten Weines den Hals zu brechen, denn die Promenade hatte den Durst geschärft . . . . .

Es war in der That ein schönes Haus, welches der Pfarrer bezeichnet hatte, und der Mann, der es bewohnte, mußte zu der besitzenden Klasse gehören. Das Haus war hoch gebaut und in Stein aufgeführt, im grellen Gegensatze zu den meisten Hütten des Dorfes, deren Lehm- und Fachwände nur die Weinranken und deren Strohdächer altes Moos als einzigen Schmuck aufzuweisen hatten. Auch die umliegenden Stallungen und Scheunen, die mit Vieh und Früchten wohl gefüllt waren, bekundeten den Reichthum des Besitzers, und die ganzen Anlagen bewiesen, daß er die primitiven Ansichten eines Landmanns überschritten, das Stadtleben kenne und dem Fortschritte der Zeit huldige.

Herr Müller war, wie bereits erwähnt, wenig oder gar nicht beliebt; die Einen fürchteten ihn und die meisten mieden geflissentlich seine Nähe. Er hatte einen verschlossenen Charakter und schien das Isolirte seiner Lage nur wünschenswerth zu finden, denn seinerseits waren niemals Annäherungsversuche gemacht worden. Zuweilen trafen Bekannte aus der Stadt ein und dann ging's lustig her in dem Hause und die Weinflaschen des Kellers wurden decimirt. Wollte man indeß annehmen, Müller sei für zartere Gefühle nicht empfänglich gewesen, so würde man sehr geirrt haben;

*) Wir haben beim Beginn dieser Erzählung aus Versehen die Angabe der Quelle unterlassen; dieselbe ist dem Nieritz'schen Volkskalender pro 1873 entnommen.

es gab ein Wesen, das der Mann leidenschaftlich liebte; es war seine Tochter Marie; auf sie schien er Alles, was von Gefühl und Theilnahme in seinem Herzen saß, übertragen zu haben; denn wie er auf der einen Seite mit Glück und Klugheit bemüht war, seine Interessen zu wahren und bei Verfolgung dieser Zwecke eine grenzenlose Selbstsucht als einzigen Factor gelten ließ, eben so nachgiebig war er auf der andern, wenn es galt, seinem geliebten Kinde zu Gefallen zu handeln.

Marie zählte achtzehn Jahre, und der Vater hatte vollkommen Recht, stolz auf sein Töchterchen zu sein; sie hatte sowohl ein gutes, braves Herz, und besaß alle Tugenden, die eine Jungfrau zieren, als sie auch durch ihre körperlichen Schönheit die Bewunderung Aller wachrief.

Müller saß an diesem Abende in der schattigen Laube vor seinem Hause und war mit einer Lectüre beschäftigt, die sein ganzes Interesse in Anspruch zu nehmen schien; — die Kirmeß und das fröhliche Volksfest berührten ihn nicht im Mindesten. Der tolle Lärm war ihm zuwider, und die Buden mit ihren Pfefferkuchen und Spielsachen, die Glücksräder und Caroussels und die frohbewegte Menge hatten keinen Reiz für ihn.

Da trat Marie in die Laube und klopfte dem Vater auf die Schulter. Er blickte lächelndauf und streichelte die schwarzen Locken des Kindes.

„Nun, Mariechen, Du hast gewiß etwas auf den Herzen; Dein schelmisch = bittender Blick sagt es mir schon.“

„Ja, Papa, eine recht große Bitte, — und Du wirst sie mir nicht abschlagen.

„Was hast Du denn?“

„Ich möchte heute Abend zum Balle gehen und tanzen; ist's Dir recht, Papa?“

Die Stirn des Vaters verfinsterte sich ein wenig und leise schüttelte er den Kopf.

„Aber, liebes Kind, so gern ich Dir jedes Vernügen gewähre, — ist es denn ein Vergnügen, in einem dumpfen Locale, das eher einem Stalle gleicht, herumzuspringen, eine Luft einzuathmen, die von den eingepferchten Menschen verpestet wird, — und zumal in solcher Gesellschaft?“

„Ich habe Deine Bedenklichkeiten vorausgesehen, aber wenn ich nicht erscheine, wird man es meinerseits als Ueberhebung und Stolz deuten, und diesen Vorwurf möchte ich nicht auf mich laden.“

„Und wer soll Dich zum Balle führen, Mariechen?“

„Du, Papa — Niemand anders!“

„Ich?“ — Müller lachte hell auf. „Du weißt, daß ich solchem Tande abhold bin: ich werde Dir aber in der Stadt Ersatz bieten.“

„Ach, — Bürgermeisters Gretchen hat gewettet, ich dürfe nicht erscheinen, und ich möchte den voreiligen Urtheilen beweisen, daß wir uns über kleinliche Bedenklichkeiten auch hinwegsetzen können.“

Sie winkte mit dem Köpfchen, um dem gestrengen Vater die Zusage zu entlocken und blinzelte mit den Augen und faltete bittend die Hände.

„Nun, Kind, auf ein Stündchen mag's sein, aber länger nicht. Bist ein Blitzmädel!“

„Danke, Papa“, sagte Mariechen fröhlich und reichte ihrem Vater einen Kuß; dann tänzelte sie hüpfend in das Haus zurück, um Toilette zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gastrolle im Gebirge.

Lustspiel in einem Akt
von
P. L. P. Wichmann.

(Fortsetzung.)

11. Scene.

Vicar. Fremder (mit zwei Flaschen Wein).

Fremder: Hier bringe ich den edlen Trank. Erfrischen Sie damit einmal Ihre Lippen, mein freundlicher Wirth. (Füllt die Gläser und erhebt das seinige.) Ihr Wohl, hochwürdiger Herr!

Vicar (austrinkend): Welch' köstlicher Wein!

Fremder: Der entzündet die mächtigen Feuer der Begeisterung in unserer Brust. (Schenkt sich und dem Vicar ein.)

Vicar: Verehrter Gast, ich möchte wohl etwas fragen — aber Sie werden es übel deuten.

Fremder: Nicht doch, fragen Sie immerhin — aber erst austrinken. (Trinken.)

Vicar: Sie sind so gut, so freundlich, daß ich gern wissen möchte, mit Wem ich die Ehre habe, das Glas zu leren?

Fremder (schenkt beide Gläser voll): Ja, lieber Herr — Das müssen Sie rathen. (Trinkt.) Ich bin klein und groß, arm und reich, vornehm und gering, bald todt, bald lebendig und doch immer Ein und Derselbe.

Vicar: Sie treiben Ihren Scherz mit mir altem einfachen Manne.

Fremder: Es kommen Augenblicke, wo ich über Königreiche gebiete, meine Krone an meine Kinder verschenke, und doch bin ich als Hagestolz gerühmt. Heute ein halbvertrockneter Schneider, dann ein armer, hungernder Poet, vergeude ich morgen als reicher Banquier Hunderte bei einem glänzenden Feste, freilich raßle ich Tags darauf als Galeerensclave mit der Kette.

Vicar (verletzt): Ach! Jetzt sehe ich, daß Sie mich für meine Neugier bestrafen wolleu.

Fremder: Mit Nichten! Verzeihen Sie, daß ich mir in fröhlicher Laune einen kleinen Scherz erlaubte. König und Bettler, der in einer Person vor Ihnen steht, hat die Ehre, Mitglied des Hoftheaters in Berlin zu sein.

Vicar (in Bewegung): Schauspieler — Sie? — ah! Das sollten Sie mir vorher sagen sollen. (Rückt ein wenig.)

Fremder: Verstehe. — (Trinkt — Pause.) Ein Possenreißer sucht Herberge unter dem Dache eines Priesters? (Trinkt.) Ich will Ihnen keine weiteren Verlegenheiten bereiten. (Will sich entfernen.)

Vicar: Bleiben Sie, mein Herr, Sie sind mein Gast, und das Gastrecht ist heilig in diesen Bergen.

Fremder (kehrt zurück und setzt sich): Sie haben ein Vorurtheil gegen Schauspieler. Das thut mir leid. — Sollten nicht gerade wir in bester Eintracht mitsammen gehen, da wir doch ein und dasselbe Amte verwalten?

Vicar (entrüstet): Mein Herr! — wir — ein und dasselbe —

Fremder: Amt. — Ja, ja, ich wiederhole es.

Vicar: Freveln Sie nicht mit so heiligen Dingen. Ich darf Sie nicht weiter anhören, (Steht auf.)

Fremder (erfaßt seine Hand): Herr Vicar!

Viccar (blickt den Fremden an, setzt sich wieder und sagt dann voll Theilnahme): Wie Schade, daß ein Mann, der in anderen Verhältnissen gewiß viel des Guten hätte stiften können, den Weg der Verlorenen wandelt.

Fremder: Der Verlorenen — ich? Haha! Wenn ich Ihnen nun beweisen würde, daß ich, wie Sie, mit überzeugendem, ja, mit göttlichem Worte zu den Menschen spreche?

Vicar (zweifelnd): Sie mein Herr?

Fremder: Ja, ich! Doch lassen wir diesen Streit. (Schenkt die Gläser voll.) Beim guten Glase will ich Ihnen jetzt lieber einen Traum erzählen, der, seltsam wie er ist, Sie gewiß besser unterhalten wird.

Vicar: Einen Traum?! Ich bitte, erzählen Sie!

Fremder: Denken Sie, mir träumte, ich wäre der jüngere Sohn eines regierenden Grafen. Um Herrschaft und Vermögen meinem einzigen Bruder, und rechtmäßigen Erben, zu entziehen, stürzte ich ihn durch List und Tücke in Elend, in Verzweiflung. Meinen alten Vater warf ich in einen finstern, feuchten Thurm und ließ ihn dort verkommen. Ich selbst lebte fröhlich und guter Dinge. (Trinkt und stößt an.) Doch mein Gewissen blieb nicht ruhig, es kam der Tag der Vergeltung.

Vicar (hält das Glas in der Hand, trinkt aber nicht mehr): Ja, der pflegt nicht auszubleiben.

Fremder: Eines Tages däuchte mir, ich hätte ein königlich Mahl gehalten und läge berauscht im Rasen des Schloßgartens, und plötzlich —

Vicar (stellt das Glas mechanisch auf den Tisch): Plötzlich?!

Fremder: Plötzlich traf ein ungeheurer Donner mein Ohr; ich taumelte bebend auf, (springt auf, der Vicar folgt ihm) und siehe, da war mir's, als sähe ich aufflammen den ganzen Horizont in feuriger Lohe, und Berge und Städte und Wälder wie Wachs im Ofen zerschmolzen, und eine heulende Windsbraut fegte von hinnen Meer, Himmel und Erde! — Da erscholl's wie aus ehernen Posaunen: Erde, gib deine Todten, gib deine Todten, Meer! Und das nackte Gefilde begann zu kreisen und auszuwerfen Schädel, Rippen, Kinnbacken und Beine, die sich zusammenzogen in menschliche Leiber und daher strömten unübersehbar, ein lebendiger Sturm. Damals sah ich aufwärts, und siehe, ich stand am Fuße des donnernden Sinai, und über mir Gewimmel und unter mir, und oben auf der Höhe des Berges auf drei rauchenden Stühlen drei Männer, vor deren Blick floh die Creatur.

Vicar (ergriffen): Das ist ja der jüngste Tag!

Fremder: Nicht wahr? — Da trat her-

vor Einer, anzusehen wie die Sternennacht, der hatte in seiner Hand einen eisernen Siegelring, den hielt er zwischen Aufgang und Niedergang und sprach: Ewig, heilig, gerecht, unverfälschbar! Es ist nur eine Wahrheit, es ist nur eine Tugend! Wehe, wehe, dem zweifelnden Wurm! — Da trat hervor ein Zweiter, der hatte in seiner Hand einen blitzenden Spiegel, den hielt er zwischen Aufgang und Niedergang und sprach: Dieser Spiegel ist Wahrheit: Heuchelei und Laven bestehen nicht — da erschrak ich und alles Volk, denn wir sahen Schlangen- und Tiger- und Leoparden-Gesichter zurückgeworfen aus dem entsetzlichen Spiegel. — Da trat hervor ein Dritter, der hatte in seiner Hand eine eherne Waage, die hielt er zwischen Aufgang und Niedergang und sprach: Tretet herzu, ihr Kinder von Adam — ich wäge die Gedanken in der Schale meines Zornes und die Werke mit dem Gewichte meines Grimmes! —

Vicar (mit erhobener Stimme): Ja, ja, so wird es sich begeben, wenn die Posaunen des Gerichtes einst ertönen!

Fremder: Schneebleich standen Alle, ängstlich klopfte die Erwartung in jeglicher Brust. Da war mir's, als hörte ich meinen Namen zuerst genannt aus den Wettern des Berges, und mein innerstes Mark gefror in mir, und meine Zähne klapperten laut. Schnell begann die Waage zu klingen, zu donnern der Fels, und die Stunden zogen vorüber, eine nach der andern an der links hangenden Schale, und eine nach der andern warf eine Todsünde hinein.

Vicar: Gott sei allen Sündern gnädig!

Fremder: Die Schale wuchs zu einem Gebirge, aber die andere, voll vom Blute der Versöhnung, hielt sie noch immer hoch in den Lüften — zuletzt kam ein alter Mann, schwer gebeugt vor Gram, angebissen den Arm von wüthendem Hunger; Aller Augen wandten sich scheu von dem Manne; ich kannte den Mann, er schnitt eine Locke von seinem silbernen Haupthaar, warf sie hinein in die Schale der Sünden, und siehe, sie sank, sank plötzlich zum Abgrund, und die Schale der Versöhnung flatterte hoch auf! — Da hörte ich eine Stimme schallen aus dem Bauche des Felsens: Gnade, Gnade! jedem Sünder der Erde und des Abgrundes! Du allein bist verworfen! — (Fällt nieder.)

Vicar (ganz fortgerissen): „Herr, erbarme dich sein! — (Gefaßter, doch noch immer in Bewegung.) Stehen Sie doch auf, mein Herr! — Von Wannen kommt Ihnen solche Botschaft? Diese Sprache war —

Fremder: Komödie!

Vicar (bewegt): Das war Komödie? O Herr! Sie haben einen Sturm in mir erregt, den ich nicht so leicht beschwichtigen kann. Ich wünschte, es hätten Sie viele gehört, denn so Mancher würde als ein Anderer weggegangen sein.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Schwäbisch) Nach einem am 6. ds. gefaßten Beschlusse der würtembergischen Abgeordnetenkammer wird die Schillerstadt Marbach künftig eine Eisenbahnstation haben. Fern von der großen Heerstraße, wie ein abgelegener Wallfahrtsort, war das kleine, behaglich an einem Hügel über dem Neckar sich anschmiegende Nest, bisher nur auf Seitenwegen zu Fuß oder Wagen von Ludwigsburg aus zu erreichen. Künftig werden die Pilger zu dem armen Bäckerhaus, in welchem Schiller's Wiege stand, es bequemer haben. Und wunderbar — sie werden es dem Andenken Schiller's verdanken. Nicht gerade, als ob man bezüglich der Bahn auf eine außerordentliche Frequenz eben wegen der Schillerwallfahrer gerechnet hätte, aber der Abgeordnete von Ludwigsburg suchte es einleuchtend zu machen, daß es ganz im Allgemeinen Pflicht der Pietät gegen die Manen Schiller's sei, die Stadt Marbach nicht länger ohne Eisenbahn zu lassen. Mit vieler Heiterkeit hörte die Kammer die nähere Ausführung dieses literargeschichtlichen Motivs an, und als Redner vollends die komisch-mißverständliche Wendung gebrauchte: „Wollte man Marbach hintansetzen und umgehen, so wäre das ein Schlag, wie die Stadt seit der Geburt Schiller's keinen mehr erlitten" — so nach dem Berichte des Schwäbischen Merkur — da war es mit dem Ernst der hohen Kammer für diesen Tag vorbei. Aber guter Dinge, wie die Abgeordneten einmal waren, votirten sie die Eisenbahnstation Marbach.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Jost.

Nr. 146. Donnerstag, den 19. Dezember 1872.

Das letzte Kunststück.

Erzählung von W. Koch.

(Fortsetzung.)

Es dunkelte. Die erfrischende Abendkühle wirkte doppelt wohlthätig nach des Tages Hitze. Kein Wölkchen hatte das reine, durchsichtige Blau des Himmels getrübt und der ganze Aether war ein einziges, lichtdurchwogtes, glanzvolles Strahlenmeer gewesen, das sich einer Glutwolke gleich auf die Erde gelagert, und, von dieser zurückgeworfen und in den Thälern festgehalten, die niedere Atmosphäre mit drückender Schwüle erfüllte. Daher war der frische Wind, der sich bei Beginn der Dämmerung erhob, doppelt willkommen.

In dem Dorfe war es noch recht lebendig; die Lichter und Laternen in den Buden verbreiteten eine zweifelhafte Helle, und das magische Halbdunkel war so recht verlockend, die übermüthige junge Welt zu Schelmenstreichen anzuregen. Hier tanzte eine Gruppe nach der Melodie eines Strauß'schen Walzers, welchen die Drehorgel eines Italieners ableierte, dort machten sich junge Burschen mit Brandraketen und Pulver Vergnügen, und allenthalben gab es frohe Scherze und helles Lachen.

Plötzlich verstummte die allgemeine Heiterkeit; das Caroussel stand still und die Orgel schwieg inmitten des hüpfenden Walzers. Die Kirchenglocken, welche bis vor Kurzem so lustig gebeiert, schlugen einen wehklagenden, eintönigen Jammerruf an, und das Wort „Feuer!" zitterte auf allen Lippen.

„Es brennt!" rief man sich zu, und gleichzeitig erblickte man in unmittelbarer Nähe des Dorfes die hellauflodernde Lohe eines gewaltigen, schnell um sich greifenden Brandes. Schon röthete sich der dunkelnde Abendhimmel, gegen welchen die helle Flamme mit der ganzen Wuth des entfesselten Elementes schrecklich-schön anzüngelte. Alles eilte, von Furcht und Neugierde getrieben, der Stätte des Unglückes zu. Das Haus des reichen Spekulanten Müller stand in Flammen. Die Scheunen, Schuppen und Remisen war ein großes Feuermeer, woselbst das vernichtende Element an der aufgespeicherten Frucht die reichlichste Nahrung fand, und selbst den unteren Räumen des Wohnhauses hatte sich der Brand schon mitgetheilt, der mit einer solchen Heftigkeit um sich griff, daß, zumal bei dem immer heftiger wehenden Winde, an Rettung nicht zu denken war. Rath- und thatlos, schauernd und klagend, umstand die dichte Menge in weitem Bogen die Gebäulichkeiten, und die Gegend ringsum war durch die immer höher schlagenden Flammen zur Tageshelle gelichtet.

Einige der Beherztesten suchten das brüllende und scheu gewordene Vieh aus den Ställen zu retten, was aber nur theilweise gelang.

Es hieß, Müllers Söhnchen, ein Knabe von zwölf Jahren, habe mit einigen Spielgenossen auf dem Hofe zur Feier der Kirmeß Brandraketen abgebrannt, und eine solche habe in einer mit Korn gefüllten Scheune gezündet. Lustig rasselte und prasselte das Feuer an allen Ecken; knisternd und knasternd stürzten die Balken, in ihrem Falle in Millionen Funken zerstiebend, welche der Wind weithin trug. Es war ein schrecklich-schönes Schauspiel: der geröthete Abendhimmel, die Bergkuppen grell erleuchtet und das ganze Dorf besäet mit Tausenden von niederfallenden Funken!

Auch ich hatte mich, begleitet von dem Pfarrer, nach der Brandstätte begeben. Ein wildes, wirres Durcheinander empfing uns; hier schrie man nach der Löschmaschiene, die erst vom nächsten Dorfe oder der Stadt geholt werden mußte; dort suchte man zu retten, was noch zu retten war; die meisten waren vom Entsetzen gelähmt; auch mochte wohl der

Umstand, daß der Mensch hier machtlos einem übermächtigen Elemente gegenüber stand, ein festes Zugreifen verhindern.

Plötzlich entstand allgemeine Stille; der Besitzer des Hauses stürzte, festlich gekleidet, als sei er im Begriffe gewesen, eine Visite zu machen, auf dem freien Platze vor dem Hause; sein Blick war wirr und stierte entsetzt in das Flammenmeer; die geschwärzten verbrannten Hände bekundeten, daß er sich nur mit Noth aus dem Feuer gerettet, und, wie ein Wahnsinniger umherirrend, schrie er: „Meine Tochter! — Marie! — rettet sie!" —

Eine furchtbare Bewegung entstand in der Menge. Wo war das Mädchen? Die Rechte des Vaters deutete auf das zweite Stockwerk; dort mußte das Mädchen sein, dort war sein Zimmer, und Marie war gegangen, sich zum Balle zu schmücken! Die unteren Räume brannten, die Treppe war unter dem unglücklichen Manne zusammengebrochen, und schon qualmten aus der ersten Etage dichte, schwarze Rauchwolken.

„Mein Gott rettet sie! — Hundert Thaler, tausend dem, der meine Tochter rettet!"

„Ist denn keine Leiter in der Nähe?" hieß es.

„Die sind in den Scheunen," versetzte ein Anderer, „und keine reicht so hoch."

Man empfand allgemein Mitleid mit dem armen Vater, allein man sah keine Möglichkeit ein, seinem Wunsche zu willfahren. Wie gern hätte man das allseitig geliebte Mädchen gerettet, aber alle Rufe nach Marie blieben unbeantwortet, sie mußte ohnmächtig oder vom Schrecken gelähmt sein . . .

Es waren Momente der höchsten Angst und furchtbarsten Verzweiflung. Was kümmerten Müller sein Haus, seine Scheunen, die waren versichert und konnten ersetzt werden, — aber sein Kind! Dieser Gedanke packte ihn mit einer solchen Gewalt, daß er wie ein Irrsinniger mit dem Kopfe wider die Mauer seines Hauses rannte und mit den Händen zwischen den Steinen wühlte . . . .

Plötzlich theilten zwei kräftige Männerarme den Volkshaufen; ein Mann in weißem Tricot und der gestickten Sammetschürze stürzte vor, — es war Akrobate Franz. Um seine Brust war ein Seil geschlungen.

„Wo ist der Vater?" rief er.

„Dort, Dort!" Hunderte von Arme weisen auf Müller.

Franz stutzte einen Augenblick, als er in das Auge des Mannes sah, den er nur zu wohl kannte, — es war derselbe, der ihn und seine Mutter unglücklich gemacht und auf seinen im Grabe ruhenden Vater noch Schande gehäuft hatte.

„Wo ist das Mädchen?" fragte er hastig.

„Oben, in der zweiten Etage, das Eckfenster."

Ein Blick hatte genügt, um den Akrobaten die ganze Lage erkennen zu lassen. Sein Auge prüfte pfeilschnell die Fronte des Hauses, und ein seltsames Lächeln überflog seine Züge. An der Seite des Hauses zog sich eine Blechrinne hin, welche dazu diente, das Regenwasser abzulassen, und mit eisernen Haken in der Mauer befestigt war.

(Schluß folgt.)

Eine Gastrolle im Gebirge.

Lustspiel in einem Akt

von

P. P. Wichmann.

(Fortsetzung.)

11. Scene.

Vicar. Fremder.

Fremder: Nun sehen Sie, Herr Vicar, daß auch ein Schauspieler die Aufgabe hat, jenes heilige Grauen vor der Allmacht Gottes tief in das gerührte Menschenherz zu senken. Zählen Sie mich noch zu Denen, welchen Sie sagen müssen: Unsere Straßen gehen auseinander, möchten wir uns nimmer begegnen!?

Vicar: Ich vermag es nicht, Ihnen im Augenblicke zu antworten. Ich bin tief ergriffen von den Worten, die —

Fremder (einfallend): Unser großer Dichter sprach, und die Sie vielleicht früher einmal schon gelesen hatten, ohne sich ihrer jetzt noch zu erinnern. Kommen Sie, Herr Vicar, stoßen Sie an und rufen Sie mit mir: Es lebe Friedrich Schiller! (Sie stoßen mit den Gläsern an).

12. Scene.

Vorige. Johann.

Johann: Ach, da sind Sie ja, mein juter Herr.

Fremder: Nun, Johann, wie steht es? wird mein Wagen noch heute in Ordnung kommen?

Johann: Ja, wenn es hier Berliner wären! sie sagen, vor morjen jeht es nicht!

ich habe Ihnen deshalb gleich in das erste Hotel anjemeldet.

Vicar: Sie werden doch diese Nacht bei mir bleiben, mein Herr?

Fremder: Besten Dank! ich möchte nicht gern beschwerlich fallen.

Vicar: O nicht doch!

Johann: Es war da auch noch in der Stadt der Director von's hiesige Theater-Kunst-Institut —

Fremder: Was schwatzest du da vom Theater? Ich will nicht hoffen —

Johann: Sollte ich Ihnen in des Nichts der Verjessenheit verweisen, jroßer Künstler, Ihnen injohriren? Im Gegentheil! ich that mir dicke mit unserer Kunst, worauf mir der Director auch jleich umarmte und beinahe unter seine Trümmer bejrub. Ich aber durchbrach janz stolz seinen Kreis, als er fragte: Also er ist es wirklich, der jroße Mime, der janz Wien in Enthusiasmus versetzte? — und antwortete: Ja, wir sind im Schooß dieser Jebirge, aber nicht um Ihnen kennen zu lernen, sondern den Karlsbader Pudel zu trinken. Jeben Sie sich keine Mühe, es is nich! Er munkelte nämlich von Jastrollen, die er uns antragen will. Diese Direction ließ sich aber nicht zurückhalten, sie setzt mir nach, und ich bin vorausgeeilt, Ihnen Dies zu memoriren.

Fremder: Du bist ein alberner Schwätzer. Schickst mir die Leute über den Hals, die ich mit Gutem nicht wieder los werde. Da hast du meinem Kofferschlüssel — geh! Ich folge dir gleich. (Tritt in's Haus).

Vicar: Verweilen Sie noch einen Augenblick, mein Herr, ich sehe dort unsern Gutsherrn kommen. Sie nannten mir Ihren Namen noch nicht — wie stelle ich Sie vor?

Fremder (mit leichtem Spott): Herr Vicar, einen Schauspieler stellt man wohl besser gar nicht vor.

(Während der folgenden Scene geht Lahmfritzel, auf einen Stab gestützt, in dem Costüm, welches später der Fremde trägt, über die Bühne, möglich auffallend.)

13. Scene.

Vorige. Gutsherr (von Links).

Gutsherr (dem Vicar die Hand schüttelnd): Da bin ich wieder heim. Herzlich willkommen, mein guter, alter Freund!

Vicar: Gott zum Gruß, gnädiger Herr.

Gutsherr: Wie froh bin ich, das geräuschvolle Wien hinter mir zu haben, obschon es ganz andere Genüsse bietet als die, welche wir uns hier auf dem Lande verschaffen können. Verzeihung, Sie haben Besuch?

Vicar (verlegen): Ein Fremder — der — mit sein m Wagen hier am Abhange verunglückte.

Gutsherr (nach gegenseitiger Begrüßung): Ich sah Ihren Wagen nach der Stadt fahren. Sie kommen wohl aus der Residenz?

Fremdrr: Ja, ich komme von Wien.

Gutsherr: Sie haben aber dort hoffentlich nicht ähnliche Unannehmlichkeiten erlebt? Ich für meinen Theil habe genußreiche Tage verbracht; namentlich war das Theater dies Mal für mich allein die Reise werth. Sie bewunderten gewiß auch den großen Schauspieler Ludwig Devrient.

Fremder: Ich — ich habe leider kein Urtheil über seine Leistungen. Jedenfalls aber ehrten die Wiener fast zu übertrieben den Fleiß des Schauspielers.

Gutsherr: Fleiß! Uebertrieben! Ich sehe schon, daß Sie sich für Dergleichen nicht interessiren, sind vielleicht wie unser guter Vicar; weil Sie diese herrliche Kunst nicht kennen, ein Gegner derselben. Ich für meinen Theil gäbe noch heute hundert Gulden, wenn ich Devrient noch ein Mal bewundern könnte.

Fremder (bei Seite): Hundert Gulden! — (laut). Wirklich, Sie würden hundert Gulden so leicht hinwerfen?

Gutsherr (ärgerlich): Auch das Doppelte! Doch Sie begreifen Das nicht.

Vicar (sich umschauend): Was kommen denn da für ein paar wunderliche Gesellen die Dorfstraße herauf? Sehen Sie nur, gnädiger Herr.

Fremder (sich umwendend): Die Herren werden entschuldigen, ich habe meinem Diener einen Auftrag zu geben. (Eilt in's Haus ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Hochzeit des Kaisers der Chinesen.) Ueber die Hochzeit des Kaisers der Chinesen theilt „Daily News“ Auszüge aus Privatbriefen mit. Unter dem 16. Oktober heißt es in einem derselben: Wir haben gestern den ganzen Hochzeitszug mitmachen können. Es

gelang uns unmittelbar dem kaiserlichen Palast gegenüber Stellung zu nehmen. Der Anblick war äußerst prächtig. Zwar war der Zug nicht sehr lang, allein die Gewänder und der Schmuck waren ausnehmend glänzend. Zuerst kam ein Prinz zu Pferde, hinter ihm folgten 48 weiße Ponies mit gelben Decken, geführt von Männern in scharlachrother Tracht. Sodann kam ein Musikcorps, ebenfalls in Scharlach, doch ohne Musikklänge. Dahinter folgten 32 Banner, und auf diese 48 Fächer, großmächtig runde Wedel, 2 schwarze Regenschirme, 2 ditto weiß, 6 ditto roth, 2 ditto blau und 1 ditto gelb gestickt. Hinter den Regenschirmen wurden 192 Laternen getragen, und es muß bemerkt werden, daß die Träger von Bannern, Fächern, Regenschirmen und Laternen alle in Scharlachroth uniformirt waren. Hinter den Laternen ritt Fürst Kung, sehr stattlich anzusehen, und neben ihm wurde seine von 4 Männern getragene Sänfte sichtbar. Dann kam eine weitere Sänfte, in Gelb und Gold ausgeschmückt und getragen von 16 in Scharlach gekleideten Kulis, welche Stäbe in den Händen hielten. Augenscheinlich enthielt diese Sänfte die Braut. Eine Ablösungsmannschaft von weiteren 10 Trägern folgte, und etwa 100 Beamte in Staatsgewändern zu Pferde und 200 andere Beamte zu Fuß schlossen den Zug." Demnächst dürfte dieser merkwürdige Zug auch bildlich uns westlichen Barbaren zur Anschauung gebracht werden. Die „Illustrated London News" hat ihre Abgesandten nach Peking geschickt, und dieselben werden nicht säumen, ihre Skizzen aus dem himmlischen Reiche hierher gelangen zu lassen.

(Ein Vers aus dem „Ulk".) Das in Berlin im Verlage von Rudolf Mosse erscheinende humoristisch-satirische Witzblatt der „Ulk", enthält in seiner letzten Nummer folgenden sehr treffenden Vers:

An den Abgeordneten Lasker.
Vergebens suchst in scharfen Reden
Das Gründerthum Du zu befehden;
Denn das steht unumstößlich fest:
Die Gründer- wie die Rinderpest
Sie werden nimmermehr verschwinden,
So lange sich noch Ochsen finden.

(Ein höchst raffinirter Gauner) stand am Montag in der Person des bisher ganz unbescholtenen Handelsmannes Friedrich Wilhelm Hanne vor dem Schwurgericht in Berlin. Der Angeklagte war im Juli d. Js. so sehr in Schulden gerathen, daß er weder aus noch ein wußte und nun seine nicht unbeträchtliche Personalkenntniß in der Art auszubeuten suchte, daß er unter fremdem Namen mittels des Telegraphen von auswärtigen Geschäftsleuten größere Summen Geldes für angebliche Geschäftsfreunde derselben erbat. Einmal gelang dem Angeklagten der Schwindel vollständig. Am 1. Juli telegraphirte er unter dem Namen des Kaufmanns Wilhelm Witte in Prmnitz, den er zufällig hier in Berlin erblickte, an den Br. der desselben, den Kaufmann Hermann Witte in Brandenburg, er solle ihm doch schnell 500 Thaler nach dem Hotel Lorenz in der Bahnhofstraße, wo Wilhelm Witte stets zu logiren pflegte, schicken. Die Postanweisung kam an, Hanne ließ sie sich von dem Briefträger aushändigen und erhob das Geld. — Am 2. Juli berief der Angeklagte unter dem Namen des Kaufmanns Renisch aus Rathenow den Kaufmann Salomon Birnbaum in Genthin telegraphisch nach Berlin zum Abschluß eines feinen Geschäfts. Birnbaum kam sofort; in dem bezeichneten Gasthofe fand er aber nicht seinen Freund Renisch, sondern einen Bleistiftzettel mit der Einladung, nach Havelberg nachzukommen, und da dem alten Birnbaum die weitere Reise nicht convenirte, fuhr er nach mehrstündigem Aufenthalt hierselbst nach Genthin zurück. Dort erfuhr er zu seinem Schrecken, daß sein Sohn Sigmund auf telegraphische Ordre des Vaters von Berlin aus 1000 Thlr. in Werthpapieren unter dessen Adresse an den Gastwirth Schubert in Potsdam abgesendet hatte; schnell wurde nun von Genthin aus der Telegraph in Bewegung gesetzt und glücklicherweise der Werthbrief noch auf der Post angehalten. Der Angeklagte wurde zu 2 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

---

* Räthsel.

Es ist nicht in Mexico, wohl aber in Ohio,
Ebenso ist's nicht im Main, wohl aber im Rhein,
Auch ist's nicht in Wittenberg, aber grad' vor Heidelberg.

Druck von L. Georges in Landau.

// Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote".

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 147. Samstag, den 21. Dezember 1872.

Das letzte Kunststück.

Erzählung von W. Koch.

(Schluß.)

Keine Minute war zu verlieren. Der gewandte, starke Mann erfaßte mit beiden Händen die unsichere und schon heiße Rinne, und, sich mit den Knien wider das Mauerwerk stemmend, zog er schlangenartig den Körper in die Höhe . . . Wie sich die Muskeln spannten und wie fest und geschickt die leicht beschuhten Füße es verstanden, jeden, auch den geringsten Halt zwischen den Mauersteinen zu benutzen! Freilich, das leichte Gewand und die seidenen Schuhe zerrissen und die Hände und Knie bluteten und kalter Schweiß trat auf die Stirn des muthigen Retters Es war ein furchtbares Ringen, ein Kampf um Leben und Tod. Aber Franz kam immer höher; einer Schlange gleich wand er sich empor; bald mit den Armen sich ziehend, daß die angespannten Muskeln die Tricot sprengten, bald mit den Knien und Füßen sich stemmend, mochte auch die Haut am ganzen Vorderkörper abgeschunden werden, — er schien es nicht zu fühlen. Sein Blick war nach oben, nach dem Eckfenster gerichtet. Eine lautlose Stille herrschte, die nur durch das prasselnde Feuer unterbrochen wurde; aber Niemand achtete des Fortganges des Brandes, Aller Augen waren erwartungsvoll und wie angenagelt auf den braven, verwegenen Kletterer gerichtet. Zuweilen zitterte ein ängstliches „Schnell, schnell!" auf den Lippen der stummbewundernden Menge, denn schon schlugen die Flammen aus dem ersten Stockwerke.

Und der Vater? Wie angezwurzelt stand er auf einem Fleck mit gefalteten Händen; sein stierer Blick folgte der seltsamen Gestalt in dem Kunstreiter-Kostüm und maß mit zitternder Angst die Distanz zwischen dem Fenster und dem Manne.

Wenn diesen die Kraft verließ? wenn er betäubt von dem Qualme und der Hitze und erschöpft von der furchtbaren Anstrengung zurücktaumelte? Der Vater wagte es nicht, diesen Gedanken zu denken. Hätte er den Braven nur mit seiner Angst, seiner Hoffnung, seinen Bitten in die Höhe ziehen können!

Endlich war Franz in gleicher Höhe mit dem Fenster, aber noch galt es, einen schwierigen Theil der Aufgabe zu lösen, denn das Fenster war mindestens zwei Fuß von der Rinne entfernt. Es schien, als klebe der Akrobate an dem Mauerwerk, so fest klammerten sich die Finger und Zehen in die schmalen Risse, — noch ein Schritt, und Franz trat auf den Fensterstein. Ein Faustschlag warf die beiden Fensterflügel klirrend zurück, Franz fiel mehr, als er sprang in das Zimmer, und eine Rauchwolke qualmte hervor.

In der Zuschauermenge hatte Einer des Andern Hände krampfhaft gepreßt, als könne man so den verwegenen Kletterer halten und retten; jetzt hieß es „es gelingt!" und Alle fühlten eine furchtbare Last von der Brust gewälzt und athmeten leichter. Die Augen hingen unverwandt an dem Fenster; man hörte das Klirren einer Scheibe, und im nächsten Momente erschien Franz in der Fenstereinfassung, unter dem linken Arme eine anscheinend leblose Mädchengestalt haltend und mit der rechten ein Seil umfassend. Ein markdurchdringender Freudenschrei durchzitterte die Luft, — es war der Vater, der ihn ausgestoßen.

Franz begann langsam, die theure, schwer erkaufte Bürde fest umfassend, an dem Seile nieder zu gleiten; es war ein seltsames Bild, das sich den Blicken darbot: Marie in dem weißen Ballkleide, die ohnmächtig das mit Blumen geschmückte Köpfchen hängen ließ,

todtesmüde, und den blutüberströmten Retter, — beide von den Flammen grell beleuchtet. Die Menge drängte sich heran, zitternd in lautlosem Jubel; hundert Arme breiteten sich aus, die Schwebenden aufzufangen, und als sie endlich den Boden betraten, da brach, wie ein Donnerschlag aus der Gewitterwolke, der allgemeine, laute Jubel aus. —

Franz war ohnmächtig zusammengesunken; seine Kräfte verließen ihn. Der überglückliche Vater des geretteten Kindes aber hatte einen heißen Kuß auf die blutende Hand des Retters gedrückt und dann seine besinnungslose, bleiche Tochter in die Arme genommen und an sein Herz gedrückt, als wäre sie ihm zum zweiten Male geboren worden.

* * *

Es war spät geworden. Der erschöpfte Franz war auf Anordnung meines Freundes in die Pfarrwohnung gebracht und dort auf's Liebevollste gepflegt worden. Einige Gläser stärkenden Weines hatten die ermatteten Lebensgeister wieder wachgerufen.

Bewundernd und freudig bewegt, saßen wir an dem Lager des jungen Mannes, dessen Züge von einem unbeschreiblichen Lächeln erhellt waren; das Bewußtsein, eine gute That vollbracht zu haben, leuchtete aus den Blicken Seine erste Frage war nach dem Befinden des Mädchens gewesen, das er, halb erstickt, auf dem Boden des Zimmers ausgestreckt, gefunden hatte.

„Und wußtest Du, Franz," fragte mein Freund, „wessen Tochter Du retten wolltest?"

Der Akrobate nickte. „Wir sollen Denen, die uns verfolgen, Gutes thun, haben Sie mich gelehrt, Herr Pastor." —

Da klingelte es. Müller erschien, um den Retter seines Kindes kennen zu lernen und ihm seinen heißesten Dank auszusprechen.

Franz schüttelte mit dem Haupte. „Ich that es gern," sagte er, „es war mein bestes Kunststück."

„Und kennen Sie den Retter Ihrer Tochter?" fragte der Pfarrer den Vater.

Müller blickte verwundert auf.

„Nein, Herr Pastor!"

Dieser flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. Müller prallte zurück, als habe sich ein Abgrund zu seinen Füßen geöffnet, und schaute erstaunt und ungläubig auf den jungen Mann. Eine seltsame Umwandlung mußte in seinem Innern vor sich gehen, denn eine Thräne trat in sein Auge und mit unsichern Schritten nahte er Franz.

„Sie, der Sohn, an dessen Mutter ich so rücksichtslos gehandelt, — Sie haben mein Kind gerettet?"

„Aus Rache!" versetzte Franz.

„Oh, — wie beschämt mich diese Rache! Verzeihen Sie, Franz; was ich Unrecht gethan, ich werde es wieder gut zu machen suchen, ich danke es Ihnen doppelt!"

Und der reuige Mann sank auf die Kniee und barg sein Antlitz in beide Hände . . .

Die Rettung Maria's war des Akrobaten letztes Kunststück gewesen; er entsagte dem Nomadenleben, um, nachdem Müller sich mit seiner Mutter ausgesöhnt, später das Mädchen, das er dem Tode entrissen, als Gattin heimzuführen.

Eine Gastrolle im Gebirge.

Lustspiel in einem Akt

von

P. P. Wichmann.

(Fortsetzung.)

14. Scene.

Gutsherr. Vicar.

Gutsherr (nach Links schauend): Sehe ich recht? Das sind ja der Direktor und ein Mitglied der reisenden Schauspielertruppe, die in unserm Städtchen ihr Wesen treibt. Was suchen Sie hier?

Vicar: Sie suchen gewiß einen Collegen auf, den Herrn, welcher uns soeben verließ.

Gutsherr: Wie? der Herr ist ein Schauspieler?

Vicar: Ja, und wie ich glaube, einer der gefährlichsten, denn seine Begabung ist außerordentlich, hinreißend.

Gutsherr: Wenn es — doch nein — Das ist ja nicht möglich.

Vicar: Wenn es aber doch —

15. Scene.

Vorige. Director. Uranus.

Director (gefolgt von Uranus, tritt vor den Gutsherrn): Edler Mensch, wir erscheinen hier vor dir, wie — wie —

Uranus (soufflirend): — ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird —

Direktor (leise): Schweigen Sie, Sie sind ein Narr. (Laut) Allergrößter Künstler! Die Ehrfurcht — die Liebe — schnüren mir die Kehle zu — — sehen Sie hier einen vom Schicksal schlecht behandelten Theaterdirector, der bis über die Ohren drin sitzt.

Uranus: Im Pech!

Director (leise): Schweigen Sie, Sie sind ein Esel (Laut) Retten Sie mein sinkendes Institut, indem Sie sich mit einer einzigen Gastrolle in den Abgrund meines Mißvergnügens stürzen. An der Gleichgültigkeit dieser für alles Hohe unempfindlichen Stadt liegt meine Kasse schwer darnieder. Hier mein erster Held, Souffleur und Decorationskünstler, vereint seine Bitten mit den meinen! Oh!

Uranus: Oh! Oh!

Director: Bleibe bei uns! Du bist ein großer Mensch!

Gutsherr: Was wollen Sie? Für wen halten Sie mich denn?

Director: Reißen Sie uns 'raus, großer Mann! Würdigen Sie uns, daß wir Ihren Namen zu den unsern setzen, und wir sind gerettet!

Uranus (in sächsischen Dialect): Ja, reißen Sie uns 'raus, großer Mime! Wir suchen Sie nach Ruhm und stürzen immer tiefer in die Schulden. Das macht, man hat Sie hier gar keinen Standpunkt nicht vor der Kunst.

Gutsherr: Sie sind die Schauspieler aus dem benachbarten Städtchen? Sie spielen auch Shakespeare und Calderon, sagte man mir. Wie machen Sie Das nur möglich?

Director: Möglich?

Uranus: Möglich? ha, ha, ha!

Director (sieht Uranus verzweifelnd an, welcher sofort verstummt): Unter meiner Direction ist Alles möglich! Ich muß leider meine Kasse, nicht die Kunst, als den Mittelpunkt meines Strebens betrachten.

Gutsherr: Das glaube ich Ihnen.

Director: Sie sollen aber sehen, wie ich mir zu helfen weiß. Durch meine kleinen Verbesserungen gefällt jedes Stück, selbst das schlechteste. Im „Arzt seiner Ehre“ z. B. lasse ich die Ehre weg, und das Ganze endet als Lustspiel — Maria Stuart, nachdem sie gebeichtet, besteigt den Thron von England — Wallenstein entflieht durch einen unterirdischen Gang — Faust gibt seinen unsittlichen Lebenswandel auf, heirathet sein Gretchen und wird ein sehr geachteter Buchdruckerei-Besitzer in Mainz. Mein Meisterstück aber ist der Egmont. Ich gebe darin der Geschichte ihr Recht wieder. Wenn sich der Graf niedergelegt hat, spricht er bei mir über kleine menschliche Schwächen und geht dann zur Kinder-Erziehung über, welcher Vortrag sehr wirkt. Alles schläft darüber ein — d. h. Egmont und sein Wächter. Alba ist plötzlich von seiner wüthenden Eifersucht gegen Egmont geheilt, weil er erfahren hat, Egmont ist Vater von neun Kindern. Alba liebt nämlich in meinen Arrangements auch das Klärchen — die Hinterwand theilt sich — (dreht Urnanus um, dessen Rock hinten getheilt ist) meine Frau, erst Klärchen, dann Gräfin Egmont, erscheint unter bengalischer Flamme, inmitten von neun Kindern. Des Effects halber sind sie alle gleicher Größe, zwischen sechs und sieben Jahren — Egmont erwacht, indem mehrere der lieben Kleinen um Brod klagen, da ihnen doch vier Acte der Ernährer gefehlt — es entsteht eine unbeschreibliche Rührscene — entzückt eilt Alles nach Hause. Der Vorhang fällt vor Freude.

Gutsherr: Das ist in der That erstaunlich.

Uranus (in sächsischem Dialect): Nicht wahr? Das sind, sehen Sie, mein Kutester, auch meestens reene Ideen von mir. Ich hatte von frühester Jugend ein sehr poetisches Kemüthe.

Director: Ja, nur so Was wirkt. Mein Publicum will nun einmal ungern Trauerspiele — aber Effect — Effect um jedem Preis.

Gutsherr: Jetzt sagen Sie mir aber vor allen Dingen, wen verlangen Sie denn hier zu sprechen?

Uranus: Ach gehen Sie mit der Bescheidenheit. Wir suchen den großen Dewergeng.

Gutsherr: Devrient! Er ist hier? Wissen Sie Das gewiß? — und ihr glaubt, daß ein solcher Darsteller sich herablassen wird, bei euch zu spielen?

Uranus: Krößester Künstler! Laß uns ein ruhiges Wort unter einander wechseln.

Director (scherzend): Du unterzeichnest dich mit einem Tröpfchen Blut.

Uranus: Pluth is ä kanz pesonderer Saft.

Gutsherr: Aber Sie irren sich. Ich bin nicht Devrient. —

Director (bei Seite): Das kennt man

schon. (Laut) Schwere Zeiten (auf Uranus deutend). Verehre diese Schickung des Himmels, wenn du gegen meine Stimme taub bleibst. Spielen Sie bei uns nur ein einziges Mal! Reißen Sie uns 'raus, Meister Ludwig.

Gutsherr: Ich will mit dem fremdem Herrn reden, ihm eure Lage vorstellen, und wenn er wirklich Devrient ist, so hoffe ich —

Uranus (einfallend): Na, nun hören Se, mein Kutscher! Sie sein zu spaßig. Warum schaudert mich so die Ehrfurcht durch die Knochen? Sie sein es ja selbst, der große Dewergeng.

Gutsherr: In des Teufels Namen? ich sage euch nein!

Director (sich scheu mit Uranus zurückziehend, leise): Komm, er ist nicht in der Gebe-Laune. Laß uns die Stadtmusikanten herbeiholen (er wendet sich zum Gehen) Solche Ehrenbezeugung wird ihn weich stimmen. Komm! (Unter Verbeugung gehen Beide ab.) (Die Bühne ist unterdessen dunkler geworden. Abendröthe beleuchtet den Hintergrund. Heerdengeläute.)

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Professor Alban Stolz) zu Freiburg im Breisgau schickt den ultramontanen Blättern folgende „Bitte an die Leser" zu: „Fast in jeder Gemeinde kommen Ereignisse vor, worin der Christ den Finger Gottes erkennt, z. B. ein Strafgericht nach recht frecher Herausforderung. Sodann giebt es Personen, deren Leben und Streben merkwürdig sind, indem sie mehr als gewöhnliche Wege gegangen sind im Guten oder im Bösen. Insbesondere ist die Lebens- und Sündengeschichte vieler Selbstmörder ein Stoff der ernstesten und lehrreichsten Betrachtung. Es kommt mir wie eine Fahrlässigkeit vor, wenn man derartige Vorkommnisse, worin sich der Rex tremendae Majestatis geoffenbart hat, verloren gehen läßt. Sie können oft wirksamer zur Erweckung und Erbauung der Gläubigen verwerthet werden, als die in Zeit, Ort und Verhältnissen fern liegenden Beispiele aus abgenutzten Exempelbüchern. Ich bitte deshalb Geistliche und Laien, die zur Anschauung oder in Berührung mit derartigen Personen und Ereignissen gekommen sind, daß sie mir zur Ehre Gottes und Belehrung, Anregung und Warnung der Christen solche Vorkommnisse möglichst genau mittheilen, um sie zu sammeln und zu veröffentlichen; ich werde jedoch Namen von Ort und Personen streng verschweigen, wenn es gewünscht wird. Ich bemerke noch, daß ich auch gern unerklärbare Erscheinungen, wenn sie genau beobachtet sind, mir berichten lassen, indem ich die geist- und geisterlose Aufklärung glaubensscheuer Erdmenschen nicht respectire." Die „Germania" kommt dem Wunsche des Professors alsbald nach, indem sie unmittelbar über vorstehende „Bitte" in ihrem Redactions-Briefkasten Folgendes schreibt: „Die Freimaurer haben bei uns das Heft in Händen. Fast alle neuen Pairs gehören der Loge an. Als der Minister des Innern, Graf Eulenburg, mit der von Sr. Majestät unterzeichneten neuen Pairsliste das kaiserliche Palais verließ, begab er sich sofort zu einer der leitenden Persönlichkeiten unter den hiesigen Freimaurern. Dort begnete dem Minister das Unglück, auf der Treppe zu fallen, weßhalb er mehrere Tage das Zimmer hüten mußte." Hier ist der Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe allerdings deutlich genug; was aber wird der wunderdurstige freiburger Moral-Professor antworten, wenn eine fromme Seele ihn um die Erklärung bittet, warum der Schneider habe ins Gras beißen müssen, von welchem wiener Blätter unter dem 8. Dezember erzählen, was folgt: „Vorige Woche stieg im frommen Lavantthale ein Schneider auf ein steinernes Kreuz, wie sie an den Straßen stehen, um das Bildniß des Gekreuzigten zu küssen. Das mosche Kreuz konnte die Last nicht ertragen und fiel leider so unglücklich zu Boden, daß es den Schneider erschlug?"

(Thiers) vergleicht sich mit einem Papagei, welcher sich mit dem Schnabel hält, bis er für seine Füße einen Ast findet. Wäre es nun nicht besser, nicht der Schnabel hielte Thiers, sondern — umgekehrt?

Auflösung des Räthsels in voriger Nummer: Buchstabe H.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote“.

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Post.

Nr. 148. Dienstag, den 24. Dezember **1872.**

* Das aufgerüttelte Gewissen.

Herr von Pinerre, der alte, vertrocknete, im Dienste des Hofes Ludwigs XV. und des Lasters ergraute und reich gewordene Geheim-Sekretär des General-Controleurs Terray, gähnte der sein Bett bescheinenden Sonne einen Morgengruß und klingelte dann. Es sprang ein schön gepuderter, steif angezogener Lakai herbei.

„Anziehen!“

„Zu Befehl, Herr Geheim-Sekretär!“

Jetzt wickelte sich das scheußliche, zusammengetrocknete Gerippe mühsam aus dem Bette heraus und kam mit Hilfe des Lakai's endlich zum Stehen.

Der Lakai setzte die lebendige Leiche auf einen Stuhl und begann in zuthunlicher Eile das furchtbare Geschäft des Anziehens. Er schnallte ein Paar mächtige Polster um die knöchernen Beine und Schenkel des Geheim-Sekretärs, band ihm einen künstlichen Bauch an den Lenden fest, brachte dann dickgefütterte Beinkleider darüber, und zog und strich so lange an dem Unterkörper herum, bis er aussah wie der eines blühenden Jünglings. Der Geheim-Sekretär betrachtete seine untere Hälfte schmunzelnd, wobei man den zahnlosen Mund in seiner ganzen Trocken- und Hohlheit bemerkte und sagte: „Zieh mich ja recht sorgfältig an; du weißt, ich habe heut' eine wichtige Zusammenkunft mit dem schönen, jungen Hoffräulein von Latüde.“

„Zu einem Apollo mach' ich Sie, Herr!“ erwiederte der Lakai; „ich gebe Ihnen die schönste Jugendblüthe der Männlichkeit.“

Jetzt fing der Kammerdiener oben an. Er zog nicht weniger als fünf dicke Schlafmützen von dem Glatzkopfe seines Herrn, so daß derselbe jetzt nicht viel anders aussah, als ein gebleichter Todtenschädel. Es ward eine mächtige, schöngepuderte Perücke drauf gesetzt, an welcher ein unförmlicher, aber für jene Zeit geschmackvoller Haarbeutel herabhing. Jetzt brachte der Diener zwei Reihen der schönsten Vorder-Zähne, die er dem Herrn im Munde befestigte. Zwei dicke Halstücher wurden um den dürren Hals gewunden und über diese endlich das dritte. Nun kam die lange Weste dran, mit Silber und Borden gestickt; dann die dicke, vielfach gefütterte Uniform und was noch sonst dazu gehörte. Die vergrauten Augenbraunen und die dürren Wangen wurden mit belebenden und verjüngenden Salben beschmiert. Endlich ward der Staatsdegen umgeschnallt. Die ganze Arbeit des Anziehens dauerte über zwei Stunden. Jetzt aber stand die alte Truggestalt in vollem Glanze da und besah sich lächelnd im Spiegel. Ein Paar Gläser Wein mußten die wenigen Reste der Kraft gewaltsam steigern, so daß der alte, verfallene Sünder wie ein Jüngling in den vorgefahrenen Wagen hüpfte, um bei Fräulein Antoinette von Latüde den jungen Liebhaber zu spielen.

Das Fräulein war die geliebte und liebende Braut eines wackern aber nicht sehr bemittelten jungen Offiziers. Der verlebte Geheim-Secretair hatte bei Hofe seine alten, sündigen Augen auf sie geworfen und ging in seiner Frechheit gleich so weit, bei dem Vater, der in Terray's Bureau angestellt war, und von seinem Gehalt leben mußte, um seine Tochter anzuhalten. Der Vater hing ganz vom General-Controlleur Terray ab, bei welchem der Geheim-Secretair sehr viel galt, da er um sämmtliche Geheimnisse dieses Volks-Aussaugers wußte. Hr. von Latüde war ein ängstlicher Mann, er fürchtete seinen Posten zu verlieren, und so sagte er, wenn auch mit schwerem Herzen, dem alten Unhold seine Toch-

ter zu. Antoinetten ward befohlen, den Geheim-Secretair freundlich und zärtlich aufzunehmen; sie aber, die mitten in dem verdorbenen Hofleben ihren zarten Sinn für Sittlichkeit und Tugend bewahrt hatte, dabei auch heiter und zu kleinen Schelmereien geneigt war, dachte sich selbst zu helfen, da sie von ihrem furchtsamen Vater keine Hülfe zu erwarten hatte. So sehr sie also auch der Befehl des Vaters empörte, fiel es ihr doch sogleich ein, den alten Sünder scheinbar liebevoll aufzunehmen, dabei aber ihre Vorkehrungen zu treffen. Sie sprach deshalb mit ihrem Geliebten, und Beide zogen noch einen Freund in's Geheimniß, den jungen Marquis von Grammont, der schlau lächelte, als er bei dem Verabredeten seine Mitwirkung zuversichtlich versprach. (Schluß folgt.)

Eine Gastrolle im Gebirge.

Lustspiel in einem Akt
von
P. P. Wichmann.

(Fortsetzung.)

16. Scene.

Gutsherr. Vicar. Toni. Kathi.
Später der Fremde.

Kathi (weinend, Toni an der Hand haltend): Herr Vicar! ach, der Toni will fort, fort will er in die weit Welt.

Toni: Ich habe den Buchsepp'l ankriegt wegen der hundert Gulden, aber der hat's nit than. Weil i nu nit zahl'n kann, jagt mi morgen am Samstag der G'richtsbot' aus meines Vaters Haus, und da will i lieber heut schon fort.

Vicar (weich): Und wenn es geschieden sein muß, so mache Gott eure Herzen stark, damit sie nicht brechen. (Gegen den Himmel blickend, die Hände Toni's und Kathi's fassend): Sie sind gut und unschuldig und haben dich aller Zeit verehrt mit frommer Andacht, darum sei ihnen gnädig und gieb, daß dieser Leidenskelch an ihnen vorübergehe.

Fremder (als Lahmfritzel gekleidet, in den Kreis tretend): Ja, Das gebe der Herr!

Vicar, Toni und Kathi (zugleich): Der Lahmfritz'l!

Fremder: Ja der Lahmfritz'l! — Grüß Gott, Euer Gnad'n! Herr Vicar, an schön gut'n Abend! Da is ja au der Toni un's Katherl! Du gut's lieb's Kind, i hab g'mant, i wollt mit dem Buchsepp'l sein Geld kommen; ja prost de Mahlzeit! Der alte Filz will nix wissen von dem Vergnüg'n, a Wohlthäter zu sein. Der hat gar ein steinernes Herz.

Gutsherr: Was giebt es denn mit dem Toni?

Fremder: Euer Gnad'n, Das wissens no nit? Den Tonerl da wollens sei Hütt'n nehmen, weil noch hundert Gulden vom Vattern her drauf stehn, die er halt nit zahl'n kann. Das schmerzt den braven Bua und da will er halt fort in die weite Welt.

Gutsherr: Das ist freilich schlimm; doch der Toni ist rüstig und stark und ein Mann, er muß es über sich ergehen lassen, er wird schon durchkommen.

Fremder: Das man i, und der Toni a. Aber schauens, euer Gnaden, Das is wegen der Kathi, die is dem Bua sein Schatz, und sie haben sich lieb, wie nur a Mensch lieb'n kann. O, der Lahmfritz'l hat's auch a Mal gefühlt, wenn's da drin nit schlafen will, geltens, Herr Vicar? Schauns, Euer Gnad'n, i hab an Bruder g'habt, sie haben ihn Johannes g'heißen, weil er gar so sanft ausg'schaut hat, Das heißt, g'schaut hat er nit — der Johannes war blind — und das Katherl, a Waisenkind aus'm Dorf, mußt mit ihm gehn manch lieb's Jahr. — O! das Katherl! — wie das Mädl 17 un i 20 zähl, hei! da wollt bei uns Zwa das Herz zerspringen, und sie hat g'sagt: ach Fritz'l! — und is roth word'n, wie a Kirsch'n und is davon g'laufen. — Und i — nu i bin halt auf die Berge gang'n und hab was g'sucht, was nimmer da droben war. Z'letzt hab'n mer uns aber doch g'funden, und Das war a Seligkeit, das ganze Dorf hat sei Freid d'ran g'habt. — — Der arme Blinde blieb nu allein und is davon so schwermüthig g'worden — so, i kann's Euer Gnaden gar nit so recht sagen — aber i und das Katherl, wir merkten's halt nit — bis a Mal des Abends mei Mutter mi und Katherl in d' Kammer g'zogen hat, wo mei armer Bruder lag. Der wollt g'rad sterben, und die Kathi hat g'weint un nix g'sagt — z'letzt ergreift sie mei Hand, drückt sie lang und — wir verstanden uns — — In vier Wochen gab's Hochzeit zwischen der Kathi und'm Blinden, und i — war in Wien a schmucker Soldat. Sieben Jahre war i vom Haus, Das war lange Zeit! und wann da die Sehnsucht kommt, wer

kann's wehren. So bin i ham 'gang, wo dem Katherl und dem Hannes ihre Hütt'n standen! Das Katherl und der Hannes, die waren nit mehr daheim — draußen unt'r der Linden schlafen Beide im stillen Grab. Das Herz sei ihnen g'broch'n, sagen die Leut'; meins hielt Stand und brach nit entzwa. — Aber geltens, Euer Gnaden, das Katherl und der Toni dürfen nit von einander lassen? Und darum werden Euer Gnad'n auch hier a gutes Werk thut.

Gutsherr: Wo denkt ihr hin? Hundert Gulden entbehren sich nicht so leicht.

Vicar: Verzeihung, gnädiger Herr, aber bedenken Sie, Sie wollten es für ein Komödienspiel dahingeben.

Fremder: Was? Der gnädige Herr wollt' 'n Kumediant'n das schöne Geld geben? Na, nu wird's gut.

Gutsherr: Davon wißt ihr Nichts, Lahmfritzel, solche Genüsse sind unbezahlbar.

Fremder: Euer Gnad'n, mir fällt Was bei. Wie i vorhin nach'm Rohricht 'gangen bin, hat mi bei'm Postmeister a fremder Herr Allerlei g'fragt und g'sagt: i — — wart' es! — ja, i sei a Original. Da bin i grob word'n, daß ich so a ausländisches Vieh sein sollt. — Z'letzt war'n mer aber wieder gut Freund, und da hab i ihm die G'schicht von d' jungen Leut verzählt.

Gutsherr (zum Vicar): Das war gewiß Devrient, der seine Maske borgen wollte.

Fremder: Na, borgen wollt' er nit, obschon er Kumediant war, wie er selber g'sagt hat — g'lacht hat er und — und — mir das Papier hier g'schenkt — für'n Toni, damit der Toni hier bleib'n kann. (Giebt Toni eine Banknote).

Toni: Hundert Guld'n! Schau, Kathi, a Hunderter!

Vicar. Aber Lahmfritzel, ihr seid es und seid es doch wieder nicht. Hat mir der Wein von Vorhin den Kopf verwirrt?

Toni (jubelnd): Es is a Engel, Herr Vicar! Der Lahmfritz'l is es nit. Di Kathi und i sind ganz stumm word'n vor reiner Ehrfurcht.

Gutsherr: Seid ihr denn blind? Es ist der Lahmfritzel.

Fremder: Freili bin i der Lahmfritz'l. Nun geh i hin und wer den Herrn Kumedianten bitten, daß er Euer Gnad'n Was vorspielt, und wenns Was vorgs'pielt krieg'n, dann zahl'n Se a noch hundert Gulden zur Aussteuer für d' jungen Leut.

Gutsherr: Wenn es der berühmte Devrient ist, mit tausend Freuden. Doch bleibt ihr noch hier, Lahmfritzel?

Fremder: Mein'twegen. I setz mi ins Gras. (Tritt hinter einen Busch und entkleidet sich so, daß man nur den Kopf mit der Zipfelmütze sieht.)

Gutsherr: Er ging dort in's Haus, ich eile selbst zu dem Fremden, um ihm, wenn er es ist, meine Bewunderung auszusprechen. (Will in's Haus ab.)

Fremder: Je, Euer Gnaden, das Bewundern hat halt noch Zeit; wollen's nit früher die hundert Gulden zahl'n?

Gutsherr: Oho! So haben wir nicht gewettet, Lahmfritzel —

Fremder (ohne den lahmen Fuß): Nix Lahmfritz'l — (tritt vor) Devrient. (Nimmt die Mütze ab.)

Gutsherr: Was? Sie wären —

Fremder: Ludwig Devrient, dem das Schicksal dieser jungen Leute zu Herzen ging, und der es nach seinen Kräften zu bessern versuchte.

(Gutsherr (ihm die Hand reichend): Großer Meister! Sie haben durch ihre Darstellung in Wien mich so tief erschüttert und mir jetzt wieder so viele Freude bereitet, daß ich glaube, Ihnen meinen Dank nicht besser aussprechen zu können, als wenn ich die Summe verdopple, damit die jungen Leute eine gute Aussteuer bekommen.

Toni: O je, Kathi!

Kathi: Toni!

(Beide umarmen sich und eilen zum Vicar, dem sie die Hände küssen wollen.)

Kathi: O, Herr Pathe, vorhin waren wir so blutarm und jetzt sein wir so reich.

Toni: Und Dös hab'n Sie uns erbeten.

Vicar: Nicht mir, meine Kinder, dankt dem gnädigen Herrn und diesem edlen Manne, der mich so wohlthuend beschämt hat.

Fremder: Nicht doch! Was ich vermocht, das danke ich nur meiner Kunst, ich werde mir nie ein Verdienst anmaßen, das ihr allein gebührt, denn ich bin nur der treue Diener meiner Herrin. (Während dessen ist der Vicar zur Seite getreten und pflückt eine Rose von dem rechts stehenden Rosenstrauch.)

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Rache einer Köchin.) In dem Gasthause „Zum Füchsel" in Wien wurde dieser Tage ein Racheact verübt, der das Leben mehrerer Personen in Gefahr brachte. Die Mehlspeisköchin haßte den Wirth, der ihr den Dienst gekündigt, und erdachte eine schreckliche Strafe für ihn. Sie füllte eine Quantität „Nockerln" mit Nadeln und wußte es so einzurichten, daß bei jeder Portion sich ein „Nockerl" mit Nadeln befand. Diese neue Mehlspeise hatte für die Gäste üble Folge. Mittags ließ sich einer von diesen ein „Gulyas mit Nockeln" geben und verzehrte es mit viel Appetit. Plötzlich aber schrie er jämmerlich auf und zog aus der blutende Zuge eine Nadel hervor. Die Gäste erfaßt ein Entsetzen, doch ehe sie sich erholt, keuchte ein zweiter schwer und sein Gesicht spielte in allen Farben. Eine Nadel war ihm in der Kehle stecken geblieben. Nur die Geistesgegenwart und Fertigkeit des Wirthes gelang es, die Nadel sachte hervorzuziehen, bevor sie den Weg in den Magen gefunden. Bald darauf erging es ähnlich einem dritten Gaste. Nun schleuderten die Gäste die Speisen von den Tischen und drangen entrüstet in die Küche, wo noch zehn „Nockerln mit Nadeln" gefunden wurden. Die Mehlspeisköchin verrieth ihre Schuld durch die Verlegenheit, in der sie sich sichtlich befand. Ein Sicherheitswachmann wurde geholt und die Köchin von diesem auf das Polizeicommissariat gebracht, wo sie ein Geständniß ablegte.

(Dumas), dessen braunes Gesicht und schwarzer Krauskopf die afrikanische Abkunft seines Vaters, des wackern Revolutionsgenerals Dumas, verrieth, wurde einst von einem Zudringlichen gefragt: „Um Vergebung, Ihrem Aeußern nach zu urtheilen, war Ihr Vater?" — „Creole!" entgegnete Dumas. — „Und Ihr Großvater?" — „Neger!" — „Und Ihr Urgroßvater?" — „Affe!" sagte Dumas, und wandte dem erstaunten Frager den Rücken zu. „O!" entgegnete dieser verblüfft, „das ist stark!" Er wurde nun seinerseits überall, wo er sich zeigte, mit der Frage bestürmt: „Haben Sie Alexander Dumas's Urgroßvater gekannt?"

(Kaiser Wilhelm.) Vor einigen Tagen stand Kaiser Wilhelm, von der Jagd zurückkehrend, in einem Bahnhofe, als er zwei alte Frauen aus einem benachbarten Dorfe auf sich zukommen und neugierig umherschauen sah. Mit seiner gewöhnlichen leutseligen Freundlichkeit fragte er: „Nun, Mütterchens, was macht Ihr hier und was sucht Ihr hier?" — und erfuhr, daß sie gekommen waren, um den Kaiser zu sehen. „Na, ich bin der Kaiser", sagte er lächelnd, „nun seht mich nach Herzenslust an." Dabei drehte er sich, daß ihn die verlegenen und erstaunten Frauen von allen Seiten betrachten konnten. Als das geschehen war, rief er aus: „Habt Ihr mich nun ordentlich gesehen? Was habt Ihr gesehen — einen alten Mann, wie deren ein Dutzend in Eurem Dorfe herumläuft!"

(Wortwitz). Die „Tribüne" erzählt, folgenden gelungenen berliner Wortwitz: Ein würdiger Greis wurde vor einigen Tagen von einem übermüthigen Straßenjungen geneckt so daß er endlich — da kein Schutzmann sichtwar war — zu einem Steinchen griff und dasselbe auf den Schlingel warf. „Sie olles Säugethier!" ruft dieser zurück. Dem Alten ist diese naturgeschichtliche Classification völlig neu, und er verspricht dem Jungen Amnestie, wenn er den dunklen Sinn der Rede aufkläre. „Na", sagt der Bengel, „jewiß sind Sie'n Säugethier, Sie werfen ja lebendige Jungen!"

Geheimer Rath.

Von Franz Poppe.

„Geheimer Rath" — der Titel wurde
Beim Jahreswechsel einem Rath.
Hm, fragte mancher, möchte wissen,
Was er gethan für Kirch und Staat! —

Was er gethan? — Davon ist keine Rede!
Trägt er den Titel nicht mit Recht und Fug?
Traun, sein Verdienst — wer möchte es bestreiten! —
Blieb wahrlich doch — geheim genug.

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ad. Post.

Nr. 149. Samstag, den 28. Dezember 1872.

* Auch ein Weihnachtslied.

Ich wollte, daß es Christtag wär'
Und daß das Christkind käme,
Und von dem Treiben in der Welt
Genaue Kenntniß nähme.
Es ginge weg — und käme dann
Mit einer Ruthe wieder;
Und wer bekäm' die meiste Schläg',
Das wären seine Brüder.
Es suchte sie in Dorf und Stadt,
In Kirchen und Vereinen,
Und Mancher, der die Weihe hat,
Der sollte sich vermeinen.
Und hätte es der Ueberzahl
Sich wegen müd geschlagen,
Dann würde es dem Bruderbund
Noch diese Worte sagen:
„Was rühmst du dich, ein Christ zu sein,
„Wenn du nicht christlich lebest,
„Und mit der Liebe nur zum Schein
„Nach Haß und Zwietracht strebest?
„Hinweg mit deinem Christenthum
„Und zeige dich nicht wieder;
„Das wahre Evangelium
„Ist: Liebet euch als Brüder."
Fürwahr, wenn dies das Christkind thät,
Es brächte uns den Frieden;
Drum bittet, daß es nicht verschmäht,
Bevor die Welt zu Grunde geht,
Der Menschen Glück hienieden!

* Das aufgerüttelte Gewissen.

(Schluß.)

Der Geheimsecretair kam also vorgefahren. Antoinette hatte sich in vollem Putze in den Garten begeben, um hier ihren alten Liebhaber zu empfangen. Er kam — vorsichtig indeß doch durch einen Stock gestützt — mit zierlich gesetzten Schritten und lächelnd-verliebter Miene auf dem breiten Sandwege daher. Die niedliche, schelmische Französin gab sich einen Anschein von Zärtlichkeit und setzte sich zu ihm auf eine Gartenbank. Hier überschüttete sie der alte verliebte Geck mit einem Strome von Schmeicheleien und zärtlichen Redensarten, die ihm so geläufig geworden waren im Gange seines Lasterlebens, daß seine Zunge sie glatt und fein abschüttelte. — Fräulein Antoinette hörte freundlich und mit einem Anstrich von Zärtlichkeit zu, und schien seinem Antrage, den er unter allerlei Schmeichelreden endlich hervor brachte, gar nicht abgeneigt, indem sie sagte: „Mein Vater gab Ihnen sein Wort und ich als eine gehorsame Tochter—."

Sie hatte noch nicht ausgeredet, da zeigte sich hinter der Bank ein Mensch in Livree, welcher dem Fräulein geheimnißvoll einen Brief zureichte, den diese, wie es schien, verstohlen ergriff, sich aber doch dabei so benahm, daß Herr von Pinerre aufmerksam werden mußte. Eifersucht und Mißtrauen brachten ihn augenblicklich aus seiner eingelernten Galanterie; er bemächtigte sich des Briefes, und höchlich verwundert sah er, daß die Adresse an ihn gerichtet war. Hastig riß er den Brief auf — ein furchtbarer, durch eine, im Briefe eingeschlossene chemische Mischung bewirkter Knall erfolgte, so daß der alte Sünder im ersten Augenblicke sich von der Betäubung gar nicht erholen konnte. Als ihm die Sinne einigermaßen wiederkehrten, schrie er: „Mord! Verrath! Hülfe!" — doch Antoinette, selbst bestürzt, machte ihm ein Zeichen des Schweigens und wies ängstlich auf den Brief mit den Worten: „Herr von Pinerre um's Himmelswillen, der Inhalt scheint mir äußerst verfänglich!" und dabei begann sie zu lesen:

„Nachweis, wie der General-Controlleur Terray zu einer jährlichen Einnahme von

mehr als einer Million Livres, und wie sein Geheim-Secretair Pinerre zu einem Vermögen von 2 Millionen Livres gekommen ist.“ Herr von Pinerre riß ihr den Brief wieder aus der Hand. In demselben folgte nach jener Ueberschrift die Aufdeckung einer Unzahl von Betrügereien, wonach weiter zu lesen war:

„Sie werden, Herr von Pinerre, jetzt, wenn Sie sich von dem spaßhaften Schreck, durch welchen ich Ihr Gewissen etwas wach rütteln wollte, erholt haben, vollkommen überzeugt sein, daß der Herr General-Controlleur und Sie einen Mitwisser Ihrer verbrecherischen Geheimnisse haben. Ich würde das Alles der Regierung anzeigen, wüßte ich nicht, daß, wenn die heutigen Räuber des öffentlichen Vermögens gestürzt werden, andere an ihre Stelle treten, für das Allgemeine mithin kein Vortheil daraus entsteht, sollten Sie auch das Galgenholz zieren. Sie werden mir indeß, nachdem Sie viele Menschen in's Elend stürzten, den Gefallen thun, ein Paar glücklich zu machen. Demnach sind Sie — ich hoffe ohne Wiederrede! — sehr bereitwillig, sich bei Herrn von Latüde dafür zu verwenden, daß Fräulein Antoinette und ihr Geliebter sich vermählen können; und dies unterstützen Sie mit Auszahlung der Summe von 200,000 Francs, als großmüthige Aussteuer für Fräulein Antoinette, die Tochter Ihres Freundes. Sind Sie nun aber einmal in der Großmuth, so sorgen Sie auch für Ihren natürlichen Sohn Jaques, der als Parlamentsschreiber kümmerlich lebt und sich eben jetzt mit seiner geliebten Adele verheirathen möchte. Beide werden in der Nähe sein und so können Sie ihnen sagen, daß Sie gleichfalls 200,000 Francs dazu bestimmt haben, um ihr Glück zu gründen. Sie behalten dann immer noch eine Million und sechsmalhunderttausend Francs von Ihrem Sündengelde. Ich bin dessen ganz gewiß, daß Sie meine Bitten berücksichtigen; sollte dies aber wider alle Erwartung doch nicht geschehen, verbreite ich obigen Nachweis wie ich kann, unter Anderem durch die englischen Zeitungen; da kommen Sie dann um Ihr Vermögen, um Ihre Ehre und wahrscheinlich auch um Ihr Leben, jedenfalls doch um Ihre Freiheit. Zur Erfüllung meiner ausgesprochenen Wünsche haben Sie nur einen Tag Zeit; sind sie morgen nicht in aller Ausdehnung erfüllt, dann handelt der Schreiber dieser Zeilen, der sich zu nennen die Ehre hat Der Aufrüttler Ihres Gewissens.“

Todesbleich und unentschlossen hielt der bebende Pinnerre den Brief in der Hand, endlich griff er nach seinem, ihm entfallenen Stock, und empfahl sich dem Fräulein, um — zu Herrn von Latüde zu gehen, der nun auch erbebte in freudigem Schreck, als er hörte, daß seine Tochter ihren Geliebten und 200,000 Francs dazu erhalte. Auch Jaques wurde in gleicher Weise bedacht.

Als der Marquis von Grammont, der Schreiber jenes Briefes, den Dank Aller empfing, und nun gefragt wurde: woher er diese so wirksam gewordenen Nachrichten habe, legte er den Finger auf den Mund; später aber vertraute er es seinem Freunde: er habe jenen Nachweis von dem Dauphin, dem nachmaligen König Ludwig XVI., empfangen mit der Erlaubniß, einen solchen Gebrauch von der Mittheilung zu machen, wie er ihn gemacht habe.

Das Gewissen des Herrn von Pinerre war übrigens so wach geworden, daß er sich in Frankreich nicht mehr sicher glaubte; er nahm sein Vermögen zusammen und verschwand, so daß man niemals wieder etwas von ihm hörte.

Eine Gastrolle im Gebirge.

Lustspiel in einem Akt
von
P. P. Wichmann.

(Schluß.)

17. Scene.

Vorige. Director. Uranus. Musikanten (einen Marsch sehr unharmonisch blasend.)

Director (zum Gutsherrn): Schweigst du noch auf deinem Dreifuß, delphische Pythia?

Fremder: Ich bin's, den Sie suchen. Willkommen, werthe Collegen! Was bedeutet dieser Aufzug?

Uranus: Zu Roß und Wagen kommen sie herangezogen, um den großen Dewergeng zu schauen.

Fremder: Lassen Sie die Musik schweigen. Ich liebe Das nicht.

Director: Schweigt still und erwartet in Ruhe meine Antwort.

Fremder: Sie kommen, wie ich hörte, mir ein Gastspiel anzutragen. Glauben Sie eine Einnahme damit zu erzielen, wenn ich auf Ihrer Bühne spielen würde?

Director (zu Uranus): Habt ihr's gehört? Des Künstlers schönster Schmuck ist sein bescheiden Herz. — Eine Einnahme! — Es wird ein Goldregen auf uns arme Sterblichen fallen — wie ist's? dürfen wir hoffen?

Fremder: Wohlan! Ich werde Ihren Wunsch erfüllen.

Director (ihm gerührt die Hand schüttelnd:) Dank, verehrter Herr College.

Fremder: Morgen früh — meine Herren Collegen — halten wir Probe von den Räubern. Ich spiele an drei Abenden. Den Franz in den Räubern, den Schneider Fips und den Rudolph in der Banditenbraut. Dann den Wurm in Kabale und Liebe. Zwei Einnahmen sind für Sie, die dritte gehört mir. Ist Ihnen das genehm?

Director: Mit Freuden nehme ich diesen Vorschlag an und werde noch heute alle Hände in Bewegung setzen, damit bis morgen die nöthigen Zettel — geschrieben sind. (Ab mit Uranus.)

Fremder: Herr Vicar, Sie sind Einer von Denen, welchen das Schicksal den wohlverdienten Lohn vorenthält; lassen Sie mich versöhnend dazwischen treten. Sie werden es nicht verweigern, von mir die dritte Einnahme anzunehmen. (Der Vicar macht eine ablehnende Bewegung.) Nicht für Sie, hochwürdiger Herr! Nein, um so manche Thräne der Wittwen und Waisen in Ihrer Gemeinde zu stillen, wenn sie Ihren Beistand erflehen.

Vicar: Das nehme ich dankend an. (Indem er ihn bei beiden Händen ergreift.) Beneidenswerther Mann, wie glücklich sind Sie. Ja, Sie haben mein Vorurtheil bekämpft und mich geweckt aus meinem Wahn, ich bin wach geworden und will es bleiben — und nun zum Abschiede will auch ich Sie nicht ohne eine Gabe lassen. Nehmen Sie diese Rose, die ich für sie pflückte, und bewahren Sie sie zum Angedenken an Ihr Gastspiel im Gebirge. Es ist eine Blüthe aus dem ewig duftenden Garten der Hesperiden, möge Ihr Genius blühen, wie sie. (Die Glocken läuten zum Abendsegen.)

Fremder: Mein Freund!

Das Künstlerleben, wenn es Jeder wüßte,
So dornenlos sind seine Kränze nicht,
Nicht Jedem zeigt die alte Marmorbüste
Ihr tief verschleiert himmlisch Angesicht.

(Zum Publikum.)

Und ach! auf diesem bretternen Gerüste
Besteht das Herz ein peinliches Gericht.
Es muß mit seinen heiligsten Gefühlen
Den Preis gewinnen — oder auch verspielen.

Der Vorhang fällt.

Entdeckungen aus der Zeit Salomo's.

Die „Weser Zeitung" veröffentlicht einen Auszug aus einem Briefe, den C. Mauch an den Afrika-Reisenden Ed. Mohr an Bord der französischen Goelette „Jacmel", St. Helena, 2. November 1872, gerichtet hat und der über höchst wichtige Entdeckungen in Südost-Afrika folgende Mittheilungen macht: „Ueberzeugt, daß Sie Interesse an meinen Forschungen nehmen, theile ich Ihnen nun auch das Resultat mit. In 20° 15' Süd und 26° 36' Länge Ost glaube ich das alte Ophir wirklich entdeckt zu haben, auch scheint es mir, daß ich einen Beweis dafür in Händen habe. Die vielbesprochenen und mit vielen Opfern vergeblich nachgesuchten Ruinen sind endlich mir zugefallen, sie theilen sich in zwei Hauptmassen von noch ziemlich erhaltenen Gebäuden. Die ersteren befinden sich auf einem Granitberge, und darunter ist eine Nachahmung des salomonischen Tempels — Festung und Gotteshaus zugleich — dessen Mauern aus gehauenen Granitsteinen ohne Mörtel aufgeführt sind und heute noch die Höhe von 30 Fuß haben. Als Plafond bedeckter, enger Gänge haben Cedernbalken gedient, wovon ich Stücke besitze. Zwar ist keine Inschrift vorhanden, wohl aber hohes Alterthum verrathende eigenthümliche Ornamentzeichnung an Steinbalken angebracht, die noch senkrecht aus den Mauern emporragen. Die ganze westliche Seite des Berges ist bedeckt mit solchen behauenen Granitsteinen, die Terassen anzudeuten scheinen. Die zweite Masse von Ruinen liegt südlich vom Berge, von diesem durch ein seichtes Thälchen getrennt und bildet ein wohlerhaltenes Rondeau mit labyrinthartig im Innern aufgeführten Mauern, auf dieselbe Weise ohne Mörtel erbaut; ein wohlerhaltener Thurm von 30 Fuß Höhe bei 16 Fuß Durchmesser an der Basis und 8 Fuß an der Spitze. Auch hier findet sich Cedernholz in ähnlicher Weise angebracht und man wundert sich, daß es vom alljährlichen Grasbrande so gut ver-

schont blieb. Zu diesem Rundgebäude gehören nun noch eine Masse von Vorbauten und Ruinen; diese haben ohne Zweifel als Wohnungen für den Hofstaat der Königin von Saba gedient. Ich habe Gesammtskizze und Plan dieses labyrinthartigen Palastes mit großer Gefahr mir verschafft. In der Ansicht, daß diese Ruinen von der Königin von Saba herrühren, wurde ich von den Eingeborenen unterstützt, denn noch vor etwa 40 Jahren, vor dem Einfalle der Matebele von Westen und der Zulu von Osten, wurden auf dem Berge noch Opfer ganz nach altjüdischen Ceremonien dargebracht, überhaupt wurde auf dem Berge immer nur angebetet, während das Rondeau in der Ebene das Haus der Großfrau genannt wird. Ich hatte die Absicht, den Sohn des Hohenpriesters mitzunehmen. Er kam auch mit bis nach Senna, weiter konnte ich ihn wegen Mangels an Mitteln nicht mitnehmen. Sie werden überzeugt von meiner Behauptung sein, daß wir's hier mit den Zeiten Salomo's zu thun haben, wenn Sie erst die Details darüber w ssen werden, die ich Ihnen bald mündlich zu geben hoffe. Außer diesen Hauptruinen finden sich zerstreut durch das ganze Land kleinere rundliche, bis zu 6 Fuß Höhe aufgeführte mörtellose Mauerwerke, die zu Altaren gedient haben müssen, denn vom Stamme Balosse opfern heute noch viele darauf. Dies wäre die erste wichtige Entdeckung bei der beendigten Reise; die zweite ist ein reichhaltiges Goldfeld, dem ich den Namen Kaiser-Wilhelm-Feld gegeben habe. Es ist sehr ausgedehnt und hat ebensowohl Riff- als Alluvialgold; von letzterem werden oft Marrel große Nuggets gefunden. Es liegt dieses Feld zwischen Manica im Südosten und dem reichen Gebiete des Mazoe- oder Masowflusses im Nordosten gegen Tete hin. Fehden zwischen den Eingeborenen verhinderten mich, Manica und Mazoe zu besuchen. Wenn Deutschland eine Colonie haben will, hier ist eine Gelegenheit dazu, nämlich das ganze Gebiet zwischen Bembe und Zambesi. Denn warum sollte es unmöglich sein, daß diese Gegend das wieder wird, was sie vor 3000 Jahren war?"

Mannichfaltiges.

(Kunst gegen Kunst.) Amerikanische Blätter, die ihr Publikum auf jede Weise und häufig auch mit gänzlich erfundenen Scenen zu erlustigen suchen, bringen nachfolgende Geschichte: „Der Meisterweiner der Vereinigten Staaten, Edward Hartmann aus Chicago ist nach New-York gekommen, um förmliche Aufführungen im Weinen zu geben und eine Wette von 500 Pfund zu halten, daß er länger als irgend ein Christenmensch zu weinen vermöge. Er stieg im Gasthof French ab, und der Zufall fügte es, daß er ein Zimmer neben dem Lachkünstler mit dem Schelmennamen Langsing Bill bekam. Letzterer begann auch sofort, nachdem er seinen Nachbar des frühen Morgens entsetzlich schluchzen hörte, seine Kunst damit, daß er wie verrückt lachte. Ungefähr eine Viertelstunde hatte das seltsame Duett gedauert, als die beiden Künstler wechselseitig die Zimmerthüren öffneten und, ihr Lachen und Weinen noch immer fortsetzend, sich einander gegenüber standen. Selbstverständlich wurde der ganze Corridor rebellisch; alle Passagiere verließen ihr Zimmer und machten bald, je nach ihrem Temperamente, Chorus mit dem Lachenden oder Weinenden. Langsing Bill, im Grunde des Herzens sehr gutmüthig, nahm schließlich den trostlosen Kummer seines Nachbars so ernst, daß er vom unbändigsten Lachen in ein maßloses Weinen umschlug und buchstäblich Ströme von Thränen vergoß. Das hatte zur Folge, daß der Meisterweiner gleichfalls seine Rolle aufgab und in ein lang anhaltendes schallendes Gelächter ausbrach. Dieser Scenenwechsel hatte die weitere Folge, daß auch die Umstehenden in dem Korridor, zumal sie erkennen konnten, daß die Beiden es auf gegenseitige Täuschung abgesehen hatten, selber wieder die Rollen wechselten und bald lachten und weinten. Ein Kellner des Hauses, welcher die noch seltenere Kunst verstand, mit dem einen Auge lachen und mit dem andern weinen zu können, klärte das Räthsel auf und setzte zugleich den Meisterweiner in's Klare, daß er seine Wette von 500 Pfund durch den Lachkünstler, den er absichtlich neben ihn einlogirte, verloren habe."

Druck von L. Georges in Landau.

Heitere Stunden.

Belletristisches Beiblatt zum Landauer Tageblatt „Der Eilbote."

Erscheint drei Mal wöchentlich. — Redigirt von Ed. Jost.

Nr. 150. Dienstag, den 31. Dezember 1872.

* Des Blinden Pflegetochter.

„Ja, freilich, sind wir morgen auf Claudinens Hochzeit, und wird sie auch glücklich, für uns ist's doch ein Verlust!" — so sagte eines Abends im Jahr 1638 der französische Maler Poussin zu seinen Kunstgenossen, die sich in einem Wirthshause Roms zu Gespräch und Genuß versammelt hatten. — „Wer ist diese Claudine?" forschte Campen, ein deutscher Maler, der erst Tages zuvor in Rom angekommen war. — „Erzähle, Poussin!" riefen mehrere Stimmen zugleich; „es macht Dir und Allen Vergnügen, gerade heute uns der Erinnerung an das Wundermädchen zu überlassen!" — und Poussin fuhr nun fort:

„Zu einem Bilde meiner „sieben Sacramente" hatte ich mich schon lange nach einem schönen Mädchenkopfe umgeschaut. Eines Morgens, als ich von einem Spaziergange heimkehren wollte, wurde ich von den kreischenden Tönen einer Violine aus meinen Träumereien geweckt, und ich erblickte einen Blinden, der eben einen Morgengesang anstimmte und ihn schlecht auf schlechter Geige begleitete. Aber neben ihm stand, an einem Strumpf strickend und aus voller Brust andächtig mitsingend, ein wunderlieblich Kind, etwa zwölf Jahre alt, und in mir rief es: Gefunden ist, was du suchst! Da der Blinde französisch sang, redete ich ihn, meine Gabe in seinen Hut werfend, als Landsmann an, ließ mich mit ihm in's Gespräch ein und seine Offenherzigkeit erkor mich bald zum Vertrauten. Roger — so hieß er — in einem französischen Dorfe unfern der italienischen Grenze geboren, hatte sich in die schöne Nachbarstochter Georgette verliebt. Beide waren jedoch arm und nur reich durch Hoffnung. Jetzt aber mußte Roger Soldat werden und in einem Gefecht traf ihn das Unglück, durch einen Schuß zu erblinden. So kam er traurig wieder nach seinem Geburtsort und eine kaum dreijährige Abwesenheit hatte hingereicht, ihn dort fast gänzlich vergessen zu machen. „Nur Georgette hatte mich nicht vergessen!" sagte Roger voll Begeisterung; „sie selbst erinnerte mich an unsere gegenseitigen Versprechungen, und als ich darüber erstaunte, fragte sie heftig: „Wenn ich elend geworden wäre, hättest du mich verlassen?" — „Nein!" rief ich. — „Nun wohl, warum möchtest du, daß ich anders handle? Du hast meine Zusage und wirst mein Gatte!" Wer war glücklicher als ich! — doch leider war ich's nicht lange. Am Abend vor ihrem Geburtstage wollt' ich, von meinem Hunde, der mir als Führer diente, geleitet, ihr einen Blumenkranz am Fenster befestigen, und war so behutsam als möglich an das Häuschen getreten. Ein Mann sprach zu ihr mit allem Feuer der Liebe und ich erkannte die Stimme Justin's, eines der reichsten Männer der Gegend. „Eure Weigerungen sind nicht vernünftig, Georgette!" sagte er. „Ihr seid arm, werdet nicht immer jung und hübsch bleiben, und solltet an eure Zukunft denken." — „Justin," antwortete sie; „ich gab Roger mein Versprechen, eh' ich euch kannte, und ich werd's ihm halten!" — „Wie, ihr denkt noch immer, ihn zu heirathen? Wovon wollt ihr leben? Werdet mein Weib, und ich will für ihn sorgen!" — „Ich weiß, meinen Verlust kann ihm Niemand ersetzen. Ich wiederhole es, Justin, laßt uns nicht mehr davon sprechen!" — „Und dessen ungeachtet liebt ihr mich?" fiel Justin hastig ein. — „Ich glaube, es nie gesagt zu haben," entgegnete sie mit bewegter Stimme; „aber wenn es wäre, so würde ich mich bemühen, euch zu vergessen; denn nichts in der Welt wird mich hindern, eine Pflicht zu erfüllen, die ich als heilig betrachte." — „Eine Pflicht!" so rief Roger in seiner Er-

zählung noch jetzt mit höchster Aufregung. „Eine Pflicht! — dies Wort that mir weh. Ich hatte genug gehört: Georgette liebte einen Andern. Ich bewunderte die Großmuth ihres Opfers, aber ich würde mich für den erbärmlichsten aller Menschen gehalten haben, wenn ich's angenommen hätte. Ich verbarg meinen Schmerz, bemühte mich mehr noch als bisher mit dem Violinspiel, und eines Morgens entfernte ich mich aus dem Dorfe und durchzog, von meinem treuen und klugen Hunde begleitet, viele Länder. Ich fand überall Mildthätige, und es ging mir gut, wie's eben einem Blinden gehen kann. So verflossen achtzehn Jahre, da traf ich einst einen Mann aus meiner Heimath und erfuhr: Georgette hatte mich überall vergeblich suchen lassen und sich entschlossen, Justin zu heirathen. Justin aber wurde von großen Unglücksfällen betroffen; er war durch Feuersbrunst und Mißerndten ganz verarmt und endlich in Trübsinn gestorben. Da ließ ich Georgetten meine Ersparnisse zukommen, sie waren ihr nützlich zur Verheirathung ihrer ältesten Tochter. Georgette ist aber seit anderthalb Jahren auch todt, und nun holt' ich mir Claudinen, ihre zweite Tochter, die mich begleitet, und hoffe, daß es mir gelingen wird, für sie zu sorgen!"

„Die einfache Erzählung" — so ergriff nun Poussin für sich das Wort — „hatte meine Theilnahme erregt und ich nahm mich meiner armen Landsleuten nach Kräften an. In Claudinen aber entwickelte sich ein vollendet Bild der Schönheit und zugleich eine solche Liebe für die Kunst, daß sie als das herrlichste Modell und die treueste Freundin der Künstler sich bewährt hat, ohne daß sie von Unschuld und Sitte irgend gewichen wäre: sie war und blieb die Reinheit selbst, und ich muß es meinen Kunstgenossen nachsagen, daß sie ihre Tugend ehrten, sie nicht zerstören wollten. Claudine unterwarf sich den Künstlern blindlings zur Förderung der Kunst und leistete dieser große Dienste. Sie half unsere Kirchen mit heiligen Bildern, die Gemächer der Vornehmen mit reizenden Bildern schmücken; sie hat ihr schönes Gesicht, ihre schönen Arme und Hände historischen Gemälden geliehen. Nie aber diente sie der Mittelmäßigkeit, auch nicht für den reichlichsten Lohn, gern aber ohne Lohn dem armen, begabten Künstler; ja sie half oft einem solchen mit ihren Ersparnissen aus. Wehe aber Jedem, der in ihr das reine Weib beleidigen wollte! — nicht als Modell einer Heiligen oder Königin war sie so erhaben, als wenn sie für sich selbst zur Heldin werden mußte!"

Der neue Ankömmling Campen hatte mit Erstaunen zugehört und konnte sich einer zweifelnden Bemerkung nicht enthalten; aber sämmtliche anwesende Künstler ergriffen in voller Einstimmigkeit das Wort zum Lobe Claudinens und zur Bestätigung dessen, was Poussin gesagt.

„Und wie ist's nun mit ihrer Heirath?" fragte Campen, und Poussin fuhr fort:

Bei dem letzten Blumenfeste, wo Claudine zur Blumenkönigin gewählt worden war, sah sie Sir Hurton, ein reicher Engländer; und als er sich nach ihr erkundigte, überall nur Claudinens Lob wiederholen hörte, stieg der erste Eindruck ihrer Gestalt zur innigsten Verehrung. Er hat mit so viel Liebe und Treue sich um sie beworben, daß er ihre zärtliche Neigung gewann und sie ihm morgen am Altare ihre Hand reicht. Alle bedeutenden Künstler Roms sind zur Hochzeit gebeten, und wenn sie abreist, werden alle sie feierlich geleiten. Ja, sie führte den Beweis, daß ein echtes Weib selbst in den verfänglichsten Verhältnissen das Mächtigste ist zu eigenem Schutze, zur Abwehr niedriger Gesinnung und Absicht; um so mehr freu' ich mich morgen mit dem alten Roger sein Entzücken zu theilen, daß nun Georgettens beide Kinder versorgt sind!" — und die jubelnden Künstler brachten gleich hier für Claudinen, die Blumen-Königin dann auch für Roger und Sir Hurton das kräftigste Lebehoch aus.

Claudine und ihr Gatte geleiteten den blinden Roger, der Anfangs in England lebte, auf seinen Wunsch später nach dem heimathlichen Dorfe, wo Claudinens Schwester durch den freigebigen Sir Hurton mit den Ihren in Wohlhabenheit lebte und nun den alten Roger in Pflege nahm, bis er neben Georgetten den ewigen Frieden fand. Poussin sah Claudinen im Jahr 1649 in Rom wieder, und ihr Bildniß, zu der Zeit von ihm gemalt, ist noch im Besitz ihrer Nachkommen.

Mannichfaltiges.

(Eine Brautschau.) Bei Gelegenheit der Hochzeit des Kaisers der Chinesen melden Briefe aus China noch einige Einzelheiten über die Auswahl der jungen Kaiserin. Nach Vorschrift der Regelbücher, welche über das Leben eines Kaisers des himmlischen Reiches von der Wiege bis zur Bahre genau bestimmen, was geschehen soll, begannen die beiden Kaiserinnen von welchen die eine Kaiserin des Ostens, die andere Kaiserin des Westens heißt, vor einiger Zeit die nöthigen Nachforschungen, um die Glückliche zu entdecken, welche würdig sei, das Ehegemahl ihres Stiefsohnes zu werden. Sämmtlichen Häuptlingen, welche heirathsfähige Töchter hatten, wurde befohlen, dieselben vorzuführen. Nun sind aber die hochgestellten Väter und Mütter in China keineswegs so begierig, ihre Töchter zu kaiserlichen Ehren emporsteigen zu sehen, als im Abendlande. Man sieht sich nicht gern auf immer durch die Haremmauer von ihnen geschieden und denkt auch an die Gefahr und den Kostenpunkt der Standeserhöhung der Töchter für Vater und Brüder. So suchten sich denn manche Eltern der zugedachten Ehre zu entziehn, indem sie die Töchter als lahm, blind, bucklig oder sonst verkrüppelt angaben. So leicht waren aber die beiden Stiefmütter des Kaisers nicht befriedigt. Nochmals erging ihr Machtgebot, und zwar dieses Mal mit Strenge: schön oder häßlich, krumm oder grad, alle mußten sich melden, und es traten denn auch insgesammt zwischen 6—700 junge Mädchen der chinesischen Aristokratie zur Musterung an. Aus diesen wurde eine engere und immer engere Auswahl vorgenommen, bis die Schaar der Wählbaren auf etwa 60 zusammenschrumpfte. Um diese Zeit hatte der Kaiser einen Traum, er sei zu einer buckligen Jungfrau in Liebe entbrannt. Nun traf es sich, daß unter den 60 Candidatinnen eine Bucklige war, und die Kaiserin, im Glauben, der Traum sei ein Wink des Himmels, befragte Aerzte, wie man den Höcker entfernen könne. Ein zuversichtlicher Kurschmied unternahm die Operation, aber das arme Mädchen starb an den Folgen. Allmählich verengte sich nun die Wahl, bis sie auf die jetzige Kaiserin, eine junge Mongolen-Dame fiel.

(Börne.) Herr Baruch, der Vater Börne's, war Kenner der Politik genug, um zu wissen, daß sein Sohn auch immerhin kein Arzt, kein Advokat zu sein brauchte und doch eine einträgliche Stellung haben könnte. Nur mußte er kein System, keine Gesinnungen haben! Hatte doch Herr von Gentz längst dessen Styl, Fürst Metternich dessen politische Kenntnisse gelobt! Herr Baruch wußte, wofür Gentz, Friederich von Schlegel, Pfeilschifter und Andere ihre Wechsel bezogen, er wußte, daß deren ganzes Talent darin bestand, aus gegebenen Materialien einen hübschen Zeitungsartikel zusammenzusetzen. Man erzählt sich, daß er, unbekümmert um seinen Sohn, in Wien daran gearbeitet hat, ihm eine Stellung zu verschaffen. Er wollte seinem Talent eine metallene Bahn brechen und schrieb ihm von Wien aus, als sich Börne von Stuttgart nach München begeben hatte, er solle nun kommen und in Wien unter Aufsicht gewisser hoher Personen etwas Ordentliches werden. Als Börne die Zumuthung abwies, fuhr der Vater nicht gleich in Harnisch, sondern bot, da diese Frage ihm zu wichtig für des Sohnes ganzes Lebensglück schien, jedes besonnene Mittel auf, ihn zur Reise zu bewegen. Da er wohl wußte, daß Sanftmuth hier mehr wirken würde, als Zorn, so befleißigte er sich aller Künste der Unterredung, sprach zum Herzen des Sohnes als Vater, als Freund. Nein. Nun denn, schlug er ihm vor, so solle er wenigstens erst einmal nach Wien reisen, um zu sehen, wie es ihm dort gefallen würde; gefiele es ihm nicht, so bliebe es ihm ja unbenommen, wieder abzureisen. Um wenigstens für diesen Vorschlag den Sohn ganz gewiß zu haben, schickte er ihm nach München eine bedeutende Summe als Reisegeld. Börne nahm das Geld, bestellte Postpferde und reiste über Augsburg — wieder nach Stuttgart zurück. Es läßt sich nicht leugnen, daß dies von Börne noch ein alter Hallenser Studentenstreich war. Der Vater war empört und wollte lange Zeit von dem ungerathenen „Demagogen" nichts wissen. Es erbitterte ihn tief, daß er obenein mit jener Geldsumme ordentlich noch wie in eine Falle gegangen war.

(Dem Großherzog Karl August) von Sachsen-Weimar, dem berühmten Freund und Gönner unseres Goethe und Schiller, werden zahlreiche Anekdoten zugeschrieben, welche seinen stets schlagfertigen Humor und die Kernhaftigkeit und Gradheit seines Charakters illustriren. Als er sich einmal durch Gründe, die er gelten ließ, ohne sie sehr gewichtvoll zu finden, zur Ertheilung eines Rathstitels veranlaßt sah, äußerte er während des Unterzeichnens: „Nun muß ich beten: Auf Gott und nicht auf meinen Rath will ich mein Glücke bauen." Ein ander Mal wurde ihm berichtet, von zwei befreundeten Theologen, einem geborenen Polen und einem Allstädter, welche nach Weimar gekommen wären, hätte der Letztere sein Examen machen sollen, allein unter seinem Namen hätte sich der Pole desselben unterzogen und es sehr wohl bestanden. Erst hinterher sei die Sache zu Tage gekommen und habe das Consistorium in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Darauf resolvirte der Großherzog: „Wenn das so geht, muß man künftig die Theologen bei meinem Hofstallamt examiniren lassen; da wird man auf den ersten Blick den Polaken vom Allstädter unterscheiden.

(Ein theures Theaterstück.) Der Berliner Theateragent Steinitz hatte Alexander Dumas fils für ein neues Drama die Summe von 8000 Franken offerirt. Dumas hatte dieses Anerbieten abgelehnt und zwar in einem Schreiben, welches wie folgt lautet: „Mein Herr! Ich habe Ihren Brief vom 12. Dezember 1872 empfangen, in welchem Sie mir 8000 Frcs. bieten, damit ich bezüglich meines neuen Stückes mit Preußen (!) abschließe. Diese Bedingungen genügen mir nicht: ich will das Elsaß. Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung. A. Dumas Sohn,

---

(Hogarth.) Ein zu Hogarth's Zeiten berühmter Violinvirtuos war ein abgesagter Feind aller lärmenden Instrumente. Hogarth ließ einst in London auf der Straße vor dessen Wohnung eine Musik von solchen Instrumenten machen, worüber der Virtuose, aufgeschreckt davon, im Ausbruch der höchsten Wuth an das Fenster seines Wohnzimmers lief, es aufriß und sich nach diesem fürchterlichen Getöse umsah. Hogarth benutzte diesen Moment, um das Gesicht des Italieners mit allen Zügen der höchsten Leidenschaft zu zeichnen, und brachte es demnächst in einer seiner berühmten Carricaturen, welche die Unterschrift hat: „The enraged musician". (Der wüthende Tonkünstler.)

(Frauenlob (Vrowenlob, Vrenvenlob, Frawenlob, Heinrich) ist der angenommene Name eines Meistersingers aus dem 14. Jahrhundert, dessen eigentlicher Name unbekannt ist. In seinen Gesängen pries er vornämlich die Tugenden des schönen Geschlechts, daher der Name Frauenlob und die allgemeine Hochschätzung der Frauen, die, wie man sagt, ihn mit eigenen Händen zu Grabe trugen, dasselbe mit Wein begossen und durch ganz Deutschland um ihren Lobredner trauerten. Nach einer andern Angabe sollen die Frauen sein Grab mit Thränen benetzt und so viel Wein über dasselbe gegossen haben, „daß die Kirche überfloß."

(Sub rosa.) Man hört häufig noch die Redensart: „Ich theile Ihnen sub rosa mit". Das bedeutet „unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit". Diese Redensart stammt schon aus dem Alterthum, wo die Rose nicht nur das Sinnbild der Schönheit, sondern auch das Symbol der Verschwiegenheit in Rom gewesen ist. Bei ernsten Versammlungen und heiteren Gelagen hing daher der Gastgeber eine weiße Rose an die Zimmerdecke als Zeichen, daß Alles, was hier gesprochen und gehandelt wurde, verschwiegen bleiben solle. Diese Sitte überdauerte selbst die Stürme der Völkerwanderung und verbreitete sich später bis Deutschland. Erst in der neueren Zeit erlosch allmälig der Gebrauch und hinterließ als letzte Spur seines Daseins uns die oben erwähnte Redensart.

Druck von L. Georges in Landau.

